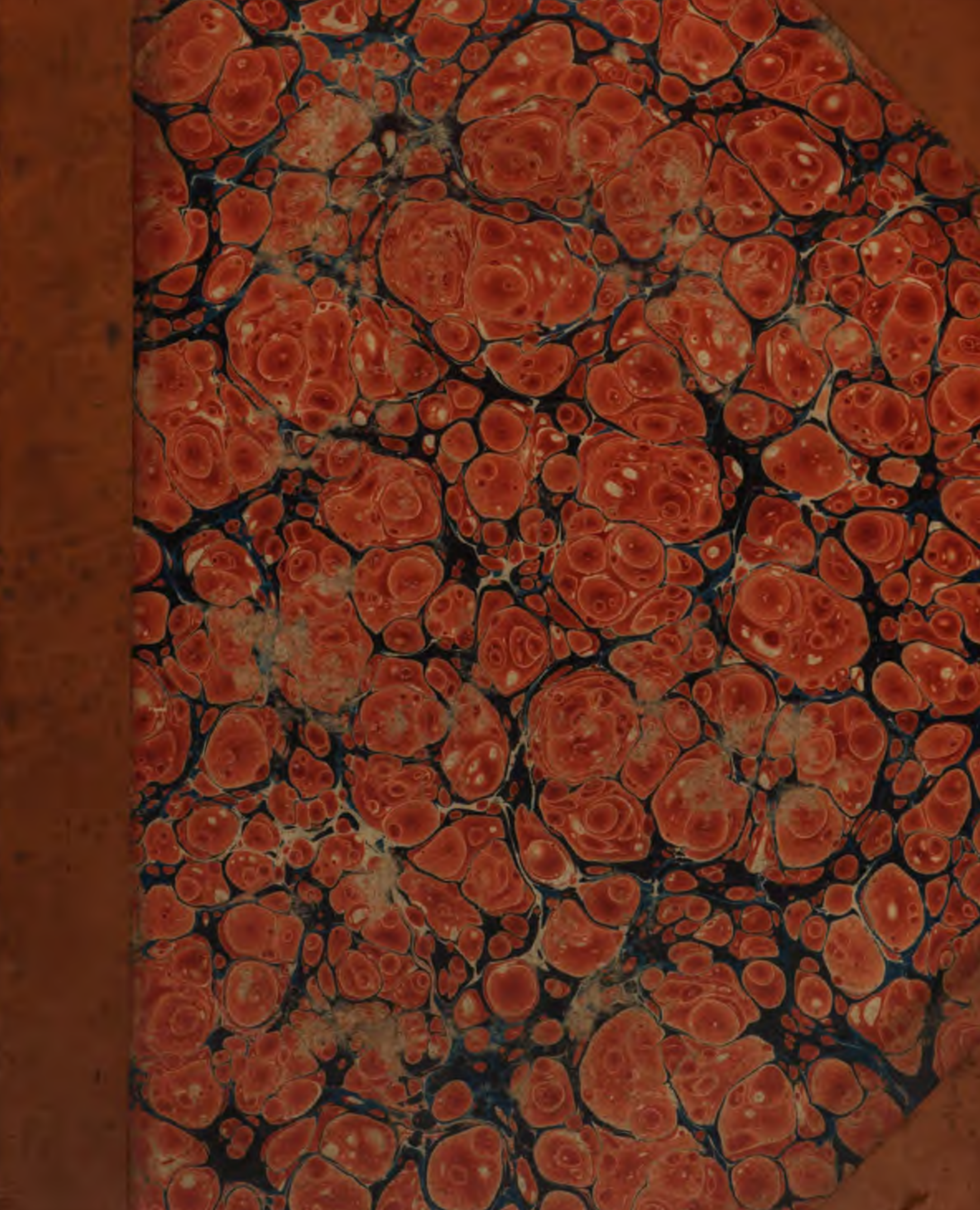
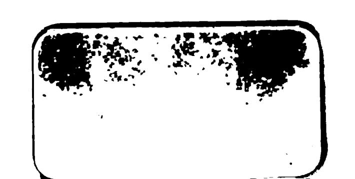
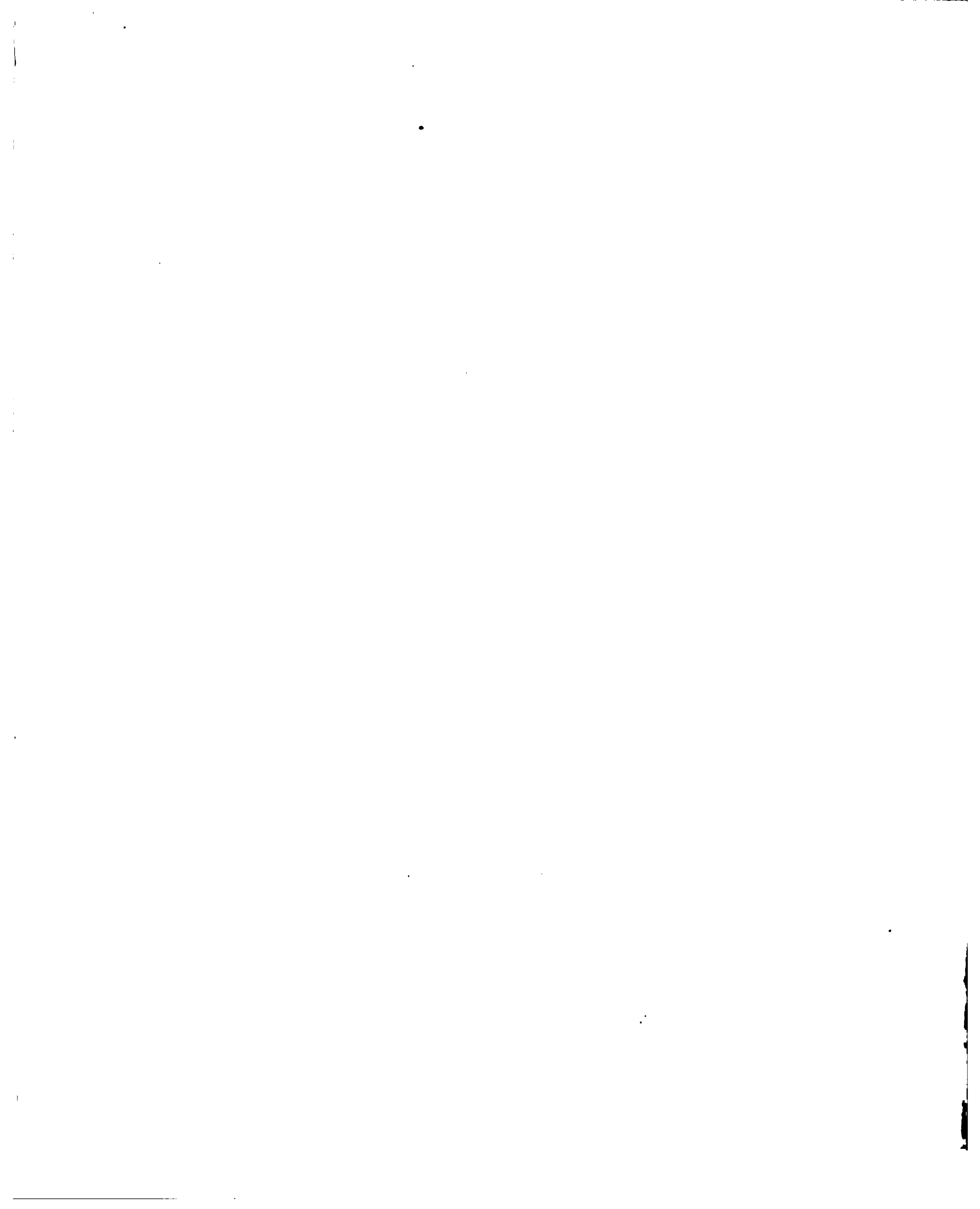






ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

NEUNZEHNTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1831.



ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

Freiburg, in d. Herderschen Kunst- und Buchhdlg: *Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg.* Erstes Heft. VI u. 299 S. Zweytes Heft. 299 S. Mit zwey Steintafeln. 1828. Drittes. Heft. 1829. 300 S. 8. (Zusammen 3 Rthlr.)

Zwar ist Rec. gegen die Herausgabe neuer Zeitschriften im Fache der Wissenschaft aus Gründen, die jedem nahe liegen müssen, schon seit Jahren mehr oder weniger eingenommen, zumal wenn sich der wesentliche Inhalt derselben nur auf Recensionen, Bücheranzeigen u. s. w. erstreckt: denn an solchen Zeitschriften ist fürwahr kein Mangel vorhanden, und es ist zuverlässig rathsamer zur Förderung der Wissenschaftlichkeit z. B. unter dem geistlichen Stande, wenn die Mitglieder desselben sich selbst von Zeit zu Zeit einzelne gute Schriften anschaffen und gründlich studiren, als wenn sie sich durch das gewöhnlich flüchtige Lesen einer Anzahl von Journalen die Zeit zersplittern, und so nur zu der oberflächlichsten Halbwisserey verleitet werden. Allein es würde ungerecht seyn, wenn wir dieses sonst gegründete Vorurtheil auf gegenwärtige neue Zeitschrift anwenden, und danach Zweck und Inhalt derselben beurtheilen wollten. In der katholischen Kirche ist einerseits die Anzahl theologischer Zeitschriften, welche dem besseren, reinwissenschaftlichen Geiste huldigen, nicht so bedeutend, und dergleichen scheinen auch wirklich weniger Glück zu machen, als man erwarten sollte; andererseits scheint unter dem niederen Klerus der deutschkatholischen Kirche (und hierüber klagen selbst angesehene Mitglieder dieses Standes), wenigstens in einzelnen Ländern, eine solche Anregung von Obenher nothwendiges Bedürfniss zu seyn, da ohne dieselbe, aus freyem Antriebe, nur wenig für das Fortschreiten in wissenschaftlicher Bildung geschehen dürfte. Und dieser Gedanke war es unfehlbar, welcher die Herausgabe gegenwärtiger Zeitschrift veranlasste. Der neue Erzbischof von Freiburg, Hr. Dr. *Bernard Boll*, äusserte nämlich beym Antritte seines Amtes (im Octob. 1827; die dabey stattgefundenen Feierlichkeiten werden am Schlusse des ersten Heftes ausführlich beschrieben) den Wunsch, dass, wie es in der Vorrede heisst, „eine Zeitschrift für den Klerus der gesammten Erzdiöcese zu Stande gebracht werden möchte, welche die merkwürdigsten neuesten Erscheinungen in der theologischen Gelehrtheit mit Beurtheilung zur Kenntniss brächte, um es den älteren Geistlichen zu erleichtern, mit den wissenschaftlichen Fortschritten der Zeit in Bekanntschaft zu bleiben, und ihnen zugleich den Stoff einer angenehmen Unterhaltung in den Stunden der Erholung in die Hände zu legen; den jüngeren Geistlichen aber zu ihrer Fortbildung und zur Erweiterung der Kenntnisse, die sie in ihrem schönen und wohlthätigen Berufe leiten und unterstützen, Anregung zu geben und verhilflich zu seyn". Diesem Wunsche ihres Vorgesetzten suchen nun die Herausgeber nachzukommen.

Was den Inhalt ihrer Zeitschrift betrifft, so bestehet zwar der grössere Theil der zwey ersten Hefte aus Recensionen, und er liegt in sofern ausser dem Bereiche unserer Kritik. Wir bemerken jedoch im Allgemeinen, dass überall eine zweckmässige Auswahl der zu beurtheilenden Schriften getroffen, und dabey auch Werke protestantischer Theologen berücksichtiget wurden. Enthalten einzelne Beurtheilungen mehr Auszüge, so sind andere reich an scharfsinnigen Bemerkungen, die den Leser zum weiteren Nachdenken anleiten werden. Dabey ist es vorzüglich zu loben, dass von jener gehässigen Polemik, wie sie in einigen (besonders in Baiern erscheinenden) katholisch-theologischen Zeitschriften vorzuherrschen pflegt, hier fast gar keine Spuren sich zeigen, wenn es auch oft unvermeidlich war, auf einzelne Streitpuncte einzugehen. Die Fächer, welche die Herausgeber berücksichtigen werden, sind der Ordnung nach, in welcher diess geschehen soll, folgende: die biblischen Wissenschaften, die Kirchengeschichte und Patristik, die Glaubens- und Sitten-Lehre, die Pastoralwissenschaft mit allen ihren Theilen, Katechetik, Homiletik und Liturgie, die Pädagogik und das Kirchenrecht.

Ausser den Recensionen finden wir noch einzelne Abhandlungen zu Anfange jedes Heftes. In den vorliegenden Heften enthält das erste eine Abhandlung *über das Mosaische Gesetz vom Jubeljahre* (S. 7—40), welche über die Weisheit dieses Gesetzes manche neue, von *Michaelis* übersehene Ansichten mittheilt. Das zweyte Heft theilt zwey Aufsätze mit: I. *Historisch-diplomatischer Bericht über eine Handschrift der la-*

teinischen Ueberſetzung des alten und neuen Teſtamentes nach Alkuins Ausgabe. Die hier ausführlich beſchriebene, in diplomatiſcher Hinſicht nach allen einzelnen Theilen, ſowie nach ihrem Urſprunge, geſchichtlich genau gewürdigte Handſchrift befindet ſich jetzt im Beſitz des Hn. *von Speyr* zu Baſel; und wenn auch, wie bekannt, dergleichen Abſchriften alter Ueberſetzungen für die Kritik und Exegeſe der bibliſchen Schriften von geringerem Nutzen ſind, ſo verdient doch dieſer Bericht, wegen ſeiner ſorgfältigen Unterſuchung und reichhaltigen Bemerkungen, die Beachtung eines jeden Literatoren. Das Reſultat der Unterſuchung iſt S. 67, daſs „Alkuin dem aus dem Hebräiſchen überſetzten alten Teſtamente des Hieronymus und deſſen Ausgabe des N. T., die letzter auf Geheiſs des Damaſus veranſtaltete, eine gleiche Sorge habe angedeihen laſſen, wie man die claſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer von Zeit zu Zeit einer Durchſicht und Berichtigung unterwerfen muſste, damit ihr Text, von Entſtellungen rein gehalten, an die Nachkommen überginge". Die beiden Steintafeln charakteriſiren durch genauen Nachſtich die Schreibart dieſer Handſchrift. — No. II: *Kurze Bemerkungen über einige oft wiederholte Klagen, mit denen man die Katholiſchen beläſtigt* — verſucht mit Ruhe und Mäſsigung das Ungegründete mehrerer Klagen, z. B. über Beſchränkung der Denkfreyheit, den „Alles *verdummenden*" Autoritätsglauben, die Hinderniſſe der Perfectibilität jeglicher Art, die Beſchränkung des Bibelleſens, das hohe Anſehen der Tradition, das höchſte Richteramt in Glaubensſachen — darzuthun, ohne jedoch den wahren Grund jener Klagen erkannt zu haben. Autoritätsglaube darf nie völlig blind ſeyn, z. B. an eine *infallible* Kirche, das Bibelleſen darf nicht durch Geſetz beſchränkt werden, denn *abuſus nunquam tollit uſum*; Tradition iſt nicht im Sinne der römiſch-katholiſchen Kirche (S. 83) eine „geprüfte hiſtoriſche Beurkundung in Sachen der Religion — ein hiſtoriſcher Glaube." Halten die ſieben Sacramente die hiſtoriſche Prüfung aus? — Mehr zeichnen ſich ſowohl durch die Darſtellung, als das allgemeinere Intereſſe, das ſie gewähren, die beiden im *dritten* Hefte enthaltenen Abhandlungen aus. No. 1 theilt eine *Denkſchrift zur Ehrenrettung Conſtantins des Groſsen* mit, und läſst die Feder des quellenkundigen, geübten Hiſtorikers nicht verkennen. Es giebt nur wenige der ausgezeichnetеſten Perſonen in der Weltgeſchichte, über deren Charakter und Handlungsweiſe ein ſo zweydeutiges Licht verbreitet wäre, als über Conſtantin den Groſsen. Daſs er derjenige Mann nicht war, den uns Zoſimus in ihm darſtellt, war Rec. feſt überzeugt; aber eben ſo ſtehen auch Euſebius und die chriſtlichen Väter auf dem anderen Extreme. Hier die Mittelſtraſse zu treffen, und auf derſelben zur Wahrheit zu gelangen, erfodert die unbefangenſte umſichtigſte Kritik; unſer Vf. hat dieſe zwar meiſterhaft gehandhabt, und eine Darſtellung geliefert, die nicht bloſs für den Theologen, ſondern noch mehr für den Forſcher der politiſchen Geſchichte, der ſie an dieſem Platze vielleicht weniger erwarten dürfte, von höchſter Wichtigkeit iſt. Im Einzelnen ſcheint er uns jedoch ſeinen Helden zu ſehr als Ideal gedacht zu haben: der Charakter Conſtantins, und mit ihm ſeine Handlungsweiſe, muſs wohl etwas Zweydeutiges an ſich gehabt haben, wenn wir auch dieſes durch den Drang äuſserer Verhältniſſe mehr oder weniger entſchuldigen wollen. Die traurigen Ereigniſſe in ſeiner Familie, ſein Betragen als Chriſt, insbeſondere gegen den Klerus, laſſen auf einen Charakter ſchlieſsen, dem das Gefühl der Menſchlichkeit und Offenheit nicht in dem Grade eigenthümlich war, daſs man ihm mit Recht das Prädicat *Maximus* (S. 104) beylegen durfte; und Rec. glaubt ſich nicht zu täuſchen, wenn er den Charakter des Vaters in ſeinen drey Söhnen, als Nachfolgern in der Regierung, abgeſpiegelt erkennt. — Die zweyte Abhandlung, deren Fortſetzung verſprochen wird, führt die Ueberſchrift: „*Religion und Philoſophie*, in freundſchaftlicher Entgegnung auf Hn. *Blaſche's* Princip, Tendenz und höchſtes Ziel des Proteſtantismus". Das Idealiſiren über Gegenſtände der Geſchichte, beſonders über Erſcheinungen des religiöſen Lebens der Menſchheit, muſs unvermeidlich in ein eitles Phantaſiren übergehen, wenn man mittelſt aprioriſcher Speculation, ohne gründliche Kenntniſs und Berückſichtigung deſſen, was wirklich geſchehen iſt, und was der Menſchheit weſentliches Bedürfniſs ſeyn und bleiben wird, ſich Traumgebilde ſchafft, die an der Wirklichkeit des äuſseren Lebens ſofort in ihr Nichts zerrinnen. Dieſs hat der Vf. ſeinem Gegner recht gründlich nachgewieſen, und er verdient von ſo manchen philoſophirenden Theologen geleſen zu werden, die von einem Chriſtenthume, einem Proteſtantismus ſprechen, welche die Geſchichte nie gekannt hat, und die groſse Menſchheit nie gebrauchen kann.

Als ein dritter Theil iſt dieſer Zeitſchrift ein Anhang beygegeben, in welchem erzbiſchöfliche Verordnungen, Nachrichten verſchiedenen Inhaltes, den Kirchenſprengel von Freiburg und die mit ihm verbundenen Suffragan-Diöceſen betreffend, auch Todesanzeigen verdienter Seelſorger, mit kurzem „*Lebensbeſchriebe*", wie es in der Vorrede heiſst, (und ſelbſt proteſtantiſcher verdienter Theologen, ſo der Nekrolog *Eichhorns* im I Hft. S. 263 fg., des Antiſtes *Heſs* zu Zürich im III Hft. S. 268 fg.) mitgetheilt werden. — Das Einzige, was wir an dieſer Zeitſchrift zu tadeln finden, iſt die beſonders in den beiden erſten Heften auffallende Ungewandtheit der Darſtellung, die noch durch die Menge von Provinzialismen, welche oft wahre Barbarismen ſind, erhöhet wird: auch hierin ſollte ſie, ihrem Zwecke gemäſs, Muſter zu werden ſuchen. Druck und Papier ſind übrigens gut. N. N.

HADAMAR, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung: *Die Paſtoralbriefe Pauli*, erläutert von Dr. *Aug. Ludw. Chriſtian Heydenreich*, herz. Naſſ. Kirchenrathe, erſt. Prof. der Theol. und Direct. des theol. Sem. zu Herborn. Nebſt Anhang einer

Uebersetzung der Schutzrede des heil. Gregor von Nazianz wegen seiner Flucht u. s. w. *Zweyter Band.* 1828. 488 S. 8. (2 Rthlr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 21.)

Dieser Band bringt uns die gewünschte Vollendung eines schätzbaren exegetischen Werkes. Da wir uns bereits über die innere und äussere Einrichtung desselben im Allgemeinen ausgesprochen haben, so bleibt uns jetzt bloss übrig, bey diesem und jenem einzelnen Theile seines Inhaltes etwas stehen zu bleiben, um ihn näher zu würdigen.

Wir erhalten hier den *zweyten Brief an d. Timoth., den Brief an den Titus, und die Rede des heil. Gregor.* Die Erklärung des ersten beginnt mit einer Einleitung, welche 77 S. füllt. Sie handelt 1) *von der Zeit der Abfassung dieses Schreibens* S. 3. Mit vielem Scharfsinne wird *zunächst* eine zweyte Gefangenschaft Pauli in Rom, so weit nur möglich, erwiesen; *sodann* aber die Meinung, dieser Brief sey gleichwohl im Anfange der ersten Gefangenschaft Pauli geschrieben, welche viele der berühmtesten Ausleger, unter welchen wir zu unserer Freude auch *Witsius* finden, (m. s. die obenangegeb. No. unserer A. L. Z.) auf ihrer Seite hat, ausführlich vorgelegt, und umsichtig geprüft. Hr. *H.* hat sich dabey meist an die Schrift ihres neuesten Vertheidigers, Hn. Pfarrer *Rink: Das Sendschreiben der Korinther an Paulum, und Pauli drittes Sendschreiben an die Korinther* (1823) S. 42 ff. gehalten, aber auch noch fünf andere Hypothesen, welche für das frühere Datum des Briefes angezogen zu werden pflegen, siegend bekämpft. Dann beginnt die Aufstellung der Gründe für die Behauptung, dass dieser Brief aus dem zweyten Verhafte seines Verfassers geschrieben sey, und zwar will Hr. *H.*, wie er selbst hinzufügt, nur auf die gewichtvollesten und überzeugendsten sich einschränken, deren denn *sechs* sind. Danach nimmt er das J. 66 oder 67 als die Geburtszeit unseres Briefes an. — *Hierauf* beschäftigt sich die Einleitung 2) mit der Frage: wo Timotheus sich aufgehalten habe, als Paulus dieses Schreiben an ihn erliess? S. 64. Ob in Ephesus oder nicht, bleibt zweifelhaft. Vielleicht in der Nähe von Ephesus, fast gewiss in Kleinasien. — 3) Wird der Zweck des Briefes aufgesucht S. 68, und in der Einladung des Timotheus, nach Rom zu kommen, verbunden mit Ermahnungen zur Treue in seinem Amte, gefunden. *Heinrichs* u. A. abweichende Meinung wird als ganz unhaltbar abgewiesen. — 4) Handelt Hr. *H.* von der Aechtheit des Briefes S. 71, hauptsächlich gegen *Eichhorn*, und endlich 5) von dem Inhalte S. 75.

Die Erklärung fängt S. 77 mit der *Inhaltsanzeige* des 1sten Cap. an. Wir geben diese letzte, und stellen mit ihr eine andere, nämlich von D. *Knapp*, zusammen, um zu zeigen, wie viel körniger sie seyn könnte:

Cap. I. 1. 2. *Ueberschrift, Gruss und Segenswunsch.* 3—5. *Dank gegen Gott für die bisherige, schon von seinen frommen Erzieherinnen vorbereitete, und von diesen auf ihn übergegangene Glaubenstreue des T., dem der Apostel seine zärtlichste Freundschaft bezeugt.* 6—14. *In dieser Glaubenstreue möge T. fortfahren, sie aufs neue in sich befestigen und beleben, und selbst unter den bedenklichsten Umständen unerschütterlich an ihr festhalten.* 15—18. *Er möge sich nicht scheuen, auch dem Apostel in seiner dermal. Gefangenschaft* u. s. w.	Cap. 1. *Laudatur fides Timothei. Admonetur idem, ne calamitates propter evangelium subire recuset. Animus in spem aeternae beatitatis per Christum erectus, rebus adversis haud infringitur. Fidentiae exempla et diffidentiae.*

Die Uebersetzung übergehen wir, und wenden uns zu einzelnen Stellen in der *Erklärung.* Cap. I, 1. S. 80. κατ' ἐπαγγελίαν ζωῆς τῆς ἐν Χρ. Ἰησ. wird nach Hn. *H.* am besten mit ἀπόστολος Ἰ. Χρ. verbunden, und für εἰς τὸ ἐπαγγέλλειν ζωὴν etc. genommen; κατὰ = πρὸς zeige den Zweck an. Rec. möchte im Einklang mit dem θέλημα θεοῦ das ζωῆς in ein Adjectiv verwandeln, und die ἐπαγγελία für Antrag oder Auftrag nehmen, folglich übersetzen: nach dem lebendigen (mündlichen) Auftrage, der ihm durch Ch. J. geschehen ist. Er kann nämlich nicht recht ergründen, wozu P. hier gerade den Zweck seines Berufes, und so unklar angiebt. Wenigstens kann ζωὴ hier nicht auf das ewige Leben bezogen werden, sondern müsste das Wandeln nach der Lehre J. bedeuten. Paulus giebt ausser im Römerbriefe den Zweck seines Lehramtes nicht in den Eingängen seiner Briefe an. Wozu auch? Wenigstens war dieses bey einem *zweyten* Briefe an einen christl. Bischof nicht nöthig. Aber nöthig war bey dem, was er sogleich von dem T. verlangt, eine höhere Autorität, eine unmittelbare Vollmacht von J. Christo. — Cap. I, 3. S. 84 bey ἀπὸ προγόνων sollte erinnert werden, dass ἀπὸ von einigen Auslegern für κατὰ τύπον genommen werde. — Cap. I, 6. S. 94. Was hier Z. 1 Hr. *H.* von dem Handauflegen sagt, ist wohl im Geist unserer Zeit, aber nicht im Geiste jener Zeit, da der Apostel schrieb. Was in diesem Verse über ἀναζωπυρεῖν erinnert wird, ist doch zu breit. Wer sollte einer solchen Auseinandersetzung bedürfen? — Cap. I, 7. S. 97. Unter σωφρονισμὸς will Hr. *H.* die Beherrschung und Mässigung aller bangen Gefühle, die gleichmüthige, stillheitere Ruhe in Leiden oder Gefahren verstehen. — Cap. I, 8. S. 100 scheint Hr. *H.* das ἐν δυνάμ. θεοῦ bloss aus dem Gedächtnisse, nicht aus dem Buche, geschrieben zu haben. Denn in diesem steht: κατὰ δύν. θ., *pro viribus a deo concessis.* — Cap. I, 9. S. 101. Sehr richtig und schön deutet Hr. *H.* das ἡμᾶς nur auf Paulus und Timotheus. Dadurch gewinnt die ganze Stelle sehr viel, wie alles Individualisirte lebendiger ist, als das ins Allgemeine Verfliessende. — Cap. I, 10. S. 103 φανερωθεῖσαν kann nicht ein Gegensatz von διδόναι seyn, sondern nur ein Effect davon, die äusserliche Erscheinung des Gegebenen. Unter θάνατος versteht Hr. *H.* nicht Verderben und Unglück überhaupt, sondern bestimmt: den Tod, den Fürsten des Todtenreiches 1 Kor. 15, 26. 55—57.

Ebr. 2, 14. 15. — S. 104. Zu rühmen ist die Auslegung der ζωὴ und der ἀφθαρσία, wenn wir auch nicht verschweigen können, dass sie gegen einige Einreden etwas schwer zu vertheidigen sey. Erwähnt hätte hier noch werden sollen, dass ζωὴ auch ein tugendhaftes, das moralische, Leben bedeuten könne. — Cap. I, 11. S. 106. Schön ist die Erklärung des inneren Verhältnisses, in welchem die drey Wörter κήρυξ, ἀπόστολος und διδάσκ. ἐθν. zu einander stehen: κ. bezeichnet den Beruf Pauli *überhaupt*, ἀπ. bezeichnet diesen Beruf als *göttlichen Auftrag*, δ. ἐθν. die *besondere Art seines* Berufes. — Cap. I, 12. Ebendaselbst. Treffend ist die Uebersetzung des οἶδα ᾧ πεπίστευκα durch: *auf wen ich meine Hoffnung gesetzt.* Aber der hier aufgestellten Erklärung des Wortes παραθήκη können wir nicht beystimmen. Denn das μοῦ, und selbst das φυλάξαι widersprechen, und unterscheiden diese Stelle von 1 Tim. 6, 20 und 2 Tim. 1, 14. 2, 2 zu deutlich. — Cap. I, 14. S. 111. Wenn Oekumen παραθήκην hier für πίστιν καὶ ἐπιμέλειαν τῆς ἐμπιστευθείσης αὐτῷ ἐκκλησίας erklärt, so setzt Hr. *H.* hinzu: „*An das Letzte ist hier schwerlich zu denken.*" Rec. glaubt, doch sey diess der Fall. — Cap. I, 15. S. 112. Hier hätte, nach so gewohnter Ausführlichkeit, um einiger Leser willen bemerkt werden sollen, dass ὧν für ἐξ ὧν stehe, und Asia für Kleinasien. — S. 112—114. Hier stimmen wir nicht mit dem Hn. *H.* in Ansehung der Vermuthung, Onesiphor sey damals schon todt gewesen, überein, und zwar des Ausdruckes wegen ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ. — Cap. II, 1—13. Meisterhaft und zugleich höchst praktisch für den jungen Theologen, als künftigen Prediger, ist die hier gegebene Uebersicht der Ermunterungsgründe, womit Paulus den Timotheus zu begeistern sucht. — Cap. II, 1. Da Hr. *H.* sonst nicht leicht ein Wörtchen übergeht, so hätte hier auch über οὖν gesagt werden können, dass es, wie Eustathius sagt, ἐν κυρίοις (τόποις) ἀναπληροῖ, was denn auch hier der Fall ist. — χάρις wird hier sehr gut durch πνεῦμα ἅγιον, τὸ ἐνοικοῦν ἐν ἡμῖν aus Cap. I, 14 erklärt. Aber ganz zu verwerfen dürfte die Erklärung *Lehramt* nicht seyn. Wenigstens scheint der nächste Vers gleichsam darauf zu dringen. — Cap. II, 3. S. 126. Hier war noch 1 Tim. 6, 12 zu citiren. — Cap. II, 6. S. 131 ff. wird πρῶτον nach dem Vorgange des Theodoret, Oekumen, Chrysost., Athanasius u. A. auf das τῶν καρπῶν μεταλαμβάνειν bezogen. — Cap. II, 8. S. 139. Sehr wohl gefällt uns die Erklärung des κατὰ τὸ εὐαγγ. μοῦ, und eben so Cap. II, 10. S. 143 die Erklärung von σωτηρία, wo auch die treffende Bemerkung steht: σωτηρία und σώζειν werde im N. T. häufiger von dem heilbringenden Einflusse Christi auf unser künftiges Schicksal, als von seinen Wohlthaten schon in diesem Leben gebraucht. — Cap. III, 6. S. 183. Bey der Redensart ἐνδύνειν εἰς etc. hätten wir gewünscht, Einiges aus *Rosenmüllers* Scholien über diese Stelle angeführt zu sehen. Wir halten V. 6—7 für einen charakterisirenden Ausdruck der satirischen Laune Pauli. Daher denken wir bey γυναικάρια an Niedlichkeit, Zartheit, wogegen dann das σεσωρευμένα recht witzig zum Mitleiden aufreizen soll. — S. 185. Z. 14 v. u. scheint nach ὑπὸ τοῦ πλήθους das τοῦ ausgelassen zu seyn. — Cap. III, 11. οἵους διωγμοὺς etc. hält Hr. *H.* für einen für sich bestehenden Satz, was wir nicht zugeben können. Es müsste denn seyn, dass man mit *Battier* in der *Bremischen Bibl. Class.* VIII. S. 956 auch schon οἷά μοι ἐγένετο etc. für einen Ausruf halten wollte. Man sehe darüber *Wolfii curae* an diesem Orte nach. Wie schön reiht sich nämlich der obige Nachsatz zu den ersten Worten des Verses! — Cap. III, 13. Bey γόητες wären Lucians Todtengespräche, z. B. X, 10. III, 3. XIV, 9, anzuführen gewesen. Wir bemerken noch, dass die Verbindung der Verse 12. 13 nicht nothwendig sey. *Knapp* trennt sie völlig. — Cap. III, 16. 17. Vortrefflich! Aber Hr. *H.* citirt bloss aus dem Gedächtnisse. Desswegen schreibt er κατηγ., wo ἐλεγ. stehen sollte. — Cap. IV, 8 wird ὁ τῆς δικαιοσύνης στέφανος durch *Kranz der gerechten Vergeltung*, der *rechtmässig* verdiente Preis, schön erklärt.

Den *Brief an den Titus* beginnt eine *Einleitung* S. 223. Sie handelt von *den persönlichen Verhältnissen und den Lebensumständen des Titus, dem Datum, Zweck, Inhalt* und der *Authentie* des Briefes, alles sehr ausführlich. Das Schreiben selbst wird von S. 250 an übersetzt, und mit dem nämlichen Fleisse erklärt, wie die beiden vorhergegangenen Pastoralbriefe. Wir bemerken nur Folgendes. Cap. II, 3. S. 294 wird κατάστημα auch auf die ganze Gemüthsverfassung ausgedehnt, und Basil. M. und Ignatius zur Bestärkung dieser Meinung angeführt. — Cap. II, 11 beruft sich Hr. *H.* auf seine *Quartalschrift für Predigerwissenschaften* Bd. 1. Hft. 1. S. 80 ff. Rec. fürchtet nur, dass viele Leser diese Zeitschrift nicht einsehen können. — Cap. II, 13. S. 315 neiget sich der Erklärung der ἐπιφανεία τῆς δόξης etc. zu, welche diesen Ausdruck für „*unsere eigene Verherrlichung*" nimmt. Eine Auslegung, die wir hart nennen müssen.

Die auf dem Titel bemerkte *Schutzrede* u. s. w. findet man S. 349 ff. eingeleitet, übersetzt und mit 40 gelehrten Anmerkungen begleitet. Rec. muss der mühevollen und mit der äussersten Sorgfalt behandelten Arbeit des Hn. *H.* alles Lob zugestehen, und thut dieses um so lieber, je weniger er sich mit der Verdeutschung einer so trockenen Rede hätte befassen mögen. Indessen urtheilt der sel. *Stäudlin* in seiner Geschichte der Sittenlehre Jesu Bd 2. S. 286 sehr vortheilhaft von ihr. Mit einem 2ten kurzen Anhange S. 482, nämlich der *Uebersetzung der ersten und kürzeren Rede, welche Gregor nach seiner Rückkehr nach Nazianz am Osterfeste gehalten hat, Orat.* 41, wird das sehr empfehlungswerthe Buch beschlossen.

χμς.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1831.

JURISPRUDENZ.

BERLIN, b. Mylius: *Beyträge zur civilistischen Bücherkenntniss der letzten* 40 *Jahre*, aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen und den Vorreden, besonders zu den Theilen des civilistischen Cursus, zusammen abgedruckt und mit Zusätzen begleitet vom Geheimen Justiz - Rath Ritter *Hugo* in Göttingen. Beylage zum civilistischen Cursus und dem civilistischen Magazin. Erster Band. 1788—1807. VIII u. 540 S. 1823. Zweyter Band. 1808—1827. XII u. 750 S. 1829. 8. (Zusammen 3 Rthlr. 12 gr.)

Diese zwey Bände enthalten eine Sammlung von öffentlichen Beurtheilungen, welche der Vf. seit dem Jahre 1788, in welchem er zuerst als Recensent auftrat, bis zum Schlusse des Jahres 1827, also in einer Zeit von 40 Jahren, in den Göttingischen gelehrten Anzeigen hat abdrucken lassen. Gewiss ist dieser um die Rechtswissenschaft so sehr verdiente Schriftsteller auch als Recensent stets bemüht gewesen, das Bessere der Literatur vor dem Schlechteren auszuzeichnen, und ihm als Kritiker gebührt das Lob, mit grosser Unbefangenheit auf fremde Mängel aufmerksam gemacht zu haben. Dass bey dieser Gelegenheit manche recht gute Bemerkung ausgesprochen, oder ins Gedächtniss zurückgerufen sey, wird eben so jeder Unparteyische dankbar anerkennen. Durch rastlose Thätigkeit bey seinen Forschungen und fortdauernde Bemühungen ist es *Hugo* gelungen, vorzüglich im Gebiete des römischen Rechts manches Dunkel aufgeklärt, manchen Zweifel beseitigt zu haben; ist demselben das grosse Verdienst zuzuschreiben, das bis dahin so sehr vernachlässigte Studium der römischen Rechtsgeschichte in einem hohen Grade geweckt und befördert zu haben. In dieser Rücksicht ist der Vf. der Erste, welcher durch die geschichtliche Bearbeitung des römischen Rechts ein neues Leben verbreitete, in welchem Streben er viele gründliche und gelehrte Nachfolger gefunden hat. Und schon aus diesem Grunde verdient jede Bemühung desselben eine besondere Beachtung.

So gern nun Rec. alles diess anerkennt, so wenig vermag er die Bedenklichkeiten, welche ihm in Ansehung des Zweckes des vorliegenden Buches entgegentraten, ganz zu unterdrücken. Die erste Frage betrifft das Unternehmen selbst, und hiebey darf Rec. nicht verhehlen, dass es an einem eigentlichen Bedürfnisse desselben gefehlt zu haben scheint. Mag immerhin jede einzelne Anzeige des Herausgebers zu der Zeit, in der sie geschah, zur Bekanntmachung und etwaigen Würdigung der beurtheilten Schrift selbst nicht nutzlos gewesen seyn: wozu war es nöthig, sie nach einer Reihe von Jahren, nachdem jene angezeigte Schrift schon längst genugsam bekannt und ihrem ganzen Werthe nach gewürdigt ist, wiederholt dem gelehrten Publicum vorzulegen? Wer wird es bey Schriften, welche eine wiederholte Auflage erlebten, und dieser giebt es doch unter den hier angezeigten eine grosse Menge, nicht zwecklos finden, jetzt noch auf Fehler und Mängel, welche die Verfasser früher begingen, aufmerksam zu machen, wo jene selbst längst verbessert sind? Und wozu der Wiederabdruck solcher Recensionen, welche so wenig in das Detail eingehen, dass häufig der Leser fast nicht mehr erfährt, als dass die Schrift erschienen sey? Höchstens kann also der Vf. bey diesem Unternehmen nur einen untergeordneten Zweck vor Augen gehabt haben, den ein Freund und persönlich Bekannter freylich wohlwollender beurtheilt, als ein unparteyischer Recensent.

Ausser der Vorrede, welche sich bey jedem Bande findet, enthält der erste eine Einleitung S. 1—42. Der Vf. sucht zunächst in derselben darauf aufmerksam zu machen, wie vorzugsweise durch seine Bemühung eine bedeutende Veränderung in der Rechtswissenschaft vorgegangen sey, wenigstens unter den Deutschen, in der Art, dass man angefangen habe, auf die gelehrte, auch wohl wissenschaftliche Seite des Rechts einen grösseren Werth zu legen. Schon das an die Stelle des Beywortes *elegant* getretene *geschichtlich* deute eine solche Veränderung an. Während früher man sagen konnte: *ad galantismum pertinet, Germanistam se profiteri*, so habe jetzt der Strom der Mode von anderen Fächern unserer Wissenschaft eine grössere Zahl von Bearbeitern dem civilistischen zugewandt, so dass eine Menge Civilisten erst durch die Umstände, wohl gar durch die Regierung veranlasst wurden, sich auf das deutsche Privatrecht oder ein anderes nicht civilistisches Fach zu legen. Bey dieser Behauptung kann wohl nur das zugegeben werden, dass in neuerer Zeit die geschichtliche Bearbeitung des römischen Rechts zur Mode geworden, und die früher so übliche prakti-

sche Erörterung desselben theilweise verdrängt worden ist; und darauf hat auch der Vf. einen nicht unbedeutenden Einfluss gehabt. Anderentheils glaubt aber Rec. nicht, dass das deutsche Recht oder andere Fächer der Rechtswissenschaft in unseren Tagen vernachlässigt werden.

In der Einleitung folgen dann: I. eine *Schilderung des Zustandes, wie er vor vierzig Jahren war;* II. eine *Zusammenstellung der damaligen Bearbeiter;* III. *Nachrichten über die frühere Bildung des Verfassers;* IV. *Allgemeine Bemerkungen über die folgenden Anzeigen*, wovon wir nur Einiges auszeichnen wollen, was sich auf die Würdigung der Arbeiten früherer Rechtsgelehrten bezieht. Nachdem der Vf. unter No. 1 einige oberflächliche Notizen von dem vor 40 Jahren für die Praxis, für die Philosophie des Privatrechts und die Geschichte des römischen Rechts Geleisteten mitgetheilt, oder vielmehr nach den gangbaren Büchern zusammengestellt hat, geht er No. 2 zu den damaligen Bearbeitern des römischen Rechts selbst über. Hier wird jedoch eben so sehr einiges Detail vermisst; auch scheint der Vf. mit einseitiger Würdigung und Ueberschätzung eigener Verdienste fremde Bemühungen herabzusetzen, und in den Hintergrund zu stellen. Er beginnt aus Gründen mit der hohen Schule zu Göttingen, wobey er die damaligen Professoren aufführt mit einigen Bemerkungen über dieselben. Besonders ist Rec. die gegen *Claproth* vom Vf. S. 12 vorgebrachte Sage: seine Weisheit sey aus den Heften seines verstorbenen Oheims genommen, welche als eine jetzt vergessene angeführt wird, aufgefallen, noch mehr aber das Urtheil, welches sich über *Möckert* daselbst findet: „seine Berufung sey einer der unglücklichsten Missgriffe, welche in der Geschichte der dortigen hohen Schule vorkommen, und sein in den ersten 10 Jahren erfolgter Tod eine Wohlthat des Himmels für Göttingen gewesen, wobey es sich gezeigt habe, was Tacitus sagt: *non esse diis curae securitatem nostram, esse ultionem*". Sehr kurz gefasst ist die Angabe der Rechtslehrer auf anderen Hochschulen. Unter den Civilisten derselben, bemerkt der Vf., werde es ihm schwer, die schon damals bedeutendsten auszuheben, da er von den meisten keine Dissertationen gelesen habe, und Dissertationen doch fast alles sey, was man ausser ihrem Hörsaale und dem Spruchcollegium von ihnen erfuhr. Selbst *Webers* Verdienste scheinen nicht anerkannt zu werden, welchen *Höpfner* in seinem Commentar mit so gebührendem Lobe unter seinen Zeitgenossen auszeichnete.

Ueber die einzelnen vom Vf. gelieferten Recensionen lässt sich im Ganzen an diesem Orte wenig sagen; nur Folgendes mag erwähnt werden. Es sind durchweg auch die eigenen Schriften von dem Vf. in den Götting. Blättern angezeigt worden, selbst bey jeder erschienenen neuen Auflage; diese Anzeigen nehmen daher einen nicht unbedeutenden Platz auch in dieser Sammlung ein, in welcher der Herausgeber mit sich selbst beginnt, und mit sich selbst beschliesst. Denn so wie die erste Anzeige des Vfs. Inauguraldissertation *de bonorum possessionibus* zum Gegenstand hat, so betrifft die letzte das civilistische Magazin Bd. VI. Hft. 1. Als ein Beytrag zur civilistischen Bücherkenntniss finden sich aber auch die Vorreden zu den Schriften des Vfs. hier abgedruckt, weil es ihm am natürlichsten schien, eine Vorrede als eine Selbstrecension anzusehen, wesshalb er sie mit den Anzeigen verbinden zu müssen glaubte, und diess um so mehr, da er die Vorreden der älteren Ausgaben seiner Schriften nie vollständig, und selten auch nur im Auszuge bey den späteren aufgenommen hätte. Jedoch finden sich hier nicht alle Vorreden ohne Unterschied; manche sind, gewiss nicht ohne Grund, weggelassen worden.

Was die Anzeigen fremder Schriften anlangt, so lässt es sich schwer angeben, welchem Plane der Vf. in Rücksicht der Auswahl der zu beurtheilenden Literatur selbst gefolgt sey. Es finden sich nämlich nicht bloss Beurtheilungen über Schriften, welche auf die römische Rechtsgeschichte sich beziehen, für welches Fach der Vf. unstreitig am meisten seine Meisterschaft bekundet hat, und hier selbst wohl ohne strenge Auswahl, sondern auch über praktische Schriften des römischen Rechts, über solche, welche das germanische Recht, das Kirchenrecht und Criminalrecht zum Gegenstand haben, über processualische Schriften, Encyklopädieen, Grundrisse, über Schriften publicistischen, naturrechtlichen, philosophischen Inhaltes. Selbst Schriften, welche die neueren Landrechte betreffen, sind nicht unberücksichtigt geblieben, und zuweilen, jedoch nur selten, finden sich solche beurtheilt, welche gar nichts für die Rechtswissenschaft enthalten, wohin namentlich die Anzeige von *Böckmann's* Versuch über Telegraphik und Telegraphen u. s. w. (Bd. I. S. 335 ff.) gehört. In allen diesen Fächern dürfte aber der Vf. gewiss nicht als ein auf gleiche Weise competenter Richter erscheinen. Den Mangel an einem festen Plane bey seinen Beurtheilungen räumt er (in der Einleitung S. 36) selbst mit folgenden Worten ein: „Ein Fehler meiner Anzeigen, ich wünschte freylich, es wäre der grösste von allen, ist der Mangel an einem festen Plane, von welchen Büchern ich eine machte, und von welchen nicht". Darauf, dass die Redaction ihm ein Buch zutheilte, fügt er hinzu, sey es besonders in der letzten Zeit sehr selten angekommen; aber auch bey Büchern, welche er der Mühe werth hielt anzuzeigen, sey es sehr oft nicht geschehen wegen Saumseligkeit, wodurch endlich ein anderer Mitarbeiter veranlasst worden sey, sich der Sache anzunehmen. Doch auch ohne jenen Zufall sey manche Anzeige in der Geburt erstickt, selbst wenn schon, was oft das Schwerste sey, der Anfang gemacht worden war. Zu den Gründen des Unterlassens sey auch der zu rechnen, dass in einer neuen Ausgabe eines seiner Lehrbücher schon Gelegenheit gewesen war, diese oder jene Schrift zu empfehlen. Ein fernerer Umstand, welcher die Lückenhaftigkeit dieser Nachrichten veranlasste, seyen die persönlichen Verhältnisse gewesen, in welchen er zu manchem Verfasser, etwa als seinem Collegen, stand; denn Schriften seiner Collegen habe er nur äusserst selten anzuzeigen gewagt. Zudem habe er den Grundsatz befolgt, wenigstens bey

einigen der noch lebenden Juristen, welche er nur mit Einschränkung loben konnte, die Beurtheilung ihrer Schriften lieber anderen Mitarbeitern zu überlassen. Diese Motive mögen also in obiger Rücksicht als absolut entscheidend angesehen werden, und wir können um so weniger mit dem Vf. darüber rechten, als er meist nur als ein Freywilliger mitarbeitete.

Aber die so große Kürze und Oberflächlichkeit, besonders bey Beurtheilung mancher Schriften, deren Inhalt dem Vf. mehr fremd gewesen zu seyn scheint, dürfen wir hier gewiss rügen, da sie mehr ihm selbst, als dem Plane der Göttingischen gelehrten Anzeigen, zur Last fällt. Nirgends verkennt jedoch Rec. auch in diesen Anzeigen ein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft und Strenge bey der Beurtheilung, wenn gleich in einem verschiedenen Grade. Es mag ferner zugegeben werden, dass in diesen Anzeigen manche recht scharfsinnige und originelle Bemerkung des Vfs. sich vorfindet, und dass im Speciellen nicht leicht ohne Grund getadelt sey; sehr häufig wird aber von dem Hauptgegenstande der Kritik so abgelenkt, und der Vf. beschränkt sich auf so allgemeine Urtheile, dass der Leser selbst ungewiss ist, ob die Anzeige mehr lobend, oder tadelnd seyn solle. Freylich ist diess für einen Recensenten die beste Art, sich zu helfen, zumal bey Schriften, welche er zur Zeit nicht ihrem ganzen Umfange nach würdigen will oder kann. Ueberhaupt aber hat der Vf. als Recensent es vorgezogen, durch allgemeine Andeutungen den Werth einer Schrift zu bezeichnen, und es ist wohl nur eine seltene Ausnahme zu nennen, wenn er den Inhalt der Schrift mit einigem Detail mitgetheilt hat. Mit besonderer Vorliebe verweilt er bey Sprachbemerkungen und römischen Kunstausdrücken, und nicht selten werden solche Gegenstände, welche für die Sache selbst wenig oder gar nichts austragen, mit ziemlicher Ausführlichkeit besprochen.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit wird den Schriften zu Theil, welche für die Geschichte des römischen Rechts von Belang sind, und man kann mit Recht sagen, dass über diese dem Vf. vor anderen ein Urtheil zustand. Durchaus zeigt er sich als ein würdiger Beschützer und Vertheidiger der Schule, welche er als die seinige ansehen konnte, da sie vorzüglich von ihm ausging oder begründet wurde, nämlich der historischen Schule, welche jedoch weniger durch die Art der Behandlung von Rechtsmaterien, als vielmehr durch nähere oder entferntere Freundschaftsverhältnisse ihr Daseyn zu haben scheint. *Savigny's* Schriften und denen seiner Freunde wird daher stets lauter Beyfall ertheilt. Wie sehr aber der Vf. bey seinen Anzeigen auf persönliche Bekanntschaft aus früheren oder späteren Zeiten Rücksicht nahm, davon überzeugt man sich von Neuem durch diese Sammlung, indem sehr häufig in den einzelnen Beurtheilungen sowohl, als in den Noten, hierüber ein Genaueres gesagt wird. Mit grösserer Unparteylichkeit konnte *Hugo* daher nur über Schriften unbekannter Verfasser urtheilen, und hier glaubt Rec. bemerken zu müssen, dass fast durchgängig mehr Unbefangenheit, Freymüthigkeit und Härte sichtbar ist, namentlich bey solchen Verfassern, welche gegen ihn selbst oder gegen diejenigen, welche er hochschätzte, ihre Ansichten geäusert hatten. Aber durch zu harten und bitteren Tadel musste er auch mit Manchem in heftige Fehden gerathen.

Die einzelnen Beurtheilungen folgen in chronologischer Ordnung. Der erste Band enthält die Anzeigen vom Jahr 1788 bis zum Jahree 1807, der zweyte die der folgenden Zeit bis zum Jahre 1827, wie auch auf den Titeln bemerkt ist. Nur einige sind weggelassen, und zwar absichtlich; andere wurden aus einem Versehen übergangen, und nur bey einer wiederholten Durchsicht in den Göttingischen gelehrten Anzeigen aufgefunden; sie selbst sind in einem Nachtrag, welcher sowohl dem ersten als dem zweyten Bande beygegeben ist, uns aufbewahrt. Diese Nachlese bezieht sich jedoch nur auf die früheren Jahre, so dass beide Nachträge zum ersten Bande gehören. Wo der Vf. in den früheren Anzeigen sich weniger richtig ausgedrückt hatte, und überhaupt, wo Kunstwörter ehemals falsch gebraucht wurden, hat er diess durch ein mit Klammern eingeschlossenes Kreuz (†) bemerkt. Bey diesem Abdruck sollte nichts stillschweigend geändert werden, weil entweder die Zuverlässigkeit des Ausdrucks bey einer stillschweigenden Verbesserung gelitten hätte, oder eine eigene Anmerkung bey jedem solchen Worte nicht der Mühe werth gewesen wäre. Aber der Vf. wollte doch überall selbst beym Ausdrucke darauf aufmerksam machen, wenn er jetzt etwas nicht mehr so gesagt haben würde, wie ehemals. Durch die eingeschalteten Kreuze sey nun vielleicht für Manchen das Lesen dieser Beyträge etwas unangenehmer, wenigstens mühsamer geworden, auf der anderen Seite seyen jene aber gewissermasen belehrend, da man an so vielen Beyspielen sehe, was der Vf. an dem, was er ehemals geschrieben habe, und freylich denn auch an Manchem, was Andere noch schreiben, missbillige (s. die Vorred. S. VIII). Jedesmal ist das Jahr, das Stück und die Seite der Göttingischen gelehrten Anzeigen, wo die einzelne Beurtheilung sich findet, genau angegeben, und für die Vorreden die Seite des Originals. In den mit grösseren Buchstaben gedruckten Noten finden sich einzelne Zusätze oder anderweitige Bemerkungen und Notizen.

Beide Bände enthalten endlich ein Register. Das des ersten Bandes, wie der Vf. sich (in der Vorr. S. VIII) ausdrückt, nur ein Vorläufer, giebt die im ersten Bande beurtheilten Schriften an, das des zweyten Bandes dagegen, welches sich auf den ganzen Inhalt beider Bände bezieht, liefert eine vollständige Nachweisung über die angezeigten Werke und sonstige Bemerkungen. Druck und Papier sind lobenswerth.

C.

PSYCHOLOGIE.

HEIDELBERG u. LEIPZIG, b. Groos: *Untersuchungen über die moralischen und organischen Bedingungen des Irreseyns und der Lasterhaftigkeit.* Aerzten und Rechtsphilosophen zur Würdigung

vorgelegt von Dr. *Fr. Groos*, dirigirendem Arzte an der Irrenanstalt zu Heidelberg. 1826. VI u. 88 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. giebt hier einen Versuch, die verschiedenen Meinungen mehrerer Gelehrten über die moralischen und organischen Bedingungen des Irreseyns auszugleichen, und sie mehr einander zu nähern. Er berücksichtigt *Heinroth*, *Grohmann* und *Nasse*. Der Erste geht vom moralischen, als dem höchsten, Standpuncte aus, beurtheilt das ganze Menschenleben im Verbrecher vom ersten Anfang an und von dessen erster Einwilligung in die Sünde u. s. w. Der Zweyte geht nicht mehr vom höchsten transcendentalen, aber vom höchsten irdischen, nämlich vom psychologischen Standpuncte aus u. s. w. Der Dritte vertheidigt die Meinung, dass das Irreseyn stets von einer körperlichen Krankheit abhängig sey, die Seele selbst aber als freyes und einfaches Wesen nie erkranken könne u. s. w.

Erster Abschnitt. *Von den Bedingungen des Irreseyns.* Der Vf. tritt der Annahme *Heinroths* über die Bedingungen des Irreseyns bedingungsweise bey, zeigt aber auch, dass derselbe sich auf einen idealischen Standpunct geschwungen hat, von welchem aus die gesammte Menschheit zu betrachten nicht möglich, und dass er somit in seiner Annahme zu weit gegangen ist. Weiterhin macht der Vf. auf mehrere Puncte, welche *Heinroth* gleichsam als Axiome aufstellt, aufmerksam, und zeigt, dass sie sich nicht durch alle Regionen des gestörten Seelenlebens durchführen lassen, sondern nur ausnahmsweise gelten können. Sehr wahr erinnert der Vf. S. 23 daran, dass jenes Ideal, stets in Gott zu leben und dadurch frey zu seyn, so wahr es ist, doch nur offenbar eine Aufgabe für die geistige Quintessenz der Menschheit sey, nicht mehr für das Sediment und die Hefe derselben. „Diese Hefe, sagt er, aus der, laut der unbestrittensten täglichen und kläglichen Erfahrung, das Gros der Menschheit besteht, will und bedarf doch auch, so gut wie es einen Rechtscodex für Sclaven und eine *Pharmacopoea pauperum* giebt, ihr eigenes unparteyisches Recht, ihre eigene psychische Arzneywissenschaft und ihre eigene Apotheke. Diese menschliche Hefe nach dem höchsten Ideal richten wollen, hätte das juristische Wort gegen sich: *summum jus, summa injuria* u. s. w. Eine Wahrheit, die im gewöhnlichen Leben sowohl als auch in der Jurisprudenz nicht genug beachtet werden kann und häufig übersehen wird.

Der zweyte Abschnitt: *Von den Bedingungen der Lasterhaftigkeit* enthält eine Beurtheilung der Verbrechen vom Standpuncte der moralischen Freyheit aus nach *Heinroth*, der den Grundsatz aufstellt: dass der Mensch es sich immer selbst zuzuschreiben habe, wenn er die Freyheit verliere und unfrey werde, dass in sofern ihm auch die Verbrechen zur Last fallen; denn er kann die Sünde besiegen, wenn er will, er kann es wollen, denn er ist frey. Der freye Wille ist unüberwindlich: es liegt in seiner Natur u. s. w. Nachdem der Vf. noch einige der wichtigsten Puncte aus dem *Heinroth*'schen Systeme der psychisch-gerichtlichen Medicin zur Erörterung herausgehoben hat, geht er S. 49 zur Ansicht *Grohmanns* über, welcher der Ansicht *Heinroths* entgegen behauptet, dass die psychischen Kräfte des Menschen als Naturkräfte, wie die physischen, der Ausartung unterworfen seyen, und selbst die moralische Kraft, die Freyheit des Willens, gilt ihm eigentlich nur für eine Abstraction, die man *in concreto* und in der Erfahrung vorzufinden nicht erwarten muss u. s. w. Der Vf. zeigt nun, dass *Grohmann* nicht in dem Masse Unrecht hat, wie *Heinroth* glaubt; dass die Freyheit und Reinheit der Seele mehr oder weniger von der Ausbildung der Geisteskräfte und der gesunden Beschaffenheit des Körpers abhängen, und dass selbst nicht einmal die legalärztliche Freyheit des Willens sich philosophisch bewähre, da sie doch als bestimmt und unbedingt angenommen werde. S. 71 gelangt der Vf. nach klarer und lichtvoller Untersuchung mehrerer Ansichten über die Freyheit des Willens zu der Frage: ob der Gerichtsarzt den Verbrecher bey Lebzeiten für zurechnungsfähig der Todesstrafe erklären könne, welche natürlich verneinend beantwortet wird. Wir machen überhaupt auf mehrere Fragen, welche der Vf. hier aufwirft, aufmerksam. S. 73 spricht er seine Ueberzeugung als Resultat der bisher angestellten Untersuchung aus: „die Zurechnungsfähigkeit, heisst es, diese Basis der Legalmedicin und des Criminalrechts, ist, in Bezug auf gesetzliche Todesstrafen, in Bezug auf gesetzliche Rache und Marter als Vergeltung der Missethat, ein unphilosophischer, ein unmenschlicher, ein in Gottes Richteramt frevelnd eingreifender und daher sündlich anmassender, ein aus dem wilden Völkerleben und aus der Tiefe der Rachsucht des menschlichen Herzens emporsteigender, in die Theologie, in die Jurisprudenz und in die Legalmedicin eingeschlichener, und da endlich sich auf den Thron erhobener Begriff, der nun wie eine falsche Gottheit sich verehren, und wie ein Moloch Menschenopfer zu tausenden sich zuführen lässt." Im weiteren Verlaufe dieser Untersuchungen erklärt sich der Vf. über Zurechnungsfähigkeit, Gerechtigkeit und Strafen. Diese seine Ansichten, der Abdruck eines edlen und frommen Geistes, sind keines Auszugs fähig, und schwerlich möchte die Kritik ihnen in den Weg treten können. Rec. versichert wenigstens, dass er diese Untersuchungen mit wahrem Genusse gelesen habe, und wünscht, dass sie in die Hände vieler Aerzte und Juristen gelangen mögen.

W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

MEDICIN.

Wien, b. Heubner: *Ueber den Bau und die Krankheiten der Bindehaut des Auges, mit besonderem Bezuge auf die contagiöse Augenentzündung.* Nebst einem Anhange über den Verlauf und die Eigenthümlichkeiten der letzten unter der Garnison von Wien vom Jahre 1812 bis 1827. Von *Burkard Eble*, Doctor der Medicin, k. k. Oberfeldarzte und Prosector an der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie. 1828. XIV u. 255 S. gr. 8. Mit 3 illuminirten Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Der Vf. war mehrere Jahre bey den Augenkranken des Garnisonspitals in Wien angestellt, und hatte während dieser Zeit Gelegenheit, viele von der contagiösen Augenentzündung befallene Soldaten zu beobachten. Dadurch wurde er schon dahin geleitet, der Beschaffenheit der Bindehaut des Auges auch im gesunden Zustande vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken. Sein Bestreben, den Bau dieser Haut genau kennen zu lernen, wurde aber noch durch die Anstellung als Prosector bey der Josephs-Akademie gefördert, und so entstand diese, in anatomischer und pathologischer Beziehung gleich lehrreiche Schrift, in welcher sich der Vf. als genauer und eifriger Anatom und Arzt in dem vortheilhaftesten Lichte zeigt. Nur rücksichtlich des Stiles hätten wir mehr Kürze, Gedrängtheit, weniger Wiederholungen und Redseligkeit gewünscht.

Der Vf. betrachtet gewiss mit Recht die Bindehaut als eine Schleimhaut eigenthümlicher Art. Rec. freut sich, hier dieselbe Meinung ausgesprochen zu finden, die er stets in seinen Vorlesungen behauptet hat, dass man nämlich nicht alle Gewebe, die dem Ansehen nach einander ähnlich sind, für ganz gleich erklären müsse, weder in anatomischer noch physiologischer Beziehung, dass man demnach unrecht hat, wenn man die Bindehaut der Augenlieder mit der Nasenschleimhaut, die Bindehaut des Augapfels mit den serösen Häuten anderer Organe ganz gleich setzt. Man kann wohl mit *Bichat* und Anderen gewisse Hauptclassen von Geweben annehmen, darf aber nie dabey zu bemerken vergessen, dass in diesen Hauptclassen selbst wieder Verschiedenheiten, Uebergänge vorkommen, die sorgfältig beachtet und unterschieden werden müssen. Die der Natur treue Beschreibung der Bindehaut des Auges giebt den schönsten Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme und zugleich auch dafür, dass das nach *Bichat* auch von mehreren Deutschen eingeführte Generalisiren der Gewebe zu manchen Irrthümern Veranlassung geben kann. — Auch darin stimmen unsere Untersuchungen vollkommen mit den Angaben des Vfs. überein, dass die von *Sömmering* schon dargestellte sammtartige Bildung uns zu der Annahme berechtiget, dass die Bindehaut ein *corpus papillare* besitzt. Da man eigentliche Schleimdrüsen in diesem Gewebe nicht wahrnehmen kann, so glaubte der Vf., dass man die Miborischen Drüsen als die Schleimdrüsen der Bindehaut zu betrachten habe. — Durch diese Annahme scheint uns aber nicht viel gewonnen zu seyn; denn immer wird man diese Drüsen als solche betrachten müssen, die eine eigenthümliche Materie absondern, von welchen der Schleim der Bindehaut noch verschieden ist; wir möchten sie auch für Uebergangsbildungen von den Talgbälchen der Haut zu den Schleimdrüsen erklären. Ist denn aber auch unerlässlich nothwendig, dass in einer Schleimhaut Schleimdrüsen vorhanden seyn müssen? Kann nicht auch ohne solche Bildungen Schleim abgesondert werden? — Die Gefässe und Nerven der Bindehaut der Augenlieder werden genau beschrieben, erste auch durch eine Abbildung erläutert.

Der Natur gemäss betrachtet der Vf. die Bindehaut des Augapfels für ein Mittelgewebe zwischen Schleimhaut und seröser Haut. Was die Fortsetzung der Bindehaut über die Hornhaut, oder das Bindehautblättchen betrifft, so hält er die Acten noch nicht für geschlossen, und ist mehr geneigt, die Existenz desselben in Zweifel zu ziehen. Nach Rec. Versuchen mit Menschen- und Thier-Augen ist er zu der Meinung gekommen, dass sich die Bindehaut mit der äusseren Lamelle der Hornhaut auf das Innigste verwebt, so dass man diese äusserste Lamelle als eine Verbindung der der Bindehaut und der Hornhaut eigenthümlichen Gewebe ansehen kann.

Dieses ist das Wesentliche des anatomisch-physiologischen Theiles dieser Schrift. In dem zweyten pathologisch-therapeutischen Theil beschäftigt sich der Vf. mit den Entzündungen der Bindehaut im Allgemeinen und insbesondere mit der contagiösen oder sogenannten ägyptischen Augenentzündung. — Er beginnt mit einer Beschreibung der Beschaffenheit und des verschiedenartigen Ansehens der Bindehaut bey relativ gesunden Individuen, welche mehrere beachtungswerthe Bemerkungen enthält. Darauf folgt die Beschreibung der Beschaffenheit der Bindehaut bey mehreren Augenentzün-

dungen, der katarrhalischen, scrophulösen, blennorrhoischen, contagiösen, erysipelatösen, den verschiedenen Arten der exanthematischen und der contagiösen Augenentzündungen. Rücksichtlich jener zuerst genannten Entzündungen folgt er vorzüglich *v. Walther* und *A. Schmidt*, doch nicht ohne Mittheilungen aus eigenen Beobachtungen, in Beziehung auf die Diagnose; die Therapie wird, was jene Krankheiten betrifft, ganz übergangen. Länger verweilt er bey der contagiösen Augenentzündung, und beschreibt, unter gründlicher Kritik verschiedener Ansichten über diese Krankheit, seine eigenen Beobachtungen mit Offenheit und Treue.

Da die acute Form der contagiösen Augenentzündung fast stets auf die schon bestehende, obgleich nicht immer erkannte chronische Form folgt, so beginnt der Vf. mit der Beschreibung der chronischen contagiösen Augenentzündung, die er mit anderen in zwey Stadien betrachtet. — Die Beschreibung des Verlaufes der Krankheit ist der Natur ganz treu, wie Rec. aus eigener Erfahrung bestätigen kann, da er Gelegenheit hatte, dieselbe bey mehreren königl. preuss. Regimentern in dem Jahre 1814 zu beobachten. Vorzüglich lehrreich ist das, was der Vf. über die ersten so unbedeutend scheinenden Zufälle dieser Krankheit sagt, deren Beobachtung um so wichtiger ist, da hier durch recht zeitige Hülfe und Sonderung der Kranken von den Gesunden so viel ausgerichtet werden kann; ferner die Aufzählung der Unterscheidungsmerkmale der gewöhnlichen katarrhalischen Augenentzündung von der contagiösen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen in dem Beginnen des ersten Stadiums die blaugrauen, dem Anscheine nach fast durchsichtigen Bläschen, welche der Vf. recht deutlich beschrieben und abgebildet hat. Ein anderes charakteristisches Merkmal sind die Granulationen, welche nach des Vfs., wie wir glauben, richtiger Ansicht in dem *Corpus papillare* ihren Sitz haben; der Regimentsarzt *Müller*, dessen Abhandlung über diese Krankheit der Vf. mit gebührendem Ruhme gedenkt, hat schon, zwar nicht zuerst auf dieses Phänomen aufmerksam gemacht, aber dasselbe doch mehr, als früher geschehen ist, hervorgehoben, und nur darin geirrt, dass er die Granulationen für durch den specifischen Entzündungsprocess veränderte Schleimdrüsen hielt. Nach des Vfs. Meinung sind nämlich die Granulationen bey der contagiösen Augenentzündung diejenige eigenthümliche krankhafte Veränderung des Papillarkörpers der *Conjunctiva palpebrarum*, vermöge welcher die einzelnen Papillen desselben in Folge eines mehr oder weniger specifischen Entzündungsprocesses nicht allein ihr Volumen vergrössern, und dadurch zu grösseren oder kleineren, mit blossem Auge sichtbaren Körnern anschwellen, sondern auch in ihrer ganzen Vitalität und ihren Mischungsverhältnissen wesentlich alienirt werden, und in diesem Zustande bald mehr, bald weniger hartnäckig verbleiben, bald ab-, bald zunehmen. Eine Ansicht, die vieles für sich hat, und durch welche die Zweckmässigkeit der Heilmethoden, durch welche man das specifisch einwirkende Contagium und die dadurch gesetzte Reaction durch specifische örtliche Einwirkung so schnell als möglich zu zerstören sucht, so wie die übrige Leitung des Heilplanes, einer durch eigenthümliche Mischungsänderung bewirkten entzündlichen Affection gemäss, ihre Erklärung erhält. Und siegreich widerlegt der Vf. des D. *Brach* Meinung, dass diese Krankheit ohne alle und jede Entzündlichkeit bestehen könne.

Was die Ansteckungsfähigkeit dieser Augenentzündung betrifft, so ist der Vf. der Meinung, dass sich dieser Punct noch lange nicht mit so viel Sicherheit und Bestimmtheit entscheiden lasse, als Manche glauben. Auch die Granulationen bedingen nicht absolut die Ansteckungsfähigkeit; wenn aber krankhafte Secretionen sich bilden, dann sey die Ansteckung *per contactum* und *in distans* möglich. Wenn nun die Krankheit durch Einwirkung eines Secretums entstanden ist, dann tritt der Fall ein, bey welchem, wie schon der Regimentsarzt D. *Wernecke* angegeben hat, die Entwickelung durch schleunige Anwendung des *cupri sulphuri* gehemmt werden kann. Dieses sind wohl auch die Fälle, in denen der neuerlich empfohlene Chlorkalk von Nutzen seyn kann. — Was die Heilmethode im Uebrigen betrifft, so führt der Vf. die Mittel an, welche man vorzüglich gerühmt hat, und bemerkt bey einem jeden, was ihn seine eigene Erfahrung gelehrt hat. Das allgemeine Aderlassen beschränkt er nur auf wenige Fälle, mehr rühmt er die örtlichen Blutentziehungen durch Blutegel. Den Scarificationen und Ausschneidungen der kranken Bindehaut weist er den gehörigen Platz an. Die Kälte ist eines der wichtigsten Mittel zur Dämpfung der contagiösen Augenentzündung. Nach Umständen kann man sie auch selbst noch in der ersten Periode des zweyten Stadiums anwenden. Die Eröffnung der vorderen Augenkammer unternahm der Vf. dreymal bey dem Beginnen des blennorrhöischen Zustandes und stets mit offenbarem Nutzen. Rücksichtlich der Augenwasser fand der Vf. die Angaben anderer Aerzte im Allgemeinen zwar bestätigt, doch auch hie und da bedeutende Abweichungen von seinen Resultaten. Die kupferhaltigen Auflösungen haben sich wohl als zweckmässige Unterstützungsmittel der Hauptcur erwiesen, waren aber in keinem einzigen Fall hinreichend, die Krankheit vollkommen zu heilen. Dasselbe gilt von der *Solutio lapidis divini cum et sine laudano*. Durch *Büttners* Empfehlung der *Werlhof*'schen Salbe aufmerksam gemacht, wendete der Vf. die Hauptbestandtheile derselben mit Schleim zu einer Salbe gemacht in verschiedenen Graden der Stärke an, und erklärt dieselbe für ein Cardinalmittel, wenn die contagiöse Ophthalmie schon eine lange Zeit bestanden hat. Auch Salben aus *Calomel* oder *Merc. niger Hahnemanni* zeigten sich wirksam. Die von *Müller* empfohlene Salbe aus schwefelsaurem Kupfer, die von demselben gerühmten äusserlichen Einreibungen einer mit Schweinfett bereiteten schwarzen Präcipitatsalbe, in die Oberfläche der Augenlieder, waren eben so unwirksam wie die aus dem *Lapis divinus* oder dem *Morphium* bereiteten Salben. Ueber die Anwendung der Aetzmittel in den späteren Perioden der Krankheit ertheilt der Vf. zweckmässige Regeln.

Der Anhang enthält geschichtliche Bemerkungen über den Verlauf und die Eigenthümlichkeiten der contagiösen Ophthalmie unter der Garnison von Wien vom Jahr 1817 bis 1827 theils nach eigenen Beobachtungen, theils aus treuen Krankenberichten. — Die drey unter Aufficht des Vfs. forgfältig illuminirten Kupferstiche dienen zur Erläuterung des Baues der Bindehaut und der contagiöfen Augenentzündung in ihren verfchiedenen Stadien. B.

WIEN, b. Gerold: *Handbuch der Geburtshülfe.* Nach den beften Werken und neueften Grundfätzen, mit vorzüglicher Berückfichtigung der *Boer*'fchen Erfahrungen für angehende Geburtshelfer bearbeitet von *Raphael Ferdinand Huffian*, Operateur, Augenarzt, der Chirurgie und Geburtshülfe Magifter, und ehemaligem Supplenten des Lehramtes der theoretifchen Geburtshülfe an der hohen Schule zu Wien. Dritter und letzter Theil. Mit einer Kupfertafel. 1828. XVI u. 328 S. 8. (1 Rthlr. 12gr.)

Auch unter dem Titel: *Darftellung der geburtshülflichen Operationen und ihrer Anzeigen.*

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 225.)

Das Urtheil, welches über die beiden erften Theile gefällt worden, gilt auch von diefem, und der Vf. hat fich felbft über Zweck und Inhalt deffelben hinreichend ausgefprochen, wenn er auf dem Titel fagt, dafs er nach den beften Werken und neueften Anfichten, befonders aber nach *Boer*, zu dem er grofse Anhänglichkeit zeigt, gearbeitet habe. Dabey zeichnet fich fein Buch durch logifche Einfachheit und Deutlichkeit in der Darftellung vor manchen aus. Einer weitläuftigen Erörterung des Inhaltes glauben wir überhoben zu feyn, da der Vf. nicht durch Originalität glänzen will, und der Werth der benutzten früheren Angaben fchon bekannt ift.

Bey der künftlichen Erweiterung des Orificiums, von welcher die künftliche Eröffnung, wie bey Atrefie, zu unterfcheiden gewefen wäre, haben wir zu bemerken, dafs es vor dem operativen Einfchreiten des Verfuches werth feyn möchte, die Belladonna, von der wir wiffen, dafs fie auf orbiculare Muskelpartieen, wie z. B. bey der Pupille, expandirend wirkt, anzuwenden. Die künftliche Frühgeburt erwägt der Vf. allfeitig, kann fich aber doch nicht definitiv für diefelbe erklären, und meint zuletzt, dafs hierüber Staatsgefetze gegeben werden follten, um durch den Ausfpruch empfindlicher Strafen einem etwaigen Mifsbrauche derfelben vorzubauen. Nur durch Uebereinkunft mehrerer berathender Aerzte dürfte die Anwendung diefer Operation in den vorkommenden Fällen zu geftatten feyn. Wir finden es ganz unftatthaft, dem Gefetzgeber eine Herrfchaft über die Wiffenfchaften einzuräumen, die doch gewifs, wenn fie gedeihen follen, keinem Zwange unterworfen werden dürfen. Ueber einen fo wichtigen Gegenftand müffen wir die Erfahrung als Gefetzgeberin walten laffen, die fich gewifs fchon dafür erklärt hat, fo dafs wir nicht umhin können, die öftere Anwendung diefer Operation zu wünfchen. Unfer Urtheil wurde namentlich durch die uns mitgetheilten Erfahrungen des Wundarztes *Dittmayer* zu Aub beftätigt. — Die Wendungen find recht gut abgehandelt; eben fo die Fuss-, Knie- und Steifs-Geburt. Bey der Zangengeburt empfiehlt der Vf. Vorficht in deren Anwendung und gröfseres Vertrauen auf die Naturthätigkeit. Wir ftimmen ihm bey, dafs die Nachtheile der unzeitigen Anwendung der Zange, was fo häufig der Fall ift, die Vortheile der zeitigen Anwendung derfelben weit überwiegen. Er erklärt fich zugleich für die *Boer*'fche Zange, von der er nach einem Exemplare, das er von *Boer* felbft erhielt, eine Abbildung giebt, weil fo viele Mifsftaltungen derfelben unter *Boer's* Namen circulirten; auf welcher Tafel zugleich eine Abbildung von *Joerg's* Perforatorium gegeben ift. Bey der künftlichen Löfung der Placenta ift der Vf. zu verzagt, und will fie verfchieben, fo lange es thunlich ift; aber *Blummhardt's* Unterfuchungen haben über die möglichft baldige Entfernung derfelben entfchieden.

Diefe Bemerkungen werden genügen, um auf den gediegenen, wenn auch nicht originellen Inhalt der Schrift aufmerkfam zu machen, und diefelbe als fehr brauchbar zu empfehlen. C. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NAUMBURG, in der Wild'fchen Buchhandlung: *Neue Runen-Blätter*, von *Friedrich Ludwig Jahn.* Erfte Rolle. 1828. XII u. 134 S. 8. (16 gr.)

Diefes erfte Bändchen (ein zweytes ift uns nicht zugekommen) befteht, aufser der Vorrede — in welcher der Vf. unter anderen meldet, dafs diefe neuen Runenblätter mit den älteren, welche er im J. 1813 während der Genefung von einer Feld- und Lager-Krankheit zu Lüneburg fchrieb, zweyerley, nämlich den Namen und die Beziehung auf ein gröfseres 1810 erfchienenes Werk gemein hätten, — aus 8 Abfchnitten, welche folgende Ueberfchriften führen: *Vaterländifche Wanderungen*, (mit den Unter-Abtheilungen: *Wegweifer; Reifen und Wandern; Nothwendigkeit der Landeskunde; Landfahrten; Mängel des Unterrichts; Reifebefchreibungen;*) *zur Gefchichte von Deutfchlands Grenzen; Land* (mit der Unter-Abth.: *Erfoderniffe*); *Meer* (mit den Unter-Abth.: *Bedeutfamkeit; die Hafelung von Rügen*); *Deutfchlands Wehrkraft* (mit den Unter-Abth.: *Troft der Gefchichte; Wahlplätze; Wehrlage; Grenzbefeftigung; Grofse Städte als Wehrplätze;*) *deutfche Denklage* (mit den Unter-Abth.: *Hort; Fund; Gau- und Ort-Fefte; die Leipziger Schlacht; Leipziger Tag*); *Denkniffe aus dem Jahr* 1813 (mit den Unter-Abth.: *An das deutfche Volk; das preuffifche Kriegesheer an die Deutfchen jenfeits der Elbe; Lebenslauf der Wiedergeburt*); *Bekenntnifs.*

Diefe Auffätze find meiftens ohne achtbaren Zufammenhang, faft nichts als Bruchftücke, von welchen der Vf. zum Schlufs der Vorrede felbft fagt: „Brücken habe ich zwifchen den Einzelheiten weder gefchlagen noch abgebrochen; ich bin zufrieden, wenn nur einzelne Pfeiler aus dem Zeitenftrome hervorragen.“ Alle

aber liefern zahlreiche und treffende Belege sowohl von der Denkungsweise als auch von der Belesenheit des Vfs. Sätze wie S. 25, wo er bey den Mängeln des Unterrichts sich also ausspricht: „Eine beliebte Waare der Buchkrämerey sind die erdkundlichen Lehrbücher, mit dem anpreisenden Lockschild: „Nach den neuesten Bestimmungen." Die schreiben sich einander aus, bis auf die Druckfehler, die sie dann noch gewöhnlich mit einigen sinnentstellenden vermehren" u. s. w. „So wie Eroberung, Tausch, Schenkung, Abtretung und Erbschaft dazwischen kommt, ziehen die Streichherren gleich einen dicken Strich auf der Charte und haben vielgethan. Aus einem Topf verkaufen sie neunerley Fett, aber eins so ranzig als das andere u. s. w." — sind gewiss jedem ächten Freund der Geographie aus der Seele geschrieben. Indessen werden auch viele andere Leser, welche mit der Erdkunde nur etwas Liebhaberey treiben, sich von vielen der hier niedergelegten Ideen angezogen fühlen, und sich nebenbey an der kräftigen, körnigen Sprache ergötzen. Ob jedoch alle und jede Ansicht des Vfs. als gegründet und erwiesen angesehen werden dürfe, mag Rec. nicht geradezu behaupten. Am wenigsten möchten die Bewohner grosser, aber unbefestigter Residenz- und Handels-Städte mit der Abhandlung: Grosse Städte *als Wehrplätze* S. 81 zufrieden seyn. Denn in dieser stellt der Vf. die Behauptung auf, dass grosse Städte, weil in solchen die drey grössten Schatzkammern: Menschenzahl, Wissenschaft und Geld, zu finden sind, weil nur grosse Städte augenblicklich zur Zeit der Noth Rath schaffen können, weil sich hier allein nach einer Niederlage ein besiegtes Heer wieder herstellen, erhalten, stärken und ermuthigen könne u. s. w., dem Feinde nicht Preis gegeben werden dürfen, mithin in Waffen- und Wehr-Plätze umzuschaffen sind. Diese und noch viele andere Gründe sind allerdings mit Scharfsinn entwickelt, und haben viel Wahres in sich. Aber der Vf. hat dabey nicht bedacht, dass jede Sache von zwey Seiten zu betrachten sey, und die Gründe, die gegen diesen Vorschlag sprechen, gar nicht berührt, geschweige einer näheren Prüfung gewürdigt. Er gesteht nur unumwunden zu, dass dieser Plan den Bewohnern solcher in Festungen umzuwandelnden Städte nicht behagen werde, indem er S. 82 sich sehr trocken darüber also äussert: „Freylich gebehrden sich die Handelsstädte oft wie Kinder. Im *Wehrlosseyn* setzen sie ihre Waffe, und machen sich grabenlos, walllos, thorlos, mauerlos, nackt und bloss. Die Schleiflust ist Schleifwuth geworden: Alle bitten um Schleifung, damit der Schmuggel mehr Schleifwege habe. Sie fürchten sich nur vor dem Feuer des Feindes, weil das Feuer der Begeisterung nicht in ihrer Brust brennt. — Sie meinen, ihr altes Reichsrecht bestehe darin, sich auf Kosten der Mitstände zu bereichern: darum wollen sie die Befestigung allemal einer anderen Stadt zuschieben." Und S. 83: „Die Wehrscheu der Städte hat sich *ekelhaft* gezeigt. Wäre Riga nicht fest gewesen, wo wäre Petersburg? Moskau selber wäre dann *im Glutmeere vergeblich geopfert.* — Ein Lustschloss hat fast immer mehr gekostet, wie eine Hauptfeste u. s. w."

Nicht weniger interessant ist, was der Vf. S. 63 u. s. w. von der Haselung (soll so viel bedeuten als Archipelagus, also Inselgruppe) von Rügen mittheilt. Von diesem sagt er nämlich, dass es nebst dem linken Peeneufer von Pommern mehr Häfen von Natur, als die lange Küste von Memel bis Peenemünde besitze, und dass es noch weit mehr und viel bessere Häfen bekommen könne, sobald der *Fahrzwang* aufhöre, den die Stiefvaterschaft des Auslandes beybehielt. — Die drey unter dem Collectivnamen: *Denknisse*, aus dem J. 1813 begriffenen Aufsätze schweben gewiss jedem ächten Deutschen noch in lebhafter Erinnerung, und sind auch bereits in mehreren Zeitschriften jener Zeit gedruckt zu lesen. Dennoch hat der Vf. nicht übel gethan, solche Manchem wieder ins Gedächtniss zurückzurufen: denn sehr richtig meint er in der Vorrede, dass sie für Freund und Feind geschichtlichen Werth behalten, man möge sie als Urkunden nehmen oder als Kriegslisten, und dass der Feind ihre Wirkung auch gar nicht abgeleugnet habe.

Jetzt noch ein Wort über die Schreibart des Vfs. Dass er unter die eifrigsten Sprachreiniger gehöre, und gar kein aus einer fremden Sprache entlehntes Wort in unserer Sprache dulden will, ist aus dessen früheren Schriften bekannt. Ebenso ist es jetzt ein ziemlich allgemein anerkannter Grundsatz, dass dieser Zweck sehr löblich, ja dass es Pflicht jedes deutschen Schriftstellers sey, sich ohne Noth keiner fremden Wörter zu bedienen. Gleichwohl wird sich Manchem die Frage aufdringen, ob der Vf. hierin nicht zu weit gehe. Derselbe schützt sich gegen dergleichen Tadel in der Vorrede mit folgenden Worten, die wir zugleich als Probe seines Stils ausheben: „Die gewöhnlichen Sprachlehrenfertiger, Sprachmeisterer und alle Sprach*recker*, die gern an *mir* und *mich* und anderem Gezwerg wollen zum Ritter werden — finden Gelegenheit, hier Manches aufzumutzen. Mit der Vorklage, dass der Vf. *absichtlich* so und nicht anders geschrieben, werden sie sich schwerlich abweisen lassen" u. s. w. Dann: „Diesen *Schulzaunkönigen* kann nicht *grimmig* und *grimmisch* genug zu Feder und Leder gegangen werden. Denn sie schleichen noch immer hinter dem Wadel eines stolzen Schulfuchses, und scheuen die Bahn, so der Homerische *Voss* ruhmvoll gebrochen" u. s. w. Ferner: „Aber noch immer romenzet die deutsche Sprache nach der Mönche Rosenkranz-Geklapper, nach der römischen Schuldheisse Vergantung; noch trägt sie die Riemen der Knechtschaft und des Franzosenthums. Jeder Hannswurst, der eine Kunstrichterbude aufgeschlagen, verlappt seine Storgerbühne mit Allerweltsflecken." „Der *Societät* für wissenschaftliche *Kritik präsentirt* richtert der selbst bestallte hohe *Hegelhof*. Von einer „*Weimeranischen* Hofschauspielergesellschaft" weimert die junge nicht jugendliche Hebe (1807. No. 94), und könnte bey ihrer Altklugheit aus *Stein* und *Cannabich* längst gelernt haben, dass die Stadt *Weimar*, nicht *Weimeran* heisst" u. s. w. Endlich: „Selbst die besseren und besten sind nicht ganz tadellos. Unnöthig und über Gebühr lateinenzet sogar der treffliche *Grimm* u. s. w."

W. O. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MATHEMATIK.

WIEN, b. Gerold: *L. Euler's vollständige Anleitung zur Integralrechnung.* Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt von *Joseph Salomon*, k. k. Professor. Erster Band, welcher die Integrationsmethoden von den ersten Principien bis zur Integration der Differentialgleichungen des ersten Grades enthält. 1828. 439 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Uebersetzer glaubt, nicht allein den Mathematikern, sondern auch der Wissenschaft selbst und ihrer Verbreitung einen wichtigen Dienst zu leisten, indem er eine getreue, mit dem Originale vollkommen übereinstimmende und höchst correcte Uebersetzung des classischen *Euler*'schen Werkes über die Integralrechnung liefert. Er hat sich dabey keine andere Abweichung vom Originale erlaubt, als dass er den Buchstaben i mit k vertauschte, um dadurch die Deutlichkeit zu fördern, und eine grössere Correctheit zu erzielen, und dass er an vielen Orten die noch vorhandenen Fehler verbesserte.

Der Uebersetzer kann sicher seyn, dass diese Arbeit den Beyfall des gelehrten Publicums erhalten wird, denn das Original, welches, wie alle *Euler*'schen Schriften, einen unerschöpflichen Reichthum an Kunstgriffen und einen unübersehbaren Schatz von Resultaten des richtigen mathematischen Denkens darbietet, ist aus dem deutschen Buchhandel gänzlich verschwunden, und so selten geworden, dass man dasselbe nur noch in grösseren Bibliotheken findet. Ereignet sich daher auch der seltene Fall, dass ein Exemplar in einer öffentlichen Versteigerung angetroffen wird, so wird es gewöhnlich zu einem so hohen Preise verkauft, dass derselbe der Casse des grösseren Theils des mathematischen Publicums sehr lästig fällt. Mancher musste daher bis jetzt gänzlich darauf Verzicht leisten, dieses Buch zu lesen, und Hr. *Salomon* hat das Verdienst, durch seine Uebersetzung, welche mit der Correctheit zugleich ein anständiges Aeusseres verbindet, jenem Bedürfnisse abgeholfen zu haben.

Der hohe Werth von *Euler's* Integralrechnung ist im Auslande wie im Inlande zu allgemein anerkannt, als dass es nöthig wäre, über die Wichtigkeit dieses Meisterwerks auch nur Ein Wort anzuführen; aber da es Viele giebt, die es nicht gelesen haben, so glauben wir, eine Anzeige der Eintheilung, die der unsterbliche Vf. gewählt hat, könne hier an ihrem Orte seyn.

Die Integralrechnung, sagt *Euler*, zerfällt in zwey Theile, deren erster die Methode lehrt, nach welcher die Function einer einzigen veränderlichen Grösse aus irgend einer gegebenen Relation zwischen ihren Differentialien des ersten oder eines höheren Grades bestimmt werden kann. Der zweyte Theil aber lehrt die Functionen zweyer oder mehrerer Veränderlichen bestimmen, wenn zwischen ihren Differentialien des ersten oder irgend eines höheren Grades die Relation gegeben ist.

Je nachdem also eine Function, die aus einer gegebenen Relation ihrer Differentialien bestimmt werden soll, eine oder mehrere Veränderliche enthält, wird die Integralrechnung bequem in zwey Haupttheile getheilt, deren Auseinandersetzung zwey Bücher gewidmet sind.

Da sich also nach dieser Eintheilung der erste Theil der Integralrechnung mit der Bestimmung der Functionen einer einzigen veränderlichen Grösse aus einer gegebenen Relation ihrer Differentialien beschäftigt, so hätte man, wie es scheint, mehrere Unterabtheilungen nach der Anzahl der in der Function enthaltenen Veränderlichen angeben sollen, so dass der zweyte Theil die Functionen zweyer veränderlichen, der dritte die dreyer, der vierte die von vier veränderlichen Grössen behandelte. Allein bey diesem letzten Theile findet beynahe dieselbe Verfahrungsart Statt, so dass man die Functionen mit mehreren Veränderlichen zu behandeln weiss, sobald die Auffindung der Functionen zweyer Veränderlichen in unserer Gewalt ist. Es lassen sich daher die Methoden, Functionen zweyer oder mehrerer veränderlichen Grössen zu bestimmen, bequem mit einander verbinden, und einem einzigen Theile der Integralrechnung zuweisen; dieser Theil ist in dem zweyten Buche abgehandelt.

Dieser zweyte Theil war zu der Zeit, als *Euler* das Buch schrieb, in den Elementen nirgends abgehandelt, obgleich die Anwendung desselben in der Mechanik, und vorzüglich in der Lehre von den flüssigen Körpern, von sehr grossem Nutzen ist. *Euler* fügt noch hinzu, dass, da in Untersuchungen dieser Art ausser den ersten Anfangsgründen nichts Erhebliches geleistet worden ist, das zweyte Buch der Integralrechnung nicht sehr reichhaltig seyn werde, und ausser der Erwähnung dessen, was noch zu wünschen übrig bleibt,

wenig erwarten lasse; übrigens scheint selbst dieses viel zur Erweiterung der Wissenschaft beyzutragen.

Jedes der beiden Bücher der Integralrechnung ist wieder nach dem Grade der Differentialien, aus deren Relation die gesuchte Function bestimmt werden soll, in mehrere Unterabtheilungen zerlegt. So beschäftigt sich der erste Theil mit der Relation der Differentialien des ersten Grades, der zweyte mit der Relation der Differentialien des zweyten Grades; dieser letzte betrachtet übrigens auch die Differentialien der höheren Grade.

Es besteht demnach jedes Buch aus zwey Theilen, in deren erstem die zwischen Differentialien des ersten Grades gegebene Relation in Erwägung gezogen wird, in dem zweyten aber solche Integrationen abgehandelt werden, bey welchen eine Relation zwischen den Differentialien des zweyten oder eines höheren Grades gegeben ist. Deutlicher ausgedrückt, beschäftigt sich *Euler* in dem ersten Theile des ersten Buches mit der Auffindung solcher Functionen der Veränderlichen x, dass, wenn die Function $= y$ und $\frac{dy}{dx} = p$ gesetzt wird, jeder zwischen den drey Grössen x, y und p gegebenen Relation Genüge geleistet werde, oder dass, wenn irgend eine Gleichung zwischen diesen drey Grössen gegeben ist, die Natur der Function y, oder die Gleichung zwischen x und y mit Ausschluss von p bestimmt werde.

Die Aufgaben des zweyten Theils des ersten Buches sind so gestellt, dass, wenn $\frac{dy}{dx} = p$, $\frac{dp}{dx} = q$, $\frac{dq}{dx} = r$, etc. gesetzt wird, die Abhängigkeit der Function y von x, oder die Gleichung zwischen x und y gefunden werde, sobald eine Gleichung zwischen x, y, p, q, r, etc. gegeben wird.

Im zweyten Buche der Integralrechnung, welches sich mit der Bestimmung einer Function zweyer oder mehrerer Veränderlichen aus der gegebenen Relation ihrer Differentialien beschäftigt, findet eine weit grössere Mannichfaltigkeit der Fragen Statt. Es würde aber an diesem Orte zu weit führen, wenn wir uns auf die Darstellung des Einzelnen einlassen wollten. Wir beschränken uns daher auf die folgenden Hauptmomente. Der erste Theil des zweyten Buches behandelt die Differentialgleichungen erster Ordnung der Functionen von zwey veränderlichen Grössen, oder mit anderen Worten, wenn z eine Function der veränderlichen Grössen x und t ist, so wird hier gelehrt, eine Gleichung zwischen z, x und t allein zu finden, wenn eine Gleichung zwischen z, x, t, $\frac{dz}{dx}$ und $\frac{dz}{dt}$ vorgegeben ist. Der zweyte Theil dieses Buches behandelt die vorgegebenen, aus z, x, t, $\frac{dz}{dx}$, $\frac{dz}{dt}$, $\frac{d^2z}{dx^2}$, $\frac{d^2z}{dx.dt}$ und $\frac{d^2z}{dt^2}$ zusammengesetzten Gleichungen, und sucht aus solchen eine aus z, x und t allein zusammengesetzte Gleichung zu finden. *Euler* hat nicht für nöthig erachtet, diese Untersuchungen auf höhere Differentialien auszudehnen, da bis dahin noch keine Fragen behandelt worden waren, die eine solche Erweiterung der Integralrechnung erheischten.

Nach dieser vorläufigen Darstellung des Planes, der dem *Euler*'schen Werke über die Integralrechnung zu Grunde liegt, lassen wir das Inhaltsverzeichniss selbst des ersten vorliegenden Bandes folgen. Dieses ist: Einleitung in die Integralrechnung überhaupt. Erster Abschnitt. Von der Integration der Differentialformeln. Cap. I. Von der Integration der rationalen Differentialformeln. Cap. II. Von der Integration der irrationalen Differentialformeln. Cap. III. Von der Integration der Differentialformeln mittelst unendlicher Reihen. Cap. IV. Von der Integration der Formeln, welche logarithmische Exponentialgrössen enthalten. Cap. V. Von der Integration der Formeln, welche Winkel oder Sinusse der Winkel enthalten. Cap. VI. Von der Entwickelung der Integrale durch Reihen, welche nach den Sinussen oder Cosinussen der vielfachen Bögen fortschreiten. Cap. VII. Allgemeine Methode, was immer für Integralien näherungsweise zu bestimmen. Cap. VIII. Von den Werthen der Integralien, welche sie nur in gewissen Fällen annehmen. Cap. IX. Von der Entwickelung der Integralien durch unendliche Factorenfolgen. Zweyter Abschnitt. Von der Integration der Differentialgleichungen. Cap. I. Von der Absonderung der veränderlichen Grössen. Cap. II. Von der Integration der Gleichungen, mit Hülfe der Multiplicatoren. Cap. III. Von der Auffindung der Differentialgleichungen, welche durch Factoren von gegebener Form integrabel gemacht werden. Cap. IV. Von der particulären Integration der Differentialgleichungen. Cap. V. Von der Vergleichung der transcendenten Grössen, welche in der Form

$$S \frac{P dx}{\sqrt{(A + 2Bx + Cx^2)}}$$

enthalten sind. Cap. VI. Von der Vergleichung der transcendenten Grössen, welche enthalten sind unter der Form:

$$S \frac{P dz}{\sqrt{(A + 2Bz + Cz^2 + 2Dz^3 + Ez^4)}}$$

Cap. VII. Von der Integration der Differentialgleichungen durch Annäherung. Dritter Abschnitt. Von der Auflösung der Differentialgleichungen, bey welchen die Differentialien in höheren Potenzen erscheinen, oder selbst in transcendenter Form vorkommen. (Dieser Abschnitt hat keine Unterabtheilungen.)

Zum Schlusse wollen wir noch einige Stellen des Originals ausheben, und ihnen die Uebersetzung zur Seite stellen, um unseren Lesern ein Bild der Sprache des Uebersetzers zu geben. In mathematischen Werken ist freylich die Eleganz der Sprache etwas Untergeordnetes; man verlangt nur, dass der Verfasser oder Uebersetzer die Gedanken deutlich ausgedrückt habe. Indess wird gewiss jeder von zwey Büchern von gleichem innerem Werthe dasjenige lieber lesen, welches in einer gefälligeren Sprache abgefasst ist. Bey Uebersetzungen ist man berechtigt, mehr Anfoderungen rücksichtlich der Sprache zu machen, als bey Originalwerken, weil

des Uebersetzers ganze Arbeit auf die Sprache gerichtet ist, wogegen der Vf. von dieser durch die Materie, welche er behandelt, leicht mehr oder weniger abgezogen wird. — Wir haben darauf gesehen, einige Artikel zu wählen, worin keine Formeln vorkommen, übrigens keine weitere Auswahl vorgenommen.

55. *Ista functionum integralium, seu quae per calculum integralem sunt inventae, determinatio quovis casu ex natura quaestionis tractatae facile deducitur, neque ulla difficultate laborat, nisi forte praeter necessitatem solutio ad differentialia fuerit perducta, cum per Analysin communem erui potuisset: quo casu perinde atque in Algebra quasi radices inutiles ingeruntur. Cum autem haec determinatio tantum in applicatione ad certos casus instituatur, hic ubi integrandi methodum in genere tradimus, integralia in omni amplitudine eruere conabimur, ita ut constantes per integrationem ingressae maneant arbitrariae, neque nisi conditio quaedam urgeat, eas determinabimus. Caeterum determinatio functionum ipsius x simplicissima est, qua eae casu x = o, ipsae evanescentes redduntur.*

55. Jene Bestimmung der Integral-Functionen, oder jener Functionen, die durch die Integralrechnung gefunden worden sind, lässt sich jedesmal aus der Natur der vorgelegten Frage leicht ableiten, und bietet keine Schwierigkeit dar, wenn nicht etwa unnöthiger Weise die Auflösung auf Differenzialien geführt worden ist, da sie doch durch die gewöhnliche Analyse hätte bewerkstelligt werden können, in welchem Falle gerade wie in der Algebra gleichsam überflüssige Wurzeln in die Rechnung verwebt werden. Da aber diese Bestimmung nur in der Anwendung auf besondere Fälle Statt findet, so werden wir hier, wo wir die Integrationsmethode im Allgemeinen behandeln, die Integralien in der grössten Ausdehnung zu entwickeln suchen; so dass die durch die Integration eingeführten Constanten willkührlich bleiben, wenn uns nicht irgend eine Bedingung zu deren Bestimmung nöthigt. Uebrigens ist wohl jene Bestimmung der Functionen von x die einfachste, bey welcher dieselben für x = o selbst verschwinden.

405. *In separatione variabilium a nonnullis totum fundamentum resolutionis aequationum differentialium constitui solet, ita ut cum aequatio proposita separationem variabilium non admittit, idonea substitutio sit investiganda, cujus beneficio novae variabiles introductae separationem patiantur. Totum ergo negotium huc reducitur, ut proposita aequatione differentiali quaecunque ejusmodi substitutio seu novarum variabilium introductio doceatur, ut deinceps separatio variabilium locum sit habitura. Optandum utique esset, ut hujusmodi methodus pro quovis casu idoneam substitutionem inveniendi aperiretur; sed nihil omnino certi in hoc negotio est compertum, dum pleraeque substitutiones, quae adhuc in usu fuerunt, nullis certis principiis innituntur. Deinde autem variabilium separatio non tanquam verum fundamentum omnis integrationis spectari potest, propterea quod in aequationibus differentialibus secundi altiorisve gradus nullum usum praestat; infra autem aliud principium latissime patens sum expositurus. In hoc capite interim praecipuas integrationes ope separationis variabilium administratas exponere operae pretium videtur; quandoquidem in hoc arduo negotio, quam plurimas methodos cognoscere, plurimum interest.*

405. Manche bauen das ganze Fundament der Auflösung der Differenzialgleichungen auf die Absonderung der Veränderlichen, so dass, wenn die vorgelegte Gleichung die Absonderung nicht zulässt, eine zweckmässige Substitution ausgemittelt werden muss, mit Hülfe deren die eingeführten neuen Veränderlichen sich absondern lassen. Es kommt also hier nur darauf an, in irgend einer vorgelegten Differenzialgleichung eine solche Substitution vorzunehmen, oder neue veränderliche Grössen einzuführen, dass dann die Absonderung der Veränderlichen möglich wird. Es wäre allerdings zu wünschen, eine Methode aufzufinden, für jeden Fall eine zweckmässige Substitution auszumitteln; allein wir besitzen hiefür keine zuverlässige Regel, denn die meisten bisher üblichen Substitutionen gründen sich nicht auf bestimmte Principien. Man kann daher auch die Absonderung der Veränderlichen nicht als das wahre Fundament aller Integrationen betrachten, besonders weil sie bey den Differenzialgleichungen eines zweyten oder höheren Grades keine Anwendung findet; weiter unten aber werde ich ein anderes Princip aus einander setzen, welches viel allgemeiner ist. Inzwischen wird es sich der Mühe lohnen, in diesem Capitel die vorzüglichsten Integrationen, welche sich durch Absonderung behandeln lassen, aus einander zu setzen; da es bey dieser beschwerlichen Arbeit vom grössten Nutzen ist, so viele Methoden als möglich kennen zu lernen.

Noch eine Frage: Warum schreibt der Uebersetzer das Wort „*Differential*" mit z, während er doch in allen anderen lateinischen Wörtern das dieser Sprache entsprechende *ti* eben so wiedergegeben hat?

Druck und Papier des Werkes sind gut.

a.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Nestler: *Darstellungen aus Russlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend bis Gross-Nowgorod im Sommer* 1828, vom Domherrn Dr. *Meyer*. 1829. XIV u. 464 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf. schiffte mit dem Dampfschiff Georg IV am 29ten Mai von Travemünde ab, und strandete in den Klippen der Insel Nargen vor Reval durch Unvorsichtigkeit des kein Senkbley auswerfenden Capitän Black, obgleich ihn eine Seetonne warnte; doch half sich die Mannschaft mit den Lootsen aus dieser Noth, und am 3ten Juni Abends 10 Uhr traf das Schiff vor Kronstadt ein. Der Vf. rühmt die milde russische Koffervisitation, St. Petersburgs Strassenpflaster, tadelt die Gassenbeleuchtung, lobt die Polizey, die Schönheit der Stadt und der Newa, malt wie in seinen Jugendschriften einige kleine Abentheuer in fröhlicher Gesellschaft, beschauet und beschreibt in seinem bekannten lebendigen Stil alles Merkwürdige, die Denkmäler, Kirchen und Paläste, die Börse, die Akademie der Künste, das Arsenal, die Festung, die Admiralität, die Bibliothek, die Theater und die Garteninseln, die Umgegenden des festen Landes, die Lustschlösser, die Erziehungs- und die unter der Leitung der verwittweten Kaiserin Maria blühenden Wohlthätigkeits-Anstalten. Dann folgt der Rückblick auf die berühmte Republik Nowgorod, welche im J. 1478 der Grossfürst Ivan Wassiliewitsch überwältigte, in deren Gebiet einst sogar Moskau lag, und auf das Kloster Wolchow. — Den Schluss bilden: Geselligkeit und häusliches Leben der Russen, die Militärkolonien und endlich Zusatznoten und Erläuterungen, welche Mancherley enthalten, was man nicht erwarten

konnte, z. B. S. 442 eine Vergleichung der russischen Dreyfelderwirthschaft mit der holsteinischen in 10 bis 14 Schlägen und deren reiche Viehwirthschaft. Der Vf. räumt ein, dass Russland durch Annahme dieser Wirthschaft viel mächtiger und glücklicher werden kann. Noch hat Russland den alten julianischen Kalender. Es soll aber die heilige Synode erklärt haben, dass es zweckmässiger sey, die russische Zeitrechnung alten Stils, welche stets 12 Tage zurück ist, derjenigen des übrigen christlichen Europa gleichzustellen.

Das Buch ist den Manen der Kaiserin Maria gewidmet. Der als ästhetischer Schriftsteller berühmte Verfasser war auf Empfehlung des König Maximilian von Baiern der Führer des jetzigen Monarchen, als dieser Hamburgs Merkwürdigkeiten beschauete, und wiederum der Cicerone des jetzigen Kronprinzen dieses Hauses durch Empfehlung des jetzt regierenden Monarchen. Er erklärt, dass diese Gemälde seine letzte literarische Arbeit seyn dürften. Hoffentlich wird sich diese Ahndung nicht bestätigen, da der Vf. ein so thatenvoller Patriot war, dass er nie in Hamburgs Literaturgeschichte vergessen werden, und seinen Mitbürgern als Anreger manches vervollkommneten Nahrungszweiges stets ehrwürdig bleiben wird.

R.

Frankfurt a. M., in der Herrmannschen Buchhdlg.: *Aachen und dessen Umgebungen*, von *Christian Quix*. 1818. 120 S. 8. (20 gr.)

Name, Lage, Grenze, Klima, Würde, Gründung, Gestalt, Häuser- und Einwohner-Zahl, Strassen, Gewässer, warme Bäder, das (der) Münster oder die Domkirche, ihre Reliquien und Schätze, Capitel des Stifts, einige berühmte Männer des Stifts, das Choralenhaus, Pfarrkirchen und andere, Klöster, noch bestehende und aufgehobene, Spitäler, verwandelte Kirchen und Klöster, Kapellen, Rathhaus, Markt und Springbrunnen, Katschhof, Komödienhaus, Frucht- und Fleisch-Hallen, Schlachthaus, Prinzenhof, Redoute, Lombard, Manufacturen und Fabriken, Gemälde- und andere Sammlungen, gediegene Eisenmasse, Spaziergänge, Umgebungen (Lousberg mit einem Titelkupfer, Pyramide u. s. w.), ehemalige Verfassung der Stadt, das Reich von Aachen, Brand von 1656, in Aachen gehaltene Reichstage und Kirchenversammlungen, Privilegien der Stadt, Karls des Grossen Pallast — sind zwar wissenswürdige Gegenstände für einen Fremden, der die Stadt nicht kennt, und desswegen möchte auch diese Monographie für viele, die den Monarchencongress besuchten, ein Nothbehelf gewesen seyn. Für den Forscher (er sey Geograph, Physiker, Statistiker, Historiker) genügt sie gar nicht; der Vf. war des Gegenstandes nicht mächtig, er scheint kaum *Eichhofs* Abhandlungen, *Forsters* Reise, *Le Breton*, *Kleber*, *Dorsch*, *Meyer*, *Alpen*, *Rudler*, in ihren Vorarbeiten zu kennen. Aber wenn er sie auch kannte, so hat er sie nicht benutzt, oder nicht zu benutzen gewusst; wenigstens lässt sich dieses aus der eben so unregelmässigen Anordnung als aus der unvollständigen Darstellung schliessen.

S — d.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Wallishäusser: *Aglaja*. Ein Taschenbuch für das Jahr 1822. Achter Jahrgang. 270 S. 12. (3 Rthlr. 12 gr.)

Haben wir richtig gezählt, so finden sich in diesem Taschenbuche Gedichte von 23 Dichtern und Dichterinnen (darunter ausser den österreichischen die Namen *Houwald*, *Kind*, *Kuhn*) und 4 Erzählungen. Die ersten enthalten wenig ganz Verfehltes, manches Treffliche, wozu die 3 Sonette *Kampf* und *Versöhnung* von *Kuhn*, *Gelähmter Flug* von *Bar. v. Zedlitz* und der *Friedrichsberg* von *Houwald* (jedoch mehr in der Erfindung als in der Ausführung ansprechend) gerechnet werden dürften. Das verfehlteste Stück hat unstreitig *Werner* in *Jägers Herz und die Clemente*, vieles Mittelgut *Grillparzer* geliefert. Wenn er einem Wiegenkinde zuruft:

Thu Dir genug, so thust Du's auch der Welt,

so ist wohl der Fall auszunehmen, wenn die kleine Person künftig eine Poëtin werden sollte. *Fr. Kind* hat nur ein Gedicht beygesteuert, *die Weihnacht-Rose*, dessen recht glückliche Idee in 17 sechszeiligen Strophen nur zu sehr ausgebreitet wird. Wenn man liest:

Zu dem Liebling *sanft* gebogen
Sah Maria seine Lust,
Während um die reine Brust
Weich die blonden Locken flogen;
Durch der Opfrer Herzen zogen
Himmelswonnen *unbewusst* —

so sind diess meist wohl nur Worte. Der *Geburts-* und *Namens-Tag* von *L. Brachmann* ist eine hübsch gewendete Schmeicheley.

Unter den Erzählungen müssen wir der *Rückkehr* von einer uns bisher unbekannt gewesenen Vfrin., *Josephine von Perin*, den ersten Platz zuerkennen; weniger wegen besonderer Originalität als wegen glücklicher Auffassung und sehr gut gehaltener Darstellung. Die *Walpurgisnacht* von *Car. Pichler* ist eben eine Zaubergeschichte, wie wir mehrere haben, und etwas breit, *Deusamande und die drey Schwestern* von *Fr. Gleich* ein Feen-Geschichtchen, Almanachsgut; S. 164 ist dem Vf. eine üble Verwechslung des *für* und *vor* entschlüpft. Als eben solche leichte Almanachswaare müssen wir den *Maurenritter* von *L. Brachmann* ansprechen; revidirt kann die Vfrin. den Erguss ihrer Begeisterung nicht haben, sie hätte sonst schwerlich: den Mond mit seinen *schwärmerischen* Strahlen ein *sittsames* Schlafgemach erhellen lassen (S. 213).

Die 6 Kupfer von *John* sind, wie gewöhnlich, vorzüglich, nach Gemälden von Rosselli, Mengs, Andrea del Sarto da Vinci, Correggio und Guido Reni in Wiener Kunstsammlungen; am schönsten erscheint uns darunter eine Sa Catarina von Lionardo da Vinci.

Wenn man, wie wir hoffen, annehmen darf, das gute Taschenbücher auch über das Jahr ihrer Geburt hinaus fortleben: so wird man auch diese durch Zufall verspätete Anzeige nicht überflüssig finden.

D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Enslin: *Tacitus Agricola*, als Versuch und Ankündigung einer neuen Verdeutschung sämmtlicher Werke des Tacitus, übersetzt von Dr. *Wilhelm Bötticher*, Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. 1830. VI u. 66 S. kl. 8. (6 gr.)

Hr. *B.* hofft, trotz der Menge von Uebersetzungen dieses Schriftstellers, auf Entschuldigung seines Unternehmens, weil wir, obwohl keine andere Sprache dazu so geeignet sey als die unsrige, noch immer keine vollkommen gelungene Uebersetzung dieses Schriftstellers besitzen, indem die bis jetzt vorhandenen theils ungenau und in vielen Stellen unrichtig, theils durch Verflachung und Umschreibung der kräftigen, gedrängten Darstellung des Geschichtschreibers, oder auf der anderen Seite durch fälschlich sogenannte Wörtlichkeit und alle Gesetze der Muttersprache mishandelnde Härte, unbefriedigend genannt werden müssen. Als die zwey wesentlichsten Erfodernisse zur Schöpfung einer, die Physiognomie des Tacitus wiedergebenden Uebersetzung erkennt er tiefe, durch langjähriges Studium erworbene, Kenntniss der Taciteischen Spracheigenthümlichkeit und Beherrschung der Muttersprache. Ob der Vf. die deutsche Sprache beherrsche, soll dieser Versuch, — ob er des Tacitus Sprache kenne, ein in Kurzem erscheinendes *lexicon Taciteum* beurkunden. Aber es sind auch einige Anmerkungen beygegeben. Diese sollen des Vfs. Erklärungsweise, wo sie von der anderer Ausleger abweicht, besonders in schwierigen Stellen einigermassen begründen.

Aus diesen, gröstentheils der Vorrede entlehnten Notizen ergiebt sich, dass wir unser Augenmerk bey Beurtheilung der Schrift auf die Uebersetzung als Vorläuferin eines umfassenden Werkes zu richten haben. Es scheint uns zweckmässig, des Vfs. Uebersetzung der *Walchi*'schen partienweise gegenüber zu stellen, und beide parallel zu beleuchten.

Walch.	*Bötticher.*
Cap. 1. Ruhmvoller Männer Thaten und Sitten der Nachwelt zu übergeben, diesem Brauch aus alter Zeit entsagt selbst nicht in unseren Tagen ein Menschenalter, so unachtsam der Seinen; hat irgend einmal hohes und glänzendes Verdienst siegreich sich aufgeschwungen über jenes (kleinen wie grossen Staaten gemeinsame) Gebrechen, Tugend zu verkennen, und zu beneiden. Doch, wie bey den Altvordern Denkwürdiges zu vollbringen ungehindert und offenkundiger war; ebenso ward jedes glänzende Talent, ein Denkmal für Tugend aufzustellen, ohne Vorliebe oder Gunstbuhlerey, nur durch den Lohn edlen Bewusstseyns bewogen. Viele sogar hielten Selbstbeschreibung ihres Lebens eher für Zuversicht auf Denkart, als für Anmasung. Kein Rutilius oder Scaurus erwarb hieraus sich Unglauben oder Verläumdung. So beurtheilt man Tugenden in eben der Zeit am besten, wo am leichtesten sie gedeihen. *Cap.* 2. Mir aber, jetzt im Begriff, das Leben eines Entschlafenen zu erzählen, ist Nachsicht nöthig: wonach mich nicht verlangte, streifte ich nicht in grause, Tugenden so unholde Zeit.	*Cap.* 1. Berühmter Männer Thaten und Sitten der Nachwelt zu überliefern, was von alter Zeit her Brauch war, hat selbst in unseren Tagen ein der Seinen so wenig achtendes Zeitalter nicht unterlassen, so oft irgend ein grosses und ausgezeichnetes Verdienst siegreich sich emporschwang über jenes, kleinen wie grossen Staaten gemeinsame, Gebrechen, Tugend zu verkennen und zu beneiden. Doch bey unseren Vorfahren ward, wie es näher lag und ungehinderter war, Denkwürdiges zu vollbringen, so auch jedes hervorstrahlende Talent, fern von Parteylichkeit und Gunstbuhlerey, nur durch den Lohn edlen Bewusstseyns, ein Denkmal solchem Verdienste aufzustellen, bewogen. Ja Viele hielten, *selbst* ihr Leben zu beschreiben, eher für Vertrauen auf sittlichen Werth als für Anmasung, und keinem Rutilius, keinem Scaurus hat man desshalb missdeutend Glauben versagt. So werden Tugenden zu eben der Zeit am besten gewürdigt, welche am leichtesten sie erzeugt. Ich aber, der ich *jetzt* eines schon Entschlafenen Leben erzählen will, bedarf der Nachsicht, um welche ich nicht bitten würde, träte ich nicht damit als Ankläger einer furchtbaren, Tugenden so feindseligen Zeit auf.

Die Vergleichung dieser beiden Uebersetzungsabschnitte nöthigen dem Rec. folgende Anmerkungen ab. *Erstens* ist es unverkennbar, dass die Arbeit des Hn. *B.* grösstentheils frey ist von jener tadelnswürdigen Härte der Fügung und undeutschen Wendungen, an welchen die *Walchi*'sche durchaus leidet. Dafür aber hat sich, sichtbar aus dem Bestreben, diesen Fehler zu meiden, hie und da eine gewisse latinisirende und altmodische Uebersetzung besonders bey Behandlung der Participien eingeschlichen, welche dem Genius der deutschen Sprache völlig fremd ist. Wie ungewandt klingen gleich im Anfang die Worte: „was von alter Zeit her Brauch war." Wie steif ist der ganze Satz: „doch bey unseren Vorfahren ward — bewogen"; wie unglücklich jenes *ward* weit getrennt von *bewogen!* Eben so unangenehm nimmt sich für den Deutschen aus: „*ich aber, der ich jetzt erzählen will*". Freylich ist das Letzte

nur der Ungewandtheit wegen zu tadeln, während das *Walchi*'sche: „*Mir aber, jetzt im Begriff, das Leben eines Entschlafenen zu erzählen*", offenbar falsch ist, weil der Deutsche wohl richtig sagen kann, *ich aber, jetzt im Begriff*, keineswegs — *mir aber, jetzt im Begriff* u. s. w. *Zweytens* scheint uns Hr. *Bötticher* daran sehr wohl gethan zu haben, dass er, wo *Walch* das richtige Wort, die richtige Wendung getroffen hatte, dieselbe beybehielt. Es hätte diess vielleicht noch ein- oder zweymal geschehen können. Rec. meint, dass nur dann endlich eine gediegene und vollendete Uebersetzung des Tacitus zu erwarten sey, wenn der Nachfolger alles Gute seiner Vorgänger sich anzueignen sucht. *Drittens* hat Hr. *Bötticher* manches Unrichtige in der *Walchi*'schen Uebersetzung wohl gefühlt, aber das Mangelhafte mit etwas eben so Mangelhaftem oder wohl noch Mangelhafterem vertauscht. So ist uns gleich im Anfang des ersten Cap. die Uebersetzung von *clarorum virorum* aufgefallen. Richtig hat *Walch* angemerkt, dass der Begriff *berühmt* keineswegs dem des Wortes *clarus* entspreche. In der Beurtheilung des *Walchi*schen Agricola wurde jedoch auch der, von *Walch* gewählte Ausdruck: *ruhmvoll*, als undeutsch mit Recht getadelt. Glücklich ist das *Walchi*'sche *übergeben* mit *überliefern* vertauscht. Das *Walchi*'sche: *diesem Brauch aus alter Zeit*, ziehen wir unbedingt dem *Bötticher*schen: *was von alter Zeit her Brauch war*, vor. *Achtend* wird, soviel uns bekannt ist, bey keinem guten deutschen Schriftsteller mit dem *genit.* verbunden. Warum hat Hr. *B.* das aoristische *omisit* wieder perfectisch übersetzt, ohne *Walch's* gründliche Erörterung dieser Bedeutung zu widerlegen? Die Wortstellung: *Ja viele hielten, selbst ihr Leben zu beschreiben* u. s. w., müssen wir für völlig undeutsch erklären. *Missdeutend Glauben versagt* ist zu schwach für *citra fidem aut obtrectationi fuit.* Das *adeo*, welches beide Uebersetzer durch das einfache *so* ausdrücken, enthält einen stärkeren Begriff, welcher nicht hätte übersehen werden sollen. Worauf bezieht sich am Ende der Uebersetzung des ersten Cap. bey *B.* das *damit?* Im Texte findet sich von demselben keine Spur. Richtig dagegen ist *venia opus fuit* durch *ich bedarf der Nachsicht* verdeutscht.

Bey dem ganzen ersten Cap. hat Hr. *B.* nur eine einzige Anmerkung für nöthig gehalten. Sie betrifft die von *Walch* ins zweyte Cap. (wie uns scheint, mit Recht) verwiesenen Worte *at mihi* etc., vorzüglich die Lesart *ni cursaturus.* Die Beweisführung für *ni incusaturus* scheint uns ungenügend. Die Gründe sind schon von *Walch* entwickelt.

Da der Charakter der vorliegenden Uebersetzung im Ganzen sich gleich bleibt: so wollen wir nur noch wenige einzelne, besonders schwierige Stellen einer näheren Prüfung unterwerfen, und hoffen den Tact des Uebersetzers auf diese Weise besser als auf jede andere zur Anschauung zu bringen, und das Verhältniss zur *Walchi*'schen Uebersetzung in seiner Eigenthümlichkeit zu zeigen.

Walch.	*Bötticher.*
Cap. 10. med. Die Gestalt von ganz Britanien vergleicht unter *alten* Livius, von neuern Fabius Rusticus, die wohlredendsten Geschichtschreiber, mit länglicher Schüssel oder Hallbarde. Und so ist sein Aussehen unterhalb Caledonien, woher über das Ganze auch die Sage gekommen. Doch in unermessener, ja grenzenloser Weite, an fast endendem Gestade wieder vorlaufend, stumpft das Land wie keilförmig sich ab.	*Cap. 10. med.* Die Gestalt des ganzen Britaniens hat Livius, der Alten, Fabius Rusticus, der Neueren wohlredendster Historiker, einer länglichen Schüssel oder Doppelaxt verglichen. Und so ist auch sein Aussehn disseits Caledonien, woher dann auf das Ganze diese Sage übergegangen ist. Aber die unermessliche und grenzenlos scheinende Ausdehnung der am fast schon Alles begrenzenden Gestade wieder vorspringenden Ländermasse engt sich wie in einen Keil zusammen.

Man wird hier, um vorerst die stilistische Haltung der Uebersetzung wieder ins Auge zu fassen, unsere obigen Bemerkungen bestätigt finden. Ganz misslungen ist aber der letzte Satz, mag man ihn nach Worttreue, oder nach Geschmeidigkeit der Darstellung, oder nach Richtigkeit des Gedankens betrachten. Aber auch in der Wahl der Lesart ist *B.* nicht glücklicher als *W.* gewesen. Die alten Ausgaben lesen 1) die *edit. princ.* *unde et universum fama est transgressis*; 2) *cod. Vatic.* 3429 *unde et universum, margo: universis — fama est transgressis*; 3) *edit. Mediolanensis, Veneta, Rivii, Beroaldi, Minutiani, Alciati* ganz ebenso, nur statt *transgressis — transgressus.* Aus diesem Verhältniss ergiebt sich, dass *in* vor *universum* von allen äusseren Autoritäten verworfen wird, und dass *trangressis* oder *trangressus*, oder etwas, das ihm sehr ähnlich ist, keineswegs aber *transgressa* die richtige Lesart ist. Daher ist so zu restituiren: *Et est ea facies citra Caledoniam, unde et universim fama est. Transgressis ad* (für *transgressis sed* vgl. *Mabillon. diplom. pag.* 349) *immensum et enorme spatium etc.* Ueber den Dativ *transgressis* vgl. *Walch's* Agric. S. 197. Ueber *transgredi* in unserem Sinne Agric. c. 24 und 18, vgl. auch Annal. XV, 38. Ueber die Construction mit *ad* vgl. *venire in* und *ad castra Cic. famil.* 15, 3. *Liv.* 3, *regredi ad Africam Eutrop.* 2, 14, *ad Moesiam irrumpo Tac. hist.* 1, 79, *invehi ad ostium portus Liv.* 39, 5. *Universim* braucht wohl für den Kundigen keine Rechtfertigung.

Walch.	*Bötticher.*
Cap. 20. fin. Hierdurch bewogen, lieferten viele Stämme, welche mit Nachdruck bisher widerstanden, Geiseln, ihrem Zorn entsagend; andere, mit Schanzen und Burgen umschlossen (so umsichtsvoll und sorgsam, wie früher kein neu umfasster Theil Britanniens,) traten ungereist über.	*Cap. 20. fin.* So geschah es, dass viele Stämme, welche bis zu dieser Zeit glücklichen Widerstand geleistet hatten, Geiseln stellten, und ihre Feindseligkeit aufgaben; und so einsichtsvoll und sorgsam umschloss er sie mit Schanzen und Castellen, dass früher kein anderer neu besetzter Theil Britanniens so unangefochten auf unserer Seite blieb.

Sowohl des Vfs. „*So geschah es*", als *Walchs* „*hierdurch bewogen*" entspricht dem lateinischen *quibus rebus* nicht; jenes nicht den Worten, dieses nicht dem Gedanken. Die Redensart *ex aequo egerant* scheint weder *B.* noch *W.* (welche beide sehr verwandte Begriffe mit derselben verbinden) richtig ver-

standen zu haben. Nach aller sprachlichen Analogie kann bey *ex aequo* nur *loco* supplirt werden. Dann wäre der Sinn: viele Staaten, welche bisher sich wie ebenbürtig den Römern benommen, d. h. als Volk dem Volke sich entgegengestellt hatten — demüthigten sich. Ueber die Uebersetzung der letzten Satzhälfte wollen wir wegen ihrer kritischen Schwierigkeiten mit dem Vf. nicht rechten. Dagegen müssen wir bemerken, dass sich seine kritische Manier hier nicht von Orakelsprüchen frey hält. S. 61 liest man zu 11): „Die Stelle ist folgendermassen zu lesen und zu interpungiren: *et praesidiis castellisque circumdatae sunt* (aus *et* des *cod. Vat.* [Rec. fragt, welcher *cod. Vatic.*, da es deren zwey zu Agricola verglichene giebt? und welche paläographische Beweise hat der Vf. für seine Vertauschung des *et* mit *sunt?*] *tanta ratione curaque, ut nulla ante Britanniae nova pars illacessita transierit*". (Der *cod. Vat.* 3429 hat sehr wenig Werth, wie *Walch* in seiner Vorrede überzeugend nachgewiesen hat; er wimmelt von Irrthümern des Abschreibers. Daher ist es bey Weitem wahrscheinlicher, dass ursprünglich kein *et* stand, und dass diess vielmehr im *Vat. cod.* aus *ae* und der gewöhnlichen verschlungenen Schreibweise von *et* = & so entstanden sey, dass durch ein Versehen, wie häufig, die Endung *ae* doppelt geschrieben war.) „Ein *tam*" (fährt *B.* fort) „vor *illacessita* lässt sich leicht ergänzen" (in Gedanken? doch wohl nicht! einschieben? nicht ohne die grösste Willkühr!); „in Vergleich mit früheren Eroberungen konnte man diese eine unangefochtene nennen." Die zwey dem Rec. allein möglich scheinenden Erklärungsarten sind, dass man entweder *ut*, wie ein einziges Mal in den Historien des Tacitus, sich doppelt denkt = *ut nulla pars ita illacessita transierit, ut haec*; oder dass man *magis* vor *illacessita* in Gedanken ergänzt, wie diess oft beym Positiv geschehen muss. Vgl. den *Oberlin*'schen Index zu Tacitus unter *magis*. Dem letzten steht entgegen, dass bey dieser Redeweise sonst immer die verglichene Sache mit *quam* folgt. Allein sollte diese nicht auch *ausgelassen* werden können, wo sie, wie hier, im Zusammenhange liegt?

Verlangt man nun, nach Beleuchtung solcher Einzelnheiten, ein allgemeines Urtheil, so müssen wir allerdings bekennen, dass der Vf. viel Talent zur Uebersetzung des Tacitus besitzt, auch dass er gewiss dem rechten Grundsatze huldigt, wenn er behauptet: „Es ist ohne Zweifel der Zweck einer Uebersetzung, den Gedanken des Schriftstellers in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Beziehungen auszudrücken, ist es möglich, und mit dem Genius beider Sprachen vereinbar, wörtlich, wo nicht, durch *die* Worte, mögen es viel oder wenige seyn, welche dem Sinne am genauesten entsprechen, den der Schriftsteller mit seinen Worten verband." Viel ist von ihm auch schon in einzelnen Partieen geleistet, und die Geschraubtheit und Härte mancher Vorgänger glücklich vermieden. Bey dem Allen aber halten wir ihn jetzt noch nicht für genugsam vorbereitet zu einer vollendeten Uebersetzung unseres Schriftstellers, und rathen ihm, nichts zu übereilen. Auch möchten wir ihn vor einer gewissen Trivialität des Ausdrucks und der Wendung warnen. Müssen wir gleich eine *Walch*'sche Ueberspannung und Idealisirung, ja Romanisirung, unseres Idioms mit Widerwillen verwerfen, so ist doch auch nicht zu vergessen, dass Tacitus keinesweges in der römischen gemeinen Schriftsprache sich bewegt, dass er vielmehr ringt, dem Schwung und der Würde der Gedanken in der Sprache Ausdruck und Vollendung zu geben. Vor allem aber sind wir durch die nähere Betrachtung der Arbeit des Vfs. aufs Neue belehrt worden, dass eine gediegene Uebersetzung jedes, und so auch unseres Schriftstellers nur nach gründlicher Behandlung der Kritik gelingen kann. Dazu sind aber viele und unbefangene Studien nöthig; dazu ist vor allen Dingen Kenntniss der Paläographie in einem viel höheren Grade, als man sie gewöhnlich findet, erfoderlich; dazu der Entschluss, sich frey zu halten von den jetzt immer mehr hervortretenden, willkührlichen, nach dem Sinne des Bearbeiters gemodelten, Verbesserungen oder vielmehr Verschlechterungen, und möglichst gewissenhaft in äusseren Autoritäten Rath und Hülfe zu suchen.

Das Aeussere des Büchleins ist durchaus anständig, ja schön.

H. C. M. R.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

AACHEN, in d. Expedition d. allgemeinen Monatsschrift: *Satzlehre für Volksschulen und ihre Lehrer.* Von *J. P. Rossel.* 1830. 207 S. gr. 8. (16 gr.)

Eine neue und gute Anleitung für den Elementarunterricht in der deutschen Sprache. Der Vf. hat sich damit nicht allein um die persönliche Bildung der Volksschullehrer ein Verdienst erworben, denen ein gründlicher Unterricht in der Satzlehre abging, sondern die Anleitung ist auch zum wirklichen Unterrichte in guten Elementar-Schulen vorzüglich geeignet. Letztes aber um so viel mehr, je mehr darin, nicht, wie es wohl nicht selten in ähnlichen Schriften geschieht, auf unerhebliche und geringfügige Nebendinge, sondern meistentheils nur auf das Praktische hingearbeitet wird. Ein Hauptziel aber, das der Vf. bey Abfassung seiner Schrift im Auge hatte, war, sich von dem eigentlich systematisch-grammatischen Gange entfernt zu halten, dagegen die Sprache als ein *Daseyendes* sich aneignen zu lehren, und die Aufgabe der Volksschulen, das Denkvermögen durch den Sprachunterricht zu bilden, dadurch zu lösen. Auch Rec. ist der Ueberzeugung, dass dieser Gesichtspunct derjenige ist, den die Volksschule fassen muss, wenn der deutsche Sprachunterricht darin wahrhaft bildend und lebendig erwachsen soll. Eine solche pädagogische Bearbeitung aber, wie sie hier dargeboten wird, und wie sie etwa *Rebs, Harnisch, Scholz* u. s. w. in ihren Werken gezeigt haben, ist um so rühmlicher, je schwieriger und seltener sie noch immer ist. Rec. sieht sich aus Beschränkung des Raumes genöthiget, der Mittheilung des Inhaltes der Vorrede zu entsagen, obgleich er sich verpflichtet fühlt, auf das Lehrreiche derselben hinzuweisen.

Das Ganze der Schrift zerfällt in folgende Ab-

schnitte: Einfacher und ausgebildeter Satz; Satzvereine oder verbundene Sätze; Verkürzung der Sätze; Wortfolge; Satzgefüge. In dem durch das Ganze sich ziehenden Plan offenbart sich das Streben nach Einheit, Zusammenhang und Begründung. Auch sind gut gewählte poetische, dem ersten jugendlichen Alter angemessene Stücke eingewebt, worin mit gesperrter Schrift die Sprachtheile zur Uebung und Kenntnifs des Schülers, aber auch in anderer Hinsicht zur richtigen Betonung bezeichnet sind. Um jedoch den Gang näher zu bezeichnen, welchen der Vf. gewählt hat, wählen wir gleich den Anfang, welcher einfache Sätze enthält. Diese werden vorangestellt, als: der Schnee ist weifs. Tinte ist flüssig. Die Erde ist rund — oder auch: die Pflanzen wachsen; die Erde ist entstanden u. s. w. Zuvörderst wird den Schülern aufgegeben, ähnliche zu suchen.

Das Ganze wird nun von dem Lehrer zur Anweisung für den Schüler in katechetischer Form behandelt, als: *Fr.* Wovon wird im ersten Satze etwas ausgesagt? *Antw.* Von dem Schnee. *Fr.* Was wird von ihm ausgesagt? *Antw.* Dafs er weifs sey. *Lehr.* Der Gegenstand, von dem man in einem Satze etwas aussagt, heifst Satzgegenstand. *Fr.* Was ist also hier Satzgegenstand? *A.* Der Schnee. *Fr.* Was ist der Satzgegenstand? *Antw.* Der Satzgegenstand ist derjenige Gegenstand, von welchem man in einem Satze etwas aussagt. *Lehr.* Was man von einem Gegenstande aussagt, das nennt man: Aussage. *Fr.* Was ist nun hier die Aussage? *A.* Weifs. *Fr.* Was ist die Aussage? Die Aussage ist dasjenige, was man von einem Gegenstande in einem Satze aussagt. Welches Wort steht hier zwischen dem Worte: Schnee und weifs? *A.* Das Wort: ist. *L.* Dieses Wort verbindet oder vereinigt die Aussage mit dem Satzgegenstande, und daher nennt man es: Verbindung, Satzband. Was ist nun Satzband? *A.* Das Satzband ist dasjenige Wort, welches in einem Satze die Aussage mit dem Satzgegenstande verbindet u. s. w. Auf ähnliche Weise werden die Sprachtheile eines Satzes dem Schüler anschaulich gemacht. Durch zweckmäfsige Beyspiele wird die mannichfaltige Form gezeigt, worin in einem Satze das Subject, als Substantiv, Adjectiv u. s. w., erscheinen kann. Neben die einfachen werden nun die ausgebildeten Sätze gestellt, als: „Bücher sind wichtig (einf. S.). Gute Bücher sind sehr wichtig" (ausg. S.), und wie zuvor erläutert. Wie auch das Prädicat (Aussage) in jedem Sprachtheile erscheinen kann, wird ebenfalls auf eigenthümliche Weise und in Beyspielen dargethan. Ueberdiefs werden am Ende eines kurzen Abschnitts kürzere prosaische Stücke aufgestellt, in welchen die abgehandelte Materie durch Beyspiele erläutert wird. An die beendigte einfache Satzlehre ist vom Vf. die Interpunctionslehre und zwar vom Punct an angeknüpft, wie die übrigen in der Folge vorkommen. Ganz besonders gelungen ist dem Vf. der fünfte Abschnitt vom Satzgefüge, den er durch zweckmäfsige Beyspiele, besonders in Ansehung der abwechselnden Stellung einzelner Sätze, erläutert.

Aus voller Ueberzeugung kann Rec. versichern, dafs ihm nicht häufig eine Schrift, wie vorliegende, vorgekommen ist, in der mit einer so praktischen Umsicht, zweckmäfsigen Anordnung und gründlichen Bestimmung verfahren wäre. Defshalb kann sie vornehmlich Volksschullehrern als ein treffliches Hülfsmittel zur Sprachbildung empfohlen werden. Der Preis ist nach Umfang und Inhalt der Schrift sehr billig.

—e—.

JUGENDSCHRIFTEN.

KEMPTEN, b. Dannheimer: *Lesebuch für die mittleren Classen der Volksschulen*, herausgegeben von Dr. *Ph. Jak. Karrer*, Hauptprediger, k. b. Dekan, Districts-Schul-Inspector u. s. w. 1828. IV u. 387 S. 8. (12 gr.)

Der Herausgeber berichtet in der Vorrede, dafs dieses Lehrbuch nach demselben Plane, wie das im J. 1826 von ihm herausgegebene *Lesebuch für untere Classen*, bearbeitet sey, und dafs er auch an der Abfassung des gegenwärtigen Lehrbuchs den geringsten Antheil habe; den meisten hätten, wie bey dem ersten, die daselbst genannten Lehrer: nur die Idee und den Plan, und weniges Uebrige, dürfe er sich zuschreiben. — Der Lehrer, welcher das erste Lehrbuch kenne, was bey dem Rec. nicht der Fall ist, werde von selbst erkennen, dafs in diesem der Unterricht gesteigert sey.

Es hat folgende Hauptabschnitte: I. Parabeln. II. Der Mensch. III. Naturgeschichte. IV. Von der Naturlehre. V. Von der Zeitrechnung und dem Kalender. VI. Von der Erde und ihren Bewohnern (wo die Vff. sich am meisten über Baiern ausbreiten). VII. Von der Sprachlehre. VIII. Vom anständigen Betragen. IX. Die üblichsten Mafs-, Geld- und Gewichts-Verhältnisse. X. Das Rechnen. — Religion und biblische Geschichte sind ausgeschlossen, weil diese Gegenstände eigene Lehrbücher haben. Auch kommt nichts von allgemeiner und vaterländischer Geschichte vor, weil der Herausg. dieselbe den höheren Classen und der höheren Bürgerschule zuerkennt, für welche ebenfalls ein eigenes zweckmäfsiges Lesebuch bearbeitet werden solle. — Rec. findet dieses Lesebuch im Ganzen sehr brauchbar. Der Sprachlehre, die nur die Hauptsache enthält, sind auch die Hauptregeln der Rechtschreibelehre angehängt worden, welche sehr brauchbar und gröfstentheils bestimmter vorgetragen sind, als man sie gewöhnlich vorgetragen findet. — Wenn es S. 284 von den Umstandswörtern heifst, dafs sie nur zum Redewort (Verbum) gehören, so möchte das nicht ganz richtig seyn; denn die eigentlichen Adverbien, z. B. sehr, überaus u. s. w., dienen auch zur genaueren Bestimmung eines Adjectivs und eines anderen Umstandswortes. Der Abschnitt X, vom Rechnen, ist besonders gelungen.

—(—m—)—.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MEDICIN.

Greiz, b. Henning: *Gesundheitszeitung*. Eine populär-medicinische Zeitschrift, in Verbindung mit mehreren praktischen Aerzten herausgegeben von Dr. *Ernst Friedrich Wilhelm Streit*, Fürstl. Schönburg-Waldenburgischem Rathe und Leibarzte, Kön. Sächs. Physicus u. s. w. *Erster Jahrgang*. 1828. *Zweyter Jahrgang*. 1829. 8. (Jeder Jahrgang, aus 26 Nummern bestehend, 1 Rthlr. 8 gr.)

Von dieser Zeitung, welche bogenweise alle 14 Tage auf ziemlich anständigem Papiere erscheint, kennen wir leider die Ankündigung nicht, in welcher der Herausgeber ohne Zweifel angegeben haben wird, welchen Zweck er mit derselben beabsichtigte, welchem Kreise von Lesern er sie bestimmte u. s. w.; auch der dem Herausgeber befreundete und den ersten Jahrgang bevorwortende Hr. Dr. *Meissner*, Consistorialassessor und Superintendent in Waldenburg, giebt in dieser Hinsicht bloss der Bemerkung Raum, der Laie solle dadurch nicht zum Arzte gebildet werden: — wir finden uns somit ausser Stande, die Leistungen des Herausgebers *mit seinen* Versprechungen in Vergleich zu stellen. Es wäre *sehr* wohl möglich, dass von der ursprünglichen Tendenz der Gesundheitszeitung im Fortgange der Herausgabe etwas abgewichen wäre, und dann müssten wir nothwendig tadeln; jetzt können wir glücklicher Weise dem Herausgeber nur Lob ertheilen. Denn um unser Urtheil über den Werth dieser Zeitschrift als Ganzes sogleich auszusprechen, so können wir mit Ueberzeugung die Stelle aus Hn. *Meissner's* Vorrede unterschreiben, „dass die Idee dieser Gesundheitszeitung einem unverkennbaren, auffallenden Bedürfnisse der Zeit angemessen ist, und ihre Ausführung, glücklich Scylla und Charybdis vorbeyschiffend, jene Popularität behauptet, die, ohne die Wissenschaftlichkeit zu verwunden, den ärztlichen Laien aus seiner Sphäre nicht herausführt, wohl aber für diese ihm so viel Licht giebt, als ihm eben aus *dieser* Wissenschaft werden kann und soll."

Der Titel *Gesundheitszeitung* auf einem populär-medicinischen Blatte lässt uns nämlich die Berücksichtigung folgender Gegenstände und deren Erläuterung in kürzeren oder längeren Artikeln erwarten: 1) Fassliche Darstellungen einzelner Gegenstände aus dem Gebiete der Anatomie und Physiologie, um dem Leser einigermassen ein Bild vom Bau und vom Leben seines eignen Körpers zu verschaffen, oder um wenigstens irrige, unbestimmte und unklare Vorstellungen, wie sie in Betreff der menschlichen Organisation so gewöhnlich bey Laien angetroffen werden, zu berücksichtigen und aufzuklären. 2) Aufdeckung von Irrthümern, die über das Wesen einzelner Krankheiten, über die angenommene Wirksamkeit mancher sogenannten Hausmittel bey Laien sich vorfinden; überhaupt Ausrottung der aus einem Krankenzimmer ins andere sich schleichenden, durch die Form des Traditionellen gleichsam geheiligten Vorurtheile, die nur zu häufig den Rathschlägen oder Hülfsleistungen des redlichen Arztes störend oder gänzlich hemmend entgegentreten, bald als Aberglaube, bald als Unglaube. 3) Als Ersatz für das aufzugebende Irrige und Vorurtheilsvolle die Mittheilung zweckmässiger Gesundheitsregeln, sowohl allgemeiner (diätetischer) als besonderer (Verhalten bey einzelnen Krankheiten oder bey ganzen Krankheitsclassen); die fassliche Beschreibung des Verlaufs einzelner Krankheiten, z. B. gerade herrschender Epidemieen; die Angabe von zweckmässigen Hausmitteln oder auch wohl selbst von Arzneyen bey ganz einfachen Krankheitsformen; die Belehrung über Krankenpflege im vollständigsten Umfange u. s. w.

Bey Vergleichung des im ersten Jahrgange Gelieferten finden wir nun für jede der drey Rubriken einestheils grössere Aufsätze vor, die in der Regel den Gegenstand auf eine fassliche und auf eine dem Raume nach in bescheidene Grenzen eingeschlossene Weise erläutern, und anderentheils damit abwechselnd kleinere Aufsätze oder Notizen, die bey ihrer Kürze und der gewöhnlich sehr einleuchtenden praktischen Brauchbarkeit den Laien gewiss nicht als überflüssig erscheinen werden. Am wenigsten gesorgt ist für dasjenige, was wir unter No. 1 foderten; doch gehören dahin die Aufsätze: *das Nervensystem* (S. 49); *über Nervenschwäche* (S. 321); *von der Hautausdünstung und den Nachtheilen des unzeitigen Gebrauches schweisstreibender Mittel in angehenden Krankheiten* (S. 81). Der letztgenannte Aufsatz gehört übrigens theilweise mit zur Classe No. 2, zu welcher wir jedoch vorzugs-

weise rechnen müssen: *Heerschau, gehalten unter den sogenannten Hausmitteln* (S. 73 und mehrmals fortgesetzt); *von dem offenbaren Nachtheile manches sehr üblichen äusseren Heilverfahrens und dem grossen Nutzen des Mehles als äusseren Heilmittels* (S. 33); *Bleyweiss zum Einstreuen bey dem Wundseyn der Kinder* (S. 156); ferner die Bemerkungen *über das Baden der Kinder im Winter* (S. 15), *über den Genuss des Kuchens von Kranken* (S. 253). — Am reichsten ist für die Classe No. 3 gesorgt: *Ueber den Cremor tartari zum Getränke* (S. 11); *einfaches und zweckmässiges Hülfsmittel zur Beförderung des Stillungsgeschäftes* (S. 27); *von den gebräuchlichsten rothmachenden und blasenziehenden Mitteln* (S. 29); *von den Blattern* (S. 109) und *von den Masern* (S. 193) — beide Krankheiten waren damals gerade in einigen Theilen Sachsens und Thüringens herrschend, eine Beschreibung und allgemeine Verhaltungsregeln also sehr zeitgemäss —; *über Fontanelle und die Atkinsonschen Fontanellpflaster* (S. 136); *wann darf bey schwitzenden Kranken die Wäsche gewechselt werden* (S. 186)? *über Charpie und deren zweckmässigen Gebrauch bey leichten Wunden und Geschwüren* (S. 187); *über die zweckmässigste Art, leidende Augen mittelst eines Verbandes vor dem nachtheiligen Einflusse des Lichtes zu schützen* (S. 219); *Empfehlung des Massirens* (S. 235); *über die Nothwendigkeit und die zweckmässigste Art der Reinigung des Mundes in Krankheiten* (S. 260); *etwas über Sorge für die Urinblase* (S. 270); *über das nöthige Verhalten bey contagiösen Krankheiten* (S. 273); *vom Aufliegen* (S. 282); *etwas über Brechmittel* (S. 304); *über Klystiere* (S. 331); *vom Umbetten der Kranken* (S. 347); *über Schlagfluss und die dringendsten Hülfsleistungen dabey* (S. 353). — Ausserdem finden sich noch manche Aufsätze und Bemerkungen, die sich nicht in die von uns aufgestellten Classen einreihen lassen, die aber bloss genannt zu werden brauchen, um einzusehen, dass sie mit vollem Rechte eine Stelle in der *Gesundheitszeitung* gefunden haben. Ausser dem als Einleitung dienenden Aufsatze: *Von der Gesundheit*, seyen nur folgende hier genannt: *Von einigen der gebräuchlichsten ärztlichen Maasse beym Verordnen der Arzneyen* (S. 30); *warum die Arzneyen jetzt aus der Apotheke und nicht mehr, wie sonst unmittelbar vom Arzte* (S. 91)? *über eine öfters unerkannte Ursache frühzeitigen Dahinwelkens der Kinder in ihren ersten Lebensjahren* (S. 177) — der Vf. meint die Wartung und Pflege durch alte, abgelebte Personen, und theilt dabey einen sehr beherzigenswerthen Fall mit —; *auch die Berichtigung mancher Begriffe in Land- und Trivial-Schulen könnte der Gesundheit mittelbar förderlich werden* (S. 225); *über das zu viel und zu wenig Mediciniren* (S. 241); *über die russischen Dampfbäder* (S. 289); *über das Tröpfeln aus Arzneygläsern* (S. 301). Ueberdiess enthält auch noch meistens die letzte Seite jedes Bogens eine kurze Kritik neuer populär-medicinischer Schriften.

Was die Form der Darstellung anlangt, so hat der Herausgeber, wie die Vorrede bemerkt, offenbar nicht für das Landvolk schreiben wollen, dem dessen ungeachtet ebenfalls das Meiste verständlich seyn wird, und nur einzeln sind die Fälle, wo er scheint aus der Acht gelassen zu haben, dass die Leser medicinische Laien sind. So z. B. S. 18, wo von *organischen Systemen*, von *Energie*, oder S. 88, wo von *secundären Wirkungen* die Rede ist.

Können wir nun dem Ganzen unseren Beyfall nicht versagen, so scheint uns doch im Einzelnen manches der Vervollständigung bedürftig, der Verbesserung fähig oder des Tadels würdig. Wir begnügen uns mit einigen Beyspielen. Was soll z. B. S. 44 die Bemerkung, das Mehl, welches der Vf. beym Rothlaufe (vom *Erysipelas bullosum* ist *nicht* die Rede) umzuschlagen anräth, *sauge alle Feuchtigkeit des afficirten Theils* ein? Das heisst den Laien in falschen Ansichten und Aussprüchen bestärken. — Bey Angabe der Regeln, die beym Appliciren eines Klystiers zu beobachten sind (S. 331), fehlt der unseres Bedünkens wichtigste Punct, dass die Kanäle in der Richtung der Mastdarmhöhle, d. h. in einer mit dem Rumpfe parallelen Richtung, eingebracht werden muss, um nicht gegen die vordere Wendung des Mastdarms zu stossen. — Unverzeihlich ist die S. 47 befindliche Aeusserung: *Eine böse Brust muss nie mit dem Messer* oder gar dem Aderlassschnäpper *eröffnet werden.* Der Laie kann durch solche Aeusserungen in seinem schädlichen Vorurtheile gegen schneidende Instrumente nur bestärkt werden; und nicht alle Chirurgen möchten des Vfs. Ansicht theilen, bey Abscessen der Brustdrüsen, die in so reichliches fettreiches Zellgewebe eingehüllt sind, das Aufbrechen durch Fortschreiten des Krankheitsprocesses abzuwarten. — Derselbe Tadel trifft den Herausgeber, wenn er S. 172 vor *Dupuytren's* Methode bey eingewachsenen Nägeln als einer *Schauder erregenden Heilart* warnt. Es giebt allerdings Fälle, bey denen nur diese Methode Heilung gewährt, wenn sie auch dem Herausgeber glücklicher Weise nicht vorgekommen sind, und immer ist es in einem solchen Blatte wenigstens sehr gewagt, Heilmethoden, die freylich sehr schmerzhaft, aber *durchaus nicht schädlich* sind, den Laien zu verdächtigen. — Billig hätte der Herausgeber Bedenken tragen sollen, die Empfehlung des Harns als Augenstärkungsmittel (S. 287) aufzunehmen. Denn einerseits beweist der erzählte Fall noch nichts für den Nutzen der unsauberen Methode, da es auch noch andere Greise giebt, die ohne diese Methode sich der nämlichen Augenstärke erfreuen, und da ja in dem erzählten Falle ausser den Harnaugenbädern auch Wasseraugenbäder angewandt wurden; andererseits wird nur zu leicht durch Mittheilung dieses Falles Veranlassung zu Missbrauch gegeben werden, indem vielleicht der eine oder der andere Leser seine vermeinte Augenschwäche, die aber bey ihm auf einem *entzündlichen Zustande* beruht, durch den reizenden Harn wird heben wollen.

Zweyter Jahrgang. Im Ganzen findet sich derselbe Gang wieder, wie im ersten Jahrgange; nur scheinen die anatomisch-physiologischen Aufsätze noch mehr zurückgedrängt werden zu sollen, indem nur der Aufsatz über *Frühlingscuren* (S. 97) dahin einschlägt. Dagegen finden sich unverhältnissmäsig lange Abhandlungen. So nimmt gewiss die Hälfte des ganzen Raumes der durch fast alle Nummern bis zum Ende des Jahrgangs fortgesetzte, übrigens sehr belehrende Aufsatz ein, welcher die Ueberschrift führt: *Einige der wichtigsten Fehler in der Verpflegung gesunder und kranker Kinder in ihrem ersten Lebensjahre.* Hieran reiht sich hinsichtlich des Umfangs das in 8 Nummern über *Homöopathie* Gesagte an. (Der Vf. dieser Abhandlung fasst die Grundsätze der *Hahnemann*'schen Lehre in 42 Sätzen zusammen, um dann der Reihe nach jeden dieser Sätze zu widerlegen, was ihm auch unseres Bedünkens meistens recht gut gelungen ist.) Sonst verdient in diesem Jahrgange noch Folgendes Beachtung: *Fragen, zu deren Beantwortung sich jeder, wenn er für seine Kranken einen entfernten Arzt um Rath zu fragen im Begriff steht, vorzubereiten hat* (S. 29); *nicht alle Pillen laxiren* (S. 46); *einige allgemeine Bemerkungen und Vorschriften für den Gebrauch der Mineralwässer und Bäder* (S. 113); *über einige nicht leicht erkennbare und weniger beachtete schädliche Gewohnheiten* (S. 129; auch Aerzten sehr beachtenswerth); *wodurch können Blutigel Gefahr bringen, und wodurch kann diese beseitigt werden* (S. 137)? *über die Staubregenbäder* (S. 145); ferner der S. 362 mitgetheilte Krankheitsfall eines Mannes, der sich vor Allem ekelt, was nur mit anderen Menschen in Berührung gekommen ist. Aus diesem Grunde muss die Frau dem Kranken hundert Dinge eigenhändig machen, von denen Weiber oftmals gar keine Kenntniss haben; wäre es aber möglich, so würde er es *sich selbst* machen. Brod, Serviette, Gabel, Messer, Löffel, Teller, Stuhl u. s. w. *hat er ganz* isolirt, ja sogar die Seinigen (er ist Familienvater) müssen sich der Berührung alles Fremden enthalten; aus diesem Grunde gestattet er seiner Frau nur Nachmittags in die Kirche zu gehen, wo sich wenigere Menschen darin einfinden. Einige Male schon hatte sich Jemand auf seinen Stuhl zufällig gesetzt; der Ueberzug musste dann nicht bloss gewaschen, sondern ganz neu gefertigt werden, und deshalb brachte er lieber 1½ Tage stehend zu, als dass er sich auf einen fremden Sitz gesetzt hätte. Ein ganz guter Tisch musste ausser Gebrauch gesetzt werden, weil ein Bergmann seinen Kasten darauf gesetzt hatte; so noch tausenderley. — Auch in diesem Jahrgange ist die Kritik neuer populär-medicinischer Schriften nicht vergessen worden. — Tadeln müssen wir schliesslich noch das merkliche Hervortreten der Tendenz, auch das *Komische* mit ins Gebiet der Gesundheitszeitung zu ziehen, als wäre sie ein gewöhnliches Unterhaltungsblatt. Schon im ersten Jahrgange finden sich einige Anekdötchen eingestreut; der zweyte veranlasst uns zu der Rüge durch die fast die ganze No. 20 einnehmende und allerdings des Witzes nicht entbehrende Mittheilung in Briefform an *Ihro der verwittweten Frau Runkel-Rüben-Commissions-Assessor Sperling in N.* Würdevoller Ernst geziemt der Gesundheitszeitung mehr.

l. r.

WIEN, b. den Mechitaristen: *Physikalisch-chemische Beschreibung des Klausner Stahlwassers in Steyermark*, von *Philipp Aloys* Ritter von *Holger*, Doctor der Medicin, praktischem Arzte zu Wien und Ehrenmitgliede der mineralogischen Gesellschaft zu Jena. 1829. 42 S. gr. 8. (8 gr.)

Das Thal Klausen in der Steyermark, 7 Meilen von der Hauptstadt Grätz befindlich, enthält eine unter der Benennung des Klausner Stahlbrunnens seit geraumer Zeit in dortiger Umgebung geschätzte Mineralquelle, welche Hr. *v. H.* als so wichtig anerkennt, dass er die genauere wissenschaftliche Untersuchung derselben, so wie die ausgedehntere Bekanntmachung ihrer wesentlichen Eigenschaften, für nothwendig hielt, und diesem doppelten Zwecke die vorliegende Abhandlung widmete. — Dieses Wasser zeigte sich in Folge einer von dem Vf. geleiteten, sehr genauen chemischen Analyse als ein sehr kräftiger eisenhaltiger Säuerling, dessen unmittelbare und nächste Bestandtheile sich im nachfolgenden Verhältnisse vorhanden beurkundeten: Ein Tausend Gewichtstheile desselben liefern an freyer Carbonsäure 1,941 Antheile (oder 938,43 Cubikzolle), an carbonsaurem Eisenoxydul 0,086, an carbonsaurem Kalk 0,060, an carbonsaurem Lithon 0,036, an schwefelsaurem Kalk 0,020, an salzsaurer Magnesia 0,012 und vom Thonsilicat 0,011 Theile. Besonders merkwürdig ist hiebey der gänzliche Mangel an Kali- und Natron-Salzen, welche sonst stete Begleiter des Eisens in den übrigen, bisher bekannten Stahlwässern zu seyn pflegen, so dass das Klausner Wasser, im Betracht der völligen Abwesenheit der letztgenannten Bestandtheile, als einzig in seiner Art sich zu erkennen giebt; der wichtigste Vorzug dieses Mineralwassers aber besteht in seinem bedeutenden Lithon-Gehalte, da es in dieser Beziehung alle dermal chemisch untersuchten eisenhaltigen Säuerlinge übertrifft.

Eine sorgfältige Vergleichung seiner physikalischen und chemischen Eigenthümlichkeiten im Allgemeinen mit denen von einigen der berühmtesten Stahlwässer, namentlich denen zu Eger, Marienbad, Königswart, Pyrmont und Spaa, beweist, dass der Klausner Brunnen mit Hindeutung auf die nachweisliche Menge an freyer Carbonsäure der Pyrmonter Trinkquelle am nächsten, doch rücksichtlich seines Gehaltes an carbonsaurem Eisenoxydul zwischen dem Pyrmonter und Spaa-Wasser steht, dem letzten aber insbesondere fast gleich kommt. — Schon in sehr früher Zeit hatten die Anwohner dieses Brunnens seine Heilkraft vermuthet, und in ihrer Einfalt ganz richtig bey

mancherley Krankheitszufällen, welche aus wahrer Schwäche zu entspringen pflegen, erprobt: jedoch der ärztlichen Prüfung und Benutzung war sie seither noch immer entgangen, bis endlich im Laufe der letzten Jahre zugleich mehrere wackere Beschützer dieser Najade hervortraten, unter denen vorzüglich die Herren *von Schöller*, *von Frauenberg*, *Bendschitz* und *Jerschitzky* nebst dem Vf. genannt zu werden verdienen. Die von denselben mit dem Wasser der Klausner Mineralquelle angestellten Versuche haben nun dargethan, dass sie ein absolut und zwar im hohen Grade stärkendes Mittel liefere, demnach in jenen Krankheiten heilbringend zu werden vermöge, welche sich durch einen auffallend gesunkenen Vegetations-Process auszeichnen. Hieher gehören also vorzüglich die Bleichsucht und die Schwindsucht, sobald diese Zufälle aus Ursachen entstanden sind, welche geradezu schwächend auf das vegetative Leben einwirkten, oder wenn diese Erscheinungen als Folgen anhaltender und bedeutender Ausleerungen edler Säfte eingetreten waren. Zum mehreren Beweise wird die vom Hn. Prof. *von Schöller* mitgetheilte höchst merkwürdige Schilderung einer durch den innerlichen Gebrauch dieser Quelle bewerkstelligten Heilung einer tief eingewurzelten Bleichsucht, welche einem jeden früheren Heilversuche den hartnäckigsten Widerstand geleistet hatte, beygefügt. — Indem wir noch anführen, dass das Klausner Mineralwasser in wohlverkorkten Glasflaschen von dem Hn. Johann Sailer, Apotheker zum goldenen Hirsch in der Sporgasse zu Grätz, versendet werde, wünschen wir von Herzen, dass die heilbringende Kraft desselben allen hülfsbedürftigen Kranken, welche hiefür geeignet sind, im reichlichsten Masse gespendet, und hiedurch auch der gebührende Lohn und Dank dem Hn. D. *v. H.* für sein in der That überaus verdienstvolles Unternehmen, jene wohlthätige Quelle in einem grösseren Umfange bekannt zu machen, zu Theile werde.

—z.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Bonn*, b. Habicht: *De sectione caesarea in clinico obstetricio Bonnensi nuper instituta.* Auctor D. *M. Kuester.* 1829. 29 S. 4. (6 gr.)

Scheint sowohl der Form als dem inneren Zusammenhange des Ganzen nach nur eine Inaugural-Dissertation zu seyn, immerhin aber Berücksichtigung zu verdienen. — Der Gegenstand derselben ist die Beschreibung einer auf dem geburtshülflichen Klinikum der Hochschule zu Bonn nach allen Regeln der Wissenschaft und Kunst mittelst des Bauch- und Fruchthälter-Schnittes vom Hn. Prof. *Kilian* verrichteten Entbindung einer durch vorhergegangene rhachitische Leiden im hohen Grade schief gewachsenen und dennoch schwanger gewordenen Weibsperson. — Nachdem Hr. *K.* die Lebensgeschichte derselben und den Verlauf ihrer Schwangerschaft erzählt, und zugleich sämmtliche Messungsverhältnisse des Mutterkörpers und seiner einzelnen Theile, wie er sie im vorliegenden Falle zu erörtern vermochte, mit lobenswerther Genauigkeit angeführt hat, beschreibt er den vorbereitenden, hierauf den operativen Hergang der Geburt, ferner den Verlauf des Kindbettes, welches am dritten Tage mit dem Tode der Wöchnerin schloss, endlich aber die Resultate der, eine weit verbreitete und tief gedrungene Entzündung des Bauchfelles nachweisenden Leichenöffnung, wobey er nicht unterlassen hat, die mannichfaltigen Durchmesser des Beckens und seiner Umgebungen sorgfältig zu erforschen. Den Beschluss macht eine gut ausgearbeitete Epikrise dieses Falles. — Wir dürfen einerseits diese Abhandlung als einen schätzenswerthen Beytrag zu dem Archive unserer Erfahrungen im Gebiete der praktischen Heilkunde, namentlich aber im Felde der operativen Geburtshülfe, anerkennen, und dieselbe andererseits als ein Muster, wie man Krankengeschichten dieser Art, ohne sich in einen unnöthigen Wortkram zu verirren, dennoch vollständig schreiben und liefern solle, insbesondere jungen Aerzten zur Nachahmung empfehlen. Uebrigens ist die Latinität kaum mehr als mittelmässig, der Druck keinesweges fehlerfrey und das Papier sehr schlecht.

—z.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Carolus Henricus Dzondi*, Phil., Med. et Chir. Doctor, Med. et Chir. Prof. P. O. etc., *de similitudine quae intercedit inter Epiphoram et Diabetem ad illustrandam Diabetis naturam et curam.* Commentatiuncula pathologico-therapeutica. 1830. 16 S. gr. 8. (4 gr.)

Obgleich die dem Vf. eigenthümliche Voraussetzung eines mit dem Namen Hautschlacke bezeichneten Auswurfstoffes auch in dieser Abhandlung vorkommt, und beynahe die Hauptrolle spielt, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, dass diese Vergleichung des krankhaften Thränenflusses mit der Harnruhr sowohl überhaupt, als auch im Betracht des Baues der betreffenden Organe, ihrer Lage und Wirksamkeit, hinsichtlich des Zusammenhanges ihrer Nerven, sowie im Bezug auf die Natur, Form und Heilmethode beider Krankheitserscheinungen, mit vielem Scharfsinne ausgeführt ist. Die Abhandlung ist daher ein beachtenswerther Beytrag zur Pathologie der honigartigen Harnruhr, und giebt einen neuen Beweis von der unermüdlichen literarischen Thätigkeit des Vfs.

—z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnoldschen Buchhandl.: *Phantasiestücke und Historien*, von *C. Weisflog.* 8ter Band. 1826. 336 S. 9ter Band. 1827. 231 S. 10ter Band. 274 S. 11ter Band. 1829. 298 S. 12ter Band. 1829. 188 S. 8. (7 Rthlr. 6 gr.)

(Vgl. Rec. des 7ten Bdes in Jen. A. L. Z. 1827. No. 87.)

Taschenbücher und Zeitschriften sind selten gute Erzieher, sie verwöhnen den Zögling, drücken ihn in ihre Form, und sind nur zu bereitwillig im Herbeyschaffen von Folien. Darum gefällt Manches in ihnen, während des Verdauungsstündchens gelesen, was nachher vereint und sich selbst zur Folie dienend, nicht mehr so recht munden will. Sogar vorzügliche Talente in der Unterhaltungsliteratur sind nicht durchgängig als Ausnahme in so bewandten Fällen zu betrachten, und so legen auch manche Erzählungen in diesen Bänden Ansichten und Darstellungen dar, welche, ohne für Taschenbuch-Contrebande erklärt zu werden, die Mauth passiren können.

Der *achte* Band enthält: *Biographische Spittelfreuden des abgesetzten Privatschreibers Jeremias Kätzlein.* Diese sind allerdings ächtes Gut; der Rührung dabey braucht sich Niemand zu schämen. Der gute genügsame Mann, der in keiner Lage auf einen grünen Zweig gelangt, und durch die Tücke eines Buben, der seinen Wohlthäter vergiftete, um Erbschaft, Aussicht auf eine Versorgung und Braut kommt, (diese verliert obendrein den Verstand) hat denjenigen wehmüthig ironischen Humor, der inniger ergreift, als leidenschaftliche Klage, der zürnende Spott des Tragikers. — In einer anderen Manier ist *der arme Teufel*, nach einem Pariser Zerrbilde, und *Gellerts Dichter*, der die Gespenster durch das Vorlesen seiner Trauerspiele vertreibt, sich selbst hinlängliche Folie, und als ein guter Spafs von ächtem Schrot und Korn anzurühmen. Weniger Ursache zur Zufriedenheit giebt der Vf. durch seine *Fichtelberger.* Wer einen so oft und viel bearbeiteten Stoff, als den der venetianischen Ruthengänger, welche auf dem Fichtelberg Schätze und Gold ausgruben, und sich dafür den Anwohnern des Gebirgs mildthätig erwiesen, nochmals bearbeiten will, muss an die Form viel Mühe wenden, dabey nicht so lose und locker verfahren, wie hier geschehen ist; die Gestaltung allein kann ja nur interessiren. Gegen den Stoff selbst ist nicht gefrevelt, es liegt in anderen Gründen, wenn er uns kalt liess. Das Fabelhafte kann man willkürlich behandeln, aber der alte würdige Florentiner darf mit Recht Achtung für seinen Genius, seinen Charakter fodern, und seine Verehrer können es nicht gutheifsen, dass der Vf. in der Legende: *Des Herrn Abendmahl, von Leonard da Vinci*, verwegen die Eigenthümlichkeit dieses Künstlers entstellte, und den trefflichen Meister und tüchtigen Mann als einen breyweichen Pinsel darstellte. *Leonard da Vinci* im Taschenbuche ist von dem wirklichen noch entfernter, als ein Almanachskupferchen seines Abendmahls von dem Urbild in seiner ersten, unbeschädigten Herrlichkeit. Es taugt nicht, dergleichen Blätter aus den niedlichen Rähmchen herauszunehmen, in denen sie mit vielen anderen ihres Gleichen die Wände bekleiden, und gar nicht für ein Kunstwerk gelten wollen. Dort füllen sie ganz artig eine leere Stelle; in die Mappe zu besseren Stichen und Handzeichnungen gelegt, erregen sie Ansprüche, denen sie nicht genügen; eine Bemerkung, die vielleicht auch die des Sammlers wird.

Im *neunten* Bande ist die zweyte Erzählung, *der Impuls*, eine gute Familiengeschichte, auf Empfindung, nicht auf Empfindeley gegründet, und mit einem gewissen heiteren Humor gewürzt, auch in der Schreibart einfach und ungekünstelt. Die Frau des Geheimeraths, der aus einem erbärmlichen Gymnasiasten ein trefflicher Architekt wird, brauchte ihre Anspruchlosigkeit nicht eben dadurch an den Tag zu legen, dass sie am hellen lichten Tage, im Kostüm einer Theatergärtnerin, Maskerade spielet. — Den Schwank, *Gleiches mit Gleichem*, meint man schon auf den Bretern aufführen gesehen, oder von einem Vf., der eine gewisse Art des Vergissmeinnichts für eine köstliche Varietät hält, gelesen zu haben, nur dass sein Blümchen, wenn schon vom lockeren Bau, doch nichts von den üppigen Auswüchsen jenes *Myositis palustris* hat. Drey Vettern stellen sich als Krüppel, um von den ihnen bestimmten drey Mühmchen loszukommen, die dann herkömmlicherweise so liebenswürdig sind, dass sie Alles daran setzen, um sie die ihrigen zu nennen, obgleich sie Gleiches mit Gleichem vergelten, und die Seladons ein wenig

zappeln lassen. — Die neue Folge der *Hobelspäne* schnitzt nicht allemal von gutem Kern- und edlem Maser-Holz die dünnen Röllchen ab; es mischte sich auch manches Spänchen so wurmstichiger, zersprungener Art mit unter, dass es unter der Hand zerbröckelt. — *Verse*, führen den Namen in der That. Das Phantasiestück, *Herr von Rumpelmeyer*, hat viel ernsten und fröhlichen Humor in sich, wie das dem verkappten, gefürchteten Freund Heim wohl ansteht, aber aber — ein Phantasiestück muss ein frey erschaffenes seyn, und sich weder bey *Hoffmann*, noch den *Memoiren des Satans*, zu Gaste bitten.

Der Inhalt des *zehnten* Bandes ist: I. *Der Pudelmütze Tod und Hochzeit*, deren wichtiges Eingreifen in die Existenz des würdigen Hoforganisten Andreas uns in einem früheren Bande bekannt wurde; sie endigt mit demselben drollig rührenden Humor, in dem ihr Daseyn sich begründete. Diessmal wird ein naiver Ehezwist des alten Paars durch sie bedingt, der, wie das gar nicht anders seyn konnte, nur ein schnell vorüberziehendes Wölkchen an ihrem Zufriedenheitshimmel ist, gerade gross genug von Umfang und Dauer, um die Bläue recht zu verherrlichen. — II. *Ernst ist das Leben, heiter die Kunst*, handelt von bösen Weibern, Virtuosen, mit und ohne Tick, einem zähen alten Herrn, der für einen Geizhals gilt, aber nur im Kleinen spart, um im Grossen desto freygebiger seyn, und einen bedrängten Ehemann, einen alten Junggesellen, und ein Liebespärchen aus allen Nöthen reissen zu können. — III. *Verse*. Recht freundliche Reime zum Hausbedarf. — IV. *Das stille Wasser*. Ist buchstäblich zu verstehen, und solches damit gemeint, das in der Osternacht geschöpft, vor allerley körperlichen und geistigen Uebeln schützen und davon befreyen soll. Hier hat es in der That Wunderkraft, indem es eine herzlose Kokette entlarvt, die Verdienste einer sanften Dulderin aufhellt, einen weiblichen Drachen zähmt, und einen wackeren Jüngling zu einem glücklichen Ehegatten macht.

Die Badecur und *die Mühle der Humoristen* im 11*ten* Bd. sind Erinnerungen aus dem Leben, dem geselligen und Badeverkehr des Vfs., durchblitzt mit Laune, Schalkheit und Poesie des Gefühls. Der Gebirgsherr giebt im schlesischen Bade, das er nicht so recht in sein Weichbild ziehen kann, eigentlich nur eine Karte ab, doch das genügt schon, der Geschichte einen pikanten Reiz zu geben, der von den originellen Gnomen ausgeht, dem Musterbild gutherziger, launischer, oft überlisteter Polterer. *Der Adept* ist ein Nachtstück im eigentlichsten Wortverstand; wer das sucht, was eine weise Vorsehung dem blöden Menschensinn verbarg, ist dem Bösen verfallen, und gräbt sich selbst sein Verderben; so möchte die einfache Wahrheit der Erzählung, die ins Wunderbare verläuft, heissen.

Im 12*ten* Bande ist nur die kleine Erzählung, *der Beruf*, ein für sich bestehendes Ganze. In ihr erkennt ein redlicher Mann, dem nicht die Einsicht für die Verpflichtung eines Predigers, wohl aber die Kanzelgaben versagt sind, seine wahre Bestimmung, und wird ein musterhafter Kunstgärtner. Die übrigen Abhandlungen, Verse u. s. w. scheinen theils Bruchstücke aus grösseren Werken zu seyn, denen die letzte Feile noch fehlt, und die in sich nicht abgeschlossen sind, und wenig bedeuten, theils Gelegenheitsgedichte, bestimmt für einen engen Kreis, dem die Beziehungen verständlich sind. Hadere man also mit dem Herausgeber, nicht mit dem unschuldigen Autor, denn jede von ihm ausgearbeitete Mittheilung erhöhet die Klage, dass auch dieser so angenehme Erzähler uns so bald entrissen wurde.

Folgt selbst Männern, die im Leben den Neid, Liebe und Hass der Zeitgenossen erregten, selten bey diesen die Kritik über das Grab hinaus, wie vielmehr tritt der Tod versöhnend bey solchen ein, von denen man sagen kann, der Zweck ihrer Mussestunden war, das Publicum auf eine gefällige, geschmackvolle Weise zu erheitern und zu unterhalten. Also Geartete überlebt bloss ihr Verdienst, die kleinen Makel verschwinden, und mit dieser Gesinnung hat Rec. obige Anzeige niedergeschrieben.

Vir.

1) Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Louise von Degenfeld.* Geschichtliche Novelle von *Friedrich Laun.* 1830. 295 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Hartmann: *Die Bürger von Cöln.* Historisch-romantische Darstellung aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Von *Friedr. Laun.* 1ster Thl. 203 S. 2ter Thl. 214 S. 1830. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

3) Ebendaselbst: *Der verliebte Onkel und seine Nichten.* Von *Friedr. Laun.* 1stes Bdchen. 208 S. 2tes Bdchen. 212 S. 1830. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Laun* lässt das Sittensprüchlein nicht aus den Augen, dass ein Lieblingsschriftsteller nicht feiern dürfe, damit nicht ein Anderer ihm den Rang in der Gunst des Publicums abgewinne; er fördert fleissig tüchtige Waare, die theils beweist, dass vorgerückte Jahre dem Verfertiger nicht die angenehme Leichtigkeit in den Mustern raubte, welche seinen Fabricaten so guten Absatz verschaffte, theils durch vermehrten Gehalt anzeigt, wie der Ernst des Lebens auch in der Art, das Leben zu betrachten, sich auf eine würdige Weise ausspricht. Die beiden ersten Erzählungen gehören dieser ernsten Weise an, das Geschichtliche wird durch das Erdichtete nicht erdrückt, das Wahre steht mit dem Erfundenen in keinem grellen Gegensatz, vielmehr geht es freundlich Hand in Hand mit ihm. Ja die Novelle *Louise von Degenfeld* ist milder wie die Wirklichkeit. Die schöne Freundin und nachmals Gemahlin zur linken Hand des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz möchte schwerlich ein so reiner Engel, ohne Ränke und Gefallsucht, gewesen seyn, wie sie der Vf. uns darstellt; die stolze, widerspenstige, launenhafte Kurfürstin Charlotte war vermuthlich in der Wirklichkeit

unerträglicher als in der Fiction, ihr unweiblicher Starrsinn von keinen edlen und schönen Zügen gemildert, der Kurfürst roher, unritterlicher in seinem Betragen gegen sie, begehrlicher gegen das Fräulein. Auch der feine Zug, dass er sich Eifersucht gegen seine Gemahlin einredet, um seine Untreue gegen sie für sich selbst zu rechtfertigen, kommt wohl nur auf Rechnung des Dichters. Ungeübte Schriftsteller lieben scharfe Gegensätze, starke Effecte; erfahrne reichen mit sanfteren Mitteln aus.

Die Bürger von Cöln würden vielleicht zu eintönig seyn, wenn nicht die Lichtfigur der schönen Camilla, des Erzbischofs vermeinte Geliebte und wirkliche Tochter, in das düstre verworrne Gemälde Glanz und Anmuth brächte. Die Zwistigkeiten der Patricier und Bürger, der Stadt insgesammt mit dem Erzbischof und den Nachbarn wiederholen sich zu sehr, interessiren im Allgemeinen zu wenig, das häusliche Leben jener Tage geht in abgemessenen Bahnen, Bewegung und Anziehungskraft kann es nur erhalten und weiter führen, wenn ein, Herkommen und Sitte kühn überspringender Komet, gleich jener etwas zweydeutigen Camilla, sich den ruhig dahin ziehenden Sternen beygesellt. Für das Interesse der Geschichte ist sie die glücklichste Fiction.

Der verliebte Onkel nimmt unsere Theilnahme auf andere Weise in Anspruch: der gemüthliche, nur etwas leichtgläubige Mann muss als Hagestolz seine Tage beschliessen, trotz eines zärtlichen Herzens und jeder Anlage zu einem guten Hausvater, weil ein Unstern es wollte, dass seine erste Liebe auf eine Unwürdige fiel, und seine letzte in zu vorgerückte Jahre. Der Mann bleibt uns lieb, trotz seiner Schwächen, ein Verdienst des in solchen Schilderungen unerschöpflichen Vfs.

Vir.

Bamberg, b. Dresch: *Leben und Träume.* Eine Sammlung von Erzählungen, Sagen und Gedichten. Herausgegeben von *Georg Wilhelm Zimmermann*, Lieutenant im k. b. neunten Linien-Infanterie-Regiment. 1831. 391 S. 8. (1 Rthlr.)

So lange der Vf. bescheidentlich zu Fuss geht, sey er uns ein willkommener Gesellschafter, er plaudert angenehm, seine Sentimentalität ist wahr gefühlt, die Erfindung nicht neu, aber von artiger Zusammenstellung, die Ideen überraschen nicht durch Fülle, aber durch gefällige Natürlichkeit. Alle diese Vorzüge verschwinden, sobald er ein Ritter auf dem Flügelross der Poesie werden will, vergebens bemüht er sich, es zu besteigen, die Göttin Phantasie zu umarmen; nur ihr Nebelbild, verwelkte matte Romanhaftigkeit, wird ihm zu Theil, und bey jenen vergeblichen Versuchen, den störrigen Pegasus zu zähmen, bringt man es nicht weiter als zu kalten Reimen und dem verzogenen lauchlichen Zwittergeschöpf, poetische Prosa genannt. Wie viele verschwenden ihre Kräfte an ein ihnen Unerreichbares, wie unser Vf., da sie doch mit mässigerem Aufwand, verständig und bescheiden sich beschränken Erfreuliches, Nützliches, Genügendes leisten könnte n.

Leipzig, b. Nauck: *Abentheuerliche und romantische Geschichte des Iwan Wischyghin*, oder *der russische Gil-Blas*, von *L. Bulgarin.* Nach der Uebersetzung aus dem Russischen ins Französische deutsch herausgegeben von *A. Kaiser.* Erster Theil. IV u. 184 S. Zweyter Theil. 248 Dritter Theil. 222 S. 1830. 8. (2 Rthlr. 8 g

Frankreich und Russland nahmen diesen sehr g übersetzten Roman mit Beyfall auf. Er geisselt manch vornehme Anmassungen über die niederen Stände a ein humoristischer Satyr; und wenn ihn nicht d russische Kaiser mit gnädigem Beyfall beehrt hätte, würde vielleicht manche Censur Bedenken getrage haben, ihn wegen solcher Stellen, wo er die Sitten d vornehmeren Stände lächerlich macht, und ihre U zweckmässigkeiten ins Licht setzt, im Publicum e scheinen zu lassen. Das Vorwort dient ihm zum Pa Der arme Waisenknabe tritt zuerst als Gesindebote b einem russischen Landedelmann auf, und enthüllt dieser Periode eine Menge schlechter Streiche des Gut herren, ihrer Verwalter und des dienstbaren Gesinde gelangt dann in eine russische Pensionsanstalt, wo vieles erfährt, was die Habgier und das oberflächlicl Unterrichten in diesen Unternehmungen aufdeckt. Sei Unerfahrenheit wird von Gaunern gemissbraucht. kommt in die Gefangenschaft der Kirgisen, erlebt ma ches Abentheuer und Ungemach in Moskau, in Karl bad, Constantinopel u. s. w., macht mit einigen u edlen und edlen Grundeigenthümern und Pfarrern B kanntschaft, kommt wieder nach Moskau, wird m seiner Tante bekannt, stellt ein Gemälde der gross Welt dar, und trifft mit einer theueren Geliebten z sammen, die als Schauspielerin wunderliche Schicksa erfuhr. Interessant sind die Begebenheiten der falsch und der betrogenen Spieler, die Umgebung eines vo nehmen Verschwenders, der ehrliche Polizeybeam und der Egoist, des Waisenknaben Heirathsvorhabe und der nationale Schmaus bey einem reichen Kau mann. Nach einer fehlgeschlagenen Heirath trifft d Waisenknabe die Geliebte in Paris, nimmt Militärdienst und seinen Abschied, gewinnt einen Process, sein Ve dienst wird anerkannt, er wird Beamter und zieht si aus den öffentlichen Geschäften zurück. Offenbar h ben *Bulgarins* und *Walter Scotts* Romane Ein Zweck: ihren Landsleuten das Bild ihrer Vorzeit da zustellen, aber ihre Absicht ist sehr verschieden. D edlere Gemüth *Bulgarins* zeigte seinem Volke u seinem Kaiser in einer romantischen Dichtung ei Menge noch jetzt vorhandener Unterdrückungen u Willkührlichkeiten durch Staatsbeamte und Gut herren. Dem grossmüthigen Kaiser Nicolaus gefiel d Humor des Dichters, und der russische Adel lach

selbst über die vielen thörichten Anmaſsungen seiner Standesgenossen. Dagegen fand *Walter Scott* für gut, seinen Landsleuten die rohe Vorzeit der Schotten unter den Stuarts und das schottische Lehnswesen, Raubsystem und die Kämpfe der Schmuggler mit den Beamten im Bilde einer glücklicheren Vorzeit darzustellen. *Scott* ist allerdings ritterthümlicher, er gefiel gleichfalls seinem Souverain, hat aber keine Unsittlichkeit der Gewaltigen in seinem Vaterlande aufgedeckt; er ist in Romanen und sogenannten Biographieen ein Schmeichler der Aristokratie, die dort der Thron für eine Stütze hält. Ist beiden Humoristen bey unserer Nachkommenschaft die Palme der Unsterblichkeit ihres Namens bereitet, so dürfte doch *Bulgarin* als Mensch humaner, und *Scott* als Hofmann schlauer erscheinen.

R.

Braunschweig, b. Meyer: *Männerherz und Frauentreue.* Ein Roman von *Wilhelmine Sostmann*, geb. *Blumenhagen*, Verfasserin der Gräfinnen Caboga u. a. m. 1828. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Inhalt dieses Romans ist kürzlich folgender. Alexis, der Bruder des regierenden Herzogs von L., gewinnt unter dem erborgten Namen seines Busenfreundes, des Grafen von Wangenrode, das Herz Margarethens, der Tochter des Oberforstmeisters von Reinau, welche auf einem Waldschlosse von ihrem wackeren Vater in stiller Einsamkeit erzogen worden. Prinz Alexis wirkt bey seinem Bruder, dem regierenden Herzoge, die Genehmigung zu einer Verbindung mit Maragerethen aus; bevor er aber noch dieser hievon Nachricht zu geben, und seinen wahren Namen zu nennen vermag, stirbt der Herzog, und Prinz Alexis übernimmt die Regierung. Derselbe muss nun, in Berücksichtigung des Vortheils für sein Land, eine conventionelle Ehe schlieſsen, und hat nur noch an seinem Vermählungstage mit Margarethen, welche bey der groſsen Cour mit Schrecken in dem Geliebten den Herzog erkennt, eine Zusammenkunft, um sich vor ihr zu rechtfertigen, auf welche Zusammenkunft jedoch Margarethe nicht vorbereitet war. Von nun trennen sich beide, Margarethe bewahrt ihre schmerzliche Liebe für den Herzog, denn ihr Herz vermag nur einmal zu lieben, bis endlich die Gemahlin des Herzogs stirbt, worauf Margarethe mit dem Herzog verbunden wird. Doch nimmt sie aus Bescheidenheit, und weil ihr die Liebe des Herzogs genügt, nie den Titel Herzogin an, sondern lebt auf dem Schlosse Wangenrode ihrer Liebe im Stillen. Als Episode, wodurch das Buch zwar dicker, aber nicht besser wird, erfahren wir noch die tragische Liebesgeschichte des wirklichen Grafen von Wangenrode.

Die Vfin. hat diesen Stoff zart ausgesponnen, und den Charakter beider Hauptpersonen, des Herzogs Alexis und Margarethens, ihrer kritischen Verhältnisse ungeachtet, rein und fleckenlos zu erhalten gewuſst. Auch hat sie die Klippe, an welcher die meisten Romanen-Dichterinnen scheitern, nämlich die Schilderungen männlicher Charaktere, dadurch glücklich zu umschiffen gewuſst, daſs sie, sey es nun mit klarem Bewuſstseyn oder aus Zufall, sich auf eine Darstellung des Charakters ihres Helden, des Prinzen Alexis, wenig einlieſs, ja denselben nur wenig handelnd auftreten läſst. Dahingegen stellt sie das liebliche Bild Margarethens uns mit den feinsten Tinten vor die Seele, so daſs wir mit wahrhaftem Wohlgefallen bey demselben verweilen, und das rein weibliche Gemüth bemitleiden, bewundern und zuweilen wieder beneiden müssen.

Das Buch ist der mit dem jetzt regierenden Könige von Preussen verbundenen Gräfin von Harrach, jetzigen Fürstin von Liegnitz, gewidmet. Die Ideen zu diesem Romane deuten die Zeilen der Zueignung an:

> Deines schönen Daseyns hohes Streben
> Weckte Bilder dämmernd in der Brust;
> Hell und leuchtend traten sie ins Leben,
> Tauchten auf und ab in selger Lust.

F. G. C.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Focke: *Zur bunten Lachtaube.* Eine neue Restauration für fröhliche Gäste etablirt von *Georg Harrys.* 1ster Thl. 174 S. 2ter Thl. 196 S. 1829. 12. (2 Rthlr. 18 gr.)

Jeder gute Restaurant weiſs, daſs lange Brühen wenig tauchen, sogar wenn Salz und Schmalz nicht gespart sind. Ist nun das Wässerige vollends ein Hauptbestandtheil, wie hier in der langen Erzählung der Schicksale einer Geige; ist die Würze, der Witz, herb und künstlich erzeugt, so schiebt man, ehe die Schüssel geleert, unwillig das Gericht bey Seite, und sieht sich nach den kleinen Zwischenessen um, die schon ihrer Kleinheit wegen Gunst erwecken. Aber auch der Geschmack dieser niedlich appretirten und angerichteten Schüsselchen, Anekdoten und Einfälle, gereimte und nicht gereimte, erfreuen Zunge und Auge, und Alltagskost, uralte Vademecumsspäſse, laufen mitunter weg.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Säcularfeier der Augsburgischen Confession bezüglich.

(Fortsetzung von J. A. L. Z. 1830. No. 158 u. 159.)

Kopenhagen, b. Reitzel: *Die Entwickelung des protestantischen Geistes bis zu seiner völligen Darlegung auf dem Reichstage zu Speier* 1829. Eine Denkschrift auf das dritte protestantische Jubeljahr 1829 u. s. w. Von *J. C. G. Johannsen*, Dr. der Th. und Philos. Hauptpastor an der deutschen Petrikirche zu Kopenhagen. 1830. X u. 296 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein *protestantisches Jubelfest* wurde, so viel Rec. weiss, in keines einzigen Herrn Lande am 19 und 20 Apr. 1829, als an den Tagen, an welchen vor 300 Jahren die beiden Protestationen der Evangelischen dem kaiserlichen Statthalter und den übrigen kaiserl. Commissarien auf dem Reichstage zu Speier übergeben wurden, begangen; nämlich kein öffentliches und feierliches: so gewiss auch jeder denkende und unterrichtete Protestant im Stillen und in seinem Herzen einer Begebenheit sich gefreut hat, ohne welche es kein Augsburgisches Glaubensbekenntniss gegeben haben, und überall keine evangelisch-protestantische Kirche entstanden seyn würde — wenigstens in jenen Zeiten noch nicht. Aber so ist der Mensch; so ist selbst mancher Protestant genannte Wortführer im Staat und in der Kirche! Der Buchstabe gilt ihm mehr, als der Geist; die materielle Thatsache ist ihm wichtiger, als die Quelle, woraus sie entsprang, die Triebfeder, die sie ins Leben rief. Daher bleibt es zweifelhaft, ob wir durch alle unsere Säcularfeste, namentlich durch das am 25ten Jun. 1830 gefeierte, bedeutende Fortschritte zum Besseren gemacht haben. Unserem Vf., einem würdigen Nachfolger *Marezolls* in der deutschen Petrikirche zu Kopenhagen, ist mit allem Rechte das J. 1829, dem wir unseren *Protestantennamen*, „diesen bedeutungsvollen und inhaltschweren Namen, der den Geist und das Wesen unserer Kirche bezeichnet, der uns mit dringendem Ernste an heilige Pflichten mahnt, die wir als Glieder dieser Kirche zu erfüllen haben, wollen wir anders die *seyn*, die wir *heissen*" (S. 3), zu verdanken haben, wichtiger, als das J. 1517, das zur Protestation nur den ersten Anstoss gab und sie möglich machte, und bedeutender, als das J. 1530, das nur die Frucht des Samens sehen liess, den das J. 1529 ausgestreut hatte. Selbst die Protestationsacte enthält unwidersprechlich „die leitenden, ewig unwandelbaren *Grundsätze*, wonach das Glaubensbekenntniss zu verstehen und zu würdigen ist, um dessen wahre Bedeutung nicht zu verkennen, und durch Ueberschätzung seines Werthes unter die Gewalt des Buchstabens, wogegen die Protestation auf das Entschiedenste gerichtet war, wieder zu versinken". Um seinerseits, wenn gleich kein Jubelfest, so doch ein zweckmässiges Andenken an die erste Protestation der Evangelischen zu veranlassen, entschloss sich Hr. D. J. zur Ausarbeitung gegenwärtiger Schrift, welche seinem Fleisse, seinen Kenntnissen und seinem ächtprotestantischen Sinne zu wahrer Ehre gereicht, und wofür er den Dank jedes treuen Protestanten verdient. Der Titel sagt, was man hier zu erwarten hat, nämlich eine Sammlung der wichtigsten, die allmähliche Entwickelung des protestantischen Geistes im Reformationszeitalter darstellenden, Documente, und zwar vom *Wormser* Edicte 1521 an bis zur *Speierschen* Protestation im Apr. 1529, welcher der Vf. als Motto *Seckendorfs* Ausspruch: „*Meretur hoc appellationis instrumentum, quod actorum historiam, et reformationis praecipua fundamenta, exhibet, denuo ad notitiam hominum publicari*", passend vorsetzt. Mit *Zimmermann* und *Tittmann* wandelt der Vf., wenn auch auf verschiedenem Wege, doch zu Einem und eben demselben Ziele; und die historischen Quellen, woraus er schöpfte, waren die Werke eines *Walch, Müller, v. Seckendorf, Planck, Schröckh* u. a.: wobey ihm der freye Zutritt zur grossen königl. Bibliothek zu Kopenhagen ausserdem noch trefflich zu Statten kam. Auch von der zweckmässigen Benutzung mancher erläuternder, ergänzender und berichtigender Monographieen enthalten die Anmerkungen hinlängliche Beweise. Zur Erreichung seines Hauptzwecks, nämlich, die stufenweise fortschreitende Entwickelung und Ausbildung des protestantischen Geistes und Princips, als des wesentlichen Charakters der protestantischen Kirche, darzustellen, theilt also der Vf. sowohl die öffentlichen Verhandlungen über die damaligen Religionsangelegenheiten, die Reichstagsbeschlüsse, nebst den Erklärungen der Evangelischen gegen deren unprotestantischen Inhalt, als auch aus den gleichzeitigen Privatschriften alles das mit, was auf die Gestaltung der sich reformirenden Kirche einen bedeutenden Einfluss gewann; wogegen, was diesen Zweck nicht unmittelbar beför-

derte, streng abgesondert, und auch von den aufgenommenen Documenten alles ausgelassen wurde, was, ohne sich auf etwas Wesentliches zu beziehen, den Raum unnöthiger Weise verengt haben würde. Von dem Reichstage zu *Worms* 1521 (S. 10 f.), denen zu *Nürnberg* 1522. 1523. 1524. (S. 40 f.), dem zu *Augsburg* 1525 (S. 104 f.), und den Reichstagen zu *Speier* 1526 und 1529 (S. 111 — 209), wird man kein Edict, keine päpstliche Instruction, kein kaiserliches Mandat, keinen Reichstagsabschied u. s. w., nebst den darauf ertheilten Antworten, Erklärungen, Protestationen u. s. w. von Seiten der Evangelischen und ihrer Stellvertreter, eines Luther, Feilitzsch, der Fürsten und Grafen, der Reichsstädte u. s. w., wenn sie nur irgend die allmähliche Ausbildung des protestantischen Geistes veranschaulichen, in dieser gehaltvollen Schrift vermissen. Vorzüglich reich an Stoff ist der dem Speierschen Reichstage vom J. 1529 gewidmete Abschnitt. Nach einer kurzen Darstellung der für die Protestanten sehr bedenklichen Umstände, unter denen sie sich zu diesem Reichstage einfanden, theilt der Vf. Folgendes mit: den zweyten Punct der vom Kaiser übergebenen *Proposition*, der, sowie der Ton, worin dieselbe überhaupt abgefasst war, für die Evangelischen viel Anstössiges enthielt; das *Bedenken* des meist aus Katholiken und solchen Evangelischen, denen man die meiste Nachgiebigkeit zutraute, bestehenden *Ausschusses* darüber (den Kurfürst *Johann* von Sachsen liess man z. B. zu; nicht aber den wärmeren und eifrigeren Landgraf *Philipp* von Hessen); die *Gegenerklärung* der Evangelischen; den *Bescheid* des Reichsregimentes; die erste und zweyte *Protestation* der Evangelischen vom 19ten und 20ten Apr. S. 154 f. und 157 f.; die *Vermittelungsvorschläge* des Herzogs von Braunschweig und Markgrafen von Baden; der Evangelischen erste und zweyte *Antwort* darauf; den *Reichsabschied*, in sofern er die Religionsangelegenheiten betraf; den Schluss des *Appellationsinstrumentes* und endlich *Luthers* Bedenken über die ganze Sache. Es sey, dass die meisten dieser Documente aus anderen Schriften längst bekannt sind, so wird man sie doch hier in der Verbindung, worin sie der Vf. gebracht, und in der sorgfältigen Auswahl, die er, sich haltend allein an seinen Hauptzweck, getroffen hat, gern und mit Interesse wieder lesen. Als *Resultate* der ganzen Darstellung lässt Hr. Dr. *J.* von S. 210 an noch folgen: *Grundsätze* der Protestirenden und deren *Rechtfertigung* in ihrer Uebereinstimmung mit der gesunden Vernunft, dem strengen Rechte und dem reinen Christenthum; das Recht und die Pflicht der Protestation ist nicht momentan, sondern unvergänglich S. 250 f.; ebenso lässt sich keine Abgeschlossenheit irgend eines Systems mit dem ächten Protestantismus vereinigen; dessen Natur und Wesen, seine Unschädlichkeit für Staat und Christenthum (um welche beide er sich vielmehr die grösten Verdienste erwirbt), nebst der Wichtigkeit seiner und seiner Anhänger Benennung und einigen Wünschen für die Feier des Augsburgischen Confessionsfestes — den Vf. am Ende seiner Schrift beschäftigen.

Rec. bedauert, dass des *Schmalkaldischen Bundes*, der bekanntlich unter der Aegide der Kurfürsten *Johannes* und *Johann Friedrich* von Sachsen und des Landgrafen *Philipp* von Hessen, um die Verwerfung der Augsb. Confession und die den protestirenden Fürsten angedrohete Reichsacht kraftlos zu machen, im Dec. 1530 geschlossen wurde, und der gewiss in der Geschichte der Entwickelung, Ausbildung und Geltendmachung des protestantischen Sinnes und Geistes eine bedeutende Stelle einnimmt, in dieser schätzbaren Schrift keine Erwähnung geschieht. Die 7 Fürsten und 24 Städte, bis zu welcher Zahl die Glieder dieses Bundes schon 1532 sich erhoben hatten, bewirkten doch offenbar den im Jul. desselben Jahres errichteten Frieden bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung.

Schliesslich stimmt Rec. dem Wunsche des Vfs. (S. VII) von Herzen bey, dass den vielen Protestanten, welche die historischen Grundlagen ihrer Kirche nie gesehen haben, denen die tiefe Bedeutung selbst des Protestantennamens unbekannt ist, und die gleichwohl über diese Angelegenheiten gern eine befriedigende Auskunft erlangen möchten — seyen sie übrigens Theologen oder gebildete Nichttheologen — seine so wohl gelungene Arbeit eine willkommene Erscheinung seyn möge. — Der Druck ist schön und meist correct; das Papier könnte weisser seyn.

—br—.

1) Kopenhagen, b. Schubothe: *Libri Ecclesiae Danicae symbolici.* — In memoriam Confessionis Augustanae ante haec tria secula invictissimo Imperatori *Carolo V* d. 25 Jun. 1530 traditae edidit *Jac. Chr. Lindberg*, Mag. art., scholae metropolitanae Adjunctus. 1830. IV u. 87 S. 8. (14 gr.)

2) Ebendaselbst: *Den danske Kirkes symbolske Böger*, oversatte og udgivne af *J. Chr. Lindberg.* 1830. VIII u. 84 S. 8.

3) Ebendaselbst: *Historiske Oplysninger etc.*, oder: *Geschichtliche Aufklärungen von den symbolischen Schriften der dän. Kirche* u. s. w. Von *J. C. Lindberg.* 1830. 123 S. 8.

Drey Denkschriften, durch deren Herausgabe Hr. Mag. *Lindberg* zu Kopenhagen zur zweckmässigen und nützlichen Feier des dritten Jubelfestes der Augsburgischen Confession in den dänischen Staaten das Seinige beytragen wollte. Er hat sich dadurch ohne Zweifel den Dank vieler seiner Landsleute, den besonderen Beyfall aber doch wohl nur von seinen Anhängern und Gönnern, erworben. Auch dem Rec. würde die Erscheinung dieser Schriften mehr Freude verursacht haben, wenn der Vf. nur nicht durch sie, besonders durch Nr. 2 und 3, seiner, wie es scheint, unheilbaren Neigung zu literarischen Streitigkeiten und seinem Hasse gegen einige der geachtetesten Theologen in der dänischen Residenz neue Opfer hätte bringen wollen. Rec. übergeht alle die polemischen An- und Ausfälle, womit die *Vorrede* zu Nr. 2 S. V, sowie die *Einleitung* zu Nr. 3. S. 7. 8. 9. 12 ff., angefüllt sind, und bemerkt davon nur dieses: dass, wenn des Hn. Magister *Lind-*

berg Denkschriften zur dritten Jubelfeier der Augsburgischen Confession bis zu einem vierten solchen Feste sich erhalten sollten, er mit ihnen zugleich sich selbst, oder vielmehr seiner Streitsucht, ein hundertjähriges Denkmal gesetzt hat, um dessen willen ihn auch sein abgesagtester Feind, wenn es für ihn einen solchen giebt, gewiss nicht beneiden wird.

Auf recht feinem, weissem Papier, nett und sauber gedruckt, enthält Nr. 1. S. 1—5 unter der Aufschrift: *Symbola catholica* 1) das sogenannte *Apostolische*, 2) das *Nicänische* und 3) das *Athanasianische* Glaubensbekenntniss, worauf als *Symbola ecclesiae evangelicae* S. 6—56 in 28 Artikeln *die unveränderte Augsburgische Confession* und S. 57—87 *Luthers kleiner Katechismus*, alles in lateinischer Sprache, folgt. Die Augsb. Confession wurde schon 1817 von den sieben dänischen Bischöfen, begleitet von einem vortrefflichen Hirtenbriefe, auch in lateinischer Sprache, herausgegeben; aber unserem Vf. schien es zweckdienlich zu seyn, derselben die anderen 4 Actenstücke aus dem Reformationszeitalter, deren historischer Werth mit jener gleich gross ist, beyzufügen.

Nr. 2 ist nichts, als die Uebersetzung von Nr. 1 ins Dänische, vermehrt jedoch mit der oben erwähnten polemischen Vorrede, 8 Seiten lang. In älteren Zeiten wurden bekanntlich die gelehrten Streitigkeiten, zumal wenn sie Gegenstände der Religion betrafen, um dem Volke keinen Anstoss zu geben, auch in der Sprache der Gelehrten, der *lateinischen*, geführt; Hr. Mag. *Lindberg* zog es aber vor, seine Angriffe auf die beiden allgemein verehrten Geistlichen, *Clausen*, Vater und Sohn, und auf andere, gerade in der *Landessprache* zu thun. Nun, jeder hat seine eigene Weise.

Von Nr. 3 enthalten die 45 ersten Seiten die *Einleitung*; der andere Theil der Schrift giebt uns des Vfs. Ansichten und Erläuterungen von den in Nr. 1 und 2 abgedruckten symbolischen Büchern der dänischen Kirche. Es ist passend, dass S. 18 ff. der Kopenhagener Reichstag beschrieben wird, den *Friedrich I* am 2ten Jul. 1530 in der Absicht: „um eine christliche Reformation in der Religion und allgemeine Uebereinstimmung in der Lehre und Predigt zu bewirken," veranstaltete. Was der Vf. Dogmatisches und Polemisches von seinem Eigenen beygebracht hat, mag seinen Gleichgesinnten, einem *Grundtvig*, *Egge*, *Rudelbach* u. s. w., wohlgefallen; die nicht von dieser Partey sind, wird es nicht befriedigen. Was aber Historisch-Richtiges und Gutes in seiner Schrift enthalten ist, findet der Leser ausführlicher in des jetzigen Bischofs *P. Er. Müllers allgem. Symb. der christl. Kirche*, Kopenh. 1817, und besonders in des nun verstorbenen Bischofs *Fr. Münter dän. Reformationsgeschichte*, Kopenh. 1802 im *zweyten* Theile S. 92—108, auch in *Plancks Gesch. d. prot. Lehrbegr.* Th. 3. S. 15. 40 f.

L. n. n.

GREIFSWALD, b. Koch: *Ueber die wahre und falsche Freyheit des Protestantismus.* Ein Versuch, dargelegt bey Gelegenheit der dritten Säcularfeier der Augsburger Confession von *Fr. W. Klöpper*, Pastor von Weitenhagen und Wiek bey Greifswald. 1830. XII u. 134 S. 8.

Ueber Gebrauch und Missbrauch der protestantischen Freyheit hätte Rec. lieber etwas gelesen, als über wahre und falsche Freyheit des Protestantismus; denn, dass auch von dem unbedingt Besten, z. B. der protestantischen Freyheit, ein guter und ein schlechter Gebrauch (daher das Bekannte: *tantum religio potuit suadere malorum!*) gemacht werden kann, ist eben so gewiss und einleuchtend, als es keinen Zweifel leidet, dass das Element des Protestantismus, mit dem er steht und fällt, die Denk-, Glaubens- und Gewissens-Freyheit, und also eine Freyheit ist, von der sich eben so wenig eine wahre und eine falsche annehmen lässt, wie es kein Licht mit und ohne Hellung, kein Feuer mit und ohne Wärme geben kann. Des Vfs. Begriffe von *Freyheit* (S. 8 f.) und von *Kirche* (S. 26) sind aber freylich nicht die des Rec.: und desshalb konnte auch seine Untersuchung weder den von dem Rec. gewünschten Gang nehmen, noch allenthalben zu dem von ihm erwarteten Ergebnisse führen. Um nämlich auf den Begriff von Freyheit zu kommen, geht der Vf., wie jetzt so viele, von dem Sündenfalle aus, und versteht unter wahrer Freyheit die „Hinwegräumung jeder Hemmung, die dem wahren Leben des Menschen in den Weg tritt" (S. 11), und die Kirche ist ihm die durch Christus gestiftete „wahrhaft freye und nothwendige Verbrüderung der Menschen zur Versöhnung und Einheit mit Gott" (S. 15), sowie er im Protestantismus, als der eigentlichen Kirche, „nur die Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen an den Herrn" erkennt (S. 25). Des Rec. hievon abweichende Ansichten beider Gegenstände können hier nicht aus einander gesetzt werden; aber diess ist auch nicht nöthig, weil es hier mehr auf des Vfs. Ansichten, als auf die des Rec., ankommt. Dass aber Hn. *Klöpper's* gegebene Erklärungen manches Willkührliche enthalten, und nicht so sehr die fraglichen Gegenstände befriedigend darzustellen vermögen, als vielmehr dem Positiven und Constitutiven zulieb, worin sich heutiges Tages in Allem, was Religion, Christenthum und Kirche betrifft, nicht wenig Schriftsteller gefallen, angenommen zu seyn scheinen: das ist dem Rec., je sorgfältiger er diese Schrift geprüft hat, desto klarer geworden. Der Vf. will zwar nicht die Meinung widerlegen: „Christus habe keine eigentliche Kirche stiften wollen"; er sagt jedoch: „dass aber die Kirche da ist, beweiset wohl am Besten das Gegentheil" (S. 21). Ebenso könnte man mit dem Daseyn des Romanismus, der papistischen Hierarchie, der s. g. Gesellschaft Jesu u. s. w. beweisen, Christus habe sie stiften wollen! Treffend und einleuchtend sind S. 25 einige der Hauptvorzüge der protestantischen vor der römischen Kirche angegeben; aber desto mehr ist es zu verwundern, dass es der Vf. (Vorw. S. VIII) missbilligt, wenn man sich im Lobe der protestantischen Freyheit besonders an die Seite derselben hält, „dass sie das Freyseyn vom katholischen Irrwahn ist" (richtiger: die Ablehnung aller menschlichen Autorität in Glaubens- und Gewissens-Sachen); wogegen man lieber „ihr ei-

gentliches Wesen", oder „ihre Identität mit dem Lebensgesetze der evangelischen Kirche und der christlichen Nothwendigkeit selbst", ins rechte Licht stellen sollte. Nach S. 84 gehört die Behauptung, dass Historie und Philologie hinreichend sey, die heil. Schrift zu verstehen, dem „unwahren Protestantismus" an; der Interpret und Historiker müsse vielmehr „erst mit den von dem göttlichen Geiste erleuchteten Augen das sehen und verstehen, was des Geistes Gottes ist". Die katholische Kirche habe daher „bedingungsweise Recht, wenn sie behauptet dass die Kirche nur die wahre Auslegerin der Schrift sey"; jedoch solle sie unter Kirche kein Abstractum, nicht ein unfehlbares Oberhaupt, sondern „die erleuchteten Christen, welche von des Herrn Geist erfüllt sind, und die nöthige Gelehrsamkeit besitzen", verstehen. Die Freyheit des Protestantismus besteht demnach (S. 98) darin, „dass das Subject mit freyer Selbstbestimmung sich zu dem, *was die Kirche lehrt*, bekenne; dass der Lehrbegriff immer freyer werde von den Irrthümern der kathol. Kirche u. s. w.; und dass er seine Bekenner auch positiv frey mache und froh in dem christlichen Leben." — Rec. bedauert aufrichtig, dass er des Vfs. Versuch, bey der unverkennbar guten Absicht, die ihn leitete, und dem vielen recht Schätzbaren, welches besonders die zwey letzten Abschnitte: die Freyheit des Protestantismus in der Anordnung seines Cultus S. 102 f., und in Beziehung auf das Kirchenregiment und die Gemeindeverfassung S. 117 ff., enthalten, in der Hauptsache gleichwohl nicht für gelungen halten kann. Abstreifung der Fesseln einer gewissen Zeitphilosophie und reiferes Nachdenken werden Hn. *Klöpper* vielleicht künftig auf richtigere Ansichten seines Gegenstandes führen, als hier dargelegt sind.

—hr—.

NAUMBURG, b. Klappenbach: *Saecularia octava ecclesiae et scholae cathedralis Numburgensis et saecularia tertia Confessionis Augustanae* in schola cathedrali d. XXVI Jun. celebranda indicit *Gregorius Gottlieb Wernsdorf*, Phil. D. et LL. AA. M. Scholae Rector et Prof. cet. Praemissa est disputatio historica, qua docetur, *cur res scholastica apud Germanos, postquam saeculo decimo magnopere effloruerat, inde usque ad saeculum decimum sextum parum profecerit.* 1830. 26 u. VII S. angehängte Schulnachrichten, in 4.

Mit der dritten Jubelfeier der Augsburgischen Confession feierte die Domschule zu Naumburg zugleich die achthundertjährige Stiftung des Doms und ihre Entstehung. Im Jahre 1029 war nämlich der Sitz des Bischofs von Zeitz nach Naumburg von den Thüringischen Markgrafen Herrmann und Eckardt II verlegt worden, wenn man gleich mit Recht annimmt, dass die Domkirche schon 20 Jahre vorher gebaut war. Sehr zweckmässig benutzte Hr. Prof. *Wernsdorf* diesen historischen Stoff, um theils das Andenken an die frühe Zeit der Stiftung zu erneuern, in wiefern er in obiger Abhandlung ein lebendiges Bild des glücklichen Gedeihens der Kloster- und Dom-Schulen in dem 10ten Jahrhundert entwirft, theils an die grossen Verdienste der Reformatoren zu erinnern, indem er zeigt, wie das Schulwesen von da an auf ein Mal sank, und fünf Jahrhunderte lang, bis zur Zeit der Reformation, in diesem traurigen Zustande blieb, aus welchem es zuerst durch die Reformatoren unserer Kirche kräftig gehoben wurde. Jedoch eine vollkommene Umwandlung der Schulen nach einer richtigen Vorstellung von der Bestimmung derselben liess sich selbst zur Zeit der Reformation nicht erwarten; vielmehr erkennt man aus den Veränderungen, die man von der einen Seite in den Schulen traf, während man von der anderen Seite eben so nothwendige zu treffen unterliess, nur zu deutlich, wie man von dem einseitigen und beschränkten Gesichtspuncte der damaligen Zeit und des ganzen Mittelalters, die Schule sey die Tochter der Kirche, d. h. sie habe zum Hauptzweck, lateinischredende Bürger zu bilden, um besonders für die Verwaltung des Gottesdienstes fähige Subjecte zu bekommen, sich leiten liess. Auch darf man nicht vergessen, dass Luthern die Verbesserung der Schulen vorzüglich aus dem Grunde am Herzen lag, weil er eine so grosse Verdorbenheit der Sitten auf den Universitäten wahrnahm. *Licentia illa* (sagt Hr. *W.* S. 21) *et lubidinibus iuvenum maxime offendebatur, qui tum in academiis commessando, ludendo, tumultuando diem transigebant, ita ut vel hac peste, quae infecerat academias, ad scholarum curam reiiceretur, in quibus sapientiore disciplina iuvenum mores expoliendi essent.*

Die Schrift zeugt von genauer Geschichtskenntniss und selbstständigem Urtheil, und ist, wie man von dem gelehrten Bearbeiter einiger Ciceronischer Reden mit Recht erwarten konnte und schon längst gewohnt ist, in so reiner, edler Schreibart abgefasst, dass wir nur hie und da das Ebenmass oder die Concinnität im Periodenbau vermissten, welche zu einem guten Stil nicht minder, als die richtige Wahl und Fügung der Worte, erfoderlich ist. Gleich die erste Periode giebt einen Beleg. Hier wird der Vordersatz in neun Zeilen mit oratorischer Fülle und Würde ausgeführt, der Nachsatz hingegen so schnell mit sieben Worten abgefertigt, dass die erst erregte Spannung des Lesers auf eine fast unangenehme Weise gelöset wird. Wer der ächt-lateinischen Form so kundig ist, als Hr. Prof. *W.*, dem darf man wohl auch solche kleine Vernachlässigungen zur Last legen, welche bey hundert anderen Lateinschreibern in unseren Tagen gar nicht in Betracht gezogen werden dürfen.

Bdf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Schriften auf die Säcularfeier der Augsburgischen Confession bezüglich.

(Fortsetzung von No. 8.)

1) Halberstadt, b. Brüggemann: *Predigt am dritten Jubelfeste der Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses*, am 25 Juni 1830 gehalten in der Mart. Kirche zu Halberstadt von Dr. *K. A. Märtens*, Superint. und Ober-Prediger an d. Kirche. 1830. 22 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendas.: *Predigt am dritten Jubelfeste der feierlichen Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses* u. s. w., gehalten in der Stifts- und Dom-Kirche zu Halberstadt von Dr. *Chr. Fr. Bernh. Augustin*, Ober-Domprediger. 1830. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

3) Cassel, b. Luckhardt: *Predigt zur dritten Säcularfeier der Uebergabe des Augsburgischen Lehr- und Glaubens-Bekenntnisses*, gehalten in der Brüderkirche zu Cassel den 27 Juni 1830 von Dr. *E. F. W. Ernst*, erstem Prediger u. Consist. Rathe. 16 S. kl. 8. (2 gr.)

Die Vff. von No. 1 und 2 entschuldigen sich beide auf das bescheidenste in dem Vorworte zu diesen Festpredigten über den Druck derselben. Dem Rec. sind beide Männer persönlich ganz unbekannt; aber er freut sich, nach Lesung ihrer Vorträge seine Bekanntschaft mit recht braven und tüchtigen Geistlichen durch sie vermehrt zu sehen. Von Hn. Sup. *Märtens*, als dem Vf. der gehaltvollen, schätzbaren Schrift *über die Entstehung der symbolischen Bücher der evangel. luther. Kirche*, liess sich es erwarten, dass er die Veranlassung, welche ihm die fragliche Festfeier gab, nicht unbenutzt lassen werde, um auch auf der Kanzel, wie in jener Schrift, die gute Sache des reinen und ächten Protestantismus zu vertheidigen. Und das ist von ihm in seiner Predigt über Matth. 10, 32. 33 mit Wärme und Würde geschehen. „*Die Uebergabe des Augsb. Glaubensbekenntnisses*" ist sein Thema, welches er vorerst historisch beleuchtet, und dann mit treffenden Ermunterungen begleitet. Auch in dieser Predigt (S. 14) unterläſst er es nicht, was von so manchen Anderen, die an dem erwähnten Feste predigten, unterlassen wurde, darauf hinzudeuten, dass zwischen den symbolischen Büchern der evangel. lutherischen und der evangel. reformirten Kirche kein wesentlicher Unterschied Statt finde, dass der letzten im westphälischen Frieden von 1648 mit der ersten gleiche Rechte eingeräumt wurden, und dass daher die neuere Protestantenunion auf gutem Grunde ruhe.

Hr. Dr. *Augustin* predigte über denselben Text, und knüpfte an ihn noch den 18ten, 19ten und 20ten Vers des Textcapitels. Sein Vortrag handelt *von dem hohen und bleibenden Werthe des vor 300 Jahren zu Augsburg übergebenen Glaubensbekenntnisses*. Er beantwortet nämlich die Fragen: „*was hat die evangel. christliche* (pleonastisch, statt: evangelisch oder christlich-protestantische) *Kirche durch jene Uebergabe für alle Zeiten gewonnen?*" und: „*wozu wird sie dadurch im Ganzen und in ihren Gliedern für immer verpflichtet?*" S. 12 und 17. Etwas Weitschweifigkeit, wie schon Thema und Abtheilung, hier nur abgekürzt mitgetheilt, beweisen, abgerechnet, so gehört diese Predigt zu den besten in dieser Art. Die Vorbereitungsrede zur Abendmahlsfeier am Säcularfeste S. 25 f. ist erwecklich, und die erläuternden Bemerkungen, geschichtlichen Inhaltes S. 30 f., stehen ganz an ihrem rechten Orte.

Ueber 1 Petr. 3, 15 hielt Hr. C. R. *Ernst* seine Jubelpredigt, und zwar nicht an dem Festtage selbst, sondern am Sonntage nachher dem 27ten Jun. Auch weicht der Vf. darin vom Gewöhnlichen ab, dass er das gefeierte Bekenntniss ein *Glaubens- und Lehr-Bekenntniss* nennt. „*Die Hauptlehren und Grundsätze unserer protestantischen Kirche*" machen den Inhalt der Predigt aus. Jene werden *zuerst genannt und erläutert*, und alsdann *die Pflichten eingeschärft*, *die uns in dieser Hinsicht obliegen*. Das Erste geschieht nicht mit der Lebhaftigkeit und Wärme, die man sonst an guten Festpredigten gewohnt ist. Vier Mal kurz hinter einander heisst es: „der erste — S. 5," „der zweyte — S. 7," „der dritte — S. 8," der vierte Hauptgrundsatz der protestantischen Kirche *ist der*", S. 10 u. s. w. Die Angabe der Grundsätze selbst ist in der Wahrheit gegründet und beyfallswerth; nur gegen den vierten: „das Christenthum hat keine Priester, sondern

nur Religionslehrer", und die darauf gestützte Behauptung: „wir Protestanten haben *nur* Lehrer, die uns die Wahrheiten und Gesetze der christl. Religion vortragen" u. s. w., lässt sich mit Fug und Recht einwenden: auch der protestantische Verkündiger des Evangeliums ist Diener der Kirche Christi, ist Seelsorger, Geistlicher, Vorbild seiner Gemeinde; er *soll es* wenigstens seyn, und verkennt und verfehlt seinen Hauptberuf, wenn er es nicht ist. Dass in der ganzen Säcularpredigt, wenige unbefriedigende Worte im Eingang abgerechnet, von der Augsburger Confession in Form und Inhalt, und dem mühvollen Entschlusse, sie, trotz Drohung und Gefahr, zu übergeben und zu vertheidigen, von ihrem hohen Werth und ihrer grossen Bedeutung bis in unsere Zeiten, und gerade in ihnen und für sie vorzüglich — keine den Zuhörer befriedigende Rede ist; das erregt um so mehr Verwunderung, wenn man bedenkt, dass in Kurhessen noch wohl, wenn es auch in der Nachbarschaft geschieht, *hundertjährige* Reformationsfeste gefeiert werden, aber kein *jährliches*, und dass daher das Volk über die Hauptbegebenheiten des Reformationszeitalters so gut, wie unwissend, ist. — Die aus jenen Grundsätzen hergeleiteten Pflichten S. 14 f. sind aller Beherzigung werth, und auch, was S. 15 von der „unseligen Trennung zwischen luther. und reform. Protestanten, die den 30jährigen Krieg, wo nicht veranlasste, doch *verzögerte*" (? ohne Zweifel: *verlängerte*) — gesagt wird. —hr—.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT, in d. Keyserschen Buchhandlung: *Die neu auflebende Schirmvoigtey des österreichischen Kaisers über die römisch-katholische Kirche und den päpstlichen Stuhl*, geschichtlich und in ihren Folgen für Staat und Kirche angedeutet von *Alexander Müller*, Regierungsrath (e) in Weimar. 1829. 71 S. 8. (8 gr.)

Diese interessante Schrift aus der Feder eines bekannten kirchenrechtlichen Schriftstellers und aufgeklärten Katholiken verdient von allen denen, die sich für Kirche und Staat interessiren, besonders aber von Staatsmännern deutsch-evangelischer Staaten, gelesen und beherziget zu werden. Wenn auch nicht alle Wahrheiten, die der Vf. in derselben ausspricht, durch Neuheit die Aufmerksamkeit auf sich ziehen: so bleiben es doch Wahrheiten, die nicht ohne Gefahr und grossen Nachtheil für Kirche und Staat verkannt und unberücksichtigt gelassen werden können.

Eigenthümlich ist dasjenige, was über die auflebende Schirmvoigtey des Kaisers von Oesterreich über den Papst und die römische Kirche gesagt wird; von ihr geht auch der Vf., wie diess schon der Titel lehrt, bey seinen allgemeinen Betrachtungen über Staat und Kirche aus. Diese Schirmvoigtey nämlich, welche der deutsche Kaiser als solcher über die römische Kirche und den Papst ausübte (S. 11), in welcher man seit der Reformation die eigentliche Schutzmacht des Katholicismus zu sehen gewohnt war (S. 13), gegen welche, als der evangelischen Freyheit und feierlich ausgesprochenen Religionsgleichheit gefahrdrohend, die evangelischen Stände des deutschen Reiches durch Protestationen und sonstige Verwahrungen, auch durch das *Corpus evangelicorum*, sich sicher zu stellen suchten (S. 15—20), diese Schirmvoigtey hat mit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes ebenfalls aufgehört; und wie an der Spitze des deutschen Reiches nicht mehr ein vom Papste abhängiger römischer Kaiser stehet, wie ferner die sämmtlichen Reichsangehörigen keine Pflichten mehr gegen den Kaiser von Oesterreich haben, so hat auch der letzte die Advocatie der christlichen (römischen) Kirche und des päpstlichen Stuhles verloren (S. 21—24). Wie überraschend muss es nun für ganz Deutschland, namentlich für das evangelische, seyn, wenn der österreichische Gesandte in Rom jene Schutz- und Schirm-Gerechtigkeit bey der Wahl des jetzigen Papstes (Pius VIII) wiederum geltend macht! (S. 24. 26.) Denn wenn auch Worte nur — Worte sind, so haben doch die deutschen Fürsten, namentlich die evangelischen, Ursache genug, auch vor Worten auf ihrer Hut zu seyn; denn sehr richtig sagt S. 32 der Vf.: „Aus dem Ey kriecht ein Krokodil", und Roms Politik, wie sie sich seit 1815 wiederum zu erkennen gegeben hat, kennt man ja hinreichend! (S. 56—66.) Dem gemäss sucht nun der Vf. S. 32 ff. die Gefahren, welche die Ausübung jener Advocatie der christlichen Kirche und des päpstlichen Stuhles für die Selbstständigkeit der römischen und der evangelischen Kirche Deutschlands habe, bemerklich zu machen. Natürlich nimmt er dabey auf die durch die Geschichte bekannte Politik der römischen Curie, auf die Dogmen von der alleinseligmachenden Kirche, von der Verdammung der Ketzer und dergl., Rücksicht (S. 33), weiset ferner, auf der anderen Seite, auf den durch den 16ten Art. der deutschen Bundesacte ausgesprochenen Grundsatz von der Parität der drey Confessionen, dem jene Advocatie in ihren Folgen nur zu sehr widerspreche, hin (S. 34), bemerkt auch, wie mit Hervorrufung dieser Advocatie ein nicht allein kirchlicher, sondern auch ein politischer Verein in offensiver Stellung gegen die evangelische Kirche vorbereitet werde (S 35). „Nicht zu frühzeitig wäre es", meint demnach der Vf. (S. 35) in Betreff der 28 monarchisch regierenden Genossen des deutschen Bundes, die dem evangelischen Bekenntnisse angehören, „eine feierliche Protestation und Verwahrung ihrer Rechte einzulegen, und zur Sicherung der evangelischen Freyheit ihrer Regierten ein neues, nach den Bedürfnissen der Zeit constituirtes, *Corpus evangelicorum* unter sich zu bilden." Das Nämliche ist in der neuesten Zeit oft genug schon gesagt, und die Nothwendigkeit eines solchen äusseren Mittelpunctes für die evangelische Kirche Deutschlands, zur Vertheidigung ihrer Gesammtrechte, zur Sprache gebracht worden. Dass übrigens die neu erwachte Advocatie des päpstlichen Stuhles Besorgnisse und Gefahren für die evangelische Kirche, besonders in Oesterreich, erwecke, habe

dem, dass dort das Princip der Parität weder durch Gesetz unbedingt ausgesprochen, noch dasselbe in Folge des 16ten Art. der B. A. überall gleichmässig vollzogen worden sey, seinen hinreichenden Grund (S. 39). Zum Beweise dessen führt der Vf. S. 40—43 einige jener, schon dem 16ten Art. widersprechenden, Beschränkungen an, denen die evangelische Kirche in Oesterreich unterworfen ist, und kein Unbefangener wird die Gültigkeit solcher Zeugnisse verwerfen, und ihren Einfluss auf jene Befürchtungen verkennen. (Rec. bezieht sich in Betreff der Beschränkungen der evangelischen Kirche in Oesterreich auf das Werk: „*Beyträge zur politischen Gesetzkunde im österreichischen Kaiserstaate* u. s. w. 1821. 1822", und auf die Recension derselben in den Erg. Bl. No. 96 zur Jen. A. L. Z. 1826.) Nicht minder gegründet ist der Schluss, dass solche Beschränkungen um so länger fortdauern würden, je mehr sich der österreichische Kaiser als Advocat des päpstlichen Stuhles verpflichtet fühle, diesen zu schützen und zu schirmen (S. 44). Es bleibe demnach noch gar Vieles zur völligen Herstellung der staatsrechtlich sanctionirten Rechtsgleichheit der verschiedenen christlichen Religionsverwandten in dem ganzen Umfange des deutschen Bundes zu thun; dreyerley aber sey hauptsächlich von der römischen Curie zu verlangen: 1) dass sie die protestantische und reformirte Kirche vollkommen anerkenne; 2) dass sie alle jene Lehren und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche die Verdammung des Andersdenkenden bezwecken, und das Sittlichkeitsgesetz verletzen, abschaffe; 3) dass sie den katholischen Glaubensgenossen den Genuss der durch hierarchische Willkühr und Anmassungen ihnen entzogenen unveräusserlichen Menschenrechte sichere, und ihnen zu diesem Zwecke den freyen Gebrauch ihres Verstandes, die Lesung der heil. Schrift und ihren Priestern die Ehe gestatte (S. 44—46). Auch diese dem Geiste des 19ten Jahrh. entsprechenden Foderungen, ohne deren Erfüllung nicht einmal der 16 Art. der deutschen Bundesacte vollkommen ins Leben treten kann, sind schon oft geltend gemacht worden: aber Rom ist infallibel und irrefragabel! Einmal wird indessen der Vernunft und dem Rechte doch das gebührende Recht selbst zu Theil werden!

Was ferner der Vf. über die Stellung des Papstes in Betreff der auswärtigen römischen Kirchen, über das Papalsystem und die römische Hierarchie, über das Recht des Staates gegen die Eingriffe derselben in die Souveränitätsrechte (seit dem eilften Jahrh. bis in die neuesten Zeiten, S. 56—66), über die Nothwendigkeit, das *Corpus juris canonici* — „es ist voll von Stellen, wodurch der öffentliche Friede gestört, aller gesunde Menschenverstand vernichtet, alle Freyheit, zu denken, gewaltsam unterdrückt, und Dummheit und Aberglaube den Nationen der ganzen Welt eingeimpft werden soll" (S. 50) — entweder ganz aus der Reihe gültiger Rechtsbücher zu vertilgen, oder doch es von jenen Stellen säubern zu lassen, über die wahren Verhältnisse der Kirche zum Staate, über den Protestantismus im Gegensatze des Katholicismus, sagt, muss bey ihm selbst nachgelesen werden. Im Geiste der wahren, Nichts nach Rom und Nichts nach Luther, nur nach Recht und Vernunft fragenden, Aufklärung spricht derselbe über jene wichtigen Gegenstände: möge nur seine Stimme wenigstens hie und dort nicht unbeachtet bleiben!

T. I.

1) Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Plan zu einer, sich über alles Wissenswürdige systematisch verbreitenden, Zeitschrift, genannt Weltveredelungslehre* (,) nebst zweckmässigen, neuen Anstalten, Einrichtungen und Verfahrungsarten; ferner Subscriptionseinladung zu der Uebersicht der in der Weltveredelungslehre auf jeden Tag der Jahre 1826 bis 1850 (!) abzuhandelnden Hauptgegenstände; dann Subscriptionsanzeige zu einer allgemein einführbaren (,) leicht zu erlernenden Geschwindschreibekunst durch bezeichnete (?) Buchstaben, buchstabenähnliche Zeichen und Abkürzungen, von *F. J. Gerbode* (,) k. preuss. Justizcommissär u. s. w. 1824. 12 S. in 12. (1 gr.)

2) Göttingen, in Commission der Dieterichschen Buchhandlung: *Weltveredelungs - Vorschläge*, oder Vorschläge zu neuen Anstalten, Einrichtungen und Verfahrungsarten für Recht, Tugend, Wahrheit, Menschenglück und Völkerberuhigung. Erste fünfzig. Als Einleitung zu der, sich über alles Wissenswürdige systematisch verbreitenden Zeitschrift: „*Weltveredelungslehre*" und zur „systematischen Uebersicht der Hauptgegenstände der Weltveredelungslehre." Von Dr. *F. J. Gerbode*. 1828. XII u. 92 S. kl. 8. (8 gr.)

Von No. 1 besagt der Titel schon soviel, als sich hier davon bemerken lässt, wir müssten denn das Ganze abschreiben. Das Verzeichniss, welches der Vf. von den im Januar 1826 in seiner Zeitschrift abzuhandelnden Gegenständen (nur ökonomische) liefert, giebt keinen grossen Begriff von der zu erwartenden logischen Eintheilung der Weltveredelungslehre.

In No. 2 erhalten wir Proben aus der letzten selbst, die zwar von dem wahrhaft guten Willen des Vfs., Menschenwohl zu fördern, zeugen, aber auch vielfache Beweise davon geben, dass derselbe die Welt oder das menschliche Treiben entweder nicht kennt, oder aus unrichtigem Standpuncte ansieht, dass er, zu sehr für seine Ideen eingenommen, einseitig wird, dass er mit seinem Plane selbst nicht im Reinen ist, — dass er endlich vor allen Dingen seinen Stil verbessern (veredeln!) sollte. Wir können bey der Menge der verschiedenartigsten in dem Heftchen vermengten Gegenstände einen Ueberblick nicht geben, und wenn wir auch das Inhaltsverzeichniss abschreiben wollten, denn diess würde sogar mit mancher seiner Ueberschriften unverständlich bleiben, z. B. Edelrath, von dem es S. 5 heisst: „Die Worterklärung zeigt die

Zusammensetzung der Benennung eines edelen Menschen, und eines mit dem Titel Rath Belohnten." Und weiter: „die Vorzüge eines obigermaßsen zu solchem Ehrenrange erhobenen Menschen beständen in denjenigen eines Raths." — „Veredelungsgeld" S. 49 haben diejenigen zu zahlen, die sich der Vergehungen schuldig machen, die S. 50—52 aufgezählt sind. Unter diesen kommen auch vor: „Fuscherarbeiter (Pfuscher) jeder Art;" — „das Schlafengehn vor 8 Uhr oder nach 11 Uhr, außser Fällen der Noth;" — „Kleidertracht, beleidigend die Schamhaftigkeit;" — „Schreibens- und Lesens-Unerfahrenheit;" (da dürfte wohl Hr. G. auch zahlen müssen!) — „Erzählung von Gespenstergeschichten;" — „Collisionen zwischen Standesgenossen;" — „schnelle Erkältungen auf Erhitzungen;" (!!) — „Unterlassung öfterer, wo möglich täglicher Bewegungen in freyer Luft;" (!!!) — „Vermeidung alles Badens;" — u. s. w. — Aber Hr. *G's.* Staat hat auch eine „Veredelungsleihkammer" S. 53, welche gegen 4 pr. C. an „ansässige und rücksichtlich unansässige Kreisbewohner" (was heisst das?) Geld vorschiesst, jedoch nur gegen Hypothek oder Faustpfand. Dem Vf. empfehlen wir besonders die Berücksichtigung des Satzes S. 55: „Wie sehr empfiehlt sich daher eine körnigte (körnige) Schreibart, welche auch dem Gedächtniss hilft und Zeit erspart." — S. 90 setzt der Vf. einen Preis auf die Lösung des Räthsels: „*Adwastida canniacso* (?)", den wir gern einem anderen überlassen! Wir müssten ein dickes Buch schreiben, wollten wir den Vf. im Einzelnen widerlegen — zum Schlusse aber, um auch ihm mit Veredelungsvorschlägen an die Hand zu gehen, empfehlen wir ihm das Studium der Staatslehre überhaupt, dann aber insbesondere zur Lectüre — *Jahns* Volksthum, *Franklins* Schriften, *Jullien's Essai sur l'emploi du temps* und *Mosers* kleine Schrift: Einige Vortheile für Kanzleyverwandte.

D. — n.

STUTTGART u. TÜBINGEN, b. Cotta: *Vorschriften für das heilige Inquisitionsgericht.* Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. *S—.* 1830. XVI u. 304 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Uebersetzer sagt von diesem Buche, dass es „hier zum ersten Male zur näheren Kenntniss des Publicums gelange"; aber er sagt damit eine Unwahrheit. Das Publicum, welches davon hat Kenntniss nehmen wollen, hat schon im J. 1788 (Hannover in der Helwingschen Hofbuchhandlung) eine Uebersetzung derselben spanischen Schrift von Hn. GJR. *Reuss* in Göttingen erhalten, welcher ein Entwurf der Geschichte der spanischen Inquisition von *Spittler* vorangeht. Der Unterschied beider Uebersetzungen besteht darin, dass bey der *Reuss*'schen eine Ausgabe des Originals vom J. 1630, bey der *S.*'schen aber eine vom J. 1667 zu Grunde liegt: beide Ausgaben aber enthalten ganz dasselbe. Was *Reuss* S. 1—36 hat, — nämlich die Instruction des Priors zum heil. Kreuz, aufgesetzt zu Sevilla im J. 1484, steht bey *S—*. S. 1—56; die Instruction desselben Priors vom J. 1488 bey *Reuss* S. 37—54; bey *S—*. S. 57—83; das Schreiben der Generalinquisitoren vom 4 Sept. 1499 bey *Reuss* S. 54. 55, bey *S—*. S. 84—86; die Instruction von Avila vom J. 1498 bey *Reuss* S. 56—63, bey *S—*. S. 87—100 u. s. w. Wie sich die Uebersetzungen gegen einander verhalten, ersieht man aus folgenden Proben:

Reuss S. 67 f. *Vorschrift der Abschwörung de vehementi.*	Dr. *S—*. S. 107 f. *Abschwörungsformel de vehementi.*
Ich N. N. Einwohner der edlen Stadt Valladolid, der ich vor Euren Hochwürden, als durch apostolische und ordentliche Gewalt verordneten Inquisitoren der ketzerischen Irrthümer in dieser Stadt, gegenwärtig stehe, vor diesem Zeichen des Kreuzes und den heiligen vier Evangelien, welche ich mit meinen Händen körperlich berühre, in Erkenntniss des wahren katholischen und apostolischen Glaubens, schwöre ab, verabscheue und verfluche jede Art der Ketzerey und des Abfalls, welche sich gegen den heil. katholischen Glauben und das evangelische Gesetz unsers Erlösers und Heilandes Jesu Christi und gegen den heil. apostolischen Stuhl und die römische Kirche erhoben, insbesondere diejenigen, deren ich in eurem Gerichte angeklagt worden und sehr verdächtig bin u. s. w.	Ich N. N. Bürger der edlen Stadt Valladolid, der ich hier stehe vor Ew. Ehrw. als Inquisitoren der ketzerischen Verruchtheit in dieser Stadt, nach ordentlicher, apostolischer Machtvollkommenheit, und vor diesem Zeichen des Kreuzes und den vier heiligen Evangelien, welche ich körperlich mit meinen Händen berühre, schwöre, in Anerkennung des wahren apostolischen Glaubens, ab, und verabscheue und verfluche jede Art von Ketzerey und Abfall, welche sich erheben könnte gegen den heiligen kathol. Glauben und die evangelische Religion unsers Erlösers und Heilandes Jesu Christi und gegen den heil. apostol. Stuhl und die römische Kirche, besonders aber die, deren ich vor Eurem Gerichte beschuldigt und schwer verdächtig bin u. s. w.

Noch ist zu bemerken, dass die Uebersetzung von *Reuss* mit der *Spittler*'schen Zugabe nur 14 gr. kostet.

F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

SCHÖNE KÜNSTE.

Braunschweig, b. Meyer: *Schriften von H. E. R. Belani.* Zehn Bände. *I Band.* 1826. 184 S. *II Band.* 1827. 178 S. 8. (Beide Bände auch unter dem Titel: *Die Belagerung von Ancona.* Eine Geschichte aus der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, romantisch erzählt. 2 Thlr.) *III Band.* 1826. 198 S. (Auch unter dem Titel: *Tyrolers Liebchen*, eine Erzählung. 1 Rthlr.) *IV Band.* 1826. XXIII u. 191 S. 8. *V Band.* 1826. 220 S. *VI Band.* 1826. 224 S. 8. (Auch unter dem Titel: *Die Overstolzen.* 3 Bde. 3 Rthlr.) *VII Band.* 1826. 246 S. 8. *VIII Band.* 1827. 218 S. (Beide Bände auch unter dem Titel: *Die Gräfin Orzelska.* 2 Rthlr. 10 gr.) *IX Band.* 1827. 204 S. 8. (Auch unter dem Titel: *Johannes von Calcao. Der Gesandtenball. Der Parasit.* 1 Rthlr. 2 gr.) *X Band.* 1828. 256 S. 8. (Auch unter dem Titel: *Das Runenhaus* und *der Luftschiffer.* 1 Rthlr. 8 gr.) *XI Band.* 1830. 228 S. (Auch unter dem Titel: *Zwey Tage auf dem Brocken.* Novelle. 1 Rthlr. 14 gr.) *XII Band.* 1830. 239 S. (Auch unter dem Titel: *Mittheilungen aus dem Narrenspital der Zeit.* 1stes Bdchen. *Die Buchmacherey. Burschenleben und Demagogentreiben.* 1 Rthlr. 4 gr.)

Sollte man in unserer poetischen Literatur nicht auch Erzählern zweyten Rangs den Platz gönnen, welchen ihnen die Zuneigung des Publicums anweist? Mit solchen Gesinnungen betrachtet, werden uns *Belani's* Schriften gefallen, besonders wenn man die *Belagerung von Ancona* (in den *ersten zwey Bänden*) nicht für den Gipfel seiner Schöpferkraft hält, da sie doch nur ein Ausruhepunct dahin, auf ungeebnetem, mit wilden Ausläufern und manchem wuchernden Unkraut überzogenem Boden, ist. Die Begebenheit an sich kann nicht von allgemeinem Interesse seyn, und die Personen, die sie tragen, und von ihr getragen werden, sind allzu flach, von zu vermischtem Gepräge, als dass sie lebhafte Theilnahme erregen, und man denken könnte, sie seyen Charakterbilder oder nationelle Porträts. Sie haben den vollen Werth der Romanenfiguren, aber als solche waren sie schon viel im Curs, und desshalb abgegriffen.

Im *dritten Bande*, der *Tyrolers Liebchen* enthält, hat der Vf.; so scheint es, vorsätzlich seine Schreibart vernachlässigt, weil er wähnte, ein guter Stil sey blofs eine Krücke für Phantasielahme, die der Erfindungrüstige verächtlich wegschleudern müsse. Und doch hätte die gut ersonnene Erzählung recht sehr gewonnen, ja ihr Verdienst wäre erst im vollen Licht hervorgetreten, wenn der Vf. die Feile gebrauchen, und nicht zuweilen im Dialog die Naivität der verliebten Stubenmädchen, die im Taschenbuch *Vergissmeinnicht* vornehme und wohltönende Namen bekommen, hätte nachahmen wollen. Schwulst und Trivialität haben starke Wahlverwandtschaft, das wird man leider auch hier gewahr; dass es aber in dem Vermögen des Vfs. stand, Inhalt und Form in Harmonie zu bringen, belegen viele Stellen.

Wem eine Mundart nicht recht geläufig ist, hat Unrecht, sie gegen die Schriftsprache zu vertauschen. In Tyrols Bergen würde man schwerlich den redend eingeführten Landsmann nach seinem Dialekt für einen solchen erkennen; gereiste Männer dürften etwa meinen, der ehrliche Schwab gäbe sich unnütze Mühe, das ihm fremde Tyrolische sich anzukünsteln, er spreche nun und nimmermehr die Sprache ihres Landes; aber für einen Schwaben könne man ihn schon eher halten.

Der 4—6te *Band* begreift *die Overstolzen.* Ein tüchtiger Stoff, auf einem Webstuhl nach einem englischen Modell wohl gearbeitet, und zwar von einem selbstständigen Meister, keiner Copirmaschine. In der Art und Weise der Darstellung erkennt man allenfalls das Muster, nach dem sich der Vf. bildete; Erfindung und Gesinnung aber sind durchaus deutsch, auch ist der grosse Unbekannte nicht in allen seinen Arten und Unarten treu nachgeahmt: die Exposition würde sonst gedehnter, der Schluss rascher, mancher Charakter ausgeführter, und die Begebenheiten klarer und besser motivirt seyn. Der Vf. hatte, so scheints, nicht allein dem Vorbericht nach, sich vorgenommen, die Bilder der alten niederrheinischen Malerschule in seiner Erzählung von den Händeln des Kölner Erzbischofs mit Adel und Bürgern, und dieser beiden wieder unter sich, um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts, mit Worten auszudrücken; — aber, aber es ist eine missliche Sache, aus der einen Kunst in die andere übergreifen, zumal wenn ein doppeltes Streben an dem Kunstwerk sichtlich wird, wenn dieses zugleich activ dramatisch und passiv plastisch seyn soll. Es geschieht recht viel und mancherley in den *Overstolzen,* nur kann man sich

nicht immer über das Wie und Warum Rechenschaft geben; und wenn die Darstellung der Sitten jener Zeit uns an die lebendige Frische der niederländischen Maler erinnert: so mahnt uns die schwache Zeichnung und die Unsicherheit in der Perspective in den Gestalten und Gruppirungen an die früheren Meister der edlen Gilde. Und wenn auch Meister Wilhelm, der Schöpfer des herrlichen Dombildes in Köln, selbst auftritt, er goss doch nicht seine Farbenpracht über das Wortgemälde; er und die Figuren der Lichtseite sind von schwächlichen Tönen und matter Lieblichkeit, die Schattenpartieen dagegen mit Schwarz übersättigt, und das Nebulistische darin ist den Kunstleistungen jener Zeit ganz fremd. Das Ganze ist abermals ein Werk, an dem man bedauert, dass es nicht geworden ist, was es gekonnt.

Der *7te* und *8te Band*, oder die *Gräfin Orzelska*, gewährt mannichfaltiges Interesse. Ein edler Wegelagerer, geächtet, weil ihn das Glück in seinen hochherzigen Plänen zur Befreyung seines Vaterlandes von den fremden Herrschern nicht begünstigte, verliert auch unter seinen rohen Gesellen die Hoheit und Zartheit seiner Gesinnungen und Gefühle nicht, eben so wenig, wie er seine äussere Sitte verleugnet, und wird mit einem reizenden Naturkinde, Fürsten und Herren, Juden und Jüdinnen, Adepten und allerley Leuten in Conflict gesetzt, wobey er sich mit der ritterlichsten Courtoisie, der muthigsten Geistesgegenwart und der aufopferndsten Liebe beträgt. Aber das schöne Waldmädchen, Gräfin Orzelska, eine Tochter König August des Starken, zieht ihm einen Prinz Moritz vor, den sie ohne Arg, in einem ihr erzählten Mährchen, beziehungsvoll Prinz Milchbart nennt. Der polnische Conföderirtenhäuptling wird begnadigt, um bald darauf im Zweykampf mit seinem und seines Stammes Feind zu fallen, den er gleichfalls erlegt. Für ihn war der Tod die einzige Beruhigung, die ihn liebende und entsagende Salome, später Sophie, ist ihm vermuthlich bald gefolgt, und die Uebrigen sind leichtblütiger Beschaffenheit, die den Schaum vom Glase des Lebens im fröhlichen Muthe nippen, ohne sich darum zu kümmern, was der Bodensatz Trübes einschliesst. Dass eine Geschichte, in der ein edelmüthiger Räuber, der zu seinem Menschenhass gegründete Ursache hat, und eine allerliebste kleine Wilde die Hauptrollen haben, die durch die Liebschaften und Feste eines galanten Königs aufgeblinkt wird, und obendrein sehr gut erzählt ist, gefallen muss, versteht sich wohl von selbst.

In der ersten Geschichte des *9ten Bandes* treten auch Räuber auf, allein es sind ganz gemeine Spitzbuben, Gurgelabschneider und Diebshehler, und das Ganze eine sinnreiche Apologie des Malers Johannes von Calcao, welcher, dem Gerücht nach, mit der Tochter eines Räubers jahrelang zusammenlebte, ohne sie zu ehelichen. Das Verhältniss trug zu seiner Veredlung bey, wie sein Rechtfertiger auf das bündigste erwiesen; denn die um die Verbrechen der Eltern trauernde Jungfrau ist so rein und schuldlos, dass Calcao ohne Vermessenheit es wagen durfte, sie zum Modell seiner jugendlichen *Mater dolorosa* in der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung zu wählen.

In dem *Gesandtenball* debütirt ein Neuling in der Welt ziemlich ungeschickt auf dem Wiener Congress, wo er die Diener für die Herren hält, und bekommt sogar Händel mit der Polizey. Aber was die Nacht verdarb, macht der Tag wieder gut. Sein Zutappen ist ihm förderlicher als die spitzfindigste politische Einleitung, er wahrt das Interesse des Reichsgrafen, dessen Agent er ist, und bekommt für sich eine hübsche zierliche Frau, mit einem Gute, das seinen Mann nährt, als Zugabe. *Der Parasit*, welcher den neunten Band schliesst, ist diessmal eine angenommene Maske, unter welcher eine schlaue Wittwe Freyer und Freunde prüft.

Im *10ten Band* wird das seltsame Geschick zweyer Generationen, die in den karpathischen Gebirgen, wo noch heidnische Priesterinnen, Runen genannt, in Felsenklüften spuken, in Türkenkriegen, unter Gläubigen und Ungläubigen, viel Abentheuerliches erleben, — zum Ergötzen des Lesers erzählt. Ein schönes, weisses Mädchen muss sich als Negerin maskiren, und damit den Farbensinn eines liebenswürdigen Malers in einige Bedrängniss treiben. Da es jedoch für jedes Gelübde eine Lösung giebt, streift sie mit gutem Gewissen die schwarze Hülle ab, sinkt aus dem Luftballon in die Arme des geliebten Künstlers, und alle Zweifel ihrer Geburt und Ansprüche zerstieben an den gewichtigsten Beweisen der Aechtheit ihrer Behauptungen. Die gemordete Mutter war freylich nicht wieder zu beleben; ausserdem endet aber auch in dieser Doppelnovelle Alles zur Zufriedenheit des Lesers.

Ueber die beiden letzten Bände können wir uns, nach dem bereits Gesagten, noch kürzer fassen. Scheintodte lebten wieder auf, Berge begegnen sich nicht, aber Menschen von Norden und Süden weht plötzlich der Zufall zusammen, Missverständnisse lösen sich, und die Bande der Liebe knüpfen sich fester. Das alles ist im Leben und im Roman schon tausend und aber tausend Mal da gewesen; indess findet sich noch immer eine neue, Effect machende Weise, um das Alte zu etwas Neuem umzuwandeln, und dem Titel, Novelle, nicht gar zu dreist ins Angesicht zu schlagen. Ohne eine ergiebige Quelle von Witz, Heiterkeit und Humor sich auf Satire und Ironie legen, ist ohngefähr so, als ohne Musik tanzen. Das mag den Tanzenden allenfalls vergnügen; den Zuschauer langweilt es, und kommt ihm thöricht vor, wie es dem Leser jener Mittheilung auch ergehen könnte.

i.

Leipzig, b. Focke: ***Erzählungen*** von *Charlotte Birch Pfeiffer*. 1830. 284 S. 12. (1 Rthlr 12 gr.)

Diese Erzählungen enthalten mancherley Neues, sowohl dem Stoff, als der Form nach. Gleich die erste Erzählung stellt das Phänomen einer *tugendhaften* Theatertänzerin auf. Freylich ist sie vortrefflich erzogen, von vornehmer Abkunft, und nur durch unverschuldetes Unglück auf die Breter gekommen. Nebenbey wird in dieser wahrhaften Begebenheit jungen Damen eindringlichst empfohlen, ihre Freyer und Verlobten durch verstellten Kaltsinn nicht aufzubringen,

der schwache Geduldsfaden dürfte reissen, und sie sich nach einer minder spröden Braut umschauen. Es wäre wohlgethan gewesen, zu diesem abschreckenden Bild eine Dame von einer anderen Landsmannschaft als der brittischen zu wählen, da man in allen neuesten Moderomanen, welche die Sitten der vornehmen Kreise schildern, liest, dass gerade bey diesen Verheirathungslust, nicht Abneigung, die Sucht der Mütter, der Gehorsam aber auf Seiten der Töchter ist.

Der Rubin bedrängt eine reizende Griechin, die dem Gemahl versprochen, ihm übers Grab hinaus treu zu bleiben, woraus Herzeleid diverser Art, und endlich der frühe Tod der im mehreren Sinn sich versprechenden Dame entsteht.

Skizze aus dem Leben Katharinens der Zweyten, entgeht dem Missgeschick nicht, dem bekannte historische Personen unterworfen sind, zumal wenn sie fast noch zu unseren Zeitgenossen gehören, sich in den ihnen angedichteten Reden ziemlich fad auszunehmen. Katharine spricht sentimental, und Potemkin wurde zum liebenswürdigen, schadenfrohen jungen *roué*, Dinge, die selbst die gute Schreibart der Vfin. nicht rechtfertiget.

n.

Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Pelham, Begegnisse eines Weltmannes*, aus dem Englischen übersetzt von *C. Richard*. 1830. I Theil. 332 S. II Theil. 330 S. III Theil. 416 S. 8. (4 Rthlr.)

Ein Herr Pelham macht hier seinen eigenen Biographen, und man muss ihm wenigstens zugestehen, dass er sich nicht immer schmeichelhaft für seine Person dem Publicum darstellt (welches das sicherste Merkmal einer Namensfiction ist). Er gefällt sich besonders in seiner Periode als Zieraffe oder englischer *Fascionable*, und um seine Absicht auf ein Mal in das Licht zu stellen, macht er den Satiriker aller Ungereimtheiten, die man bey der Erziehung und dem Lebenswandel der höheren und niederen Stände in England in ziemlicher Menge antrifft. In so weit ist das Unternehmen gut und pikant genug ausgeführt. Dass bey einer solchen Tendenz die Bizarrerie etwas stark und die Contraste übertrieben, ja in das Unnatürliche gesteigert werden, versteht sich fast von selbst; aber bey zu vieler Wiederholung wird man dieser Charakter-Tändeley allmählich satt. Die Engländer können weder mit einer Beschreibung, noch mit einer Berüttelung der Dinge eher fertig werden, bis jedes Sandkorn und jeder Staubfaden zehnfach umgekehrt ist. Hr. Pelham beschreibt nun seine allmähliche Bekehrung zur Weisheit, in sofern sie in der grossen Welt erlaubt und anwendbar ist, und zeigt sich als einer der untersuchenden Geister im menschlichen Verstandes- und Vernunft-Labyrinth. Der Himmel bewahre uns indess vor dem Modewerden seiner psychologischen und mystischen Ansichten, die unter vielem Wort-Bombast nichts als Seifenblasen sind; jedoch ihre Verworrenheit ist wohl der beste Schutz dagegen. Hr. Pelham wird auch Staatsmann, oder wollte es werden; aber er fand bald, dass mit dieser Stellung, die einen ewigen Wechsel hat, der freye Gang des Geistes und die bessere Ueberzeugung des Inneren sich nur selten verbinden lassen.

Durch alles dieses, bald in Monologe, bald in Dialoge, bald in Erzählungen und Briefe eingekleidete Räsonnement windet sich langsam und beynahe unsichtbar eine Gaunergeschichte, wobey unser Fascionable immer zu thun bekommt, und die sich endlich in eine Criminalhandlung ausbildet. Jetzt erst, ungefähr im dritten Theil, wird der Roman interessant, da er sich auf dem für englische Romanschreiber passenden Felde befindet. Der hier erzählte Mord ist freylich ein gemeiner aus Habsucht, doch ruht der Verdacht auf einer anderen Person, die mit dem Leser bis zum Ende des Buches geängstiget wird, wo Hr. Pelham beynahe allein durch Heimführung der Braut, die *sub rosa* die Tochter des Verdächtigen war, glücklich wird.

Die Uebersetzung scheint nur allzu treu zu seyn: denn sie hat selbst Anglicismen angenommen. Am widrigsten fällt das englische *I remember* „*ich erinnere*" statt: „*ich erinnere mich*" auf, das oft vorkommt. Der Druck ist gefällig.

x. x.

Aachen u. Leipzig, b. Meier: *Der Verstossene*, vom Verfasser des Pelham, aus dem Englischen übersetzt von *Richard*. 1829. I Theil. 330 S. II Theil. 253 S. III Theil. 449 S. IV Theil. 255 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Die Einleitung, die aus einem Gespräche zwischen Herrn *Pelham* und dem Verfasser (?) besteht, läst durch den originellen Anstrich, womit eine Kritik des Romanschreibens verbunden ist, viel erwarten. Rec. hoffte nun einen kunstmässigen Roman zu finden; aber ein langweiliges Geschreibsel füllt den ganzen ersten Band, und dennoch weiss man am Ende desselben nicht, wer und woher der Held ist, was er denn eigentlich will, und wie die Dinge, die rings um ihn her auftauchen, mit ihm in Zusammenhang gedacht werden können. Die Scenen müssen von dem Leser wie verschiedene Zimmer durchlaufen werden, bloss um die Geräthschaften darin zu bemerken, oder die darin sitzenden Figuren, die bedeutungsvoll ausgestattet, nicht viel zu bedeuten haben. Die meilenlangen Charakter-Zeichnungen fangen immer wieder von Neuem an, sobald sich nur etwas Weniges geändert hat, und bringen fast zur Verzweiflung. Allerdings kommen auch wahre und schöne Situationen und Gedanken vor, aber sie sind wie das Erz in den Schachten unter Schlacken und Schutt versteckt. Ueberhaupt aber mag es nur den Lesern der grossen Spalten-Zeitungen jenseit des Canals behaglich seyn, so vier Bände durch sich mit dem mageren Stoff herumzutreiben: dass ein aus seiner hohen Familie ausgestossener Sohn (weil seine Geburt anrüchig schien) durch sich selbst und die guten Umstände, die gewaltsam sich dem Vf. fügen müssen, sein Glück macht, und so sich endlich seinen Familien-Namen und die Braut gewinnt.

Das Geheimniſs hat durchaus nichts Geheimniſsvolles; das erzwungene Incognito hätte weit früher aufgehoben werden können, und Rec. ist dadurch keinesweges überrascht worden. Erst der vierte Band, auf den alles verspart wurde, indem bis dahin auch Briefe und Billets die Lacunen ausfüllen muſsten, lieſt sich rascher und angenehmer, zumal da man das Ende des Romans vor Augen sieht.

d. d.

HALBERSTADT, b. Brüggemann: *Sammlung neuer Schriften*, von *Alex. Bronikowski.* 1829. Fünf Theile. I Theil: Der Ehrenpunct; das Hospitium des S. Bernhardsbergs. 339 S. II Theil: Pleurs. Die Prätendenten. 271 S. III Theil: Der Wahltag. Die Grube zu Höckendorf. 317 S. IV Theil: Polen im 17ten Jahrh. mit Noten. 1ste Abtheilung. 282 S. 2te Abtheilung. 264 S. 8. (7 Rthlr. 20 gr.)

Schriften, die eigentlich nur der Unterhaltung angehören, müssen auch vorzüglich dieses Ziel im Auge behalten, und sich nicht zu tief in die Geschichte verlieren, obgleich dieselbe, leicht berührt oder als Grundirung wie beym Malen gebraucht, ein Reizmittel für die gebildete Welt werden kann. Noch weit undankbarer aber ist die Memoiren-Ausbeute mit ihren nirgend mehr ansprechenden Sitten und Formeln. Durch die Einmischung von Alterthümlichkeiten, wie man Büsten und Statuen in Gärten gebraucht, wird allerdings das Gemälde belebt; aber man darf nicht ganze Garderoben, Waffensammlungen, alte Meubles-Magazine, Archive und Antiquitätenkammern ausschütten, wofern nicht alle Schönheiten über der Mühe, ihre Massen zu überklettern, rein verloren gehen sollen. Eine damit ausgezierte Dichtung gleicht einer unter der Last alles Putzwerkes, und mit Schminke bis zur Röthe einer Tubarose bemalten Schönen. Dieſs ist der Fall mit mehreren dieser Erzählungen; die langen Dialoge entfernen vollends jeden Ruhepunct dem müden Leser. Wenn nun auch einige interessant sind, in denen die Spannung bis zu Ende erhalten wird, so trifft obiger Vorwurf gerade die historischen Gemälde des Vfs., die doch nur romanzenartig dargestellt sind, und wobey die mit so vieler Mühe erbeutete Politik der glücklich überstandenen Zeit einen widerlichen Eindruck macht. Man muſs es indeſs dem Vf. nachsagen, daſs er ziemlich feurig malt, wenn auch zuweilen etwas zu buntscheckig, und daſs besonders seine Dienerschaft ausserordentlich viel gelehrte Schwatzhaftigkeit verräth. Doch diese Fehler begleiten stets eine zu erzwungene Ausdehnung einfacher Gegenstände, welche die Fülle des Stoffes nicht schon in sich tragen. Manche Situationen sind recht gefällig und anziehend, aber nicht imposant; oft ist man schon zu sehr ermattet, ehe man an die Schluſsscenen gelangt.

Der Ehrenpunct. Diese Erzählung gehört dem Bereich der modernen Welt an, wo ein junger verdienstvoller Officier höheren Ranges, immer schwankend auf der Bahn der Liebe, sich endlich in die Verlobte seines Freundes verliebt. Dieser tritt sie ihm groſsmüthig ab, dagegen die Mutter des Obigen mit ihren Ahnen dazwischen, und Alles wird rückgängig. Der beleidigte Bruder, ein Officier, fodert jenen Oberst, und das Duell endigt mit dem Tode beider. Die Geschichte hat nichts Neues, und ist bis zu ihrer Entwickelung sehr langweilig.

Das Hospitium am S. Bernhard. Zwey Mönche, die dort die Leidenschaften einer Welt, die ihnen arg mitgespielt, zu vergessen hofften, werden durch Ankömmlinge neuerdings aufgeregt, die damit in Verbindung stehen, und dadurch ihrem schlimmen Verhängniſs überliefert. Der eine davon führt an seinem Todfeind, den er erstarrt in den Schlund des S. Bernhards findet und ihn retten soll, seine Rache aus, indem er pflichtverletzend ihn dem Tod überläſst. Allein er hat damit seine eigene Tochter, und die Geliebte seines Mitmönches, sowie dessen Vater, getödtet. Diese Erzählung erhält fortwährend die Spannung des Lesers, und ist zu loben.

Pleurs. Die vom Urgroſsvater her sich schreibende Feindschaft zweyer verwandter Kaufherrn, wovon einer ein Ulmer Patricier, aber verarmt, der andere ein reicher italiänischer Graf geworden, entzündet sich von Neuem. Der Ulmer ist entschlossen, das italiänische Haus zu verderben. Sein guter Empfang darin entwaffnet ihn Anfangs, bis der böse Geist siegt. Die Rache soll durch Mord ausgeführt werden, — aber sieh da, der nahe Berg bey Pleurs begräbt einstürzend den Verbrecher und seine Gesellen. Gut geschürzt, angenehm auch, jedoch zu überladen mit Gespräch und Beschreibung.

Die Prätendenten. Höchst langweilige Zusammenkunft aller Prätendenten des vorigen Jahrhunderts in Straſsburg ihrer diplomatischen Träume wegen, zerflieſsend in Hochzeitsprojecte. Viel Bombast umsonst, kaum erträglich.

Der Wahltag. Eben so steife Förmlichkeiten und endlose Unterredungen, bis Michael Korybus Wisniowieki, eben nicht der gescheideste König, gewählt wurde.

Grube von Höckendorf. Eine Sagengeschichte. Ein Gutsherr dieses Schlosses, welcher sich so grausam und eigensinnig benimmt, wie sein Urgroſsvater, der sogar deſshalb nach dem gelobten Lande reisen muſste, um Buſse zu thun, wird ebenfalls in dem Augenblick, als er eine gräſsliche That vollbringen, nämlich einen Unterthan ohne Verhör umbringen lassen will — bekehrt und zwar wieder durch einen Bergsturz. Der Vf. rechnet sehr auf die Kräfte der Natur. Er kommt, obwohl mit allen seinen Gästen, die im Berg in einer Erzschacht speisen, *sain et sauf* davon, und das ist ein noch gröſseres Wunder. Sonst läſst sich diese Geschichte gut lesen.

Polen im 17ten Jahrhundert, oder *Sobieski's Hof.* Auf diese zwey Theile paſst vorzüglich, was Rec. oben gesagt hat. Nur in Memoiren können solche Gegenstände gehörig behandelt werden; in der Romanen-Verhüllung müssen sie, besonders bey so ermüdender Ausdehnung, allezeit fallen.

Die buchhändlerische Ausstattung verdient alles Lob.

a. z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 1.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Barth: *Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig.* Erster Band. Mit 7 Kupfertafeln. 1822. 233 S. 4. (4 Rthlr. 16 gr.)

Nach der Dedication dieses ersten Bandes, an den verewigten König von Sachsen Friedrich August, folgt I. die königliche Bestätigung der Gesellschaft und ihrer Statuten, dann II. das Verzeichniss der Mitglieder, worunter wir die ausgezeichnetsten Männer sowohl des In- als Auslandes fanden. Die eigentlichen Abhandlungen werden III. mit einer Rede zur Gedächtnissfeier des Hofrath *Rosenmüller's* eröffnet, welcher der erste Präsident der naturforschenden Gesellschaft war, und plötzlich am 29 Febr. 1820 durch den Tod hingerafft wurde. Allen, welche auch nur, wie Rec., den trefflichen Mann aus seinen Werken kennen, eine dankenswerthe Gabe, die zwar kurz, doch die Hauptdata seines Lebens darstellt. Sie wurde von einem Verzeichnisse seiner Schriften, sowie einiger anderer, zu welchen der Verstorbene Zeichnungen geliefert hat, begleitet. — IV. Die vierte Stelle der grösseren Aufsätze nimmt die Uebersicht der von *L. D. von Schweinitz* in Carolina entdeckten Pilzarten ein, welche in lateinischer Sprache 1372 Arten erörtert, wovon fast der vierte Theil neu und früher unbekannt war. Prof. *Schwägrichen* fügt einige einleitende Worte hinzu. Merkwürdig ist die grosse Uebereinstimmung mit vaterländischen Gewächsen ähnlicher Art; doch finden sich auch mehrere eigenthümliche Formen. Die Arten selbst werden nach Classen, Ordnungen, Gattungen und Familien aufgeführt, die schon bekannten bloss genannt, die neuen aber mit Diagnosen und sonstigen Bemerkungen versehen. Zwey sehr schöne, von *Schröter* nach der Natur gezeichnete und gestochene Tafeln stellen neue Arten dar, nämlich *Glonium stellatum, Arachnion album, Mitremyces lutescens, Peziza Craterium,* mehrere *Puccinien, Merulius spathulariae, Boletus virgineus, Hydnum adustum* und *Thelephora pedicellata.* — V. *Wellner* (Factor in dem königl. Alaunwerk zu Schwemsal) sucht in dem Aufsatze: *über die Verbindung des Natrums mit der schwefelsauren Thonerde* die mögliche Darstellung eines Natrum-Alauns zu erweisen. — VI. *Einige Bemerkungen über die scheinbare Bewegung und Gruppirung der Wolken,* vom Hofr. *Clarus.* Sehr interessant und manche gute Beobachtung enthaltend. — VII. *Skizze einer Geschichte des Tellurismus,* vom Prof. *Cerutti,* worin über den Einfluss der inneren chemischen Natur der Erde auf den thierischen Organismus historische Andeutungen gegeben werden, die eine weitere Ausführung verdienen. — VIII. *Beschreibung neuer Pflanzen von Radius.* Es sind diess *Iris carolina,* welche zunächst mit *I. virginica L.* verwandt ist, und in *Frege's* Garten zu Leipzig gezogen wurde; die zweyte Art, *Corcopsis tinctoria,* aus *Breiter's* Garten, wurde von *Reichenbach* späterhin *Calliopsis bicolor* genannt, auch ausführlicher beschrieben und abgebildet. Seitdem ist letzte Art allgemein verbreitet. Auf Taf. III und IV sind sie beide lithographirt. — IX. *Meteorologische Beobachtungen angestellt zu Leipzig im Jahr 1821,* von *C. T. Schmidel.* Ihre Zahl beläuft sich nur auf 702, doch sind Vergleichungen mit anderen Beobachtungen angestellt. Als absolute Höhe Leipzigs wird 299′ 4″ angegeben. — X. *Monographie der Ameisenkäfer (Scydmaenus Latr.),* mit Decan *Müller* gemeinschaftlich bearbeitet und herausgegeben vom Prof. *Kunze,* liefert einen schätzbaren Beytrag zur Naturgeschichte dieser höchst interessanten Käfer, welche früherhin mit den Fühlkäfern (*Pselaphi*) verwechselt wurden. 16 Arten, wovon 9 neu sind, werden unter 2 Familien und mehrere Tribus vertheilt, genau beschrieben und mit lithographirten Abbildungen erläutert. — XI. *Darstellung merkwürdiger Pflanzen, die in Leipziger Gärten geblüht haben,* von Dr. *Schwägrichen.* Es sind nur zwey Pflanzen, welche auf eben so viel lithographischen Blättern (Taf. VI und VII) mit den nöthigen Analysen dem Beschauer vorgelegt werden, nämlich *Gesneria bulbosa* (welche in manchen Gärten unter dem Namen *Gloxinia coccinea* vorkommt) und *Tillandsia amoena* (bereits früher abgebildet in *Loddiges bot. Cabinet.* 1, Nr. 76). — XII. Enthält bloss Auszüge aus dem Protokoll der naturforschenden Gesellschaft. Den Schluss machen ausser einem Verzeichnisse der Gattungsnamen der in diesem Bande aufgeführten Naturkörper noch die Witterungsbeobachtungen vom Jahre 1821 durch Hofr. Prof. *Clarus,* welche tabellarisch dargestellt sind.

Somit glauben wir unsere Leser hinreichend auf

den Werth dieser Gesellschaftsschriften aufmerksam gemacht zu haben, die auch im Aeusseren würdig ausgestattet wurden.

— ж.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot; PARIS, b. Levrault; LONDON, b. Treuttel u. Würtz; ferner bey Treuttel jun. u. Richter: *De Salamandrae terrestris vita, evolutione, [et] formatione tractatus.* Auctore *Adolpho Friderico Funk*, Med. et Chir. D. Accedunt tabulae aeri incisae tres. 1827. XII u. 60 S. gr. Fol. (4 Rthlr.)

Ein mit aller typographischen Eleganz, schönem Papier, herrlichen Tafeln ausgestattetes und in den hauptsächlichsten Städten Europa's bekannt gewordenes Werk, das die Literatur aller Zeiten über den Erdsalamander in Bewegung setzt, und dennoch weit weniger den Gegenstand erschöpft, als es das äussere Ansehen hat, das auf grössere Gediegenheit des inneren Gehaltes bey flüchtiger Beschauung schliessen lässt.

Der Vf. nahm sich bey aller angeblichen Bescheidenheit vor (denn dass es ihm mit solcher keinesweges Ernst gewesen, wird schon durch Citatenprunk, anderer Dinge gar nicht zu gedenken — leicht ersichtlich), hinsichtlich des Erdsalamanders dasselbe zu leisten, was *Rusconi* zur Aufhellung der Naturgeschichte des Wassersalamanders that; doch hat er nach unserem Ermessen sein Vorbild in der Behandlungsart des Ganzen nicht erreicht, noch weniger übertroffen. Gleich beym Beginn des Werkes werden hinter der Vorrede die Schriften aufgezählt, deren er sich bey Abfassung desselben bediente. Es sind deren nicht weniger als 114, worunter solche vorkommen, die man am allerwenigsten in einer Monographie des Erdsalamanders suchte. So, um nur Einiges anzuführen, finden sich in diesem Verzeichnisse: *Biblia hebraica manualia ed. Simonis; G. Vossius de theologia gentili, Wigalois der Ritter mit dem Rade; Wilhelm der Heilige von Oranse; Broemsamlin doct. Keiserperchs* uffgelesen von *Pauli; Hegel* Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften; *v. Leonhard* Handbuch der Oryktognosie; *Platon, Homer, Cicero* und viele andere. Das erste Capitel behandelt angeblich *Salamandrae terrestris vita.* Statt dass man nun hier eine wirkliche Geschichte des Lebens dieser Thiere fände, bringt der Vf. im ersten §. mehrere Stellen aus *Platons* Schriften vor, und giebt zuletzt eine Art Literaturgeschichte des Erdsalamanders, indem er über die eigentliche Lebensgeschichte nur sehr dürftige Angaben mittheilt, wie es auch nicht anders seyn konnte, da er diese Thiere selbst nicht im Freyen hinlänglich beobachtete. Im zweyten Capitel, welches die Anatomie und Physiologie enthält, und im Grunde die Hauptsache ausmacht, fanden wir eine gleich oberflächliche Behandlung. Wie wenig genügt, um nur auf Einzelnes aufmerksam zu machen, z. B. die Darstellung der Muskeln? Welche interessante Vergleichungen mit den nächst verwandten froschartigen Thieren (Batrachiern) konnten hier nicht angestellt werden? Und diess, deucht uns, hätte den Gegenstand besser erläutert, als alle Citate aus den alten Minneliedern u. dergl. Wie konnte der Vf. darüber die trefflichen Schriften von *Bojanus anatome testudinis europeae; Rudolphi de rana pipa,* und *Zenker batrachomyologia* gänzlich unberücksichtigt lassen, die ihn so Manches richtiger zu deuten gelehrt haben würden? Nach diesen Angaben wird es unsere Leser auch nicht befremden, wenn wir ihnen sagen, dass der Vf. das lymphatische System gänzlich überging. Selbst über die Entwickelung des Darmkanals, der bekanntlich ein streitiger Gegenstand der Physiologie ist, kam er im dritten Capitel, worin er die Entwickelungsgeschichte des Erdsalamanders behandelt, zu keiner entschiedenen Ansicht, sondern sagt bloss, seine Beobachtungen stimmten deshalb mehr mit denen von *C. F. Wolf* und *Meckel*, als mit jenen von *Carus* überein. Auch über die Meinung, dass sich das Gehörorgan aus den Kiemenbögen entwickele, wusste er nichts Bestimmtes vorzubringen. Das letzte oder vierte Capitel enthält von der Bibel an bis auf die neueste Zeit ganze Stellen aus Büchern, worin vom Erdsalamander und ähnlichen Thieren gehandelt wird, und gewährt schon durch seine Form, indem Alles bunt unter einander bald mit lateinischen, bald mit deutschen, hebräischen, arabischen und griechischen Lettern, je nachdem es die Stellen mit sich brachten, gedruckt ist, einen sonderbaren Anblick; aber noch sonderbarer ist der Inhalt selbst beschaffen. Dabey nehmen oft jene citirten Stellen fast ganze Seiten ein, wie die aus dem *Thierbuche* des *Albertus Magnus* (S. 46).

Den Schluss macht, nebst dem Register der im Buche angeführten Schriftsteller, die mit fast übergrosser typographischer Verschwendung des Papiers gedruckte Erläuterung (welche 9 Seiten einnimmt) der drey wirklich ausgezeichnet schön gestochenen Tafeln. Sie sind von *C. L. Müller* gezeichnet und von *F. W. Linger* dem Jüngeren in Berlin gestochen. Die erste stellt den Erdsalamander von Oben, Unten, geöffnet und das Skelet in natürlicher Grösse dar. Auf der zweyten sind Muskeln, Dauungskanal und andere Eingeweide befindlich. Auf der dritten bemerkt man, ausser den Abbildungen des Nerven-, Blutgefäss- und Zeugungs-Systems, eine interessante Folgenreihe der sich immer mehr entwickelnden Jungen, ohne dass sie völlig genügen könnte, da Skelet, Muskeln und andere Organe hinsichtlich ihrer fortschreitenden Ausbildung unberücksichtigt gelassen sind.

— ж.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Tabellen über die vergleichende Geognosie.* Ein Versuch von *Christian Keferstein*, königl. preuss. Hofrathe u. s. w. 1825. 60 S. 4. (14 gr.)

Nach der Vorrede entstanden diese Tabellen durch den Mangel eines geognostischen Grundrisses, den der

Vf. seinen vor einem kleinen Kreise wissenschaftlicher Freunde gehaltenen mineralogischen Vorträgen hätte zum Grunde legen können. Diesem abzuhelfen, entschloss er sich, selbst Tabellen auszuarbeiten, die er nur auf mehrfaches Verlangen und nach mehrmaliger Revision der gelehrten Welt mittheilt. Wir zollen ihm unseren aufrichtigen Dank dafür, da in der That ein solches Werk wahres Bedürfniss ist. Wer aber nur irgend mit dem jetzigen Zustande der Geognosie vertraut ist, wird wissen, welchen schnellen Gang sie nimmt, indem oft schon morgen dasjenige seine Aufklärung erhält, was gestern noch dunkel war. Daher wird auch kein Kundiger mit dem Vf. rechten, wenn er manches Irrige und bloss Hypothetische unter dem Wahren und wohl Begründeten findet. Ein so reger Forscher, wie der Vf. ist, bedarf nicht noch erst solcher Nachweisungen, indem er in jedem seiner seitdem erschienenen geologischen Schriften zeigte, wie sehr er sich bemühte, alte Irrthümer zu beseitigen, und nur das Wahre an das Tageslicht zu ziehen. Wenn deshalb bey einer neuen Auflage dieser Tabellen auch Manches von unserem Vf. selbst geändert werden wird, so sind sie doch selbst schon jetzt höchst brauchbar. Sowohl eigene Beobachtungen, als auch die betreffenden Schriften der In- und Ausländer, wurden redlich genutzt, um einen vollständigen Ueberblick über die bis jetzt bekannten geognostischen Verhältnisse unseres Erdballs zu geben. Nach einer auf der ersten Seite vorausgeschickten Uebersicht der Gebirgsformationen folgen die einzelnen Classen in ausführlicher Behandlung, indem in 7 Spalten folgende Gegenstände zur Sprache kommen: 1) *Classe der abgehandelten Gebirgsarten*; 2) *Formation und deren Abtheilungen*; 3) *Gesteine, aus denen die Formation besteht*; 4) *Höhe und Mächtigkeit*; 5) *Mineralführung, Erzreichthum, Gänge*; 6) *charakterisirende Versteinerungen*; 7) *Vorkommen*. Besonders ausführlich sind die dritte und siebente Rubrik behandelt worden. Bey letzter nimmt Deutschland, wie billig, die erste Stelle ein; dann folgen die anderen geognostisch bekannteren europäischen Länder. Von den übrigen Welttheilen hat fast nur Amerika eine ausführlichere Darstellung seiner geologischen Verhältnisse erhalten. Seitdem sind mehrere Gegenden von Asien und Afrika in dieser Hinsicht bekannter geworden; daher der Vf. nicht ermangeln wird, bey einer künftigen Auflage solches nachzutragen; ja selbst hinsichtlich Deutschlands wird er Manches ändern, was er auch, in sofern er sein Vaterland so gründlich studirt, am besten zu thun im Stande ist. Druck und Papier sind tadellos.

—ng.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., in der Hermannschen Buchhdlg.: *Das Grafen- und Fürsten-Haus Solms ist gleichzeitig mit dem Hause Nassau aus Salischem Königs-Stamme erblühet und dessen ältester Stammsitz Braunfels.* Ein Beytrag zur Beleuchtung der Menkischen Hypothese. Mit vollständiger Stammtafel der Solms-Bernhard'schen Linie, einigen biographischen Notizen und Siegel-Zeichnungen, die Wappengeschichte erläuternd. Von *J. E. Schaum*, Fürstl. Solmsischem Archiv-Rathe. 1828. VIII u. 405 S. 4.

Die Geschichte der Geschlechter des hohen Adels in Deutschland gehört unter die lehrreichsten und erfreulichsten Beschäftigungen des deutschen Patrioten, und jeder Beytrag dazu muss dem Freunde der vaterländischen Geschichte willkommen seyn, zumal wenn er sich, wie der gegenwärtige, durch Wahrheit, diplomatische Genauigkeit, Einfachheit und Würde der Darstellung auszeichnet. Der Vf., ein vieljähriger, treuer Diener des erlauchten Solmsischen Fürsten-Hauses, hat seinen Gegenstand nicht nur mit musterhaftem Fleisse, sondern auch mit einer unverkennbaren Liebe und Pietät bearbeitet. Aber es verdient besonderes Lob, dass er überall, wo er von dem jetzt regierenden Fürsten *Wilhelm* (Christian Karl), diesem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten, und dessen in allgemeiner Achtung und Liebe stehender Familie handelt, besonders S. 349 ff., nicht die Sprache des Panegyrikers, führt, sondern des Historikers, welcher sein Urtheil nicht auf Phrasen, sondern auf Thatsachen gründet, und dadurch das Lob seines Fürsten auch bey den Lesern, welche ihn nicht näher kennen, auf eine reelle Weise befördert.

Da der Zweck dieser Schrift zunächst ein genealogisch-diplomatischer ist, so lässt sich daraus die Form der historischen Bemerkungen, welche den vorausgeschickten XVI genealogischen Tabellen zur Erläuterung dienen sollen, erklären. Der historische Pragmatismus ist, bey dieser Methode, allerdings beeinträchtiget worden, und viele Leser dürften mit Rec. den Wunsch theilen, dass der Vf. seine reichhaltigen Materialien, welche man jetzt im ganzen Buche zerstreut findet, zu einer zusammenhängenden Geschichte des Hauses Solms verarbeitet haben möchte. Aus dieser würde man die vielfachen Verdienste, welche sich so viele Mitglieder dieses Hauses im Kriegs- und Friedens-Kleide nicht nur um ihre Länder, sondern auch um das deutsche Gesammtvaterland, erworben, noch leichter übersehen, und das Ganze würde einen wichtigen und interessanten Beytrag zur deutschen Sitten- und Cultur-Geschichte abgeben. Indess wird man auch mit dem, was und wie es der Vf. gegeben, zufrieden seyn können.

Als Stammvater des ganzen Hauses ist der im Jahr 890 verstorbene *Otto*, oder *Udo*, Graf und Besitzer der Salischen Länder an der Lahn und Schwiegersohn des Kaisers Lothar I und Grossvater König Conrads I, aufgeführt. Der erste, welcher den Titel *Graf zu Solms* (von dem Bache *Solms*, oder *Solmse*, in seinen Besitzungen) führte, war *Marquard I* von 1129—1141. Dass mit diesem das Haus nicht ausgestorben, und durch den Grafen von *Wegebach*, aus dem Gisonischen Geschlechte, fortgesetzt worden, wird S. 8 ff. gegen

den Hessischen Historiographen *Wenk*, wie es scheint, siegreich erwiesen. Eben so ist auch lehrreich, was über die Verwandtschaft der beiden Häuser Solms und Nassau, welche die ältesten Familien Deutschlands sind, und sich im Anfange des 10ten Jahrhunderts in die beiden Aeste Solms und Nassau theilten, S. 17. 25 u. a. bemerkt wird.

Ohne in ein näheres Detail einzugehen, führt Rec. bloss folgende Aeusserung S. VI an: „Das Hauptgesetz des Griffels der Geschichte ist treue Nachbildung der Originale, entweder umgeben mit dem Gewande der Tugend, d. h. groser und edler oder bloss nützlicher Thaten, zum Hebel für die Nachwelt, oder mit dem Gewande der Laster und Verbrechen zum Abscheu, zur warnenden Mahnung. Kein Glied der langen Familienkette des Hauses Solms findet sich von Eigenschaften der letzten Art geschwärzet: es kann daher nicht auffallen, hier nur Lichtseiten — keine Schatten zu erblicken". Gewiss, giebt es wenige Fürstenhäuser, von welchen sich dasselbe behaupten liesse!

Dass die beiden der preussischen Monarchie einverleibten Fürstenhäuser Neuwied und Solms-Braunfels kürzlich Regierungsrechte erhalten haben — wodurch Preussen aufs neue seine ausgezeichnete Liberalität gegen die Mediatisirten an den Tag gelegt — konnte bey der Abfassung dieser Schrift noch nicht berichtet werden, was sonst gewiss dankbar geschehen wäre.

—st—.

Ilmenau, b. Voigt: *Portugal seit der Usurpation Dom Miguels.* Eine getreue und zusammenhängende Darstellung der merkwürdigsten Begebenheiten, Schreckens- und Greuel-Scenen seit der Rückkehr des Prinzen im Februar 1828 bis auf den heutigen Tag, nebst einer historischen Uebersicht der wichtigsten politischen Ereignisse in Portugal seit der Revolution von 1820 und einer Entwickelung der Rechte Dom Pedros auf den portugiesischen Thron. Nach den zuverlässigsten engl. und franz. Quellen bearbeitet von Dr. *G. L. Schmidt.* 1829. 238 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Tagesblätter beschreiben die Verwaltung Dom Pedros auf eine Art, dass die Völker durch solche Beyspiele gar wohl zum Wunsch von Repräsentativverfassungen berechtigt werden. Aber eben desshalb sind auch Nachrichten über Portugal zeitgemäss und willkommen. In Bezug auf die hier gesammelten erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Die Zahl der Einwohner ist mit 3,600,000 angegeben, sie beträgt aber nach neueren Nachrichten nicht 3 Millionen; auch hat Portugal sicher nicht 200,000 Geistliche, weil kein katholischer Staat so viele im Verhältniss der Bevölkerung besitzt. Vermuthlich vergass der Vf. den wichtigen Umstand, dass die Brasilianer Portugal nicht mehr angehören, und dass nur Goa mit geistlichen Zehrern überfluthet ist. Einige Flüchtigkeit zeigt der Vf. S. 16 in der Erzählung, dass König Ferdinand für 2 Millionen Franken Kirchengüter zum Besten des Schatzes veräussern wolle; vermuthlich hat er 1200 oder gar 2000 Millionen schreiben wollen. Gewiss haben in den katholischen Landen sich stets mehr Mörder gezeigt, als in protestantischen Landen, aber vielleicht in protestantischen mehr Diebe, wenn man die Liste der Verbrecher in England und in Frankreich vergleicht. S. 17. Die Leibeigenschaft ist nur noch in der sächsischen Oberlausitz und in Russland nicht aufgehoben. S. 22. Nicht an Spanien, sondern an Frankreich wurde Guyana vertauscht. S. 23. Wellington ist ein groser Feldherr; wer daran zweifelt, lese des Obersten *Welsh* Erinnerungen aus seinen 40jährigen Feldzügen in Ostindien, in der Minerva; aber, ein noch grösserer Stratege als Taktiker, verstand er die Kunst, seine immer wohl versorgte, obschon gemeiniglich kleinere Armee trefflich zu gebrauchen, und das weniger wohl versorgte feindliche Heer in Ostindien wie in Spanien zur Theilung seiner Kräfte wegen Mangels an Subsistenz zu nöthigen, wodurch Wellingtons Gegner in die übeln Verhältnisse versetzt wurden, mit ihm in sehr ungünstiger Lage kämpfen zu müssen. Wenn er solche Vortheile sich nicht verschaffen konnte, so verstand er sich mit Hülfe einer gut bedienten Artillerie dergestalt einzuschanzen, dass man ihm nichts anhaben konnte. Ueber Wellington urtheilen die von ihm besiegten Franzosen oft schief. Ein deutscher Geschichtsforscher muss aber die französischen Behauptungen erst prüfen, ehe er sie weiter giebt. S. 31. *Juiz da Paco* ist der Volkstribun in den Städten Portugals. S. 45. In allen katholischen Landen, wo Carbonarismus wüthet, versteckt sich solcher nicht unter den Flügeln der Freymaurerey, um mit mehr Bequemlichkeit Umtriebe wider die bestehende Ordnung fördern zu können, sondern er nimmt die Heimlichkeit der Freymaurer an, und beschuldigt sie einer Theilnahme, deren wohl Einzelne im Orden fähig seyn mögen, woran aber der Orden selbst nicht dachte, der sogar ungerne sich in Staatsveränderungen fügt. Nach S. 167 soll das Gouvernement der fünf Häfen eine Sinecure von 12000 L. seyn. Es sind aber diese Einkünfte höchstens 1200 L., und Rec. glaubt, sogar noch niedriger. Wellington verschwendet freylich viel Geld, aber auch einem Sinecuristen, der Unheil genug als Minister stiftet, ist man Wahrheit schuldig. Uebrigens hat der Vf. alles gesammelt, was Dom Miguels nachtheilige Verwaltung verübte.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Handbuch der Thierarzneykunde*, oder *theoretische und praktische Darstellung aller Krankheiten der vorzüglichsten Hausthiere und deren medicinische und chirurgische Behandlung.* — Nebst einem *Anhange*, enthaltend in alphabetischer Ordnung: die Beschreibung und Bereitungsart der vorzüglichsten einfachen und zusammengesetzten Mittel u. s. w. Von *P. Vatel*, Professor der Klinik u. s. w. zu Alfort. Aus dem Französischen für deutsche Thierärzte bearbeitet von *A. W. Pestel.* Erster Band: *Nosographie und Therapie.* Mit 4 lithographirten Abbildungen. 1828. LVI u. 614 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Veterinärmedicin hält gleichen Schritt mit der Menschenheilkunde, und der Vf. hat Recht, wenn er behauptet, dass die fortgesetzten Erfindungen in dieser mehr oder weniger auf jene übergehen müssen. Es ist zu verwundern, dass seither, während die Menschenheilkunde in allen ihren Zweigen Riesenschritte machte, gerade die Veterinärmedicin nicht nur weit hinter jener zurückblieb, sondern, als stünde sie mit den Naturwissenschaften in gar keinem Zusammenhange, beynah auf der Stufe der Hufschmiedskunst stehen blieb. In Deutschland ist besonders diese Wissenschaft in Verhältniss zu den übrigen Zweigen der Medicin sehr vernachlässiget worden. Dagegen geht ihr von unseren Nachbarn jenseit des Rheins eine neue Morgenröthe auf. Unter allen bis jetzt von Frankreich her uns bekannt gewordenen Veterinärschriften möchte wohl die vorliegende die vorzüglichste seyn.

Der erste Theil, den wir jetzt ins Deutsche übersetzt vor uns haben, enthält die Nosographie und Therapie. Die Krankheiten sind nach *Roche's* und *Sanson's* Beyspiele nach der Art und Beschaffenheit der krankhaften Veränderungen, aus der jene entspringen, classificirt. Da aber nicht alle Thierkrankheiten denen der Menschen ganz gleichkommen, so musste nothwendig das von *Roche* und *Sanson* entlehnte System manche Modification erleiden, so dass oft ganz neue Namen für die Krankheiten zu wählen waren. — Nach einer kurzen Vorrede des Vfs. über Zweck und Inhalt seines Werkes, und nach einem etwas längeren Vorworte des deutschen Bearbeiters, das sich mehr über Geschichte und Literatur der Veterinärmedicin verbreitet, beginnt das Werk mit einer Einleitung, die aber eigentlich eine kurze allgemeine Pathologie ist. In dieser Einleitung geht der Vf. zuerst in die Wissenschaften ein, welche die Veterinärmedicin wie die Menschenheilkunde bilden. Als solche stellt er auf: Anatomie, Physiologie, Zucht oder Pflege (Hygiene), Pathologie, welche er in Nosologie, Aetiologie, Symptomatologie und Semiotik zerlegt, — und Therapie. Hierauf werden *Leben, Gesundheit* und *Krankheit* näher bestimmt, und aus der Definition von Krankheit geht schon der Geist hervor, in welchem das ganze Werk abgefasst ist: „Krankheit ist eine abnorme Veränderung des Gewebes, wodurch Störung oder Hinderniss in Ausübung irgend eines Actes der Vitalität oder irgend einer Function gebracht worden.“ Man sieht aus dieser Definition klar, dass der Vf. den Satz festzuhalten sucht: *Omnis morbus localis*; eine Wahrheit, die schon von den ersten Aerzten auch in der Menschenheilkunde anerkannt zu werden beginnt, und die selbstständige Fieberlehre verdrängt. — Die Lehre über *Ursachen der Krankheiten* berührt kurz, was man unter *äusseren* und *inneren* Ursachen, unter *stimulirenden* und *schwächenden* Einflüssen zu verstehen habe. Gedrängt und scharfsinnig sind die für die Thierarzneykunde so wichtigen Lehren über Miasmen, Contagien, sporadische, epizootische und enzootische Krankheiten aufgestellt worden. Mit gleicher Kürze geht diese vortreffliche Einleitung die Lehre von den Symptomen, dem Verlaufe, der Diagnostik und Prognostik, und der Behandlung der Krankheiten überhaupt durch. — Die Nosologie und Therapie enthält zugleich alle chirurgischen Krankheiten, und begreift mithin fast die ganze Chirurgie in sich, mit Ausnahme der Operationslehre; denn dem Vf. ist nur der operative Theil der Medicin Chirurgie. — Es werden hier 12 Classen von Thierkrankheiten aufgestellt, die nach den Gewebsveränderungen und dem Orte der Krankheiten geordnet sind. Die Classen sind wieder in Ordnungen, diese in Abtheilungen, diese in Unterabtheilungen, diese in Gattungen, und diese in Arten und Varietäten eingetheilt. Aber ins Detail zu gehen, verstattet uns der Raum dieser Blätter nicht: denn bloss das Schema des ganzen Werkes nimmt zwey Druckbogen ein. Wir wollen daher mehr die allgemeinsten Lehren durchgehen.

Jeder Krankheitsclasse oder Familie ist eine allgemeine Nosologie und Therapie vorausgeschickt, welche dann auf die einzelnen Gattungen und Arten ange-

wandt ist. Jede Ordnung, Abtheilung und Unterabtheilung hat wieder ihren allgemeinen Theil, der sich zur ganzen Krankheitsclasse als dem *genus* wie *differentia specifica* verhält; ein gleiches Verhältniss findet zwischen den einzelnen Krankheiten und den Unterabtheilungen, die mehrere Krankheiten enthalten, Statt, so dass dieses ganze Werk eine organische Gliederung aufweist, welche wahrhaft Naturgeschichte der Thierkrankheiten ist. Dabey ist aber der praktische Zweck nie aus den Augen verloren worden. — Die Classen sind grösstentheils nach physiologischen Charakteren geordnet, und die Subdivisionen werden nach den Geweben und dem Sitze des Uebels bestimmt.

Die erste Classe enthält die *Irritationen* (*Reizungen*), oder *abnorme Veränderungen der Gewebe*, bestehend in einer den Normalzustand weit übersteigenden Aufregung der diese Gewebe durchlaufenden natürlichen Flüssigkeiten mit Vermehrung der Irritabilität. Der Sitz dieser Krankheiten kann in allen Organen von organischen Flüssigkeiten seyn. Dieser Krankheitszustand kann nicht in allen Organen zugleich, sondern nur örtlich seyn, und hier fällt uns ein zweyter Satz von einem grossen Arzte ein: „*Morbus universalis mors est.*" Nach unserem Vf. können die Reizungen unter sechs Hauptformen auftreten: 1) als Entzündung, 2) als Blutfluss, 3) als sub-inflammatorischer Zustand, 4) als Nervenkrankheiten (Neurosen), 5) als Reizung der Nutricien, und 6) als Reizung der Secretionen. Diese 6 Arten der Reizungen kehren immer wieder in den Ordnungen, Abtheilungen und Unterabtheilungen u. s. w., die vom Gewebe und vom Sitze des pathischen Processes hergenommen sind. Nicht an ihrem Orte stehen hier die Neurosen; auch passen diese durchaus nicht zu obiger Definition von den Irritationen, weil der Nerve keine krankhafte Veränderung von Flüssigkeiten erfodert, um pathisch ergriffen zu seyn: denn sowohl eine bloss örtlich dynamische Abweichung im Nervensysteme vermag eine Neurose zu erzeugen, als auch eine Abweichung in seiner ausserflüssigkeitlichen Structur.

Bey der Lehre von den Entzündungen, die im Ganzen gelungen ist, und zugleich die Ausgänge behandelt, lässt sich der Vf. in das Wesen des Fiebers ein. Er giebt dann die Zahl der Pulsschläge der verschiedenen vierfüssigen Hausthiere im gesunden Zustande an, theilt den krankhaften Puls nach seiner Quantität und Qualität ein, und übergeht überhaupt nichts, was im Gefolge des Fiebers erscheint. Vom Wesen des Fiebers selbst aber stellt er die wahre Behauptung auf, dass es, weil jede Krankheit örtlich sey, nur sympathisch seyn könne, und dass bey den Thieren kein Beyspiel vorhanden sey, welches die wirkliche Existenz *wesentlicher Fieber* bestätige. „Denn da man das Fieber bey den Thieren nicht als ein, vor der Verletzung irgend eines Organes, unabhängig existirendes betrachten kann: so darf man hier auch den Begriff Fieber bloss auf die Gruppe von Symptomen ausdehnen, welche mehr oder weniger getreu die Irritation eines oder mehrerer Organe angeben und gleichsam repräsentiren." Wir glauben aber als nothwendig annehmen zu müssen, dass sich dieses nicht allein bey den Thieren, sondern auch bey den Menschen, so verhalte. Bey der Lehre über die Therapie der Reizungen überhaupt haben wir nichts gefunden, was gegen die Theorie und Praxis einer rationellen Behandlung wäre. — Unter den Reizungen des Zellgewebes, welche die erste Ordnung der ersten Classe ausmachen, finden wir das Köthen- oder Fessel-Geschwür (*Phlegmone metacarpiana*) mit Unrecht, weil diese Entzündung nicht immer allein das Zellgewebe, sondern auch andere Gebilde, zerstört. Die Krankheit dringt nicht nur, vom unterhäutigen Zellgewebe beginnend, tiefer ein, sondern sie beginnt auch von der Tiefe, wahrscheinlich, wie Paronychien des Menschen, oft vom Periost, und geht zerstörend nach Aussen. — In der zweyten Ordnung dieser Classe, *Reizungen des Nervensystems*, finden wir die Gehirn- und Rückenmarks-Entzündung. Wir können aber diese Krankheiten keine Reize des Nervensystems nennen, da der Sitz des Uebels nicht in der Nervensubstanz, sondern in den Gefäsen dieser Gebilde liegt, und mithin nicht an einen eigentlich neurotischen Krankheitsprocess zu denken ist.

Die 2te Abtheilung der 2ten Ordnung, *Blutergiessungen*, enthält den Gehirnschlag (*Apoplexia cerebralis*). Dass diese Krankheit nicht immer vom Gefässsysteme, sondern auch von der Gehirnsubstanz selbst ausgehe (*Apoplexia nervosa*), ist eine der Pathologie bekannte Thatsache. Die 3te Abtheilung der 2ten Ordnung enthält die Krämpfe, Zuckungen, convulsivisches Kreislaufen (*Chorea*), Unbeweglichkeit, Fallsucht (*Epilepsia*) und den Starrkrampf (*Tetanus* und *Trismus*). Dass aber alle diese Krankheitsformen nach der von Irritation gegebenen Definition nicht zu derselben gehören, ist augenfällig; diese Krankheitszustände sind verschiedene Modificationen abgewichener Nerventhätigkeit mit Structurveränderung, ohne dass das Gefässsystem primär mit im Spiele läge; wir haben es hier also nicht mit einem hämatosen, sondern mit einem neurosen Krankheitsprocesse zu thun. — Ob die Hundswuth, die hier in der 2ten Unterabtheilung steht, nicht eher zu den Neurosen nach unserem Begriffe, als zu den irritirenden Flüssigkeitskrankheiten, gehöre, ist noch eine Frage.

Die 3te Ordnung enthält die Reizungen des *Blutgefässsystems*, *Arteritis*, *Phlebitis*, *Thyroiditis*, *Splenitis* und *Apoplexia lienis*. Die 4te Ordnung, *Reizungen des lymphatischen Systems*, enthält den sogenannten *Hautwurm*, der mit Recht mit Skropheln des Menschen verglichen wird, und vortrefflich abgehandelt ist. Die 5te Ordnung enthält die Reizungen des Hautsystems. So sehr auch der Vf. gerungen hat, jede Krankheit zu topisiren, ein Verfahren in der Pathologie, wodurch dieselbe sehr gewinnen muss: so ist doch vieles hier gezwungen. Den *Klauenwurm* z. B. wird man gewiss nicht mit unserem Vf. zu den Reizungen des Hautsystems zählen wollen.

Die übrigen Ordnungen der ersten Classe (6te—15te) enthalten die acuten und chronischen Entzündungen der verschiedensten Gewebe. Nicht selten aber wird dasjenige Organ als der Heerd des topischen Leidens

angenommen, in welchem der Krankheitsprocefs entweder fecundär auftritt, oder welches blofs fympathifch afficirt ift. — Die Entzündungen machen den gröfsten Theil der Reizungen aus; minder zahlreich find die Blutflüffe, Exantheme, Blennorrhöen, und die mit Unrecht hier aufgeführten Nervenkrankheiten. Am uneigentlichften aufgeftellt finden wir in diefer Claffe, in der 8ten Abtheilung, die Wafferfuchten. Denn wenn man die Hydropfien fogar Reizungen nennen will, fo ift am Ende alles Reizung, was in einem krankhaften Proceffe begriffen ift.

Die 2te Claffe der Krankheiten enthält die *Schwäche* und *Kraftlofigkeit* (*Afthenia*). Nach einer allgemeinen Pathologie und Therapie der Schwächen werden in 4 Ordnungen die *Anaemia*, *Amaurofis*, *Kophofis*, *Anaphrodifia*, *Blepharoptofis*, *Aphonia*, *Afthenia ftomachalis*, *Afthenia inteftinalis*, *Asphyxia*, *Atrophia* verfchiedener Theile, und *Agalactia* abgehandelt. Wir vermiffen überhaupt hier, bey der allzugrofsen Sucht des Vfs., die Krankheiten auf zu materieller Grundlage beruhen zu laffen, oft den phyfiologifchen Charakter derfelben; er fcheint oft vergeffen zu haben, dafs an einem und demfelben Orte die verfchiedenften Krankheitsproceffe auftreten können, bald als Sthenien, bald als Afthenien. Denn Erftickung, Blutmangel, Muskelfchwund, — welche verfchiedene Krankheitsproceffe, die gewifs nicht alle afthenifcher Natur find, und doch find fie unter einer gemeinfchaftlichen Claffe aufgeführt.

Die 3te und 4te Claffe führen Krankheiten auf, die mehr in Abweichungen der organifchen Zufammenfügung beftehen, als Trennungen des Zufammenhanges, Quetfchungen, Wunden, Verbrennungen, Fiffuren, Rupturen, Knochenbrüche, Vorfälle und Umftülpungen, Invaginationen, Dislocationen, Hernien, Luxationen. Diefe Krankheiten hätten wir lieber im 2ten Bande, der von der Chirurgie handelt, gefehen, fo dafs nach Aufftellung derfelben zugleich die indicirten Operationsmethoden gefolgt wären.

Die 5te und 6te Claffe ftellen die Erweiterungen und Veränderungen der natürlichen Ausführungsgänge auf. — Dafs aber die Paraphimofis in den felteníten Fällen, befonders bey Pferden, hieher gehöre, wird aus der Aetiologie, die der Vf. felbft für diefe Krankheit angiebt, klar. Der Vf. fagt ja, dafs Paraphimofis bey diefem Thiere häufig durch Kaftration oder übermäfsige Begattung entftehe. Alfo gehört diefes Leiden eher unter die Reizungen, als unter die Verengerungen. — Die 7te Claffe handelt von den Obftructionen, die 8te von Obliterationen. Der Eintheilungsgrund der Obftructionen ift von der verfchiedenartigen Materie, welche die Canäle verftopft, hergenommen worden; daher fchleimige, wachsartige, talgartige Verftopfungen. In der 9ten Claffe finden wir die Fifteln. Die 10te Claffe ift befonders weitläufig durchgeführt, und es wird, wie uns fcheint, nach dem Verhältniffe diefes Werkes, viel zu fehr ins Einzelne gegangen. Hier werden die hornartigen Erzeugungen, die Warzen und Feigwarzen, die Polypen, Balggefchwülfte und die melanöfe Materie in der erften Ordnung unter der Ueberfchrift: „*Krankhafte Erzeugungen*", behandelt. Die 2te fehr grofse Ordnung enthält in mehreren Abtheilungen und Unterabtheilungen zuerft die Abceffe, dann die Tuberkeln und Phthifen, die Gefchwülfte von verfchiedenem Inhalte, und die fteinigten Concretionen in den verfchiedenften Organen; dann folgen die Eingeweidewürmer mit einer Genauigkeit und naturhiftorifchen Eintheilung diefer Productionen, dafs wir eine beffere Darftellung derfelben in der Menfchenheilkunde kaum fuchen dürfen. Nicht nur in dem chylopoetifchen, fondern auch in anderen animalifchen Syftemen, Organen und organifchen Flüffigkeiten find die Helminthen aufs genauefte befchrieben, und in 2 Claffen eingetheilt worden, nämlich in Höhlen- und in parenchymatöfe Entozooen. Die Claffification und naturhiftorifche Befchreibung ift die von *Desmarets* und *Zeder* aufgeftellte, und von *Rudolphi* angenommene. — Wir fragen aber, welchen Nutzen gewährt diefe genaue Darftellung der Entozooen in den Thieren der praktifchen Veterinärkunde? Weder in der Symptomatologie, noch in der Therapie, hat der Vf. von feiner fyftematifchen Entozooendarftellung Anwendung zu machen gewufst. So fchön diefelbe ift, und fo glänzend fie eine Stelle in der Naturgefchichte einnimmt, fo nutzlos mufste fie hier feyn, und kann nur zum gelehrten Schmucke diefes Werkes dienen. Denn die Behandlung der Entozooenkrankheit richtet fich nicht nach der Gattung der Entozooen, fondern nach dem Organe, worin diefelben ihren Sitz haben. Eilfte Claffe. *Von dem Abfterben einzelner Theile des thierifchen Körpers durch gewiffe Krankheitsformen.* Wir können nicht einfehn, wie man den Brand als eine eigenthümliche Krankheit aufzuftellen berechtiget fey. Noch fchwerer ift zu begreifen, wie hier die verfchiedenften Urfachen des Brandes, als Quetfchungen, Einklemmungen, Erfrierungen und Vergiftungen, angegeben werden konnten, ohne darauf zu verfallen, dafs diefe Zuftände den Brand durch vorausgehende Entzündung hervorbringen, und folglich Brand alsdann ein Ausgang von Entzündung fey. Eben fo uneigentlich wird hier der Brand als felbftftändige Krankheit aufgeführt, wo er bey verfchiedenen Thiergattungen in Folge von verfchiedenen Arten des Anthrax entfteht, — der ein typhöfer Krankheitsprocefs ift. — Zwölfte Claffe. *Fremde Körper.* Diefe Claffe mit mehreren Ordnungen und Abtheilungen geht fehr ins Einzelne. Die erfte Ordnung behandelt die lebenden fremdartigen, die 2te die leblofen feften fremdartigen, die 3te die leblofen flüffigen fremdartigen, die 4te die leblofen gasartigen fremdartigen Körper, fo, dafs in jeder Ordnung die Abtheilungen nach der Natur der pathifchen Zuftände und deren Product, und nach dem Organe des Krankheitsfitzes, gemacht worden find.

Obgleich diefes Werk unter den bis jetzt erfchienenen Schriften in diefem Gebiete den erften Rang einnehmen möchte, fo ift es bey einer zu wünfchenden 2ten Auflage doch noch mancher Verbefferungen fähig. Befonders wäre zu wünfchen, dafs dann die chirurgifchen Krankheiten von dem medicinifchen Theile getrennt, und in den 2ten operativen Theil aufgenommen

würden. Ferner sollte man auf die *Natur der Krankheitsprocesse* vorzüglich das Augenmerk richten, und darauf alle Classen bauen. Die Ordnungen mögen sich dann auf die *Systeme*, und die Gattungen auf die *einzelnen* zu einem Systeme gehörigen *Organe*, und die Unterabtheilungen und Varietäten auf die *verschiedenen Gestalten*, unter welchen ein und derselbe Krankheitsprocess in einem und demselben Organe auftreten kann, gründen. Auf diese Weise ist es möglich, alle Krankheiten als locale Uebel aufzustellen, ohne die Natur des Krankheitsprocesses aus dem Auge zu verlieren. So heilsam auch für die Gesammtmedicin die Annahme von bloss topischen Krankheiten mit Verwerfung jener Ansicht von selbstständigen wesentlichen Fiebern ist, so muss dennoch nicht vergessen werden, dass man bey jedem topischen Leiden das begleitende Fieber berücksichtigen müsse.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist dieselbe treu, fliessend und dem deutschen Sprachgenius ganz entsprechend. Auch die Anmerkungen des Uebersetzers zeugen von Sachkunde, und verdienen eben so, wie seine geschichtlich einleitende Vorrede, Anerkennung.

R.

1) Danzig, b. Gerhard: *Geschäftstagebuch für praktische Heilkünstler auf das Jahr* 1829. Ein Taschenbuch zum täglichen Bedarf für ausübende Aerzte, nebst einem Anhange, enthaltend Mittheilungen für Theorie und Praxis, über neue Entdeckungen und Erfahrungen im Gebiete der Heilkunde und der damit verbundenen Naturwissenschaften, herausgegeben von *Leopold Dittmer*, Dr. der Medicin u. s. w. 1828. VI u. 304 S. 8. (20 gr.)

2) Ebendaselbst: *Geschäftstagebuch u. s. w. auf das J.* 1830. VI u. 308 S. 8. (20 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1828. No. 165.)

Der Vf. fährt rühmlich fort, das ärztliche Publicum mit seinem sehr empfehlenswerthen Geschäftstagebuche zu beschenken, wofür ihm unstreitig voller Dank gebührt. — Da die innere Einrichtung der vorliegenden Jahrgänge ganz mit der der vorigen übereinstimmt, und diese bereits auch als zweckmässig anerkannt worden ist, so hat Rec. nur zu bemerken, dass die 3 Tabellen: 1) Aerztliches Geschäftstagebuch, 2) beendigte Kuren und 3) Tagebuch der Einnahme, wiederum 210 S. ausfüllen; sowie zu versichern, dass die unter dem bescheidenen Titel: *Anhang* in obigen zwey Jahrg. dargebotenen Mittheilungen von den neuesten Entdeckungen und Erfahrungen den früheren keinesweges an Werth und Interesse nachstehen. Der beschränkte Raum dieser Blätter verstattet indessen nicht, die Ueberschriften der zahlreichen, unter sich so verschiedenen, fast sämmtliche Hauptzweige der Arzneywissenschaft berührenden Aufsätze, — die meistens eine Ausdehnung von einer bis höchstens 5 S. erhalten haben, — aufzuzählen, und Rec. erwähnt daher nur, dass deren der Jahrg. 1829 41, und der Jahrg. 1830 34 in sich begreife; dass in beiden der den Beschluss machende Aufsatz: Miscellen wiederum eine Menge (und zwar in jedem 43) kurzer interessanter praktischer Notizen darbiete; und dass endlich unter den grösseren Aufsätzen, so gehaltvoll sie auch sämmtlich sind, doch folgende: 1) *Ueber die medicinische Anwendung der Calx oxymuriatica* (im Jahrg. 1829), 2) *über den Unterschied zwischen Thier- und Menschen-Blut und die Unterscheidung des Blutes vom Manne von dem des Weibes*, und 3) *über die Wirkung der Chlorinverbindungen auf thierische Gifte*, (welche, wenn sich die Versuche von *Guyton de Morveau* und besonders von *Costin* bestätigen, uns die erfreuliche Aussicht eröffnen, dass die Syphilis ganz und gar ausgerottet werden könne,) beide im Jahrg. 1830, vorzüglich interessant und beherzigenswerth seyn möchten.

Zum Schlusse erlaubt sich Rec. noch einen Wunsch auszusprechen, welchen gewiss mehrere Aerzte theilen werden. Da nämlich dergleichen kurze Mittheilungen über die Fortschritte der Arzneywissenschaft für den stark beschäftigten Praktiker, dem, so gern er mit der Zeit fortgeht, doch die Musse fehlt, die sämmtlichen so zahlreichen Zeitschriften und Journale, sowie die übrigen neuen Werke, zu lesen, höchst willkommen seyn müssen: so wäre es gewiss ein sehr verdienstliches Unternehmen, wenn es dem Vf. — und er scheint Rec. ganz der Mann dazu zu seyn — gefällig seyn sollte, sämmtliche neue Entdeckungen und Erfahrungen, in sofern solche Beachtung verdienen, dann Aufmerksamkeit erregende Vorschläge anderer praktischer Aerzte, die derselbe im Verlaufe Eines Jahres in den verschiedenen Journalen und anderen Schriften aufgefunden hat, sowie seine eigenen bemerkenswerthen Beobachtungen — die sich bey der bisherigen Einrichtung leider nur ganz fragmentarisch darstellen konnten, — so weit als es sich thun liesse, systematisch geordnet, etwa unter dem Titel: „Repertorium des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Arzneywissenschaft", zusammen zu fassen, und wie bisher in gedrängter Kürze mit Beseitigung alles Unwesentlichen vorzutragen, wobey jedoch bey der so grossen Zahl der dahin einschlagenden Schriften aller Art die *möglichste* Vollständigkeit nicht verlangt werden dürfte, vielmehr es dem Vf. frey stehen müsste, das etwa in einem Jahrgange Uebersehene oder Nichterfahrene in einem der nächstfolgenden Jahrgänge nachzutragen und einzuschalten. Dass eine solche Einrichtung den Werth dieses Tagebuchs um Vieles erhöhen würde, ist keine Frage.

Die äussere Ausstattung kann bey dem so billig gestellten Preise nicht anders als einfach seyn.

W. O. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

PÄDAGOGIK.

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Mittheilungen aus den Arbeiten mehrerer evangelischer Elementar-Schullehrer-Vereine Schlesiens.* Herausgegeben von *Wilhelm August Schade,* evangelischem Prediger zu Saabor. Erster Band, erstes Heft. 1829. 88 S. 8. (18 gr.)

Vergebens haben wir seither auf die Fortsetzung dieser Zeitschrift gewartet, welche von Elementarschullehrern für ihre Amtsgenossen ausgehen sollte. Man kann sich dabey unmöglich der Frage erwehren, die auch sonst schon aufgeworfen worden ist, ob es überhaupt recht und wohlgethan, d. h. dem Bildungsgrade, dem Geschäft und dem Charakter der Elementarschullehrer zustimmend sey, wenn sie sich der Schriftstellerey hingeben. Rec. hält mit voller Ueberzeugung dafür, dass diese Frage in jeder Beziehung verneint werden müsse. Schon die Ausbildung, welche dem Schullehrer für sein Geschäft gegeben wird, eignet ihn nicht zum Schriftsteller, denn sie ist nur eine praktische, während die Schriftstellerey eine wissenschaftliche voraussetzt. Dass aber die praktische Tüchtigkeit noch nicht zum höheren Lehrgeschäft befähige, ist wohl ausser Zweifel. So wie der Landmann, der seine Furche recht gut zu ziehen weiss, doch nicht ökonomischer Schriftsteller seyn, der trefflichste Zimmermann sich doch der wissenschaftlichen Baukunst nicht rühmen kann: so fehlt dem praktisch gebildeten Schullehrer die eigentlich wissenschaftliche, d. h. die durch Philosophie und Sprachkunde gewonnene Vorbildung, welche schon der Form wegen dem unentbehrlich ist, der gründlich und schulgerecht über die Erziehungs- und Unterrichts-Kunst schreiben will. Man darf hinzusetzen, dass die Schriftstellerey sich mit dem Geschäfte des Landschullehrers nicht wohl verträgt; denn er tritt damit aus dem praktischen Felde, auf welchem er steht, in das theoretische herüber, was, erfahrungsmässig, in keinem Verhältnisse günstig ist. Der Schullehrer soll (gewiss liegt darin keine Herabsetzung des Standes) handeln, und dieses Handeln durch Erfahrung und Uebung vervollkommnen; aber das leere Speculiren führt ihn vom nützlichen Handeln ab, seine Thätigkeit gewinnt eine andere Richtung, die, je ungewohnter sie ihm ist, und je mehr er sie doch mit einer gewissen Vorliebe ergreift, seiner eigenthümlichen Berufssphäre ihn entfremdet, und diese ihm unlieb macht. Wehe der Landwirthschaft, wenn unsere Bauern schriftstellern wollten! Den schlimmsten Einfluss jedoch wird und muss das Schriftstellern der Elementarschullehrer auf ihren sittlichen Charakter haben. Wenn jeder Schriftsteller sich ein *praeceptor Germaniae* dünkt, so hat er wenigstens in sofern Recht, dass seine Belehrungen Allen, welche lesen können, dargeboten werden, wenn auch nur Wenige von dieser Darbietung Gebrauch machen sollten. Dass aber diese Meinung, Lehrer eines grossen Volks zu seyn, dass der eingebildete Schriftstellerruhm vorzüglich den Anfänger in der eigenen Meinung sehr erhebt, dass er dadurch auf alle, welche diesen Gipfel des Ruhms und Wirkens noch nicht erstiegen haben, mit einem gewissen hochmüthigen Erbarmen herabsieht, das ist wohl eben so philosophisch richtig als in der Erfahrung begründet. Wenn daher die schriftstellernden Schullehrer gewöhnlich bey ihren Amtsgenossen nichts weniger als beliebt sind; wenn sie von ihren, vielleicht nicht schriftstellernden, aber amtstüchtigen und wissenschaftlichen Vorgesetzten sich nichts wollen sagen lassen; wenn der Wahn ihrer Höherstellung sie ihrer gesammten Umgebung unangenehm macht: so ist gewiss, angenommen, dass sie durch das Schriftstellern an wissenschaftlicher Ausbildung gewinnen sollten, doch an Charakterwerth mehr verloren gegangen. Zu diesen Gründen gegen die Schullehrerschriftstellerey von Innen heraus kommt nun aber auch noch ein äusserer, nämlich dass es keine Leser giebt, die sich von diesen Autoren belehren lassen wollen. Denn, wenn es wahr ist, dass die Elementarschullehrer, wie auch im vorliegenden Hefte gelegentlich gesagt wird, weder viele Zeit noch viel Geld auf das Lesen zu verwenden haben, so werden sie diesen kleinen Ueberfluss an Zeit und Geld gewiss am wenigsten auf das Lesen solcher Schriften wenden, die von solchen Männern ausgegangen sind, welchen sie an Stand und Einsicht gleich zu stehen glauben, und zu deren Füssen sie sich eben nicht niederlassen möchten. Leser ausser dem eigenen Stande finden aber solche Schriftsteller in der Regel gar nicht; weshalb auch wohl vorliegende Zeitschrift nicht fortgesetzt worden ist. Wenn demnach das Schriftstellern der Elementarschullehrer, aus mehr als

Einem Grunde, bedenklich erscheint, so muss doch Rec. sich dagegen verwahren, als wenn auch das Zusammentreten von Schullehrervereinen, und das Arbeiten für solche Vereine widerrathen werden sollte; nein solche Vereine, im Geiste der Schulconferenzen zu Ulmenhayn, sind gewiss sehr nützlich, aber es ist nicht abzusehn, warum alle Uebungsarbeiten sogleich gedruckt werden sollen.

Nach diesen Vorausschickungen ist über diese Schrift selbst wenig zu sagen. Sie besteht aus drey Abtheilungen, von welchen die erste *Abhandlungen*, die zweyte *Katechisationen* und die dritte *Vermischtes* enthält. Die erste Abhandlung: „*Welche Leistungen werden jetzt von unseren Elementarschulen gefodert und erwartet?*" ist vom Schullehrer *Köthner* zu Schloin. Sie ist als eine Conferenzarbeit eines ungelehrten Vfs. gar nicht übel; sie enthält vieles Wahre, und vergegenwärtigt dem Schullehrer so Manches, was zur Aufgabe seines Berufes gehört. Wollte man aber Anordnung und Sprache vor Gericht ziehen, oder vielleicht gar Neuheit der Sache und Auszeichnung in der Darstellung verlangen, so müsste man nothwendig in der ersten Rücksicht eine Menge Ausstellungen machen, und in der anderen die ganze Schrift unnöthig finden. Zum Beleg stehe hier nur die Angabe des Inhaltes, wie sie S. 15 sich findet. „Was nun die Schule, sagt der Vf., namentlich die Elementar- oder (?) Volks-Schule, deren gewichtigen Einfluss auf Menschenwohl ich oben habe andeuten wollen, zur jetzigen Zeit leisten kann und soll, diess ist die Aufgabe, die ich mir (?) damit (dadurch) zu lösen gedenke, dass ich mich frage (die Frage beantworte): Was kann und soll sie leisten 1) durch Angewöhnung, 2) durch Aneignung gemeinnütziger Fertigkeiten, durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse und durch andere Uebungen, 3) durch Ausbildung des Erkenntnissvermögens und durch Unterricht in der Moral und Religion." Abgesehen von der Unbeholfenheit in der Sprache, namentlich dem ungewöhnlichen Gebrauche der Wörter „Angewöhnung" und „Aneignung" in activer Bedeutung, so ist besonders die Ordnungslosigkeit und Begriffsverwirrung schon in dieser Disposition der Abhandlung höchst auffällig. Der Vf. hat eine Ahnung davon, dass die Aufgabe des Schullehrers eine doppelte ist, nämlich Erziehung und Unterricht, und dass der letzte in einen theoretischen und einen praktischen (Mittheilung von Kenntnissen und Anleitung zu gewissen Fertigkeiten) zerfällt; aber zur klaren Ansicht ist ihm die Sache noch nicht gekommen, daher die falsche Nebeneinanderordnung untergeordneter Dinge, und der völlige Mangel einer logischen Durchführung. Indessen ist das, was der Vf. sagt, und in sofern es Erfahrungssache ist, meistens wahr, und auch so gestellt, dass man es versteht; Einiges aber ist auch ganz unverständlich. Z. B. S. 25 heisst es: „Mathematik, die das Denkvermögen ausserordentlich (?) in Anspruch nimmt, dürfte wohl in einem Lectionsplane für Elementarschulen nicht leicht zu finden seyn. (Doch wohl das Rechnen?) Da, wo diese Wissenschaft getrieben wird, würde wohl genügend seyn, wenn nur das Wesentlich[e] *oder auch ohne der Lückenlosigkeit etwas zu v[er]geben*, daraus genommen, und nach dem Leitfaden [des] Herrn *von Türk* (unstreitig ist des Herrn *v. Türk* all[er]dings treffliche Form- und Grössen-Lehre, 3te A[ufl.] 1823 damit gemeint) behandelt würde."

Die zweyte Abtheilung enthält zwey Katechisat[io]nen, und zwar die eine vom Schullehrer *Ludu[…]* zu Lüttnitz über die Frage: „Wie sollen auch Kin[der] für den öffentlichen Gottesdienst Achtung beweisen[?]" die andere vom Schullehrer *Lange* zu Deutsch-Warte[n]berg „über das Sträfliche und Schädliche des Unfu[gs,] die Singvögel wegzufangen und Vogelnester auszune[h]men." Vorausgesetzt, dass diese Gegenstände bei[de] allerdings sehr zweckmässig gewählt sind, so si[nd] doch, was die Behandlung derselben betrifft, di[e] Katechisationen mindestens nicht als Musterarbeiten [zu] empfehlen. Auch hiezu nur Einen Beleg aus jed[er] Katechisation. Wenn man bey den meisten Katech[isa]ten das allzuweite Ausholen und die abführenden Ei[n]leitungen zu beklagen hat, so fehlt der Vf. der erst[en] auf die entgegengesetzte Weise, indem er ohne We[i]teres in die Sache hineinfällt. Seine erste Frage [ist] nämlich die: „*Wofür sollen auch Kinder Achtu[ng] beweisen?*" auf welche er dann antworten lässt: „*Fü[r] den öffentlichen Gottesdienst.*" Dass es auf jene Fr[a]ge, so allgemein hingestellt, noch hundert ande[re] Antworten gegeben hätte, bedarf der Andeutung kaum; aber höchst seltsam fährt nun der Vf. fort und fragt: „*Was haben wir denn unter dem öffentlichen Gottesdien[st] zu verstehen?*" worauf ihm die Antwort genügt: „*Die Erkenntniss und Verehrung Gottes.*" Hier mu[ss] man sich nur wundern, wie der Herausgeber, de[r] ein Prediger ist, so etwas drucken lassen konnte. Die andere Katechisation, des Hn. *Lange*, S. 53 ff. ist noch dadurch unbeholfener geworden, dass de[r] Gegenstand schwieriger war. Nach einer Anrede a[n] die Kinder, in welcher er gesagt hat, wovon er mi[t] ihnen sprechen will, fängt er so an zu fragen: „*Wel[]chen Personen ist das Wegfangen der Vögel nich[t] strafbar?*" Und hierauf antwortet das Kind (wie ge[]wiss keines antworten wird): „*Den Erwachsenen besonders die dazu berechtigt sind*" u. s. w. In eine[r] folgenden Frage heisst es einmal wörtlich so: „Wiss[t] ihr wohl, womit derjenige, nach dem königl. Amts[]blatte, Nr. 15, vom Jahre 1812, Pag. 113 bestraft wird, wer diese Vögel wegfängt?" worauf die Antwort er[]folgt: „Mit einer Geldstrafe von 5 Thalern."

Die dritte Abtheilung enthält das Statut des Grün[]bergischen Schullehrer-Vereins, einige Anfragen, Ver[]ordnungen, Anstellungen, Nachrichten und den Ne[]krolog einiger verstorbener Schullehrer; Alles vo[n] höchst beschränktem Interesse.

Und so mögen denn die Leser selbst urtheilen, ob e[s] sich nicht auch aus diesen Proben bestätige, dass die Schrift[]stellerey der Elementarschullehrer keineweges wün[]schenswerth sey. Unstreitig waren die Vff. der mitgetheil[-]

ten Aufsätze sich bewusst, dass sie selbst zu den ausgezeichneten Gliedern ihres Standes gehören; dass ihnen aber als Schriftstellern diese Auszeichnung nicht zustehe, werden die gegebenen Proben gewiss sattsam beurkunden. Mögen daher sie und ihre Amtsgenossen in praktischer Amtstüchtigkeit ihrer Aufgabe genügen, das aber, was nicht ihres Amts ist, unterlassen.

W. Schfr.

1) Nürnberg, in Comm. b. Riegel u. Wiesner: *Dittmar's und Herrmann's Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt für Knaben.* 1819. IV u. 95 S. gr. 8. (8 gr.)

2) Erlangen, b. Palm u. Enke: *Die Bildungsanstalt des Erziehervereins zu Nürnberg.* 1820. XII u. 55 S. nebst 4 Tafeln. gr. 8. (8 gr.)

Treue geschichtliche Darstellungen über die Entstehung und den Fortgang, über die Einrichtung und Lehrart einzelner Lehr- und Erziehungs-Anstalten sind lehrreicher und wichtiger, als noch so wohlersonnene und sorgfältig ausgeführte Anweisungen für das Schul- und Erziehungs-Wesen. Man lernt die Schwierigkeiten und Hindernisse kennen und überwinden, mit welchen der beharrliche Eifer für das aufwachsende Geschlecht zu kämpfen hat; man sieht, wie das Vorhandene benutzt, das Ortsverhältniss und die herrschende Gesinnung beachtet, das Mögliche erstrebt und zu dem Besseren der Grund gelegt werden muss. Durch solche öffentliche Berichte werden Lehrer und Erzieher erfreut, getröstet, ermuntert und belehrt; sie sind die treuesten Votivtafeln über Alles, was dem Lehrer auf dem Wege der Bildung wahrhaft geholfen hat. Das, was geschehen *ist*, liegt Jedem näher, als das, was geschehen *soll*. Bey ähnlichen Einrichtungen lernt man Fehlgriffe vermeiden, das Bewährte ehren, das Neue prüfen, den Feuereifer mässigen, und das langsame und sichere Vorwärtsschreiten dem raschen und übereilten Vorwärtsdringen vorziehen.

Darum glauben wir eine Anzeige dieser Schulberichte über eine damals neubegründete und allmählich sich entwickelnde Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Nürnberg noch nachholen zu dürfen, weil sie anderen zum Beyspiel dienen kann. Zwey junge Männer (*Dittmar* und *Herrmann*), wissenschaftlich gebildet, im Lehrfach geübt, durch *Pestalozzi's* Leben und Wirken für das Heil der Jugend begeistert, legten, unterstützt von wohlhabenden und wohldenkenden Jugendfreunden, besonders von dem Polizey-Director *Wurm*, zu Nürnberg im Jahre 1817 eine Schule für Söhne gebildeter Eltern an. Die Zöglinge sollten von früh 8 Uhr (im Sommer um 7 Uhr) bis Mittags um 12 Uhr, und Nachmittags von 2 bis Abends um 8 Uhr in der Anstalt bleiben, und in dem innigen Zusammenleben mit den Mitschülern und Lehrern den letzten die Erziehung und die Fortbildung erleichtern. Späterhin wurde mit der Schule eine eigentliche Erziehungsanstalt verbunden wo Knaben gegen ein jährliches Pensionsgeld von 36 Karolin Kost, Wohnung, Unterricht, Lehrbedarf u. dergl. erhalten. Ausserdem können Knaben, deren Eltern in der Stadt wohnen, die Mittagszeit im elterlichen Hause, die ganze übrige Zeit aber in der Anstalt zubringen, und heissen Halbpensionäre. Der Bestand derselben war 1) hinsichtlich der Knabenzahl 63, worunter 15 Zöglinge und 48 Schüler; 2) hinsichtlich der Lehrerzahl 9, worunter 7 ordentliche und 2 Hülfs-Lehrer; 3) hinsichtlich der Haushaltung, 6 Personen. Die Kinder werden vom 6ten bis 14ten Jahre in *vier* Classen oder Schulen getheilt. In der Erstschule bleiben die Knaben vom 6ten bis zum 8ten Jahre; in der Zweytschule vom 8ten bis zum 10ten; in der Drittschule vom 10ten bis 12ten; in der Viertschule vom 12ten bis 14ten Jahre. Dann verlassen sie die Schule, um sich für ihren künftigen besonderen Beruf auszubilden. Die Eintheilung nicht nach den Jahren, sondern nach den Fähigkeiten und Kenntnissen der Zöglinge halten wir für weit zweckmässiger. Jedermann weiss ja, wie wenig die geistige und sittliche Bildung sich an bestimmte Zeiten und Lebensabschnitte bindet.

Seit dem 1sten Januar 1820 ist die Anstalt als das Eigenthum nicht der bisherigen Vorsteher, sondern sämmtlicher Lehrer zu betrachten. Beseelt von der Idee der Erziehung und durch dieselbe innig und fest unter einander verbunden, streben sie aus allen Kräften gemeinschaftlich nach dem Ziel ihres Berufes. „Dazu will Jeder, so viel an ihm ist, mit Kopf und Herz, durch Wissenschaft und Kunst beytragen, und kein Bemühen, kein Opfer scheuen, das ein solches Ziel von demjenigen erheischt, der es in Wahrheit und Reinheit will. So wie nun der Zweck allen gemeinschaftlich ist, so müssen auch die dazu führenden Mittel allen gemeinschaftlich seyn, und es kann hiefür in dieser Hinsicht nichts geben, was einer oder der andere in Bezug auf die Anstalt ausschliesslich besässe. Darum wollen sie — so Freud als Leid, so geistiges als leibliches Gut mit einander theilen, damit der Zweck, welchem sie ihr Leben widmen, desto sicherer erreicht werde.“ II. S. 26 und 27. Der Zweck der Erziehungsanstalt und der höchste Wunsch sämmtlicher Lehrer ist: Aufstellung einer kleinen Erziehergemeinde durch eine innig verbundene, in gleichem Sinn und Geist arbeitende Mehrheit von Familien, deren zusammenstimmendes Leben den, dieser Gemeinde anvertrauten Kindern die Mannichfaltigkeit, Wärme und Tiefe des Lebens im Elternhause, so nahe es eben seiner Natur nach möglich ist, zu ersetzen sucht; und dann die, auf solchem Grunde am besten mögliche Heranbildung einer nicht unbedeutenden Anzahl von armen, aber fähigen Knaben zu guten, brauchbaren Lehrern und Erziehern. II. S. 43. Das letzte hat bis jetzt aus Mangel an Mitteln nicht geschehen

können. Allerdings aber ist eine gute, zweckmässig organisirte Lehr- und Erziehungs-Anstalt die beste Schule für künftige Pädagogen. Auch ist der Grundsatz, die öffentliche Erziehung dem häuslichen Familienleben so nahe als möglich zu bringen, sehr wahr und richtig.

Die I. 1—15 und II. 50—55 abgedruckten Bedingungen der Aufnahme von Zöglingen und Schülern in der Anstalt, der I. 49—78 mitgetheilte Lehrplan und die kurz angedeutete Methodik der Erziehung und des Unterrichts, die I. 85—92 angegebene Tages- und Lebens-Ordnung der Zöglinge zeugen von Einsicht und Erfahrung, und erwecken ein günstiges Vorurtheil für das pädagogische Leben und Wirken des löblichen Erzieververeins. Es ist ein ernster, deutscher Sinn und dabey ein heiteres, glückliches Leben, das aus beiden Schriften den Leser wohlthätig anspricht. Das *Turnen* wird noch fleissig in der Anstalt getrieben. „Dieses Gemeinleben, heisst es I. 15, wirkte auf das Innere der Knaben um so folgenreicher und bildender, je mehr die anfangs im Ganzen sich zeigende Schlaffheit derselben durch die von uns mit ihnen begonnene gleichzeitige *Ausbildung des Leibes* aufgeregt wurde. Frühere Erfahrung hatte uns gelehrt, dass diejenigen Knaben, mit denen geregelte Leibesübungen getrieben wurden, Alles, was man im Unterrichte ihrem Geiste aufführte, begieriger ergriffen, fester behielten, und mit ihrem Seyn und Wesen inniger verarbeiteten, als es solche thaten, die nicht also leiblich geübt wurden. Diese Bildung des Leibes soll der Bildung des Geistes und Gemüthes das nöthige Gleichgewicht geben, und die Vereinigung beider den *ganzen* Menschen ergreifen. Eine allein thut diess gewiss nicht! Während uns das Turnen zum Mittel der Ausbildung des Leibes, als des Werkzeuges der Seele, diente, gab es uns eine Hülfe mehr ab zur Hervorbringung eines *heiteren, fröhlichen Jugendlebens.*“

Im Lehrplan würde Rec. mehr Sorgfalt auf den mathematischen Unterricht verwandt, den geschichtlichen anders geordnet und den Unterricht in der Religion mehr biblisch begründet haben. Für die Knaben, welche mit dem 14ten Jahre zum Gymnasium übergehen sollen, würde auch weit mehr Zeit und Fleiss auf das Studium der alten Sprachen verwandt werden müssen. Welch ein treffliches Lesebuch für die Jugend auch *Campe's* Robinson ist, so würden wir doch nimmermehr den ersten Stoff zum Unterricht in der Geschichte daraus hernehmen. Dadurch wird der Gesichtspunct, aus welchem die Jugend die Geschichte nehmen und betrachten muss, von Hause aus verrückt. Auch kann Rec. mit den Vffn. nicht einer Meinung seyn, wenn sie die Jugend nicht eher in die kirchliche Versammlung gebracht haben wollen, als bis sie diejenige Altersreife erlangt haben, dass sie die Satzungen einer bestimmten christlichen Kirche verstehen und hinlänglich begreifen. Der Knabe muss schon früh das öffentliche kirchliche Leben kennen und verehren lernen, und nichts wird sein religiöses Gefühl so lebhaft anregen, als der Anblick einer grossen Gemeinde, die sich vor Gott demüthigt, in Andacht zu ihm betet, und mit stillem, heiligem Ernst auf das Wort des Lebens hört. Rec. erinnert sich noch lebhaft der tiefen Rührung und Andacht, mit welcher er in zarter Jugend, in der Kathedrale seiner Vaterstadt, dem heiligen Abendmahl zusah. Kommt nun in der Folge Licht und Klarheit in das, durch die Religion aufgeschlossene Herz, so hat man solche Gefühle wahrlich nicht zu fürchten, sondern vielmehr zu segnen.

Zur Vermeidung ausländischer Wörter bilden sich die Herausgeber öfters neue, wie z. B. *Inbild* statt Ideal, *Tonzeug* statt Instrument. Um consequent zu seyn, hätten sie dann auch nicht *Idee, kurzweise, Methode* und dergl. schreiben sollen. *Einstand* für Eintritt und *Aufrechnung* für Anrechnung ist unverständlich.

C. Th.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Stuttgart*, b. Hofmann: *Der Camisarde*, ein historischer Roman von *Friedrich Seybold*. 1829. I Theil. 317 S. II Theil. 266 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Grund dieses historischen Romans ist der Aufstand der Protestanten in Frankreich nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes. Alle diese Kämpfe der Menschen gegen moralischen und physischen Zwang haben etwas Erhebendes und Interessantes. Hier werden natürlich nur scenische Abrisse davon gegeben, worin sich die Phantasie nach Gefallen mit ihren Figuren bewegt. Im Ganzen lässt sich der Roman, dem bekannte Namen eingewebt sind, recht angenehm lesen, wenn er gleich nicht grossartig angelegt ist, und die viele Salbung von Predigten, Bibel-Extracten u. dergl., um den Aufruhr ja recht religiös zu stempeln, langweilen muss. Ebenso ist zu tadeln, dass dieser Roman durch Einschaltung einer ganzen geschichtlichen Abhandlungs-Episode unterbrochen wird. Diess geschieht im 2ten Theil, wo der Vf. die Waffenthaten der Camisarden, sowie ihre Fortschritte in Frankreich, nach einander in chronologischer Ordnung aufzählt, um gleichsam das ihm übrig gebliebene Magazin der Geschichtsmaterialien auf Einmal auszuschütten. — Die Sprache ist fliessend und natürlich, und die buchhändlerische Ausstattung lobenswerth.

Q. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Würzburg, b. Strecker: *Magazin für philosophische, medicinische und gerichtliche Seelenkunde.* Herausgegeben von Dr. *J. B. Friedreich.* 1stes Heft. 9½ Bogen. 2tes Heft. 14 B. 3tes Heft. 16 B. 4tes Heft. 16½ B. 5tes Heft. 15 B. 1829—1830. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Durch dieses Magazin macht sich der Herausgeber nebst seinen Mitarbeitern um die Physiologie und Psychiatrie, ja selbst um die Philosophie, die noch manche Früchte von den anthropologischen und psychologischen Untersuchungen zu erwarten hat, im höchsten Grade verdient. Der Herausgeber, berühmt durch die vielen trefflichen Leistungen, die er schon den heilkundigen Wissenschaften gewidmet hat, die Mitarbeiter, nicht weniger um eben diese Wissenschaften verdiente und nahmhafte Männer, die sich mit dem Herausgeber zu einer der schönsten und nützlichsten Untersuchungen, zu einem Verein der philosophischen Naturforscher der Psyche, in diesem Magazin im gegenseitigen und öffentlichen Austausch von Ideen, Erfahrungen, Beobachtungen, Entdeckungen, neuen Ansichten, kurz zur Bereicherung und Beförderung des psychologischen und psychiatrischen Studiums versammelt haben. Und wie sollte ein solches Unternehmen nicht Dank und von dem deutschen Publicum insbesondere die gröfste Aufmerksamkeit und Unterstützung verdienen! Rasch, in thätiger Aufeinanderfolge schreitet das Magazin vorwärts: schon sind *fünf starke Hefte*, jedes fast zu 15—16 Bogen, erschienen, es enthält die wichtigsten Beyträge für Seelenkunde, Criminaljustiz, Psychiatrie, Anthropologie, theils und besonders in gründlichen Abhandlungen und Untersuchungen, theils in den reichhaltigsten und bündigsten Auszügen aus der ausländischen dahin gehörigen Literatur, selbst verbunden mit einem kritischen Anzeiger deutscher wichtiger psychologischer Werke und kleinerer akademischer Schriften und Verhandlungen. Aus einem solchen reichhaltigen Inhalte wird es dem Rec. schwer werden, eine getreue Anzeige zu geben. Er hätte früher schon jedes Heft einzeln anzeigen sollen, und mufs sich jetzt damit zufrieden stellen, nur im Allgemeinen den Inhalt dieses verdienstvollen Magazins anzugeben.

Zu den wichtigeren Beyträgen und trefflichen Abhandlungen des Herausgebers zählt Rec., um auch hier nur bey einer allgemeinen Uebersicht stehen zu bleiben, außer anderen Mittheilungen die „*Psychagogie des Lichts und der Farben* (3tes Heft.)", die im höchsten Grade wichtigen, für die gerichtsärztliche Kunde beherzigungswerthen „*Bemerkungen über die somatischen Bedingnisse des Seelenlebens und der kranken psychischen Zustände* (5tes Heft)", den *Zusatz* zu dem treffenden und gründlichen Gutachten von Dr. *Warmuth*: „*Mord in Geistesverwirrung*", wo der Herausgeber die neueren besseren Ansichten der Psychologie in Beurtheilung der Verbrechen und der Imputation in Schutz nimmt, sie rechtfertiget und wieder begründet. Alles dieses ist von der höchsten wissenschaftlichen Wichtigkeit und Bedeutsamkeit. Es kann nicht anders als aufklärend für das praktische Leben wirken, und auf die bessere Gestaltung der Criminaljustiz und gerichtsärztlichen Kunde wohlthätig und erspriefslich einfliefsen. Wie wichtig sind nicht übrigens die Beyträge, die der Herausgeber mittelbar oder unmittelbar liefert durch Bemerkungen, Auszüge, einzelne Beobachtungen u. s. w., welches alles hier nicht einzeln angegeben oder auch nur angedeutet werden kann. Die Psychagogie des Lichts und der Farben eröffnet gleichsam ein neues Licht und Leben über die Farbenwelt der Seele, diese eigenthümliche cerebrale Phantasmagorie. Und es entspricht derselben vielleicht einigermafsen die „*Psychagogie der Töne*" (1stes Heft), wo freylich wieder eine eigene Tonwelt von cerebralen Schwingungen und Accorden ist. Was ist die Ton- und Farben-Welt der Seele? Nicht die Intussusception der grofsen allgemeinen Sonnen- und Farben-Schwingungen, die Magie eines grofsen allgemeinen Weltalls? Es war dem Rec. lieb, in dem 5ten Hefte über *Paganini*, dieses Wunder der phantasiereichen romantischen Töne, zu lesen: „In dem Augenblicke, wo er die Violine ergreift, scheint ein Stern auf ihn herabzusteigen und das göttliche Feuer zu verleihen. Plötzlich macht er sich von seiner Schwäche frey. Eine neue Existenz zeigt sich in ihm, er ist ein ganz anderes Wesen, und während der musikalischen Thätigkeit ist seine Kraft mehr als verfünffacht. Wenn er ein grofses Musikstück ausgeführt hat, so zeigt er vollkommen die Symptome, wie ein Mensch nach einem Anfall von Epilepsie: seine livide und kalte Haut ist mit einem reichlichen Schweifse bedeckt, man fühlt keinen Puls mehr, und wenn man ihn über irgend etwas fragt, selbst wie nach

seinem Befinden, so antwortet er einsilbig und fast immer verkehrt auf die Frage. Die Nacht, welche seinen Concerten folgt, kann er nicht schlafen und bleibt in einer Agitation, welche oft zwey, drey Tage dauert". Was ist nun diese künstlerische Ekstase der Seele — was dieses schaffende unendliche Wunder? Rec. hat *Paganini* auch gesehen und gehört. Denn sehen, möchte man zugleich sagen, muss man die Töne in dem magischen Kreise des künstlerischen Schöpfers, der wie eine Geistererscheinung vor uns dastehet, und Geistererscheinungen in den expressivesten Natur- und Kunst-Lauten des tiefsten, wildesten, ausgelassensten Schmerzes von Wollust nebst den weichsten, zartesten, himmlischen Accorden der Liebe, der Naivität, des Liebehauchs vor uns gleichsam magisch vorüberführt. Wie charakteristisch ist nicht das Aeussere dieses Mannes! Rec. möchte seine Physiognomie, den Ausdruck derselben, die bedeutsamsten Rührungen einer Windharfe nennen, die die seelenvollsten Töne vernehmen lässt, wir glauben, der Geist spricht und wehet uns an mit seinem geheimsten und leisesten Athem. — Auch hier ist noch ein grosses Feld für anthropologische, psychologische Untersuchung. Wie ist das Hirngewölbe solcher Künstler gebauet? wie das Gehörwerkzeug der tausendfältigsten Tonstimmen? *Mozart* hatte einen ganz eigenthümlichen Umriss des äusseren Ohrs. — So verbindet sich mit dem höchsten Kunstgenuss auch der Reiz und die Wichtigkeit anthropologischer oder psychischer Nachforschung.

Dr. *Groos* liefert in dem 3ten Hefte zu den reichhaltigen „*Ideen aus dem Gebiete der Psychologie und Rechtsphilosophie von Kirnberger*" ein schätzbares *Vorwort*. Die Lehre von der Imputation ist gleichsam der Anfang zu einem ganz neuen Strafcodex, sie ist eine der schwersten und schwierigsten Untersuchungen. Leicht kann man sich hier in das Labyrinth des Minotaurus verirren, und nur der einfache Faden des guten Gemüths führt heraus. Speculation aller Art verwirrt und verdunkelt hier so oft die psychische Heilkunde.

Prof. *Scheidler* in Jena giebt im 4ten Hefte einen lesens- und beherzigungswerthen Aufsatz: „*Apologie der Psychologie gegen eine neuerdings wider dieselbe erhobene heftige Anklage. Nebst einigen Bemerkungen über die Theorie der Seelenvermögen.*" Eine Note S. 41 muss hier Rec. zum Besten geben, sie ist aus seiner Seele geschrieben, und klingt gewiss in den Klagen mehrerer akademischer und ausserakademischer Lehrer und Gelehrten nach: „Man kann es nicht oft genug wiederholen, dass für die Aerzte, wenigstens für alle öffentlichen Medicinalpersonen, das Studium der Psychologie Gewissenspflicht ist, da von ihren Entscheidungen in so manchen Fällen Wohlstand, Familienglück, Ehre und Leben ihrer Mitbürger abhängen. Was soll man aber dazu sagen, dass so Viele, die jetzt die Medicin studiren, sich gar nicht um die Psychologie bekümmern? Der Vf. dieses kennt eine berühmte Universität, auf der jährlich eine bedeutende Anzahl den Doctorgrad der Medicin erlangt, ohne in der Psychologie examinirt zu werden, oder auch nur ein sogenanntes *testimonium* über darüber gehörte Vorlesungen beybringen zu müssen, mit welchem letzten es freylic auch nicht gethan ist. Und gleichwohl wird Psycholo gie und Anthropologie von nicht weniger, denn für Professoren, theils der Philosophie, theils der Medicin in jedem Semester wenigstens von dreyen vorgetragen" — Und, was soll man dazu sagen, fügt Rec. hinzu *Difficile est, satiram non scribere.* Wann wird doc das psychologische, so nothwendige — selbst schon fü die allgemeinere Bildung des Geistes so nothwendig Studium mehr zu Ehren und Würden kommen! Ab Rec. hat ja noch traurigere Erfahrungen. Selbst in gro ssen Städten, unter einer bedeutenden Anzahl theoret scher und praktischer Aerzte, fehlen psychologisch Journale. *Ne sutor ultra crepidam* scheinen diese Aerzt sich zur Gewissensache gemacht zu haben, sie fahre in ihrer fahrenden Praxis; dieses Uebel verschwinde nicht eher, bis auf den Doctordiplomen bemerkt wird dass der Promotus auch — nicht bloss gemeiner prakti scher Arzt seyn müsse. — Die lesenswerthe, gründ liche Abhandlung wird der Leser selbst in ihrer Wich tigkeit würdigen. Sie berichtiget besonders einen Re censenten der Hall. Lit. Zeitung, welcher meint, da ausser der *Herbart*'schen Psychologie durchaus kei Heil — und nichts gethan sey. Dieser Irrthum wir trefflich widerlegt, und auch die *Vermögen* der Seel gegen die bloss fliessenden und zerfliessenden Schwin gungen nicht ohne Grund in den gehörigen Schutz ge nommen. Es thut Rec. leid, sich nicht weiter übe diese Abhandlung verbreiten zu können.

In diesem 4ten Hefte ist auch eine interessante geistreiche Abhandlung, wie sie Rec. lange nicht übe die Sehereyen und visionären Schwärmereyen unsere jetzigen Zeitalters gelesen hat, von dem auch scho durch andere treffliche Schriften und aus dem *Nasse*'schen Archiv bekannten Dr. *Mehring*: „*Ein Votum über die Magnetisch-Kranke von Prevorst und deren Nosographen*". Eine treffliche Abhandlung, die abe keinen Auszug verstattet. Doch entlehnen wir folgend Stelle: „Als ich die *Kerner*'sche Schrift (die Seheri von Prevorst u. s. w. von *Just. Kerner*) zuerst angezeig fand, so war es mein Vorsatz, mich um keine nähen Kenntniss derselben umzuthun, da ich Hn. Dr. *K.* al Dichter kannte und ehrte, und eben darum, es se diess nur offen gesagt, ihn für weniger geeignet hiel zu Untersuchungen, bey denen die strengste Mässigun der Phantasie mir erste Pflicht schien. Allein als ic durch die oben genannten Kritiken (nämlich im Literat Blatt des Morgenblatts. Von Dr. *Menzel*, Dr. *Carov* und Dr. *Friedr. von Maier*) unterrichtet wurde, da auch ein Philosoph, Hr. *von Eschenmaier*, an derselbe den thätigsten Antheil nehme, als mir dessen Antikritik gegen Hn. Dr. *Menzels* Urtheil, in einer Extrabeylag zum Morgenblatt zu Gesicht kam; als ich zu bemerke glaubte, wie man aus dem Gebiete der *Dichtung*, de *Traumgesichts*, diese Krankheitsgeschichte in das de *strengsten Wissenschaft* hinüber zu spielen, und di *Kranke* selbst für eine *Lehrerin der höchsten Weishei* sich auszugeben bemühte (und das thut Hr. *Eschenmaier*? fragt Rec.); sofern endlich nebenbey nach mei

nem Dafürhalten diese Eroberung der Philosophie so wenig als der Wahrheit überhaupt zum Vortheil gereichen konnte, der Philosophie, die leider in der letzten Periode ihrer Geschichte eine nur allzugrosse Nachsicht gegen Dichtungen aller Art geübt hat;" (ja wohl, da sahe man die blinden Glaubenssysteme, die Mystificationen allerhand Sinnes und Art, die Hohenloheschen und andere ähnliche wundersüchtige Wunder!) — „da trieb es mich bey Berücksichtigung dieser Umstände, nunmehr auch ein *Wort* zu dieser Sache zu sprechen. Möge es den Freunden der Wahrheit nicht missfallen!" — Rec. kann betheuern, es ist ein sehr geistreiches, treffendes Wort. Nur das attische Salz wird nicht gefallen. Was meint nun aber Hr. *Mehring*, wenn Rec. unlängst in einer sehr gelehrten naturforschenden Gesellschaft, und zwar in einem öffentlichen Vortrage, diese Prevorstsche Geschichte als ein Wunderwerk der Wahrheit hat aufführen hören? Freylich war der Vortrager nicht Skeptiker — noch weniger Philosoph.

Die Vertheidiger der Todesstrafe, wenn sie mit Vernunftgründen nicht weiter können, berufen sich gewöhnlich auf die Gesetzesworte des alten Testamentes, als wenn diese Gesetzesworte der Vernunft gemäss sich nicht eben sowohl auf die Todesstrafe, als auf das Verbrechen des Mordes bezögen. Nicht längst las noch Rec. in *Hufeland's Journal für praktische Arzneykunde* eine solche auf das: „du sollst nicht tödten" basirte Defension. Eine vortreffliche Erörterung dieses Gegenstandes enthält die Abhandlung: „*Die Zu- oder Unzulässigkeit der Todesstrafe*, vom Medicinalrathe Dr. *Günther* in Köln, mit Anmerkungen des Herausgebers" 5 Heft. Rec. empfiehlt diese Abhandlung allen — den juristischen Theologen und theologischen Juristen, die einer alten orthodoxen Schule der zeitlichen oder ewigen Höllenstrafen anhängen. Sie ist mit gründlicher Exegese und philosophischem Geiste geschrieben. Doch empfiehlt Rec. zugleich die Bemerkungen des Herausgebers und vorzüglich: „Obgleich zwar der würdige Herr Verfasser in vorliegender Abhandlung die Unzulässigkeit der Todesstrafe vom *Standpuncte des Christenthums* aus hinreichend gezeigt hat, so erlaube ich mir hier noch folgende Anmerkung in Anregung zu bringen. Wenn es sich nämlich von der Frage handelt: „ob einem Staate das Recht der Todesstrafe zustehe oder nicht, und ob überhaupt diese Strafart zweckmässig sey, und gerechtfertigt werden könne", so muss die Lösung derselben — wenn ihr *allgemeine* Gültigkeit zu Theil werden soll — auch von solchen Principien, die selbst den Stempel der allgemeinen Wahrheit, die für alle Völker und für alle Zonen, für Christen und Nichtchristen eine und dieselbe ist, an sich tragen, d. h. von allgemeinen philosophischen Principien ausgehen, die keinesweges durch positive Formen, seyen sie positive Religions- oder Rechts-Formen, bestimmbar oder durch sie gebildet seyn dürften" u. s. w. Doch wir verweisen den Leser auf diese zeitgemässe Erörterung des Hn. Dr. *Günther* und des Herausgebers selbst. Mit dieser Abhandlung dürfte auch verglichen werden die sechste eben dieses Heftes: „*Ueber die von der juridischen Beurtheilung verschiedene gerichtsärztliche Diagnose psychischer Krankheiten*" u. s. w., von Prof. *Grohmann*; ferner das trefflich ausgearbeitete Gutachten, 3tes Heft: „*Mord in Geistesverwirrung*", mitgetheilt von Dr. *Warmuth*, nebst dem früher schon angeführten Zusatze des Herausgebers. Dahin gehören ebenfalls mehrere andere Abhandlungen dieses Magazins, die aber hier der Raum verbietet namentlich anzuführen. Mit Recht kann ja Rec. wohl voraussetzen, dass diese Zeitschrift schon viele Leser und eine allgemeine Theilnahme gefunden hat.

Die Lehre von den Seelenkrankheiten hat in den neueren Zeiten vielseitige Erörterungen veranlasst, und nach Rec. Dafürhalten ist es eines der wesentlichsten Verdienste derselben, dass man die ursächlichen Momente dieser Krankheiten nicht mehr bloss in dem psychischen, sondern zugleich und fast ausschlussweise in den somatischen Bedingungen nachsucht. Reichhaltige Erörterungen über diesen Gegenstand enthält das Magazin, z. B. 2tes Heft: „*Ueber die Seele des Menschen und ihre Verbindung mit dem Körper*, von Dr. *Amelung*." — „*Psychische Seite der Geruchserscheinungen*, von Prof. *Zenneck*." — „*Einige Betrachtungen über das Psychische in seinem Verhältnisse zur Arzneykunde* u. s. w., von Dr. *Eichelberg*." — „*Ueber das Gehirnleben, oder über die somatischen Bedingungen des venösen und arteriellen Systems zur physischen Sphäre*, von Prof. *Grohmann*." — „*Ueber Begriff und Eintheilung der psychischen Krankheiten*, von Dr. *Fröhlich*." 3tes Heft: *Organische Fehler als Bedingungen zum Selbstmorde*, von Dr. *Jahn*. Ferner die sehr interessanten Bemerkungen über „*die psychischen Beziehungen der Geburtswehen*". Die gründlichen Beobachtungen und Mittheilungen vom Hofmedicus Dr. *Bergmann*, z. B. im 2ten Hefte: „*Geschichte eines Idiosomnambulismus, nebst Sectionsbericht*." Ferner: „*Beschreibung zweyer Kretinen*." — „*Fall einer Stummheit ohne Taubheit*, *nebst anatomischer Untersuchung*" u. s. w. Wie nothwendig, darf Rec. hier hinzusetzen, sind solche anatomische Vergleichungen für die ganze Seelen- und Körper-Lehre! Ohne Physiologie giebt es auch keine wahre Psychologie. In dieser Hinsicht sind auch ausser anderen nahmhaften Abhandlungen dieses Magazins zu bemerken: „*Beschreibung zweyer merkwürdigen Wasserköpfe, in Bezug auf psychische Erscheinungen*, von Dr. *Bergmann*." — Es ist nicht möglich, dass Rec. alle diese mannichfaltigen Beziehungen psychologischer und physiologischer Erörterung nach den Namen der verdienstvollen Verfasser und nach den einzelnen Ueberschriften hier verzeichnen kann. Ein solches Magazin ist ein wahrer und gründlicher Verein von Naturforschern zur Beförderung einer der nothwendigsten und heilsamsten Wissenschaften — der Psychologie. Brauchen wir denn hier zu erwähnen, wie nothwendig das psychologische Studium für jeden Kreis des wissenschaftlichen Lebens, für Theologie, Jurisprudenz, für den Arzt, ja für den Philosophen selbst ist? Denn Rec. möchte fast wagen zu behaupten,

dass die Philosophie sich ganz anders gestalten wird, wenn erst die Psychologie selbst mehr organisch und psychisch die verschiedenen Seiten und Aeusserungen der Seelenthätigkeiten wird ermessen haben. Aber eben zu diesem Behuf sind die Sammlungen von Beobachtungen, Erscheinungen in jeder Richtung und von allen Seiten, Sammlungen theoretischer und praktischer Untersuchungen, der verschiedensten Ansichten, Vereinigungen, wo ein gegenseitiger Austausch der Ideen ist, so nothwendig, und Rec. ist überzeugt, dass ohne solche Magazine unmöglich je eine gründliche und befriedigende Psychologie zu Stande kommen kann. Denn ohne Parteylichkeit kann man behaupten, dass keine der vorhandenen Psychologieen, so trefflich sie auch seyn mögen, den Anfoderungen der Wissenschaft entspricht. Bald sind sie bloss speculative Expositionen, bald ins Ueberschwengliche hinübergehende Prophetieen, bald bloss analysirende logische Versuche u. s. w. Und warum das Alles? Weil Psychologie eine — wie soll sie Rec. anders nennen? — geistige Weltwissenschaft ist, die auf eine unendliche Reihe von Erfahrungen gestützt, auch nur so im wahren Geiste des Hippokrates den unendlichen Geist des Menschen nach seinen ins Unendliche gehenden Differenzen im gesunden und krankhaften Zustande ermessen kann. Hiezu bedarf es aber eben eines Vereins von Männern, die unermüdet ihre Forschungen mittheilen, damit endlich aus einem solchen reichen Magazine von Erfahrungen und Mittheilungen die psychologische Erkenntniss oder die Psychologie in einer vollendeteren Gestalt hervorgehe. Aber noch in einer anderen Rücksicht können wir die Verdienste einer solchen in einzelnen Heften fortgehenden und sich ausbildenden Zeitschrift nicht verkennen. Was hat man bis jetzt für die Psychologie gethan? Viel, ungemein viel Verdienstliches, in Beziehung auf die Männer, welche ihr ihre Kräfte und Aufopferungen weihten. Hier haben wir die unvergesslichen Namen *Moritz*, *Reil*, *Hofbauer*, *Platner* — um von den Lebenden zu schweigen. Aber doch wenig ist diess, so viel und gross es auch ist, für die Wissenschaft. Diese verlangt Einheit, systematische Zusammenfügung, collectiven Schluss aus allen einzelnen Erfahrungen, Consequenz in den Ideen und Ausführungen — vor Allem aber *Freymüthigkeit*, *Unparteylichkeit* im Untersuchen. *Nil admirari et non deterreri* — ist und muss der Sinnspruch jeder freyen, anatomischen, physiologischen, psychologischen Untersuchung seyn. Rec. gestehet, dass er auch in dieser Hinsicht dem Herausgeber und den Mitarbeitern dieses Magazins ohne Parteylichkeit diejenigen Verdienste zugestehen muss, die sie selbst in ihren gegenseitigen Leistungen den Anfoderungen der freymüthigsten, unermüdetsten und vielleicht doch auch am Ende undankbarsten Bestrebungen zugestehen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Göttingen*, b. Dietrich: *Ueber die zweckmässigste Einrichtung der Gewerbschulen und der polytechnischen Institute*, eine von der Göttinger Societät der Wissenschaften gekrönte Preisschrift, von *Heinr. Gottl. Köhler*, Privatdocent und Doctor der Philos. in Göttingen. 1830. 62 S. 8. (10 gr.)

Die Einleitung stellt den Begriff polytechnischer Institute, Gewerbs- und Handwerks-Schulen fest. Die technischen Gewerbe treiben 1) Ackerbauer, wozu der Vf. auch Berg- und Forst-Männer rechnet; 2) der Handwerker, der die Naturproducte veredelt; 3) der Kaufmann, welcher die Producte der beiden anderen Classen zu vertheilen und zu verbreiten sucht. — In dieser Abhandlung hat jedoch der Vf. bloss den Handwerker, Kaufmann und Fabricanten vor Augen, und will jenen rationelle Kenntnisse beybringen, um sie in den Stand zu setzen, die Handgriffe und Geheimnisse ihres Gewerbes zu beurtheilen, und zu ihrem Zwecke zu verbessern. Er verlangt nur in den Hauptstädten eines Reichs Gewerbschulen, (Secondärschulen,) worin die Sphäre des Wissens sich nicht weit zu erstrecken brauche, jedoch die Lernenden sich einer gewissen Disciplin unterwerfen müssten. Des Sonntags will er nach englischem Vorurtheil für die Sabbathsfeier keinen Unterricht gegeben wissen. 2) Eine Centralschule in der wichtigsten Stadt des Reichs, in welcher Einzelne die höchste Stufe der Gewerbswissenschaften erreichen, und worin Jeder, der es verlangt, Rath und Aufklärung über Gewerbsachen erhalten kann. — In den Secondärschulen soll der Unterricht nur aphoristisch seyn, und *das Zweckdienlichste* aus der deutschen Sprache, Naturbeschreibung, Arithmetik, des einfachen Buchhaltens, der Geometrie, Naturlehre mit etwas Chemie, Statik, Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik, Maschinenlehre und im Zeichnen umfassen. Der Vf. giebt sehr verständig die Grenzen dieses Unterrichts an, und wie mancherley Kenntnisse dem Betreiber eines Gewerbes nützlich werden können. — In der Centralschule verlangt er die Vorträge über Naturbeschreibung, reine und angewandte Mathematik, Naturlehre, Chemie, Technologie, Zeichnen und das doppelte Buchhalten. — Die Idee des Vfs., die Gymnasiallehrer gegen eine mässige Zulage zu den Secondärschulen zu benutzen, ist gewiss beyfallswürdig. Nur einen eigenen Director und wenige eigene Lehrer bedarf eine Secondärschule. Der Generalinspector müsste jährlich oder vierteljährlich alle Gewerbsschulen bereisen, die Fehler verbessern und der höchsten Behörde Bericht erstatten. Der Vf. schliesst: „Eine Erfahrung mehrerer Jahre lehrte mir (mich), dass die Jünglinge von 16—20 Jahren im Allgemeinen hinreichende Fähigkeit besitzen, das Angegebene in einem Cursus von 3 oder 4 Jahren zu erlernen, besonders wenn, gegen die Sitte auf den deutschen Universitäten, ihre Selbstthätigkeit durch Aufgaben und eigene Arbeiten sehr in Anspruch genommen wird. Die Frequenz wird herbeygeführt, wenn in den am meisten gelesenen Blättern die Bewohner von dem Nutzen rationaler Kenntnisse in der Technik überzeugt werden."

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WÜRZBURG, b. Strecker: *Magazin für philosophische, medicinische und gerichtliche Seelenkunde.* Von Dr. *J. B. Friedreich.* 1—5tes Heft u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Mitarbeiter an diesem Magazine, wie sie das 1ste und 2te Heft angiebt, sind: *Amelung*, Direct. d. Irren-Anstalt in Hochheim; *Bergmann*, Hofmed. u. Direct. d. Irren-Anstalt zu Hildesheim; Prof. *Berks* in Würzburg; Dr. *Blumröder* in Harsbrück; Dr. *Braun* in Klingenberg; Dr. *Büssel* in Amberg; Prof. *Denzinger* in Lüttich; Dr. *Eichelberg* in Marburg; Prof. *Eilles* in Amberg; Prof. *Ennemoser* in Bonn; Prof. *Fröhlich* in Würzburg; Prof. *Grohmann* in Hamburg; Hofmed. u. Direct. *Groos* in Heidelberg; Medic. Rath *Günther* in Cölln; Prof. *Heinroth* in Leipzig; Dr. *Heyfelder* in Trier; Dr. *Hille* in Dresden; Dr. *Jahn* in Meiningen; Medic. Rath u. Direct. *Marc* in Baireuth; Dr. *Marcus* in Moskau; Geh. Rath u. Prof. *Mittermaier* in Heidelberg; Dr. *Monfalcon* in Lyon; Dr. *Oegg* in Vohenstrauss; Medic. Rath *Pittschaft* in Carlsruhe; Prof. *Quettelet* in Brüssel; Prof. *Richarz* in Würzburg; Prof. *Ringelmann* in Würzburg; Dr. *Rothamel* in Marburg; Hofr. u. Prof. *Ruland* in Würzburg; geistl. Rath u. Prof. *Salat* in Landshut; Appell. Ger. Acc. *Sartorius* in Würzburg; Prof. *Scheidler* in Jena; Archiater *v. Schönberg* in Kopenhagen; Dr. *Schneider* in Ettenheim; Prof. u. Stadtphys. *Vend* in Würzburg; Kreisger. Ass. *v. Zu Rhein* in Würzburg. — Ausser diesen später noch viele andere, z. B. *Mehring*, Stadtphys. in Langenberg; Dr. *Warmuth* in Würzburg u. s. w. — In den fünf Heften sind bereits 82 deutsche, französische, englische, dänische Schriften mit einer kurzen Uebersicht und Beurtheilung ihres Inhaltes angezeigt, so dass der Leser eine systematische und vollständige Kenntniss der neuesten Literatur der gesammten Psychologie erhält. Das Magazin enthält auch reichhaltige Auszüge aus den neuesten Schriften der berühmtesten Aerzte und Naturforscher des Auslandes, eine kurze, gedrängte Zusammenstellung der interessantesten neuen Beobachtungen und Forschungen. Gern wäre Rec. in das Einzelne eingegangen, hätte gern einige der interessantesten Beobachtungen, Ideen, Untersuchungen näher hier entwickelt; aber es dünkte ihm hinreichend, dieses Magazin mit einer allgemeinen Anzeige in diese Literaturblätter einzuführen.

Möge dasselbe bey den freymüthigen Bestrebungen der Mitarbeiter, die Psychologie zu einer ihres Namens würdigen Wissenschaft zu erheben, von dem wissenschaftlichen Publicum mit Liebe und Eifer aufgenommen werden! Möge es besonders in den Bibliotheken und Studirzimmern theoretischer und praktischer Aerzte eine freundliche Aufnahme finden

Pr. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Gedichte.* Von *Wilhelm Schmidthammer*, Rector in Alsleben an d. Saale. 1825. 84 S. 8. (8 gr.)

In dieser Sammlung fiel uns zuerst das Gedicht in die Augen, welches S. 33 ff. zu lesen, und *„der Tag“* überschrieben ist. In diesem Gedichte tummelt sich Alles, von „Sterneschar“ (Sternenschaar) an bis zum „Schäfchen mit Glöckleinklang“ — „Hund scheucht sie sehr“ —, mit Einschluss „Lerchheer's“, „Blumenflor's“, „Nachtigallseufzers“, „Jagdtrab's“ und „Hirsches“ *artikellos* herum; der letzte Vers aber, worin wahrscheinlich, wie in der Schaale der Kern, die Nutzanwendung verborgen seyn soll, schliesst das Ganze mit folgendem Galimathias:

„Mensch, willst allein du nicht
Kommen und gehn? (??)
Fürchte im Erdgericht
Ruhig zu stehn. (???)
Nacht durchschwebt Sonnenlicht
Ewig zu Höh'n;
Geist soll so, *Gott's Gedicht*, (!!!)
Räume durchweh'n. (??)

Quid hoc sibi vult? möchte man sich wohl fragen. — Noch sinnleerer erscheint das Gedicht, *„die Kunst“* betitelt. Die Kunst ist leider und bekanntlich — lang, sehr lang; diess Gedicht — um doch wenigstens eine, freylich ziemlich entfernte Aehnlichkeit mit dem besungenen Gegenstande zu haben, ist wahrhaftig auch nicht kurz, denn es füllt von S. 64 bis 77 14 ziemlich ökonomisch gedruckte Octavseiten. — Hier nur ein paar Pröbchen:

S. 64. „Stürzend summte die Menge,
Drängend durch rasselndes Wagengedränge,
Rufgedröhn durchflog den Tag,

Ehern scholl der Hammerschlag.
Sonn'ger Strahl hielt warm die Stadt umfangen,
Durch gelinde Lüfte woll sich Bläue" u. s. w.

S. 65 scheint der *furor poëticus* zu culminiren; neben ihm die *licentia poëtica*:

„Tumult flieht.
Himmel steht durch Bild und Worte.
Wo bleibt, der euch zusammensieht?
Frühling, binde, dring', dring ins Gebiet.
Warum, mächt'ge Sonne, stehst du vor der Pforte?
Geräusch und Frühling her, zum stillen, grausen Orte,
Noch öder ward ich, seit ich von euch schied,
Seht, helft, wenn's drohend meine Schauder sieht,
O furchtbar Rund, wie gräslich braust dein Lied!
Rasch trat's rauschend vorüber,
Mädchen doch wären uns lieber,
Ueppige und die nicht spröde sind. (!!)
Im Theater giebt's das schönste Kind."

Dennoch beurkunden einige andere Gedichte, dass Hr. *S.* kein gemeines Talent besitze. Wie aber mag sich dieses Talent so verirrt haben, dass es solche Gedichte drucken liess? Warum sonderte Hr. *S.* nicht die Spreu von dem Waizen? Warum ging er nicht mit einem seiner Freunde deshalb zu Rathe?

gnil.

Bernburg, b. Gröning: *Gedichte.* Herausgegeben von *G. J. Schlachter.* 1825. XXXIV u. 276 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *Schlachter* zu Dessau überschüttet die Freunde seiner Muse mit Himmelsthau in Form eines Platzregens; sie mögen sich kaum retten, ob solcher Fluth. Und was bewegt ihn dazu? Vorzüglich der Hr. *von Matthisson*, durch einen vor 16 Jahren geschriebenen, kurzen, an den Vf. gerichteten und dem Buche vorgedruckten Brief, worin es mit gesperrter Schrift zu lesen ist, dass Hr. *S. wahres Talent* habe. Wohlverstanden: dieser Brief wurde durch einen viermal so langen des Vfs. an Hn. *v. M.*, damals in Wörlitz, der gleichfalls mit abgedruckt ist, veranlasst, den der höfliche Mann nach seiner Art kaum anders beantworten konnte. Hätte Hr. *S.* ihm damals das — *neunzehn* enggedruckte Seiten füllende Gedicht: *„An die Geistesstärken"* (S. 120—138), oder *„Die schöne Eiche"* (S. 180—88), oder den Cyklus von Gedichten S. 29—42: *„Der Sieglitzer Berg"*, nebst dem, welches *„Burg Kühnau"* überschrieben ist, oder endlich die schon mehr als einmal (z. B. im fleissigen Sammler!) abgedruckten Reiselieder (S. 1—27) geschickt, so würde Hr. *v. M.* hoffentlich anders geurtheilt haben. — Dem Vf. sind übrigens Metrik, Poëtik, Prosodie überhaupt nicht fremd, deshalb ist er aber noch kein Dichter und noch kein Naturmaler.

gnil.

Cöln, b. Schmitz: *Die französische Dichtkunst.* Durchaus durch classische Beyspiele erörtert von *R. B. Schmitz*, Prof. der schönen Wissenschaften, jetzt der neueren Sprachen für die oberen Classen des königl. Jesuitengymn. (in Cöln). 1827. XIV u. 364 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Dass sich die Dichtkunst der Franzosen durch die verdienstvollen Leistungen eines *Molière*, *Rousseau*, *Voltaire* zu einer bedeutenden Höhe emporgebildet, ist bekannt, und sie hätte es deshalb wohl verdient, dass ein der Sache gewachsener Mann ihr ein Werk gewidmet hätte, wie es *Pölitz* in dem dritten Bande seines *Gesammtgebietes der deutschen Sprache* unserer Muttersprache gewidmet hat. Aber natürlich dürfte ein solches Buch nicht das Erzeugniss einer flüchtigen Laune seyn, sondern es müsste mit Ueberlegung, Besonnenheit und planmässig ausgearbeitet werden. Leider kann Rec. dem hier anzuzeigenden Werke nur das Zeugniss entgegengesetzter Eigenschaften geben; denn 1) ist der Vf. mit so wenig Ueberlegung und Besonnenheit zu Werke gegangen, dass er nicht einmal daran gedacht hat, dem deutschen Ausdrucke die einem *Schulbuche* schlechterdings unentbehrliche Correctheit zu geben, geschweige die einzelnen Materien gründlich zu behandeln; und 2) findet sich im ganzen Buche so wenig eine Spur von Planmässigkeit, dass vielmehr Alles vom Zufalle durch einander gemischt zu seyn scheint.

Der *deutsche Ausdruck* ist von Hn. *S.* so wenig gefeilt worden, dass sich 1) ganz *unverständliche* — z. B.: „In der Nebeneinanderstellung mehrerer Selbstlauter, wovon einer das Sonderungszeichen trägt, kann nie der uneigentliche Doppellauter gedacht werden (S. 28)"; — 2) *grammatisch unrichtige* — z. B. „sie (die Dichtkunst) wurde die sichersten Waffen der Liebe (S. 7)"; ferner S. 27: „die Vokalen"; S. 33: „der sonst *um* seine philologische (—en) Kenntnisse so verdienstvolle *Olivet*"; S. 65: „man kann den poetischen Stil noch *in* einem anderen Gesichtspuncte betrachten"; — 3) *veraltete und ungebräuchliche Wörter und Wendungen* — z. B. S. 7: „die Seele erhitzen"; S. 7: „die Leidenschaften entlehnten von der Dichtkunst ihre Reize"; S. 8: „die Sprache der Götter" (statt: die Poesie — wenigstens in einem *Schulbuche* unzulässig —); S. 8: „aus Eifersucht, sie zu erfinden"; S. 9: „das Treffende und den Nachdruck, die Begriffe zu malen"; S. 11: „worin dieses *e* als Hauptfigur steht"; S. 11 u. a. v. a. O.: „*so*" statt des Pron. relativ., vergl. S. 8, 34 (3mal), 35 (2mal), 41, 42, 45, 65 (5mal), 66, 67, 68, 69 (2mal), 71 u. s. w. S. 33: „das stumme *e* wird in zwey verschiedene Gattungen eingetheilt: das erste, welches am Ende nach einem Mitlauter, und das andere, so nach einem Selbstlauter steht"; S. 47: „man findet ein Beyspiel, wo diese Regel nicht bemerkt (st. beobachtet, befolgt) worden, nämlich beym *Rousseau*"; S. 70 u. s. w. — in diesem Buche in ausseregewöhnlicher Menge finden. Selbst mit der *Orthographie*, namentlich der Fremdwörter, scheint der Vf. noch nicht im Reinen zu seyn; wenigstens scheint er den Schülern in unseren höheren Gymnasialclassen zumuthen zu wollen, Wörter, wie S. 89 *Sinonimie* oder S. 91 *Polisintheton*, für richtig zu halten. Die S. 88 und 89 vorkommende Missgestalt *Sinektoche* wird doch wenigstens in dem sehr mageren Druckfehlerverzeichnisse in *Sinekdoche* verbessert, und statt *Hiperbel* (S. 86) liest man auch (S. 111) *Hyperbel*; aber die beiden zuerst aufgeführten

argen Verftöfse fcheinen leider des Vfs. Ueberzeugung gemäfs zu feyn. — Doch es könnte feyn, dafs der in diefer Schale enthaltene *Kern* preiswürdig wäre, und Rec. würde diefs gern bejahen, wenn nicht die einzelnen Materien fo fehr ungründlich behandelt wären. Von den faft unzähligen Mängeln theilen wir hier nur einige mit. — Auf dem Titel fagt Hr. *S.*: „durch *claffifche Beyfpiele* erörtert." Dagegen lieft man S. IV der Vorrede: „Gleichwohl find nicht alle aufgeftellte(n) oder angeführte(n) Gedichte Meifterftücke." Diefs ift ein Widerfpruch, der um fo auffällender feyn mufs, wenn man bedenkt, dafs fich aus der Maffe der franzöfifchen Dichtungen bey einigermafsen gründlicher Forfchung recht gut lauter claffifche oder Meifter-Stücke hätten auswählen laffen. Aber leider kommt die Aeufserung in der Vorrede der Wahrheit näher als der prahlende Titel; denn Rec. mufste S. 20 *Chaulieu's* Gedicht an den Herzog von *Nevers* („*Grand Nevers — Si les vers — Decouloient — Jaillissoient etc.*") und S. 26 *Talairat's* Verfe, *Le petit-maitre* betitelt, nebft anderen gleichen Gehaltes, finden. Ueberhaupt merkt man es den aufgenommenen Stücken kaum an, dafs fie zum Gebrauche in Schulen gefammelt find; wir erinnern nur an *Eloge du vin de Bourgogne* (S. 13) und an *Bret's* Gedicht „*Sur un fouper*" (S. 19 ff.). — S. 7 heifst es: „*Man hielt fie* (die Dichtkunft) *für fähiger*, als die Wohlredenheit, die Empfindungen der Verehrung und der Liebe, fo der Menfch dem höchften Wefen fchuldig ift, einzuflöfsen." Da hier von den dunkelften Zeiten des Alterthums die Rede ift, fo fcheint der Vf. zu wähnen, dafs die Poefie die Sprache jener Völker gewefen fey, weil fie durch *reifliche Ueberlegung* die Vorzüge diefer Redeweife vor der Profa erkannt hätten. Wie falfch diefe Anficht fey, und wie wenig fie Eingang in Schulen zu finden verdiene, braucht Rec. nicht erft zu beweifen. — S. 8 fucht Hr. *S.* das Wefen der meiften Dichtungsarten mit kurzen, kräftigen Zügen darzuftellen, aber diefe Angaben find gröfstentheils verfehlt. Z. B.: „Der höchfte Schwung der Gedanken und das Feierliche im Ausdrucke vereinigten fich in der Ode." Wie wenig erfchöpfend diefe Angaben feyen, fällt in die Augen. Rec. würde von der Ode gefagt haben: „In ihr finden wir die feurige, begeifterte, kühne Darftellung eines namentlich durch die höheren Intereffen der Menfchheit aufgeregten, ftarken und erhabenen Gefühles." Ueberdiefs möchten wir den *höchften* Schwung der Gedanken nicht der Ode, fondern der Hymne zufchreiben. Was ferner Schüler mit Erklärungen anfangen follen, wie: „Die majeftätifchen Bilder erfchienen in der Epopöe; in der Tragödie das Pathetifche der Bewegung; in der Komödie das Launige der Gemälde; in der Idille (*fic*) die ungekünftelte Zärtlichkeit der Empfindung u. f. w. (S. 8)", fieht Rec. nicht ein. — Auf derfelben Seite ift von *Reimordnung* bey Griechen und Römern die Rede. — Die S. 20 mitgetheilte Definition der Verfe möchten wir eben fo wenig unterfchreiben. Hr. *S.* fagt nämlich: „Ein Vers ift ein nach der Kunft in eine gewiffe Sylbenzahl eingefchloffener Gedanke, wenn fich diefe Anzahl mit einem Tone fchliefst, der wenigftens einmal in der Folge wieder vorkommt. Alfo befteht der Vers aus der inneren harmonifchen Fügung der Sylben und dem Schlufstone." Wir verweifen nur der Kürze wegen auf *Gotthold's* Hephäftion, I. S. 11, und auf *Heyfe's* Verslehre u. f. w. S. 76. — S. 11 ift der zwifchen männlichem und weiblichem Reime gemachte Unterfchied unverftändlich, weil der Gebrauch des *e muet* in Verfen noch nicht erörtert worden, was erft S. 33 gefchieht. — S. 12 heifst es: „Die dritte Gattung ift von 8 und 9 Sylben; diefe Sylbenzahl wird *durchgehends* bey *Oden*, *auch zu anderen kleinen Gedichten* gebraucht." Ferner S. 13: „Zu *Oden*, *Fabeln*, *Liedern*, *Zufchriften* in freyen Verfen braucht man *oft* in dem weiblichen Reime 8, und in dem männlichen 7 Sylben." Defsgleichen S. 15: „*Gedichte diefer Gattung* werden *oft* im weiblichen Reime mit 7, im männlichen mit 6 Sylben gegeben." So fchwankend find die Angaben diefes Buches! — S. 28 ff. hätte bey befonnener Bearbeitung des Ganzen dadurch viel Raum erfpart werden können, dafs über den Ton der Doppellauter nur das vom Gebrauche in der Profa Abweichende angegeben worden wäre; denn wozu hier die Wiederholung längft bekannter Dinge dienen foll, fieht man nicht ein. — Auf derfelben Seite heifst es: „Eben fo wenig kann der uneigentliche Doppellauter gedacht werden, wo ein bezeichnetes *é* in der Sylbe fteht." Mit Erftaunen mufs man aber doch S. 29 lefen: *ie* macht *eine* Sylbe in *pied*, *ciel*, *fied*, *pitié*, *moitié*; denn hier findet ein förmlicher Widerfpruch Statt. — Die Lehre vom *Hiatus* ift §. 5 (S. 30) viel zu kurz abgehandelt, und in dem §phen gar nicht einmal gefagt, dafs keine Vocale u. f. w. *am Ende und Anfange der Wörter*; fondern blofs bemerkt, dafs fie überhaupt *gar nicht* im Verfe zufammen ftofsen dürfen. In der Regel hätte das in den Anmerkungen erwähnte ftumme *h* (S. 31) gleich mit aufgeführt werden müffen. — Wenn Hr. *S.* S. 33 den Hn. *v. Olivet* beftreitet, weil er die Nafaltöne am Ende eines Wortes vor einem Vocale nicht für anftöfsig erklärt, fobald fie fich vor einem Cafus befänden: fo hat er hierin allerdings unferen Beyfall; nur können wir nicht umhin, in dem genannten Falle den Fehler für weit unbedeutender, als anderwärts, zu erklären, indem *Racine's* Verfe:

> „*Celui, qui met un frein | à la fureur des flots* —
> und
> „*Disperse tout son camp | à l'aspect de Jéhu*,".

wenig Unangenehmes für das Ohr haben. — S. 36 fpricht der Vf. von der in den Verfen nothwendigen Abwechfelung der Töne. Im Ganzen ftimmen wir zwar hier mit ihm überein, finden jedoch fein Urtheil über *Voltaire's* Vers:

> „*Cependant s'avançoient ces machines mortelles*"
> (*Henriade, ch.* 5)

viel zu hart. — Will dagegen Hr. *S.* die Verfe von *Greffet*:

> „*Adieu. Voila trop de folies*
> „*Trop paresseux pour abréger*,
> „*Trop occupé pour retoucher*,

„Je veux livre mes rêveries,
„Que quelques vérités hardies
„Viennent librement mélanger"

schön finden: so müssen wir uns dagegen erklären, und verweisen Hn. S. deſshalb auf sein eigenes Buch S. 36, §. 7 und S. 42, §. 11, No. III. — S. 62 heiſst es: „Der Stil ist *naiv*, wenn ein Verfasser seine Ideen in einem gefälligen, natürlichen Tone darstellt; *burlesk*, wenn er in den Gedanken jene Bilder mit einander verbindet, welche an sich selbst die gröſste Ungleichheit haben (welches Deutsch!); nämlich, wenn er ein ernsthaftes Subject, in dem nichts Unschickliches ist, durch einen gewissen Anstrich so weit erniedrigt, daſs es lächerlich wird, oder wenn eine niedrige, läppische Begebenheit in den heroischen Stil gekleidet, und in der gröſsten Würde und Wichtigkeit vorgestellt wird." Gegen diese unzulängliche und dabey doch schwülstige Erklärung stellen wir 1) diejenige, welche *Schiller* (in seinen kleinen prof. Schriften, Bd. 2) von dem Naiven giebt: es bestehe in dem Ausdrucke einer Kindlichkeit, wo diese nicht erwartet werde, und machen 2) auf die Weitschweifigkeit der Erklärung des Burlesken aufmerksam, in welcher die Worte *unschicklich, niedrig* und *lächerlich* als Synonyme gebraucht zu seyn scheinen. — Nicht besser sind die Definitionen von *schwülstig* (S. 64), *Reinheit des Ausdrucks* (S. 65), *erhaben* (S. 115), *Parodie* und *Travestirung* (S. 133) u. s. w.

Doch wir glauben, genug Beyspiele der ungehörigen Bearbeitung des *Einzelnen* mitgetheilt zu haben, und müssen jetzt noch darthun, daſs dem ganzen Buche die nöthige *Planmäſsigkeit* fehlt. Wir können hier kurz seyn. Bey Dichtungen ist keinesweges die Versification die Hauptsache, sondern sie ist nur eins von den Mitteln, deren sich der Dichter zur Erwirkung der gröſstmöglichen Schönheit der Form bedient. Deſshalb ist es sicher fehlerhaft, eine Abtheilung, die sich mit *Reim* und *Sylbenzahl* beschäftigt, an die Spitze eines solchen Werkes zu stellen, und das allgemeinere Beachtung Verdienende, die eigentlichen Bedingungen einer vollendeten Schönheit der Form, nachfolgen zu lassen. Richtiger hätte Hr. S. die *zweyte* Abtheilung seines Buches (von der Schreibart in der Dichtkunst; von der Wahl der Ausdrücke), sowie die *dritte* (von dem Ausdrucke in Figuren) und die *vierte* (von dem Erhabenen, Angenehmen und Burlesken u. s. w.) voran gestellt. Rec. weiſs gar wohl, daſs die Franzosen bloſs reimende Verse haben, und ungemeine Sorgfalt auf den Reim verwenden, wird es aber nie zugeben, daſs deſswegen jeder nur in leidlich gereimte Verse gebrachte Gedanke eine *Dichtung* sey, und in einem Werke über französische Dichtkunst der Abschnitt über den Reim die Hauptstelle verdiene. — Ueber die Anordnung der 5. 6 und 7 Abtheilung will sich Rec. gar kein Urtheil erlauben, weil er die Gründe nicht kennt, welche den Vf. zu solcher Anordnung vermocht haben. Er führt nämlich in der 5 Abtheilung die Gedichte auf, welche die Franzosen von den Griechen genommen haben; in der 6 Abtheilung die „Gedichte, *so* die Franzosen von den Lateinern genommen haben", und in der 7 Abtheilung die Nationalgedichte der Franzosen. Warum hier z. B. die *Romanze* nebst dem *Volksliede* unter denjenigen Gedichten angetroffen wird, welche die Franzosen von den Griechen, und das Idyll unter denjenigen, welche sie von den Lateinern hergenommen haben, ist uns nicht ganz klar; zum wenigsten sind wir überzeugt, daſs kein Volk seine Volkslieder von fremden Nationen hergenommen hat. — Auch im Einzelnen zeigt es sich, wie sehr der Zufall bey der Abfassung dieses Buchs gewaltet hat. Z. B. Bekanntlich weicht die Aussprache des *e muet* und einiger Doppellauter beym Recitiren von Dichtungen sehr von ihrer Aussprache in der Prosa ab. Daſs dieſs erwähnt wurde, war ganz in der Ordnung; allein statt diese Regeln in auf einander folgenden §§. zu geben, trennt sie Hr. S.; denn §. 4 spricht von dem Tone der Doppellauter, §. 6 erst vom stummen *e*, und dazwischen findet sich (wer sollte diesen Gegenstand in dieser Umgebung suchen?) §. 5 mit „allgemeinen Regeln für den inneren Bau des Verses." — So spricht der Vf. in §. 10 von der (zu vermeidenden) Aehnlichkeit der Schluſstöne, einem Gegenstande, der im 7 §. „von der Schwächung der Harmonie durch mehrere ähnliche Töne" seine völlige Erledigung hätte finden müssen. — Daſs S. 75 fgg. Wortversetzungen und Epitheten in *einen* §. (18) zusammengeworfen worden sind, ist mindestens höchst sonderbar.

Doch wir schlieſsen unsere kritischen Bemerkungen, und lösen nun noch unser oben gegebenes Wort, indem wir zeigen, *wie* ein solches Buch zu nützlichem Gebrauche in unseren Gymnasien hätte eingerichtet werden müssen. Der *erste* Abschnitt muſste den eigenthümlichen Charakter der Sprache der Dichtkunst entwickeln, im *zweyten* Aufschluſs über Richtigkeit der Form (Deutlichkeit, Reinheit, Ordnung, Treue u. s. w.), im *dritten* über Schönheit der Form (Natürlichkeit, Naivetät, Kraft u. s. w.), im *vierten* alsdann die Technik der dichterischen Formen (Vers, Versmessung, *e muet*, Diphthonge, Cäsur, Hemistichium, Reim, Vermischung der Reime u. s. w.) gegeben werden. Dem *fünften* und *den folgenden* Abschnitten fiele sodann die Entwickelung der einzelnen Gattungen der französischen Dichtkunst anheim, und zwar dürften diese nicht nach der ziemlich willkührlichen Weise des Hn. S., sondern nach Maſsgabe ihres verwandten Charakters geordnet werden. Versähe Jemand ein so bearbeitetes Buch mit durchaus classischen Beyspielen, die mit einer vollendeten Form auch (was bey einem Schulbuche die unerläſslichste Foderung ist) streng sittlichen Inhalt verbinden: so würde es gewiſs groſsen Nutzen stiften, und der Absicht derjenigen Behörden äuſserst förderlich seyn, welche das Studium der französischen Sprache auf den Gymnasien ihrer Länder gründlich betrieben sehen wollen.

Das Papier ist weiſs und stark; der Druck kann gelobt werden, wiewohl er nicht so correct ist, als man aus dem sehr kleinen Druckfehlerverzeichnisse schlieſsen sollte. Wir bemerken nur als *Errata* z. B. S. 36, Z. 3 *Vau* statt Bau; S. 62, Z. 3 v. u. *willens* statt Willens; S. 63, Z. 11 *anmüthig* statt anmuthig; S. 68, Z. 13 *gesittesten* statt gesittetsten; S. 83, Z. 16 v. u. *Vegriff* statt Begriff; S. 134, Z. 7 *Gegendstand* st. Gegenstand.

a. n. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, b. Gebrüder Frankh: *Der ewige Jude.* Eine historische Novelle der Vorzeit. Herausgegeben von *Ludwig Storch.* Nach dem Englischen. Erster Theil. XII u. 300 S. Zweyter Theil. 262 S. Dritter Theil. 286 S. 1829. 8. (4 Rthlr. 6 gr.)

In einer kurzen Vorrede hat der deutsche Herausgeber manches Schätzenswerthe über dergleichen Dichtungen bemerkt, und *W. Scott* als den Schöpfer des wahren historischen Romans bezeichnet. Ob *Scott* wirklich als solcher zu betrachten, auch „in vieler Hinsicht ein epischer *Shakspeare*" zu nennen seyn möchte, lassen wir dahin gestellt; unbedingt Recht aber hat wohl der Herausgeber, wenn er bey Würdigung des vorliegenden Werkes diesem das gebührende Lob zuerkennt.

Der Vf. ist offenbar darauf ausgegangen, in dem ewigen Juden den früheren Glanz und nachherigen Verfall des ganzen jüdischen Volkes darzustellen. Er hat dieses und dessen Gebräuche und Gewohnheiten im Ganzen mit ungemeiner Geschicklichkeit und seine trüben Schicksale, nebst deren Ursprunge, mit wahrhaft erschütternder Wahrheit vor Augen gelegt. Mit immer steigendem Antheile folgt man, besonders bis zum Schlusse des ersten Theils, seiner Leitung durch die interessanten Gefilde des aufkeimenden Christenthums, zumal da seine umfassende Kenntniss der Gegenden und Umstände, verbunden mit einem glücklichen Darstellungstalente, es an anziehender Frischheit der Lokalfarben nirgend fehlen lässt. Dabey waltet im ganzen Werke ein herzergreifender Geist der Wehmuth, der einen besonderen Reiz darüber verbreitet.

Ob dem Vf. bey seiner originellen Schöpfung des berühmten *Chateaubriands* Schilderungen bisweilen vorgeschwebt haben, wissen wir nicht; aber mehrere Stellen seines Gemäldes, zumal im ersten Theile, deuten auf eine genaue Geistesverwandtschaft mit diesem reichbegabten französischen Dichter. Zugleich dürfen wir nicht verhehlen, dass das Werk durch eine, bisweilen allzugrosse Umständlichkeit und das irrige Bestreben, einen Eindruck durch Verbreitung und Auseinandersetzung mehr zu vertiefen, den englischen Ursprung keinesweges verleugnet. Dahin rechnen wir unter anderen die Theil I. S. 12 bis 14 viermal wiederholte und dazwischen allezeit erläuterte Ausrufung des ewigen Juden: „*Nicht sterben können — ein Geborener!*" Unter vielen interessanten Scenen zeichnet sich der Schluss des ersten Theils, ein Kampf mit einem Löwen, während der Herrschaft des schändlichen Nero, durch die höchst ergreifende Schilderung aus.

Das Anziehende des ersten Theils wird allerdings in den beiden folgenden nicht immer verhältnissmässig unterhalten und gesteigert. Die vorkommenden Charaktere gehen dem Auge zum Theil völlig unter in der Flut der historischen Ereignisse. Die ziemlich gleiche Physiognomie der immer wiederkehrenden Kriege giebt überdiess dem Gemälde etwas dem Hauptinteresse Schadendes. Hiezu kommt, dass dem die Thatsachen selbst vortragenden Juden der über ihn ausgesprochene Fluch eines von keinem Tode begrenzten Lebens im Gewirr zahlloser Begebenheiten oft gänzlich entfallen zu seyn scheint, und er in den vielen Gefahren, worein er geräth, dem Tode nicht entrinnen zu können glaubt. Dem mit besserem Gedächtnisse versehenen Leser vergegenwärtiget sich dann allezeit das früher zu viel hervorgehobene Wort: „Nicht sterben können — ein Geborener!" und vermindert so natürlich ungemein die Theilnahme an den Fährlichkeiten des Helden. — Die eigentliche Geschichtserzählung schliesst mit der Zerstörung Jerusalems. Des ewigen Juden nachherige Schicksale werden nur im Fluge, auf nicht vollen zwey Octavblättern, berührt. Merkwürdig ist in diesen, dass er als die Triebfeder der grössten Weltbegebenheiten geschildert worden. Zuletzt sehen wir ihn an Luthers Kanzel zu Wittenberg knieen, und dem Geiste des gewaltigen Mannes huldigen. — Ob die oft bearbeitete Sage vom ewigen Juden überhaupt ein recht dankbares Sujet dem Dichter darbiete, scheint, nach den uns darüber vorgekommenen Dichtungen zu urtheilen, ziemlich zweifelhaft zu seyn. So viel dünkt uns übrigens gewiss, dass eine so wahrhaft tragische Person, wie der ewige Jude, nicht als Held einer Geschichte, sondern nur zu einem Incidentpuncte dabey zweckmässig benutzt, von recht grosser, schauerlicher Wirkung seyn müsste.

Dass die Uebersetzung des schon wegen seiner schönen Darstellung sehr zu empfehlenden Werkes in die besten Hände gerathen ist, verbürgt der geschätzte Name seines deutschen Herausgebers. —u.

Berlin, b. Cosmar und Krause: *Der Schatten im Theater*, oder: *das Theater im Schatten*. Ein lustiges Trauerspielchen für die Mitwelt, von *Wilhelm John*. 1826. IV u. 33 S. 8. (8 gr.)

Eine bittere Satire auf den Zeitgeschmack. Der Vf. hat die gefahrdrohende Arbeit übernommen, solch' ein Ungethüm zu bekämpfen. Andere nennen diesen deplorablen Zeitgeschmack eine Seuche. Bey ihr, sollte man meinen, müsten die Homöopathen Glück machen. *Similia similibus.* Aber unser Vf. ist ein Brownianer, er giebt herzstärkende Elixire. Wir wollen nur wünschen, dass er einen anderen Erfolg seiner eifrigen Bestrebungen erlebe, als den: — *monstrari digitis et dicier: hic est!* Die Broschüre selbst ist keines Auszugs fähig. Um jedoch den Geist, in und mit welchem sie geschrieben ist, anzudeuten, möge ein Theil des Prologs hier stehen:

„Ich war schon längst um einen Stoff in Nöthen
Zu einem Stück, das lustig macht und rührt.
Die Thiere, hör' ich, haben es verbeten,
Dass man sie ferner auf die Bühne führt; *(bravo!)*
Sie sind es müd', die Bretter (Breter) zu betreten,
Weil das zu häuf'ge Spielen sie — strapzirt; (genirt)
Und ohne Thier' ein gutes Stück zu schreiben,
Das läst wohl jetzt der gröste Dichter bleiben."

„Mit Gift und Mord, mit unerhörten Dingen,
Mit Blitz und Wasser, Sturm und Zauberey,
Gelang's wohl Vielen, Beyfall zu erzwingen,
Doch diese schöne Zeit ist bald vorbey.
Schon hält es schwer, Effect hervorzubringen,
Denn selbst das Schrecklichste ist nicht mehr neu;
Und ein natürlich schönes Stück zu schreiben,
Das läst wohl jetzt der gröste Dichter bleiben" u. s. w.

Der unerschöpfliche *Scribe* und seine Uebersetzer bekommen auch ihren Theil. S. 13 spricht der „*Zeitgeschmack*" unter anderen sehr wahr zur Muse:

„*Ohne Musen* kann man leben,
Ihre Formen sind nur Dunst;
Ohne Kunst die Kunst *erheben*,
Das ist grad' die *Kunst* der Kunst u. s. w.

Druck und Papier sind gut.

gnil.

I. 1) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Lieder mit Begleitung des Pianoforte*, in Musik gesetzt von *A. Harder*. (12 gr.) gedruckt.

2) *A Bonn chez N. Simrock* (—?): *Sechs Lieder mit Begleitung des Pianoforte*, componirt von *A. Harder*. (*Oeuvre IV.*) (2 Francs 50 Cen.) gestochen.

3) Leipzig, b. Hofmeister u. Kühnel: *Sechs Lieder mit Begleitung des Pianoforte*, componirt von *A. Harder*. (Vtes Werk). (12 gr.) gestochen.

4) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Lieder mit Begleitung des Pianoforte*, in Musik gesetzt u. s. w. von *A. Harder*. (Op. VI) (16 gr.) gedruckt.

Harder charakterisirt sich als Liedercomponisten durch die Natürlichkeit, Einfachheit und Empfindsamkeit, di[e] seine Melodieen ausdrücken, durch eine mit diesem har[]monirende, nirgends gesuchte und fast mit der Melodi[e] selbst gegebene Begleitung, einen leichten, in di[e] Ohren fallenden Rhythmus, und eine richtige, wen[n] auch nicht immer gewandte Modulation. Er ist neu so viel es die Sphäre des Liedes ihm zu verstatte[n] scheint; aber selbst gewöhnliche und verbrauchte Gäng[e] verwebt er oft in ein lieblichgefallendes Ganze, so das[s] viele seiner Lieder erst bey mehrmaliger Wiederholun[g] gefallen (z. B. Werk 4: Ich denke dein u. s. w.).

Am meisten gelingen Lieder voll einfacher *Fröhlichkeit, Kindlichkeit und Naivetät.* No. 1 *Voss'* Spinnerin, — desselben *Landmädchen*, *Gleims* Vögelchen, No. IV *Anton Walls* Spinnerlied, ganz leicht un[d] scherzend — sind seltene Stücke dieser Gattung. Dagegen scheint in No. IV: *Goethe's* Junggesell und de[r] Mühlbach etwas verunglückt zu seyn, wahrscheinlic[h] weil die beliebten und ganz natürlichen Melodieen vo[n] Zelter, Kanne und Hurka schon zu bekannt waren wenigstens vermisst Rec. die fliessende Leichtigke[it] und Naivetät, die dem Texte eingehaucht ist, gar seh[r.] Die Begleitung ist schwerfällig, und dem Gefühle wi[der]drig ist der Rhythmus des jedesmaligen Nachspiele[s.] Die Huldigung von *Hölty* ist in der Begleitung auc[h] etwas verfehlt. Ferner Empfindungen über *Natur*, *Morgen-*, *Abend-*, *Frühlings- und Herbst-Lieder* (Zu den lieblichsten Gesängen dieser Gattung gehöre[n] in No. V das *Abendgemälde*, in No. 2 das Lied Süsse Ahndungsschauer fliessen, und von unvergleich[]licher Melodie, in No. 3 *Kosegartens* Lied an Ruhheim[s] Fluren, eine feierliche, heilige und frische Melodie ferner *Salis* Abendsehnsucht, wenn sie auch nich[t] originell ist. Die *Wasserfarth* aber in No. 1 ist in de[r] Begleitung etwas zu schwerfällig gesetzt, so wie auch die Melodie wenig sagen will; — der *Nachtgesang* von *Kosegarten* in No. 2 ist etwas eintönig; auch da[s] *Mailied* entspricht der Ueberschrift *heiter* nicht; e[s] fehlt ihm an Leichtigkeit und reinem Ausdruck, sowie die Empfindung des Textes, der aus lauter Blüthen be[]steht, unrein ist.) — *Empfindungen der Liebe, der Ruh[e] und Zufriedenheit.* (No. 1 die *Einsamkeit* von *Matthison*, die *Sterne* von *Kosegarten*, in der Mitte etwas ge[]wöhnlich — *Beglückt* von *Hölty*. Das Lied an di[e] *Entfernte* von *Salis* in No. 2 ist eine empfindsam mus[i]kalische Phrase, und das gesangvolle *Ständchen* vo[n] *Winkler* in No. 3 wird durch das viele C im Basse etwa[s] monoton. — Lieblich, sanft und ganz im Serenatento[n] ist der *Freund* von *Rochlitz*, aber ohne Mitte und End[e] der Text. *Herders* Erscheinung No. 2 ist zu gewöhn[]lich). — *Empfindungen der schwermüthigen und senti[]mentalen Liebe*, sowie der *Sentimentalität überhaupt* ferner *Empfindungen des Trostes und der Ergebun[g]* sind es aber, die der Componist oft bis an den Vorwu[rf] der Kraftlosigkeit und Weichheit nachbildet. (In de[r] *Ergebung* von *Salis* in No. 1 finden wir einen rech[t] gefälligen Gesang, — schade über eine sentimental[e] Reflexion. — Der Componist hat daher wohl gethan, s[o]

cantatenartig auszuführen, und sich darin an das wiederholte Bild des Textes vom Kahne zu halten, um der Mattigkeit zu entgehen. — Hieher gehört ferner die einfach schöne Melodie zu dem schwülstigen Texte von Augustini. — Das Lied: die *Sterne der Liebe* ist gewöhnlich, aber angenehm. Der Nachsatz aber scheint nach dem Vorgange des Textes etwas matt und kein wahrer Gegensatz zu seyn, der die Empfindung befriedigte. — Dem ernsten feierlichen Gesang, *das Grab* (in No. 3), wünschten wir den verbrauchten Balladenschluss weg. *Hölty's* Lied auf den Tod der Nachtigall ist voll empfindsamen Gesanges, aber nicht originell mit Septimenaccorden überhäuft. — Hieher gehört auch das unschuldige *Lied der Sehnsucht* von *Mahlmann*.

Für den eigentlichen *romantischen* Gesang hat uns *Herder* wenig Stücke gegeben; das schöne Lied von *Tieck*: Dicht von Felsen, ist zu matt und affectlos; besser ist *Grambergs* Romanze vom Sänger, welche eine einfache, aber tiefe Melodie hat. Aber am zartesten und vollendetsten ist die affectvoll klagende Romanze von *Schreiber* (in No. IV) und voll inniger Wehmuth. — Die rastlose Liebe von *Goethe* ist im Liebesdithyrambus herrlich und mit Kraft ausgeführt. Wir erwarten es von dem aufblühenden Talente des Künstlers, dass er sich mehrere Poesieen, wie die letzten, wählen, und eben sowohl auf das Poetische eines Textes, als auf das Musikalische sehen möge, damit sich jenes mehr von einer falschen Sentimentalität kehre, und an einer reineren Poesie seine Kraft prüfe und bilde.

Die erste und letzte Sammlung hat das beste und reinlichste Aeussere, so wie die letzte überhaupt den meisten Werth hat. Der Stich von No. 2 ist in Rücksicht des Textes incorrect, und unrein wie der der 3ten Sammlung; — das Papier ist auch nicht vorzüglich.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Lieder mit Begleitung des Pianoforte,* componirt von *Helwig*. (16 gr.) gedruckt.

Der Componist giebt uns in dieser Sammlung (eine andere kennt Rec. nicht) einige Lieder, grösstentheils von demselben Charakter, nämlich von der Gattung *sanfter Klage*. Es finden sich zwar auch schöne Lieder darunter, z. B. No. 2, besonders No. 14, 3, 5 (No. 6 ähnelt einer französischen Romanze zu sehr); das beste ist No. 8 an den Mond, No. 11 die *Erwartung* von *Schreiber*, welches durch seine Zartheit an die Reichardtischen Compositionen zu Wilhelm Meister grenzt; aber diese Stimmung ist zu beschränkt, als dass man hier den Künstler in vollem Lichte entdecken könnte. Die übrigen Lieder sind: No. 1 *Morgenlied im Freyen*, ist leicht und singbar, No. 4 aber: *die Hoffnung* von *Schiller* scheint ganz verfehlt; es ist so etwas gewöhnliches in der Melodie, sie kehrt immer nach g zurück, von der anderen Seite hat sie einen so pretiösen Schluss, welcher der religiösen Stimmung, die dem Liede zum Grunde liegt, ganz widerspricht, — denn die Ueberschriften der Verse — „*erzählend*", *fühlend* thun's nicht. Etwas besser ist die Parodie No. 10: die *Worte des Glaubens*; das *Vergissmeinnicht* ist recht artig; *Ich denke dein* von *Matthison* ist lieblich, wiewohl nicht neu. (Im Ausgange der Melodie ist es d gedruckt statt f es). Noch gewöhnlicher ist No. 12: *Ich denke dein* von *Goethe*, es ist mehr sentimentale Klage als Ausdruck der Heiterkeit und Naivetät; dieselbe Stimmung hat auch das Lied: *Liebe und Andacht*, es ist zu süss wie das Gedicht selbst; die Wellen des Lebens sind durch das Accompagnement etwas einförmig geworden, die vielen Versfüsse haben dem Componisten Noth gemacht, und passen auch nicht recht zu dem Rhythmus.

Im Ganzen haben diese Lieder meist einen kräftigen Bass, singbare Melodie, und eine angenehme reine Modulation. Als Product einer Stimmung sind sie interessant. Das Aeussere ist reinlich und solid.

P. A. G

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, in der Arnoldischen Buchhdlg: *Praktische Anweisung zum deutschen Geschäfts- oder Curial-Stile überhaupt und in Anwendung auf das Forstgeschäftsleben insbesondere.* Für Alle, die einer solchen Anweisung bedürfen, bearbeitet von *Adolph Nitzsch*, Secretär bey der königl. sächs. Forstakademie-Direction. Mit 10 lithographirten Mustern. 1827. 175 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Fast hätte sich Rec. durch die vom Vf. vorangeschickte, höchst ermüdende Einleitung, in welcher eine Menge ganz fremdartiger Gegenstände behandelt werden, gegen das Werk selbst einnehmen lassen, wenn er nicht wüsste, dass diess ein gewöhnlicher Fehler angehender Schriftsteller ist, vor dem jedoch ernstlich gewarnt werden muss. Dem Vorworte zufolge wollte nämlich Hr. *N.* seinen von Tharand ab- und ins praktische Forstleben übergehenden Schülern eine Anweisung mitgeben, die er ihnen zwar bereits mündlich ertheilt hatte, jetzt aber zur besseren Beherzigung, und wenn das flüchtig ausgesprochene Wort hie und da verhallt seyn sollte, aufs Neue als gedruckten Wegweiser darbietet. Wie nun ist dieser Zweck erreicht worden?

Nachdem der Vf. gezeigt hat, was unter Stil im Allgemeinen und unter Geschäftsstil im Besonderen zu verstehen sey, verwirft er S. 2 die gewöhnliche Eintheilung der drey Schreibearten in die höhere, mittlere und niedere, sagt selbst, dass unter der höheren die poetische, unter der niederen die prosaische und unter der mittleren die aus beiden sich bildende verstanden werden müsse, und bringt nun seine neue Eintheilung in die *dichterische, rednerische* und *einfache* Schreibeart zum Vorschein. Das kommt ziemlich auf eines und dasselbe hinaus; doch wollen wir dem Vf. gerne den Ruhm einer neuen Classification gönnen, und sehen, wie er diese Schreibearten aufgefasst hat. „Die dichterische Schreibeart, heisst es S. 3, ist die Sprache

der Einbildungskraft, sie besteht in einer durch Lebhaftigkeit und Wohllaut verschönernden Darstellung, welche auf das Vergnügen des Lesers berechnet ist" u. s. w. Nun folgt, als Anleitung zum Geschäftsstil, hier am ganz unpassenden Orte eine so verunglückte Vorlesung über Poesie, dass wir nicht umhin können, einige Proben daraus mitzutheilen. „Man kann, sagt der Vf. S. 3, bey der dichterischen Schreibeart die Wörter in uneigentlicher Bedeutung nehmen; z. B.: Nun *wandelte* leises Getön durch den Wald"; warum nicht lieber spazierte? „Mit kühler Seele ritt er im Schlachtgetümmel umher" Und vollends gar S. 6, wo von dem figürlichen Ausdruck die Rede ist: „Meine Freundschaft hat ein Lied für ihn *geweint*". Nun wahrhaftig ein Lieder weinender Dichter wäre eine einzige Figur! Bey der rednerischen Schreibeart macht der Vf. S. 7 folgende Eintheilung: „Edel ist das Wort *Haupt*, weniger edel *Kopf*, niedrig *Nüschel*. Ferner Leib, Bauch, Ranzen, Mund, Maul, Schnautze oder Gusche u. s. w." Doch genug. So sehr man auch unedle Ausdrücke zu vermeiden hat, die ohnehin kein Gebildeter, wozu doch gewiss die Forstbedienten zu rechnen sind, gebrauchen wird, so sind sie doch im Geschäftsstile, wo keine Umschreibung Statt finden kann, nicht immer zu umgehen.

Wenn statt dessen der Vf. sogleich zu dem Eigentlichen seines Zweckes übergegangen wäre, so hätten wir dergleichen Lächerlichkeiten nicht zu rügen nöthig gehabt, und könnten im Allgemeinen seine Arbeit loben, da, wenn wirklich für manche Forstbehörde eine solche Anweisung noch nöthig seyn sollte, dieselbe ihrem Zwecke entspricht. Vom 2ten Capitel an, womit Hr. *N.* füglich hätte beginnen können und sollen, folgt das Eigentliche, und zwar ist zuerst von der äusseren und inneren Form der Geschäftsschreiben die Rede. Diese werden 1) in solche, welche an ausdrücklich genannte Personen gerichtet sind, und 2) in solche, bey denen diess nicht der Fall ist, eingetheilt. „Bey den Geschäftsschreiben kommt es wesentlich, wie der Vf. bemerkt, darauf an, ob sie der Absender an Höhere, an Seinesgleichen, oder an Niedere richtet, und hieraus gehen von selbst folgende 3 Classen hervor: 1) Schreiben an Höhere, als: Berichte, Vorträge, Memoriale, Promemorien, Dankschreiben u. s. w.; 2) Schreiben an Seinesgleichen, als: Communicate, Requisitionen und Zuschriften, und 3) Schreiben an Niedere, als: Verordnungen, Veranlassungen u. s. w. Zweckmässig, aber im Ganzen mehr für Forstbeamte berechnet, ist das Einzelne durchgegangen, und nach logisch richtigen Grundsätzen abgehandelt. Nachdem gezeigt worden ist, was unter den einzelnen Rubriken zu verstehen sey, geht der Vf. von dem Allgemeinen zum Besonderen, von der äusseren auf die innere Form der Geschäftsschreiben über, und zeigt klar und eindringend, wie jeder Geschäftsmann das Vorzutragende auszuarbeiten habe.

Da nun hier Alles, was zu sagen war, mitgetheilt, auch mit Recht die neuere sogenannte Communicatsform empfohlen, und der veralteten Form der Geschäftsschreiben vorgezogen wird: so können wir diese Anweisung allen denen empfehlen, die in Führung ihrer Geschäfte noch keine hinlängliche Sicherheit erlangt haben, und eines an- und zurechtweisenden Führers bedürfen. Für höchst überflüssig halten wir jedoch die beygefügten lithographirten Muster, die den Preis des Buches ohne Noth erhöhen, und Nichts liefern, was in demselben nicht genau beschrieben und gesagt worden ist. Für so unwissend wird doch Hr. *N.* den Forstbedienten nicht halten, dass er, ausser einer genügenden Anweisung, auch noch lithographirte Muster nöthig haben sollte, um seine Geschäftsschreiben brechen, zusammenlegen und überschreiben zu können.

Druck und Papier sind sehr gut.

P. *

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Wienbrack: *Die einfachsten Rettungsanstalten bey Feuers- und Wassers-Gefahr*, ein Noth- und Hülfs-Büchlein für Jedermann, von *E. A. R. Weyrich*, Mitglied der Gesellschaft für vaterländische Cultur. 1831. 47 S. 8. (10 gr.)

Auf die Vorrede folgt im ersten Capitel die Angabe der Rettungsanstalten und Mittel in Feuersgefahr. I. Höchste Sätze von vollkommenen Maschinen und deren Verhältnisse. II. Der technische Nutzen derselben. III. Rettungsmaschine mit vier verbundenen Stämmen. IV. Anleitung, die schwerste Feuerleiter bequem in die Höhe zu richten, nebst anderen Vorschlägen. V. Von der Selbsthülfe. — Das zweyte Capitel handelt von Rettungsmitteln in der Wassersnoth. VI. Wie man in Wassersgefahr ohne Hülfe eines Kahns und eines Schwimmers sich selbst helfen kann. Eine nützliche Schrift, worin der Vf. klar beweist, dass jeder Steuermann mit grossem Nutzen sich leicht eine bequeme Rettungsmaschine einrichten, und zum Repariren äusserer Wände, weil sie wohlfeiler ist, als die Aufrichtung und das Abbrechen einer Stellage, vermiethen kann. Die umständliche Beschreibung der Maschine und deren Anwendung ist keines Auszugs fähig.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1831.

THEOLOGIE.

BERLIN, in Commiss. b. Logier: *Das Wesen, der Grund und Zweck der Gnadenmittel der allgemeinen Kirche.* Im Lichte des Geistes der Wahrheit erkannt und zusammengestellt von *L. Bormann.* 1827. VIII u. 144 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Ausdruck *allgemeine* Kirche auf dem Titel läſst ahnen, daſs der Vf. eine christliche Kirche im Sinne habe, in welcher sich alle bisherigen verschiedenen Confessionen vereinigen, und so ist es. Er sagt, die Kirche Christi habe sich ihrer Verfassung und Einrichtung nach in derselben Art gebildet und entwickelt, wie es im 2ten und 3ten Capitel der Offenbarung Johannis, in den Briefen an die sieben Gemeinen, zu lesen sey. Durch die ersten drey Briefe an die Gemeinen zu Ephesus, Smyrna und Pergamus werde der Zustand der Kirche in ihrer ersten apostolischen, bischöflichen und patriarchalischen Periode bezeichnet; in den letzten vier Briefen die Art und Weise ihrer Entwickelung durch Spaltungen in einer zweyten Hauptperiode. Es sollen nämlich diese vier Briefe auf die bestehenden vier Hauptkirchen deuten, auf die griechische, römische, protestantische und Brüder-Kirche. Die protestantische Kirche ist unter anderen nach dem Vf. unter der Gemeine zu Laodicea vorgebildet. Diese ist also weder kalt noch warm, und Christus wird sie ausspeien aus seinem Munde. Es giebt nun, sagt der Vf., für die Kirche des Herrn noch eine dritte Periode, nämlich die der Ausbildung (soll hier heiſsen, da sie ausgebildet ist); „in dieser sollen alle Völker zu ihm gesammelt, und die Erde voll werden seiner Erkenntniſs. *Bald* ist die Periode der Entwickelung abgelaufen, und die der Ausbildung naht sich mit starkem Schritte; wir dürfen nur auf die Zeichen der Zeit achten, um uns davon zu überzeugen." Rec. gesteht, und mit ihm gewiſs die meisten Beobachter, daſs vor seinen Augen dieser Zeitpunct noch in sehr weiter Ferne liegt. „Diese dritte und letzte Periode, heiſst es weiter, beginnt damit, daſs zunächst die verschiedenen christlichen Kirchen zu einer einigen und allgemeinen Kirche sich verbinden, welche das Wahre und Gute aller Kirchen in sich aufnimmt, das Eigene, Einzelne und Trennende aller Kirchen von sich ausschlieſst. Die Verfassung dieser allgemeinen Kirche im Allgemeinen wird *republikanisch*, im Besonderen aber nach ihrer sichtbaren Leitung *aristokratisch*, nach ihrer unsichtbaren Leitung *monarchisch* seyn; denn der Geist des Herrn will selbst die Einheit bilden, unter welchem sich die deutsche, die griechische und die römische Kirche in dem gleichen Bekenntniſs zu Einem Herrn, zu Einem Glauben und zu Einer Taufe vereinigen sollen, sobald Alle Einen lebendigen Gott als das höchste Wesen erkennen, der in der *Dreyheit der Kräfte wesentliche Einheit* ist, und sich als diese wesentliche Einheit der Menschheit aller Welten von Anbeginn in der *Dreyheit der Personen* geoffenbart hat, weil diese dreyfache Offenbarung nothwendig war, um sein Wesen ganz zu fassen." Unsere Leser werden in diesen aus der Vorrede genommenen Aeuſserungen wenigstens das sehr verständig finden, daſs in die allgemeine Kirche das Gute aus allen bisherigen Kirchen aufgenommen werden soll, wodurch auch das harte Urtheil über die protestantische schon zum Theil zurückgenommen ist. Wir können hier auch noch hinzufügen, was der Vf. S. 20 sagt: „Was allen christlichen Kirchen gemeinschaftlich ist, bewährt sich als eine höhere Anordnung; was sich unterschieden und geschieden, mag durch die vom Geiste erleuchtete Vernunft geprüft, und in Uebereinstimmung geordnet werden."

Die Leser werden schon aus diesen wenigen Mittheilungen abnehmen, daſs in der Schrift des Vfs. wohl manches Verständige, jedoch mit Mystischem und auf überspannten Erwartungen Beruhendem verbunden, zu finden seyn werde. Der Vf. redet wirklich im Einzelnen oft sehr verständig, giebt aber im Ganzen seinen Mysticismus schon dadurch zu erkennen, daſs er erklärt, er wolle die ihm vom Geiste enthüllten Wahrheiten in dem Lichte wiedergeben, in dem er sie empfangen habe. Mehrere Stellen der Schrift zeigen, daſs er diese Enthüllungen oder Eingebungen im mystischen Sinne verstehe. Er ist also Mystiker, ob man gleich nirgends ein eigentliches Faseln bey ihm wahrnimmt, sondern gröſstentheils, freylich oft irrenden, Verstand, und dabey im Ganzen nur Aneignung schon vorgefundener, also weniger erst von ihm selbst ausgesonnener, mystischer Dogmen oder Ideen. Wir halten es für angemessen, zunächst aus der Nachschrift mitzutheilen, wie dem Vf. „der Geist die Möglichkeit der Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche in Deutschland vor das innere Auge gestellt hat." Es habe, sagt er, die katholische Kirche Manches angenommen, was nicht katholisch, sondern römisch sey; die evangelische manches Katholische abgethan, daher in jener der Aberglaube, in dieser der Unglaube ge-

nährt ſey. Jene habe auch manches Evangeliſche abgethan, dieſe manches Antikatholiſche aufgenommen, und dadurch den Charakter einer proteſtirenden, d. h. einer Kirche erhalten, die ſelbſt die Fähigkeit zerſtöre, je allgemein werden zu können. Es müſſe nun die katholiſche Kirche das Römiſche abthun, und von der Schweſter das Evangeliſche annehmen; die evangeliſche müſſe das Proteſtantiſche abthun, und von der Schweſter das Katholiſche annehmen: ſo werde die allgemeine Kirche in Deutſchland gegründet ſeyn. Wenn es hier heiſst: „Die Brüdergemeine wird einer ſolchen Kirche gern ſich anſchlieſsen, da ſie im Heiligthume derſelben ihre Einrichtungen wieder findet:" — ſo offenbart es ſich aus dieſen Worten ziemlich deutlich, welcher Geiſt vorzüglich den Vf. regiert. — Die katholiſche Kirche ſoll nun abthun: das römiſche Oberhaupt, die römiſche Sprache beym Gottesdienſt und das römiſche Bedürfniſs einer ſinnlichen und ſceniſchen Darſtellung des Leidens Chriſti im Meſsopfer. Dazu gehöre auch die Pracht der Gotteshäuſer und der Gottesdienſte, die Menge der Kleriſey, die alle vom Altar leben wollen. Hiemit hänge auch die Entſtellung der auf etwas Wahres gebauten Lehren von der Verehrung der Heiligen, vom Schatz guter Werke, vom Fegefeuer und vom Ablaſs zuſammen. Annehmen als evangeliſch müſſe die katholiſche Kirche: das Gebot der Selbſtverleugnung, die Freyheit der Gläubigen; daher ſie das Bibelverbot, das Gebot des blinden Glaubens und den Zwang der Gewiſſen zurücknehmen müſſe; auch müſſe ſie die Liebe thätig üben, tolerant werden und Alles abthun, was die allgemeine Menſchenliebe beſchränke. — Es iſt wahrlich viel, wenn dieſs alles in ſo kurzer Zeit geſchehen ſoll, als wir nach dem Vf. zu hoffen haben. Die Toleranz dürfte vielleicht am eheſten ſich finden, wenn erſt die intolerabeln Proteſtanten *ausgeſpieen* wären. — Was ſoll nun aber die proteſtantiſche Kirche abthun? Der Vf. antwortet: „das ewige Proteſtiren der Naturaliſten und Rationaliſten unter den Theologen gegen den Glauben an die Autorität des Evangeliums (richtiger *gegen die Autorität* d. E.), und auf der anderen Seite die blinde Anhänglichkeit des Volks an das menſchliche Wort der Reformatoren." Der Vf. möge überlegen, ob beides abzuthun überhaupt möglich iſt, es werde denn durch beſſere Belehrung erreicht, wo aber der Ausdruck *abthun* in dem Sinne, welchen hier der Zuſammenhang giebt, eben nicht paſſen will. Fernerhin wird auch gefodert, es ſolle nicht jeder Theolog das Evangelium nach ſeiner Anſicht deuten. Hier kommt es vorzüglich darauf an: wie ſoll es mit der Auslegung der Bibel werden? Welche Auslegung ſoll gelten? Was der Vf. zwey Seiten hindurch hierüber ſagt, läuft darauf hinaus: Gottes und Jeſu Geiſt regiere nach des letzten Verheiſsung die Kirche; dieſer werde Erwählte in der heiligen Gemeine mit höheren Kräften und Gaben erfüllen; ſie müſsten die ſichtbaren Repräſentanten der Kirche ſeyn. Jeder müſſe ſtreben, daſs ihn der Geiſt zu ſeinem Organ wählen könne; und durch die Uebereinſtimmung dieſer Beſſeren aller Gemeinen, die allein in dieſer Angelegenheit ein Urtheil haben könnten, ſey die Norm des Glaubens, der Lehre und der Gottesdienſte zu beſtimmen. Ihre Erwählung ſollten aber dieſe dadurch an den Tag legen, daſs ihre Thaten und Werke bezeugten, Jeſu Geiſt wohne in ihnen. — Wahrlich der Vf. muſs ganz vergeſſen haben, wie es in der Welt zugeht. Nicht wirkliche, ſondern ideale Menſchen hat er ſich gedacht. Dergleichen giebt es nur in eigener Einbildung und myſtiſchem Traume; und dieſe ſollten die Norm des Glaubens beſtimmen?

Ueberhaupt ſteht ſein ganzer Vorſchlag mit der Wirklichkeit, mit dem, wohin dieſe ſich richtet, und was allenfalls nach und nach aus ihr zu machen ſeyn möchte, in einem ſolchen Widerſpruche, daſs die Hoffnung auf eine baldige Erſcheinung der allgemeinen Kirche, welche uns der Vf. macht, vollends verſchwindet. Mit eben ſolcher Hoffnungsloſigkeit hat denn auch Rec. das geleſen, was der Vf. über die nähere Geſtaltung der allgemeinen Kirche und insbeſondere über die Einrichtung der Gnadenmittel oder Sacramente, welches ſein Hauptthema iſt, in ſeiner Schrift vorträgt. In dieſer allgemeinen Kirche ſollen drey Stufen Statt finden, die er „nach Analogie des im Tempelbau zu Jeruſalem gegebenen Vorbildes" den *Vorhof*, die *eigentliche Kirche* und das *Heiligthum* nennt. Zum Vorhofe gehören Juden, Heiden, Muhamedaner, ungläubige Chriſten, alle noch nicht confirmirten Chriſtenkinder. Zur Kirche alle durch Chriſtum *Berufene*, gläubige, erweckte und begnadigte Chriſten. Zum Heiligthume alle durch die Begnadigung *erwählten* Chriſten, auf den Stufen der Heiligung zum frommen, gottſeligen und heiligen Leben. Nun ſollen in der Kirche überhaupt, auſser den Erbauungsmitteln (Geſang, Predigt und Gebet) und den Zuchtmitteln (Zurechtweiſung, Ermahnung vor Zeugen und Zurückweiſung in den Vorhof), auch Gnadenmittel oder Sacramente Statt finden, worunter er Mittel verſteht, deren Zuſammenhang mit dem Zwecke wir nicht begreifen, wie der Kranke die Zweckmäſsigkeit eines Arzneymittels nicht begreift, und die „durch göttliche Einwirkung für den Zweck angeordnet ſind, um in den von Gott und ihrem Heile abgewichenen Menſchenſeelen durch Mittheilung höherer Kräfte gleichſam phyſiſch ein neues Leben zu gründen." Solcher Sacramente ſollen *neun* ſeyn, drey für jede Stufe. Nämlich für den Vorhof: die Ehe, die Oelung, die Taufe. Für die Kirche: die Confirmation, die Beichte, die Communion. Für das Heiligthum: das Liebesmahl, die Fuſswaſchung, die Prieſterweihe.

Da der Entwurf des Vfs. gewiſs ohne Erfolg bleiben wird (es müſste ſich denn irgend eine Secte danach conſtituiren wollen), ſo will Rec. mit näherer Erörterung der Schrift und ihrer Einzelnheiten den Raum nicht füllen, ſondern nur einige wenige Bemerkungen hinzufügen.

Mehrere Stufen unter den Mitgliedern einer Kirchengeſellſchaft nach den verſchiedenen Graden ihrer Heiligkeit zu conſtituiren, kann nur die verderblichſten Folgen für wahre ſittliche Bildung haben, und ſetzt öffentliche Richterſprüche voraus, die weder einem Einzelnen, noch einer Verſammlung zukommen. Mehrere Sacramente einführen heiſst die Nahrung des Myſticismus vermehren, die ſich derſelbe auch dann

daraus nimmt, wenn man noch so laut gegen alle mystische Kraft der Sacramente predigt. Der Vf. befördert diess aber noch, indem er wirklich eine solche mystische Kraft behauptet. — Er fodert von den Christen auf der dritten Stufe, im Heiligthume, und insbesondere von den Priestern, die auf dieser Stufe stehen müssen, eine Heiligkeit, welche kein Mensch erreicht; wobey wir auch noch die dem Vf. *eigene* mystische Idee anführen, es solle diesen Priestern eine solche Geistesfülle und Kraft beywohnen, dass sie auch mittelst ihrer Seelen-*Substanz* (S. 129) auf Andere heilend wirken können. Ist nicht durch jene Foderung allein schon der ganze Entwurf des Vfs. in eine Chimäre verwandelt? Denn wenn er auch an einem anderen Orte sagt, die Kirche werde sich einstweilen mit minder heiligen Priestern behelfen müssen, bis sie erst vollkommene hätte: so wird diess *Behelfenmüssen* doch wohl immer fortdauern, und also die vom Vf. projectirte Kirche immer kümmerlich bleiben. Sonderbar ist, dass er den Cölibat für angemessen hält, da doch, wenn die Priester heilig seyn sollen, sie nothwendig in jedes edle und die sittliche Entwickelung befördernde Verhältniss des Lebens eingehen müssen. Für ein zu sittlicher Veredlung dienendes Verhältniss hält ja der Vf. selbst die Ehe, rechnet sie eben *deswegen* zu den Sacramenten, und sagt darüber in der That sehr viel Schönes. Diess führt Rec. dahin, hier zum Schlusse zu erklären, dass der Vf. überhaupt viel Gutes von dem natürlichen Einflusse recht angewendeter Sacramente auf unsere Versittlichung, *welche ihm auch durchaus Hauptzweck ist*, sagt, sowie viel Verständiges über die rechte heilsame Art und Weise, die Sacramente zu verwalten, welchem Gegenstande er eine umständlichere Erörterung widmet. Sehr schön ist auch, was er von dem Zwecke der Sündenvergebung als einer Ermuthigung, den Kampf immer von Neuem *zu beginnen*, spricht. Dass er die Protestanten *zuweilen hart* mitnimmt, wollen wir übersehen; es scheint wirklich, dass er es oft mehr, im Widerspruche mit sich selbst, Anderen nachsagt, als dass es aus seinem eigenen Herzen kommen sollte. Schaden wird er ihnen wenigstens damit nicht zufügen.

K. M.

RIGA, in der Hartmann'schen Buchhandlung: *Liturgisches Handbuch zum beliebigen Gebrauche evangelischer Liturgen und Gemeinden.* Herausgegeben von D. *Ignatius Aurelius Fessler.* Mit dem Doppeltitel: *Liturgische Versuche* (dazwischen ein lateinisches Motto zur Empfehlung der Agende und ihres Zweckes von *Martin Chemnitz*) *zur Erbauung der Gläubigen, sowohl geistlichen als weltlichen*, herausgegeben von D. *Ignatius Aurelius Fessler.* 1823. XXVIII u. 552 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Zwey Lehrsätze", hebt der Vf. seine Vorrede an, „der eine des *Jacob Arminius* von der Gewissensfreyheit, der andere des *Johann Salomon Semler's* und *Wilhelm Abraham Teller's* von der Perfectibilität der christlichen Religion in sich, — von Lehrern der Schule und Kirche mit Beyfall aufgenommen, und schnell verbreitet, haben der evangelischen Kirche als *Kirche* mehr geschadet als alle Vorwürfe, Streitschriften und Lästerungen, womit sie von den römischen Confessionsgenossen überhäuft worden ist." Wer kann, als rechtschaffener, protestantischer Kirchenlehrer, diesen Satz unterschreiben? Muss er es nicht vielmehr jenen Männern im Grabe verdanken, dass sie die zu ihrer Zeit nützliche Wahrheit ohne Rückhalt verkündigten? Wer will es nicht dem protestantischen Kirchenlehrer gestatten, ohne Formenweise für Jesum Christum als den rationellen Gesandten der Gottheit an den vernunftsuchenden Menschen eben so eingenommen zu seyn, als er es für den von seinen Jüngern geoffenbarten Sohn Gottes, ohne Gefangennehmung seiner Vernunft, nicht seyn kann? Sollte Formenlehre den vernünftigen Menschen binden, sollte ohne Formenlehre der vernünftige Lehrer kalt seyn? Dann wäre es ja etwas Trauriges um die beste Gabe des Schöpfers, um die Vernunft der Menschheit! — Und mögen die Formen noch so alt seyn, wie sollte denn das blosse Alter etwas sonst immer Unvernünftiges nun mit einem Male heilig machen können?

Diesem, allem Alten an und für sich entgegensprechenden Räsonnement konnte der Vf. nur mit Recht den Willen des gemeinen Mannes entgegensetzen, den Pruritus mancher neuen Religionslehrer, ihr Werk für das Werk der Bibel oder der alten Religion zu setzen, und endlich für das russische Reich den Willen seines Oberherrn, bezeugt in der Annahme der Bekenntnisse der Augsburgischen Confession und des Heidelbergischen Katechismus. Aber um hier das Erste zuerst zu nehmen, wie viel auch der gemeinen Leute verlangen und suchen in der Kirche das Alte, — und nicht vielmehr ein ihrer Vernunft gemässes Christenthum? Zuerst, möchte es mit einer Religionskenntniss des gemeinen Mannes nicht im Allgemeinen auf die eines Bauers hinauslaufen, der von dem „Vater unser" wohl die Melodie desselben wusste, aber nicht das „Vater unser" selbst? — Wenn Schullehrer und Prediger Eins sind, wie sie es doch seyn sollten: so wird der gemeine Mann das in der Kirche wiederfinden, was er in der Schule schon fand, ein gebildetes Christenthum; diess aber muss er finden, und hienach sey es ihm genug, wenn er die alten kirchlichen und biblischen Formen, das „Vater unser" und den „Segen", nebst den Aussprüchen von Lobgesang, die in der Bibel vorkommen, als „heilig, heilig, heilig", „Hosiannah", „Ehre sey Gott" u. s. w., wiederhört, — und der Prediger thut Unrecht, der diese paraphrasiren oder umändern will; denn die neuen Paraphrasen oder Umänderungen des Alten können nicht besser seyn, als das Alte ist. Man kann nicht sagen, dass die ersten Reformatoren sich in Allem nach den ersten Jahrhunderten gerichtet; von diesen waren zu wenig Data vorhanden, so dass man ja selbst das bekannte Bekenntniss, das bey allen Religionsparteyen einförmig klingt, nicht füglich den Aposteln zuschreiben kann; sie waren vielmehr durchaus ängstlich, zu viel zu ändern, so sehr auch S. 20 der Vorr. dagegen streitet, da besonders Luther es keinesweges im Sinne hatte, eine neue Partey zu stiften. Auch machten sie ihre Postillen nur für einfältige, nicht-

für alle Pfarrherren, wie diess schon die Ueberschrift der meisten Kirchenagenden beweist. Die Augsburgische Confession und der Heidelberger Katechismus sind beide von der Gegenpartey niemals anerkannt, und letzter, als lange Zeit nach der Reformation verfertigt, bloss von den Pfälzischen Landen zuerst angenommen worden. Dass die Lutheraner, welche sich in dem russischen Reiche ansiedeln wollten, sich nach der Augsburgischen Confession in ihren Suppliken benannt haben, ist kein Wunder; dass sie dieselbe nie verlassen wollten, nicht wahr.

S. 25 der Vorrede will sich der Vf. durch harte Ausdrücke von dem Verdachte reinigen, als wolle er dieses Buch zur angenommenen Norm im russischen Reiche machen, allein, was wollte er sonst damit? — S. 3 des Textes ist die viermalige Wiederholung des Sinnes von „Ehre sey Gott in der Höhe!" — „wir loben dich", „wir preisen dich", „wir benedeien dich" u. s. w., gewiss nicht schön, — sie mag so alt seyn, als sie will. — S. 4. Wer sollte den *Grad* der Andacht bestimmen, die Gemeinde selbst oder der Liturgus? — S. 4. Einmal: gegen die Gemeinde gewandt! — Zweytes Mal: gegen den Altar gekehrt! Drittes Mal: zur linken Seite des Altars! — Viertes Mal: zur rechten Seite des Altars! — immer ohne hinlänglichen Grund vorgeschrieben — denn das Umkehren gegen das Crucifix oder gegen die Bibel müsste gar nicht Statt finden, wenn es ein Grund seyn sollte. — Wenn man doch unseren Luther einmal hören wollte: „Wir lassen die Messgewande; Altar und Lichter nachbleiben, bis sie alle werden, oder uns gefällt, sie zu ändern. Wer aber hier anders will fahren, lassen wir geschehen, aber in der rechten Strasse, unter eitel Christen müsste der Altar nicht so bleiben, und die Priester sich immer zum Volke kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahle so gethan hat. — Nu das erwarte seiner Zeit." — S. 6. „Ein dir geheiligtes Priesterthum!" Wenn ist das evangelische sogenannte Priesterthum Gott insbesondere geheiligt?

Doch man erlaube dem Recensenten ein paar Fragen: Warum ist die Frage und Antwort von der Schlüsselgewalt der Priester überhaupt S. 17 eingerückt, und warum sind im Nicänischen Symbolum S. 22 die Worte: *Eine heilige apostolische Kirche* gross gedruckt? Warum ist S. 13. 14 das Bussgebet, das doch für jedes Mal gleich ist, — so eingerichtet? — Dass der Liturgus oder der Prediger mit der Gemeinde das heil. Abendmahl S. 31. 32 jedes Mal geniesset, so oft er es austheilt, dawider hat Rec. nichts, wohl aber gegen die vorgeschriebene Austheilungsformel. Dagegen hat die durch die Liturgie von 1805 vorgeschriebene S. 487, welche die allgemeine der jetzt vereinigten Reformirten und Lutheraner ist, wohl ihre Schwächen, aber auch ihre Vorzüge, da sie die Worte Jesu wiederholt. Wozu dient ferner die Erwähnung des Judas und des Mörders zur Rechten Jesu, in der Collecte am Gründonnerstage? — Wozu S. 47 und 50 in der vierten Collecte am Charfreytage, die alle hinter einander gebetet oder gesungen werden müssen, die Erwähnung der Muhamedaner, Juden, Irrgläubigen und Ungläubigen? — Anstatt der Collecten am 25. 26. 27 Sonntage nach Trinitatis soll, wenn diese einfallen, — wohl, weil in dem Jahre die am 4. 5. 6 Sonnt. nach Epiphanias nicht gefallen sind, — der Liturgus diese letzten nehmen, welche doch auf den Inhalt der Evangelien nicht passen; oder passen etwa alle Collecten nicht auf die Evangelien? Das letzte scheint ziemlich der Fall zu seyn. — Daher man wohl lieber andere anrathen möchte, falls der Prediger selbst nach Epistel oder Evangelium keine zu machen versteht.

Was sollen die langen Geschichten der Feste an ihren Tagen als an dem Gründonnerstage, dem Charfreytage, und dem grossen Sabbath oder dem ersten Ostertage? Alle sind aus den Kirchenvätern genommen und alle sehr lang.

Noch beschenkt der Vf. Russland mit Festtagen, da es bis jetzt deren schon genug hatte. S. 179 mit dem Gedächtnissfeste aller Apostel, S. 182 dem Engelfeste, S. 206 der kirchlichen Einweihung aller Wöchnerinnen, welche zwar noch auf den finnischen Dörfern, vielleicht auch auf den lettischen oder esthnischen, aber nicht mehr in den deutschen Kirchen üblich ist. Auf die Fragen nach dem dreyfachen Glauben der Einzusegnenden S. 22 weiss auch Rec. nichts weiter zu antworten, als den Glauben an die heil. Dreyeinigkeit; doch kann er wieder hiemit die Antwort des Liturgen nicht reimen. Ueberhaupt ist dieser Artikel zu lang und daher nicht kräftig. — Ganz unnöthig ist wohl der dreyfach erhöhete Act der Kirchensühne; denn trotz des Beyspiels, das der Vf. in den Anmerkungen giebt, wird diess nur eine unnöthige Vorschrift, das Werk selbst aber nur an wenigen Orten möglich, und da, wo es möglich ist, ein *opus operatum* bleiben. S. 265. Obwohl viele *Ordinandi* das apostolische Symbolum aus wahrhafter Ueberzeugung beten? — S. 310. Ob wirklich in *keiner* lutherischen Kirchenagende, wie hier gesagt wird, das Capitel von Weihung der Glocken zu finden ist? — Rec. übergeht die Frage, warum der ganze Psalter hier auf mehr als 110 Seiten abgedruckt worden. Nicht aber kann er übergehen, dass die Hymnen zur Erbauung eines Sterbenden S. 459—464 zu lang und nichts sagend sind, als z. B. S. 463 V. 3: Wer kann schildern deine Freuden? S. 469. Sollte das Urtheil des Vfs.: „Gerade diese Unwissenden sind die frechsten Urtheiler über Kirchenwesen und kirchliche Gebräuche", nicht auf mehrere passen, als er selbst wollte?

Rec. übergeht alle Anmerkungen des Vfs., so sehr sie auch als S. 474 gegen Martin Luther, S. 479. 481. 487. 493. 494. 502 gegen die vermeinten Neologen gerichtet seyn mögen; er erinnert nur, dass von einem lutherischen Prediger der Aberglaube an die Unverwüstbarkeit des Wassers vom Tauffeste Christi auch durch den heil. Chrysostomus nicht aufgehoben werden müsse, viel weniger der Glaube durch *Marheinike* S. 499, nicht über Blattereinimpfung und Hornviehseuche zu predigen, so wie überhaupt, den Beynamen protestantische Kirche zu bestreiten, welcher der einzige ist, wenn noch den Evangelischen als solchen der Name Kirche gebühren sollte.

N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 1.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

MÜNCHEN u. LEIPZIG, b. Friedrich Fleischer: *Vjása.* Ueber Philosophie, Mythologie, Literatur und Sprache der Hindu. Eine Zeitschrift von Dr. *Othmar Frank.* I. Bandes II u. III Heft. 1830. 168 S. 4.

Indem wir uns auf die in den Erg. Bl. 1829. No. 61 und 62 enthaltene Anzeige des ersten Heftes beziehen, sind wir hier einer weiteren Auseinandersetzung der Reichhaltigkeit und Gediegenheit, des Zweckes und der Quellen dieser Schrift überhoben, und haben nur den Inhalt im Allgemeinen, sowie einzelne wichtige Momente insbesondere, anzugeben. Wir können es wohl im Namen Mehrerer offen aussprechen, dafs das Ausbleiben dieser Zeitschrift von 1826 bis 1830 ein Stocken besonders im Gebiete der indischen Philosophie veranlafste. Zwar fehlte es nicht an einer Menge von Schriften über Sanskritphilosophie, aber keine möchte wohl den Sanskritkenner ganz befriedigen. Man hat diesem schwierigen Gebiete alterthümlicher Forschungen einen gewissen Glanz nach Aufsen zu verschaffen gesucht; dadurch haben aber einige Deutsche der Sache selbst mehr geschadet, als genützt, weil noch nicht *alles Gold* ist, was glänzt. Man hat heutzutage die Ueberzeugung gewonnen, dafs man der Sprache kundig seyn müsse, wenn man über Denkmäler schreiben will, welche durch eine alte Sprache an die Nachwelt überliefert worden sind. Weil aber so viele Unberufene über Sanskrit schrieben, so ward diefs der Grund, dafs grofse Philologen auf diesen vortrefflichsten Theil antiker Philologie misstrauisch geworden sind. Mit Ungeduld die Fortsetzung des *Vjása* erwartend, wunderten wir uns, was wohl der Grund einer so langen Verzögerung seyn möge. Aber wenn der Kenner diese schwierige Leistung vor sich nimmt, so wird ihm klar, welche Zeit und Mühe dieselbe erfodern muſste, die das Gepräge des Horazischen *nonumque prematur in annum* auf jeder Zeile trägt. *Franks Vjása* fährt fort, seine Lieferungen unmittelbar aus den ächtesten Sanskritquellen zu schöpfen. Nichts ist dagegen leichter, als aufserhalb der Quellen der indischen Literatur allgemeine Resultate zu ziehen, und so etwas zu sagen, das einen indischen Anstrich hat; aber der Kenner wird die Schwierigkeit einsehen, welche die Aufstellung der indischen Philosophie aus reinen Quellen hat, einmal wegen der Schwierigkeit der Sprache selbst, die sich in alten philosophischen Sanskritschriftstellern so veralteter, in neueren philosophischen Schriften aber so ausserordentlich zusammengesetzter Worte von ganzen Sätzen bedient, deren Auflösung noch manche Willkühr gestattet. Ferner wird eine allseitige Belesenheit der Sanskritschriftsteller gefodert, weil nicht nur eigentliche Philosophen, die gröfstentheils Commentatoren sind, sondern auch Dichter, Gesetzgeber und die Väden besonders zum Theil studirt seyn wollen, um zwischen sich widersprechenden abgeleiteten Philosophemen aburtheilen zu können. Dann ist aber auch noch besonders wichtig, dafs man die Geschichte der Philosophieen des Alterthums und der neueren Zeit in ihrem organischen Zusammenhange kenne, also im eigentlichen Sinne Philosoph sey. Diese Anfoderungen finden wir nun in diesem Werke vollkommen erfüllt, und so tritt sie uns als Prüfstein des Aechten oder Unächten anderer nach ähnlichem Zwecke strebender Schriften über Sanskritliteratur überhaupt, und der philosophischen Systeme insbesondere, auf. Nur dieses könnten wir noch von dem Herausgeber einer so wichtigen Schrift fodern, dafs er nebenbey auch die von Anderen aufgestellten Leistungen anführte, besonders aber ihre häufigen Irrthümer bekämpfte; und dazu hätte *Frank* reichliche Gelegenheit gehabt. Die Unterlassung dieser Anfoderung ist einem Schriftsteller, der in einem Gebiete Bahn zu brechen, die Richtung anzugeben, und die Finsternifs zu verscheuchen hat, weniger zu verzeihen. Zwar ist es eines anerkannten Schriftstellers unwürdig, sich in die Polemik zu versenken; auch fällt der Betrug schon durch lichtvolle Darstellung der Wahrheit bey unbefangenen Sanskritkundigen; aber die classischen Philologen haben das Recht, von einem Schriftsteller, wie *Frank*, zu fodern, dafs er auf das Einseitige, Irrige und dem Sanskrit Fremde geradezu aufmerksam mache. Ebenso hätte *Frank* auch auf die gelungenen Arbeiten Anderer hinweisen sollen, da ihm dieses wahrhaftig keinen grofsen Raum versperrt hätte.

Wir gehen zum Inhalte dieser Zeitschrift selbst über: *Ueber den wissenschaftlichen Gehalt der Sanskritliteratur, Literatur der Sanskritphilosophie* im ersten Hefte, und Fortsetzung derselben im IIten und IIIten Hefte. — Was hier über diese Materie erscheint, ist sichtbar die Frucht grofser Vorarbeiten und vielseitiger Forschungen. Die verschiedenen Entwickelungsmomente des Hinduismus erscheinen hier in einem Zu-

sammenhange unter sich und mit vielem Aeusseren, wie sie wohl noch nicht erkannt worden sind. Der verdienstvolleste *Colebrooke* hat eigentlich doch nur Materialien geliefert, die mehr als Aggregat, ohne inneren Zusammenhang, erscheinen. Vorerst berührt der Vf. die einzelnen philosophischen Systeme im Allgemeinen; dann geht er, sich über dieselben verbreitend, sie einzeln durch. Im 1sten Hefte wird die Haupteintheilung der Väden in den höheren Zweig vom *Wissen*, und in den vom *Handeln*, berührt, und als wichtiges Moment für die Hauptunterschiede der Systeme und Secten nachgewiesen. Kaum scheint ein späteres System dem Wesen nach höher gestiegen zu seyn, als das Vädantische, unter welcher veredelten Form die übrigen auch auftreten mochten. Schon im ersten Hefte wurde *Sānkhja* Zahlenlehre (von *Sankhjā* Zahl) als Erforschung und Aufzählung der verschiedenen Naturgründe, wozu vorzüglich *Dshnāna höheres Wissen* und *Sannjāsa Hingebung* verlangt wird, aufgestellt. *Kapila* ist Stifter dieser alten Lehre, die auch *Samīkshā Sammtanschauung* heisst. — Eine 2te Lehre, die des *Patandshali*, fodert zur vorigen noch *Joga*, *Einigung*, nimmt die Existenz des allgemeinen Geistes, *Īsvara*, an, und verlangt auch Hingebung vermittelst der Werke, *Karmajoga*, weshalb dieser *Sānkhja* auch *Saesvara*, der mit *Īsvara*, zum Unterschiede von dem des Kapila, welcher *Nirīsvara*, *ohne Īsvara*, heisst. — Ein anderes philosophisches System, das des *Gotama*, wird *Njāja* genannt — Einstimmung des Unterschiedenen in die Einheit des Begriffes — Schluss — Logik und Dialektik mit Metaphysik, auch genannt *Anvikshakī*, vermitteltes Sehen, und *Tarkvidjā*, gelehrte Discussion. In vielen Stücken von dieser Lehre abweichend ist die des *Kanāda*, *Njāja Vaisaeshika* (von *Visaesha*, Unterschied) genannt. — Rec. glaubt, dass beide Systeme sich dadurch ergänzen, dass das erste mehr logisch-metaphysisch, — so dass man das System des Aristoteles darin zu finden glaubte, — letztes aber mehr physisch ist. — Das aus den Väden zunächst hervorgegangene System heisst *Vaedānta*, oder *Vaedānta Mimānsā*, dessen Titel den Inhalt: *Erforschung der Geistesorganisation*, angiebt, und dessen Zweck die Einleitung klar ausspricht. Diese Einleitung hat uns der Vf. im 1sten Hefte S. 37 durch Mittheilung und wörtliche Uebersetzung des Originals leicht zugänglich gemacht. Nach der Eintheilung der Väden zerfällt diese Lehre in 2 Theile, in *Dshnānamīmānsā* oder *Uttaramīmānsā*, die das *Wissen*, und in *Karmamīmānsā*, oder *Purvvamīmānsā*, die das *Handeln* zum Gegenstande hat. Die erste höhere hat *Vjāsa* zum Stifter, ist theoretisch und praktisch zugleich, oder hebt vielmehr diese Unterschiede auf. Die *Karmamīmānsā*, die den *Dshaimini* zum Stifter hat, fodert auch noch *Werke*, *Gaben*, *Opfer*. Von *Sānkhja* und den Väden sind die Lehren des *Buddha* abgeleitet; aber so wie die Väden den *Īsvara*, den lebendigen Geist, als Grund aller Dinge annehmen, so nahm *Buddha* die abstracte *Leere*, *Sūnja*, das *wesenlose Nichts*, als Grund aller Dinge an, und ward dadurch Gründer einer spitzfindigen Metaphysik, die den Väden entgegen stand. — Der *Dshainismus* (von dem Heiligen *Dshina*) ist wesentlich vom Buddhismus dadurch verschieden, dass erster eine ewige Existenz des Universums, dieser Welt in ihrer feineren Organisation, annimmt; vom Vädantasystem aber dadurch, dass der *Dshainismus* gleich dem *Buddhismus* den *allgemeinen Geist* verwirft. Eine ganz von obigen verschiedene Lehre ist die der *Vaisēshiken*. An diese Systeme schliesst sich noch an ein ganzes Heer von besonders mehr materialistischen, falschen dialektischen und sophistischen Systemen. — Nachdem der Vf. sich auch in diese letzten Systeme eingelassen hat, geht er zu den einzelnen Systemen selbst über, und beginnt mit dem *Sānkhja*-Systeme des *Kapila*. Vorher finden wir aber von S. 45 des ersten Heftes an die hauptsächlichsten Werke aufgezählt, in welchen dieses System berührt wird, nämlich das Sankhjasystem des Kapila und des Patandshali: 1) *Sānkhjapravatshana*, Darstellung der Sankhjawissenschaft, in 6 Lectionen, die dem Kapila selbst zugeschrieben werden. 2) Eine Erklärung dieser unter dem Titel: *Kapilasānkhjapravatshanabhāshja* vom *Vidshnāna Bhikshu*. 3) Eine kleine Abhandlung *Kārikā* von *Īsvara Krishna* mit 3 Scholiasten. 4) *Sānkhjasāra*, Wesen des Sankhja, von *Vidshnāna Bhikshu*. 5) *Tattvasamāsa*, Begriff der Principien der Dinge. 6) *Rādshavārttika*, Bemerkungen über die *Sutren* oder Lehrsätze des Kapila. 7) *Sangraha*, ein Inbegriff der Sankhjalehre. — Die Sankhjalehre des *Patandshali* ist vorzüglich enthalten in dessen Werk: *Jogasastra*, oder *Sānkhjapravatshana* genannt, in 4 Theilen, deren Inhalt unser Vf. weiter aus einander setzt. Eine Erklärung dieses Werkes unter dem Titel: *Patandshalabhāshja* wird sogar dem alten Weisen *Vjāsa* zugeschrieben. Ausserdem führt Hr. *Frank* noch *Rādshamārttanda* und *Patandshalisūtravritti* als Commentare an.

Die weitere Entwickelung obiger Systeme selbst ist auf die Sanskritoriginalien gebaut, und folgt diesen strenge; daher nicht leicht eines Auszuges fähig, weshalb wir nur die Hauptmomente nach unserem Bedünken ausheben wollen. — Nach *Kapila* soll Geistesbefreyung, das höchste Gut — *Moksha* — nur durch *Wissen* (*Vidjā*), nämlich durch Unterscheidung des *Geistes* (*Atman*) von der davon ewig *verschiedenen Natur* (*Prakriti*), erlangt werden. Die Natur selbst ist unerschaffen, ewig, in sich ohne Theile u. s. w. Das mächtige, alles hervorbringende Naturprincip (*Mahattattva*) wird auch *Naturvernunft* (*Buddhi*) genannt. Diese tritt unter 3 allgemeinen Qualitäten (*Guna*) auf: *Tamas*, Naturtrieb, *Sattva*, Substanz, *Radshas* Mischung der beiden ersten. Der Grund des *äusseren Selbstbewusstseyns*, aus dem sich das *Ich* absondert (*Ahankara*), ist der Grund der Selbstsucht. Von da aus verbreitet sich der Vf. über die 5 einfachen Gründe der 5 Elemente (*Tanmātrāni*), über die 5 äusseren Sinnesorgane (*Buddhīndrijāni*), und über die 5 Thätigkeitsorgane (*Karmandrijāni*), als Stimme, Hände, Füsse u. s. w. Der innere Sinn (*Manas*) ist Centralkraft für die Sinnes- und Bewegungs-Organe. — Ausser den 4 bekannten Elementen wird hier noch von einem 5ten, vom *Aether*

(*Akâsa*), gesprochen. Jedes Element hat eine Verwandtschaft zu einem der 5 Sinne. Die Ordnung der Elementenevolution ist: Aether, Luft, Feuer, Wasser, Erde. Von allen diesen bis jetzt angeführten Naturprincipien muss der *Geist Atman*, der ohne Natureigenschaft (*Guna*) ist, unterschieden werden. Wenn aber der *Geist* einen Leib annimmt, so wird er *Seele*, *Dashin*, *Saririn*.

In dem 2ten *Hefte* wird ausführlich von dem *Sankhja* des Kapila mit besonderer Beziehung auf Entwickelung der Lehren der Dshainen und Bauddhen gehandelt. Nach gründlicher Untersuchung und sorgfältiger Vergleichung folgert der Vf., dass Kapila einer blinden, sich selbst bewusstlos entfaltenden Natur, welche wahrnehmende Geister absolut voraussetzt, den *Geist* als allein unabhängig von der *Natur*, ohne ein heraussetzendes productives Princip, bloss als ein *Abstractum*, welches der Natur gegenüber sich passiv fühle, und so reines Bewusstseyn habe, gegenübergestellt hat. Da beide Principien, das der Natur und das des Geistes, sich einander fremd bleiben, so muss in diesem Systeme der Natur wohl sehr Hohes zugeschrieben werden, was nur von der Natur eines Geistes zu begreifen ist. Der Gegensatz aber von dieser Naturhöhe, die aus sich selbst Naturvernunft, Leben und Verstand herausbildet, ist die Lehre der Bauddhen, welche die naturlosen Geister des Kapila als überflüssig verwirft, und Kapilas Natur als das absolute geistlose *Leere* (*Sûnja*), aus dem erst das Geistige entspringen soll, bestimmt. Diese Leere wird hier als *Abstractum* gesetzt; alles Uebrige als *Schein*; die sich äussernde Natur selbst als *Täuschung*. Aber diese Leere darf weder als gleich dem unbestimmten *Seyn*, welches dem *absoluten Geist* angehört, noch als das eigentliche *Nichts* und als das wahrhaft *Leere* begriffen werden; sondern diese *Leere* ist die *leere Stelle* des absoluten Geistes (*Paramâtman*). Diese wichtige Lehre entwickelt der Vf. in einer langen Note sehr klar, wobey er nicht sowohl auf den späteren und abgeleiteten, sondern auf den ursprünglichen Buddhaismus Rücksicht nimmt. — Im Leugnen des *Geistes* ist den Buddhaisten die Einigung (*Joga*) nicht Einigung mit dem Geiste, wie bey den Brahmanen, sondern mit dem innerlich Materiellen, und in höchster Stufe mit dem *Leeren* (*Sûnja*). Merkwürdig ist ganz besonders das Verhältniss des Buddhaismus zur Weltgeschichte, nachdem derselbe sammt seinen Anhängern durch die entgegengesetzte Lehre der Brahmanen vom *Geiste* aus Indien verdrängt wurde.

Das *Sankhja* des *Patandshali* stellt den *Geist* (*Âtman*) schon als *Herrn* (*Isvara*) über die Natur auf, aber noch immer mit grosser Energie der Natur. Die *Dshainen* gingen noch weiter, als *Patandshali*, indem sie die höhere Energie der Natur ganz aufhoben; aber sie erhoben die Natur wieder dadurch, dass sie den *Isvara* des Patandshali brechend, neben ihr eine Vielheit lebendiger Geister (*Dshivah* —) setzten. Diesen Gang in die Aeusserlichkeit, den man von dem Sankhja des Kapila bis zu den Dshainen wahrnimmt, hält unser Vf. für im Vernunftgesetze gegründet. Als der mehr materielle Dualismus der Dshainen und der noch verklärte der Bauddhen herrschte, liessen sich zwey Richtungen zum Aeussersten annehmen; denn bey den Bauddhen verflüchtigte sich alles in den abstract persönlichen Geist (*Sûnja*), statt in den absoluten Geist (*Âtman*); in der Richtung der Dshainen ging alles in eine *geistlose* äussere Natur, und erstarrte in der materiellen Objectivität. Am Extreme der Bauddhen stehen die *Pantsharatren*, auf dem der Dshainen die *Tsharvaken*, *Lokajatiken* u. s. w. Die Lehren beider Extreme hat der Vf. mit beständiger Anführung der Original- und abgeleiteten Quellen mit grösster Vollständigkeit und Gründlichkeit durchgegangen. — Das wichtigste aller indischen Systeme ist: *Brahmamîmânsâ* oder *Vaedanta*, welchem der Vf. eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat. Er behandelt es mit besonderer Rücksicht auf den gleichmässig hervortretenden Inhalt der Mythologie und ihrer Darstellungen durch Sculptur und Architektur. — Die Väden, oder das Wissen des absoluten Geistes (*Âtman*), enthalten die Entwickelung der verschiedenen Momente des *Brahmum* selbst. Bevor der Vf. auf die verschiedenen Darstellungen des *Brahmum* in den Väden übergeht, handelt er von dem Wesen des Brahmum. Zu diesem Behufe schickt er eine Uebersicht des *früheren Cultus der Natur in den Väden* voraus. Diese Einleitung, die ein fortlaufender Commentar an der Seite der reichlich mitgetheilten Originalstellen ist, liefert die unmittelbaren Beweise für den früher vorhanden gewesenen Cultus der geistigen Substanz. Diese höchste Substanz, dieses ungetheilte Seyn, war der *absolute Geist*, der in unmittelbarem Wissen und Gefühl geschaut werden musste. Aber diese hohe Lichtobjectivität verdunkelte sich bey der weiter fortschreitenden Ausbildung. Zur Bestätigung dieser Ansicht hat der Vf. den Inhalt der Väden nach einem alten berühmten Sanskritwerke — *Nirukta* — gegeben. Aus den fast den Context verdrängenden Originalstellen mit getreuer Uebersetzung wird nur Eine Gottheit, der *Grosse Gott*, aufgestellt; aber die 3 nächsten Gottheiten sind nur dargestellte Momente dieses Einen Gottes, *Agni*, *Vaju* und *Sûrja*. — Das *Brahmum* als Wesen, das *Om* (von A + U + M) als dessen göttlicher Dreylaut, die 3 Momente des Brahmum als seine Einheit in Natur und Sprache, und die Nothwendigkeit des Vädastudiums zur Einigung mit dem absoluten Geiste, sind durch 18 ausgewählte Sloken, und ferner noch durch zahlreiche Stellen aus Manus Gesetzbuch, die uns der Vf. in Original und Uebersetzung mitgetheilt hat, aus der reinsten Quelle entwickelt worden. Mit Beziehung auf *Bh. Gîta* und durch Anführung vieler Stellen aus Manu fährt der Vf. fort, uns den früheren Vädencultus in lebendiger Anschauung vorzuführen. Da aber eine grosse Menge Material aus den Sanskritoriginalien in wissenschaftlicher Ordnung zusammengestellt ist, so sehen wir uns in diesem Abschnitte ganz besonders genöthiget, unsere Leser auf diese ausgezeichnete Schrift selbst hinzuweisen, um dieselben gleichsam in das Centrum der Geistesorganisation des alten Hinduis-

mus einzuführen. — „*Bemerkungen über das Brahma:* Brahma ist das an sich Seyende, absolute Selbstbewusstseyn, die allvermögende reale, noch unaufgeschlossene Subjectobjectivität, das grosse Drey in Einem, und das Eine in Drey, und begreift das durch *Jadshna* fruchtbar gemachte *Karma*, die That in ihrer Idealität. Den Anfang macht überall das Einfache, und was sich herausbildet, musste nothwendig zuvor im Centrum gewesen seyn. Die Vädantaphilosophie bildet aus den Väden das System der successiven Entwickelung aus, von der Einheit der Natur und des Geistes ausgehend, und beides in den *absoluten Geist* zurückbildend. Die Grundbestimmungen des Brahma, welches diesem Systeme zu Grunde liegt, sind: durch dasselbe (Brahma), als der geistigen Substanz, soll der Widerspruch versöhnt werden; das Brahma ist das absolut Seyende, das als Einzelwesen Nichtseyende, das Geistige, das seine Subjectivität und Objectivität zugleich in sich hat. Aber das Nichtseyende ist nicht die Leere (*Sûnja*) der Bauddhen, denn in dem absoluten Geiste ist der Stoff, wie die Form, Zeit und Ewigkeit, vorgebildet, folglich ist in ihm das *Sat* wirklich *Asat*, und das *Asat* ist in ihm *Sat*. Da alles Individuelle in diesen Geist zurückgebildet wird, so hat es Fortdauer, die es nicht hätte, wenn es nicht in denselben zurückgebildet würde. Daher kann auch bey den Bauddhen keine Fortdauer der Einzelwesen seyn, weil eine ursprüngliche geistlose Natur gesetzt wird; ihnen musste deshalb freylich alles als Täuschung ihrer *Maja* erscheinen." — Nach dieser Entwickelung des Wesens des Brahma geht der Vf. auf die herrschenden indischen Lehren über: *wie dieses Brahma die Natur aus sich gestalte, wie sich die Potenzen der Welt mit dem Uebrigen daraus entwickeln.* Wir bewundern die grosse Belesenheit, die nüchterne und klare Auffassung des im Originale liegenden Sinnes, und die dem Vf. eigene Gabe, mit der er die Originalstellen aus den besten Quellen, besonders aus dem sich so treu an die Väden haltenden Manu, so zusammengestellt hat, dass der Originaltext selbst ohne viele Erklärung, und ohne alle fremde Selbsteinmischung, die Entwickelung der geistigen Substanz des Brahma darstellt. Nicht nur von Manus Gesetzbuch und der *Bh. Gita*, sondern auch vorzüglich von dem Scholiasten des Manu, *Kullûka*, ist reichlicher Gebrauch gemacht worden. Dieser Abschnitt entwickelt folgende Puncte ausführlicher: *Brahma* das Unbestimmte, Unentzweyt (*Abhaedan*); es ist sein Seyn, *causa sui*, *Svajambhû* durch *Denken* und *Wollen* nur setzt der absolute Geist das *Daseyn*; als Welthervorbringer hat er erst die Gestalt des Unaufgeschlossenen, *Avjakritarûpa*; das aufgeschlossene *Viele* wird Objectivität des *Geistes* selbst, das Substantielle ist selbst in ihm geistig; unter den Unaufgeschlossenen werden auch die noch in der Gestalt der substantiellen Einheit bestehenden Momente begriffen: die 5 wesentlichen oder substantiellen Organe der Naturvernunft (Sinne), und die 5 Aeusserungsorgane, das Leben, der innere Verstand, des bewusstlose Selbstsetzende. Diese Momente bilden in geistiger Form die objective Seite, oder den Leib des *höchsten Geistes* — *Lingasarira*. Da dieser Leib noch das Unaufgeschlossene ist, so wird er nach Manu selbst Geist — *Atman* — genannt; auch der *Geschöpfe Geist* *Bhûtâtman* — in der Welt dargestellt — *Lokasiddhi*. Auf dem Wege der Aufschliessung oder Differenzirung des Vielen aus dem Einen in der Natur (*Prakriti*, Aufschliessung, Vorwirkung) treten folgende Potenzen auf: der Naturmächtige *Mahân* (Naturvernunft) von diesem kommt der Selbstsetzende (*Ahankâran*) durch welchen Brahma selbst bestimmt heraustritt (*Avasthita*). *Ahankara* ist das *Ich*, des Stoffes und dessen Ursache mächtiger Herr. Von diesem sind weitere Herausbildungen die 5 substantiellen Momente, d. h. die geistigen Weltprincipien — *Tanmâtrâni*, die vom Aether anfangen. Von diesen 5 substantiellen Momenten entstehen dann die 5 mächtigen Elemente (*Mahâbhûtâni*), und so geht dann die Herausbildung durch Differenzirung immer weiter. So ist denn wirklich nach Manu in allen Wesen der Geist, und alle Wesen sind im Geist, und so wäre nun die Natur nicht von Brahma verschieden. Der *Mahan*, der *Ahankara* und die 5 *Tanmâtrâni* werden von Manu wirkliche Geister genannt, die mit grosser Productionskraft ausgerüstet, durch Ineinsbildung ihrer Verleiblichungen stark sind. Diese Momente sind aber das Unvergängliche, woraus natürlich das Vergängliche hervortreten muss.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Hartmann: *De carditide infantum Commentarius.* Auctore *Frid. Aug. Benj. Puchelto*, Philos. Medic. et Chirurg. Doctore, Pathologiae et Therapiae Prof. P. O., nec non instituti clinici medici Directore designato etc. 1824. 56 S. 8. (8 gr.)

Rec. glaubt noch jetzt auf diese interessante Abhandlung über Herzentzündung bey Kindern das ärztliche Publicum aufmerksam machen zu müssen, da diese Krankheit bisher fast ganz unbeachtet geblieben ist, und auch die Handbücher über Kinderkrankheiten sie selten erwähnen. Für die Möglichkeit ihres häufigeren Erscheinens spricht schon der Grund, dass das Herz gerade in den früheren Evolutionsperioden eine nicht unbedeutende Rolle spielt, und deshalb um so mehr diesem Krankheitsprocesse ausgesetzt seyn muss, da es auch alle übrigen Organe sind, welche zu dieser Zeit ihre vorzüglichste Ausbildung erhalten.

Hn. *Puchelt* gebührt daher der Dank der Aerzte, dass er einen so wichtigen Gegenstand in der Pathologie des Kindes aufgehellt hat. Nach Aufzählung seiner eigenen Beobachtungen, die durch die beygegebenen Sectionsberichte gerechtfertigt sind, geht er zu denen anderer Aerzte über, untersucht die Aetiologie, und giebt das erste vollständige Bild dieser Krankheit nebst Diagnose und Behandlung, das Hr. Dr. *Meissner* in seinem Handbuche über Kinderkrankheiten recht gut zu benutzen gewusst hat.

D. M. V.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

München u. Leipzig, b. Friedrich Fleischer: *Vjâsa.* Ueber Philosophie, Mythologie, Literatur und Sprache der Hindu. Eine Zeitschrift von Dr. *Othmar Frank.* I Bandes II und III Heft u. s. w.

(Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem 3ten *Hefte* beginnt die *Entwickelung der Manas*, d. h. *des Verstandes des Brahmâ und seiner Sphäre, nach Vâdanta in Manu's Gesetzbuch.* In einer Note bemerkt der Vf.: „Im Verlaufe wird sich zeigen, wie *Manas*, der Verstand, im *Buddhi*, der Vernunft, seine Reinheit und concrete Einheit finde; zwischen dem und der mächtigen Naturvernunft eben der Verstand vermittelnd ist.“ — „Als nämlich *Brahmâ* zur *Vernunft* erwacht war, erhob er seinen eigenen Verstand zur Schöpfung der drey Welten. — Er stellte dem Objectivgewordenen das Allgemeine, Subjective, gegenüber, und ward durch ihr Zusammenwirken productiv — und so ist er aller Entstehung werkzeugliche Ursache.“ Dieses sind die Hauptsätze in dieser Abtheilung des Werkes. Wie in Buddhi alle Verhältnisse des Manas sind, so geht auch die Eigenschaft jedes Vorausgehenden in jedes Folgende im Ganzen ein. „Demnach kommt dem Aether die Eigenschaft des Lautes zu; der Luft die des Lautes und Gefühls; dem Lichte die des Lautes, Gefühls und der äusseren Form (Gestalt); dem Wasser die des Lautes, des Gefühls, der Gestalt und des Geschmacks; der Erde die des Lautes, Gefühls, der Gestalt, des Geschmacks und des Geruchs.“ — „Mit Manas bringt Brahmâ die abgesonderten Dinge, bestimmte Formen der Sprache und That, der Zeit und Natur, der Intelligenz und Sittlichkeit hervor.“ *Vom Manas im Einzelnen und von seinen Verhältnissen.* Die Grundschöpfung geschah schon mit Absicht auf die Verstandesschöpfung der einzelnen Individualitäten, so dafs in der ganzen animalischen Welt bis zum Menschen in jedem Einzelnen eine eigenthümliche geistige Aeufserungsweise durch eigenen Thatwillen ausgedrückt ist. Zur näheren Bestimmung des *Manas* geht der Vf. S. 127 noch einmal auf den Ursprung des *Manas* zurück, und leitet dasselbe von dem noch die Welt in sich verschlossen haltenden *Ahankâra*; er zeigt, dafs eben der *Ahankâra*, nachdem er die Urprincipien — *Tanmâtrâni* — und die inneren Organe hervorgebracht hat, auch den Verstand Manas, der jene Hervorbringungen subjectivirt und objectivirt, zum Bewufstseyn entlöfst. Von dem Manas aus werden die übrigen geistigen Thätigkeiten nach den Originalquellen entwickelt, als der *Trieb* und die *Begierde*, der *Wille* u. s. w., und die Verhältnisse dieser geistigen Richtungen zur *Freyheit*, *guter* und *böser That*, *Lust* und *Schmerz* u. s. w. *Mythologische Beziehungen auf den Trimûrtti, und die 2te Potenz desselben, den Siva.* Die Mythologie der Hindu, als rein brahmanisch, ist den Vâden eingebildet, und stimmt ganz mit den Vâden, dem Gesetzbuche des *Manu*, mit dem *Mahâbhârata*, *Râmâjana* u. s. w. überein. Der Vf. bestimmt zuerst den *Trimûrtti* näher, und geht dann auf das *Manas* des *Siva* über, dem die Auflösung, *Pralaja*, beygelegt wird. Durch eine logisch consequente Tabelle gewährt er uns einen Ueberblick des *Trimûrtti* in allen ihren Beziehungen, und somit der urthümlichen rein brahmanischen, kosmopanischen Mythologie. — Wir verweisen auch hier wieder auf die tiefe und gründliche Untersuchung der urthümlichen Mythologie in dieser Zeitschrift selbst. Wir müssen gestehen, dafs zu unserer Ueberraschung die Urmythologieen, in ihren einzelnen Beziehungen und in ihrer ausgedehnten Verzweigung in dem brahmanischen Lehrgebäude, genauen Zusammenhang und philosophische Bedeutung haben. Wir würden eine solche Darstellung für ein tiefes, selbstausgedachtes System gehalten haben, wenn nicht der Vf. sich so strenge an die Originalien gehalten hätte, dafs er dieselben auch nicht einen Augenblick aus den Augen verlor, ja nicht einmal, um alle fremde Einmischung zu verbannen, die Ausdrücke und Terminologieen der neueren Philosophie, sondern die mit einer glücklichen Wendung aus dem Original in das Deutsche übertragenen Sanskritausdrücke selbst benutzte, so dafs dadurch die ganze Darstellung durch Neuheit gewinnt, und sich zugleich bey strenger Wissenschaftlichkeit auf dem alt-indischen Standpuncte erhält. Der letzte Theil dieses Heftes enthält Untersuchungen über *Siva* als *Trimûrtti* zu *Elephanta* und *Illôra*; Beziehung der alten Bild- und Bau-Werke der *Dshainen* und *Bauddhen* auf den *Siva*; Bemerkungen über die Ausbreitung des Sivacultus, das Alter der Sivatempel, die Spuren der Göttertempel und Bilder in Manu.

Dieser Theil der Untersuchungen, so tief er auch ist, bleibt doch in der Deutung der individuellen Willkühr überlassen. Zwar gestehen wir gerne, dass auch in dieser Beziehung unser Vf. nicht leicht übertroffen werden möchte, und zwar aus dem Grunde, weil er die plastischen Darstellungen den schriftlichen Denkmälern analog deutet; aber so schön auch dieses schöne Gebiet von irgend einem Schriftsteller behandelt werden mag, evidente Beweise der mythologischen Evolution wird weder eine plastische Darstellung, noch auch seine sinnigste Deutung liefern, denn das todte Bild ermangelt der beredten Zunge der originalen Schrift. Doch sey dem Vf. auch unser Dank für seine klare und der Schriftsprache der Indier nahe kommende Darstellung in diesem Gebiete gezollt!

Besonders müssen wir noch auf den Umstand aufmerksam machen, dass diese Schrift wegen ihrer reichlichen Originalstellen, die wörtlich treu ins Deutsche übersetzt sind, vorzüglich noch den Zweck erfüllt, dass sie dem Anfänger ein willkommenes Erleichterungsmittel in Erlernung der Sanskritsprache wird, da, *Bopp's Nalus* ausgenommen, solche treue Uebersetzungen selten sind. Mit Ungeduld erwarten wir die Fortsetzung dieser gediegenen Arbeit, gerade in einem Gebiete, in dem sonst so viel gefaselt wird. Eine solche Arbeit, wie die vorliegende ist, sollte billig den der Sanskritsprache und Sanskritphilosophie Unkundigen einen Wink geben, nicht nur ihre unberufenen Hände von der Behandlung der indischen Philosophie und Mythologie abzuziehen, sondern selbst sich nicht einmal an die Uebersetzung von philosophischen Sanskritoriginalien zu wagen.

Die Reinheit der Sanskritschrift in diesem Werke, und die mathematischen Verhältnisse der Sanskrittypen, worauf man bey der Devanagarischrift so sehr zu sehen hat, sind bis jetzt noch unübertroffen.

R.

THEOLOGIE.

Rotweil, in der Herderschen Buchhandlung: *Freymüthige Blätter über Theologie und Kirchenthum.* Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung herausgegeben von einer Gesellschaft. 1830. 8. I Bandes 1 Heft. VIII u. 136 S. 2 Heft. S. 136—270 (Preis von 3 Heften, welche einen Band, d. h. einen Jahrgang, bilden, 2 Rthlr. 9 gr.)

Die Herausgeber beabsichtigen „ein freymüthiges Blatt, das, ohne den Grundsätzen des wahren Katholicismus etwas zu vergeben, der Aufklärung auf dem Gebiete der Wissenschaft das Wort redet, gegen die immer weiter um sich greifende, gewaltige Reaction, gegen Verfinsterung und Fanatismus; das die illiberalen Grundsätze des Ultramontanismus und Monachismus ohne Rücksicht auf örtliche und persönliche Verhältnisse angreift, wo sie sich zeigen; ein Blatt, das die von den Ultrablättern oft schwer angegriffenen Freunde des Lichts in Schutz nimmt, das der Leerheit und Oberflächlichkeit unserer Tage entgegenarbeitet, und die Blössen der Vielschreiber ohne Schonung aufdeckt, das den Katholicismus gegen die Angriffe der Andersdenkenden nicht durch Schmähungen und Uebertreibungen, sondern durch Gründe, die aus dem Inneren des Systems und aus der Wissenschaft genommen sind, vertheidigt, aber nicht gegen jeden unberufenen Schreyer, nicht gegen jene unwissenden Polterer, die von seinem System und seinen Doctrinen urtheilen, wie der Blinde von der Farbe.“ Wir hoffen mit den achtungswürdigen Herausgebern, dass ein solches Blatt in unseren Tagen unter den Katholiken (und Protestanten) zahlreiche Freunde finden werde, und wünschen durch unsere Anzeige bey den Liberalen beider Confessionen möglichst viel dazu beyzutragen.

In der Ueberzeugung, dass Namen nichts zur Sache thun, und jedem Mitarbeiter die Nennung seines Namens freylassend, verschweigen die Herausgeber wenigstens vorläufig ihre Namen, behalten sich vor, vielleicht später hervorzutreten, und empfehlen am Schluss der Vorrede ihre gute Sache den Freunden der Aufklärung, der Wahrheit und des Lichtes, deren Beyfall ihnen gewiss nicht entgehen wird.

Der Inhalt der einzelnen Hefte zerfällt in vier Hauptabschnitte. I. *Abhandlungen.* In den beiden bis jetzt erschienenen Heften finden wir deren zusammen *drey*, und zwar: 1) Ueber die Eigenschaften eines zweckmässigen, für unsere Zeiten passenden Rituals, von Dr. *Fridolin Huber*, Pfarrer zu Deisslingen; 2) Beantwortung der Frage: Ist es wahr, dass die neuere Zeit bekanntlich die Kirche arm gemacht habe von *Demselben*; 3) über die Ansichten des Herrn Abbé *de la Mennais* von dem Verhältniss zwischen Kirche und Staat (anonym). Die erste dieser Abhandlungen unterwirft das *rituale* und *benedictionale Constantiense* einer ernsten Prüfung. Sie verlangt zwar Aeusserliches beym Gottesdienste, aber sinnvolles, einfaches (der Vf. glaubt bey der katholischen Feier des Abendmahls des Heilandes verweisende Worte zu hören: „habe ich das Abendmahl so eingesetzt, und so zu feiern befohlen, wie ihr es feiert? Ich erinnerte an Bescheidenheit und Demuth, aber hier sehe ich nichts von diesen Tugenden“). Wort und Ceremonien sollen im innigsten Einklang stehen, und darum auch die Landessprache gebraucht werden. vgl. 1 Cor. XIV. 14—19 u. *Orig. adv. Cels.* VIII. *synod. Constant.* §. 9 Tit. 9. Im 9ten §. wird bewiesen, dass die Einführung der Volkssprache mit den Tridentinischen Beschlüssen nicht in Widerspruch stehe, und auf *Sess.* 24. c. 7 hingewiesen. Im 10ten §. vindicirt der Vf. den Bischöfen das Recht, das *rituale* zu ändern. §. 12 wird an Beyspielen gezeigt, wie Ritus und Wort zu verbinden, und §. 13 nachgewiesen, dass im Ganzen die bisher übliche Form bestehen könne. Von §. 16 an behandelt der Vf. die Benedictionen, in ihrer alten Gestalt oft eine grässliche Gotteslästerung, im Sinn und Geist des Vfs. geübt, zur herzlichsten Andacht erhebend. Mit Recht behauptet er, das Ritual und Benedictionale sey mehr

aus der [illegible] als aus der reinen und milden Lehre des Evangeliums genommen. Möchte die Bitte des Vfs. an die deutschen Bischöfe um ein Mal in seinem Geiste Erhörung finden! Möchte auch bey uns Protestanten endlich die Ueberzeugung allgemein werden, dass zum Gottesdienste so gewiss äusserliches nothwendig sey, als wir selbst nicht rein geistige, sondern aus leiblichem und geistigem Stoffe zusammengesetzte Wesen sind! Vgl. *Reuss* Neue evangelische Kirchenagende u. s. w. Gotha 1824.

In der 2ten Abhandlung wird zwar zugegeben, dass die einzelnen Oberen nicht mehr die überschwenglichen Einkünfte früherer Jahrhunderte haben, allein auch bewiesen, dass sie gerade durch ihre Reichthümer und Macht ihrem wahren geistlichen Berufe entfremdet worden seyen. Zugleich wird gelehrt, dass die Einkünfte des Klerus auch nach den schon vorgenommenen Reductionen ansehnlich genug sind; und wir Protestanten würden hinzusetzen, dass sie im Verhältniss zu unserem Klerus noch viel zu hoch seyen. Uebrigens sieht Rec. mit Sehnsucht der Zeit entgegen, in welcher sowohl die protestantische als die katholische Kirche aus ihrer Abhängigkeit vom Staate zur Freyheit hervortreten, und wenigstens zur freyen Ausübung ihrer Gesellschaftsrechte gelangen wird. Dann dürfte auch bey den Protestanten wieder ein fast ganz untergegangenes kirchliches Leben entstehen. — Aber der Vf. beweist noch weiter, dass durch Aufhebung oder Beschränkung der Domstifter, Collegiatkirchen und Prälaturen der zeitliche Wohlstand der Kirche nicht abgenommen, sondern zugenommen habe. Ueberzeugend! Ebenso, dass die niederen Geistlichen würdiger gestellt seyen.

In der 3ten Abhandlung (der einzigen des 2ten Heftes) wird die bekannte Schrift des *Abbé de la Mennais; des progrès de la revolution et de la guerre contre l'eglise;* Paris 1829, beleuchtet. Jetzt ist, wenigstens für die nächste Zukunft, in Frankreich nichts mehr von Hn. *Mennais* zu fürchten. Der wahre Liberalismus hat über des Vfs. Sophismen den glänzendsten Sieg errungen.

Der zweyte Hauptabschnitt eines jeden Heftes enthält kleinere Aufsätze. Im ersten Hefte steht ein einziger: Bemerkungen über die Umtriebe gegen das philosophische Collegium in Löwen; im zweyten finden sich vier: 1) Bedürfniss von Synoden, 2) über die sogenannten Reservationsfälle, 3) über das Examen *pro cura animarum*, 4) über das Breviergebet. Sie sind fast durchaus so frey und ernst gehalten, dass auch der Protestant viel aus ihnen lernen kann, und dass unwillkührlich der Wunsch sich uns aufdrängt: Möchten die Vff. gehört werden!

Die dritte Abtheilung enthält Recensionen. Nur um ganz allgemein den Geist dieser Beurtheilungen zu bezeichnen, heben wir aus S. 201 aus, dass *Troxlers* Beweis, „dass der Kirche selbst nicht die Macht zukomme, die Enthaltsamkeit in der Form des ehelosen Standes durch ein Gesetz, und natürlich noch weniger mit Gewalt, weder einzuführen, noch zu erhalten," vortrefflich (was er auch wirklich ist) genannt wird.

Die vierte Hauptabtheilung trägt die Ueberschrift: *Intelligenzblatt*. Es enthält verschiedenartige Notizen, bald literarischen, bald allgemeineren Inhaltes. Besonders werden Uebersichten der neuesten theologischen Literatur geliefert, und der Wasserstand derselben als sehr niedrig bezeichnet. Ausgezeichnet wird die Thätigkeit des preussischen Ministeriums für die Wissenschaften, welche bey jeder Gelegenheit hervortritt. Kirchlicher Unfug wird gerügt, und vorzüglich die Intoleranz mancher katholischen Zeitschriften und der Kapuziner zu Essen gezüchtigt. Auch Berichtigungen mancher unter den Protestanten verbreiteter Ansichten über katholischen Glauben und Lehre werden gegeben. Unter anderen lehrt S. 266 gegen *Krug* in Leipzig, dass die Kirche (die katholische) den Geistlichen kein Gelübde der Ehelosigkeit abnimmt, sondern nur durch ein disciplinäres, also widerrufliches Gesetz zur Pflicht macht. Die lächerlichen neumodischen Titel, z. B. *christliche Halieutik*, *Keryktik* u. s. w., werden persiflirt. Ist denn, fragen die Herausgeber, die theologische Schulsprache noch nicht barbarisch genug? S. 272 ff. werden einige lächerliche Beyspiele von katholischem Aberglauben erzählt, und mit Reflexionen begleitet: „Warum wirkt man denn nicht endlich in allem Ernste dahin, das Heidenthum aus unserer Religion zu entfernen, das Volk über den wahren Werth der Bilder in unseren Kirchen und die Absicht ihrer Aufstellung aufzuklären, und es zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, und zur Verehrung der Heiligen im ächten Sinne" (welcher ist der ächte Sinn??) „der katholischen Kirche, die nie dem Holz oder Stein eine Kraft zugeschrieben, nie gelehrt hat, dass die Heiligen aus sich uns etwas helfen", (also doch etwas helfen) „oder dass Gott das Bittgebet an einem Orte lieber und schneller erhöre, als (an) dem anderen, anzuleiten?"

Freylich eine ganz fleckenlose Reinheit der Ansicht darf man nicht verlangen. — Aber des Guten, des Vortrefflichen ist in dieser neuen Zeitschrift so viel, dass wir die kleinen Spuren kirchlicher Befangenheit, die sich hie und da offenbaren, gerne übersehen wollen. Mit Freuden rufen wir den Herausgebern die Worte Luthers zu: „Ich bitte für euch, habe gebeten und will bitten: zweifele auch nicht, ich sey erhört, denn ich fühle das Amen in meinem Herzen. Geschieht nicht, was wir wollen, so geschieht doch etwas, was besser ist, als jetzo."

Das Aeussere ist ziemlich anständig. Kleine Provinzialismen, z. B. *Kultkösten* und Aehnliches, wünschen wir in Zukunft vermieden.

H. C. M. R.

Leipzig u. Sorau, b. Friedrich Fleischer: *Handbuch zur Erläuterung der biblischen Geschichte und Geographie für Volksschulen und forschende Bibelleser*, mit besonderer Rücksicht auf die von dem Verfasser herausgegebene biblische Geschichts-

charte. Bearbeitet von dem Schulvorsteher D. *Hornung*. 1825. XVIII u. 292 S. 8. (12 gr.)

Wenn man in unserer Zeit einen so hohen Werth auf das Lesen und Erklären der heil. Schrift in Volksschulen legt, und dieselbe allen Ständen überhaupt als das *Buch aller Bücher* so eifrig wie irgend jemals empfiehlt: so ist es, wenn anders daraus nicht weit mehr Nachtheil als Gewinn hervorgehen soll, den Volkslehrern wie allen Bibellesern unter den Laien nothwendig, eine gründliche Kenntniss jener Zeiten und Orte sich vorerst zu verschaffen. Ohne Zweifel in Erwägung dieses Bedürfnisses unternahm der Vf., der schon 1821 eine, Rec. jedoch unbekannt gebliebene, *biblische Geschichtscharte* lieferte, und einen *kurzen* Leitfaden zum Gebrauch derselben hinzuzufügen versprach, diese ausführlichere Bearbeitung, die neben so manchen vortrefflichen Leistungen dieser Art, z. B. von *Röhr*, *Jahn*, *Rosenmüller* u. a., keinesweges als überflüssig erscheinen kann, indem sich diese Werke grösstentheils entweder ausschliesslich auf Palästina beschränken, oder ihres Endzweckes wegen nicht für Volksschulen und den Laien geeignet sind, die Bibelglossarien aber, selbst der *Dinter*'schen und *Funk*schen Ausgaben, aus leichtbegreiflichen Gründen nicht hinreichen können, den in der Geschichte, Geographie und Archäologie weniger Bewanderten alle nöthigen Aufschlüsse zu geben. Indem Hr. *H.* nach *Keils* wohlbegründeter Ansicht nicht bloss das eigentliche Palästina, sondern das Morgenland überhaupt, in den Bereich seiner Darstellung zieht, geht der Zweck derselben dahin: 1) *eine historisch-geographische Darstellung aller Länder und Reiche, in welchen die Vff. der heil. Schriften des A. und N. T. und die Personen, von welchen bey ihnen die Rede ist, lebten und wirkten*; 2) *eine Uebersicht der natürlichen Beschaffenheit des Morgenlandes im Allgemeinen, und Palästinas insonderheit*; 3) *eine Schilderung der Morgenländer in allen Beziehungen* zu geben. Da es sich hier nicht um eigene gelehrte Forschungen und neue Resultate, sondern lediglich um Auswahl und Darstellung des auf erstem Wege bereits Gewonnenen, und durch Mehrheit der Stimmen als gewiss oder wahrscheinlich Angenommenen, handelt: so kann es hier nicht an seinem Orte seyn, in eine ausführliche kritische Würdigung einzugehen; Rec. begnügt sich daher mit der Versicherung, dass der Vf. nicht ohne Beruf und eine lobenswerthe Bekanntschaft mit den wichtigsten älteren und neueren Untersuchungen und Ergebnissen auf seinem Gebiete, sowie mit einer im Ganzen glücklichen Auswahl, an sein Werk gegangen und nur selten etwas Wichtiges übersehen, etwas Unhaltbares und Problematisches als ausgemacht aufgestellt, oder bedeutende Lücken gelassen habe. So berücksichtigt er z. B., nachdem er im 1sten Abschnitte die Begriffe des Morgenländers von der Gestalt der Erdkugel u. s. w., dann von den geographischen Massen der Alten, anderen Massen, ältesten Kauf- und Tausch-Mitteln, Zeitrechnung der Orientalen und besonders der Hebräer das Wichtigste beygebracht, im 2ten Abschn. von dem Paradies u. s. w., die vornehmsten Meinungen der Gelehrten, und tritt endlich der Meinung bey, „dass die vier Hauptströme des Paradieses in nicht zu grosser Entfernung von einander gelegen haben; denn 1) die beiden uns bekannten Flüsse Euphrat und Tigris liegen sich nicht nur nahe, sondern vereinigen sich auch; 2) der Gichon soll das Land Cusch (Mohrenland), worunter man überhaupt die heissen Südländer versteht (*Buttmann's* älteste Erdkunde des Morgenlandes S. 39), umfliessen; 3) nach Moses ausdrücklicher Beschreibung, Cap. 2, 10, sollen die vier Hauptströme aus dem Fluss des Paradieses gespeiset werden; 4) das vom Pischon umflossene Land Chavila wird 1 Sam. 15, 7 der Wüste Sur von Aegypten gegenübergestellt. Die Zeit mag jedoch den Lauf dieser Ströme geändert haben, wesshalb eine zuverlässige Nachweisung derselben unmöglich bleibt." Ja, der Vf. möchte oft und in verschiedener Hinsicht eher zu viel als zu wenig geben. Und eben desshalb, und weil manche Kenntnisse vorausgesetzt werden, welche sich bey denjenigen Lesern, für welche diese Arbeit zunächst bestimmt ist, als Lesebuch in Schulen und für Kinder, nicht finden, müssen wir die durchgängige Brauchbarkeit desselben um so mehr bezweifeln, da bey aller Popularität das Buch selbst durch das Streben nach einer gewissen Gründlichkeit viele dem kindlichen Gemüthe nicht genugsam ansprechende Partieen besitzt. Inzwischen möchte Rec., auch wenn diess nicht der Fall wäre, schon aus allgemeinen Gründen nicht dafür seyn, indem theils dadurch anderen Unterrichtsgegenständen zu viel Zeit abgebrochen werden müsste, theils in den Volksunterricht eine gewisse nachtheilige Einseitigkeit sich einschleichen würde, die nur dadurch vermieden und unschädlich gemacht werden könnte, wenn man die Geschichte, Geographie, Archäologie *überhaupt* vortrüge, was bey dem niederen Standpuncte unzähliger unserer Volksschulen, wie nicht minder der grossen Unfähigkeit so vieler Lehrer, vor der Hand noch nicht ausführbar ist. Desto mehr aber darf Rec. dieses Buch als Hand- und Hülfs-Buch erwachsenen Bibellesern, sowie fleissigen und gewissenhaften Lehrern, empfehlen, denen es bey Lesung der heil. Schrift und der Vorbereitung zum Religions- und Geschichts-Vortrag derselben, in Verbindung der vorhin erwähnten Geschichtscharte, um so bessere Dienste leisten wird, da der Vf. dasselbe mit einem guten Register versehen hat. Doch werden dieselben wohlthun, vor dem Gebrauche nach dem angehängten Verzeichnisse die vielen Druckfehler, die dasselbe verunstalten, auszumerzen.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MEDICIN.

Bremen, b. Heyse: *H. M. J. Desruelles*, Dr. d. Med., Wundarztes am Militärhospitale für den Unterricht zu Val-de-Grâce, Mitgliedes der medicinischen Nacheiferungsgesellschaft zu Paris u. s. w., *Abhandlung über den Keichhusten nach den Grundsätzen der physiologischen Lehre verfasst.* Eine von der medicinisch-praktischen Gesellschaft zu Paris am 26 August 1826 gekrönte Schrift. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Gerhard von dem Busch*, Dr. der Med. und Chirurg., ausübendem Arzte zu Bremen u. s. w. 1828. XIII u. 316 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit allgemeinen historischen Betrachtungen beginnt diese Abhandlung, unter denen uns gleich der Irrthum begegnet, dass der Keichhusten schon bey Hippokrates gefunden werde. Eine ausführliche Widerlegung dieser auf falsche philologische Deutungen gegründeten Meinung giebt *G. Fischer* in seiner Dissertation über den Keichhusten (Würzburg 1829) S. 8—11, daher wir sie hier übergehen. Ferner führt der Vf. dieselben Ansichten für das Alter dieser Krankheit an, wie *Danz*, ohne ihn jedoch zu nennen, dass nämlich die ätiologischen Momente für dieselbe zu allen Zeiten erschienen seyn müssten u. s. f., was gleichfalls *Fischer* widerlegt hat. Der Vf. bemüht sich, Keichhustenepidemieen in alten Chroniken zu finden, aber vergebens, da dort nur die *Influenza* erwähnt wird, die er doch nicht wohl mit Keichhusten verwechseln kann, so gern er es möchte, um seine Meinung geltend zu machen. Das Jahr 1414 bleibt demnach immer noch der Zeitpunct des ersten Auftretens unserer Krankheit. Dann folgen einige allgemeine pathologische Betrachtungen, sowie die Synonymik, die der Uebersetzer noch vervollständigt hat, mit der vorläufigen Bemerkung, dass der Vf. die Krankheit *Broncho-Cephalitis* genannt wissen möchte. Diese Benennung beruht auf seiner Ansicht vom Keichhusten, nach welcher er nichts Anderes seyn soll, als eine mit einer Hirnreizung complicirte Bronchitis, und zwar so, dass die Entzündung der Bronchien immer das primäre, die Hirnreizung aber das consecutive Leiden wäre. Ehe er zum Beweise seiner Ansicht schreitet, führt er die verschiedenen Meinungen aus verschiedenen Zeiten auf, die er sämmtlich vom Standpuncte seiner eigenen aus kritisch zu beleuchten sich bemüht, wobey er eine dem Franzosen ungewöhnliche Belesenheit und Bekanntschaft mit den Schriften des Auslandes zeigt. Hierauf folgt seine Erklärungsweise dieser Krankheit. Gegenwärtig verfährt man in Frankreich mit der Medicin auf ähnliche Weise wie früher bey uns: wenn man eine Krankheit sich nicht zu erklären wusste, machte man ein Fieber daraus; die Franzosen sehen jetzt, wie bey uns zu *Marcus* Zeiten, nichts als Entzündung. Sie ist jetzt ihre Lieblingsidee, und nur ihre Anhänger werden gekrönt.

Zuvörderst müssen wir bemerken, dass Hr. *Desruelles* die Logik bey Durchführung seiner Ansicht etwas verlässt. S. 70 sagt er: „Es leuchtet nur zu sehr ein, dass der Keichhusten keine einfache Bronchitis ist.“ Gleich darauf S. 71 heisst es: „So lange die Bronchitis einfach ist, hat der Husten durchaus nichts Besonderes,“ und S. 101 wird in dem Capitel „von den Affectionen, die den Anfällen des Keichhustens vorausgehen“, zuerst die „einfache Bronchitis“ symptomatologisch abgehandelt. Der Keichhusten ist also keine einfache Bronchitis, aber eine einfache Bronchitis ist der *Introitus ad pertussim.* Diese Ungereimtheit bedarf keiner näheren Erörterung. Wenn die Bronchitis, wie es sicher ist, und der Vf. selbst S. 67 bey Vergleichung derselben mit dem Keichhusten nachweist, eine so selbstständige Krankheit ist, so giebt sie auch diese ihre Selbstständigkeit nicht auf, um im Dienste des Keichhustens ein Vorläufer zu seyn. Darüber sind wohl die Beobachter ebenfalls einig. Demnach fehlt der Vf. gleich im Eingange der Auseinandersetzung seiner Ansicht. Er sagt ferner: „die organische Ursache des Keichhustens und der Anfälle desselben hänge nicht von einer primären Verletzung der Zwerchfellsnerven, der Lungen- und Magen-Nerven, des *nervus recurrens* und der *nervi splanchnici* ab.“ Auch daran hat Rec. noch nicht geglaubt; dass aber diese Gebilde eine wichtige Rolle in der Krankheit spielen, scheint hiemit zugestanden zu seyn. Der convulsivische Husten konnte weiter unter den bisherigen Verhältnissen noch nicht entstehen; er entsteht aber, sobald die Hirnreizung auftritt, unter deren Einfluss dann das Diaphragma, die bey der Exspiration thätigen Muskeln, die Glottis, der Larynx, die hintere Haut der Bronchien und der hintere Gaumenvorhang krampfhaft ergriffen werden.

Wie tritt aber diese Hirnreizung auf? Erst sagt der Vf., dass die oben genannten Nerven nicht primär verletzt würden, und darüber sind wir mit ihm einverstanden; S. 76 aber heisst es, dass „diese Nerven nur für Leiter der Hirnreizung" zu halten seyen. Wenn also diese Nerven nicht primär, sondern secundär ergriffen werden, so kann diese Hirnreizung durch die Leitung dieser Nerven nur tertian erfolgen; welche Organe spielen denn eine grössere Rolle in einer Krankheit, die secundär oder die tertian ergriffenen? In der Frage liegt die Antwort, da es ausgemacht pathologisch richtig ist, dass der nähere leidende Theil einen wichtigeren Einfluss auf den Verlauf der Krankheit hat, als der entferntere. Wo bleibt jetzt die *Broncho-Céphalite?* Und weiter: die Hirnreizung ist durch Congestion bedingt; so oft aber Congestion zum Hirn erfolgt, folgt Husten, der mit dem Nachlassen und Aufhören der Congestion nachlässt und aufhört. Diese Congestion setzt also aus, und warum? Der Vf., der so streng physiologisch zu Werke gehen will, geht über die Entstehungsweise dieser Congestion hinweg, vermuthlich, weil sie nicht für seine Meinung passt. Dass während eines so heftigen Hustenanfalles, wie er bey Pertussis vorkommt, der Blutumlauf gehemmt wird, dass dadurch der normale Rückfluss des Blutes aus dem Gehirne gestört ist, ja der Zufluss desselben durch den heftigen Lungenkrampf dahin noch vermehrt werden muss, welches dann nach abgelaufenem Paroxysmus mit derselben Gewalt zum Herzen zurückströmt, als es während desselben in seinem Gange aufgehalten wurde, ist eine bekannte Sache; und wenn so tertian Gehirnreizung während des Anfalles und nach demselben Herzklopfen entsteht, so ist der Grund davon so leicht einzusehen, dass man unmöglich verführt werden kann, die Folge für die Ursache zu halten. Diess können nur Laien thun, die deswegen diese Krankheit den blauen Husten nennen. Ja die Erklärungssucht des Vfs. ist damit noch nicht zufrieden. Er sagt ferner: Folge des Hustens ist vermehrte Schleimsecretion, dadurch hervorgerufen, dass die Schleimbälge und Schleimdrüsen, die vorzüglich in dieser Krankheit ergriffen sind, gereizt werden. Wir haben also neben der Hirnreizung auch noch eine Reizung der Bronchialschleimbälge und Drüsen! Der Schleim häuft sich in den letzten Endigungen der Bronchien an, verhindert so das Eindringen der Luft, und auf diese Weise entsteht Husten. Also neben der Hirncongestion noch eine Ursache des Hustens! Beide müssen zusammentreffen, wenn ein Paroxysmus entstehen soll. Der Vf. hat den Einfluss der Nerventhätigkeit auf die Secretion unberücksichtigt gelassen; nicht der Husten, sondern die ihn veranlassende perverse Action der Respirationsnerven übt ihren Einfluss auf die Secretion in dem Lungenorgane, und wir haben nie gesehen, dass z. B. bey alten Hämorrhoidarien, bey denen das Leiden bekanntlich auch auf den Respirationsschleimhäuten sein Spiel treibt, wo dann oft eine Ansammlung eines sehr zähen Schleimes Statt hat, dieser einen solchen Hustenanfall erzeugt hätte. Er ist nur mechanischer Reiz, der aber das Organ nie so tief ergreifen kann, dass er eine solche Erscheinung zu Stande brächte. Demnach möchten wir beynahe an Verwechselung von Ursache und Wirkung bey unserem Vf. gewöhnt werden. Er will endlich seine Meinung noch durch die Erfahrungen aller Zeiten unterstützen, welche auf Hirnerscheinungen, wie Kopfweh, Erleichterung durch Nasenbluten u. s. f., hinweisen. Die Unstatthaftigkeit dieses Beweisgrundes darzuthun, haben wir nicht nöthig, da sie zu sichtbar ist.

In der Symptomatologie wird von dem Vf. erst im Allgemeinen bemerkt, dass die gewöhnliche Eintheilung in Stadien in der Natur der Krankheit nicht begründet, und dass dieselbe nur durch die Willkühr der Autoren gebildet werde; und doch sagt er, im ersten Stadium trete die einfache Bronchitis auf, im zweyten geselle sich zu derselben die einfache Hirnreizung, und im dritten verliere die Reizung des Hirns und der Bronchien ihre Kraft. Die offenbarsten Widersprüche! Also einfache Bronchitis ist das erste Stadium, wird aber nicht als solches bezeichnet! Wo findet sich bey Keichhusten in diesem Stadium, das nach unserem Vf., aber nicht nach anderen Beobachtern, sogar öfter fehlt, jener stechende oder brennende oder stechendbrennende Schmerz, wie ihn die Bronchitiskranken bezeichnen, unter dem *Manubrio sterni*, der sich tiefer nach Unten, selten nach beiden Seiten, meist nur nach einer hinzieht? Er ist doch ein charakteristisches Zeichen, das aber bey Keichhusten noch Niemand beobachtete. Rec. hat wenigstens in zwey starken Epidemieen weder davon etwas gehört, noch es selbst gefunden. Dass die Symptome dieses Stadiums ganz den physiologischen Charakter der Katarrhe an sich tragen, bezweifelt in Deutschland kein Arzt. Das 2te Stadium wird complicirte Bronchitis genannt, und unter zwey Abtheilungen abgehandelt, 1) als Tracheo-Bronchitis, 2) als Bronchitis, mit einer sympathischen Reizung des Hirns verbunden. Nach dem früher Gesagten müsste die Hirnreizung alles Böse stiften, jetzt ist sie sympathisch, und trägt nichts mehr dazu bey! Es wird noch der Keichhustenanfall beschrieben, die Resultate der Anwendung des Stethoskops in dieser Krankheit mitgetheilt, und der Verlauf angegeben. Was über den intermittirenden Typus unserer Krankheit nach *Rosenstein's* und des Uebersetzers Beobachtungen gesagt wird, ist irrig aufgefasst, da dieser Fall nur bey herrschendem *Genius epidemicus intermittens* beobachtet wird, der allen anderen Krankheiten sein Gepräge aufdrückt, wie Rec. selbst erfahren hat. Eben so irrig sagt der Vf., dass der Ausbruch von Geschwüren die Krankheit nicht schwäche; wir haben in einer Epidemie von 1827 nach dem Erscheinen von häufigen Furunkeln am Thorax die Krankheit schnell abbrechen sehen.

Wie die Sectionsberichte lauten, lässt sich vermuthen. Der Vf. theilt nur zwey mit, die er selbst machte; die übrigen sind entlehnt. Auf das Gehirn wurde dabey die Hauptrücksicht genommen, begreiflicher Weise, damit er sehen konnte, was er sehen wollte. Und doch wurde, fast ohne alle Beobachtung,

sogleich eine Theorie gebaut. Das Beste hat noch der Uebers. hier beygefügt. — Bey der Aetiologie erwähnt der Vf. des Alters, und läfst besonders das zarte Kindesalter ein prädisponirendes Moment seyn, und zwar wegen der eigenthümlichen Modification des Cerebralsystems in dieser Periode; wir aber sagen: wegen der eigenthümlichen Entwickelung der Sprachorgane in dieser Zeit, daher das Leiden mehr ein evolutionäres zu nennen ist, da wichtige Veränderungen im Larynx hier Statt haben. Bey den Complicationen wird die mit Encephalitis angeführt, wahrscheinlich eine Verwechselung mit *Hydrencephalus acutus*, den Rec. öfter sah, und der aus leicht begreiflichen Gründen sich dazu gesellen kann. Ferner wird noch Pneumonie genannt, und ihr Ausgang in *Pneumophthisis*, aber nicht *tuberculosa*, wie der Vf. meint, und die Rec. nur noch Masern sich entwickeln sah, sondern *ulcerosa*; dann Pleuritis mit dem Ausgange in Exsudation, Croup, Gastroenteritis, woran wir aber nicht glauben, sondern nur an die eigenthümliche *Gastritis infantum*, eine Neurophlogose, welche Krankheitsfamilie besonders gern sich zu Keichhusten gesellt. Das Verhältnifs des Keichhustens zu den Exanthemen ist zu oberflächlich berührt. Ausgänge, Eintheilung und Prognose sind die folgenden Gegenstände der Abhandlung.

Was die Contagiosität unserer Krankheit betrifft, so stellt sie der Vf. in Abrede, wie es überhaupt den Franzosen eigen zu seyn scheint, die Contagien zu bezweifeln. So haben sie das Syphilis-, das gelbe Fieber-Contagium bestritten, das doch gewifs außer allen Zweifel gesetzt ist. Hierin mag der Grund liegen, wie der Vf. zu einer so unrichtigen Ansicht vom Keichhusten gelangen konnte. Da er die Contagiosität nicht annahm, so war ihm die Krankheit ein Räthsel, das er lösen zu müssen glaubte, und zwar um einen Preis, den die medicinisch-praktische Gesellschaft zu Paris dafür ausgesetzt hatte. Er sagt: „Im Keichhusten beobachtet man nicht, dafs irgend eine Materie, die fähig ist, das Contagium zu erzeugen, aus dem Körper ausgeschieden wird, man müfste denn als solchen den Schleim, der am Ende der Anfälle ausgeleert wird, betrachten." Und dafs hierin der Ansteckungsstoff enthalten sey, wird ihm nicht einleuchtend. Gewifs hätte er auch das epidemische Vorkommen weggeleugnet, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Dafs ein eigener Zustand der Atmosphäre, charakterisirt durch schnelle Sprünge von Kälte zur Wärme, viel freyes Wasser, also nebliche, feuchte Luft, starke elektrische Spannung derselben, Winde von Nord nach Südwest, — die Epidemie herbeyführt, zeigt die Erfahrung; und dafs fast jede Epidemie, wenn sie es noch nicht ist, contagiös werden kann, ist eben so bekannt. So verhält es sich auch mit unserem Keichhusten. Er steigert sich zum Contagium, dieses keimt ausschliesslich auf der Respirationsschleimhaut, erscheint entweder als Gas, dessen Träger dann die Luft ist, oder als tropfbarflüssig, dessen Träger der Bronchialschleim ist, und dieses Contagium nimmt nun von der Keimstelle aus seine Richtung zum Nervensystem, und zwar zum *Ramus recurrens vagi*, *phrenicus* und den Nerven des Larynx, als den ihm nächsten, geht aber nicht zum Hirne oder Rückenmarke. Diefs ist die richtige naturhistorische Ansicht von dem Keichhusten, der unserem Vf. so viel Mühe machte. Dafs wir das Contagium darstellen sollen, kann nicht verlangt werden, weil es unmöglich ist; dafs es aber vorhanden sey, davon haben uns und viele andere Aerzte die zwey Epidemieen, die wir 1827 und 1829 beobachteten, hinlänglich überzeugt. Dafs der Schleim der Träger eines Contagium seyn kann, ist auch erwiesen, und so wäre Hr. *D.* auch in dieser Beziehung widerlegt. Dafs der Keichhusten den Menschen nur einmal im Leben befällt, ist gleichfalls durch die Erfahrung bestätigt; der Vf. will aber wegen einzelner Beobachtungen daran zweifeln. Pathologisches Gesetz indessen bleibt es; und finden seltene Ausnahmen davon Statt, so kann man diese leicht als Ausnahmen vom Gesetze betrachten, deren manche in der Physiologie, wie in der Pathologie, vorkommen. Den Schlufs des pathologischen Theils machen Zusammenstellungen über die relative Tödlichkeit dieser Krankheit.

Die Therapie ist sehr weitläuftig abgehandelt (von S. 109 bis zu Ende des Werkes). Die verschiedenen Mittel, welche vorgeschlagen wurden, unterliegen hier einer Prüfung. Der Vf. klagt dabey über die oft sehr falsche Behandlungsweise der Aerzte, die nur auf falsche theoretische Ansicht gebaut sey (??). Seine Behandlung bezweckt als Prophylaxis Verhinderung einer Bronchitis, dann Behandlung der Bronchitis, wenn dieselbe schon vorhanden ist, und dabey Verhinderung des Hinzukommens von Hirnreizung; den zweyten Theil bildet die Behandlung der Hustenanfälle, und den dritten die der Complicationen. Dafs Antiphlogose dabey die Hauptrolle spielt, ist vorauszusehen; wenn aber der Vf. glaubt, er stelle hier etwas Neues auf, so ist er irrig. Ihm scheint diefs zu seiner Theorie zu passen; wir aber wufsten recht gut, welchen Erfolg diefs Heilverfahren bey Keichhusten mit synochalem Charakter habe, wo wir es eher anwandten, als wir Hn. *D.* kannten, und wie entbehrlich es sey bey dem erethischen Charakter; wufsten auch, in welchem Stadium es indicirt ist. Die empirischen Mittel sind alle einzeln abgehandelt.

Für die Uebersetzung eines solchen Werkes darf der Uebersetzer keinen besonderen Dank in Anspruch nehmen; er suchte denselben vielleicht auch nur bey den Franzosen, da er derselben Gesellschaft, die ein solches Werk krönen konnte, seine deutsche Uebersetzung gewidmet hat.

M. R.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Commentatio medico-practica de morbis intestini caeci et de dignitate hujus visceris pathologica in dijudicanda passione colica et iliaca*, auctore *Ludolfo Herrmanno Unger*, Med. et. Chir. Doct., celsissimo comiti de Solms-Wildenfels a consil., reg. praefecturae Wiesenburgensis in provincia Saxoniae montana et dy-

nastiae Wildenfelsensis medico publico cet. 1828. VI u. 69 S. 8. (8 gr.)

Wir finden hier eine Zusammenstellung des Wenigen, das bisher einige Aerzte über die pathologische Bedeutung des Blinddarms erfahren, vermuthet und zerstreut mitgetheilt haben. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die pathologische Bedeutung des Unterleibes, des Herdes der meisten Krankheiten, und des *Tractus intestinalis* besonders, giebt der Vf. dessen pathologisch wichtigsten Theile, die *Cardia*, den *Pylorus*, das *Intestinum coecum* mit dem *Processus vermiformis* und den *Anus*, mit allgemeinen Bemerkungen darüber, und wendet sich dann zu seiner Aufgabe.

Nach Mittheilung des Bekannten über die Anatomie und Physiologie des Blinddarms wird die Pathologie desselben abgehandelt. Sie beginnt mit den Dysmorphen, wie sie bey Neugebornen beobachtet worden sind. Wir übergehen dieselben, da sie anderwärts schon abgehandelt sind, besonders in den Handbüchern der pathologischen Anatomie und einzelnen Abhandlungen, z. B. *A. Schaefer de canali intestinali a prima conformatione in plures partes diviso etc.* Würzb. 1825. Hierauf folgen die Krankheiten des *Coecum*, wie man sie bey Erwachsenen beobachtete.

Zuerst ist von der Entzündung die Rede, wobey sich der Vf. mit Recht wundert, dass, da jetzt die Entzündungen der einzelnen Partieen des Darmkanals so genau diagnostisirt werden, man noch nicht die *Coecitis* (*sit venia verbo!*) unterschieden habe. Er geht die einzelnen partiellen Entzündungen des Darms diagnostisch durch, weist nach, wie man diese wirklich genau bestimmt habe und bestimmen könne, und erörtert dann ebenso die acute Entzündung des *Coecum*, für die er Aetiologie, Symptomatologie, Verlauf und Cur kurz, aber ganz richtig angiebt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die nicht uninteressante Schrift selbst. Bey der chronischen Entzündung aber herrscht ziemliche Verwirrung. Der Vf. stellt hier drey Species auf, und benennt als die erste den Uebergang der acuten *Coecitis* in die chronische. Von der zweyten aber sagt er, dass sie mehr ein symptomatisches Leiden sey, und doch zählt er dieses als 2te Species der chronischen *Coecitis* auf. Was wird hier eigentlich für ein Zustand gemeint? — Es betrifft jene Affection des *Coecum* bey Typhen, die erst in unseren Tagen durch die Bemühungen eines *Schönlein*, *Puchelt* genauer erkannt wurde. Der Vf. ist ganz kurz, und sagt, aus Mangel an Plasticität des Blutes bey Typhösen könnten die Theile um so leichter gangränesciren, ja vielleicht treten solche organische Veränderungen erst nach dem Tode ein. Bedenkt aber Hr. *K.* den bestimmten Verlauf der Typhen, die nachtheiligen Folgen einer Störung dieses gesetzlichen Verlaufs, z. B. durch ein unvorsichtiges eingreifendes Verfahren, wie diess z. B. bey den Exanthemen, Scharlach, Friesel der Fall ist: so wird er wohl *Schönleins* treffliche Ansicht billigen, die derselbe auf seine häufigen und genauen Untersuchungen bauen konnte, dass jene Erscheinungen im *Coecum*, im Leben erkennbar, nach dem Tode darstellbar, auf einem enteanthematischen (im Gegensatze von exanthematischem) Processe beruhen, und nicht bloss als Symptom zu betrachten seyen. Ueberhaupt hätte der Vf. dieser 2ten Species seiner chronischen Blinddarmsentzündung mehr Aufmerksamkeit schenken sollen, als er wirklich gethan hat.

Die 3te Species tritt unvermerkt auf, verläuft äusserst schleichend, ist aber die schlimmste, da sie gewöhnlich den Kranken erst aufmerksam macht, wenn schon Degenerationen gegeben sind. Es werden ausserdem noch einige pathische Zustände des *Coecum* berücksichtigt. Der Spasmus, meint der Vf., komme am *Coecum* und dessen Valveln öfter vor, als man vermuthe, werde aber meist für Kolik gehalten. So verhalte er sich mit *Ileus spasmodicus*; so mit *Colica haemorrhoidalis*. Wir stimmen ihm bey, wünschten aber dafür nur bessere diagnostische Hülfsmittel. Daher mögen auch öfter die ungeheuren Ansammlungen von Darmcontenta an diesen Stellen rühren. Aehnlich der Lienterie können wohl auch chronische Durchfälle vorkommen, die durch einen atonischen Zustand der Muskelfasern des *Coecum* und seiner Valveln entstehen. Schliesslich werden noch einige *Facta* angegeben, welche die pathologische Anatomie ebenfalls mittheilt. Einige interessante Krankheitsgeschichten sind hier mit beygebracht.

Im Ganzen ist es erwünscht, dass eine solche Compilation über das *Coecum* versucht wurde; nur ist die vom Vf. gegebene zu unvollständig und ungenügend, und verdient nur darum Berücksichtigung, weil sie einestheils die erste genannt werden kann, anderntheils auch Erfahrungen des Vfs. mittheilt. Sie hätte sich noch über mehrere pathische Processe und das Verhalten des *Coecum* bey denselben, z. B. über Tripper, der gewiss auch auf das *Coecum* Metastasen macht, wenn er unterdrückt wird, über die Tuberkelbildung nach unterdrückter Krätze, die wohl auch im *Coecum* vorkommt, und fälschlich schon als *Scirrhus* betrachtet worden seyn mag, und dergl. mehr verbreiten sollen. Doch erkennen wir des Vfs. Verdienst, die Sache mehr in Anregung gebracht zu haben, gern an, und ersuchen ihn um Fortsetzung und öffentliche Mittheilung seiner Beobachtungen.

Bls.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 1.

FORSTWISSENSCHAFT.

Graudenz, b. Röthe: *Das Nothwendigste aus der Forstwissenschaft für Privat-Wald-Besitzer und Verweser von Communal-Waldungen.* Von *Karl von Hedemann* (wo?). 1828. 115 S. 8. (14 gr.)

Der Wille des Vfs., den Privatwaldverwesern, „welchen das für den Mann vom Fache berechnete Studium der Forstwissenschaft zu weitläuftig sey, und die Anschaffung der kostbaren, das Ganze der Forstwissenschaft umfassenden Schriften nicht zusagen dürfte," eine Schrift in die Hand zu geben, welche den Mangel eines ähnlichen kurz gefassten Buches ersetzen, und den Bedürfnissen abhelfen soll, mag gewiss redlich seyn, und das Buch selbst ist, trotz seiner Unvollständigkeit, immer noch reich genug an Inhalt aus dem Gebiete des Waldbaues, der Waldbenutzung, des Jagd- und des Forst-Schutzes. Allein die Forstwissenschaft ist offenbar ein zu grosses Feld und die Fläche der deutschen Privatwaldungen viel zu ausgedehnt, als dass ihre Bewirthschaftung und Benutzung in einer Schrift von 115 Seiten, und sollte sie auch nur das Allerwichtigste und Wissenswertheste umfassen, geregelt werden könnte. Diess ist um so einleuchtender, da bekanntlich die Bedürfnisse und somit die Ansprüche an den Wald in jeder einzelnen Provinz Deutschlands zu wesentlich von einander verschieden sind, also jeder dieser Waldgrundherrn auch die Nutzung, welche ihm sein Forst gewährt, danach abmisst. Ausserdem geht die Sache die verschiedenen Regierungen mit an, und nur von diesen aus muss und wird die Lehre vom Forstbau nicht bloss in Schutz genommen, sondern auch in ihren Staaten mehr verbreitet, so wie die Wälder selbst vor planloser Wirthschaft immer mehr geschützt werden. Diess nun scheint unser Vf. bey der Bearbeitung seines Gegenstandes nicht gehörig vor Augen gehabt zu haben.

In der Einleitung wird dem Leser auf 5 Seiten der Begriff von Forstwirthschaft und Forstwissenschaft gegeben, und dann auf 11 Seiten nicht bloss die Physiologie der Pflanzen, sondern auch die Kenntniss der Erdarten, die Theorie der Sandschollen und die Mittel zu ihrer Urbarmachung vorgetragen. Rec. kann denjenigen, die sich daraus einige Kenntnisse, wenn auch nur die nöthigsten für Privatforstwirthe, von den angegebenen Gegenständen erwerben werden, nur Glück wünschen. S. 15—37 handelt von der Kenntniss der Holzarten oder der Forstbotanik. S. 39—69 giebt die Lehre von der Holzzucht. Der Forstschutz wird von S. 71—85 abgehandelt, die Forsttechnologie S. 87—101, S. 103—110 der Begriff von Forsttaxation. Am Schluss giebt Hr. *v. H.* eine Erklärung der vornehmsten Kunstausdrücke, welche in der Forstwirthschaft vorkommen. Bey aller Unvollständigkeit ist auch Einzelnes falsch angegeben.

Was würden z. B. unsere rheinischen Forstbesitzer sagen, welche die Birke meist zu Fassreifen schon mit 6—8 Jahren ihres Alters benutzen, wenn man für sie ihre ökonomische Hanbarkeit, wie Hr. *v. H.* S. 20 haben will, auf *achtzig* Jahre hinaus versetzen wollte? Der Birkensamen reift *meist* im Monat August, wie Hr. *v. H.* in jeder Forstbotanik findet, und fliegt auch zu dieser Zeit vom Baume, nicht aber im Sept. und Oct., wie S. 56 angegeben ist. Ferner brauchen wir von ihm nicht auf einen preussischen Morgen 2 Berliner Schfl. zur Vollsaat, sondern es möchten von ihr eben soviel Metzen auf einen für die Birke angemessenen Boden genug seyn. S. 35 lesen wir von der Fichte, *Pinus picea*, welche in jeder Beziehung die wichtigste Holzart für Deutschland ist: „*giebt aber ein schlechtes Kohlen- und Brenn-Holz*" (!!). S. 6. Will der Vf. Kiefer mit Fichte und zwar erste zum Schluss der letzten gemischt gesäet wissen. Wer zum Schutz der Fichte eine andere Holzart säen will, der wähle doch ja die Birke, deren Samen wohlfeiler ist, und die nach 5—6 Jahren schon nutzbare Reifen und Besenholz liefert. S. 62. „Die Edeltanne," heisst es bey deren Saat, „gedeihet auf grossen Blössen ohne Schutz" (!!), und der Same reift im October" (!). Welcher praktische Forstmann, fragen wir, wird das im Besonderen nachzuweisen vermögen, wenn der Privatwaldbesitzer darüber zweifelt, und sich nach S. 70 in zweifelhaften Fällen bey ihm Rath erholen soll?

P. T.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Taschenbuch für Forstwirthe und Forsttaxatoren*, von *Joseph Sinzel*, k. baierischem Forstamts-Actuar, der kameralistisch-ökonomischen Societät in Erlangen

u. s. w. Mitgliede. 1828. IV und 94 S. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieses Taschenbuchs theilt dem forstlichen Publicum zehn Tafeln mit, welche Auskunft über folgende Gegenstände geben. Tafel I über die Flächen der Kreise mit den Durchmessern von 1''' bis 6' 1'' 2'''. (nach Decimalmasse). Tafel II enthält die Factoren zur Reduction der Inhalte von den unentästeten, als reine Kegel berechneten Bäumen — in die wahren Inhalte. Tafel III zeigt diese Factoren für entästete Bäume anwendbar. Tafel IV zeigt den wahren Inhalt der Scheit-, Prügel-, Stock- u. s. w. Holz-Klaftern. (Mit der Ueberschrift: „die praktischen Erfahrungen über die *solide* (?) Masse der in den Raum-Massen befindlichen Hölzer"!!) Tafel V hat die Ueberschrift: „Die den für die Güte der Standorte eines Waldes angenommenen 10 Classen entsprechende Menge Holzes auf einem baierischen Tagwerk und im Alter von 100 Jahren." Tafel VI zeigt den Ertrag, welchen die vorzüglichsten deutschen Holzarten bey regelmäfsiger Behandlung und geschlossenem Stande in den verschiedenen Altersperioden auf den verschiedenen Standorten eines baierischen Tagewerks erwarten lassen. Tafel VII zeigt diese Erfahrungen über den Zuwachs. Tafel VIII ist nichts als eine Zusammenstellung der Resultate der Tafeln VI und VII für die mittlere Bodengüte mit der pomphaften Ueberschrift: „Vergleichungen des Ertrags und Zuwachses, welchen die vorzüglichsten *deutschen* Holzarten bey regelmäfsiger Behandlung und geschlossenem Stande in den verschiedenen Alters-Perioden auf dem mittleren (?) Standorte eines baierischen Tagewerkes erwarten lassen." Tafel IX zeigt die Zuwachsprocente — nach *Cotta's* Hülfstafeln, und Tafel X dient zur Reduction der Flächenmasse und Cubikfusse. Auf 58 Seiten wird der Gebrauch und zum Theil die Entstehung dieser Tafeln gezeigt.

Der Vf. sagt in der kurzen Vorrede: „Man wird in dem Buche zwar nicht lauter Neues, jedoch auch nicht blofs Wiedergekautes finden; ich bemühte mich, bey dem Entlähmen (*sic*) aus dem vielen, die möglichste Genauigkeit bezweckenden Zerstreuten das Einfachere und Anwendbarere zu wählen, und beobachtete, um mich des Plagiats nicht schuldig zu machen, das *Suum cuique!*" Dieses hat er jedoch nicht beachtet. Denn Tafel II, III und IX sind aus *Cotta's* Hülfstafeln für Forstwirthe und Forsttaxatoren wörtlich abgeschrieben (was Hr. *S.* nur bey Tafel IX erwähnt). Tafel V, VI, VIII und X verdanken ihre Entstehung ebenfalls den *Cotta*'schen Tafeln, indem sie nur das Resultat einer Reduction der bey *Cotta* für den sächsischen Acker angegebenen Ertrage auf ein baierisches Tagewerk enthalten. Taf. VIII endlich ist, wie bereits erwähnt, eine Zusammenstellung aus Tafel VI und VII, also auch mittelbar aus *Cotta's* Tafeln entnommen. Was bleibt nun dem Verfasser? — Die Tafel I, wofür *Cotta* gleich die Cubikinhalte liefert, welche nach Hn. *S.* mittelst der erwähnten Tafel durch Multiplication mit dem 3ten Theil der Länge gefunden werden können, und Tafel IV, die ihre Entstehung weniger den eigenen Erfahrungen des Vfs. als einem ähnlichen Verfahren, wie es bey den Tafeln V, VI und VII angewendet worden ist, zu verdanken scheint.

Was den Stil des Vfs. betrifft, so erkennt man ihn schon an den oben wörtlich gelieferten Ueberschriften einiger Tafeln; an fremden Worten, die wahrscheinlich seine Gelehrsamkeit beurkunden sollen, fehlt es übrigens nicht. So ist z. B. S. IV von „literarischen *Elaboraten*" die Rede. §. 8 fängt mit folgendem Satze an: „Da die Stämme als reine *Kegeln* berechnet, entweder zu grofse oder zu kleine Inhalte haben, so gelangt man am schnellsten und sichersten zum wahren Inhalt eines Baumes, wenn man diesen als mathematischen Kegel berechnet, und zu dem hieraus entzifferten Cubikinhalt (c) so viel positive oder negative Procente addirt, als es die örtlichen Verhältnisse erlauben." Dabey behauptet Hr. *S.* in einer Anmerkung: „es gäbe auch Bäume, die geringere Cubikinhalte als die der Kegel von gleichen Dimensionen enthielten", und unterstützt diese Behauptung durch einen von ihm gemachten Versuch. Bezieht sich diefs Angeführte auf nicht entästete Bäume, so möchten wir wohl die Richtigkeit des Versuchs bezweifeln. S. 42 wird in einer Anmerkung gesagt: „Das Sächsische Flächen- und Körper-Mafs wurde mittelst dem Factor 0,562257 auf baierisches reducirt." — Dieser Factor dient aber blofs bey Reduction des *Flächenmasses*, um nämlich sächsischen Acker in baierische Tagewerke zu verwandeln. Hat ihn Hr. *S.* wirklich auch bey Reduction des Körpermasses benutzt?

Doch genug von einem Buche, welches demjenigen, der bereits die angeführten Werke besitzt, völlig entbehrlich ist.

P. T.

DRESDEN, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Geht der Borkenkäfer (Derm. Typographus) nur kranke, oder geht er auch gesunde Bäume an?* Eine Auffoderung an praktische Forstmänner, diese Streitfrage, wenn Gelegenheit sich darbietet, einer neuen und strengeren Prüfung zu unterwerfen, von *K. L. Krutsch*, Professor an der königl. sächs. Forstakademie zu Tharandt. 1825. 84 S. 8. (12 gr.)

Es erscheinen in der Literatur nicht selten Producte, deren Werth sich schon hinlänglich beurtheilen läfst, wenn man nur einige Seiten mit ihrem Titel genau vergleicht.

Hr. *Krutsch* konnte sich rücksichtlich der auf dem Titel erwähnten, sehr alten Streitfrage, die er nun in einer Auffoderung an praktische Forstmänner einer neuen und strengen Prüfung unterworfen wissen will, schon im Jahr 1816 nicht mit den Ansichten *Cotta's* über die Oekonomie des Borkenkäfers befreunden. — Der letzte ist nämlich der Ueberzeugung, die er jedoch

nicht für unfehlbar ansieht, — dafs der Borkenkäfer nicht bloss Folge, sondern auch Ursache der sogenannten Wurmtrocknifs sey; denn er glaubt aus der Oekonomie dieses Insects entdeckt, und vorzüglich durch die Beyspiele der grofsen Wurmtrocknifs am Harze, im Thüringer Walde u. s. w. bestätigt gefunden zu haben, dafs diese Käfer ihre Nahrung zwar in kranken Stämmen suchen, wenn diese, was in Nadelholzforsten immer der Fall ist, vorhanden sind, dafs aber alsdann, wenn die Vermehrung nicht gehindert, und die Zahl derselben so grofs wird, dafs nicht genug kranke Bäume zu ihrer Fortpflanzung mehr vorhanden sind, ihrem Uebergange von kranken zu gesunden Stämmen schwerlich Grenzen zu setzen seyen. Hr. Kr. dagegen war schon im J. 1816 der entgegengesetzten Meinung. *Cotta*, der damals nicht zugeben wollte, dafs an der Forstakademie zu Tharandt Lehren als ausgemachte Wahrheiten verbreitet würden, die es noch lange nicht waren, und die, wie er dort ausdrücklich sagt, „sowohl dem Rufe der Anstalt, als der Sache selbst schaden können", suchte die Sache aus alle dem, was ihm über die Oekonomie des Borkenkäfers und vorzüglich aus seinen eigenen Erfahrungen bekannt war, zu widerlegen. — Der Streit aber blieb zwischen beiden Forstgelehrten bisher unentschieden. — Hr. *Kr.*, der seit jener Zeit darüber weiter nachdachte, aber nicht selbst Gelegenheit hatte, hinlängliche Versuche zu Bekräftigung seines Urtheils im freyen Walde anzustellen, fand jedoch in der Oekonomie des Käfers und durch chemische Versuche, die er an Fichten mit Lackmuspapier anstellte, und angestellt wissen will, keinen Grund, anzunehmen, dafs das Insect naturwidrige Sprünge von kranken auf gesunde Bäume mache, und unterwirft defshalb diese Streitfrage in dieser Schrift der Prüfung praktischer Forstmänner. Wer von diesen jedoch dieselbe aufmerksam liest, und diejenigen Erfahrungen kennt, welche sorglose Forstmänner *am* Harze, im Thüringer Walde und in anderen Nadelholzforsten defshalb machten, der wird sich um so weniger zu solchen Untersuchungen, wie sie Hr. *Kr.* vorschlägt, geneigt fühlen, da sie in der That nicht blofs in die kleinlichsten Subtilitäten übergehen, sondern mitunter auch wirklich lebensgefährlich sind, und am Ende die Streitfrage der Wahrheit um keinen Schritt näher bringen. Und somit werden auch wohl die in den neueren Zeiten schon erprobten und mit jeder guten Forstwirthschaft verträglichen, so einfachen Tilgungsmittel der Borkenkäfer durch des Vfs. Mühe wenig verbessert und vereinfacht werden.

So gern wir es bey diesem allgemeinen Urtheile bewenden liefsen, so müssen wir doch noch unseren Lesern eine Probe davon geben, wie bitter Hr. *Kr.* gegen diejenigen verfährt, welche nicht seiner Fahne huldigen. — Bey dem jetzigen Stande der Forstwissenschaft sollen wir nach seiner Meinung die Lehrsätze, welche wir über dieses Insect haben, nicht länger ungeprüft lassen. Denn meint er: „Es kann eine Zeit kommen, wo man eben so schalkhaft darüber lacht, wie gegenwärtig über die Eyerfabel, dafs der Kukuk im Winter, wo es keine Insecten für ihn giebt, ein Raubvogel werde (!)". S. 6 sagt er: „Wenn Fichtenbäume im Saft gehauen, an feuchten Waldorten liegen gelassen werden, oder wenn lange anhaltende nasse Witterung ihr Austrocknen verhindert: so findet sich *Sirex Gigas*, *Caramb. Bedilis*, und zuletzt der Borkenkäfer *Derm. Typographus* ein, um die Eyer ihrer Brut unterzubringen. Untersucht man den rückständigen Saft: so ist er wässerig, nicht harzig, kleberig, und reagirt sauer, d. h. er röthet blaues Lackmuspapier". Allein es ist bekannt, dafs die Borkenkäfer in Forsten, wo sie häufig waren, sich oft dann, wenn bey warmen Sommertagen gesunde Stämme gefällt wurden, noch während das Holz zu Scheitlängen aufgeschnitten wurde, nicht blofs einfanden, sondern sich darin einbohrten, und ihr Geschlecht fortpflanzten. Freylich kann uns der Vf. einwenden, dafs jene Stämme die Lackmuspapierprobe nicht ausgehalten haben. Zu welchen Betrachtungen aber würden solche Beyspiele führen, wenn wir sie hier weiter verfolgen wollten? Doch der Vf. weicht uns bald wieder auf eine andere Seite aus; denn er sagt weiter S. 7: „Diefs festhaltend, wissen wir, in welcher Art ein Baum krank seyn mufs, wenn ihn der Borkenkäfer *in der Regel* angehen soll: seine Säfte nämlich müssen in Gährung übergegangen, er mufs auf dem Wege zur Fäulnifs seyn". Was soll hier der Zusatz: „*in der Regel*"? Dafs Insecten weit strenger, als andere Thierarten, an gewisse Nahrungsmittel gebunden sind, wissen wir, aber eben so gewifs ist es, dafs sie von diesen Nahrungsmitteln abgehen, ohne zu erkranken, oder den Tod zu finden. Wir erwähnen hier als Beyspiel nur die Biene, auf welche sich Hr. *Kr.* ebenfalls beruft. Wie häufig mufs sie sich nicht, wenn Mangel an Honig eintritt, mit anderen Surrogaten begnügen! — Chemische Versuche will ferner der Vf. angestellt wissen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, ob der Borkenkäfer blofs kranke oder auch gesunde Stämme angehe. „Sieben Jahre, sagt er, habe er heimlich gewünscht und gewartet, dafs sich in der Nähe von Tharandt Gelegenheit darbieten möchte, durch eigene Beobachtung sein Scherflein zu Erforschung der Baumtrocknifs beyzutragen, um zur endlichen Entscheidung dieses in der Forstwelt so berühmten (?) Streites Materien zu sammeln, — aber vergeblich. Und weil für ihn noch andere sieben Jahre hingehen dürften, der Borkenkäfer aber früher oder später in irgend einer Gegend Deutschlands erscheinen könnte, und unter den jetzt thätigen Forstwirthen mehr Kenntnisse aller Art und eine daraus hervorgehende gröfsere Fähigkeit, zu beobachten und zu prüfen, vorhanden sey, als vor 50—70 Jahren: so glaubte er nun nicht länger mit seinen chemischen Versuchen, die Andere statt seiner machen sollen, anstehen zu müssen, um der Wissenschaft durch Herausgabe dieser Schrift einen Dienst zu erweisen". Was nun der Vf. untersucht hat, und durch möglichst viele Proben ausgemittelt zu sehen wünscht, ist Folgendes.

„In welchem chemischen Zustand sind die Säfte eines Fichtenbaumes, der so eben vom Borkenkäfer angegangen wird, und der übrigens noch ein gesundes Ansehen hat?“ Ein Streifchen Lackmuspapier soll diese Frage beantworten (!). Der Forstmann führt es bey sich; und findet er einen Baum vom Borkenkäfer umschwärmt (aber nur wenige werden diess zu beobachten Gelegenheit haben): so macht er in die Rinde mittelst zwey Längen- und einem Quer-Schnitt in Form eines ⊓ einen Streifen, zieht diesen vom Stamme ein wenig zurück, bringt schnell einen Streifen Lackmuspapier dazwischen, und drückt ihn alsbald wieder an. Färbt der Saft das Papier roth: so ist der Stamm krank, und fähig, vom Borkenkäfer angegangen zu werden; wo nicht: so ist der Stamm gesund, und für ihn nichts vom Käfer zu fürchten. — Wenn nun aber, um diese Versuche in hinreichender Menge machen zu können, erst die alte Zeit, in welcher der Borkenkäfer in den Fichtenwäldern so grosse Verheerungen anrichtete, wiederkehren muss, was wohl bey dem jetzigen Stande der Forstwissenschaft nicht zu erwarten ist: so dürfte wohl in Deutschlands Fichtenwäldern auf des Vfs. Versuche wenig Rechnung zu machen seyn.

Um der schädlichen Verbreitung des Borkenkäfers am sichersten Schranken zu setzen, kennen wir auch bereits die zweckmässigsten, mit jeder guten Forstwirthschaft verträglichen und nicht kostspieligen Mittel, unter denen hauptsächlich folgende zu bemerken sind. „Man muss alle Duft-, Schnee- und Wind-Brüche vor dem Beginnen der warmen Frühlingstage, zu welcher Zeit der Käfer gewöhnlich seine Winterquartiere verläfst, in Klaftern aufsetzen; die Schlaglinien solcher Bestände, die zufällig verkehrt angehauen sind, fleissig revidiren, und die vom Käfer angegangenen Stämme schnell aufbereiten, und das Holz dann sogleich abgeben!“ — Brüche dürfen ohnehin im Walde nicht ungenutzt liegen bleiben, und verkehrt angehauene Bestände, oder von selbst entstandene unrichtige Schlaglinien, sind mit den Grundsätzen einer guten Forstwirthschaft nicht vereinbar. Das vom Borkenkäfer an solchen Orten angegangene Holz verliert sehr bald an Brennkraft, und muss mithin schnell verbraucht werden. Darum finden wir auch die Bemerkung des Vfs. gegen die Vertilgungsmittel dieses Insects S. 4 ganz unpassend. „Zweckmässig, sagt er, ist es, die Erfahrung hat es bestätigt, vor dem einbrechenden Feinde her Städte, Dörfer, Saaten und Vorräthe zu vernichten“ u. s. w. — Die ersten Angriffe des Borkenkäfers geschehen ohnehin immer in solchen Hölzern, die ihre Haubarkeit erreicht haben, oder derselben durch unregelmässige Schlaglinien nahe gebracht sind; Holz nehmen wir aber alle Tage aus unseren Forsten, wozu also diese Vergleichung?

Geht der Borkenkäfer bloss kranke Stämme an, was S. 4 vorausgesetzt wird, und wir nicht einmal bestreiten wollen: so findet der Vf. die Mittel, gesundes Holz zu erziehen, in einer freyen Stellung der Bäume, in der Behandlung des Bodens und hauptsächlich, nach S. 67, in „lichten, lüftigen und reinlichen Beständen“ (!). — Den Vf. desshalb lächerlich zu machen, dazu fühlen wir uns nicht geneigt; ob er uns gleich auch ausserdem durch seine Schreibart und mitunter durch seine faden Witzeleyen Stoff genug dazu gegeben hat. Es bedarf aber auch kaum einer weiteren Erörterung, als für den ersten Fall der Bemerkung, dass wir nicht bloss unsere Holzbestände nehmen, wie sie uns von unseren Vorgängern überlassen sind, sondern auch in Betracht ziehen müssen, dass diese Holzart dann erst ihren kräftigen Wuchs beginnt, wenn die Zweige sich gegenseitig schliessen, den Boden durch ihre Abfälle verbessern, und für die feineren Wurzelgewebe zugängig machen. Bey der Behandlung des Bodens aber kommt zuvörderst noch die Frage in Betracht, was wir darunter zu verstehen haben. Die gesundesten und kräftigsten Fichtenbestände finden wir an unseren Felsenschädeln, die mit ihren groben Steinbrocken fast die Hälfte unseres Gebirgsbodens einnehmen. Welcher Behandlung solcher Boden unterworfen werden solle, diese Streitfrage, die sich zwar jeder Gebirgskundige bald beantwortet, zu beleuchten, ist hier nicht der Ort.

Nur das können wir schliesslich dem Vf. zu seiner Beruhigung zugestehen, dass der Borkenkäfer wirklich bloss kranke Stämme angeht; dass es solche Stämme, deren Wurzeln nach Stürmen locker geworden, in den Gebirgswäldern jedes Jahr bald in grösserer, bald in kleinerer Anzahl giebt, und auch in Zukunft geben wird, dass aber diese, sobald die Käfer nicht in zu grosser Menge vorhanden, sich leicht wieder erholen. Auch geben wir zu, dass der Beschützer der Gebirgsforste bey Anwendung der wenigen üblichen Vorsichtsmassregeln gegen Borkenkäferverbreitung über die Schranken der Unschädlichkeit wachen kann. Ueber die Vermahnung aber, welche der Vf. am Schlusse seiner Schrift als Resultat seiner Forschungen den Pflegern der Forste giebt: „Gebt die Liebhaberey für Dickigte und Wildnisse auf, und versucht in *lichten*, *lüftigen* und *reinlichen Beständen gesundes Holz zu erziehen*,“ enthalten wir uns aller weiteren Bemerkung, weil die wenigen, die etwa sich die undankbare Mühe, diese Streitfrage weiter zu untersuchen, nehmen wollten, nur noch die Frage zu beantworten brauchen, in welchem kranken Zustande ein Stamm sich befinden müsse, wenn er vom Borkenkäfer angegangen werde. Unnöthig ist es übrigens, den vielen Spötteleyen und abgeschmackten Anspielungen des Vfs. auf die Widersacher seiner Meinung etwas entgegen zu setzen.

A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Biblische Real- und Verbal-Concordanz, oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch*, worin alle in der Bibel vorkommenden Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniss der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet von *J. G. Hauff*, D. der Philos. und Pfarrer zu Warth im Königreich Würtemberg. — Ersten Bandes erste Abtheilung. A—E. 1828. 710 S. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. F—H. 1829. 632 S. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Der Gedanke, an die Stelle der jetzt freylich veralteten *Büchner*'schen Concordanz eine andere zu setzen, ist gewiss beyfallswerth. Was *Büchner* für seine Zeit geleistet hat, ist jetzt freylich nicht mehr so brauchbar, wie es ehedem war. Von diesem kann man in unseren Tagen mit grösserem Rechte, als von anderen noch lebenden Theologen und Gelehrten überhaupt, sagen, dass er einer bereits verschollenen Bildung angehöre. Denn manche neuere und jüngere Theologen und Philosophen sehen oft das, was ein anderer älterer gegen sie einwendet, oder von ihnen nicht annimmt, oder von sich selbst aufstellt, bloss darum als veraltet an, weil ein solcher in einem höheren Lebensalter steht, gleich als ob der Aeltere und selbst der Greis nicht auch mit dem Zeitgeist und dem Gang der Literatur fortschreiten, und in eine neuere Bildungsperiode glücklich übergehen könne. — Ungeachtet nun mehrere ähnliche Werke und Concordanzen vorhanden waren, z. B. *Friedr. Lankisches* deutsche, hebräische und griechische Concordanzbibel, vermehrt von *Christ. Reineccius* (Leipz. 1718. Fol.); *Georg Michaelis* kl. Concordanz, die oft, und im Jahr 1730 in 8. mit *Friedr. Andreas Hallbauers* Vorrede aufgelegt worden ist (in welchen Werken Schriftstellen, die einerley Worte und Sachen enthalten, so gesammelt wurden, dass man sie leicht finden kann, und die hauptsächlich den Predigern unterstützen sollten): so wurden doch diejenigen Wörterbücher und Concordanzen vorgezogen, die zugleich die Auslegung beförderten, und Aufschlüsse über die Sachen selbst gaben, z. B. das biblische Wörterbuch mit Anmerkungen von *H. G. Glöckner*, Liegnitz 1751—1754. 4 B. gr. 4. Aber *Gottfr. Büchners bibl. Real- und Verbal-Hand-Concordanz*, oder *exegetisch-homiletisches Lexikon* u. s. w. gr. 8., welches am Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herausgegeben, mehrere Auflagen nach einander erlebte, fand nach und nach ein sehr grosses Publicum, und kam in die Hände beynahe eines jeden Geistlichen, vornehmlich in Würtemberg. Wenn gleich das Exegetisch-Homiletische in demselben schon seit mehreren Jahren wenig Beyfall mehr hatte, und nach den Fortschritten der Zeit nur wenig haben konnte, weil es nicht mehr für den Zweck, zu welchem es dasteht, brauchbar war: so war doch das Buch für den Prediger in sofern sehr angemessen, als dieser in demselben die Stellen der Bibel, die er auf der Kanzel und bey Katechisationen anführen wollte, nicht nur wörtlich angeführt, sondern die Bibelschrift, aus welcher die Stellen genommen waren, und den angeblichen Verfasser derselben, sowie den Ort, wo sie standen, citirt fand. Die meisten gebrauchten diese Concordanz nur als ein solches Hülfsmittel, und so erhielt sie sich bis jetzt in einem gewissen Werth. Wenn gleich auch andere, wie die oben angeführten, Concordanzen in Hinsicht auf Bibelstellen dem Geistlichen eben diese Bequemlichkeit darboten, und ihn des mühsamen Nachschlagens überhoben, so war *Büchners* Werk doch schon wegen des Formats und des kleinen Volumens beliebter. Was das Exegetisch-Homiletische betrifft, so war dasselbe schon von vorn herein, nicht nur erst späterhin, sehr unvollkommen und mangelhaft; das Buch, in Hinsicht auf diesen, allerdings wesentlichen Punct, war nicht mit derjenigen Umsicht, Gründlichkeit und Klarheit bearbeitet, wie es doch schon in jener früheren Zeit hätte geschehen können: die logisch genaue Anordnung, vornehmlich in der Eintheilung gewisser Begriffe und Bedeutungen, fehlt oft ganz; manches Ueberflüssige ist hineingemischt, und manches, was der Prediger erwartet, ist weggeblieben; die archäologischen, physischen, geographischen Ansichten und Notizen, die es giebt, sind nicht befriedigend und oft sogar falsch. Man hatte nun freylich in jener früheren Zeit noch nicht die Hülfsmittel, die jetzt einem neuen Bearbeiter eines solchen Buchs zu Gebote

stehen; man hatte für unsere Sprache und die Entwickelung der Bedeutungen und Begriffe noch keinen Adelung, Campe, Eberhard, Wissner und ähnliche, die eine solche Arbeit in unseren Tagen so sehr erleichtern. Die historisch-grammatische Interpretation hat sich erst nachher eine Bahn eröffnet; die Dogmatik und christliche Moral wurde erst späterhin gereinigt und aufgehellt; selbst für antiquarische, geographische, historische Gegenstände war bey Weitem noch nicht so Vieles vorgearbeitet. Seit *Büchners* Concordanz sind zwar mehrere biblische Wörterbücher nach einem ähnlichen Plane von berühmten Schriftforschern und Theologen an das Tageslicht gefördert worden; allein da diese in Ansehung der Schriftstellen dem Prediger den oben genannten Vortheil nicht gewährten: so konnten sie auch aus den Händen des letzten den beliebten *Büchner* nicht verdrängen, ungeachtet sie in Hinsicht auf die Annahme oder Voraussetzung dogmatischer und moralischer Begriffe, Erklärung der Bibelsprüche, Bestimmung der Bedeutung einzelner Worte und Redensarten und dergl. einen entschiedenen Vorzug der Gründlichkeit, Vollständigkeit und Klarheit hatten.

Der Vf. des gegenwärtigen Werks hatte laut der Vorrede anfangs die Absicht, eine solche neue Concordanz zu fertigen, die bey derselben Kürze dem Plane der *Büchner*'schen entspräche, nur dass er Alles, was zum Bibelverständniss gehörte, nämlich für Religionslehrer und gebildete Bibelfreunde, in derselben vereinigen wollte. Allein bald fand er, dass er dabey diejenige Kürze, die jene Concordanz hat, nicht beybehalten könne, und dass sein Buch entweder voluminöser oder weniger vollständig werden müsste. Hätte er die Bibelstellen, um weniger Raum nöthig zu haben, nicht wörtlich citirt, sondern bloss ihren Ort angegeben, so wäre die Brauchbarkeit für den Religionslehrer, der die Stelle wörtlich zu haben wünschte, sehr vermindert worden, und diess wollte er schon darum nicht, weil seine Concordanz an die Stelle der *Büchner*'schen treten sollte, die sich gerade durch dergleichen wörtliche Citationen empfahl, und ein Ansehen erhielt. Auch sollte nach seiner Absicht dieses Werk eben dadurch sich auszeichnen, indem man in neueren Zeiten treffliche Werke dieser Art hat, die, ohne solche wörtliche Citationen der Bibelstellen, für die Erklärung der Bibel und den praktischen Gebrauch derselben, wie *Haupts* biblische Encyklopädie, nach den heutigen Fortschritten mit einer solchen Gründlichkeit und so vollständig bearbeitet sind, dass man in sofern vollkommen dadurch befriedigt wird.

Die Leser, die der Vf. im Auge hatte, sind, wie aus dem Bisherigen schon erhellt, zunächst Prediger oder Religionslehrer, was auch der Titel bezeugt. Vornehmlich dachte sich derselbe jüngere Amtsbrüder, die erst in den Kirchendienst treten. Er hat auch vollkommen Recht, wenn er behauptet, dass der Prediger selten schon bey seinem Abschied von der Universität mit der *lutherischen* Uebersetzung hinreichend bekannt sey, weil auf derselben die Bibel meist nur im Grundtext gelesen oder vielmehr studirt wird, und doch ist diese Bekanntschaft, besonders wegen des noch zu bildenden Volkes, höchst nothwendig, wenn der Vortrag Eingang finden soll. Der öftere Gebrauch dieser Concordanz muss nun angehende Geistliche nach und nach mit *Luthers* Bibel so bekannt machen, dass es ihnen leicht wird, in diesem Sinne biblisch zu predigen und zu katechisiren. Zugleich hofft der Vf. seinen älteren Amtsbrüdern in sofern zu nützen, als ihnen durch dieses Buch die Bekanntschaft mit den neueren theologischen Forschungen erleichtert, oder wenigstens die Erinnerung an dieselben nahe gebracht, und die Anwendung derselben im Religions-Vortrag befördert werde. Von älteren Amtsbrüdern, die ihrer Pflicht gemäss ihre von Amtsgeschäften freyen Stunden dem Studium der Bibel und neuer exegetischer und homiletischer Arbeiten, neuer Untersuchungen und Entdeckungen in diesen Fächern widmen, darf man übrigens voraussetzen, dass sie hierin nichts Neues in dieser Concordanz finden werden; aber die Erinnerung an das von ihnen Gelesene, Erkannte und Ueberdachte, die Zusammenstellung und Anordnung biblischer Wahrheiten kann allerdings auf die richtige und öftere Anwendung ihrer Kenntnisse einen guten Einfluss haben.

Was den in der Vorrede berührten Nutzen der Zusammenstellung aller derjenigen Stellen, in welchen ein Wort vorkommt, wodurch die wahre Bedeutung ausgemittelt werden kann, für den gelehrten Sprachforscher betrifft, so ist von diesem im Voraus zu erwarten, dass er dergleichen Stellen bereits verglichen habe, oder ohne gerade dieses Hülfsmittel vergleichen könne; übrigens kann es ihm unter gewissen Umständen, wie ein anderes Lexikon, zuweilen dienen. Für diesen Zweck hat Rec. in Ansehung der Stellen des N. T. sich immer mit Vortheil des sehr brauchbaren Werkes bedient: *Novi Testamenti J. Ch. graeci — ταμειον, aliis concordantiae, ... opera Erasmi Schmidii Witteb.* 1638. fol. und mit *E. S. Cypriani* Vorrede, Gotha 1717. fol. — Auch die Kunde der Muttersprache erhält durch dieses Buch, wie die Vorrede sagt, einen Beytrag, in sofern oft veraltete deutsche Ausdrücke oder alte Ausdrücke in einer anderen, oder etwas anders modificirten, Bedeutung in der lutherischen Bibel vorkommen, und hier so citirt sind, dass ihre Bedeutung angegeben ist. — Die Voranschickung einer Definition, oder einiger Definitionen bey jedem Artikel, wo es um einen Begriff sich handelte, lag vornehmlich auch im Plane des Vfs., was sehr zu billigen ist, und den Zweck, den er dabey hatte, nicht verfehlen wird. Was der Vf. von der grossen Anzahl uneigentlicher Ausdrücke und Bilder in der Bibel, von ihrem Missverständniss und ihrem Missbrauch, von den aus Mangel an archäologischen, philologischen, rhetorischen Kenntnissen (wozu auch die Unbekanntschaft mit der Physik gezählt werden kann) entstandenen crassen Vorstellungen, und von den in die Bibel, der Bibel ganz fremden, hineingetragenen Begriffen und Sätzen sagt, ist ganz richtig, und mit Grund glaubte er auch in sofern keine überflüssige Arbeit unternommen zu haben, als er die uneigentlichen Ausdrücke und Bilder insgesammt an den ihnen zuge-

hörigen Stellen in besonderen Paragraphen nach ihrer eigentlichen Bedeutung zu erklären suchte. Dadurch hauptsächlich wollte er dem auf dem Titelblatte genannten nicht wissenschaftlich-theologisch gebildeten Bibelfreund und Bibellehrer ein Hülfsmittel an die Hand geben, vermittelst dessen er den Sinn jeder Bibelstelle leicht aufsuchen könne.

Bey den zur Glaubenslehre gehörigen Artikeln hatte der Vf. freylich eine schwere Aufgabe zu lösen. Er nimmt mit Grund im Voraus an, dass er unmöglich alle seine Leser befriedigen könne und werde. Die Abweichung in den Meinungen hierin, oder, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, die gegenwärtigen Bewegungen in der theologischen Welt und besonders der Kampf zwischen Supernaturalismus und Rationalismus lassen in diesem Puncte keine allgemeine Befriedigung hoffen. — Dass unser Vf. gute neuere Hülfsmittel zu seiner Arbeit gebraucht habe, erhellt aus dem Namenverzeichnisse der Gelehrten, deren Werke er benutzte. *Zachariae*, *Storr*, *Cube*, *Moldenhauer*, *Morus*, *Kuinöl*, *Eichhorn*, *Gesenius*, *Flatt*, *Rosenmüller*, *Gaab*, *Lücke* — bürgen uns im Voraus für das Gute und Brauchbare, das er von ihnen in exegetischen und dogmatischen Sachen hat; ebenso *Bellermann* für das Richtige in geographischen Artikeln, dieser und *Michaelis* in archäologischen Gegenständen, *Hess* in biblischer, besonders jüdischer Geschichte — und zum Behuf der Wort-Erklärungen benutzte er *Eberhard*, *Wiessner*, *Wenig* — für Realien einige ältere und *Flatt's* Moral. Zum Index der Bibelstellen gebrauchte er *Agricola's* Concordanz. 2te Aufl. 1674.

Was nun den zuerst vom Vf. gefassten Entschluss betrifft, eine Concordanz zu fertigen, die dem Plane der *Büchner'schen* in sofern entspräche, als alle Bibelstellen wörtlich citirt würden: so wäre freylich zu wünschen gewesen, dass derselbe hätte ausgeführt werden können, ohne das Volumen zu sehr zu vergrössern. Denn, wie oben berührt wurde, diess ist's vorzüglich, was Religionslehrer, Prediger und Katecheten verlangen. Nun hat aber der Vf. bey der wörtlichen Anführung der Bibelstellen doch in sofern für die Kürze sorgen wollen, als er solche Worte, durch deren Weglassung der Zusammenhang nicht litt, wirklich weggelassen, und die Lücke mit einem Querstrich bezeichnet hat. Auch hat er bey einem und demselben Artikel die gleichlautenden und gleichen Sinn gebenden Stellen so behandelt, dass er nur Eine wörtlich citirte, und die übrigen bloss so beyfügte, dass er ihren Ort, wo sie zu finden sind, angab. Ferner hat er nur diejenigen Stellen wörtlich citirt, die in seinen Augen ein praktisches Moment hatten, die übrigen aber in die Worterklärungen eingeflochten, oder am Ende derselben nur angeführt, oder als unwichtig ganz weggelassen. Ueberdiess giebt es einige wenige Worte, die sich in der Bibel sehr oft finden, z. B. Gott — von welchen der Vf. keine Stelle wörtlich citirte, weil es zu viel Raum weggenommen hätte. — Diess ist nun ohne Zweifel einigermassen gegen die Wünsche derer, die diese Concordanz gebrauchen wollen. Meistens leidet eben doch der Zusammenhang durch Uebergehung einzelner Worte oder Sätze in einer Bibelstelle, und der Prediger oder Katechet will die Stelle ganz, ohne erst nachschlagen zu müssen, — der Querstrich giebt daher einen traurigen Anblick. Der Querstrich zerreisst doch immer das Ganze in nicht zusammenhängende Stücke, und häufig gehört schon zur richtigen Auffassung der in einer Stelle liegenden Vorstellung und Idee Alles, das Ganze derselben. Z. B. S. 203. Art. *Auge* heisst es: „1 Cor. 2, 9 das kein Auge gesehen, und kein Ohr gehöret hat — das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Gehören da nicht zur vollen lebendigen Auffassung der hierin liegenden Vorstellung auch die Worte, die der Querstrich als weggelassen anzeigt: „und in keines Menschen Herz gekommen ist?" So könnten bey wichtigen Stellen noch viele Beyspiele angeführt werden. Ebenso werden manche auch bey gleichlautenden Stellen nicht nur mit den wörtlichen Citaten einer einzigen zufrieden seyn, sondern sie werden alle, oder doch die wichtigsten, wörtlich citirt wünschen. Z. B. beym Art. *Anbeten* S. 101 ist wörtlich citirt: Ps. 22, 28 „dass vor ihm anbeten alle Geschlechter der Heiden", und nun sind die für gleichlautend gehaltenen Stellen angeführt Ps. 72, 11. 86, 9. Zeph. 2, 11. Tob. 14, 9. Off. Joh. 15, 4. Allein die Stellen sind doch nicht ganz gleichlautend. Ps. 72, 11 ist von der Anbetung Gottes, welche die Könige leisten, die Rede, was der Sache doch immer eine stärkere Bedeutung giebt. Nach Zeph. 2, 11 „sollen den Herrn anbeten alle Inseln unter den Heiden", was poetisch und nachdrücklicher klingt — nach Tob. 14, 9 „alle Heiden und Könige", welche Zusammenstellung dem Gedanken selbst einen Schwung giebt. So hätten also selbst unter den für gleichlautend angenommenen Stellen, wenn nicht alle, doch solche, die in Ansehung der feineren Nüançen und Unterschiede, der Verstärkung, Ausdehnung der Bedeutung und dergl. sich auszeichnen, wörtlich citirt werden sollen. — Wenn ferner der Vf. bey der wörtlichen Citation oder Weglassung nur seiner eigenen Ansicht vom grösseren oder geringeren praktischen Moment Folge geleistet hat: so können unter den Stellen, die er nach dieser Ansicht als Stellen ohne bedeutendes Moment nicht wörtlich citirt hat, gerade solche seyn, die gleichwohl von der praktischen Seite wichtig sind, oder wenigstens nach dem Gefühl Anderer ein praktisches Gewicht haben. Eine solche selbstgemachte Unterscheidung ist immer bedenklich, in sofern die Ansichten und Gefühle des Einen hierin nicht immer übereinstimmen mit denen des Anderen. Manche, in die Worterklärung eingeflochtene Stelle hätte unter den wörtlich citirten gewiss einen Platz verdient, und so sind auch unter den als unwichtig ganz weggelassenen solche, die in gewissen Beziehungen ein Interesse haben, und von einer praktischen Seite hätten aufgefasst werden können. Endlich wäre es, wenn es anders der Raum gestattet hätte, doch gut gewesen, wenn selbst Stellen, in denen Worte stehen, die in der Bibel oft vorkommen, besonders das Wort: Gott — wörtlich hätten citirt werden können. Mancher, der diese Wünsche hat, könnte sogar fragen, ob es nicht, um

Raum zur Erfüllung derselben zu finden, besser gewesen wäre, wenn das, was über die Artikel zu ihrer Erklärung oder homiletischen Behandlung gesagt wurde, abgekürzt worden, und hie und da Einzelnes lieber weggeblieben wäre. Es fragt sich auch, ob nicht, um des Raumes willen, für die wörtliche Citation der Stellen gewisse Wörter, die für die homiletischen Ausarbeitungen zunächst nicht gehören, hätten weggelassen werden sollen, z. B. *abermal*, *Abweg*, *ach*, *Achse*, *acht* (Zahlwort) *achthundert*, *achttausend*, *achtzehn*, *achtzigtausend*, *achtzig*, *allein* (Adv.) *allenthalben*, *allerhand*, *allerliebsten* (*am*) und andere ähnliche Worte. Ungeachtet die richtige Auseinandersetzung der Bedeutung auch solcher Worte in grammatischer und lexikographischer Hinsicht nützlich ist, so hat doch eine solche Bemühung für die praktische Behandlung der Bibelstellen keinen besonderen Werth. Es wäre auch eine Raumersparniss dadurch entstanden, wenn das, was bey gewissen abgesonderten, aber mit einander verwandten Artikeln gesagt worden ist, in Einen zusammengefasst worden wäre; z. B. bey dem Wort *Abgötterey* §. 6. 7. S. 13 und bey *Anbeten* §. 2. S. 101 wären einige Wiederholungen bey einer kurzen Hinweisung auf den Artikel, wo eben dieselbe Sache erörtert wurde, nicht nöthig gewesen. Die Sorge für Raumersparniss war zwar an sich zweckmässig oder vielmehr nothwendig, um das ohnehin voluminöse und im Preis hochstehende Buch nicht noch mehr zu vergrössern und theuer zu machen. Uebrigens auch bey der vom Vf. beliebten Anordnung in Hinsicht auf wörtliche Citationen und Anführungen der Bibelstellen überhaupt muss Rec. gleichwohl bekennen, dass der Religionslehrer und Bibelfreund dennoch in diesem Punct befriedigt werden wird; nur muss er sich den Grund des Raumersparnisses vorhalten, wenn er diess oder jenes einigermassen anders wünscht, und nachschlagen muss.

Was die den Artikeln, welche eine nähere Bestimmung der Begriffe foderten, vorangeschickte Definition oder Definitionen betrifft, so sind diese genau und richtig, und kein solches Wort, bey welchem eine solche Erklärung oder Begriffsbestimmung nöthig war, ist in Ansehung dieser Ausstattung übergangen worden. Hier hat der Vf. die besten neuen Theologen und Moralisten getreu benutzt, seine Bekanntschaft mit der neuen Literatur erprobt, und in der Annahme und Auswahl des von Anderen Gegebenen Unterscheidungsgabe und Beurtheilungskraft gezeigt. — Die uneigentlichen Ausdrücke und bildlichen Redensarten sind deutlich erklärt, und in eigentliche Ausdrücke und Redensarten umgewandelt worden. Aber auch hier hatte der Vf. eine besonders schwere Aufgabe; er folgte den anerkannten besseren Schrifterklärern, und hatte immer seinen Gewährsmann für die eigentliche Bedeutung und Erklärung, die er angenommen hat, wenn gleich der Gewährsmann nicht genannt wird. Nur scheint er uns in der Vorrede S. VII zu viel versprochen zu haben, wenn er durch seine Darlegung der eigentlichen Bedeutung, die in uneigentlichen Ausdrücken und Bildern liegt, und die er in eigenen Paragraphen giebt, dem nicht wissenschaftlich-theologisch gebildeten Bibelfreund ein Hülfsmittel glaubt gegeben zu haben, durch das er den wahren Sinn *jeder* Stelle leicht auffassen könne. Diess ist überhaupt von keinem Schrifterklärer zu hoffen, dass er irgend ein solches Hülfsmittel darbiete, durch dessen Anwendung *jede* Stelle in ihrem wahren Sinn erscheine. Hier werden die Ansichten und subjectiven Ueberzeugungen immer sehr verschieden seyn. Die Absicht, durch Wort- und Sach-Erläuterung dem hie und da sein Haupt erhebenden Mysticismus entgegen zu arbeiten, ist ganz gut und löblich. Der Vf. will klare Religionsbegriffe verbreiten, und dadurch, wie er sagt, die einbrechende partielle Finsterniss vertreiben, was, wenn es gelingt, gewiss verdienstlich ist. Nur fühlt sich mancher Mystiker so von seinem inneren Licht erhellt, dass er einer solchen fremden, noch so hellen Concordanzbeleuchtung sein Auge darzubieten nicht geneigt seyn wird. Doch, man thut auch hierin, was man kann. Dass der Vf. in solchen Artikeln, welche in die Dogmatik einschlagen, dem orthodoxen System und den symbolischen Büchern folgte, daran hat er sehr wohlgethan. Denn wenn das Buch für Prediger und Katecheten zweckmässig und zum allgemeinen Gebrauch eingerichtet werden sollte, so konnte es anders nicht seyn. Doch hat Rec. nichts Dogmatisches hier gefunden, welches dem veralteten System so angehörte, dass der durch Philosophie und die neuen Fortschritte in dogmatischen und exegetischen Ansichten gebildete Geistliche, oder ein mit gereinigten Religionsbegriffen ausgerüsteter Bibelfreund einen Anstoss daran nehmen müsste. Der Vf. hat wohl daran gethan, dass er auf den Kampf der sogenannten Supernaturalisten und Rationalisten gar nicht achtete. Diese beiden Parteyen haben ja Wächter und Verfechter und Bekämpfer genug, und dieser Kampf berührte ihn im Grunde nicht näher bey der Ausarbeitung seines Werks. Dieser Modestreit wird ohnehin wieder aufhören, ohne weitere Resultate herbeygeführt zu haben, wie manche literarische Mode. Nur die Namen der beiden Parteyen sind neu, die Meinungen selbst sind alt, und nur etwas anders modificirt, und in die neue philosophische Terminologie gehüllt. Hätte nicht ein neuer Theolog diese Namen für neue Supernatural- und Rational-Isten aufgebracht, so wäre wahrscheinlich kein so langer Krieg von Neuem über eine alte Sache geführt worden, und kein solcher, dem man den Schein neuer Angriffe gegeben hätte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

THEOLOGIE.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Biblische Real- und Verbal-Concordanz*, oder *alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch* u. s. w. Von *J. G. Hauff* u. s. w. I Bandes I und II Abtheilung u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Dem Obigen fügt Rec. nur noch einige Bemerkungen bey. Der Vf. führt S. 74 unter den Beweggründen zum Almosengeben b) die göttliche Vergeltung an. Wenn er nun behauptet, dass das Christenthum den reinen philosophischen Begriff von Tugend, nach welchem man sie um ihrer selbst willen lieben (ausüben) soll, nicht aufstelle, so werden ihm die philosophischen Theologen nicht beystimmen. Zwar wird dieser Begriff, dass man das moralisch Gute lieben und üben soll, weil es moralisch gut sey, und das moralisch Böse hassen, weil es moralisch böse sey, in den neutestamentlichen hieher gehörigen Stellen nicht so deutlich mit bestimmten Worten ausgedrückt; allein dieser Begriff liegt dennoch in mehreren Aussprüchen des N. T. zum Grunde. Da aber der sinnliche Mensch eines solchen Motivs bedarf, wie Vergeltung ist, so hat Jesus und haben die Apostel allerdings dasselbe auch zur Ermunterung gebraucht, und in sofern ist die dargelegte Ansicht des Vfs. ganz richtig, so gewiss es übrigens ist, dass, je weiter der Christ in seiner religiös-moralischen Ausbildung fortschreitet, er immer weniger dieses Motivs bedürftig ist. Die dort angeführten Stellen sind meistens aus dem A. T., in welchen freylich nach der damaligen Bildungsstufe dieses Motiv hauptsächlich gebraucht werden musste. S. 75 bekennt sich der Vf. selbst zu jenem reinen philosophischen Begriff, wenn er §. 4 a) sagt: „das Almosen soll aus keinen selbstsüchtigen Absichten fliessen". Bey der Rücksicht auf Vergeltung, die der Vf. kurz vorher als biblisch erlaubt und rechtmäsig angenommen hat, ist doch offenbar Selbstsucht. Wie die Stelle Joh. 4, 12 hieher gehöre, sieht Rec. nicht ein. Unter den Druckfehlern ist sie nicht angezeigt. — Wenn unser Vf. manchmal von einer wörtlich citirten Stelle eine Erklärung giebt, die immer in Klammern eingeschlossen ist, mit dem voranstehenden Wort: *Sinn* — so musste er freylich oft unter den mehreren Erklärungen, die man von einer solchen Stelle hat, wählen, und hier kam nun alles darauf an, dass er die wahrscheinlichste und von den meisten neuen Exegeten angenommene wählte. Dass diess geschehen sey, fand Rec. nach der Prüfung mehrerer solcher Stellen. Natürlich konnte sich da der Vf. nicht in eine ausführliche Erörterung seiner Gründe, die er für seine gewählte Erklärung hatte, einlassen. Der Leser, wenigstens der theologische Leser, wird sich da schon zurechte finden, und seiner eigenen Ueberzeugung folgen. Und eben so natürlich ist es, dass sich der Vf. bey einzelnen schweren Stellen, denen man durch kritische Conjecturen und andere Lesearten ein Licht aufstecken wollte, mit solchen kritischen Bemerkungen nicht befassen konnte. Z. B. die Stelle Joh. 20, 17. S. 132 hat eine Auslegung erhalten, die zwar von sehr Vielen angenommen wird, und gegen die wenigstens nichts Stärkeres als gegen andere Auslegungen eben dieser Stelle eingewendet werden kann, allein es giebt noch andere, sehr wahrscheinliche Auslegungen, und eine Leseart, die vielleicht Manchem besser zusagt, und ebenso könnte Rec. mehrere hier anführen, z. B. Gal. 3, 27. S. 145. — Zuweilen sind unter den Stellen, welche in die Erklärung in den Paragraphen selbst eingeflochten und nur angegeben, nicht wörtlich citirt sind, solche, die vielmehr statt der folgenden wörtlich citirten eine wörtliche Citation verdient hätten. Z. B. unter dem Artikel *anrichten* heisst es S. 130. §. 3: „Bisweilen steht es für einrichten, wiederherstellen, gründen. So Jes. 23, 13. 1 Macc. 4, 51. Tit. 1, 5." Alsdann kommt die Stelle Sir. 36, 16: „Richte Zion wieder an, dass daselbst dein Wort wieder ausgehe." Nun sieht Rec. nicht ein, warum nicht vielmehr Tit. 1, 5 wörtlich citirt ist, als jene Stelle aus dem apokryphischen Buch Sirach. Man sieht überhaupt oft keinen Grund, warum gerade nur diese, und keine andere Stelle, die es eben so, oder noch mehr, verdient hätte, wörtlich citirt wurde. Das Beste wäre hier allerdings gewesen, wenn der Vf. bey wörtlichen Citationen einer Stelle hauptsächlich darauf Rücksicht genommen hätte, ob dieselbe vom Prediger und Katecheten häufiger als andere gebraucht werden könne. Sehr oft oder meistens wurde diese Rücksicht genommen, nur hie und da nicht. — Gewissen Stellen sind zuweilen kurze Bemerkungen beygefügt, was zu billigen ist; z. B. S. 67 bey 1 Tim. 2, 4: Gott will, dass u. s. w. steht: „ein Beweis wider den Lehrsatz von der Prädestination". — Es ist besonders vortheilhaft, dass den Eigennamen von Personen eine ausführliche

Geschichte und Lebensbeschreibung beygefügt ist, was bey mehreren solchen Namen in sofern ein Gewicht hat, als diese vorausgegebene Kunde manchmal einen Einfluss hat auf die richtigere Ansicht oder Auslegung und Anwendung der Stellen, in denen solche Eigennamen vorkommen. Auch enthalten dergleichen Notizen Beyträge zur biblischen Geschichte. Dieselben sind weit gründlicher, umständlicher und in einer besseren Ordnung gegeben, als die in der *Büchner*'schen Concordanz. So z. B. die Artikel: *Ahab*, *Ahas*, *Ahasja*, *Antiochus* u. s. w. sind ausführlich und zweckmäfsig, wie die meisten übrigen, bearbeitet. Nur hätten hie und da in den Personalien noch andere dahin gehörige Stellen angeführt werden können. Z. B. bey *Athalia* hätten etwa noch hieher gehört 2 Kön. 8, 18. 2 Chron. 22, 10. 24, 7. 22, 12, weil nämlich diese Stellen Züge ihres Charakters und ihrer Geschichte enthalten, die übrigens im Texte des Artikels selbst richtig angegeben sind. Wenn aber gleich hier die wesentlich betreffenden Stellen angeführt wurden, so könnte man doch sagen, der Ueberblick des Geschichtlichen bey diesem Eigennamen wäre schneller und deutlicher gewesen, wenn, wie häufig bey *Büchner*, für jede besondere That der *Athalia* die Stelle, die derselben erwähnt, angeführt worden wäre. So kommt im geographischen Art. *Athen* das Erfoderliche im Allgemeinen vor. *Büchner* hat aber mehrere Stellen angeführt, aus denen man diese Stadt vollständiger kennen lernt. Z. B. unser Vf. sagt nur: „Sonst finden wir diess Wort nur 2 Macc. 9, 15. 1 Thess. 3, 1"; hingegen *Büchner* zeigt den Inhalt jener ersten Stelle, in sofern er sagt: Antiochus Epiphanes beschenkte ihre Bürger mit viel Freyheit.

Einzelnes Unrichtige oder nicht genau Bestimmte will Rec. nicht rügen, da es selten, und nur etwa da vorkommt, wo es für das Ganze oder für den Zusammenhang keinen weiteren Nachtheil bringt. Z. B. vom Ausdruck *ähnlich* heifst es bey diesem Artikel: „Aehnlich nennt man Gegenstände, die einerley (und zwar sowohl äufserliche als innerliche) Beschaffenheit haben". Allein ähnliche Gegenstände sind in dem angegebenen Sinn zwar einerley, aber es gehört noch dahin: aufser der Gröfse. Verstöfse gegen die Sprachrichtigkeit kommen nicht vor, z. B. *stofst* statt stöfst — *dieselbe* (in der Mehrzahl) statt dieselben, können Druckfehler seyn. Nur bemerkt Rec. noch, dafs die lateinischen Ausdrücke, die der Vf. nicht selten einem deutschen Wort in der Absicht, das Verständnifs zu befördern, beygefügt hat, seltener vorkommen sollten. Sie klären oft gar nichts auf, und nehmen doch Raum hinweg. Z. B. S. 129 steht bey: „sich um etwas bekümmern", im Art. „sich annehmen", *curare*. S. 130: „dem Spott, der Schmach aussetzen *ludibrio exponere*". S. 136. §. 8 „Ansehen *auctoritas*." S. 143 im Art. *anzeigen* §. 1 „jemanden in Kenntnifs von etwas setzen, kund thun *notificare*". S. 202 „auferziehen *educare*". S. 171 „Aufbieten, Berufen, zu den Waffen rufen *ad arma vocare*". In diesen und ähnlichen Fällen waren die lateinischen Ausdrücke und Redensarten überflüssig. Bey anderen Artikeln, z. B. S. 156 bey „Arm", hat die Beyfügung des lateinischen Worts „*brachium*" doch den Zweck, es sogleich vom Adject. *arm* S. 157 zu unterscheiden, wo „*pauper*" steht. Doch war es auch hier nicht unumgänglich nöthig, da beym ersten „Arm" steht „*subst.*" Ueberdiess ist ja das Buch auch für gebildete Bibelfreunde bestimmt, aber nicht jeder Bibelfreund versteht lateinisch.

Wir können übrigens dieses Werk mit Grund den Religionslehrern nicht nur, sondern allen denen, welche eine genauere und richtigere Bekanntschaft mit der Bibel suchen, empfehlen. Auch die letzten werden klare Begriffe von den Bibelsprüchen und von den Wahrheiten der christlichen Religion und Moral aus demselben schöpfen, und selbst durch den Gebrauch desselben ihre Erbauung befördern, und für christlichen Sinn und Wandel manchen geistigen Gewinn daraus ziehen. Vornehmlich aber erhalten hier die Prediger und Katecheten eine in jeder Hinsicht der alten *Büchner*'schen vorzuziehende Concordanz. Zur sogenannten rhetorischen Invention läfst sich dieses Buch vom Prediger zweckmäfsig gebrauchen. Hat derselbe einen gewissen Text sich gewählt, und schlägt das Hauptwort in demselben hier nach: so werden ihm die vorkommenden Materialien einen Hauptgedanken, den er praktisch behandeln und ausführen kann, leicht geben. Und selbst zur Wahl eines Textes für gewisse Ideen oder Vorfälle, über welche der geistliche Redner sprechen will, ist diess Buch ein erwünschtes Hülfsmittel. Die Auseinandersetzungen der verschiedenen Bedeutungen eines Worts sind in lexikographischer und logischer Hinsicht gut gerathen, und für den praktischen Zweck sehr brauchbar. Auch zur Disposition einer geistlichen Rede ist die Behandlung derjenigen Artikel, welche dogmatische oder moralische Begriffe enthalten, zweckmäfsig eingerichtet, in sofern dieselben entwickelt, klar aus einander gesetzt, und die zur Hauptsache gehörigen Materialien in richtiger Ordnung angegeben sind. Die Definitionen und beygefügten Bemerkungen sind richtig und gründlich. Die kurze Darlegung des Sinnes der Bibelstellen ist der praktischen Behandlung angemessen, und in Ansehung der Citation derselben wird im Grunde der Prediger und Katechet, ungeachtet des oben genannten Raumersparnisses, dennoch befriedigt werden.

Druck und Papier ist gut; nur ist in des Rec. Exemplar der 6te Bogen der ersten Abtheilung ganz fehlerhaft gedruckt in Ansehung des fortlaufenden Textes und der Seitenzahl. In dem ziemlich grofsen Druckfehlerverzeichnifs ist nichts hievon bemerkt. Ungeachtet das Werk in Abtheilungen gedruckt und herausgegeben wird, so hoffen wir doch, dafs die folgenden Bände mit ihren Abtheilungen bald erscheinen werden.

..u..

Berlin, b. Riemann: *Ueber Offenbarung*. Eine Untersuchung von *Alfred Graffunder*, Alumnen-Inspector am königl. Joachimsthal. Gymnasium. 1827. 51 S. gr. 8. (8 gr.)

Hr. *G.* will hier nichts Geringeres als einen ganz neuen Weg zeigen, auf welchem man zu einer vollkommenen Entwickelung des Begriffs *Offenbarung*

gelangen soll. Dieser ist kein anderer, als der Weg der Sprachforschung. Aber unser Vf. betritt ihn auf eine ganz eigene Weise, indem er, statt in das Leben und den Geist der Sprache beym Volk einzudringen, sich fast nur an die Sylben des sich aufgegebenen Wortes hält. In der Volkssprache ist noch jetzt *offenbaren* soviel als *sein Herz aufschliessen*, und kann nicht durch einen anderen Ausdruck ersetzt werden, so wenig als die Formel: *die Sache ist jetzt offenbar.* In diesem Sinne hat der Italiäner, Franzose und Spanier das Wort O. *nicht*, weil sie nicht die Sache haben. Sie haben dafür nur *decouvrir*, *scoprire*, *descubrir* und dergl. Hr. *G.* weist uns aber an die Nachsylbe „*bar*", die aus „baren, bären, gebären" abzuleiten ist, und die Kraft hat, Eigenschaftswörter zu bilden, welche die Wirklichkeit oder die Möglichkeit dessen, was in der Stammsylbe ausgedrückt wird, bezeichnen. Demnach ist „*offenbar*" = „*wirklich offen*", und „*Offenbarung* = *Sage*" (von „*sägen — den Gedanken in Worte theilen*" S. 5). Jetzt meint er, wäre dieser Sinn des Wortes O., sowie das Wort O., der deutschen Sprache ganz eigen S. 4 und ein Zeugniss ihrer geistigeren Tiefe und Wahrheit im Vergleich mit anderen Sprachen, namentlich der griechischen. Wenn nur Beides auch wahr wäre! Aber jenes hat der Vf. theils unerwiesen gelassen, theils widerspricht das ὤκαξις, ἐπιφάνεια, φανερoποίησις, φώτισμος, φώτισμα, (Hr. *G.* vergl. nur z. B. des *Clemens Alex. Stromat. lib.* 8), auch das lateinische *manifestatio* u. a.; dieses aber sucht er mit einer Behauptung darzuthun, welche Rec. nicht unterschreiben kann. Er wirft nämlich der griechischen Sprache vor, dass in ihr die *Wahrheit* selbst eine Verneinung sey, ἀλήθεια, und wirklich leiten *Passow*, *Schneider* u. A. dieses Wort von λήθη ab. Aber Hr. *G.* wird Gelegenheit haben, seinen Begriff von der griechischen ἀλήθεια zu berichtigen, wenn er *Plato's Cratylus* (*Bekker*'sche Ausg. 2ten Theils 2. Bd. S. 6. 7 u. w.) und *Aristoteles* ἠθικῶν μεγ. I, 33 mit einander vergleicht.

Doch wir kehren zu des Vfs. Offenbarung = Sage zurück, und lassen ihn nun selbst weiter sprechen. S. 15: „Der Inhalt unserer heil. Schriften (als der O.) trennt sich verschieden ab von aller Zeit und Geschichte, deren Urkunden keinem übermenschlichen Ursprunge zugeschrieben werden." S. 16: „Denn Himmel, Erde und Hölle ist der Schauplatz der heil. Geschichte. Die Gesetze der Erscheinung haben keine Gewalt, sondern dienen einer unbeschränkten Macht, die über Himmel, Erde, Hölle, Tod und Leben herrscht." S. 17: „Die heil. Geschichte widerspricht dem Begriffe der Zeit." Denn S. 18: „sie kennt keine ewige Ordnung, sondern nur eine ewige Macht, der jede Ordnung schlechthin untergeordnet ist." S. 19: „Die heil. Geschichte kann nur als geschehen dargestellt, d. h. erzählt werden." Hier kommt der Vf. auf eine vermeintliche Inconsequenz der Theologie in der protestantischen Kirche S. 19. 20, der Rationalisten und der Supernaturalisten S. 20—29. — S. 31: „Hieraus folgt, dass man entweder den Inhalt der heil. Schrift leugnen, oder in einem unhaltbaren Widerspruche mit den Gesetzen der Erscheinung als Geschichte behaupten muss." S. 38: „Die Geschichte ist gänzlich abhängig von der Sage. Die Grundlage der Geschichte sind aber nicht die Begebenheiten in der Sage, denn diese sind wieder abhängig. Bedingungslos ist vielmehr allein der Geist." S. 39: „Alle Erscheinung ist durch den Geist bedingt. In der einen bestimmten geschichtlichen Abschnitt bedingenden Sage ist der Geist gegeben, welcher sich auf eine diesen Abschnitt bedingende Weise erfasst hat." S. 40: „Was einen bestimmten geschichtlichen Abschnitt trägt, ist somit der Gedanke." S. 41: „Die Mittheilung muss durch das Wort geschehen. Joh. 1, 1." S. 42: „Die in einer bestimmten Sage mitgetheilten Begebenheiten sind also selbst nicht Begebenheiten, sondern bezeichnen nur den sich auf eine bestimmte Weise erfasst habenden Geist zugleich mit der ihm entsprechenden Erscheinung." S. 43: „Die Sage" (hier charakterisirt sich besonders die Philosophie des Vfs.) „ist daher während des ganzen geschichtlichen Verlaufs als bedingende Macht gegenwärtig, und *der in ihr verkündete Geist wird als Gottheit*, d. h. *als eben diese bedingende Macht, von der die Erscheinung abhängig ist, durch den Glauben verehrt*, welcher sonach nicht etwas ist, welches dem Menschen nach einer irgendwie zurechtgemachten Ueberzeugung innewohnen kann, sondern *welcher die Anerkennung ist; die dem Geiste nothwendig gezollt werden muss, der das eigene Leben der Menschen ist.*" S. 45: „Demnach darf keine heil. Offenbarung als Geschichte, sie muss als Dichtung aufgefasst werden." S. 47: „*Origenes* betrachtet sie sogar als Mährchen." Hier ist Hr. *G.* übel unterrichtet, und scheint nicht zu wissen, dass dieser berühmte Alexandriner von *J. A. Ernesti* sogar für den Urheber der grammatischen Erklärung der heil. Bücher erklärt worden ist. Schon durch *Tzschirner* (*Fall des Heidenthums* Bd. 1. S. 373) konnte sich der Vf. belehren, wenn er es nicht durch *Münscher's* Handbuch der christlichen Dogmengeschichte Bd. 1. S. 148 und 320 thun wollte, dass *Origenes* zwar den höheren, moralischen, mystischen Sinn, der hinter den Worten der Bibel liegen sollte, vorzüglich im Auge behielt, die heil. Geschichte aber so wenig bezweifelte, dass er vielmehr geradezu die Göttlichkeit des Christenthums darauf stützt.

Unsere Leser wissen nunmehr zur Genüge, wie sie mit diesem Büchlein daran sind. Wir gedenken daher nur noch nebenbey, dass sich des Vfs. Liebhaberey an der Etymologie hauptsächlich am auffallendsten in der willkührlichen Deutung deutscher Wörter 16 Seiten durch zeige, von der wir hier jedoch keine Probe geben wollen.

J. H.

MATHEMATIK.

1) Leipzig, b. Barth: *Lehrbuch der reinen Mathematik.* Erster Theil. Von *Gerhard Ulrich Anton Vieth*, Herzogl. Anhalt-Dessauischem Schulrath und Prof. der Mathematik. Mit 12 Kupfertafeln. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1816. 32 Bogen. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Lehrbuch der reinen Mathematik.* Zweyter Theil. Mathematische Abhandlungen. Mit 7 Kupfertafeln. 1825. 41 Bogen. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Kurze Anleitung zur Differentialrechnung*, als Ergänzung zum Lehrbuche der reinen Mathematik. 1823. 4½ Bogen. 8. (6 gr.)

4) Ebendaselbst: *Lehrbuch der physisch angewandten Mathematik.* Erster Theil. Dynamik und Akustik. Dritte, ganz neu bearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1824. Nebst 5 Kupfertafeln. 40 Bogen. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

5) Ebendaselbst: *Lehrbuch der physisch angewandten Mathematik.* Zweyter Theil. Optik und Astronomie. Mit 8 Kupfertafeln. Dritte, ganz neu bearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1826. 40 Bogen. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

6) Ebendaselbst: *Lehrbuch der praktischen Mathematik.* Erster Theil. Praktische Arithmetik und praktische Geometrie, erste Abtheilung. Mit 4 Kupfertafeln. 1813. 24 Bogen. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

7) Ebendaselbst: *Lehrbuch der praktischen Mathematik.* Zweyter Theil. Praktische Geometrie, zweyte Abtheilung. Mit 13 Kupfertafeln. 1821. 25 Bogen. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

8) Ebendaselbst: *Erster Unterricht in der Mathematik für Bürgerschulen.* Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 18 Kupfertafeln, einem verjüngten Maßstabe, gewöhnlichem Winkelmesser und Sehnenmaßstabe. 1821. 28 Bogen. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

No. 1. 2. 4. 5. 6 haben auch folgende Titel:

1) *Anfangsgründe der Mathematik.* Erster Theil. Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie.

2) *Anfangsgr. d. M.* Zweyter Theil. Erste Abtheilung. Dynamik und Akustik.

4) *Anfangsgr. d. M.* Zweyter Theil. Zweyte Abtheilung. Optik und Astronomie.

5) *Anfangsgr. d. M.* Dritter Theil. Praktische Arithmetik und praktische Geometrie, erste Abtheilung.

6) *Anfangsgr. d. M.* Vierter Theil. Praktische Geometrie, zweyte Abtheilung.

Eine ausführliche Beurtheilung dieser ruhmwürdigen Lehrbücher von anerkannter Brauchbarkeit, deren frühere Ausgaben gröfstentheils auch in diesen Blättern angezeigt sind, würde jetzt nicht zeitgemäfs seyn. Schon vor 40 Jahren wurde es dem Vf. bey der ersten Erscheinung derselben zugestanden, dafs er mit vielem Scharfsinne, nett und richtig vorzutragen wisse. Namentlich auch den Lehrbüchern der angewandten Mathematik wurde mit Recht nachgerühmt, dafs der schon geübte Mathematiker die ihm längst bekannten Lehren mit Vergnügen scharf und in bündiger Kürze ausgedrückt, überdiefs aber mancherley neue, eigenthümliche Ansichten und Erörterungen des Vfs. ebenfalls deutlich und einleuchtend dargestellt finde. Und selbst die wiederholten Auflagen dienen zum Beweise, dafs diese Lehrbücher in vielen Schulen benutzt worden sind: wozu denn ohne Zweifel auch die, in Vergleichung des hinreichend guten Papieres und des musterhaft guten und correcten Druckes, von der Verlagshandlung sehr billig angesetzten Preise das Ihrige beygetragen haben.

Wir beschränken uns daher hier nur auf wenige Bemerkungen. No. 1 enthält Arithmetik, auch Buchstabenrechnung und Algebra bis zu den cubischen Gleichungen, Geometrie und Trigonometrie, auch sphärische. In No. 2 sind einzelne Abhandlungen und Aufsätze, von denen einige Lehrer mehr, andere weniger, für sich selbst und für ihre Lehrlinge zur Uebung ihres Scharfsinnes und Ermunterung zu eigenen Erfindungen benutzen mögen. No. 4, die *Dynamik*, enthält Stereostatik, Stereophoronomie, Hydrostatik und Hydrophoronomie, Aerostatik und Aerophoronomie. Diesen Benennungen gemäfs würde, was bisher Phoronomie genannt wurde, etwa reine Phoronomie heifsen? Die Lehre vom freyen Falle ist S. 57 nicht so auffallend unrichtig, als in den allermeisten Lehrbüchern, motivirt. Immerhin aber dürfte am Ende des Erweises für den ersten Lehrsatz noch die Aufgabe aufgestellt werden: wie ist es zu erklären, dafs der richtige Satz, vermittelst solcher, durch schwankende Begriffe unbündigen Schlüsse, gleichwohl auch geübten Denkern bündig erwiesen scheinen kann? In der *Akustik* sind interessante Berechnungen deutlich aufgestellt. In Hinsicht der gleichschwebenden Temperatur aber scheint sich der Vf. zu sehr dem Urtheile *Chladni's* überlassen zu haben, den man doch bey seinem Leben unmittelbar überführen konnte, und nach seinem Tode vermuthlich durch seine beiden noch lebenden Euphone es beweisen kann, dafs ihm ein gehörig feines musikalisches Gehör nicht zu Theil worden war, um über den Werth der verschiedenen Temperaturen abzusprechen. — No. 7 enthält vorzüglich viele eigenthümliche, sinnreiche Darstellungen für die ausübende Feldmefskunst. — In No. 8 wird Arithmetik, Geometrie, Feldmessen, Fassvisiren, Mechanik und Baukunst sehr zweckmäfsig für Bürgerschulen vorgetragen.

Allen einsichtsvollen Schulephoren wird die didaktische Regel bekannt seyn, dafs man bey Erlernung einer Wissenschaft allemal den Meistern derselben sich anvertrauen soll; als Ephoren ihrer Schulen möchten sie in dieser Hinsicht auch den jetzt sehr gewöhnlichen Umstand bedenken, dafs fast jeder junge, angehende Lehrer gar zu bald nach einem von ihm selbst zusammengeknüpften Leitfaden zu lehren wünscht, eben dadurch aber in Gefahr kommt, seinem viel zu früh gedruckten, höchstens mittelmäfsigen Lehrvortrage immerfort treu zu bleiben, da er hingegen bey wiederholter Verfolgung eines classischen Lehrbuches selbst auch seine eigenen Ansichten der Wissenschaft immer mehr und mehr zu verbessern, Veranlassung haben würde.

v. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 1.

BOTANIK.

1) Gotha, b. Ettinger, und Paris, b. Barrois d. j.: *Muscologia recentiorum, seu analysis, historia et descriptio methodica omnium muscorum frondosorum hucusque cognitorum ad normam Hedwigii.* Auctore *Sam. El. Bridel.* Tom. I. 1797. XXIV u. 180 S.; T. II. Pars I. 1798. X u. 222 S. nebst 6 Kupfertafeln; P. II. 1801. XII u. 182 S. nebst 6 Kupfertafeln; P. III. 1803. 184 S. nebst 2 Kupfertafeln. 4. (7 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Barth: *Sam. El. a Bridel-Brideri,* a consiliis secretis legationis Saxo-Gothanae etc., *Bryologia universa* s. systematica ad novam methodum dispositio, historia et descriptio omnium muscorum frondosorum hucusque cognitorum cum synonymia ex auctoribus probatissimis. Accedunt tabulae aeneae tredecim. Vol. I. 1826. 746 S. Vol. II. 1827. XLVI u. 856 S. 8. (10 Rthlr.)

[Von zwey Recensenten.]

Mit dem ersten dieser Werke machte ein verdienstvoller Mann, der bekanntlich nächst *Hedwig* und *Schwägrichen* zur Ausbildung der Mooskunde in der neueren Zeit vorzüglich mit beytrug, den Anfang seiner grösseren Schriften auf diesem Gebiete der Wissenschaft, und das zweyte bezeichnet den Schluss derselben, indem es gleichsam sein bryologischer Schwanengesang war. Die Vergleichung beider kann deutlich beweisen, welchen Zuwachs die ganze botanische Disciplin innerhalb weniger Decennien erhielt. Ja, sogar für den blossen Beobachter, der abgesehen von allem speciellem Interesse nur die Entwickelung des menschlichen Geistes in den einzelnen Individuen studirt, würde eine Vergleichung beider Schriften schon desshalb höchst interessant seyn, weil sich in dem ersten die frohe Hoffnung des lebenskräftigen jungen Mannes, dereinst noch Tüchtiges für die Wissenschaft zu leisten, deutlich ausspricht, während sich in dem letzten eher das freudige Gefühl, Manches gelungen zu sehen, zugleich mit einem anderen wehmüthigen paart, nämlich, dass, sowie in der ganzen körperlichen Natur nichts Bleibendes und Dauerndes getroffen wird, so auch in dem Reiche des Geistes und der Wissenschaft Alles einem ewigen Wechsel unterworfen ist. Denn *Br.* hatte gesehen, dass selbst auf dem engeren botanischen Gebiete, welches er sich besonders zur Bearbeitung abgrenzte, neue Ansichten die alten verdrängten, und spätere Systeme die früheren vergessen liessen, wurden sie auch sogar mit dem allgemeinen Beyfall der Zeitgenossen begrüsst; und dieses liess ihn einen bekümmerten Blick auf seine *Bryologia universa* werfen. Doch erkannte er mit klarem Geiste das Beständigere, und darum war es ihm eine vorzügliche Sorge, sein letztes Werk mit dem Besten auszustatten, was ihn langes Studium und manche bittere Erfahrung als solches wahrnehmen liess. Ehe wir dessen Vorzüge einzeln hervorheben, hören wir zuerst das Urtheil eines gleichzeitigen ausgezeichneten Naturforschers über das erste Werk, ein Urtheil, dessen Bekanntmachung durch Zufall verspätet worden, aber in dieser Verbindung auch jetzt noch nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Hr. *Br.* hat in diesem Werke die Familie der Laubmoose, denn nur auf diese bezieht es sich, sowohl im Allgemeinen, als in ihren besonderen Gattungen und Arten, so genau beschrieben, dass diese vormals so gering geschätzten und so schwer zu unterscheidenden Gewächse nunmehr von anderen Naturforschern leichter erkannt und unterschieden werden können. Freylich hatte er an dem verstorbenen *Hedwig* einen grossen Vorgänger, dem er auch überall den wärmsten Dank zollt. Unterdessen bleibt auch jetzt noch Vieles näher zu untersuchen, Manches zu berichtigen, und Mehreres zur Bereicherung der Wissenschaft beyzubringen übrig. Dieses erkennend, verspricht der Vf. daher auch noch Supplemente zu liefern, worin er die Geschichte dieser Wissenschaft im verflossenen Jahrhundert, ihren Zustand im Anfange des jetzigen, den Gewinn, den sie gemacht, und den Schaden, den sie erlitten hat, was bereits geschehen, und was noch zu thun übrig sey, vortragen wird. Zugleich will er die von ihm in diesen Bänden beschriebenen Arten durch kritische und historische Beobachtungen erläutern, die eingeschlichenen Fehler der Synonymie verbessern, fehlerhaft angeführte Arten berichtigen, und die in neuerer Zeit entdeckten nach seinem Systeme nachtragen. Er hofft durch eigene Untersuchung auf seinen Reisen, die er nochmals durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich machen wird, eine ziemliche Ausbeute da-

zu zu liefern, und ersucht zugleich alle Freunde der Muskologie, ihm ihre neugemachten Entdeckungen hierin mitzutheilen.

Der Iste Band enthält in 11 Capiteln die Einleitung, oder das Allgemeine, was über die Familie der Laubmoose gesagt werden kann. Das 1ste Cap. bestimmt den Begriff des Laubmooses. Es ist eine Pflanze, deren Frucht (*capsula*) mit einer Haube (*calyptra*) und mit einem Deckel (*operculum*) versehen ist. Die Frucht der Lebermoose hat zwar auch eine Haube, aber keinen Deckel. Das 2te Cap. beschreibt diejenigen Theile der Laubmoose, wodurch sie angewachsen sind und ernährt werden, nämlich die Wurzel, die Stengel und die Blätter. Das 3te Cap. handelt von der Blüthe derselben, deren Daseyn von älteren Botanikern meistens geleugnet, von einigen zwar geahndet, von *Hedwig* aber erst genau und bestimmt entdeckt worden ist. Sie ist in der Knospe und unter mehreren Deckblättern versteckt. Nur in dieser Beziehung gehören die Moose noch in die Classe der Kryptogamisten. Der Vf. bemerkt zwar die großen Schwierigkeiten, die mit der Entdeckung der inneren Theile der Blüthe, d. i. mit der Aufsuchung der Staubfäden und der Stempel, deren Zahl und ihrer übrigen Verhältnisse verbunden sind; Rec. hätte aber gewünscht, daß er dabey die Handgriffe gezeigt hätte, durch deren Anwendung es ihm oder *Hedwig* geglückt sey, das Geheimniß dieser versteckten Blüthe zu entdecken. So viel uns bekannt ist, zerschnitt *Hedwig* zur Zeit, wenn er die vollkommene Blüthe in der Knospe vermuthete, dieselbe mit einem feinen Messer der Länge nach in zwey oder mehrere Theile, warf diese ins Wasser, und suchte in den verschiedenen zerschnittenen Stücken, unter einem guten Vergrößerungsglase, die durch das Zerschneiden nunmehr entblößten Theile auf, um durch die Zusammensetzung des Ganzen den vollständigen inneren Bau der Blüthe zu bestimmen. Auf diesem Wege entdeckte er, was der Vf. in diesem Capitel, zwar etwas weitläuftig, aber gewiß dem Bedürfniß der Leser gemäß, von männlichen, weiblichen und Zwitter-Blüthen, deren Kelch, Krone (*calyptra*), Staubfäden, Stempeln, Nektarien und deren Theilen angiebt. Könnte man diese Blüthen mit leichterer Mühe entdecken, so wäre es freylich das Zweckmäßigste, die Classification der Moose ebenfalls nach der Eintheilungsmethode einzurichten, die bey den Phänogamisten eingeführt ist. Das 4te Cap. handelt von der Frucht der Moose und zwar vom Fruchtstiel (*pedunculus*), von der Kapsel und deren Theilen, nämlich der Büchse (*theca*), der Mündung (*peristoma*), dem Deckel (*operculum*), dem Säulchen (*columnula*) und dem Samen. Die Mündung wird mit Recht nach ihren verschiedenen Formen am genauesten beschrieben, weil die Haupteintheilung der Moose oder ihre Classification davon hergenommen ist. In Cap. 5 kommt Verschiedenes von der Physiologie der Moose vor, welches sich auf ihren inneren Bau, ihre Reizbarkeit und ihr chemisches Verhalten bezieht. Daß manches hier Beygebrachte noch Zweifeln unterworfen sey, und eine genauere Berichtigung erfodere, fühlt der Vf. selbst. Hält es bey größeren Gewächsen schon schwer, den inneren Bau derselben richtig anzugeben, wie viel mühsamer muß in dieser Rücksicht die Untersuchung so kleiner Gewächse seyn! Das 6te Cap. handelt von der Oekonomie der Moose, oder von ihrer Lebensweise, wozu der Vf. ihren Standort, die Gesellschaft, in der sie theils unter sich, theils mit anderen Gewächsen vorkommen, die Art, sich fortzupflanzen, ihre Blüthezeit, ihre Fruchtbarkeit, ihr Wachsthum und ihre Lebensdauer rechnet. Das 7te Cap. handelt von dem Nutzen der Muskologie und vom Gebrauche der Moose, theils in ihrer Verbindung mit den übrigen Geschöpfen in der allgemeinen Kette der Naturkörper, von der sie ein wichtiges Glied ausmachen, theils von ihrem Nutzen in der Landwirthschaft, ihrer Anwendung in der Arzneykunst und ihrem Gebrauch in anderen Künsten. Hier werden eine Menge von Beziehungen angeführt, die dem Liebhaber der Mooskenntniß die Untersuchung dieser kleinen Gewächse angenehm machen. Das 8te Cap. handelt von der Geschichte dieser Wissenschaft und von ihren Schicksalen, wo von *Bauhin* an bis auf *Hedwig* theils die Verdienste der Schriftsteller, die von Moosen geschrieben haben, gerühmt, theils die Nachtheile, die sie durch irrige Ansichten derselben stifteten, gerügt werden. *Dillenius* erhält hiebey das verdiente Lob; *Linné* hingegen wird am meisten getadelt, weil durch seine Meinung, daß die Kapsel eine Anthere und die sternförmigen Spitzen mancher Moose die weiblichen Blüthen wären, theils der Fortschritt der entgegenstehenden Wahrheit gehindert, theils seines Ansehens wegen der Irrthum auf eine lange Zeit fortgepflanzt worden sey. Das 9te Cap. beschreibt *Hedwigs* Verdienste, die mit Recht weit über alle seiner Vorgänger erhoben werden, entwickelt dessen Methode, die Moose in Classen und Gattungen zu ordnen, und erzählt deren Schicksale bey Freunden und Gegnern. Im 10ten Cap. trägt der Vf. seine eigene Methode vor, die Moose nach Classen, Ordnungen, Unterordnungen und Gattungen einzutheilen, und liefert endlich im 11ten Cap. eine genauere und weitläuftigere Bestimmung aller im vorigen gewählten 33 Gattungen, nachdem er im Anfang desselben noch folgenden Begriff vom Moose (Laubmoose) aufgestellt hatte: es sey eine Pflanze mit faserigen Wurzeln, walzenrundem Stengel, abwechselnden, aufsitzenden, umfassenden, im Wasser wiederauflebenden Blättern, und mit einer meistens einhäusigen oder zweyhäusigen, seltener zwitterartigen und am seltensten vielehelichen Blüthe.

In dem 1sten Theile des 2ten Bandes wiederholt der Vf. seine im letzten Cap. des ersten Bandes vorgetragene methodische Eintheilung der Moose in Classen, Ordnungen und Gattungen, und bestimmt manche noch genauer als vorher. Der Unterschied der vier Classen ist von der Mündung der Kapsel hergenommen. Die erste Classe *Aperistomati*, wo die Mündung geschlossen bleibt. Die zweyte *Gymnoperistomati*, wo

der Rand der Mündung nackt oder unbesetzt ist. Die dritte *Aploperistomati*, wo die Mündung zwar besetzt, aber nur einfach ist, und die vierte, *Diploperistomati*, wo die Mündung ebenfalls befetzt, aber eine doppelte Mündung, eine äussere und eine innere, vorhanden ist. Die erste Classe hat nur eine einzige Gattung: *Ohnmund* (*phascum*). Zur zweyten gehören drey Gattungen, nämlich *Torfmoos* (*sphagnum*), *Hedwigie* (*Hedwigia*) und *Kahlmund* (*Gymnostomum*). Die dritte hat zwey Ordnungen, und die erste Ordnung vier Unterabtheilungen. Die erste Ordnung mit gezahnter Mündung, wo die erste Unterabtheilung die Gattungen mit ganzen (glattrandigen) einzelnen, an der Spitze freyen Zähnen enthält, nämlich *Vierzahn* (*Tetraphys*), *Achtzahn* (*Octoblepharum*), *Glockenhuth* (*Leersia*), *Grimmie* (*Grimmia*), *Achselmoos* (*Pterigynandrum*) und *Weissia* (*Weissia*). Die zweyte Unterabtheilung enthält nur eine Gattung: *Haarmoos* (*Polytrichum*), deren Zähne in der einfachen Mündung ganz, einzeln und an der Spitze durch eine Haut zusammengeleimt sind. In die dritte Unterabtheilung derselben gehören die Gattungen, deren Zähne in der einfachen Mündung ganz, aber gepaart sind, nämlich: *Schirmmoos* (*Splachnum*), *Zwillingszahn* (*Didymodon*) und *Schwarzie* (*Schwarzia*). In die vierte Unterabtheilung gehören die Gattungen, deren Zähne in der einfachen Mündung gespalten sind: *Wimpermoos* (*Trichostomum*), *Spaltzahn* (*Fissidens*) und *Gabelzahn* (*Dicranum*). Zur 2 Ordnung der dritten Classe gehören die Gattungen, wo die einfache Mündung mit Wimpern (*ciliae*) besetzt ist, *Strickmoos* (*Tortula*) und *Bartmoos* (*Barbula*). Die 4 Classe hat drey Ordnungen (deren erste sich dadurch auszeichnet, dass die äussere Mündung Zähne, die innere aber Wimpern hat), und zwar in zwey Unterabtheilungen. Die erste derselben begreift die Gattungen, deren äussere Mündung an der Spitze freye Zähne hat: *Neckere* (*Neckera*), *Steiffschopf* (*Orthotrichum*), *Leskie* (*Leskia*), *Astmoos* (*Hypnum*), *Knotenmoos* (*Bryum*) und *Sternmoos* (*Mnium*). Die zweyte Abtheilung enthält nur eine Gattung, deren Kapsel an der äusseren Mündung Zähne hat, die an der Spitze zusammenhängen. Der Vf. nennt diese hier im zweyten Bande nach dem Vorgange *Hedwig's Köhlreutere* (*Koehlreutera*). Da aber unter den phänogamistischen Gewächsen schon eine Gattung dieses Namens eingeführt ist: so nennt er sie im 4ten Bande nach *Sthreber Drehmoos* (*Funaria*). Die 2 Ordnung enthält die Gattungen, deren äussere Mündung gezahnt, die innere aber häutig ist: *Webere* (*Webera*), *Barthramie* (*Barthramia*), *Pohlie* (*Pohlia*), *Bouxbaumie* (*Buxbaumia*), *Timmie* (*Timmia*). Die 3 Ordnung enthält die Gattungen, deren äussere Mündung gezahnt, die innere aber netzförmig ist: *Hüllmoos* (*Fontinalis*) und *Meesie* (*Meesia*). Diese 4 Classen enthalten also drey und dreyssig Gattungen, wozu noch im vierten Bande (Tom. II. Pars III) eine neue Gattung *Arrhenopterum* gekommen ist, die aber nur eine in Virginien und Pensylvanien einheimische Art *A. Heterostichum* enthält. Die drey ersten Kupfer des zweyten Bandes stellen aus jeder vorstehenden Gattung die Kapsel einer Art vergrössert vor, woraus man den Charakter der Classe und Gattung anschaulich und deutlich erkennen kann. Die Zeichnung und der Stich sind zwar nicht fein, indess dem Zweck entsprechend. Im ersten Theil des zweyten Bandes werden nun die drey ersten Classen und ihre Arten einzeln, und zwar nach ihren lateinischen, deutschen, französischen, bisweilen auch englischen, dänischen, schwedischen u. s. w. Namen aufgeführt, mehrere Synonymen und der Wohnort bemerkt, meist ziemlich weitläuftig beschrieben, die Abarten angegeben, und nicht selten mehrere Bemerkungen zur Erläuterung beygefügt. Da der Vf. bey denjenigen Gattungen und Arten, die ihre Namen entweder von berühmten Mooskennern oder von den ersten Entdeckern der Arten haben, diese Männer selbst, welches sehr zu billigen ist, näher bezeichnet: so wundert sich Rec., S. 41 bey *Heim's* Kahlmund (*Gymnostomum Heimii*) den ersten, dem Vf. vermuthlich unbekannt gebliebenen Entdecker, von dem die Art den Trivialnamen hat, nicht angegeben zu finden, was um so zweckmässiger gewesen wäre, da es mehrere Naturforscher dieses Namens giebt. Es war nämlich der Geheimerath und praktische Arzt *Heim* in Berlin, der dieses Moos, als er vor 25 Jahren noch Physicus in Spandau war, in den dortigen Gräben zuerst entdeckte. *Heim* verdiente es in mehreren Rücksichten, dass sein Freund *Hedwig* dessen Namen bey Beschreibung dieser Art von Kahlmund beybehielt. Nach *Nicolai's* Beschreibung von Berlin und Potsdam war damals *Heim's* Moosesammlung die einzige in ihrer Art, und es wäre zu wünschen gewesen, dass *Bridel* dessen Sammlung der neuseeländischen Moose, die *Heim* von seinem Freunde dem Baronet *Bancks* in England erhielt, zu seiner Muskologie hätte benutzen können. Nach *Bancks* Zurückkunft von Otahiti hatte sie *Heim* in England nach linneïscher Methode bestimmt und beschrieben, worauf sie nach einigen Jahren in der englischen Originalausgabe von *Hawksworths* Reisen prächtig in Kupfer gestochen und mit den Beschreibungen vom Dr. *Him* (so hiess er in England) begleitet waren. Rec. hatte nach *Heim's* Zurückkunft aus England Gelegenheit, solche zu sehen, es war ihm aber nicht erlaubt, einige Exemplare davon zu nehmen, noch weniger die im Manuscripte dabey befindlichen Beschreibungen abzuschreiben, weil *Bancks* sich vorbehalten hatte, dass *Heim* solche nicht früher in Deutschland bekannt machen solle, als sie in England öffentlich erschienen wären. Wahrscheinlich sind die meisten neuseeländischen Moose, die in der *Schwägrischen* Ausgabe von *Hedwigs Species muscorum frondosorum* vorkommen, und die bey unserem Vf. fehlen, aus dieser Quelle genommen. Die vierte und fünfte Kupfertafel enthalten Abbildungen von *Sphagnum magellanicum* — *Sph. condensatum*, *Sph. Javense*, *Pterigynandrum catenulatum*, *Pt. algirianum*, *Pt. aureum*, *Polytrichum magellanicum*, *Pol. dendroides*,

Splachnum magellanicum, *Fontinalis minor*, *Fissidens Novae Angliae*, *Dicranum Billarderii* und *Barbula Atlantica*, bey welchen der ziemlich rohe Stich schon weniger als bey den drey ersten Kupfertafeln zu entschuldigen ist.

Der 2te Theil des 2ten Bandes, oder eigentlich der 3te Band, enthält die Gattungen und Arten der 4ten Classe, und zwar nur von der ersten Ordnung, in der ersten Abtheilung von der Gattung Neckere an bis zum Astmoos. Die letzte war die weitläuftigste, aber auch die schwierigste. Sie enthält allein, mit Einschluss der zweifelhaft angegebenen, 121 Arten. Die angehängten 6 Kupfertafeln stellen die Abbildungen von *Orthotrichum compositum*, *Leskia complanata*, *Leskia polycarpa*, *Hypnum bifidum*, *H. sylvaticum*, *H. falcatum*, *H. fallax*, *H. chrysophyllum*, *H. protensum*, *H. rufescens*, *H. thuringicum*, *H. pentastichum*, *H. cyparioides*, *H. Atlanticum*, *H. squamosolum*, *H. implexum*, *H. interruptum*, *H. aciculare*, *H. inundatum*, *H. mutabile*, *H. stellatum* und *Leskia polycarpa* dar. An diesen ist Zeichnung und Stich weit schöner als an den Kupfern des zweyten Bandes.

Der 4te Band enthält die noch übrigen Gattungen der 4ten Classe vom Knotenmoos an bis auf Meesie. Die angehängten 2 Kupfertafeln enthalten *Arrhenopterum heterostichum*, *Mnium serratum*, *Barthramia pomiformis*, *B. crispa*, *B. stricta*, *B. ithyphylla*, *B. patens*, *B. pentasticha*, *B. Oederi*, *B. longiseta*, *B. Halleriana*, *Pohlia intermedia*, *Meesia minor*. Rec. würde die Grenzen der Recension weit überschreiten, wenn er hier jede Art besonders angeben, oder einige Zweifel und etwanige Berichtigungen hinzufügen wollte, besonders da der Vf. sich verbindlich gemacht hat, dieses alles in bald zu erwartenden Supplement-Bänden selbst nachzuholen. Wir merken also nur noch an, dass unter den angegebenen 34 Gattungen die Summe aller aufgeführten Arten 462 beträgt, worunter 245 befindlich sind, die in Deutschland wildwachsend gefunden werden.

—tm.

Die in dem vorhergehenden Werke verhiessenen Supplementbände sind späterhin wirklich unter folgendem Titel erschienen:

Gotha b. Ettinger, und Paris, b. Barrois, d. j.: *Muscologiae recentiorum Suppl. s. Species Muscorum.* Pars I. 1806. Pars II. 1812. Pars III. 1817. Pars IV. 1819. 4.

Wir verweilen bey diesen Supplementen um so weniger, als in No. 2, nämlich der *Bryologia universa*, die Hauptresultate der in jenen Ergänzungen mitgetheilten weiteren Studien des Vfs. gleichfalls enthalten sind. Denn in der That hat er sich in letztem Werke selbst das beste Monument seines literarischen Wirkens gesetzt. Es kann hier nicht der Ort seyn, einzelne Fehler zu rügen, die er sich bey Aufstellung mancher Gattungen und Arten, bey diesen oder jenen Angaben zu Schulden kommen liess, und die meist daher entsprungen zu seyn scheinen, dass er die Moose selbst nicht hinlänglich an ihren natürlichen Standorten studirte, sie nicht in allen Metamorphosen betrachtete, und nicht selten nur oberflächlich ihre Charakteristik entwarf (wenn wir ihn auch nicht der Eitelkeit beschuldigen wollen, der Begründer neuer Gattungen zu heissen), sich vielleicht auch durch diese und jene unrichtige Angabe anderer Schriftsteller dazu verleiten liess —; wohl aber scheint uns hier der geeignetste Ort, ausführlicher auf die Verdienste dieses Buchs überhaupt aufmerksam zu machen.

Vergleicht man seine Bestrebungen mit denen anderer Coryphäen auf demselben Gebiete, namentlich mit *Hedwig* und *Schwägrichen*: so ergiebt sich leicht, dass, während die letzten hochgefeierten Männer eine genauere Darstellung der Natur selber, der einzelnen Gattungen und Arten vornehmlich hinsichtlich der Blüthentheile bezweckten, ohne sich um mehr als um die Hauptarbeiten ihrer anderen Studiengenossen zu bekümmern, *Bridel* dagegen an Vervollkommnung der sogenannten natürlichen Methode dieser Gewächse unablässig arbeitete, vor allen die Beschaffenheit der Fruchtkapsel berücksichtigte, und mit ungewöhnlicher Belesenheit Alles benutzte, was nur immer die Literatur für seine Studien Erspriessliches aufzuweisen hatte. Dass aber auch selbst hier viele Missgriffe gethan werden mussten, namentlich bey Angabe der Synonymen, was ihm vor Anderen *Hooker* in *Muscol. brit. P. II* (Vorrede) vorwarf, ist um so leichter zu erklären, als gerade diese Seite der Mooskunde noch so viel Schwankendes enthält. Selbst in Rücksicht der Deutung einzelner Gattungen scheint er häufig unglücklich gewesen zu seyn. So ist seine Gattung *Hookeria* wohl nichts Anderes als *Pterigynandrum*; *Tayloria* nichts Anderes als *Hookeria*. Niemand wird jedoch den Fleiss verkennen, welchen der Vf. auf diesen Theil verwandte, und wovon vor allen No. 2 den sprechendsten Beweis liefert. Dass er bisweilen die generischen Namen veränderte, ist ihm schon häufig und nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht worden; indess trifft dieser Vorwurf ihn nicht allein, sondern auch noch viele andere Schriftsteller, und nur da, wo, wie z. B. bey der Gattung *Isothecium*, sehr untergeordnete Kennzeichen dazu berechtigten, verdient er solchen harten Tadel wie ihn *Walker-Arnott* (*Annal. de la soc. Linn. Paris.* 1826. p. 203) gegen ihn aussprach.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

BOTANIK.

1) GOTHA, b. Ettinger, und PARIS, b. Barrois d. j.: *Muscologia recentiorum seu analysis, historia et descriptio methodica omnium muscorum frondosorum huecusque cognitorum ad normam Hedwigii.* Auctore *Sam. El. Bridel* etc.

2) LEIPZIG, b. Barth: *Sam. El. a Bridel - Brideri*, a consiliis secretis legationis Saxo-Gothanae, *Bryologia universa* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

In der Vorrede wird angegeben, dass dieses Werk schon längst angefangen, aber seine Herausgabe durch anderweitige Amtsgeschäfte des Vfs. so lange verzögert worden sey, bis er nach dem Erlöschen des Herzogl. Sachs. Gothaischen Hauses seiner seitherigen Geschäfte entbunden, das alte begonnene Unternehmen wieder fortsetzen konnte. Seine dabey zum Grunde gelegte Methode blieb dem Wesen nach dieselbe, welche er in No. 1 anwandte, worin er nämlich auf den Ursprung und die Stellung der Kapsel, die Structur des *Peristomium* (Mundbesatzung) und Beschaffenheit der Haube (*calyptra*) vorzügliche Rücksicht nimmt. Da er jedoch die Arbeiten *Hedwigs* mit denen von *Dillenius* vereinigen, und die natürlichen Moosfamilien, wie sehr es nur immer die künstliche Methode gestattete, unversehrt und in ihrem Zusammenhange beybehalten wollte, so gründete er zwey neue Classen, nämlich *Hypophyllocarpi*, deren weibliche Blüthen unter einer Art von Afterblatt (*stipula*) entsprangen, und *Rhizocarpi*, deren Früchte von den Wurzeln ausgingen. Damit unsere Leser Einsicht in den systematischen Bau erhalten und danach leicht die weitere Ausführung beurtheilen können, sey es uns vergönnt, kurz die Gliederung desselben anzugeben. Es ist nämlich theils eine künstliche, theils eine natürliche Anordnung der Moose versucht worden. Wir setzen sie beide hinter einander.

A. Künstliche Systematik:

1 Sect. Moose mit ganzen Früchten, Deckeln und Hauben.

- I Cl. *Evaginulati s. Cladocarpi.*
  - 1 Ord. *Astomi.*
  - 2 Ord. *Gymnostomi.*
- II Cl. *Vaginulati s. Acrocarpi.*
  - 1 Ord. *Astomi.*
    - aa) *Calyptra dimidiata s. cuculliformi.*
    - bb) *C. mitriformi.*
  - 2 Ord. *Gymnostomi.*
    - aa) *calyptra cuculliformi.*
    - bb) *c. mitriformi.*
  - 3 Ord. *Amphistomi s. Peristomi.*
    - a) *Amphistomi.*
    - b) *Peristomi.*
      - aa) *calyptra mitriformi.*
      - bb) *c. cuculliformi.*
  - 4 Ord. *Epistomati.*
    - 1) *stomate edentulo.*
    - 2) *st. squamato.*
    - 3) *st. dentato.*
  - 5 Ord. *Entostomi.*
- III Cl. *Pleurocarpi.*
  - 1 Ord. *Astomi.*
  - 2 Ord. *Gymnostomi.*
  - 3 Ord. *Peristomi.*
    - aa) *calyptra cuculliformi.*
    - bb) *c. mitriformi.*
- IV Cl. *Rhizocarpi.*
  - 1 Ord. *Peristomi.*
- V Cl. *Entophyllocarpi.*
  - 1 Ord. *Gymnostomi.*
  - 2 Ord. *Peristomi.*
- VI Cl. *Hypophyllocarpi.*
  - 1 Ord. *Gymnostomi.*
  - 2 Ord. *Peristomi.*

2 Sect. Moose mit gespaltenen Früchten, Deckeln und Hauben.

Diese künstliche Methode liegt nun selbst bey der Exposition der einzelnen Gattungen und Arten zum Grunde. Indess verdient auch die nun folgende natürliche alle Aufmerksamkeit, indem sie einen denkenden Kopf und keinen geringen Scharfsinn bewährt.

B. Natürliches System.

A. *Musci frondosi elocarpi.*

1. *Evaginulati s. Cladocarpi:* 1) *Sphagnoidei.*
2. *Vaginulati.*
   - a) *Acrocarpi:* 2) *Phascoidei*; 3) *Gymnostomoidei*; 4) *Grimmoidei*; 5) *Campilopodes*; 6) *Splachnoidei*; 7) *Orthotrichoidei*; 8) *Weissoidei*; 9) *Dicranoidei*; 10) *Trichopomoidei*; 11) *Barbuloidei*; 12) *Bryoidei*; 13) *Comantes*; 14) *Mnioidei*; 15) *Polytrichoidei.*
   - b) *Pleurocarpi:* 16) *Hypnoidei*; 17) *Pterygophylloidei.*

c) *Rhizocarpi*: 18) *Rhizopodes.*
d) *Entophyllocarpi*: 19) *Filicoideae*
e) *Hypophyllocarpi*: 20) *Jungermannioidei.*
B. *Musci frondosi schistocarpi*: 21) *Andreoidei*

Die letzte natürliche Anordnung der Gewächse gedachte der Vf. noch vollkommener auszuführen; aber der Tod übereilte ihn. Dass sie im Ganzen allerdings der Natur sehr entspreche, ist kaum zu leugnen; indessen können die Merkmale, welche den einzelnen Familien gegeben werden dürften (was unser Vf. auch nicht gethan hat, indem er sie bloss mit ihren Namen anführt), nur sehr schwankend seyn, weil man gar zu viele Uebergänge in andere Familien trifft (wie recht auffallend bey den *Phascoidei* und *Gymnostomoidei*). Daher eine kritische Revision derselben allen denjenigen anempfohlen wird, welche sich in ähnlicher Weise versuchen wollen.

Vergleicht man die Anzahl der in No. 1 aufgeführten Gattungen mit denen in No 2, so muss man mit Recht erstaunen. Denn dort waren es 34, hier sind es 137. Freylich hat unser Vf. noch willkührlich genannt und benannt. Unter den in letztem zuerst anders benannten Gattungen sind folgende hervorzuheben: *Saproma* ist *Bruchia Schwägr.*, *Rottleria* gehört zu *Gymnostomum Schwägr. Pyramidium* ist *Pyramidula Brid. Mant. Musc. p.* 20. *Brachypodium* wurde früherhin vom Vf. (*Mant. Musc. p.* 30) *Glyphomitrium* genannt, und gehört bey *Hedwig* und *Schwägrichen* zu *Encalypta*; *Cleistostoma* ist *Pteragonium Hook* oder *Syrrhopodon Schwägr.*; *Trachymitrium* gehört gleichfalls zu *Syrrhopodon Schwägr.*; *Dryptodon* ist *Campylopus Brid. Mant. Olomitrium* ist *Trichostomum Hook*; *Eremodon* ist *Aplodon Brown*; *Leiotheca* ist *Orthotrichum*; *Discelium* ist *Weissia Schwägr.*; *Catoscopium Brid.* ist *Weissia Schwägr.*; *Oreas* ist *Weissia Schwägr.*; *Ceratodon* ist *Dicranum Hedw.*; *Pilopogon* ist *Didymodon Hook*; *Zygotrichia* ist *Barbula Brown*; *Plaubelia* ist *Didymodon Spr.*; *Plagiopus* ist *Bartramia Seringe*; *Hemisynopsium* ist *Pohlia Brown*; *Cladodium* ist *Pohlia Auct.*; *Philonotis* ist *Bartramia Swartz*; *Hymenostylium* ist *Gymnostomum Hook*; *Psylopilum* ist *Catharinea Brid. Mant.*; *Regmatodon* ist *Pteragonium Hook*; *Leucoloma* ist *Trichostomum Schwägr.*; *Trachyloma* ist *Neckera Hook*; *Isothecium* ist *Hypnum Auct.*; *Rhizogonium* ist *Leskia et Hypnum Schwägr.*; *Phyllogonium* ist *Pterigynandrum Hedw.*; *Hypopterygium* ist *Pterygophyllum Brid. Mant.* oder *Hookeria Smith*; *Esenbeckia* ist *Cryphaea Nees v. Esenb.* Dass manche dieser Gattungen und Namen unnöthig, letzte oft sogar grammatisch unrichtig gebildet sind, leuchtet dem mit der Wissenschaft Vertrauten ein. Hier in eine specielle Durchmusterung eingehen zu wollen, gestatten die uns gesteckten Grenzen nicht. Auch bedarf es wohl nicht, erst hier noch auf die Menge der darin aufgezählten Arten aufmerksam zu machen, welche sich in der That, selbst wenn man die unsicheren davon ausnimmt, sogar der Vf. beym Beginn seiner bryologischen Studien kaum hätte träumen lassen. Nach der Vorrede standen ihm aber auch reiche Hülfsmittel zu Gebote, wie sie nicht einem jeden zu Theil werden. Besonders S. XI werden die Männer genannt, welche den Vf. bey seinem Vorhaben unterstützten.

Was die innere Oekonomie des Buches anlangt, so ist zuerst (S. XXIX) eine Uebersicht der im Buche weiter ausgeführten Gattungen mit kurzen Diagnosen gegeben. Der ausführliche *Character essentialis, sexualis* und *naturalis* sammt der Synonymie und Erläuterung des Namens folgt bey Aufzählung der einzelnen Arten. Letzte erhalten, ausser der Diagnose, Angabe des übrigen gelehrten Apparats und vor allem der hauptsächlichsten Fundörter, noch eine ausführliche Beschreibung, und sind nicht selten mit Bemerkungen begleitet. Zahlreiche Ergänzungen und Verbesserungen, sowie sehr vollständige Register, schliessen diess ausgezeichnete Werk. Auf den angefügten 13 Kupfertafeln sind die für die *Genera* charakteristischen Theile (nämlich die Mooskapseln) stark vergrössert dargestellt, so dass auf den meisten Tafeln 12 Gattungen enthalten sind. Diess verdient unseren Dank um so mehr, als es seither an dergleichen Abbildungen mangelte.

Sonach geht aus Allem hervor, dass diese *Bryologia universa* ein wahrer Codex ist, welcher Alles zusammendrängte, was seither die Literatur auf diesem Felde der Naturwissenschaften hervorbrachte. Doch muss bey seinem Gebrauch immer Vorsicht angewendet werden, da, wie wir gesehen haben, sich der Vf. theils durch zu grosse Neuerungssucht, theils aber auch durch oberflächliche Beobachtungen zu manchen Irrthümern verleiten liess, und überhaupt in seinem Urtheil viel zu rasch verfuhr.

Papier, Druck und die Abbildungen machen der wackeren Verlagshandlung alle Ehre.

Zr.

TECHNOLOGIE.

1) Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung: *Anleitung für angehende Zeichner, für Bildhauer, für Maler und für Poussirer, wie der menschliche Körper, von der Geburt an bis in sein männliches Alter, nach Regeln der Kunst gezeichnet werden muss.* Nebst Beschreibung der Schönheit seiner einzelnen Theile. Auch, als Vorlegeblätter in Schulen und in Erziehungsinstituten zu gebrauchen. Mit 11 Kupfertafeln. Vierte Auflage. (Ohne Jahrzahl.) 8 S. Querfol. (16 gr.)

2) Darmstadt, in Commiss. der Hofbuchhandlung von Heyer: *Erster Unterricht im Zeichnen*, besonders wichtig für Eltern, Erzieher und Lehrer an Volks- und Real-Schulen; auch den Erwachsenen zu empfehlen, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. Von Dr. *Franz Hubert Müller*, Grossh. Hess. Gallerie-Director. 1830. 24 S. 8. 3 Taf. Landchartenformat.

3) Berlin, in Commiss. der Nicolaischen Buchhandlung: *Das Naturzeichnen für den Schul- und*

Selbstunterricht. Fortsetzung der Anleitung zur Zeichnenkunst von *Peter Schmid.* Erster Theil. Mit 26 Kupfertafeln (in 4to). 1828. IV u. 331 S. — 2ter Theil. Mit 20 Kupfertafeln (ditto). VI u. 268 S. — 3ter Theil. Mit 23 Kupfert. XII u. 206 S. kl. 8. (4 Rthlr. 9 gr.)

4) Paris, in der Buchhandlung von Roret: *Manuel du Graveur*, ou traité complet de l' art de la Gravure en tous genres, d' après les renseignemens fournis par plusieurs Artistes et rédigé par *A. M. Perrot*, membre de l' Athenée des Arts etc. 1830. 255 S. in 12. Mit 4 Kupfertafeln in schmal Queerfolio.

In Nr. 1 ist der Text nicht von grosser Bedeutung, und möchte, ohne Vorkenntnisse von der Kunst der Alten, zum Theil, besonders für *angehende* Zeichner, unverständlich seyn. Die Kupfer sind noch weniger werth, bestehen blofs in Umrissen, welche überdiess nicht sehr fein und ohne richtige Schattenlinien sind. Sie scheinen blofs von alten Preisslerschen Platten abgezogen zu seyn.

Nr. 2 ist blofs der Vorläufer und gewissermafsen Probe eines gröfseren Werkes über die Zeichnenkunst. Der Vf. folgt der Methode *P. Schmid's* (Nr. 3), ohne jedoch diefs zu erwähnen. Die Vorlegeblättchen sind zweckmäfsig gewählt, und werden manchem Lehrer ein ziemlich hinreichendes Material für den ersten Unterricht bieten.

Nr. 3 wird jedem Lehrer, der es mit seinen Zöglingen ehrlich meint, höchst willkommen seyn. Die Methode *Schmids* ist bereits seit längerer Zeit bekannt, hat, so gut wie die *Pestalozzi's*, manchen Widerspruch erfahren (den wir jedoch nicht theilen), da sie mit letzter ziemlich übereinkommt, wird aber sicher mit der Zeit wohl, als die richtigste, allgemeine Anerkennung finden. Das ganze Werk ist sehr durchdacht, der Stufengang sorgfältig beobachtet, die Tafeln erläutern den Weg, den der Lehrer zu verfolgen hat, vollständig. Wir selbst können bezeugen, dafs diese Methode uns beym Unterricht die erfreulichsten Resultate gewährte. Möchte der Vf. bald die versprochene Fortsetzung liefern! — Das Papier ist etwas grau, der Druck gut.

Nr. 4. Ein vollständiges Werkchen über Kupferstecherkunst, Siderographie, Xylographie war etwas sehr Wünschenswerthes, indem diese Künste in der neueren Zeit manche Bereicherung erfahren haben. Aber es hätte in andere Hände fallen müssen; denn der Vf. ist nicht selbst Künstler, und schreibt mit französischer Leichtfertigkeit. So heisst es S. 33: *La poin est une espèce de gomme* (!) — *Spalt*, statt *Spath*, ist in keinem französischen Wörterbuch der Naturgeschichte anzutreffen. Die Lehre über die Behandlung einzelner Gegenstände, besonders über die Schraffirungen, hat *Bartsch* viel besser geliefert, den aber kennt der Vf., wie es nach S. 235 scheint, nicht einmal dem Namen nach, da er im Verzeichnifs der Schriftsteller fehlt. Viele Vorschriften sind aus *Bosse* genommen. Ueber Noten- und Charten-Stich ist unnütz weitläuftig gehandelt. Des Gebrauchs der Zinkplatten, die so oft mit Vortheil angewendet werden können, wird mit keinem Worte gedacht. Von der Siderographie kennt der Vf. noch weniger. Was über den Holzschnitt gesagt wird, ist gröfstentheils, zum Theil verfälschter und daher unverständlicher Auszug aus *Papillon*, z. B. S. 188. 191. Auf den Abbildungen findet sich viel Zweckloses, während Nöthiges fehlt.

Sollte diefs Werk in die deutsche Sprache übergetragen werden, so bedarf es einer völligen Umarbeitung.

D. T—s.

Jena, b. Mauke: *Mercantilische Waarenkunde*, oder *Naturgeschichte der vorzüglichsten Handels-Artikel*, mit illuminirten Abbildungen von *Ernst Schenk.* Ein unentbehrliches Hülfsmittel für Kaufmänner, Droguisten, Färber, Technologen und alle diejenigen, welche eine gründliche Waarenkenntnifs zu erlangen beabsichtigen. Nach den Quellen bearbeitet von *Jonathan Carl Zenker*, ausserord. Prof. der Medicin zu Jena u. f. w. 1ster Bd. 1stes Heft. 1829. 36 S. in 4. mit 6 illum. Kupf. 2tes Heft. 1830. 28 S. mit 6 illumin. Kupf. (2 Rthlr. 14 gr.)

Diese mercantilische Waarenkunde soll nicht blofs die Kenntnifs der Waaren (mit Ausnahme der rein pharmaceutischen), wie sie im Handel vorkommen, sondern zugleich die ganze Naturgeschichte derselben umfassen, sich jedoch nur auf die vorzüglichsten beschränken, damit der Umfang des Werkes nicht zu ausgedehnt werde, und die Zahl von 12 Heften nicht übersteige.

Das *erste* Heft enthält eine Einleitung aus der allgemeinen Naturgeschichte, entwickelt ihr Gebiet, ihren Nutzen und eigenthümliche Methode, und beginnt dann mit der Darstellung der Handelsartikel selbst. Der Vf. hat sie nach dem System der Naturgeschichte in animalische, vegetabilische und mineralische abgetheilt, stellt aber die vegetabilischen voran, weil sie die wichtigsten sind. Den besonderen Betrachtungen über die einzelnen Pflanzen schickt er allgemeine voraus über die chemischen Bestandtheile, die anatomischen Verhältnisse, die wichtigsten Organe der ausgebildeteren Pflanze, und die Pflanzensysteme. Die besonderen Betrachtungen der einzelnen Pflanzen enthalten in jeder Abtheilung die Synonymen, die Systematik, das Vaterland, den Standort und die Blüthe, die genauere Beschreibung der Pflanze, dann philologische, historische, geographische, statistische und landwirthschaftliche Bemerkungen über dieselbe, die Art der Bereitung der nützlichen Producte, welche sie liefern kann, die chemischen Bestandtheile dieser Producte, den Handel mit denselben, und eine Erläuterung der Abbildung.

Aus dieser Angabe werden unsere Leser ersehen, dafs die einzelnen Pflanzen nach allen Beziehungen

betrachtet worden sind, in welchen sie für das auf dem Titel genannte Publicum interessant seyn können, und es läſst das Werk in Bezug auf die einzelnen Pflanzen an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig. Die Pflanzen, die so behandelt worden sind, treten in folgender Ordnung im 1sten Hefte auf: 1) das Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*), 2) der Weinstock (*Vitis vinifera*), 3) der gemeine Muskatnuſsbaum (*Myristica aromatica Roxb.*), 4) der ächte Safran (*Crocus sativus*), 5) der Reis (*Oryza sativa*). Das 2te Heft stellt dar 6) den Cacaobaum (*Theobroma Cacao*), 7) den schwarzen Pfeffer (*Piper nigrum*), 8) den langen Pfeffer (*Piper longum*), 9) den Cubebenpfeffer (*Piper Cubeba*), 10) das Campechenholz (*Haematoxylon campechianum*), 11) den Nelkenpfefferbaum (*Myrtus Pimenta*), 12) den Gewürznelkenbaum (*Caryophyllus aromaticus*).

So sehr wir nun im Allgemeinen diese Schrift empfehlen, so können wir doch nicht bergen, daſs einige Behauptungen berichtigt zu werden verdienen. So wollen wir bloſs beyspielsweise anführen, daſs S. 21 des 1sten Heftes in Bezug auf chemische Rebensorten wohl *Metzgers* Schrift über den rheinischen Weinbau, die vorzugsweise den Beynamen „classisch" verdient, hätte citirt werden sollen. Auf derselben Seite heiſst es, mit *blauen* Trauben finde man den Gutedel, Muskateller u. s. w. Aber gerade mit dieser Farbe kommt der Muskateller selten vor, und den ächten blauen Gutedel hat selbst *Metzger* noch nicht gesehen.

Unrichtig ist es, wenn der Vf. S. 22 sagt, die nördlicheren Länder seyen oft nur *Weinessig* hervorzubringen im Stande, statt des Weines. Aepfelsäure zeigen die dortigen Trauben und Weinsteinsäure, aber keine Essigsäure. Eben so unrichtig ist es, wenn er, sich auf *Gmelin* berufend, sagt, das Rebenwasser enthalte Essigsäure und essigsaueren Kalk. *Gmelin* spricht an der citirten Stelle von Aepfelsäure und äpfelsauerem Cali und weinsauerem Kalk. Auch der Wein selbst enthält nach *Gmelin* Aepfelsäure, Weinsäure und Essigsäure (wahrscheinlich nur nach anfangender sauerer Gährung). Was soll man aber erst sagen, wenn S. 22 als Product des Weines der *Weinstein* — „eine Verbindung des Gewächsalcalis mit *flüchtiger Säure* (*Weinsteinsäure*)", aufgeführt wird? Ferner wie kommt der sehr mittelmäſsige Kocherwein, der gar nicht ausgeführt wird, zwischen die Neckar- und Franken-Weine, wie der Kostheimerwein zu dem Hochheimer, Rüdesheimer, Johannisberger? Zu S. 30 ist zu bemerken, daſs in Baiern Safran nur versuchsweise gebaut wird; zu S. 35, daſs die meisten Anbauversuche des Bergreises in Deutschland miſsglückt sind. Rec. hat ihn nie zum Blühen gebracht.

Dieser Tadel kann jedoch nicht abhalten, den Werth der Schrift anzuerkennen, deren baldige Fortsetzung sehr zu wünschen ist. Rec. muſs zu ihrem Lobe noch beyfügen, daſs die Kupfer sehr sauber gestochen und illuminirt, und Druck und Papier vortrefflich sind.

W. u. O. i.

BAYREUTH, b. Birner: *Ueber die Verbesserungen in dem Anbau, der Zubereitung und Verarbeitung des Flachses und der Linnenfabrication*, von *Heinrich Morgenroth*, Rathsaccessist bey der k. b. Regierung des Ober-Mainkreises, Cammer der Finanzen. 1830. 52 S. 8. (6 gr.)

Baiern ist ein ackerbauender Staat, gewinnt in seinen fruchtbaren Gauen und in den wärmeren Thälern seiner Gebirge viel Flachs und auch Hanf, und doch steht diese Cultur ihrer Intensität nach auf einer niedrigen Stufe; auf einer noch tieferen aber die technische Verarbeitung des Flachses, sowie die Fabrication der Leinwand. Die Faser wird durch die Processe des Röstens, Dörrens, Brechens, Hechelns nicht rein genug dargestellt, und oft mehr verdorben, man kennt die besseren Geräthe nicht, man weiſs nichts von den Verfeinerungsmitteln des Bastes. Zum Spinnen bedient man sich unzweckmäſsiger Räder, die den richtigen Principien der Mechanik widerstreben; das Weben geschieht auf den uralten Stühlen; das Bleichen ist — mit wenigen Ausnahmen — ganz unzweckmäſsig. Daher kommt es, daſs man in Baiern fast alle Leinwand, deren Preis mehr als 30 Kreutzer die Elle (nicht ganz 7 gr. sächs.) beträgt, aus dem Auslande, besonders aus Westphalen bezieht; ein Verhältniſs, welches der nationalökonomischen Bilanz gewiſs nicht zusagt.

Diese Miſsstände aufzuheben, macht der Vf. sehr beachtenswerthe Vorschläge, welche nicht mit zusammengesetzten Maschinerien und complicirten Processen in Verbindung stehen, sondern unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, und sich sehr leicht an die bisherigen Arbeitsmethoden anknüpfen lassen, wenn nur reger Wille und industrieller Sinn nicht fehlen. — Der Vf. scheint gute Universitäts-Studien gemacht, und diese später in der praktischen Anschauung verfolgt zu haben. Seine Abhandlung ist ein schöner Beytrag zur neueren Literatur über diesen Gegenstand, und verdient nicht bloſs in Baiern, sondern auch im übrigen Deutschland, verbreitet und gelesen zu werden.

W. u. O. i.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

CHEMIE.

Leipzig, b. Barth: *Journal für technische und ökonomische Chemie.* Herausgegeben von *Otto Linné Erdmann*, ausserord. Prof. an der Univ. zu Leipzig. 1828. Erster Jahrgang in 3 Bänden oder 12 Heften, in 8. Mit Kupfern. (8 Rthlr.)

Wir haben die Anzeige dieses Journales absichtlich verspart, weil wir erst sehen wollten, ob es fortbestehen, und wie es die schon im Anfange erregte vortheilhafte Meinung behaupten werde. Jetzt können wir nun die vortheilhaften Seiten desselben mit desto grösserem Recht hervorheben, und die Leser auf dasselbe aufmerksam machen.

Bey der grossen Anzahl von Abhandlungen und Auszügen, die es enthält, und die nicht, wie bey einigen technischen Journalen, mit Verachtung alles Vaterländischen, bloss Nachbetungen englischer und französischer Arbeiten sind, wollen wir nur die vorzüglichsten anführen, und mit Bemerkungen begleiten.

Jahrgang 1828. *Istes Heft: Hermbstädt* über *die Cultur des Weinstocks und die Bearbeitung des Mostes zu Wein.* Der Vf. hat das Verdienst, schon im J. 1801 auf die Vortheile der Gährung in verschlossenen Gefässen aufmerksam gemacht zu haben, welche jetzt in Frankreich und am Rheine mit soviel Glück geübt wird. Doch kennt derselbe den Weinbau und die Weingegenden nicht ganz; sonst würde er die Neckarweine gewiss nicht zwischen die Rhein- und Mosel-Weine gesetzt haben. — *Hermbstädt* über den *Ertrag des Ackerbodens bey dem Anbau der Kartoffeln gegen den Anbau des Roggens.* — Es wird hier gezeigt, dass für Branntweinbrennerey und Viehmast der Kartoffelbau dem Getreidebau vorzuziehen sey. — *Lampadius* über *Knochenmehl als Düngungsmittel.* Sehr richtig bemerkt der Vf., dass das Knochenmehl meist nicht fein genug gemahlen sey, und sich dann zu langsam zersetze. Es scheint aber auch das Locale, auf welchem die Versuche gemacht wurden, für Knochenmehl nicht ganz geeignet zu seyn. — *Lampadius* über *Scheidung von gold- und silberhaltigem Kupfer durch Schwefelsäure.* Das Kupfer muss durch Glühen oxydirt werden, die edlen Metalle aber sollen regulinisch zurückbleiben. Das Kupferoxyd wird dann durch Schwefelsäure ausgezogen, und zu Kupfervitriol benutzt. — *Ueber Weisskupfer*, vom *Herausgeber.* Es ist hier nicht von dem alten Weisskupfer, aus Kupfer und Arsenik, sondern von dem Argentan aus Kupfer, Nickel und Zink, und mehr noch von einer dritten Legirung dieser Art die Rede, nämlich vom Mangankupfer, d. h. von einer Verbindung des Kupfers mit Mangan und etwas Zink, welche für manche technische Zwecke sehr brauchbar seyn dürfte. — *Fournet* über die *gegenseitigen Einwirkungen, welche zwischen den Schwefelmetallen und dem Bleyoxyde Statt finden.* Eine für den praktischen Hüttenmann sehr empfehlenswerthe Abhandlung. — *Ueber den Bablah*, vom *Herausgeber.* Der Bablah besteht aus Schoten, welche zwey Samen enthalten, aus Ostindien von Calcutta und der Küste von Coromandel kommen, und die Galläpfel in der Färberey ersetzen, ja noch übertreffen sollen. Der Bablah enthält Gerbestoff und vorzüglich viel Gallussäure, giebt mit Eisensalzen schwarze und graue Nüancen, und als substantives Pigment die schönste Nankinfarbe. Da er zugleich harte Wolle erweichen soll, so wäre es gewiss sehr interessant, mit diesem neuen Färbestoffe weitere Versuche anzustellen, und vielleicht könnte man ihn mit Vortheil in die deutsche Färberey einführen. — *Colin, Robiquet* und *Köchlin neue Untersuchungen über den Färbestoff des Krapp.* Es wird die Art angegeben, wie man diesen Färbestoff (*Alizarin*) im reinen Zustande als krystallinische Substanz gewinnen kann; ebenso ihre Eigenschaften. — *Ueber die Bereitung der alcalischen Chlorure*, vom *Herausgeber* (nach dem *Journal de Pharmacie*). Interessante Data für Bleicher, insbesondere auch wegen des *Gay-Lussac*'schen Chlorometers mit Indig-Solution. — *Mittheilungen aus dem Bulletin des sciences technologiques, redigé par Dubrunfaut*, von *Lampadius.* Der Uebersetzer hat es sich zur Aufgabe gemacht, aus dem berühmten, unter Leitung des Bar. *v. Ferussac* erscheinenden, *Bulletin universel*, und zwar aus der 5ten Section desselben, welche der Technologie gewidmet ist, die interessantesten neuen Erfindungen und andere Nachrichten hier mitzutheilen, wofür ihm jeder Leser Dank wissen wird, da jenes *Bulletin* nur wenig in Deutschland verbreitet ist. Diese Mittheilungen werden auch in den folgenden Heften fortgesetzt. — *Notizen*, d. h. kurze Anzeigen, Briefauszüge, Lesefrüchte u. s. w., z. B. hier über Milchprobe mit Jod-Tinctur, blaue Glasflüsse mit Kupfer gefärbt u. s. w.

In einem angehängten Intelligenzblatt und literarischen Anzeiger sind die neuesten Schriften über technische und ökonomische Chemie und über Naturkunde überhaupt angezeigt, welche Anzeigen auch durch die folgenden Hefte durchlaufen.

IItes Heft. *Lampadius* über die *Anwendung des Fuchs'schen Wasserglases als Sicherungsmittel gegen Feuersgefahr.* Der Vf. hatte im J. 1827 München besucht, und in dem dortigen Theater gesehen, wie man mit diesem Wasserglase das Holzwerk der Scene bis unter das Dach zum Schutze gegen Feuer bestrichen hatte. Er glaubt aber, dass damit das Theater noch nicht ganz gesichert sey, und empfiehlt, die Vorhänge, Coulissen u. s. w. auch mit Wasserglas oder mit Salmiak und phosphorsauerem Ammoniak, Borax und Salmiak, oder sauerem phosphorsauerem Kalk zu tränken. Zur Sicherung des Holzwerks der Logen und Sitze empfiehlt er eine Verbindung von gleichen Masstheilen sauerer Käsemasse, steifen gelöschten Kalks, und ganz feinen Sandes oder Quarzpulvers (von Glashütten, Porcellanfabriken) mit $1\frac{1}{2}$ Masstheilen Wasser. — *Lampadius* über den *Gebrauch des Schwefelalcoholes zur Bereitung von Firnissen und Kitten.* Bernstein, Mastix, Federharz, lösen sich in dieser vom Vf. entdeckten Verbindung des Schwefels mit Kohlenstoff auf, und bilden damit sehr brauchbare Firnisse. Eine neue Anwendung einer chemischen Entdeckung, von der man bey ihrer Entstehung eine technische Anwendung gar nicht geahnet hätte. — *Hermbstädt Beobachtungen über die nachtheilige Wirkung einer mit Salpetersäure verunreinigten Schwefelsäure in der Scheidung des gold- und silberhaltigen Kupfers.* Gold und Silber gehen in eine solche Schwefelsäure mit über, und müssen, um Verlust zu vermeiden, durch Abdampfen der Solution über Kupferspänen bis zur Trockne, und Auskochen des Rückstandes in Wasser wieder getrennt werden. — *Meine Methode, den Silbergehalt einer Kupferlegirung vermittelst eines Aeroskops zu bestimmen,* vom Prof. *Zennek* in Hohenheim. Der Vf. nennt seine neue Methode die *pneumatische*, im Gegensatze der bisher bekannten drey Methoden, nämlich der Strich-, der pyrotechnischen und der halurgischen Methode. Sie besteht in dem Gebrauch der Salzsäure, aus der sich bey Erwärmung des legirten Metalles in dem Aëroskop (einer *Kerr'*schen gebogenen graduirten Glasröhre) nach Verhältniss des Silbergehaltes eine bestimmte Menge von Wasserstoffgas entwickelt, welche in Verbindung mit dem restirenden reinen Silber vermittelst einer Berechnung auf den Silbergehalt der Legirung führt. (Diese sehr gelehrte Abhandlung geht noch durch die zwey folgenden Hefte fort.) — *Ueber das Bier*, vom Geh. Hofr. *Wurzer* in Marburg. Der Vf. macht auf eine Schrift von *Van Mons de cerevisiis belgicis* aufmerksam, und theilt die Biere ab in solche, welche *überall*, und in solche, welche *nur an bestimmten Orten* gebraut werden können, und deren Eigenthümlichkeit ganz und gar durch Localeinfluss begründet ist. Er führt an, dass die Stadt Löwen durch Aenderungen in der Localität eines seiner ehemals berühmtesten Biere, den „*Peterman*", verloren habe (?). — *Bemerkungen über einige wichtige Gegenstände der Gesundheits-Polizey und deren Verbesserung*, vom Geh. Rathe und Prof. *Hermbstädt.* Der Vf. empfiehlt die Errichtung eines besonderen Lehrstuhles auf Universitäten für medicinisch-polizeyliche Technologie, als praktischen Curs für künftige Physici. Die besonderen Gegenstände, die er hier heraushebt, sind das Begraben der Leichen in den Kirchen, die anatomischen Theater, die Herbarien, Darmsaitenfabriken u. s. w. in Städten. Chlor und Chlorure müssen nach dem Vf. hier eine Hauptrolle spielen. — *Untersuchungen über die freywillige Zersetzung des Käse, über Käseoxyd und Käsesäure*, von *H. Braconnot.* Der Vf. sucht hier darzuthun, dass das von *Proust* beschriebene Käseoxyd und die Käsesäure als solche nicht bestehen, dass diese Käsesäure zusammengesetzt ist aus mehreren bekannten Stoffen, und aus *Aposepedin*, (eine Substanz, die sich immer bildet, wenn thierische Substanzen faulen,) aus einer thierischen Substanz, die im Wasser und Alcohol auflösbar ist, und aus einer anderen thierischen Substanz, die zwar im Wasser, aber nicht im Alcohol sich auflöst (*Osmazom*). — *Vergleichungen der verschiedenen Beleuchtungsarten von Peclet*, frey bearbeitet vom *Herausgeber.* In ökonomischer Beziehung ergiebt sich hier das schöne Resultat, dass die Beleuchtung mit Wachskerzen die theuerste, die Gasbeleuchtung aber die wohlfeilste ist.

IIItes Heft. Technisch-chemische Prüfung mehrerer Steinkohlenarten, vom B. C. R. Prof. *Lampadius* in Freyberg. — *Technisch-chemische Prüfung mehrerer sächs. Torfarten*, von *Demselben.* Dem Freunde der chemischen Wissenschaft muss es sehr erfreulich seyn, zu sehen, wie in der neuesten Zeit die chemische Analyse technische Gegenstände in ihren Bereich zieht, und eben dadurch die Wissenschaft in das Leben überführt. Der gelehrte Vf., dem die technische Chemie schon so viel verdankt, kann durch solche Forschungen seine Verdienste nur erhöhen. — In einer Nachschrift sind verwandte Untersuchungen von *Zennek* über Humus und Humussäure aufgeführt. — *Nachrichten über die Silber- und Bley-Schmelzprocesse zu Sala in Westmanland* — aus den Reisejournalen des Oberhüttenamts-Assessors *K. A. Winkler* in Freyberg. (Mit Abbildungen.) Der Vf. hat auf seinen Reisen sehr fleissig beobachtet, und theilt hier das Resultat seiner Beobachtungen mit, welches jeden Hüttenmann interessiren muss. — *Ueber das Vorkommen und die Gewinnung des Cadmium*, vom *Herausgeber.* Rec. kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass es wünschenswerth wäre, das Cadmium auf technische Zwecke zu versuchen. Früher oder später wird dieses Metall doch noch eine technische Bedeutung erhalten. — In einer Nachschrift zu den Mittheilungen aus dem *Bulletin universel* ist ein Auszug aus dem classischen Werke von *Metzger* in Heidelberg über den rheinischen Weinbau, insbesondere über die Untersuchung des specifischen Gewichtes und Zuckergehaltes des Traubenmostes, sowie der Säure desselben, enthalten. — Die *Notizen* sprechen von der Anwendung

des Jod im Färben, Drucken und zur Bereitung einer dem Zinnober ähnlichen rothen Körperfarbe.

IVtes Heft. Bemerkungen über die beste Verfahrungsart, die Kartoffeln auf Branntwein zu verarbeiten, vom Geh. Rathe und Prof. *Hermbstädt*. Um die möglich gröfste Ausbeute an Branntwein zu erzielen, ist eine vollständige und regelmäfsige Fermentation nothwendig, und darauf hat das Quantitätsverhältnifs der angewandten Materialien grofsen Einflufs. Der Vf. rechnet auf 100 Gewichttheile roher Kartoffeln (= 25 Gewichttheile trockner Substanz) nicht mehr als 3½ Theile Gerstenmalz. Die ausgegohrene Maische will er vor der Destillation durch Seihen von den gröberen Theilen befreyen, und mit einem Alcali die in der Gährung etwa entstandene Essigsäure neutralisiren, welche letzte sogar auf die Zähne der Hausthiere, die man mit der Schlampe füttert, nachtheilig einwirkt. Um den Branntwein dem Cognac ähnlich zu machen, schlägt der Vf., wie er früher in mehreren seiner Schriften schon gethan hat, eine nochmalige Destillation mit Bleyzucker und Schwefelsäure vor, wobey sich Essigäther bildet. — *Fortschritte in der Kunst der Zubereitung des Stärkezuckerweines*, vom B. C. R. Prof. *Lampadius*. Der Vf. setzt der Auflösung des Stärkezuckersyrups noch Früchte zu, als Kirschen, Heidelbeere, Johannisbeere, und gewinnt damit einen rothen Wein, der einigen französischen Sorten ähnlich ist. In den Gegenden, wo die Natur den Weinbau versagt hat, ist eine solche Fabrication gewifs sehr wünschenswerth. — *Julia Fontenelle* über den *Alcoholgehalt der vorzüglichsten französischen Weine*. — *Ueber Mörtel und Zement*, vom Prof. *Pasch* in Stockholm. Diese Abhandlung giebt zuerst historische Notizen über Bereitung und Gebrauch des Wassermörtels, welcher sich bis in die Römerzeiten verliert; dann die eigenen Erfahrungen des Vfs., welche den berühmten von *Vicat* im Ganzen nicht entgegenstehen. Auch der Vf. fand, dafs nur die unreinen Kalksorten zu Wassermörtel tauglich sind, vorzüglich lagenweise liegende, zur Uebergangsformation gehörige Kalkarten mit mattem Bruche. (Kalksteine mit körnigem oder krystallinischem Bruche, und solche, welche eine weifse Farbe und einige Durchscheinheit haben, passen nicht dahin.) Die besten Kalksteine sind die, welche zwischen Thon- oder Alaun-Schiefer liegen. Dazu gehören auch die bituminösen Kalksteinballen. Ein gutes Zeichen ist es, wenn der gebrannte Kalk nach dem Begiefsen mit Wasser langsam warm wird, und sein Volumen nicht sehr vergröfsert. Am besten ist es, wenn er, sich selbst überlassen, nicht ganz zerfällt, und harte, innen nicht glasartige Stücke zurück läfst. Der Vf. meint, man finde selten einen Kalk, der blofs mit Sandversatz zu Wassermörtel brauchbar sey; man müsse meist noch einen anderen Körper zusetzen, gebrannten Thon oder thonartige Körper, am besten Alaunschiefer. Den *Loriot*'schen Zusatz von ungelöschtem Kalkmehl hält er für höchst unzuverläfsig. — *Versuche zur Vervollkommnung der Amalgamation der Silbererze*, vom B. C. R. Prof. *Lampadius*. Günstig zeigte sich die Zermalmung des Erzes während der Amalgamation durch eiserne Kugeln in eisernen Fässern. — Die Mittheilungen aus dem *Bulletin universel* sprechen auch von einem neuen rothen Farbeholz aus Afrika, *Cum-wood* genannt.

Vtes Heft. Mittheilung verschiedener bey der sächsischen Köhlerey zu Görsdorf angestellten Verkohlungsversuche, vom B. C. R. Prof. *Lampadius*. Man hat versucht, ob es nicht zweckmäfsig sey, die bey Aufführung eines Kohlenmeilers zwischen den Scheidten bleibenden Zwischenräume mit Kohlenlösche auszufüllen, und die Meiler zu vergröfsern. Die Versuche fielen nicht ungünstig aus, und sollen fortgesetzt werden. — *Ueber die Torfkohle als Reinigungsmittel des fuseligen Branntweins und als Entfärbungsmittel*, von *Lampadius*. Die Torfkohle pafst ganz zu diesen Zwecken, was für Torfgegenden, Holland u. s. w. gewifs wichtig ist. — *Ueber farblosen Firnifs*. Das Schellack wird nach seiner Auflösung in Weingeist mit chlorsaurer Calisolution gebleicht. *Bereitung des Bernsteinfirnisses*, aus dem Schwedischen. Die Vorschrift rührt von dem berühmten *Gahn* in Fahlun her, der sich um die praktische Chemie so viele Verdienste erworben hat, und doch nicht als Schriftsteller auftreten wollte. — *Ueber Gerbestoff, Galläpfelsurrogate und Tintenbereitung*, vom *Herausgeber*. Es sind hier 13 Recepte für schwarze Tinte angegeben, die aber nach der verschiedenen Güte der Materialien manche Modificationen erleiden müssen. — *Bemerkungen über das sogenannte Rösten des Flachses*, vom G. R. Prof. Dr. *Hermbstädt*. Der Vf. weist hier nach, dafs besonders die Wasserröste in stehendem Wasser eine Gährung involvire, und zwar 1) eine geistige, 2) eine sauere, beide auf Kosten des mehlartigen Stoffes im Flachsstengel, 3) eine faule auf Kosten des Klebers. — *Ueber Prüfung der Alcalien und wohlfeile Sodabereitung*. Die hier angegebene Methode ist die bekannte von *Descroizilles*, welche den deutschen Technikern, Pottasche- und Seife-Siedern, Bleichern, Glasfabricanten u. s. w. empfohlen wird, aber immer das Unbequeme hat, dafs sie blofs den relativen Alcaligehalt, und keine absoluten Procente angiebt. Die Sodabereitung aus Kochsalz mit feiner Perlasche ist in Deutschland eine wahre Verschwendung. Die Perlasche findet da eine bessere Anwendung. *Ueber den Tabascheer*, vom *Herausgeber*. Diese Substanz setzt sich in den Knoten der Bambusarten aus dem Safte derselben in concreter Gestalt ab, und scheint das Product eines krankhaften Zustandes der Pflanze zu seyn. Früher glaubte man, sie bestehe blofs aus Kieselerde, später leugnete man dasselbe; nach der neuesten Analyse von *Turner* besteht aber der indische Tabascheer fast blofs aus Kieselerde mit etwas Kalk und vegetabilischer Substanz. — *Die Gufsstahlbereitung des Hn. Heljestrand in Eskilstuna in Schweden*, aus den Reisejournalen des Hn. Oberhüttenamts-Assessors *Winkler* in Freyberg. Das Schmelzen des Stahles geschieht nicht in gewöhnlichen Zugöfen, sondern in wirklichen Gebläseöfen. *Mittheilungen aus den (schwedischen) Jern Contorets Annaler, 9ter Jahrgang*. Sie bestehen aus Bemerkungen über Chromeisen in Norwegen, über

Erkennung des Kaltbruches beym Eisen mittelst Salzsäure, über den Einfluss der Erdenmetalle auf Gusseisen u. s. w. — *Die Auszüge aus dem Bulletin universel* enthalten Angaben über die neuesten Verbesserungen in der Fabrication des Runkelrübenzuckers von *Dubrunfaut*, über ein Verfahren, die fetten Oele mit Oelsamenkuchen zu reinigen, von demselben, über die Reinigung des Fischthrans mit Chlorkalk, über die Härtung des Stahls durch einen Strom von comprimirter Luft u. s. w. Die *Notizen* sprechen vom Härten des Stahles in Quecksilber, von der Regeneration des Weines aus den Producten seiner Destillation durch Mischung des Destillates und Residuums und längeres Abliegen u. s. w.

VItes Heft. Technisch-chemische Bearbeitung der Cacaobohnen, von *Lampadius*. Der Vf. wurde von Seiten eines sehr achtbaren Handelshauses zu dieser Untersuchung aufgefodert, und hat die Aufgabe trefflich gelöst. Man findet hier Analysen der Cacaobohnen, nach welchen sie aus Fett, eyweissartigem Cacaobraun, Stärkemehl, Schleim, Cacaoroth, einem flüchtigen Riechstoffe, Faser und Wasser bestehen. Das Fett als vorwaltender Bestandtheil (0, 53) giebt dem Cacao vorzüglich seinen Werth, ausserdem sind aber der eigenthümliche gewürzhaltende Eyweissstoff, das Stärkemehl und der Pflanzenschleim zu berücksichtigen. Diejenige Chocolade ist die beste, die bey möglich geringster Wärme und durch Zermalmen des Cacao in der kürzesten Zeit bereitet worden ist. — *Ueber Zuckerraffinerie nach Howards Verfahren*, — nämlich durch Sieden des Zuckers im luftleeren Raume. *Ueber die Gewinnung der Knochengallerte.* Rec. kann nicht damit übereinstimmen, dass die Auflösung der mit Salzsäure behandelten Knochen so gar leicht sey, giebt aber zu, dass diese Operation durch Sieden unter erhöhetem Drucke (mit geschlossenen Wasserdämpfen) sehr erleichtert werde. Diese Knochengallerte dient nicht bloss zu Suppen und im Küchengebrauche, sondern auch statt der Hausenblase zum Steifen der Zeuge, der Filzhüte, zum Leimen des Papiers, zum Schönen der Weine, zur Bereitung künstlicher Perlen u. s. w. *Zusammenstellung einiger neueren Analysen von Nahrungsstoffen*, vom *Herausgeber*. Die hier angeführten Stoffe sind Kälbermilch, Stärkemehl, Hordein, Kleber, Ferment, Zucker, Gummi, Holzfaser, Pflanzensäuren, die Frucht des Buchweizens. — *Technische Betrachtungen über deutsche Salinen*, von *G. A. Wille* zu Schwarzenfels in Kurhessen. Der Vf. hat 35 deutsche Salinen selbst besucht, und theilt die Resultate seiner Beobachtungen in einer ausführlichen Abhandlung hier mit. Sie beziehen sich auf die Gradirung, vorzüglich aber auf den Siedeprocess und die Trocknungsanstalten. Der Vf. beurkundet einen sehr scharfen praktischen Blick, und erhöhet den Werth seiner Arbeit durch eine schöne Tabelle, welche die Siedverhältnisse der genannten 35 Salinen in Zahlen darstellt. — *Ueber Reinigung der Salzsohlen und des Brunnenwassers durch Kalk*, von *Kölle* und *Kastner*. Der letzte fand das mit Aetzkalk gereinigte Brunnenwasser zur Papierbereitung besonders geeignet. — *Die Mittheilungen aus dem Bulletin universel* betreffen *Des Marets traité des falsifications*, *Gills* verbesserten Windofen, den französischen Bergbau, *Gervais* Methode, gegohrne Weine durch Erwärmung zu verbessern u. s. w.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden* und *Leipzig*, b. Arnold: *Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennamen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst.* Ein Handbuch für Gebildete von *August Müller*. Erste Abtheilung. 1831. 144 S. 8. (1 Rthlr.)

Diess Hülfsbuch lehrt die Aussprache der wichtigsten im Gebiete der Wissenschaft und Künste vorkommenden ausländischen Eigennamen. Die erste Abtheilung reicht bis *Dioscorides*. Der Vf. will zur Herausgabe des Buchs in öffentlichen Blättern aufgefodert worden *seyn*, und glaubt den Dank der Freunde der Literatur zu verdienen, dass er sich der Sammlung unterzog. Deutsche Schriftzeichen geben die Aussprache an, sie ist aber bisweilen unrichtig angegeben; so wird *Abbeville Abbevill* und *Cambaceres*, wie Rec. hundertmal von Franzosen hörte, *Cambasseres* ausgesprochen. — Vielen lateinischen Worten fügt der Vf. die griechischen Worte zur Erklärung hinzu, damit jeder solche reuchlinisch oder erasmisch aussprechen kann. Besonders soll diese Nothbrücke den Lesern des Conversationslexikons dienen. An Tonzeichen fehlt es nicht. Eigentlich ist wohl dieses Buch mehr für Ungebildete geschrieben als für Gebildete. Bey *Bâton rouge* hätte z. B. wohl der Staat der nordamerikanischen Union angegeben werden sollen, worin die Stadt liegt.

X.

GESCHICHTE. *Ulm*, b. Ebner: *Die Vorzeit*, dargestellt in historischen Gemälden, Erzählungen u. s. w. zur Belehrung und Unterhaltung. Sechstes bis achtes Heft. 1829. 1830. 824 S. Neuntes Heft. 124 S. 16. (16 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 77.)

Die drey ersten Hefte enthalten den Freyheitskampf der nördlichen Niederländer mit Spanien von der Belagerung von Antwerpen, bis zum Antwerpener Waffenstillstandscongress des J. 1608, und das neunte Heft den Anfang der Geschichte der Kreuzzüge bis zur Eroberung von Nicäa.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

CHEMIE.

Leipzig, b. Barth: *Journal für technische und ökonomische Chemie.* Herausgegeben von *Otto Linné Erdmann* u. s. w. Erster Jahrgang.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

VIItes Heft. *Die neuesten Arbeiten über die Chloralcalien* — eine Zusammenstellung vom *Herausgeber*. In der neuesten Zeit, da der Gebrauch des Chlors und seiner Verbindungen sich immer mehr erweitert, muss jeder solche Beytrag sehr erwünscht seyn. Er enthält fünf sehr interessante Abhandlungen, unter anderen auch eine von *Berzelius*, in welcher derselbe seine Ansicht über die Natur der Chlorure gegen andere Chemiker zu vertheidigen sucht. Die letzten halten nämlich die alcalische Chlorure für directe Verbindungen des Chlor mit Oxyden, *Berzelius* aber glaubt, sie seyen Verbindungen der Basen mit einer saueren Oxydationsstufe des Chlors, der chlorichten Säure, also chlorichtsauere Alcalien. Dabey erfährt man auch, dass man jetzt in den Chlorkalkfabriken die Anwendung des Kochsalzes und der Schwefelsäure aufgegeben habe, weil das sich bildende schwefelsauere Natrum so schnell krystallisirt, dass man die Retorten noch heiss ausleeren muss, wobey sie öfters springen. Man wendet jetzt bloss Salzsäure und Braunstein an. Der Chlorkalk dient nun auch zur Zersetzung der schlagenden Wetter in den Steinkohlengruben. — *Ueber neue Vervollkommnung der Gasbeleuchtung.* Sie bestehen darin, dass man das Gas, wie es aus den Retorten kommt, durch eine Anzahl dünner Lagen von schwach befeuchtetem Kalk hindurchgehen lässt; dass man das Nebenproduct, den Steinkohlentheer, wieder als Brennmaterial zum Heitzen der Retorten benutzt; dass man in den Orten, wo man aus Harz das Gas entwickelt, wie in Gent, und wo durch die brandige Essigsäure die Retorten so leicht zerstört werden, diese Säure durch Kalk zu neutralisiren sucht u. s. w. — *Ueber die Messung hoher Temperaturen*, von *Leonh. Schwartz*. Das Verfahren des Vfs., die Temperatur der Oefen zu bestimmen, beruht darauf, dass erhitzte Körper einen Theil ihrer Wärme an kalte Körper absetzen, mit denen sie in Berührung sind, wobey sie die Temperatur der letzten um eine gewisse Anzahl von Graden erhöhen, die in den meisten Fällen von derjenigen sehr verschieden ist, in welcher der erhitzte Körper sich abkühlt, was seinen Grund in der verschiedenen Wärme-Capacität der Körper hat. Der Vf. glaubt, dass Platin und Quecksilber sich am besten zu diesen Versuchen eignen. Das Platin wird bis zu der Temperatur (z. B. in einem Ofen) gebracht, welche man bestimmen will, und dann in das Quecksilber geworfen, und mit dem Thermometer gemessen, um wie viele Grade die Temperatur des letzten zunimmt. Diese Temperaturgrade müssen dann mit 20 multiplicirt werden, um die Hitze zu bestimmen, in der sich das Platin befand. — *Ueber Messung des Zuges in den Schornsteinen*, von demselben Vf. — *Untersuchungen über die fetten Oele Deutschlands*, vom Prof. *Schübler* in Tübingen. Diese Abhandlung war ursprünglich eine Inaugural-Dissertation, die, wie schon mehrere andere, unter dem Präsidium des Vfs. der öffentlichen Prüfung vorgelegt wurden. Es werden hier 30 Sorten fetter Oele von Pflanzen, die in Deutschland theils wild wachsen, theils cultivirt werden, nach ihren wichtigeren physischen Eigenschaften beschrieben, und auch die natürlichen Familien angeführt, zu welchen diese Pflanzen gehören. Der Vf. hat hier wieder seine ruhige, den wahren Naturforscher auszeichnende Beobachtungsgabe an den Tag gelegt. — *Einige Bemerkungen über den Bernstein*, von *Berzelius*, erweitern die Wissenschaft, wie fast Alles, was von diesem grossen Chemiker herrührt. — *Metallurgische Aphorismen*, aus der Erfahrung gesammelt, vom Bergrathe *Zinken*, betreffen die Krystallisation des vaguliuischen Eisens, des essigsaueren Natrums, die Vermehrung des Eisenausbringens aus Hohöfen durch Einströmen von Wasserdämpfen u. s. w. — *Die Mittheilungen aus dem Bulletin universel* handeln von der Zergliederung mehrerer Thonwaaren, z. B. Porcellain, Fayence durch *Berthier*, von der russischen Methode, Platin zu schmieden u. s. w. Die *Notizen* sprechen von der Zuckerfabrication auf Jamaika, von einer im Handel vorkommenden falschen Cochenille, die, wie die falschen Muscatnüsse, aus einer lehmartigen Masse besteht, von dem ökonomischen Leim des elsasser Weber, der vermöge seines Gehaltes an einem ätzenden Alcali die Schlichte immer feucht erhält u. s. w.

VIIItes Heft. *Von den Substanzen des Ackergrundes und der Unterkrume*, von Dr. *Sprengel* zu Göttingen. Der Vf., rühmlichst bekannt durch seine Arbeiten und Ansichten über Humus, Humussäure und humussauere Salze, zählt alle Bestandtheile des Bodens auf, und zeigt, wie sie auf das Pflanzenwachsthum einwirken. Dieser Aufsatz, der durch mehrere folgende Hefte durchgeht, ist ein schöner Beytrag zur Agriculturchemie. — *Ueber den in Europa seit einigen Jahren eingeführten Färbestoff Bablah* — vom Gen. Lieutenant *v. Minutoli.* Diese vom Vf. aus Aegypten mitgebrachte Substanz besteht aus den Schoten von *Mimosa nilotica*, der ostindische Bablah aber kommt von *Mimosa cineraria.* — *Versuche zur Vervollkommnung der Malertechnik*, vom Prof. *Roux* zu Heidelberg. *Geiger* und *Reimann* in Heidelberg untersuchten einige Farben von alten Gemälden, und glauben, dass der Milchsaft des Feigenbaumes als Bindemittel der Farben gedient habe. — *Anleitung zur Zubereitung eines guten Leinölfirnisses im Grossen*, von *Lampadius.* Der Vf. kocht das Leinöl mit Glätte und weissem Zuckeroxyd, lässt es gut sedimentiren, und bleicht es an der Sonne. — *Ueber die Anwendung von Wasserdämpfen beym Eisenschmelzen in Hohöfen*, vom Bergrathe *Zinken* in Mägdesprung. Diese Anwendung hat sich wiederholt vortheilhaft gezeigt. — *Ueber die zweckmässige Grösse des Korns der Beschickungen in Schachtöfen*, von *Lampadius.* Ein neuer Beweis, wie die mechanischen Verhältnisse den chemischen Process unterstützen können und müssen. — *Die Mittheilungen aus dem Bulletin universel* handeln von der Wirkung der Bleyglätte auf verschiedene Schwefelmetalle, die *Notizen* von den metallischen Ueberzügen des englischen Steinguts, von Platinirung, Vergoldung u. s. w.

IXtes Heft. *Notizen über das schwedische Eisenhüttenwesen*, vom Oberhüttenamts-Assessor *Winkler* in Freyberg. Sehr interessant, da in Schweden über 300 Hohöfen im Gange sind, und die Eisenproduction zu den grössten National-Reichthümern jenes Landes gehört, mit der grössten Sorgfalt betrieben wird, und die beste Waare liefert. Magneteisenstein und Eisenglanz sind die wichtigsten Materialien jenes Betriebes. Die Hohöfen, die Frischheerde sind genau beschrieben und Zeichnungen beygefügt. — *Ueber die Prüfung des Chlorkalks durch salzsaueres Manganoxyd*, von *Morin*; ein neuer Beytrag zur Chlorometrie, dessen Richtigkeit aber erst weiter erprobt werden muss. — *Die Mittheilungen aus dem Bulletin universel* handeln von der Benutzung der äusseren Birkenrinde (sie brennt leicht wie Terpentinöl, und giebt viel schönen Russ, den man als eine schwarze Körperfarbe benutzen kann), von *Davy's* Sicherungslampe u. s. w. — Die *Notizen* geben kurze Bemerkungen über Benutzung des Aloe-Bitter in der Färberey, zu Purpur auf Seide und Leder, über *Prinsep's* Pyrometer, mit dem man hohe Temperaturen nach dem Schmelzen edler Metalle schätzt, über ein neues Mittel, hartes Wasser gut zu machen (mit Holz- und Thier-Kohle) u. s. w.

Xtes Heft. *Ueber die Bablah*, von *C. A. Beyer*, Chemiker an der K. Sächs. chem. Fabrik zu Zwickau. Nach der vom Vf. unternommenen Analyse enthält diese Substanz mehr Gerbestoff, als selbst die Galläpfel (0, 16); sie zeigt mehr Färbekraft als diese, besonders auf Baumwolle für Nankin, Rehbraun, Grau, Olivengrün; man kann sie zur Tinte, und vorzüglich zum Gerben verwenden. — In der letzten Beziehung wird die Ansicht von *Robiquet* widerlegt, und die frühere Benennung (*Tamin oriental*) gerechtfertigt. — *Ueber den Farbestoff des Krapp, besonders nach den Untersuchungen von Köchlin-Schouch, Kuhlmann und Zennek*, vom *Herausgeber.* Es werden hier verschiedene Methoden dargestellt, den Krapp in seine Bestandtheile zu zerlegen, und den eigentlichen Färbestoff auszuscheiden. Der wichtigste Bestandtheil und Färbestoff ist das Alizarin, welches alle Kennzeichen einer Säure an sich trägt, und auch Krappsäure heissen könnte. Nach einer hierauf gegründeten neuen Theorie der Baumwollen-Rothfärberey ist die mit Baumwolle verbundene Farbe, als krappsauere Alaunerde mit etwas wenig anhängenden ölsaueren, gallussaueren und gerbesaueren Salzen, anzusehen. — *Ueber die Rothbeitze der Kattundruckereyen*, von *Köchlin-Schouch.* Sie wird aus Alaun und Bleyzucker (mit Zusatz von etwas Natrum zur Sättigung der überschüssigen Säure) bereitet. Ihre Basis ist zwar Alaunerde, allein sie besteht nicht bloss aus essigsauerer Alaunerde, sondern enthält auch noch andere Salze. In grossen Kattundruckereyen, z. B. in Mühlhausen, ist sie eines der nothwendigsten Materialien. — *Ueber Schwefelsäurefabrication*, von *Kuhlmann*, dann von *Payen* und *Cartier.* Der erste zieht die Bereitungsmethode in verschlossenen Gefäsen mit unterbrochener Verbrennung vor, die beiden letzten aber entscheiden sich für die Bereitungsart mit Luftzug und ununterbrochener Verbrennung. *Picoi* in Paris soll eine neue, viel wohlfeilere Bereitungsart erfunden haben, welche den Schwefel mit Salpetersäure behandelt, und diese Säure nachher wieder gewinnt. — *Ueber Bereitung des Bernsteinfirnisses*, vom Apoth. *Prätorius*, eine Beleuchtung und Verbesserung der im 5ten Hefte dieses Journales mitgetheilten Vorschrift von *Gahns Recept zur Verfertigung von Sprengkohle.* Sie besteht aus feinem Kohlenpulver mit Auflösung von arabischem Gummi, oder Traganth in Wasser, oder Storax oder Benzoe in Weingeist. Sie brennt ohne Anblasen fort, und dient besonders zum Aussprengen von Schalen aus zersprungenen oder zerbrochenen Retortenkugeln. — *Anleitung zur sicheren Probirung der Eisenerze auf trockenem Wege*, von *Lampadius.* Der Vf. hat seine beiden Methoden (mercantilische Probe und Betriebsprobe), welche sich auf 30jährige Erfahrungen

stützen, schon in seinem Grundrisse der Hüttenkunde (Göttingen 1827) angedeutet, und führt sie hier genauer aus. — *Ueber die französische Bronzevergoldung nach D'Arcet.* Diese Abhandlung ist im *Dictionnaire technologique* zuerst bekannt gemacht worden, dann aber in mehrere Journale übergegangen. Der Vf. hat bekanntlich auch einen eigenen Ofenzug erfunden, um die Queckfilberdämpfe von den Arbeitern abzuleiten. — *Ueber die englische Methode der Metallvergoldung aus Gills Technological Repository.* — *Ueber Vergoldung in Oel* — ebendaher. Die *Notizen* handeln vom Kochsalz als Mittel gegen Gartenschnecken, von der Wärmeleitung des Platin's u. s. w.

XItes Heft. *Nachrichten über die Kupferprocesse zu Fahlun in Dalecarlien;* aus den Reisejournalen des Oberhüttenamts-Assessors *K. A. Winkler.* Ein neuer Beweis von der scharfen Beobachtungsgabe des Vfs., der um so interessanter ist, als er eines der interessantesten nordischen Bergwerke betrifft; welches von Carl IX selbst „Schwedens Glück" genannt wurde, und jetzt noch jährlich 16,000 Centner Kupfer liefert. — *Ueber das ächte von Heath Esq. aus Ostindien eingeführte Wootz - Erz, Eisen und Stahl,* von *Gill.* Es besteht aus Eisenoxyd und Oxydul, und man findet es häufig in Gestalt regelmäßsiger Octaëder krystallisirt. Es ist außserordentlich reichhaltig, und bedarf keines anderen Zuschlags als des Kalksteins, der mit der Kieselerde des Erzes einen Fluss bey der Reduction desselben bildet. — *Mittheilung einiger Versuche zur Prüfung der neuen von Longchamp aufgestellten Hypothese über Salpeterbildung,* von *Lampadius.* Der erste stellte den Satz auf, es könne sich Salpeter erzeugen ohne verwesende thierische Stoffe. Die Salpetersäure könne sich bilden bloss durch ein mit sauerstoffreichem Atmosphärgas angeschwängertes Wasser, wenn dieses mit Basen, als Kalikalk-, Thon-, Bitter-Erde, eine Zeit lang in Berührung gehalten werde. Die mitgetheilten Versuche des Vfs. sprechen aber dagegen. — *Ueber das von Brard vorgeschlagene Verfahren, um sogleich diejenigen Steine zu erkennen, welche dem Froste nicht zu widerstehen vermögen.* Der Vf. ging von der Erscheinung aus, dass Salze häufig an der Oberfläche von Gesteinen, in welchen sie enthalten sind, auswittern, sie dadurch in Staub verwandeln, oder doch zerklüften, wie das Wasser es bey Steinen thut, die durch Frost zerstört werden. Als Probesalz wendet er schwefelsaueres Natrum an, mit dessen Auflösung er den Stein imprägnirt und siedet. Wenn das Salz wieder fest wird, nimmt es einen größseren Raum ein, und wirkt wie das gefrorene Wasser. Für Baumeister ist diese Probe gewiss interessant. — *Ueber Ultramarin und dessen künstliche Darstellung,* durch *C. G. Gmelin* in Tübingen. Früher glaubte man, Eisen sey das färbende Princip dieser kostbaren blauen Körperfarbe. Die Analyse hat aber gezeigt, dass die Farbe von einer anderen Verbindung abhängt, in welcher Schwefel eine Hauptrolle spielt. Der Vf. hat gleichzeitig mit einem Franzosen *Guimet* eine Methode entdeckt, künstliches Ultramarin zu bereiten, welches dem bisher bekannten nichts nachgiebt, er hat aber das Verdienst, sein Verfahren bekannt gemacht zu haben, was der Franzose unterliess. In einem Anhange sind einige historische Bemerkungen über das Kobalt-Ultramarin enthalten, welches vor *Thenard* schon *Gahn* in Fahlun und noch früher *Wenzel* in Freyberg gekannt haben soll. — Die *Notizen* führen die Umwandlung des Gusseisens in Graphit durch Holzsäure, die Bereitung von Alcohol aus Himbeeren und Brombeeren, die *Döbereiner*'schen Räucherlämpchen und das Platiniren des Glases u. s. w. an.

XIItes Heft. *Ueber das Freyberger Anquicksilber und dessen Reinigung bis zur Ablieferung in die Münze,* von *Lampadius.* Ein interessanter Beytrag zur Hüttenkunde von einem so erfahrenen Hüttenmanne, und insbesondere für Sachsen wichtig, da die jährliche Feinsilbermenge, die vom Freyberger Amalgamirwerke in die Münze zu Dresden abgeliefert wird, 25—28,000 Mark beträgt. — *Nachträgliche Verbesserung zu der neuen Methode, den Silbergehalt einer Kupferlegirung vermittelst eines Aëroskops zu bestimmen,* vom Prof. *Zenneck.* Diese Verbesserung besteht in einer durchlöcherten Büchse von Platinblech, in welche man die zu untersuchenden Legirungsstückchen einschliesst. Man kann dabey die Legirung in kleinere Stückchen zertheilen. — *Uebersicht der wichtigsten im J. 1828 bekannt gewordenen Entdeckungen in der Chemie, welche in diesem Jahrgange noch nicht erwähnt wurden.*

Ein vollständiges *Register* über die hier angeführten 12 Hefte beschliesst den 3ten Band.

Aus dieser Anzeige mögen unsere Leser die Reichhaltigkeit des Journals an Materialien ersehen. Der Herausgeber wird von ausgezeichneten Chemikern und Technologen unterstützt, benutzt die besten Quellen des In- und Auslandes, und steht auf dem Niveau seiner Wissenschaft. Unter solchen Umständen kann er nur etwas Gutes liefern, und wirklich füllt sein Journal, von welchem wir künftig auch die Fortsetzungen anzeigen zu können hoffen, eine Lücke in der Literatur der angewandten Chemie aus.

W. u. o. i.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Dunker und Humblot: *Gedanken, Ansichten und Bemerkungen über die Unbill und Noth und die Klagen unserer Zeit;* in national- und staatswirthschaftlicher Hinsicht, von einem unparteyischen Freunde der Wahrheit. 1826. 184 S. 8. (18 gr.)

2) Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Blicke in die Zeit, in Hinsicht auf National-Industrie und Staatswirthschaft,* mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und besonders des preussi-

schen Staats, von Dr. *Friedr. Bened. Weber*, Prof. in Berlin. Mit 16 Tabellen. 1830. 555 S, 8. (2 Rthlr.)

Beide Schriften sind vom Hn. Prof. *Weber*. In Nr. 1 werden in der ersten Abtheilung die Klagen unserer Zeit in der Landwirthschaft, in der Fabricatur und im Handel, wodurch die Armuth vermehrt wurde, neben einander gestellt; in der zweyten Abtheilung näher geprüft; in der dritten wird gezeigt, wie dieser Noth abzuhelfen sey, welche nach der Hoffnung des Vfs. die Zeit selbst, durch den ewigen Wechsel der Ereignisse, durch den klügeren Betrieb der Gewerbe, durch Reformen in der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten, heilen werde. Er spricht auch von der in England sich bildenden Handelsfreyheit, vergisst jedoch, dass England nur die Beschränkungen verminderte, sich aber vor reiner Handelsfreyheit hütet. Eben so handeln die amerikanischen Staaten. Man muss niemals eine fremde Verordnung in Handelssachen anders auslegen als die Kaufleute, welche ihren Druck am besten kennen. Wenn das westliche England, wie bekannt ist, wegen des sehr starken Regenfalls nur in Strichsaaten mit einiger Sicherheit Getreide bauen kann, so kann man nicht sagen, dass dieses und Irland leichter als wir Getreide bauen können, wenn auch der Brand die dortigen Weizenernten seltener beschädigt, als es bey uns der Fall ist.

In Nr. 2 schildert der Vf. in Abtheil. I den Zustand der gewerblichen Cultur und Production der neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und besonders auf Preussen, und hernach in einer Reihe von Abschnitten die neueste landwirthschaftliche Production, deren jüngste Verbesserung und Einfluss auf den Werth des Grundeigenthums im Allgemeinen und auf den Zustand der einzelnen Zweige im jetzigen Getreide- und Land-Bau, in den Getreideernten der letzten vier Jahre und den Vorräthen an Getreide, Handelsfrüchten, im Futter-, Wein-, Holz- und Obst-Bau, in Viehzucht, Viehwirthschaft und Viehhandel, in ökonomisch-technischen Nebengewerben, im Eigenthum, Besitz und anderen Rechtsverhältnissen der Landwirthe, und deren Veränderung, in Gemeinheitstheilungen, in Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, in Ablösung der Grundgerechtigkeiten und Servituten, im jetzigen Bergbau, Bergwerksproduction, Bergwerksbetriebe u. s. w. — Ferner äussert der Vf. seine Meinung über Fabrik-, Manufactur- und Handwerks-Production in neuester Zeit, über Zunft- und Gewerbe-Freyheit, Bildung und Unterricht im Handwerks- und Fabrik-Wesen, endlich auch über Unterstützungen der Fabricanten. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der technischen Gewerbeproduction im Einzelnen sowohl, in Europa als in Deutschland und Preussen, über Handel, Schifffahrt und Rhederey, deren Gang und Zustand, das schwankende Handelssystem, dessen Freyheit und Beschränkung, Zollvereine, Handelstractate, Handelsgesellschaften, Handelsmittel und Wege, neue Freyhäfen; über Ein- und Ausfuhr, Schifffahrt und Rhederey der verschiedenen Handelsstaaten, sagt der Vf. nicht gerade etwas Neues, aber er sammelte manche Materialien, welche beherzigt und erwogen zu werden verdienen. Die wichtigen Handelszweige der neuesten Zeit im Getreide-, Woll-, Kolonial-, Mess-, Buch- und Geld-Handel beleuchtet er bisweilen im blendenden Panorama der Tagsereignisse. — Die zweyte Abtheilung umfasst das Wohl- und Uebel-Befinden der Staaten in national-ökonomischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht und das Wachsen der Bevölkerung seit den drey letzten Jahren. — Ueber die Beyspiele der Verarmung und Wohlhabenheit in neuester Zeit, über die Budgets, Schulden und neuesten Anleihen der Staaten sagt uns der Vf. das Nöthige in gedrängter Kürze.

Trifft man auch vieles Bekannte an, so muss man doch den Fleiss des Sammlers anerkennen, wenn uns auch nicht immer die gezogenen Folgerungen als klare Beweise sich darlegen. Die übertriebene Wohlfeilheit inländischer Erzeugnisse scheint jetzt überstanden zu seyn, und nicht wieder die Wurzel der Landwirthschaft zu bedrohen, wohl aber manche Erschütterungen durch die *Cholera morbus* vom Osten, durch die von Gröningen schon jenseits Schleswig vorgedrungenen Marschfieber in Folge der verödeten Wälder, die politischen Folgen der französischen und belgischen Revolution selbst in Polen, Italien, Irland, der Schweiz und in Deutschland. Noch immer vermissen die amerikanischen insurgirten, einst spanischen Kolonieen einen inneren Frieden. Nicht mehr befriedigen die deutschen Bürger die früheren Verfassungen. Ueberall wurden Vorrechte und Monopole in ihren Basen erschüttert. Dagegen scheinen Spanien und Portugal die Gefahren der anarchischen Revolutionen mehr als jemals zu fürchten. Schon wurden in Jahresfrist zwey Monarchen von ihrem Thron vertrieben, und der Glaube an die Allmacht der heil. Allianz und ihrer stehenden Truppen wurde erschüttert.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MEDICIN.

Heidelberg, b. Mohr: *Das System der Medicin im Umrisse* dargestellt und vorzüglich seinen Zuhörern gewidmet von Dr. *Friedr. August Benjamin Puchelt*, Professor der Medicin und Director des medicinischen Klinikum an der Universität zu Heidelberg u. s. w. Erster Theil, *die allgemeine Gesundheits-, Krankheits- und Heilungs-Lehre* enthaltend. 1826. XXVIII u. 567 S. Zweyter Theil, *die besondere Krankheits- und Heilungs-Lehre* enthaltend. Erster Band. 1827. X u. 729 S. Zweyter Band. 1828. VI u. 800 S. 8. (11 Rthlr.)

Auch unter dem Titel: *Umrise der allgemeinen Gesundheits-, Krankheits- und Heilungs-Lehre* dargestellt u. s. w. Ferner: *Umriss der besonderen Krankheits- und Heilungs-Lehre* u. s. w. Erster Band. Zweyter Band.

Wir haben den Vf. schon durch seine treffliche Abhandlung: „Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen", schätzen gelernt, und freuen uns, jetzt näher mit dem Geiste seiner Lehre bekannt zu werden, von der sich gewiss erwarten läfst, dafs sie die Heilkunde wahrhaft fördern werde, da dieselbe seit einigen Decennien nur in höheren Regionen und am Schreibepulte gefördert werden sollte, dafür aber nur mit schönen Worten prangte, denen es, weil sie blofs philosophischen Klang nachahmten, an innerer Kraft gebrach, um sich zur That zu erheben. Dem Vf. sind solche Hirngespinnste fremd; ihm fiel besonders auch auf, dafs man das Wesen der einzelnen Krankheiten viel zu allgemein bestimmte, und eben so die Einwirkungsart der einzelnen äufseren Dinge auf Gesundheit, Krankheit oder Heilung zu sehr im Allgemeinen betrachtete, wodurch das Besondere und Eigenthümliche der einzelnen Krankheiten und die eigenthümlichen Einwirkungen der verschiedenen äufseren Dinge auf den Organismus zu wenig gewürdigt werden. Diesem Uebelstande sucht er entgegen zu arbeiten, doch mit steter Berücksichtigung des Allgemeinen. Nichts ist auch in der Heilkunde bequemer, als das Generalisiren, nichts erfolgreicher für den Arzt, als das Individualisiren, und je weiter wir hierin fortschreiten, desto sicherer nähern wir uns unserem Ziele, und desto besser lösen wir unsere Aufgabe. Auf diesem Wege ergiebt sich klar, dafs alle Krankheit nur örtlich, und dafs jede allgemeine Krankheit, die man noch als solche annimmt, nur Beweis von unserer Unkenntnifs derselben ist. Wir erinnern hier blofs an die Fieberlehre und deren Reform, welche seit *Peter Frank* begonnen und von den rationellen Aerzten bis auf den heutigen Tag fortgesetzt, aber noch nicht vollendet ist, so dafs die pathologische Anatomie, wie sie jetzt betrieben wird, dem Ziele immer näher führt.

Encyklopädie der Medicin, Methodologie, Geschichte und *medicinisch-literarische Werke* werden in der *Einleitung* dieses Werkes in gedrängter Kürze behandelt. — Der *erste Theil* zerfällt in 4 Bücher, deren erstes *Leben, Gesundheit, Krankheit, Heilung* —, das zweyte *Erscheinungen der Gesundheit und Krankheit an den einzelnen Functionen, Organen und organischen Flüssigkeiten* —, das dritte *Bedingungen der Gesundheit und ursächliche Momente der Krankheit* — und das vierte *ursächliche Momente der Heilung, willkührliche, technische Anwendung derselben (Kurmethoden)* — abhandelt. Bey den Erörterungen über Leben geht der Vf. vom Absoluten aus, als dem Mikrokosmus zukommend, und wendet sich dann zum Relativen, als dem Makrokosmus eigen, und dessen Wechselverhältnisse zu erstem, als seiner Quelle. Da aber der Mikrokosmus nur Ein Leben ist, von dem die vielen Makrokosmen, so unendlich mannichfach modificirt, ihr Leben erhalten, so ist klar, dafs diese mannichfach beschränkt in ihrer Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung als individuelle Leben auch unter sich auf einander verschieden einwirken. Und so hat denn jedes makrokosmische Leben eine Receptivität für äufsere Einflüsse, die ihm für sein Bestehen nöthig ist, und ein Reactionsvermögen, indem es selbst wieder auf die Aufsenwelt verändernd einwirkt. Hieraus ergiebt sich die nähere Bestimmung des individuellen Lebens. Auf diesem Wege geht der Vf. weiter, und bestimmt die äufseren Einwirkungen auf das Leben als räumliche und materielle und als zeitliche und dynamische, die aber nie *in contrast*h vorhanden, sondern nur als vorwaltend zu betrachten sind, indem öfter alle vorhanden sind, Eins aber nur prävalirt. Eben so, wie diese Differenz, ist auch die Reaction des

Individuums verschieden, daher dynamische und mechanische Lebenserscheinungen (Functionen und Organe), wozu noch der Lebenschemismus kommt, der sich am deutlichsten in den Flüssigkeiten ausspricht, die aber auch organisch sind, weil sie sowohl Producte der Organe, als auch zur Bildung und Erhaltung derselben erfoderlich sind. Eine ähnliche Wechselwirkung, wie oben, tritt demnach auch hier wieder ein. Die Organe, organischen Flüssigkeiten und Functionen im Complex constituiren den Organismus, nach dessen allgemeiner Betrachtung der Vf. zum menschlichen übergeht, wodurch er von den naturphilosophischen Ansichten auf die menschliche Physiologie ganz im Allgemeinen und in Beziehung auf Gesundheit geführt wird. Streng logisch, wie die bisherigen Erörterungen sind, und ganz gleichmässig in der Darstellung wird auch sie abgehandelt, der dann die Krankheit folgt, welche genau definirt, deren Entstehung und Ursachen, sowie die einzelnen Krankheiten und ihre Verschiedenheit, ihre Symptome und Zeichen angegeben werden. Wir kennen keinen Schriftsteller, der durch richtige Auffassung seines Gegenstandes dem hier gegebenen Zwecke so entsprochen hätte, als Hr. *Puchelt*, und möchten seinem Werke höchstens *K. Himly's* Lehrbuch der praktischen Heilkunde (Göttingen 1816) zur Seite setzen, vor dem er sich aber doch, schon wegen der während eines Decenniums gemachten Fortschritte in der Medicin, in manchen Beziehungen vortheilhaft auszeichnet.

Das *zweyte* Buch stellt die Erscheinungen der Gesundheit und Krankheit an den einzelnen Functionen, Organen und organischen Flüssigkeiten dar, und ist in 4 Abtheilungen gebracht: die *Production*, *Reproduction*, *Irritabilität und Sensibilität im gesunden und krankhaften Zustande.* Auch was über diese Gegenstände gesagt wird, ist durch stete und allseitige Verbindung des Physiologischen mit dem Pathologischen so beschaffen, dass es als Leitfaden zum Studium der speciellen Physiologie und Pathologie betrachtet werden kann; was der Vf. durchgehends zu beabsichtigen scheint. Diess ist auch der allein richtige Weg zur Begründung einer rationellen Heilkunde, der alle Zweige derselben in wissenschaftlichen Zusammenhang bringt, während eine schroffe Nebeneinanderstellung der einzelnen Theile nur Undeutlichkeit erzeugt, und zu ganz gewöhnlicher Empirie führt.

Das *dritte* Buch zerfällt in 2 Abtheilungen, nämlich: *Anlage des gesunden Organismus zur Krankheit* und *äussere Bedingungen der Gesundheit und ursächliche Momente der Krankheit.* Was die Anlage betrifft, so wird vorerst die allgemeine erörtert, in sofern sie jedem individuellen Leben zukommt. Ihre Bedingungen werden trefflich entwickelt und bis zur klarsten Evidenz nachgewiesen. Die besondere Anlage, modificirt durch Alter, Geschlecht, Temperament, Constitution, Gewohnheit, Idiosynkrasie, ererbte Krankheitsanlage, äussere ursächliche Momente und Reconvalescenz, ist eben so vollständig und dem Plane des allgemeinen Theils der Medicin entsprechend abgehandelt. Als eigenthümlich dem Vf. und besonders ausgezeichnet muss dessen Constitutionslehre betrachtet werden; eine Lehre, die überhaupt von sehr grosser Wichtigkeit für die praktische Medicin ist, da Constitutionsdifferenzen auf Krankheit und Heilung verschiedenen Einfluss üben, und desshalb grosse Berücksichtigung verdienen. Indess bleibt immer noch die Aufgabe, dasjenige, was der Vf. hier nur beziehungsweise auf das Generelle der Heilkunde geben konnte, auch auf das Specielle mehr auszudehnen.

In Betreff der äusseren Bedingungen der Gesundheit und ursächlichen Momente unterscheidet der Vf. die Momente, welche als Bedingungen der Gesundheit und als Krankheitsursachen sich verhalten, und solche, welche immer und unter jeder Bedingung bey dem Gesunden Krankheit veranlassen. Diese werden der Reihe nach gewürdigt und ihre mannichfachen Verhältnisse und Einflüsse kurz, aber bündig dargestellt. Im ersten Abschnitt, wo von dem Einflusse der Eltern auf Leben, Gesundheit und Krankheit der Kinder vom Acte der Zeugung an bis zu vollendeter Erziehung gehandelt wird, hätten die kosmischen Einflüsse ausführlicher aus einander gesetzt werden sollen, da sie gewiss höchst interessant sind, besonders wenn man sie nach den verschiedenen Himmelsstrichen und Welttheilen vergleichend betrachtet. Allseitig werden die atmosphärischen Einflüsse beleuchtet, und Druck, Mischung und Bestandtheile, Temperatur der Luft, Licht, Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, Winde speciell erwogen. Eben so verhält sichs mit den tellurischen Einflüssen, wohin gerechnet werden: Bewegung der Erde um ihre eigene Axe, um die Sonne, Klima und Wohnungen, und mit den alimentarischen. Speisen und Getränke sind nach Menge, Beschaffenheit, Umständen beym Genusse berücksichtigt. Ferner werden noch in ihrem Einflusse auf Gesundheit und Krankheit einer Untersuchung unterworfen Kleidung und Cultur der Haut, die körperlichen Verrichtungen, welche von der Willkühr abhängig sind, und sowohl zur Erhaltung der Gesundheit als auch zur Entstehung von Krankheiten beytragen, als Schlaf und Wachen, willkührliche Bewegung und Ruhe, Befriedigung des Geschlechtstriebes und Säugen, und am Schlusse dieses Abschnitts die psychischen Verrichtungen, die sowohl die Gesundheit erhalten, als auch Krankheit erzeugen können, als Anstrengung des Geistes und Stimmung und Bewegung des Gemüths. Der zweyte Abschnitt beschäftiget sich mit den ursächlichen Momenten, welche örtlich mechanisch, chemisch und dynamisch einwirken, mit dem Missbrauche der Arzneymittel und anderer, zur Beförderung der Heilung anwendbarer Dinge, mit den Giften und der Ansteckung.

Das *vierte* Buch handelt die *Therapie* ab. Da die Begriffsbestimmungen schon vorausgeschickt sind, so ist hier zunächst von den Kurmethoden die Rede. Nach der Wirkungsweise der Heilmittel auf den Organismus, die mechanisch, chemisch oder dynamisch ist, zerfallen

auch die Kurmethoden in mechanische, chemische und dynamische, doch so, dass jede nur als die vorwaltende betrachtet werden muss; da eine immer auch die übrigen Seiten berührt. Im Anhange sind die wichtigsten Bemerkungen über Verbindung mehrerer Kurmethoden, specifische Mittel und Euthanasie zusammengestellt, worauf das *fünfte* Buch mit einer ausgewählten medicinischen Bibliothek, die zum Theil aus *Himly's* angeführter Schrift ergänzt werden könnte, den Beschluss macht.

Gehen wir nun zu dem *zweyten Theile* des Systems, zur *besonderen Krankheits- und Heilungs-Lehre*, über. Nach des Vf. Einleitung im *ersten Bande* handelt die specielle Pathologie und Therapie „die einzelnen Krankheiten in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht ab: in erster, indem der Begriff, das Eigenwesen, die Entstehung und einzelnen ursächlichen Momente, die Symptome und einzelnen Formen, der Verlauf, der Ausgang und die Folgen jeder einzelnen Krankheit betrachtet werden; die technische Würdigung bezieht sich auf die Diagnose, Prognose und Kur." Hierauf folgen einige Bemerkungen über die verschiedenen Eintheilungsmethoden, wobey sich der Vf. für die physiologisch-anatomische erklärt, nach welcher er auch die Krankheiten ordnet. Es verhält sich jedoch mit den nosologischen Systemen, wie mit den naturhistorischen; zwey Wege stehen ihnen offen, ein künstlicher und ein natürlicher. Dass der letzte dem ersten vorzuziehen ist, dürfen wir hier als etwas Unbestreitbares voraussetzen, und verweisen nur auf *Jahn's* Ahnungen einer allgemeinen Naturgeschichte der Krankheiten. Uebrigens hat erst *Schönlein* zu einem natürlichen Systeme den Grund gelegt, das aber bisher nur fragmentarisch durch dessen Schüler bekannt geworden ist.

Ganz consequent werden im *ersten Buche* die *generellen Krankheiten* zuerst abgehandelt, und diese beziehen sich natürlich auf Sensibilität, Irritabilität und Reproduction, daher dieses Buch in 3 Abtheilungen zerfällt. Die erste befasst sich mit den *generellen Krankheiten der Sensibilität*. Nach Aufstellung des Begriffs und nach Entwickelung der Aeusserungsweise der Sensibilität geht der Vf. alle einzelnen Momente mit Genauigkeit durch, bemerkt die verschiedene Dauer, zählt die Ursachen im Allgemeinen auf, die Symptomatologie, den Verlauf, die Ausgänge, und setzt dann die Diagnose, Prognose und Kur näher aus einander. Nur Eines vermissen wir: dass nämlich nicht besondere Rücksicht auf die Vertheilung der Neurosen nach den Altersperioden hiebey genommen worden ist. Uebrigens werden in den folgenden Capiteln Schmerz, Krampf und Lähmung noch besonders betrachtet. — Die *generellen Krankheiten der Irritabilität* bilden die zweyte Abtheilung, welche sie zuerst im Allgemeinen betrachtet, und namentlich das Verhältniss der Irritabilität zur Sensibilität und Reproduction andeutet. Es ist aber zweifelhaft, ob es ursprüngliche Irritabilitätskrankheiten im strengsten Sinne giebt, da sie auf anomaler Bewegung beruhen, diese aber sowohl von sensiblen, als reproductiven Störungen abhängen kann. Diese Bewegung selbst erscheint nun pathisch vermehrt, vermindert oder unregelmässig; und da der irritable Repräsentant das Gefässsystem ist, so sind diese dreyfachen Abnormitäten in demselben nachzuweisen. Die Aeusserung der erhöhten Irritabilität oder vermehrten Bewegung geht von den Arterien aus, und beruht auf vermehrter Menge oder Ausdehnung des Bluts, oder auf abweichender Beschaffenheit desselben, indem es bisweilen im höheren Grade arteriell ist. Als diesem Zustande zunächst stehend wird das Fieber betrachtet, das zwar von dem Vf. in seiner einfachsten Bedeutung aufgefasst, aber doch in therapeutischer Beziehung besser durchgeführt wird, als in pathogenetischer und nosologischer. Die verminderte Bewegung des Gefässsystems spricht sich durch erhöhte Venosität aus, welche in jeder Hinsicht richtig gewürdigt wird. In der dritten Abtheilung werden *die generellen Krankheiten der Reproduction* erörtert. Der Vf. geht hier mehr ins Einzelne, als bey den beiden vorausgehenden Abtheilungen, da es nicht leicht möglich ist, die verschiedenen Functionen, obgleich unter sich innig zusammenhängend, als *Eines* überhaupt zu betrachten, wenn die praktische Tendenz nicht verfehlt werden soll.

Mit dem *zweyten Buche* beginnt nun erst recht eigentlich die specielle Pathologie und Therapie. Es enthält die *Krankheiten der sensiblen Verrichtungen und Organe*, unter welchen die *Krankheiten des Gehirns und seiner Umgebungen* obenan stehen. In der Reihe derselben nimmt der *Kopfschmerz* die erste Stelle ein. Da er meistens nur Symptom von anderweitigen Krankheiten ist, so hat ihn der Vf. nur kurz behandelt. Die Varietäten desselben sind jedoch angeführt, aber ohne Entwickelung der näheren Diagnose. Die Therapie ist mehr allgemein angegeben, in Uebereinstimmung mit der auch mehr allgemeinen Pathologie. Die idiopathische Form, die freylich nur selten beobachtet wird, wie fast alle Neuralgieen, hätte indess mehr hervorgehoben werden sollen. Die *Congestionen im Kopfe* sind gleichfalls nur kurz berührt, da sie wohl, pathologisch betrachtet, gleiches Loos mit dem Kopfschmerz theilen. Interessanter ist die *Hirnblutung*, sonst *Apoplexia sanguinea* genannt, wenn nur der Vf. die oft so schwierige Diagnose sicherer gestellt hätte. Die fast durchgängig beygegebenen Sectionsresultate erhöhen den Werth des Ganzen. Der Abschnitt über die *Entzündung des Hirns und seiner Häute* lässt überhaupt wenig zu bemerken übrig; nur möchte es zweckmässiger gewesen seyn, mehr zu specialisiren, als Alles zusammenzufassen, da *Insolation*, *Encephalitis menstrualis*, *erysipelatosa*, *arthritica*, *hysterica*, *rheumatica* sehr verschieden verlaufen, verschiedene Producte setzen, und gewiss keine durchaus gemeinschaftliche Therapie haben. Unter den Ausgängen wird die Gangrän genannt, von der jedoch *Schönlein* bey seinen zahlreichen Untersuchungen noch nie eine Spur

finden konnte; daher wahrscheinlich eine Täuschung zu Grunde liegt. Auch ist keine Rücksicht auf die Bestimmung genommen, welcher Ausgang jeder Species eigenthümlich ist, und von den sogenannten Pacchionischen Drüsen, die sich unter der Pfeilnath der an *Encephalitis hysterica* Verstorbenen finden, ist gar nicht die Rede. Ferner wird des Ausgangs in Wasserbildung, der *Enceph. menstr.* eigen, nicht gedacht. Bey der *Wasseranhäufung im Kopfe* wird zuerst der *acute Wasserkopf* (*Hydrocephalus acutus*, richtiger aber *Hydrencephalus* bezeichnet) abgehandelt. Ob aber dieser pathische Zustand hier am rechten Orte steht, ist eine andere Frage. Der Vf. scheint es selbst zu bezweifeln, indem er dieses Leiden einen Ausgang von Hirn- und Hirnhaut-Entzündung nennt, weshalb auch dasselbe zu der Entzündung zu stellen ist, nach dem Beyspiele anderer Autoren, welche die Krankheit *Encephalitis exudativa* nannten. Dieser eigenthümliche Entzündungsprocess ist aber nicht mit der reinen Phlogose zu verwechseln, worauf uns ausser dem fraglichen *Hydrencephalus acutus* noch die übrigen verwandten Formen führen, *Gastritis infantum*, die sich selbst öfter hinzugesellt oder umgekehrt, dann *Angina gangraenosa*, *Croup*, *Aphthae gangraenosae*, welche zusammen auch von *Billard* als Ein Krankheitsprocess unter dem Namen „*Soor*" angeführt werden. Dass bey den Vorlesungen hier Manches zu ergänzen ist, namentlich in Hinsicht auf Diagnose und Therapie, wird der Vf. bey der hohen Bedeutung dieser Krankheit für die ärztliche Praxis gewiss selbst nicht in Abrede stellen. Dann folgt noch der *chronische Wasserkopf*, wobey besonders der *congenitus* in Betracht kommt. Des *Hydrocephalus chronicus senilis*, der vorzüglich bey Branntweinsäufern vorkommt, geschieht keine Erwähnung, und wir dürfen eine Verwechselung mit der *partiellen Hirnerweichung* vermuthen. Ueber diese letzte Krankheit herrscht überhaupt viel Verwirrung, nachdem sie einmal von *Rostan* und *Lallemand* besonders beachtet und überall aufgesucht, aber auch nur deshalb so häufig gefunden wurde, weil man sie finden wollte. Gehen wir aber bey diesen Untersuchungen in Betreff der entgegenstehenden Altersperioden vergleichend pathologisch zu Werke, so finden wir im Greisenalter allerdings öfter Rückbildungen bis zur ersten Entwickelungsperiode, wo z. B. Gehirnerweichung normal ist, die nun auf der letzten Stufe abnorm erscheint. Bloss von diesem Gesichtspuncte aus wird die in Rede stehende Krankheit richtig beurtheilt werden können, ohne dass man gerade Entzündung vorauszusetzen nöthig hat. Der Meinung, dass Hirntuberkeln in ihrem Erweichungszustande hieher zu rechnen sind, glauben wir geradezu widersprechen zu können: denn diese nehmen nach vollendeter Pubertät ihren Anfang, und verschwinden mit beginnender Involution, die dann die Malacie beginnen lässt. Diess geht auch aus den Causalmomenten der Tuberkeln hervor, welche *Arthritis*, *Hysteria*, *Dysmenorrhoe* und *Psora* sind, so weit sie bisher aufgefunden wurden — sämmtlich solche, welche der Involutionsperiode fremd sind. Von diesen Tuberkeln hat übrigens der Vf. gar nicht gehandelt. Die *Geschwülste und Verhärtungen des Hirns und seiner Häute*, der *Schwindel* und der *Schlagfluss* sind gut erörtert. Mehreres aber vermissen wir über Gehirnleiden und dessen Abnormitäten, was gleichwohl hier Erwähnung verdient hätte, insofern es die medicinische Therapie erfodert. So hätte auch die Encephalophthise und die Atrophie des Gehirns oder Cretinismus mit seinen Varietäten noch eine besondere Erörterung verdient. Die *Krankheiten des Rückenmarks und seiner Umgebungen* sind kürzer behandelt. Von ihnen werden angeführt der *Rückenschmerz*, die *Entzündung des Rückenmarks und seiner Häute*, die *Wasseranhäufung in dem Kanal der Rückenwirbelsäule*, *Bluterguss und Gasbildung* in demselben, und die *organischen Fehler des Rückenmarks und der Häute*. Bey der *Myelitis* ist der Ausgang in Wasserbildung übersehen, der besonders bey der hier gar nicht gedachten Insolation vorkommt, welche als Uebergangsglied von der reinen Phlogose zu der Neurophlogose des Rückenmarks, dem hier übergangenen *Trismus neonatorum*, zu betrachten ist. Auch fehlen die Sectionsresultate. Die acute Hydrorrhachie als Entzündungsausgang gehört nicht hieher, sondern zu der vorigen Krankheitsform. Höchstens wäre hier die nach Scharlach eintretende zu nennen, wenn sie beobachtet wurde. Die chronische Form hat der Vf. nicht rein aufgefasst, indem er die *Spina bifida*, eine als Hemmungsbildung angeborne Krankheit, mit hineingezogen hat, die besonders hätte abgehandelt werden sollen. Jene Species, welche bey der arbeitsamen Classe, z. B. bey Knechten, durch Durchnässung, Erkältung bewirkt wird, und die rheumatischer Natur zu seyn scheint, ist eben so wenig richtig aufgefasst. Ein Fall von *Neurorrheumatismus paralyticus*, der von den Nerven der unteren Extremitäten zum Rückenmarke sich fortpflanzte und mit Wassererguss endete, bestätigt gewiss zum Theil unsere Ansicht. Von Rückenmarkstuberkeln besonders nach *Psora*, vielleicht auch nach *Haemorrhois*, und von der *Myelophthisis* finden wir nicht Näheres. Ueberhaupt ist die Abtheilung über Rückenmarkskrankheiten mangelhaft ausgefallen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MEDICIN.

Heidelberg, b. Mohr: *Das System der Medicin im Umrisse* dargestellt u. s. w. von Dr. *Friedr. August Benjamin Puchelt* u. s. w. Erster und zweyter Theil.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Daffelbe gilt von *den örtlichen Krankheiten einzelner Nerven. Die Nervenentzündung, ihre Folgen und andere örtliche Fehler* bilden das erste Capitel. Ueber die *Neuritis* scheint der Vf. nicht recht im Reinen zu seyn, da er sie mit *Neuralgie* zusammenzuwerfen geneigt ist. Es mag wohl seyn, dass man beide häufig mit einander verwechselt; auch ist die richtige Diagnose keinesweges so leicht; weshalb der Vf. auf die Symptomatologie der Neuritis, die ganz fehlt, hätte eingehen sollen, um danach die Diagnose festzusetzen. Ein Hauptmoment bey ihr ist ohne Zweifel, dass die Neuralgie ihre Paroxysmen macht, was man auch von dem Wesen derselben, das in anomalem *Bioelectrismus* begründet ist, erwarten muss, während die Neuritis sich stetig äussert, und, wenn sie *acut* ist, noch von febrilen Erscheinungen begleitet wird. Dem gemäss kann auch der Erfolg der Behandlung zur Aufhellung dienen. Am häufigsten kommt sie im *Nervus cruralis* und *ischiadicus* vor, besonders bey Maurern, Gerbern, wo sie mit Rheumatismus, Psoitis und Hüftgelenkentzündung verwechselt werden kann. Dass auch in diesen Nerven die Neuralgie ihren Sitz aufschlagen kann, und dass beide Formen von *Cotugno* selbst verwechselt wurden, ist gewiss. Nachdem der Vf. von einzelnen Neuralgieen, statt von Neuritis, gehandelt, geht er speciell zum *Gesichtsschmerz* und der *Neuralgie in den Extremitäten* über. Auch diese sind nicht befriedigend beschrieben, und überhaupt wäre es wünschenswerth gewesen, dass die ganze Sippschaft der Neuralgieen, die man allenthalben schlecht oder nur oberflächlich abgefertigt findet, etwa mit Zugrundlegung von *Chaussier* und *Monfalcon*, nebst den übrigen zu Gebote stehenden Erfahrungen speciell abgehandelt worden wäre. *Autenrieth's Neuralgia coeliaca* und *Schoenlein's N. meseraica* hätten hier angereiht werden können, eben so die *Mastodynia nervosa* (*Heineke Diss.* Berl. 1821) u. a. m.

Es kommt nun die Reihe an die *Krankheiten der äusseren Sinne und der Sinnesorgane.* Die *Krankheiten der Augen und des Gesichts* werden übergangen, weil sie eine selbstständige Doctrin bilden. Demohngeachtet wäre dieselbe in einem kurzen Umrisse hier aufzunehmen gewesen, mit demselben Rechte, als die *Krankheiten des Ohrs und des Gehörs*, welche ziemlich vollständig mitgetheilt werden, obgleich auch sie als für sich bestehende Doctrin behandelt wurden. Sie werden eingetheilt in solche, welche im äusseren und inneren Ohr gemeinschaftlich vorkommen, und in die des äusseren Ohrs. In Bezug auf die *Taubheit*, über welche der Vf. sich genau und umständlich verbreitet, haben wir Eine Bemerkung beyzufügen, welche uns unsere Erfahrung giebt. Wir haben nämlich es gewagt, das so angepriesene *Huile acustique* von *Maurice* zu versuchen, und der Erfolg hat die Empfehlungen gerechtfertigt. In zwey Fällen von *Baryecoia* nach Scharlachmetastase erreichten wir völlige Wiederherstellung des Gehörs, und in einigen anderen wurde es nicht ohne beträchtliche Verminderung des Uebels angewendet. Die Fortsetzung des Gebrauchs lässt noch den günstigsten Erfolg erwarten. Hierauf werden die *Krankheiten der Nase und des Geruchs* abgehandelt, denen noch allgemeine Betrachtungen über die *Krankheiten des Geschmacks* und *Getasts* folgen.

Zunächst an die Krankheiten der äusseren Sinne und Sinnesorgane schliessen sich die der inneren Sinne an, *Krankheiten der Seele* fälschlich genannt. Vorerst ist die Rede von *Begriff, Ursachen* und *Erscheinungen der Seelenkrankheit* im Allgemeinen. Bey den Ursachen hätten noch die endemischen und epidemischen Verhältnisse herausgesetzt werden sollen, deren Existenz unleugbar ist. Hierauf folgen die einzelnen Krankheitsformen, sämmtlich gelungen dargestellt, sowohl was Pathologie, als Diagnose und Therapie betrifft.

Den Schluss dieses Buchs machen die *Krankheiten mehrerer sensibler Verrichtungen, mit Fieber und anderen Gefässleiden verbunden.* Sie sind folgende: *Rausch und Trunkenheit*, wobey auch die Trunksucht berücksichtigt wird, aber in der Therapie der Anwendung des *Spir. Minder.* in grossen Gaben, wie es die Engländer vorschlugen, keine Erwähnung geschieht; *Delirium der Säufer; Vergiftungen, die sich besonders in der Nerventhätigkeit äussern*, als durch Blausäure, Opium, Bilsenkraut, Belladonna, Stechapfel;

Wurstvergiftung; *Kriebelkrankheit*; *Wasserscheu*, wobey die *Hygrophobia spontanea* nicht gehörig gewürdigt ist; ferner das *Nervenfieber*, das *ansteckende Nervenfieber* und die *Pest*. Beym Nervenfieber bemerken wir, dass der Vf. dasselbe zwar im Ganzen gut geschildert, jedoch die Form, die das Gehirn, und diejenige, die das Abdomen besonders afficirt, nicht unterschieden hat. Die erste, *Typhus cerebralis*, ist charakterisirt durch Contraction der Affection im Kopfe, daher Röthung des Gesichts, thränende Augen, Summen, Sausen vor den Ohren, Pulsiren der Carotiden und Temporalarterien, klopfenden Schmerz im Occiput, furibunde Delirien gleich Anfangs gewöhnlich, Stuhlausleerung Anfangs unterdrückt und später nicht so copios, als bey der zweyten Form, dem *Typhus abdominalis*, schon beym Beginne. Auch ist bey letzter ein brennender Schmerz am *Plexus coeliacus* vorhanden, das Aussehen eigenthümlich erdfahl, der Anfang der Krankheit mit gastrischen Symptomen begleitet. Nebstdem irrt der Vf. darin, dass er das nervöse oder (richtiger) das torpide Fieber, das sich aus Erethismus oder Synocha als Symptom von anderweitigen Krankheiten, Phlogosen oder acuten Exanthemen z. B. entwickelt, mit in den Typhusprocess, ein selbstständiges Leiden, hineinzuziehen versucht. Demnach, und da er die Stadien dieses Krankheitsprocesses, das der Irritation, der nervösen Affection und der Krise oder Paralyse, nicht streng unterscheidet, kann auch seine Therapie keine ächt rationelle Basis haben. Richtiger ist der *Typhus contagiosus* aufgefasst, auch das, was über die Pest gesagt wird, befriedigend, sowie die übrigen Formen meistens erschöpft sind.

Der *zweyte Band* des zweyten Theiles enthält das *dritte* Buch, (*Krankheiten der irritabeln Verrichtungen und Organe*) und des *vierten* Buchs (*Krankheiten der reproductiven Verrichtungen und Organe*) erste Abtheilung, welche die *Krankheiten des Verdauungssystems* abhandelt.

Im dritten Buche stehen die *Krankheiten des Herzens* obenan, bey denen die *Blutanhäufung im Herzen und in den grossen Gefässen* den Anfang macht. Dieser Zustand ist mehr als Symptom von anderweitigen Leiden, bedingt durch dynamische sowohl, als mechanische Aberrationen, zu betrachten, mag aber hier für den Fall, dass man die Ursache nicht gleich auffinden kann, eine Stelle erhalten. Wichtiger ist die *Entzündung des Herzens und Herzbeutels*. Der Vf. unterscheidet nicht genau die acute und chronische Form. Diess war um so nöthiger, da namentlich die letzte Form so häufig vorkommt, und fast eben so häufig Anfangs übersehen wird, wo sie äusserst schleichend auftritt, was überhaupt in den Centralorganen, Hirn, Rückenmark, der Fall ist. Ausserdem wird noch von den metastatischen Formen gesprochen. Die Trippermetastase hat der Vf. nicht genannt, wohl aber die syphilitischen, welche, wie wir glauben, meistens verkannt wird; indem nicht die Syphilis Ursache davon ist, sondern die Behandlung derselben, besonders bey niedriger Temperatur, die der Anwendung des Quecksilbers durchaus nicht zusagt. Diese Form hat einen subacuten Verlauf nebst noch anderen charakteristischen Zeichen, weshalb sie hier ungern vermisst wird. Unter den übrigen, von dem Vf. als Causalmomente für Carditis angeführten Krankheitsprocessen sind eigentlich zwey nur vorzüglich als solche zu betrachten, nämlich der rheumatische, der mehr die Substanz, die Musculatur, und der arthritische, der mehr die seröse und innere Herzhaut befällt. Die übrigen, wie Scorbut, Scropheln u. s. f., möchten fast gar keinen Einfluss üben können. Auch die Ausgänge werden etwas verworren angegeben. Endet die acute Form durch Pseudokrise, welche hier nur Lymphexudation ist, so geschieht diess entweder nach Aussen, und zwar zwischen der Muskelhaut und dem Pericardium, oder auf der äusseren Fläche der die Herzsubstanz direct umhüllenden Partie des Herzbeutels (*Cor villosum* und Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel); oder es geschieht im Inneren des Herzens (Herzpolypen). Eiterbilduug wurde auch gefunden, aber seltener; namentlich waren dabey die fadenförmigen Verlängerungen der Papillarkörper zu den venösen Klappen zerstört. Hypertrophie und Stenokardie sind Ausgänge der chronischen Form. Die Hydroperikardie hätte eigends abgehandelt werden sollen. Die *organischen Fehler des Herzens und Herzbeutels* werden in Einem Capitel zusammengefasst. Der Vf. hat sie zwar sämmtlich, auch die Anwendung des Stethoskops in diagnostischer Beziehung angeführt; da aber die Diagnose solcher Herzleiden oft äusserst schwierig ist, so dürfte die dabey angewandte Kürze hier nicht am rechten Orte seyn. Als *nervöse Zufälle des Herzens* werden genannt die Brustbräune, das nervöse Herzklopfen und der Krampf des Herzens mit dem Geräusch eines Blasebalgs und Katzenschnurren. Erste erzeugte unter den Aerzten schon allerley Meinungen; doch die vorherrschendste blieb immer auf Verknöcherung der *Arteria coronaria* des Herzens gerichtet. Da man aber diese auch ohne Brustbräune, und die Brustbräune ohne jene Ossification fand, und in solchen Fällen fast ganz gleiche Causalmomente, wie z. B. bey Gesichtsschmerz, meistens vorhanden sind, so dürfte *Jurine* mit seiner *Neuralgia thoracica* wohl am ersten die Wahrheit gefunden haben. Unser Vf. erklärt sich hierüber nicht deutlich.

Entzündung der Arterienhäute, *örtliche*, *organische Fehler* derselben, *Aneurysma*, *nervöse Zufälle der Arterien*, *Synocha* und *Ephemera* werden als *Krankheiten der Arterien* aufgeführt. Dass *Arteritis*, *Synocha* und *Ephemera* Eins seyen, will der Vf. nicht zugestehen; nur den Unterschied räumt er ein, dass *Arteritis acuta erethica* = *Ephemera* nicht mit der heftigen Reaction des Organismus auftritt, als *Art. ac. synochalis* = *Synocha*. Wenn aber der Vf. von *Ephemera* und *Synocha* behauptet, dass ihr Wesen Eins sey mit dem Wesen des Fiebers, so verfällt er in denselben Irrthum, wie oben beym Nervenfieber (*Typhus*), mit dem er auch den *Torpor* (torpides Fieber) vermischt hat. Sollen *Synocha* und *Ephemera*, woran wir nicht zweifeln, ihren Sitz in den Arterien haben,

ohne dass irgend ein anderes Organ entzündlich afficirt ist, so können diese auch nicht anders, als entzündlich afficirt betrachtet werden; die an ihnen haftende Krankheit ist dann so lange eine selbstständige, bis irgend ein anderes Organ (Herz, Lungen u. s. w.) Anziehungspunct für diesen Krankheitsprocess wird, worauf sie die Entzündung, die sich gern in der Breite ausdehnt, verläfst, weil sie diess hier nicht vermag. Der Organismus reagirt nun recht eigentlich, und der Charakter seiner Reaction ist entweder *Erethismus* oder *Synocha*, die jetzt als Symptome zu betrachten sind. Von einer *Arteritis chronica* erwähnt der Vf. nichts; und doch hat man sie schon in grösseren Gefässstämmen, in der Brust und Bauchaorta, in der *Cruralis* beobachtet. Rheumatische, arthritische, psorische Ablagerungen sind die gewöhnlichen Ursachen, und so können Aneurysmen, Exulcerationen den schlimmen Ausgang bilden. Auch Weiterverbreitung von nahe liegenden Krankheitsprocessen, z. B. *Bubo syphiliticus* zur *Cruralis*, kann sie erzeugen. Im Uebrigen sind die einzelnen Krankheitsformen gut abgehandelt.

Unter den *Krankheiten der Venen* finden wir *Entzündung der Venenhäute*, *Geschwüre und Verschliessung der Venen*, *Erweiterung* derselben und *venöse Fieber*. Letzte sind hier bloss angedeutet, und werden später bey den Unterleibskrankheiten, zu welchen sie sich gesellen, näher erörtert. Wir vermissen eine richtige Anordnung; sonst ist diese Abtheilung gut ausgearbeitet. — Hierauf folgen die *Krankheiten des Respirationssystems*, welche mit den *Krankheiten des Larynx, der Luftröhre und der Bronchien* beginnen. *Katarrh*, *Croup*, *Laryngitis*, *Tracheitis* sind in jeder Beziehung richtig bestimmt; nur vermissen wir bey der Therapie der beiden letzten, wenn sie chronisch sind, die Schwefelleberdämpfe und den innerlichen Gebrauch von Schwefelwasser, was uns öfter die besten Vortheile gewährt hat. Das 4te Capitel enthält: *Geschwüre und organische Fehler des Larynx und der Luftröhre*; *Kehlkopf- und Luftröhren-Schwindsucht*. Bey der *Laryngo-Tracheophthisis* fasst sich der Vf. zu kurz. Wir kennen eine *gonorrhoica*, *miasmatica* nach zu schnellem Zuheilen von erysipelatösen Fussgeschwüren, nach rheumatischen Metastasen von den Halsmuskeln her u. s. w., und die *hysterica*, besonders da, wo der *Globus hystericus* die Krankheit am Halse begrenzt. Diese Arten wären einer näheren Bestimmung in jeder Beziehung werth gewesen. Sehr unvollständig finden wir die *Bronchitis*. Von ihr sind ausser der reinen Phlogose, welche wie *Laryngitis* entsteht, verläuft und behandelt wird, noch drey Arten vorhanden, die sich keinesweges in der Entstehung, dem Verlaufe und der Behandlung ganz gleich sind. Die *B. juvenilis*, vom 11ten Jahre bis zur Pubertät auftretend, erscheint besonders bey der katarrhalischen Constitution und dem *Genius epidemicus nervosus*, wenn bey jüngeren Individuen Croup und Keichhusten sich zeigen. Sie tritt öfter zu Keichhusten und zu Masern, oder erscheint bey Maserepidemieen in solchen, die für dieses Contagium nicht empfänglich sind; daher ist auch ihr Vaterland der Norden. Ueber diese Form giebt der Vf. noch das Meiste an. Die *B. senilis* wird nur angedeutet. Sie kommt in der Involutionsperiode vor, durch Metastasen erzeugt nach unterdrückter Hautsecretion, gewohnter Hämorrhagie, habitueller Blennorrhöe unter Einwirkung von Lungenreizen, die sonst Pneumonie erregen. Die Zurückführung dieser Metastasen charakterisirt unter anderen ihre Therapie, was bey der ersten Art nicht der Fall ist. Die dritte Art entsteht bey *Hydrothorax*, organischen Herzleiden, *Hydroperikardie*, auch bey *Pneumophthisis tuberculosa*, wo sie *Louis* öfter beobachtete. Sie ist folglich secundär, und sonst gehörig charakterisirt. Es kommen noch *Erweiterung der Bronchien*, *fremde Körper in den Luftwegen* und *Krankheiten der Bronchialdrüsen* zur Sprache, unter denen die letzten ebenfalls zu oberflächlich behandelt sind; auch die *Adenophthisis*, besonders durch Scropheln bedingt, wäre mehr zu beachten gewesen.

Mehr Aufmerksamkeit hat der Vf. den *Krankheiten der Lungengewebe* geschenkt. Die *Congestionen in den Lungen*, *Blutungen aus den Respirationswegen*, *Entzündung*, *Brand der Lunge*, *Vomica*, *Oedem*, *Emphysem*, *Hypertrophie und Atrophie der Lungen* sind vollständig erörtert. Dasselbe gilt auch von den *Tuberkeln der Lungen*, nur dass der Vf. sich nicht auf die Arten derselben eingelassen hat, welche, bedingt durch Dysmenorrhöe, erbliche Anlage, Masern, Krätze, bestimmt eine pathologische Differenz ausmachen. Eben so sind auch andere neue Bildungen in den Lungen erwogen. Bey der *Lungensucht* lässt sich der Vf. zwar in's Specialisiren ein, in der Hauptdarstellung aber vermengt er wieder die Species, und lässt einige ganz unbeachtet. Dass er die *Phthisis pituitosa* hieher rechnet, ist ein offenbarer Irrthum, da diese Form zu den Colliquationen, und nicht zu den Phthisen zu rechnen ist. Die *Phthisis tuberculosa* und *ulcerosa* vereinigt er fälschlich dahin, dass er die *ulcerosa* als im Grade der Erweichung der Tuberkeln befindlich betrachtet, da sie doch als Ausgang der Phlogose in Suppuration betrachtet werden muss. So wie oben die Tuberkelarten nicht unterschieden sind, so werden auch die Arten der Lungentuberkelphthisen nicht näher bestimmt. Von der *Phth. periodica senum*, welche in der Involutionsperiode von unterdrückter Haut- und Nieren-Thätigkeit oder von zugeheilten inveterirten Fussgeschwüren entsteht, und im Winter immer wieder erwacht, während sie im Sommer schläft, sowie von der Art, welche sich durch Aufreizung des *nervus pneumogastricus* vom Magen aus zu den Lungen fortgepflanzt entwickelt, und einer anderen, die durch Bildungsfehler des Herzens und Hinzutreten von katarrhaler Affection z. B. bedingt wird, — von diesen finden wir kaum ein Wort. Die Sectionsresultate werden mit fünf Zeilen abgethan. Symptomatologie und Therapie sind noch am besten behandelt, so ferne diese Phthisis allgemein betrachtet wird. — Ausser den genannten Ausnahmen sind ferner auch die *Krankheiten der Pleura und der die Brusthöhle bildenden Theile*, wie die obigen, vollständig abgehandelt. Sie sind: *Pleuritis*, *Pleuropneumonie*, zum Ueberflusse

noch besonders erwogen, *Empyem*, *Hydrothorax*, *Bluterguss in die Höhle der Pleura*, *Pneumothorax*, *neue Bildungen auf der Pleura*, *Krankheiten der Wände des Thorax* und *Krankheiten des Zwergfells*.

Nach dem Bisherigen sind noch übrig: *nervöse Krankheiten der Respirationsorgane* und die mit der Respiration zusammenhängenden *Krankheiten der Stimme und Sprache*. Zu den ersten sind gezählt *Brustschmerzen*, *Husten*, *Keichhusten*, *Respirationsbeschwerden*, als Dyspnoe, Asthma und *Catarrhus suffocativus* (eigentlich eine Bronchitisform, von der oben die Rede war, wenn nicht das Symptom, wie es zu anderen Leiden sich gesellt, dahin gerechnet werden soll). Zu letzten gehören *fehlerhafte Stimme*, *Stimmlosigkeit*, *Sprachlosigkeit* und *Fehler der Sprache*. Ueber alles diess ist das Nöthige gesagt.

Am Schlusse des dritten Buchs mussten noch die *Krankheiten der Ortsbewegung* erwähnt werden, jedoch nur kurz, da sie entweder der Chirurgie anheimfallen, oder durch Dyskrasieen und Nervenleiden bedingt sind, und folglich anderwärts näher erörtert werden können.

Das *vierte* Buch macht mit den *Krankheiten der Organe der Vorverdauung* den Anfang, und rechnet dahin: *Zahnschmerzen*, *Mundbluten*, *Entzündung und Fehler der Zunge*, *Entzündung der Organe des Rachens*, *des Schlundes und der Speiseröhre*, *nebst den Fehlern dieser Theile*, *Entzündung und andere Krankheiten der Speicheldrüsen*, *Speichelfluss*, *Schwämmchen*, *Mundfäule*, *erschwertes*, *verhindertes Schlingen* und das *Wiederkäuen der Menschen*. Hier erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Die *Odontitis infantum* scheint der Vf. nicht anzunehmen, wenigstens erwähnt er sie nicht. Allerdings ist das Zahngeschäft ein Entwickelungsact, der als solcher nicht auch als pathologischer Act in Anspruch genommen werden kann. So wie aber jeder Evolutionsact zu einer Krankheit prädisponirt, deren Ausbildung nur noch ein äusseres Moment nothwendig hat, so verhält es sich auch hier. Es darf nur das zahnende Individuum einer nasskalten Witterung ausgesetzt seyn, so entwickelt sich die *Odontitis* leicht, daher sie auch im Spätherbste und Vorfrühlinge nicht selten ist. Mit ihr hat es als eigenthümliche Entzündung dasselbe Bewenden, wie mit *Hydrencephalus acutus*, *Croup*, *Angina gangraenosa*, *Aphthae gangraenosae*. Sie sind als Neurophlogosen von der reinen Phlogose physiologisch und anatomisch verschieden. Von den beiden letzten Formen handelt zwar der Vf. im Vorbeygehen, jedoch ohne sie gehörig zu würdigen. Eben so irrig theilt er den sogenannten Wasserkrebs der Mundfäule zu, der doch nichts Anderes ist, als gangränöse Aphthen, die nach der eigenen Tendenz aller Neurophlogosen sich in die Tiefe mehr erstrecken, während die Phlogose sich in der Breite auszudehnen geneigt ist, und die eigentliche Stomacace als scorbutischer Natur betrachtet werden muss. Die Aphthen, welche sich zu typhösen Leiden als Symptome aggregiren, sind noch mit aufgenommen, ohnerachtet sie von den idiopathischen verschieden sind. Endlich ist die *Dysphagia gonorrhoica* unberührt geblieben. Ueberhaupt sind in diesem Abschnitte manche Verwirrungen eingetreten.

Die *Krankheiten des Magens* sind im Ganzen recht gut gegeben. So *Gastritis*, *Vereiterung und Verschwärung des Magens*, *Magenerweichung* oder besser *Gastritis infantum*, auch eine der oben berührten Neurophlogosen, *Verhärtungen des Magens*, *andere Fehler* desselben, *krankhafte Veränderungen des Hungers und Durstes*, *Magenkrampf*, *Dyspepsie* (vortrefflich abgehandelt), *Erbrechen*, *Blutbrechen*. Nur der *Scirrhus ventriculi* ist zu oberflächlich betrachtet worden.

Nicht minder interessant ist der Abschnitt über *Krankheiten des Darmkanals*. Die *venösen Stockungen und Infarctus*, sowie die *Hämorrhoiden*, die *Enteritis*, die *organischen Veränderungen des Darmkanals*, *Eiterung*, *Verschwärung und Geschwüre* desselben, *Cruditäten in den ersten Wegen*, *fremde Körper und steinige Concremente im Darmkanale*, *Gifte* daselbst, *Helminthiasis*, *Gasanhäufung im Unterleibe*, *Kolik*, *Ruhr*, *Diarrhöe*, *Cholera*, *Verstopfung* — alle diese Capitel entsprechen allen billigen Anfoderungen. Das *Kothbrechen* (*Ileus*) dagegen hätte ausführlicher dargestellt werden sollen, indem die Diagnose, ob *Scirrhus* oder *Volvulus* oder Krampf zu Grunde liegt, gar nicht bestimmt ist. Die *Enterorrhagie* oder *Melaena* vermissen wir ganz, und eben so die Krankheiten des *Rectum*, als: dessen Entzündung (*Proctitis*), *Proctorrhagie* und *Proctostenosis*, welche letzte nicht fehlen sollte. Auch wäre das gastrische Fieber (*Enteropyra*) hieher zu stellen gewesen.

Krankheiten der Leber, *Gallenblase und Galle* sind häufig zu beobachten, verdienen aber auch besondere Aufmerksamkeit. Der Vf. hat sie ziemlich umständlich zusammengestellt. Zuerst ist von der *venösen Blutanhäufung*, *Stockung und Infarctus in der Leber* die Rede. Häufig liegt die allgemeine Abdominalplethora zu Grunde, die nicht bloss nach der Leber hin ihren Zug nimmt, sondern auch nach anderen Organen, als Magen, Milz, Nieren, Rectum u. s. w., wo sie dann immer als wahrer Proteus erscheint. Die *Hepatitis* ist wohl erwogen; ihre Ausgänge werden besonders in den Capiteln über *organische Veränderungen der Leber* und *Vereiterung und Verschwärung* in ihr abgehandelt; aber der in Wasserbildung, mehr der chronischen Form eigen, wird gar nicht genannt, obgleich interessante Fälle von Leberwassersucht bekannt sind, z. B. der von *W. Sachse* im Journal der Erfind. Th. und W. Bd 3 St. 10. 1795. Dahin gehören auch die Hydatiden, welche man noch öfter findet, als die eigentliche Leberwassersucht. Einige kurze Andeutungen werden unten bey *Ascites* gefunden. Noch vermissen wir die Hepatalgie. Kurz zusammengefasst sind die *Krankheiten der Gallenwege*. *Polycholie*, *Gallenmangel*, *schlechte Beschaffenheit der Galle*, *Gallensteine*, *verhinderte Ausleerung der Galle*, und *Icterus* bilden die folgenden belehrenden Capitel.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

MEDICIN.

Heidelberg, b. Mohr: *Das System der Medicin im Umrisse* dargestellt u. s. w. von Dr. *Friedr. August Benjamin Puchelt* u. s. w. Erster und zweyter Band.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Bey den *Krankheiten der Milz* stehen: *venöse Stockungen in der Milz, Splenitis, Hypertrophie, Erweichung, Vereiterung und andere organische Veränderungen der Milz*, und *Krankheiten des Pancreas* sind *Pancreatitis* und *örtliche Fehler des Pancreas* und *Phthisis pancreatica*, welche ebenso, wie die Pathologie der Milz, befriedigen.

Wir finden noch in diesem Bande die *Krankheiten des Peritoneums, der Netze, des Mesenteriums und der meseraischen Drüsen* und zum Schlusse die *Fieber mit Unterleibsleiden*. Bey der *Entzündung der serösen Haut* fällt uns die Identificirung der *Peritonitis acuta* und *puerperalis* auf, die irrig ist, indem Verlauf, Ausgänge und Behandlung letzte hinreichend als eigene Form charakterisiren. Die *organischen Veränderungen* in derselben sind kurz angeführt. Die Lehre vom *Hydrops Ascites*, wie sie hier steht, bedarf einer gänzlichen Umarbeitung. Da sich der Vf. gar nicht über die Aetiologie verbreitet, so sind auch die Arten nicht pathologisch unterschieden, und die anatomische Differenz, die angegeben wird, reicht nicht hin, um eine passende Therapie zu bilden. Anders muss wohl *Ascites* nach acuten Exanthemen, anders der nach Krätze, der gewöhnliche chronische und der nach Gicht u. s. f. betrachtet und behandelt werden. Die Arten wären demnach genau zu bestimmen gewesen, da die Therapie wechselt, und es nicht einerley ist, welche *Antihydropica* bey einer oder der anderen in Anwendung kommen. Ein allgemeines Krankheitsbild ist darum nicht genügend. Die *Krankheiten der meseraischen Drüsen* gewähren einen richtigeren Ueberblick.

Unter den Fiebern betrachten wir vorerst das *Saburral-, venös-gastrische, Schleim-* und *Gallen-Fieber*. Der Vf. scheint gerade hier, wo Vereinfachung der Pathologie Noth thut, sich im Specialisiren zu gefallen, das, wie wir bisher öfter gesehen, da, wo es an seinem Platze ist, vermieden wird. Gehen wir zuerst auf den Sitz aller der genannten Fieberformen ein, so ist es immer derselbe, nämlich die Schleimhaut des *Tractus intestinalis*. Die ätiologischen Momente sind für das Saburralfieber Unreinigkeiten im Darmkanal verschiedener Art, welche nothwendig die normale Thätigkeit der Darmmucosa alieniren; beym venös-gastrischen bewirken venöse Congestionen, gleichviel wodurch sie bedingt werden, dasselbe; beym Schleimfieber thut diess die Schleimansammlung, gleichfalls als Entfremdetes für den Organismus einwirkend, erzeugt durch schlechte Nahrung, katarrhöse Luftconstitution und dergl.; und beym Gallenfieber muss die abnorm erhöhte Thätigkeit der Leber in Bezug auf ihr Verhältniss zum Dauungskanale, auch gleichviel was sie erhöhen mag, beschuldigt werden. Fassen wir nun diese summarisch genannten ätiologischen Momente zusammen, so afficiren alle die *Mucosa* auf gleiche Weise, welche sich nur in den Phänomenen verschieden äussert, im Ganzen aber und in der Hauptsache von Einem Grundleiden ergriffen ist, nur modificirt durch ätiologische Variationen, nicht aber in verschiedene generalisirt. Kommen nun die verschiedenen Einflüsse noch hinzu, welche die verschiedenen Fiebercharaktere erzeugen, den Erethismus, Synocha, Torpor: so ist bloss der Verlauf der Aenderung unterworfen, und demnach auch die Prognose; und treten Momente auf, welche endemisch oder epidemisch sind, so erscheint auch das Leiden nicht bloss sporadisch, sondern auch endemisch und epidemisch; und wie fast alle Epidemieen sich zum Contagium steigern können, wenn nicht schon ein Miasma ihnen zu Grunde liegt, so kann auch die in Rede stehende Grundform contagiös werden. Dass aber die Behandlung im Einzelnen verschieden ist, dieses kann nicht auch die Idee der Verschiedenheit des Krankheitsgenus rechtfertigen, weil die Causalindication eben so mannichfach ist, als die Ursachen selbst: was in der Therapie sowohl, als in der Pathologie, Beachtung verdient. Wollen wir ferner die Natur der Krankheit bestimmen, so ist sie nach ihren physiologischen und anatomischen Merkmalen ein Katarrh, der bloss Schleimhäute zum Sitze wählt, aber bey der Verschiedenheit derselben auch je nach den Organen, in denen er sich festgesetzt, seine Eigenhei-

ten haben muſs, wie überhaupt jeder ſpecifiſche Krankheitsproceſs nach den Organen, die er befällt, modificirt wird durch die phyſiologiſchen Eigenheiten derſelben. Was wir bisher angegeben, findet faſt bey allen Gliedern der Katarrhfamilie Anwendung und Nachweiſung. So kommen wir aus dem pathologiſchen Labyrinthe heraus, das uns keinen feſten Anhaltspunct gewähren kann; daher es dem Vf. auch nachzuſehen iſt, daſs er mit dem Schleimfieber torpiden Charakters den oben erwähnten Abdominaltyphus vermengte.

Ueber das *gelbe Fieber* wird das Nöthigſte geſagt; es iſt eigentlich der Typhus der Tropen. Das *Wechſelfieber* wird ausführlich und vollkommen genügend abgehandelt.

Muſsten wir in dieſer Schrift auch einige Mängel berühren, ſo fanden wir doch das Gehaltreiche in ſo groſser Menge, daſs jene bey Weitem dadurch überwogen werden. Mit Sehnſucht erwarten wir den folgenden Band, der das Ganze ſchlieſsen wird, und wünſchen, daſs er den bisherigen an Gehalt gleichkommen, jedoch aber auch, daſs der Vf. die Krankheitsarten beſſer ausführen möge.

Der Verleger hat ſein Mögliches für Ausſtattung dieſes Werkes beygetragen: Druck und Papier ſind vortrefflich.

Fs.

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Der Tripper in allen ſeinen Formen, und in allen ſeinen Folgen.* Von Dr. *Eiſenmann.* Erſter Band. *Der Tripper in allen ſeinen Formen.* XII u. 348 S. Zweyter Band. *Der Tripper in allen ſeinen Folgen.* VIII u. 400 S. 1830. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es iſt erfreulich, einzelne Krankheitsproceſſe nach allen ihren Verzweigungen verfolgt zu ſehen, weil auf dieſem Wege allein eine tüchtige Pathologie erreicht werden kann, welche, da ſie zur richtigen Erkenntniſs der verſchiedenen Krankheitsproceſſe führt, mehr in der Heilkunde auszurichten im Stande iſt, als die Aufſtellung der ſchroff abgegrenzten Krankheitsformen. Von dieſem Geſichtspuncte aus hat der Vf. dieſer Schrift ſeinen Plan entworfen, dem er auch treu gefolgt iſt. Welche Literatur ihm zu Gebote ſtand, erſehen wir aus dem vorangeſchickten, zwey Bogen ſtarken Verzeichniſſe, die gewiſs als erſchöpft betrachtet werden kann. Die dann folgende Einleitung enthält ächt naturhiſtoriſche Bemerkungen über die Contagiennatur im Allgemeinen, welche auch ſpecielle Anwendung auf die Natur des Trippercontagiums finden. Was die Geſchichte des Trippers betrifft, ſo ſind vorzüglich drey Momente in Betracht zu ziehen, nämlich die Zeit ſeiner Entſtehung, ſein Verhältniſs zur Syphilis und die Meinungsdifferenz rückſichtlich ſeiner Natur und ſeines urſprünglichen Sitzes. Daſs die Identität, welche man ſo lange zwiſchen Syphilis und Tripper annehmen wollte, nichtig ſey, iſt hiſtoriſch zur Genüge bewieſen, indem der Tripper ſchon das auserwählte Volk begrüſste, und gerade bey dem erſten Erſcheinen der *Lues* auf einige Zeit verſchwand, bis deren Vehemenz theils durch den cykliſchen Verlauf der Epidemie ſelbſt, theils vielleicht auch durch allmähliche Angewöhnung des menſchlichen Organismus ſelbſt, ſich gemindert haben mochte. Den Geſchichtsquellen hat der Vf. ſehr nachgeſpürt, und ſie mit Scharfſinn zu benutzen gewuſst, daher auch dieſer Abſchnitt allen Anfoderungen entſpricht.

Wir kommen nun zu der Noſologie des Trippers ſelbſt, die, wie gewöhnlich in ſolchen Monographieen, mit der Synonymik anfängt, und dann zur Eintheilung übergeht, unter welche hier alles gebracht wird, was nur einem Tripper gleich ſehen könnte, bis zuletzt die Reihe an den wahren (*Gonorrhoea virulenta*) kommt, von dem es ſich eigentlich handelt, und der durch ein eigenthümliches Contagium als occaſionelle Urſache erzeugt wird. Die urſprünglichen Träger deſſelben ſind der Urethral- und Vaginal-Schleim, deſſen phyſiſche Merkmale kaum von denen des normalen verſchieden ſind. Anders verhält es ſich mit den chemiſchen, worüber zuerſt die befriedigendſten Nachweiſungen gegeben zu haben dem Vf. als beſonderes Verdienſt angerechnet werden muſs, indem die zahlreichen Verſuche, welche er bey ſeiner ausgebreiteten Tripperpraxis angeſtellt hat, bis zur Evidenz dargethan haben, daſs alle durch Tripperproceſs bedingten krankhaften Abſonderungen kaliniſcher Natur ſind — alſo gerade das Gegentheil von den früheren Annahmen, nach denen Tripperſchleim ſauer reagiren ſollte. Daſs dieſer Chemismus freylich eine gradweiſe Verſchiedenheit beobachten läſst, iſt eine Thatſache bey allen Contagien; und dieſs bezieht ſich gleichfalls auf deſſen Dynamismus, welcher ſeine Lebensdauer bedingt, kraft welcher auch der Tripper in der Reihe der Contagienglieder der Uebergang von den acuten zu den chroniſchen, wie *Syphilis*, *Pſora*, bildet, folglich ein Mittelglied iſt. In dieſem Geiſte der Unterſuchung fährt der Vf. fort; er ſucht die dem Leben des Trippercontagiums feindlichen und günſtigen Momente auf; beſtimmt den menſchlichen Organismus als den einzigen Boden; auf dem das Contagium wurzelt, und dynamiſch wirkt, während es auf andere Organismen nur chemiſch ſich verhalten kann, und giebt als ſpeciellen Keimboden die Genital-, Maſtdarm- und Naſen-Schleimhaut, wie auch die Conjunctiva des Auges, an. Was die geographiſche Verbreitung des Contagiums betrifft, ſo iſt bekanntlich das ganze Erdenrund ſeinem Aufkommen günſtig; nur daſs die klimatiſchen Differenzen auch Intenſitätsdifferenzen geſtatten.

Dann folgen höchſt intereſſante Bemerkungen über die Geneſis des Contagiums, von der auch eine genuine angenommen und praktiſch nachgewieſen wird, und über deſſen Verhältniſs zur Syphilis, wobey die Selbſtſtändigkeit des Tripperproceſſes vergleichend genau dargethan wird, ſowie auch deſſen von einigen An-

toren irrig angegebene Verwandtschaft zu den Skropheln und zum Aussatze, was gründlich widerlegt wird. Ferner steht jedes Contagium mit einem oder dem anderen in feindseligem Verhältnisse; und so auch der Tripper, worüber freylich die Erfahrungen bisher noch zu wenig sagen, als dass etwas Umfassendes anzuführen wäre. Mehr läst sich über seine Verbindung mit anderen nicht contagiösen Krankheiten, die besonders dem Einflusse des *Genius epidemicus* unterliegen, angeben, was auch der Vf. gethan hat, so dass wir hierüber, wie über die Verbreitungsweise des Contagiums (Ansteckungsweise), über den Zeitraum zwischen der Ansteckung und der Offenbarung, über das Keimen des Contagiums und den Sitz der Krankheit die befriedigendsten naturhistorischen Aufschlüsse erhalten.

Wir kommen nun zur Aeusserungsweise der Krankheit an der ursprünglichen Stelle, zur Symptomatologie und dem Verlaufe, der nach dem Geschlechte speciell beym Manne wie beym Weibe nach dem vorherrschenden erethischen, synochalen oder erysipelatösen Charakter betrachtet wird. Dabey kommt auch der schwarze und der Eichel-Tripper besonders zur Sprache. Ueber den sogenannten schwarzen Tripper fand der Vf. trotz alles Nachforschens keine genügenden Thatsachen; sein Ueberhandnehmen fiel immer nur in Kriegszeiten, wo er zu einem hohen Grade von Bösartigkeit dadurch gesteigert seyn mochte, dass klimatisch sich einander ganz entgegengesetzte Völker mit einander in Berührung kamen, ein Umstand, der überhaupt fast bey allen Krankheiten grossen Einfluss hat. Dauer, Ausgänge, Diagnose und Prognose des Trippers sind erschöpfend erörtert. Die Behandlung ist sowohl historisch, als rationell empirisch nach den verschiedenen Indicationen der Ursache, Krankheit, Krise und Symptome vollständig durchgeführt, und beweist besonders die Originalität des Vfs., erprobt in einer langen Reihe von Erfahrungen.

Ferner kann sich der Tripper durch unmittelbare Uebertragung des Tripperschleims auf andere Organe verbreiten; daher werden diese Formen hier einzeln abgehandelt. Sie sind der Augentripper bey Erwachsenen und bey Neugebornen, der Nasen- und Mastdarm-Tripper, welche gleich vollständig gegeben sind, wie der vorige und die nachfolgenden Abschnitte, die den chronischen Tripper, das Trippergeschwür und den Nachtripper pathologisch-therapeutisch darstellen.

Der *zweyte Band* steht dem ersten an Vollständigkeit und Gediegenheit nicht nach. Der Literatur der Folgekrankheiten und der Harnröhrenverengerung insbesondere folgen einige allgemeine Erklärungen über die Entstehungsweise und den Unterschied der Metastase und Seuchefolgen. Wir haben demnach hier Trippermetastasen und -Tripperseuche. Die allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Trippermetastasen läst nichts zu wünschen übrig. Der Vf. hat sie anatomisch geordnet. Sie sind: Metastasen auf das Nervensystem, auf das Gefässsystem; die Schleimhäute; des Mastdarms, der Lungen, die *Ophthalmia gonorrhoica metastatica*, Nasen-, Ohren-Tripper; auf die serösen Häute; auf die fibrösen Häute und Gebilde, *Cystitis gonorrh.*, gonorrh. Gelenkentzündung, *Meningitis gonorrh.*; auf Drüsen, *Orchitis*, *Prostatitis*, metastatische Bubonen, Entzündung der Cooper'schen Drüsen und *Adenitis gonorrhoica*. Wir finden unter diesen mehrere Formen, welche schon im ersten Bande abgehandelt wurden. Dort entstanden sie aber durch unmittelbare Berührung der Theile mit dem Tripperschleime und hier durch Metastase, was im Verlaufe und der Behandlung eine, mitunter bedeutende Abänderung macht. Dass diese Metastasen im Ganzen häufiger vorkommen, als die Aerzte gewöhnlich glauben, bezweifeln wir nicht, und nur Unkunde des Krankheitsprocesses ist Ursache, dass sie so häufig übersehen werden. Besonders mag ihnen der erysipelatöse *Genius epidemicus* günstig seyn, der zur Wandelbarkeit vorzüglich prädisponirt, wenn die bestimmten occasionellen Momente hinzutreten, wie diess überhaupt die Erysipelaceen gerne thun. Doch ist auch der rein synochale nicht ganz schuldfrey, zumal wenn der Tripper, auf einen kleinen Raum beschränkt, sich vermöge seiner Vehemenz nicht gehörig ausbreiten kann, oder durch zweckwidrige Behandlung in seinem normalen Verlaufe gestört wird, und so seinen cyklischen Verlauf, wie es seine Natur fodert, nicht vollenden kann. — Weit mehr noch, als die Metastasen, werden die Seucheformen übersehen, die Harnröhrenstrictur als solche allein ausgenommen. Der Vf. theilt die Seuche in erworbene, angeborne, durch Ansteckung bey der Geburt erzeugt, und ererbte, durch den Zeugungsact von gonorrhoischen Eltern bedingt. Die erworbene Tripperseuche kommt bey Erwachsenen vor, und ist entweder wandelbar oder fix. Die einzelnen Erscheinungen der ersten sind, nachdem sie im Allgemeinen näher bestimmt wurde, die Tripperflechten; das Trippergeschwür auf der Genitalmucosa, Oberhaut, den Schleimhäuten, der *Prostata* und im *Uterus*, *Scirrhus* und *Carcinom* der *Prostata*, des Uterus, Geschwüre in den übrigen Eingeweiden; Knochenbrand, Trippergicht; Tripperneurosen mit krankhaft gesteigerter Irritabilität, mit krankhaft gesteigerter Sensibilität, als *Neuralgia cerebralis*, *facialis*, *coeliaca*, *genitalium* und *extremitatum*; mit krankhaft verminderter Sensibilität (Paralysen), als *Amaurosis*, *Cophosis*, und Paralyse der Bewegungsnerven. Zur fixen Tripperseuche gehören die Verengerungen (Stenosen) in der Harnröhre, die sehr vollständig abgehandelt sind, im Kehlkopf, der Luftröhre, dem Schlunde, dem Mastdarm, eine Art *Ileus* (*Enterostenosis scirrhosa*) und im Magen (*Gastrostenosis*), wozu noch als zweyte Gattung die Trippertuberkeln gerechnet werden. Die angeborne und ererbte Tripperseuche, sowie die Tripperresiduen, beschliessen diese interessante Schrift, welcher in der neuesten Literatur über Pathologie kaum eine andere an die Seite gestellt werden kann. Patho-

logie und Therapie sind bey jeder Form gleich gut behandelt.

Nur dadurch, dass einzelne Krankheitsprocesse als ein abgeschlossenes Ganzes im kranken Leben des Organismus aufgefasst und in allen ihren Organisationsplanen, so zu sagen, verfolgt und belauscht werden, wird die Pathologie wahrhaft gefördert, und jeder Versuch dieser Art bringt der Wissenschaft weit grösseren Nutzen, als alle abgerissenen einzelnen Krankheitsformen, wenn sie auch noch so gut gezeichnet sind. Sie bleiben immer nur naturhistorische Fragmente, und können als solche die Diagnose nur verwirren, und die Pathogenie nur mehr und mehr in Dunkel hüllen. Der wahre Weg ist die Auffassung eines Krankheitsprocesses als Totalität, woraus sich seine Parzellen als Krankheitsformen leicht von selbst ergeben. Und dadurch wird die Therapie unendlich erleichtert, indem sie eine feste rationelle Basis gewinnt. Von solchen Ansichten geleitet, hat unser Vf. wirklich Grosses geleistet. Und wollte man ihm vielleicht mit dem Vorwurfe begegnen, dass er fast die ganze specielle Pathologie gonorrhoisch gemacht habe, so wird sein Verfahren, ausser dem schon Gesagten, auch dadurch gerechtfertigt, dass mit der gewöhnlichen Angabe der ätiologischen Momente bey den einzelnen Krankheitsformen die Krankheitsprocesse nie in ihrer Natur ergründet werden können, und dass hiedurch auch nie eine specielle Therapie im eigentlichen Sinne des Wortes festgestellt wird, indem solche Bruchstücke nur allgemein sind. Wollten diese aber auch die einzelnen Species und Varietäten einer Form in pathologischer und therapeutischer Beziehung zusammenfassen, so würden wir weiter nichts als Aphorismen gewinnen, mit denen eine rationelle Medicin, wie sie unsere Zeit erstrebt, sich nie begnügen kann.

Btfs.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Nauck: *Befördert die Aufklärung Revolutionen?* Eine Abhandlung, herausgegeben von *Franz Joseph Adolph Schneidawind*, Professor am k. baier. Lyceum u. s. w. 1831. 36 S. 8. (4 gr.)

Soll ein neuer Abdruck aus einer Zeitschrift am Schlusse des vorigen Jahrhunderts seyn. Aufgeklärte Männer haben freylich bisweilen Revolutionen gebilligt, darum ist aber die Aufklärung keine Ursache des Revolutionsfiebers. Der Enthusiasmus jener Männer war oft sehr unbesonnen, und ihre Stimme die Stimme des einzelnen, oft sich irrenden Privaten. Sehr lange wird sich jeder rechtliche Mann bedenken, ehe er eine Revolution durch Wort und That begünstigt, veranlasst und befördert. Er wird wünschen, dass die Menschen besser und weiser und dadurch leichter mit ihrem Loose zufrieden gestellt werden. Die Aufklärung verhindert vielmehr Revolutionen, weil sie die Menschen mit den häufigen unheilvollen Folgen derselben bekannt macht.

Der Inhalt verräth, dass diese Schrift zuerst erschien, als *Eulogius Schneider* und Cons. in Mainz nach der französischen Revolution so vielen Unfug trieben.

X.

Leipzig, b. Hartmann: *Die Beichte*, von *Johann Julius Janin*, Verfasser des todten Esels und der guillotinirten Frau. 1830. XX u. 179 S. 8. (21 gr.)

Anatolus, der Held dieser Novelle, tritt in jedem der 46 Capitel in andere Verhältnisse mit anderen Personen, und diese Personen betragen sich, wie sich jetzt in Frankreich Personen ihres Standes zu betragen pflegen. Rec. glaubt, diess das eine Satire auf die Sitten des neueren Frankreichs seyn soll, zweifelt aber sehr, dass diese Uebertragung in den deutschen Lesegesellschaften viele Leser finden wird. Das Buch soll die Geschichte der eintönigen Gleichgültigkeit unseres Jahrhunderts gegen gewisse ehedem sehr poetische Gedanken, die jetzt niemand von Neuem aufnehmen mag, ausmalen.

X.

GESCHICHTE.

Berlin, in d. Vereinsbuchhandlung: *Frankreich und die letzten Bourbonen.* Uebersicht der Vorfälle in Frankreich von 1814 bis 1830. Von *Theodor Mügge*. 1830. 154 S. 8.

Wenig Neues findet Rec. in dieser Schrift, aber der Stil ist klar, und die historischen Belege sind angehängt Der Vortrag ist im liberalen Geiste und wider die verbündete französische Hierarchie und Aristokratie. Hr. *v. Chateaubriand* wird etwas gegeisselt, und S. 51 der Witz erzählt, dass die humoristischen Pariser folgende Beynamen ihren letzten Königen der vom Thron entfernten Dynastie gaben:

Louis XVI, sans tête.
Louis XVIII, sans pieds.
Charles X, sans coeur.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 1.

MATHEMATIK.

1) Halle, b. Gebauer: Εὐκλείδου στοιχείων βιβλία ἐξ πρῶτον σὺν ἑνδεκάτῳ καὶ δωδεκάτῳ. Textum e *Peyrardi* rec. in usum Gymnas. ed. Glossarioque in hos octo libros instruxit D. *J. G. C. Neide.* 1825. 292 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Berlin, b. Trautwein, u. Paris u. London, b. Treuttel u. Würz: Εὐκλείδου στοιχεῖα, ex opt. libris in usum tironum graece edita ab *E. F. August.* Pars prima, quae priores novem elementorum libros continet cum quatuor appendicibus et sex tabulis lithographicis. 1826. 309 S. — Pars secunda, quae decimum et sequentes continet elementorum libr. cum tribus appendicibus et sex tabulis lithographicis. 1829. 394 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

3) Mainz, b. Kupferberg: *Die geometrischen Bücher der Elemente des Euklides*, als Leitfaden zum Unterrichte in der Elementar-Geometrie, mit vielen Anmerkungen herausgegeben von *J. J. J. Hoffmann.* Mit 16 Steintafeln. 1829. 416 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Rec. ist des Glaubens, dass, wenn der Anfang des geometrischen Unterrichts mit den Elementen des Euklides gemacht werden soll, diess nur bey Erwachsenen geschehen dürfe, so wie auch Euklides selbst sicherlich wohl nur an gereifte Leser gedacht hat; dass hingegen, wenn man das Buch für jüngere Leute brauchen will, diess nur nach einer tüchtigen Vorbereitung in der Formen- und Constructions-Lehre und neben einem gründlichen Unterricht in der Arithmetik geschehen könne. Die Elemente wären dann etwa der dritte Cursus in der Geometrie, und gehörten, wo nicht der höchsten, doch der nächst vorausgegangenen Classe der Gymnasien an. Und auch hier muss wohl die Localität entscheiden, ob der griechische Text oder die Uebersetzung vorzuziehen ist. Für diejenigen, welche das Erste vorziehen, sind in No. 1 und 2 der angezeigten Werke brauchbare Hülfsmittel erschienen, über deren Eigenthümlichkeiten wir unsere Leser zu unterrichten suchen wollen.

No. 1 ist zwar schon vor längerer Zeit erschienen, und auch in unserer A. L. Z. bereits 1826. No. 35 von einem anderen Mitarbeiter beurtheilt worden; dennoch wird es nicht unzweckmässig seyn, jetzt dieses Werk mit zwey ähnlichen in Verbindung zu bringen. Schon der Titel und die Auswahl der acht leichtesten Bücher aus Euklides beweist, dass Hr. *Neide* seine Ausgabe ausdrücklich für Gymnasien bestimmt habe; unbedenklich konnte er also dem Text eines Kritikers wie *Peyrard* folgen, ohne sich selbst in irgend eine desfallsige Prüfung einzulassen. Es war genug, Jünglingen den Text um einen mässigen Preis, correct, in einer anschaulichen Form, nebst einem Hülfsmittel zum Uebersetzen, welches die gewöhnlichen Lexika nicht darboten, in die Hände zu liefern, und diese Aufgabe hat Hr. *N.* befriedigend gelöst. Die Ausgabe ist wirklich eine correcte, der Druck sehr deutlich und anständig, die Figuren, welche aus zwischen den Text eingeschobenen Holzschnitten bestehen, sind sehr wohl gerathen. Vielleicht hat diese Art der Figuren den Preis des Buchs etwas erhöht, welcher bey Anwendung von Steindruck-Tafeln gewiss billiger hätte ausfallen müssen. Allein Rec. findet es dennoch in einem Schulbuche angemessener, nach alter Weise Figur und Satz unmittelbar zusammenzustellen, und durch die Nähe die Versinnlichung zu unterstützen, als ein leicht zerreissbares, vielfach gefaltetes, mit Zeichnungen übersäetes Blatt anzuheften. Nur muss da, wo der Text sich auf beide Seiten des nämlichen Blattes vertheilt, die Figur wiederholt werden. Diess ist in der vorliegenden Aufgabe nicht beobachtet worden, wohl aus einer allzu grossen Sparsamkeit.

Ob das angehängte Glossarium nicht zweckmässiger die Bedeutungen deutsch als lateinisch angegeben hätte, möchte kaum zweifelhaft seyn. Warum will man doch den Schüler zu einem Umwege durch das lateinische Lexikon nöthigen? Unsere deutsche Sprache ist leider so arm und unbehülflich in der mathematischen Terminologie, dass man Ursache hat, dem Lernenden mit allen Kräften zu Hülfe zu kommen, wenn er nicht mit der Bezeichnung einen Widerwillen gegen die Sache einsaugen soll. Dieser Widerwille kann durch lateinische Namen, wo man deutsche erwartete, nur vermehrt werden. Freylich hat Hr. *N.* hie und da die deutsche Benennung neben die lateinische gesetzt, aber nur selten. Und ist diese Inconsequenz nicht zugleich ein Anerkenntniss der Unzweckmässigkeit des ganzen Verzeichnisses? Doch auch in Hinsicht der Vollständigkeit lässt sich seinem Glossarium kein sonderliches Lob beylegen. Könnten wir es billigen, dass die leichteren,

insbesondere die kleinen Wörtchen (Partikeln), deren Gebrauch doch gemeiniglich eine schwache Seite der Anfänger ist, ausgelassen sind, so müssten wir doch wenigstens in Substantiven, Adjectiven und Verben eine absolute Vollständigkeit verlangen. Dass weder das Eine noch das Andere geleistet worden, werden folgende Auslassungen beweisen. ἀλλά, ἀλλήλων, ἄλλως; ἀνθυφαιρέω, ἀποζεύγνυμι, ἀριθμός, γίγνομαι, γεγονὸς ἂν εἴη τὸ ἐπιταχθέν, δεῖξις, δηλαδή, δηποτοῦν, διαλείπω etc. Sonst wird allerdings das Wörterverzeichniss eine bedeutende Erleichterung für die Lernenden seyn, und die Ausgabe des Hn. *N.* verdient recht viele Freunde unter Lehrern und Schülern der Gymnasien zu finden.

Der Titel von No. 2 scheint auf eine ähnliche Ausgabe hinzudeuten. Wer indessen den Umfang und Preis mit der gewöhnlichen Armuth der Schüler zusammenhält, dem kann es wohl nicht zweifelhaft seyn, dass höchstens junge Engländer unter den auf den Titel genannten *Tironibus* zu verstehen seyen. Diesen zu Gefallen mag das schöne, feine Papier und die eleganten Lettern angewandt worden seyn. Allein mag die Ausgabe bestimmt seyn, für wen sie will, das Lob der vorzüglichsten deutschen Ausgabe der *Elemente* wird ihr schwerlich Jemand streitig machen. Diess zu beweisen, darf man sich nur wenig in dem Buche umsehen, und nur die Vollständigkeit und Correctheit betrachten. Was die erste betrifft, so ist es bekannt genug, dass bisher überhaupt nur drey vollständige Ausgaben des griechischen Textes der Elemente existirten, und dass von diesen die *Hervagische* und *Oxforder* selten, die *Peyrardische* aber wegen ihres hohen Preises nur Wenigen zugänglich war. *Hauber* und *Camerer* haben zwar eine Ausgabe begonnen, aber nach einem so weitläuftigen Plan und mit so langsamen Fortschritten, dass für jetzt noch keine Vergleichung zwischen ihrer Arbeit und der des Hn. Prof. *August* Statt finden kann. Und in der That, was soll die lateinische Uebersetzung für Gelehrte und Ungelehrte? Der Gelehrte bedarf ihrer nicht, und der Ungelehrte zieht immer die deutsche Uebersetzung vor. Hr. *A.* ging von dem ganz richtigen Grundsatz aus, dass der bey Weitem grössere Theil aller Leser sich an einem Ballast von Paraphrasen und Anmerkungen nur ärgern werde, und dass ein wohl corrigirter Text mit einigen Excursen das nächste Bedürfniss eines jeden Freundes der altgriechischen Geometrie sey. Wir finden desshalb zunächst eine sehr sorgfältige, an vielen Stellen von *Peyrard* abweichende Revision des Textes, wozu der Vf. drey nicht unwichtige Manuscripte aus der Münchener Bibliothek benutzte. Rec. ist nicht im Stande, über den äusseren Werth dieser Manuscripte zu urtheilen; allein das kann er versichern, dass die Aenderungen des Hn. *A.* durchaus der Deutlichkeit und Consequenz des Schriftstellers förderlich gewesen sind. So kann man es nur für eine im Interesse der Euklidischen Logik liegende Veränderung halten, wenn gleich von den Definitionen des ersten Buchs die 19 (Τμῆμα κύκλου δέ ἐστι τὸ περιεχόμενον σχῆμα, ὑπό τε εὐθείας καὶ κύκλου περιφερείας, ἢ μείζονος ἢ ἐλάσσονος ἡμικυκλίου), wovon sich in diesem Buche auch nicht der geringste Gebrauch findet, und welche zu Anfang des 3ten Buches wörtlich wiederholt wird, gestrichen, und an ihre Stelle auf *Proclus* Andeutung, obwohl gegen die Autorität der Handschriften, folgende gesetzt ist: κέντρον δὲ τοῦ ἡμικυκλίου τὸ αὐτό, ὃ καὶ τοῦ κύκλου ἐστί. Rec. glaubt um so unbedenklicher dieser Correctur Beyfall geben zu müssen, da sich von Euklid keine Ungenauigkeit der Art erwarten lässt, dass er eine keinesweges von selbst verständliche Definition als bekannt voraussetzen sollte, während er unbedeutende wie die 21 und 22 doch nicht zu übergehen wagt. — In Hinsicht der Weglassung des Artikels in der 25 Definition müssen wir uns wundern, dass Hr. *A.* der Erste gewesen ist, dem die Unschicklichkeit desselben auffiel. Sollte Euklid wirklich τὸ δύο μόνον ἔχον geschrieben haben, so wäre diess bloss ein Beweis mehr, dass die alten Geometer, wie die neuen, in der Regel schlechte Sprachkenner waren. — Gegen die Anordnung der αἰτήματα und κοιναὶ ἔννοιαι sträubt sich die deutsche Logik zwar gewaltig, allein Rec. wenigstens ist durch Hn. *A.* vollkommen überzeugt worden, dass die drey Sätze: „Rechte Winkel sind einander gleich. Wenn eine Gerade zwey andere Gerade durchschneidet, und die inneren Winkel auf der gleichnamigen Seite der ersten kleiner sind als zwey Rechte, so stossen die beiden ins Unendliche verlängerten Geraden auf der Seite zusammen, wo die Winkel unter 2 R. sind. Zwey Gerade umschliessen keinen Raum," — zu den Postulaten, nicht zu den Axiomen gerechnet werden müssen. Dafür spricht erstens das Ansehen der Handschriften, da die Abweichung, welche *Gregory* in denselben bemerkt haben will, nirgends nachgewiesen werden kann. Zweytens die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv, welche in den Postulaten unausgesetzt angewandt wird, wofür in den Axiomen die directe Construction steht. Nur durch eine Ellipse, die der geometrischen Genauigkeit zuwider wäre, liesse sich das Versetzen dieser Sätze unter die letzten rechtfertigen. Ferner lässt sich nachweisen, dass auch andere Mathematiker, z. B. Archimedes, das Wort αἰτήματα in dem Sinne genommen haben, dass es nicht nur eine leicht zu lösende Construction, sondern auch einen mit einer Construction verbundenen leichten Lehrsatz anzeigt. Ein leichter Lehrsatz dagegen, dessen Wahrheit sich nicht bloss auf geometrische Objecte erstreckt, und zu dessen Versinnlichung keine geometrische Construction erfoderlich ist, wird ein Axiom (allgemeiner Begriff) genannt. Demnach wären Postulate rein geometrischen, Axiome mathematisch-philosophischen Inhalts; beide aber sprechen so einfache theoretische oder praktische Wahrheiten aus, dass sie keines Beweises bedürfen. Schwierig wird aber immer eine genügende Uebersetzung des Wortes ᾐτήσθω bleiben. Vielleicht entspräche noch am ersten das Deutsche: „es wird vorausgesetzt," obgleich auch dieses einigermassen schielt.

Es würde zu weit führen, noch mehrere kritische Verbesserungen des Hn. *A.* aufzuzählen; dem Leser wird genügen, zu wissen, dass der Herausgeber mit vieler Umsicht zu Werke gegangen ist, und dass der

zweyte Band als Anhang ein vollständiges Verzeichniſs der Lesarten liefert. Eine noch gemeinnützigere Zugabe bilden die in *Appendix I* gelieferten *Demonstrationes alterae in editionibus Elementorum Euclidis hic illic adscriptae*. Es war aber gewiſs vortheilhafter, diese Einschiebsel der Erklärer in einem Anhang zu sammeln, als den ächten Text deſshalb zu unterbrechen, weil dieselben das Glück hatten, von manchen Abschreibern für wirklich Euklidisch gehalten zu werden. Daſs Euklid selbst für einen Satz mehrere Beweise aufgestellt habe, ist nicht wahrscheinlich, da sein Plan, eine Reihe von systematisch folgenden Sätzen zu liefern, um die Lehre von den regulären Körpern als Schluſsstein seines Gewölbes abzuhandeln, keine Abschweifung von irgend einer Art duldet.

Nächst diesem giebt uns Hr. *A.* als zweyten Anhang eine Stelle des Proclus: *De claris mathematicis Graecorum ante Euclidem et de vita et scriptis hujus Geometrae*, einen der wenigen zuverläſsigen Beyträge zu der Lebensbeschreibung des groſsen Geometers. Diese Lebensbeschreibung erhalten wir in dem dritten Anhang, und es ist wenigstens nicht des Herausgebers Schuld, wenn die Nachrichten für unsere Wiſsbegierde nicht befriedigend sind. Die Stelle des Valerius Maximus VIII. 12, wonach Plato dem Euklides oder seiner Wiſsenschaft den Rang vor sich oder der seinigen angewiesen haben soll, wird durch eine Anmerkung weitläuftig erörtert, und die Vermuthung als wahrscheinlich angenommen, daſs die Abkürzung *Eud. Cnid.* (*Eudoxus Cnidius*) für *Euclides* gelesen worden sey. Und in der That, wer Plutarchs Erzählung von der Erfindung des delischen Problems mit Aufmerksamkeit durchlieſt, der kann kaum zweifeln, daſs Plato vor einem Manne, der diese, fast nationale, Aufgabe löste, bescheiden zurücktrat, zumal wenn er vielleicht schon damals, als die Gesandten zu ihm kamen, Etwas von des Eudoxus glücklicher Lösung wuſste. Vielleicht hat sogar Valerius Maximus auf keine andere als die Plutarchische Stelle seine ungenaue Anekdote gestützt. — Der vierte Anhang handelt von den geometrischen Elementen, eine sehr lesenswerthe Abhandlung, welche zugleich, so weit dieſs möglich ist, eine Geschichte dieser Schrift mittheilt, und worin die Ursachen der vielfachen Verderbtheit des Textes befriedigend entwickelt werden.

In der Vorrede des *zweyten* Theiles zeigt Hr. *A.* dem Publicum an, daſs er sich nun entschlossen habe, auch die übrigen Schriften des groſsen Geometers in einem dritten abgesondert verkäuflichen Bande folgen zu laſsen, an welchen das versprochene Wörterverzeichniſs (das sich auch über Proclus Schriften erstrecken soll) angehängt werden solle. So wenig angenehm dieſs den Anfängern seyn kann, welche nun genöthigt sind, um das Wörterbuch zu besitzen, den ganzen Euklides zu kaufen, so dankenswerth wird es den Lehrern und überhaupt solchen Gelehrten erscheinen, denen keine groſse Bibliothek zu Gebote steht. Ebenso werden diese das früher gegebene Versprechen eines Commentars nicht leicht vergeſsen, und der Vollendung dieser Ausgabe ungeduldig entgegensehen.

Der Vf. von No. 3 ist ein fruchtbarer und erfahrener Schriftsteller, allein er scheint uns dieſsmal seinen Gegenstand nicht wohl gewählt zu haben. Nicht als ob eine Ueberſetzung der Elemente an sich etwas Unzweckmäſsiges wäre, aber die Schulen werden keine Verdeutschung begehren, und die Dilettanten haben die anerkannt gute und wohlfeilere Ueberſetzung von *Lorenz*, welche die vollständigen Elemente umfaſst. Selbst für diejenigen, denen es auf diese Vollständigkeit nicht ankommt, ist gesorgt durch mehr als Eine Verdeutschung der 6 ersten Bücher nebst dem 11 und 12, welche sämmtlich billiger zu kaufen sind, als die vorliegende. Die Weglaſsung des 5 Buches, welche Hr. *H.* in der Vorrede seiner Schrift als einen Vorzug anzusehen scheint, wird nicht allen Lesern in diesem Lichte erscheinen, wenn auch *Peyrard* eine Ueberſetzung von gleich beschränktem Umfang geliefert hat. Aber, sagt Hr. *H.*, „das fünfte Buch, welches die Lehre von (den?) Verhältniſsen und Proportionen enthält, konnte bey dieser neuen Ausgabe um so füglicher übergangen werden, als Euklides darin (3 bis 8 Erkl.) einen eigenen Begriff von den Verhältniſsen und Proportionen zum Grunde legt, worüber vielfach gestritten worden ist, und als die darauf folgenden geometrischen Bücher nur der Elementarlehren von Verhältniſsen und Proportionen bedürfen, welche in jedem guten Handbuche der Arithmetik befriedigend vorgetragen sind." Nun findet aber doch der Vf. für nöthig, in seinen Anmerkungen zum 6 Buch ein Aequivalent für das ausgefallene 5te zu geben; es muſs also doch nicht so leichthin und ohne bemerkbare Lücke herausgeworfen werden können. Was aber den Begriff von Verhältniſsen und Proportionen betrifft, so hat es mit dem Streit darüber nicht viel zu bedeuten; denn nur wenige Mathematiker haben es der Mühe werth geachtet, über solche Kleinlichkeiten zu streiten. Ein solches Hährchen-Spalten ist, mindestens gesagt, überflüſsig, und Rec. wünscht von Herzen, daſs das Verzeichniſs der Männer, die über die Parallelentheorie geschrieben haben, und deren Hr. *H.* nicht weniger als 55 in den Anmerkungen zu der gegenwärtigen Schrift anführt, nicht weiter anwachsen möge. Dieſs ist mathematische Scholastik, wo nicht gar Sophistik, und gehört am wenigsten in ein Werk für Anfänger. Euklides begründet seine Proportionslehre auf eine Art, wie sie besonders für die Geometrie geeignet ist; und wenn es ernstlich gemeint ist, was Hr. *H.* an einem anderen Orte der Vorrede sagt, daſs er für Anfänger schreiben wollte, so möchte wohl auch sehr zweifelhaft seyn, ob diese Anfänger nach einem guten Handbuche der Arithmetik befriedigend über den fraglichen Punct unterrichtet sind. Wenigstens reicht die gemeine Regel de tri dann nicht aus. Aber gesetzt, es sey wirklich ein Vorzug die-

ser Uebersetzung, dass zu der gewöhnlichen Abkürzung noch eine neue gekommen ist; gesetzt, es sey wahr, dass die hier gewählte Form der Darstellung ein *schickliches* (?) Mittel zwischen der wörtlichen Uebersetzung von *Hauff* und der sehr abgekürzten Ausgabe von *Lorenz* halte: so fragt sich vor Allem, was hat Hr. *H.* mit seinen bandfüllenden Anmerkungen bezweckt? Die Vorrede antwortet: „der Herausgeber habe sich bemüht, dasjenige in dieselben aufzunehmen, was nach vieljährigen Erfahrungen im öffentlichen Vortrage der Geometrie, durch Berichtigung, Erläuterung oder Erweiterung der Euklidischen Lehren, zweckmäsig zum gründlichen Unterrichte der Anfänger geschienen habe. Keine Erklärung, kein Postulat und Axiom, sowie kein Satz der geometrischen Bücher, ist ohne eine solche Anmerkung geblieben, welche nicht selten aus mehreren, und bisweilen aus vielen einzelnen Abschnitten besteht." Das Letzte ist nur allzu wahr. Wo Euklides sich einbildete, sich mit drey Worten verständlich machen zu können, da hat Hr. *H.* geglaubt, 3 Seiten anfüllen zu müssen. Was bleibt denn dem Lehrer zu thun, wenn das Lehrbuch Alles und Jedes mittheilt, was sich über einen Text nur irgend beybringen lässt? So sehr Rec. überzeugt ist, dass einzelne Stellen der Elemente einer Commentation bedürfen, für so überflüssig und ermüdend hält er eine solche Fluth von Anmerkungen, wie Hr. *H.* sie in mehr als 200 Seiten gross Octav hier ausgegossen hat. Es waren andere Verhältnisse, unter welchen und für welche Proclus, Clavius und Andere ihre Commentare schrieben; für unsere Schüler bedarf es Nichts als einen correcten Text, gleichviel ob deutschen oder griechischen und — einen guten Lehrer. Ein anderer Punct, worin wir mit Hn. *H.* nicht übereinstimmen können, ist seine ungemein oft wiederholte und mit Wichtigkeit verkündigte Distinction zwischen Wort- und Sach-Erklärung. Schon in der Vorrede bemerkt er: „Bey den Erklärungen ist vor Allem der wichtige Unterschied zwischen Sach- und Wort-Erklärungen berücksichtigt worden. Jene enthalten Behauptungen, welche erwiesen werden müssen, wenn sie wissenschaftlichen Werth haben sollen. Der Begriff, welchen sie darstellen, muss ächt geometrisch, d. h. vollkommen überzeugend construirt oder in der Anschauung dargestellt werden. So lange diess nicht geschehen ist, bleibt ein gegründeter Zweifel über die Realität des Gegenstandes, welcher erklärt werden soll. Wenn Euklides in der 30 Erklärung des 1 Buchs sagt: Unter den 4seitigen Figuren heisst jene ein Quadrat, welche gleichseitig und rechtwinklich ist, so bleibt dieses so lange eine blosse Worterklärung, d. h. eine blosse Angabe des Begriffs, welchen man mit dem Wort Quadrat verbindet, bis die wissenschaftliche Entstehung desselben gelehrt wird. Ehe dieses geschieht, darf man mit Recht an der Wirklichkeit dieser Figur zweifeln. Daher müssen alle Worterklärungen durch überzeugende Gründe in Sacherklärungen verwandelt werden. Euklides hat diesen Unterschied zwar nicht ausdrücklich bemerkt, und seine Erklärungen jedesmal an die Spitze jedes Buches gestellt; doch beweist er im Laufe der Sätze die wissenschaftliche Entstehung jener Objecte, deren Construction nicht für sich selber schon einleuchtend ist. — Dem Herausgeber hat es zweckmäsig geschienen, bey den meisten Erklärungen des Euklides hierauf aufmerksam zu machen, weil dieses zur gründlichen und fasslichen Einsicht in den wissenschaftlichen Zusammenhang seiner Lehren sehr förderlich ist."

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Deutschland*, b. Kyffhäuser: *Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier*, oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel Herrn v. St. Ehedem zusammen getragen durch den Hn. *E. v. H.*, jetzt aber zum Nutzen und zur Warnung für Jung und Alt von Neuem herausgegeben, commentirt und glossirt durch den Stachlichten, weiland der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Ehrenmitglied. Erster Theil. XIV u. 286 S. Zweyter Theil. 506 S. 1830. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Mag das Buch im J. 1738 bereits erschienen seyn oder nicht, die Fülle der eingestandenen Liederlichkeiten des Hn. *v. Elbenstadt* konnte ungedruckt bleiben. Auch hat kein Buchhändler auf dem Titelblatte seinen Namen vorgesetzt, noch hat sich der stachlichte Herausgeber genannt. Das Deutsche dieser Novelle ist modernisirt vom Anonymus. Keine deutsche Lesegesellschaft wird ein solches Buch den Lesekunden feil bieten, bey dem sich weder Verleger noch Herausgeber zu nennen wagten. Genug von dieser Zotensammlung!

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 1.

MATHEMATIK.

1) Halle, b. Gebauer: Εὐκλείδου στοιχείων βιβλία ἓξ πρότερα σὺν ἑνδεκάτῳ καὶ δωδεκάτῳ. Textum e *Peyrardi* rec. Gloss. instruxit D. *J. G. C. Neide* etc.

2) Berlin, b. Trautwein, u. Paris u. London, b. Treuttel u. Würz: Εὐκλείδου στοιχεῖα ex opt. libris in usum tironum graece edita ab *E. F. August.* Pars I et II etc.

3) Mainz, b. Kupferberg: *Die geometrischen Bücher der Elemente des Euklides* u. s. w., herausgegeben von *J. J. J. Hoffmann* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Rec. kann nicht anders als glauben, dass Hr. *H.* hier dem Begriff *Definition* eine Ausdehnung gegeben hat, welche die Sprache keinesweges kennt. Nicht Alles, was zur Verdeutlichung einer Sache dient, ist eine Definition derselben, und den Beweis für die Realität einer Vorstellung eine Sacherklärung zu nennen, ist auf jeden Fall mehr, als unsere Logiken zugestehen. *Klügel* in seinem mathematischen Wörterbuch sagt: „*Erklärung (definitio)*, mathematische, ist die deutliche Darstellung eines mathematischen Begriffs durch Worte mit Hinzufügung des Wortzeichens, welches für den Begriff unveränderlich gebraucht werden soll.“ Diese Erklärung weiss nichts von den Sacherklärungen, wie sie Hr. *H.* zu geben verspricht. Und in der That sind solche Definitionen nicht Lehrsätze, welche die Möglichkeit gewisser Constructionen aussprechen? Warum denn diese Definitionen nennen? Allerdings giebt es Real- und Verbal-Definitionen, auch genetische oder synthetische und analytische; allein der Unterschied liegt anderswo. Eine Verbaldefinition ist eine blosse Wortvertauschung, z. B. *Rhombus* heisst die Raute, *Geometrie* ist die Raumlehre, oder zugleich mit Berücksichtigung der Etymologie, z. B. ein *Viereck* ist eine Figur mit vier Ecken. Sie setzt voraus, dass der Hörer den Gegenstand der erklärenden Benennung hinreichend kenne. Die Real-Erklärung zählt dagegen die Merkmale auf, welche zur Unterscheidung des Definitums von anderen Gegenständen nöthig sind: z. B. das *Quadrat* ist das gleichseitige, rechtwinkliche Viereck. Dieselbe Definition *genetisch* würde lauten: Wenn man auf einer Seite einer Geraden unter rechten Winkeln zwey andere Gerade aufstellt, und mit der Länge zwischen den beiden Durchschnittspuncten die aufgestellten Geraden beide abschneidet, diese Linien aber verbindet, so entsteht ein Quadrat. Durch beide Erklärungen ist die nämliche Bestimmung gegeben. In der ersten aber wird verlangt, dass der Hörende eine Vorstellung von Vierecken aller Art, ferner von Gleichseitigkeit und Rechtwinklichkeit besitze, und im Stande sey, diese Vorstellungen zu einem Ganzen zu verbinden. In der zweyten soll er dagegen wissen, was eine Gerade, was deren Seite, was rechte Winkel u. s. w. sind; und diese einfachen Objecte soll er in der vorgeschriebenen Ordnung zu einer einzigen Vorstellung vereinigen. In dem ersten Fall wurde ihm das Bestehende, in dem anderen das Entstehende beschrieben; im ersten wird vorausgesetzt, dass er schon ähnliche Figuren gesehen, im anderen, dass er schon in der Construction der Einzelheiten geübt sey. Beiden Definitionen kann die Realität mangeln, der ersten, wenn widersprechende Merkmale vereinigt sind, der zweyten, wenn sie vereinigt werden sollen. Beweise für die Realität gehören nicht zur Definition. Aber allerdings soll ein wissenschaftliches Lehrgebäude sich nicht mit Definitionen begnügen, sondern auch nachweisen, dass die definirten Gegenstände existiren. Dass diess Euklides nicht versäumt hat, leugnet der Uebersetzer keinesweges; und so sieht denn Rec. nicht ein, warum er den Schülern des grossen Geometers dessen Definitionen verdächtigen will.

Uebrigens freut sich Rec., sagen zu können, dass die Sprache des Hn. *H.* leicht und klar, der Druck correct und die Zeichnungen anständig sind, und dass folglich für diejenigen, welche an den Anmerkungen keinen Anstoss nehmen, das Buch recht empfehlenswürdig ist. Vielleicht liesse sich selbst jetzt noch eine Trennung der beiden an Werth ungleichen Theile vornehmen, und der Text sich allein an die Schüler verkaufen, während der Lehrer immerhin den Commentar dazu nehmen möchte.

Ns.

Stuttgart, gedruckt b. Gebrüder Mäntler: *Geometrie.* Ein Leitfaden beym Unterricht in Realschulen. Von *Friedrich Kiesser*, Präceptor an der königl. Real-Anstalt in Stuttgart. I Theil.

Ebene Geometrie. 1827. XII u. 118 S. 8. Mit 8 Figurentafeln. (12 gr.)

Der Vf. hat, seinen Zweck im Auge behaltend, dies Werk nach seinen Kräften und in seiner Weise fleißig gearbeitet. Dessen Einführung ist auch in den würtembergischen Realschulen gestattet worden, und es wird innerhalb und ausserhalb dieses Kreises recht nützlich werden, wenn auch der Vf. sich weniger als Selbstdenker in der edleren Bedeutung des Wortes kund giebt.

Den ersten oder demonstrativen Theil des Buches trägt Hr. *K.* nach Euklidischer Art vor. Die Entwickelungsweise der Sätze weicht von der gewöhnlichen nicht ab; auch ihre Folge ist im Wesentlichen dieselbe, nur dass die Aufgaben sich nicht, wie bey Euklid, sogleich den einzelnen Sätzen, durch welche sie lösbar werden, anschliessen, sondern in besonderen Abschnitten zusammengestellt sind. Dieses Verfahren verdient Lob und Nachahmung. Es ist nicht allein für Realisten, die in der Lösung der Aufgaben ausgezeichnete Fertigkeit besitzen müssen, zweckmäsig und bequem; es gewährt auch überhaupt eine leichtere Uebersicht der Wahrheiten und ihres gegenseitigen Zusammenhanges, weil die Aufgaben nicht mehr störend und hemmend eingreifen. Und diess ist wichtig für den Lernenden, dessen Geist mit lebhafter Theilnahme in die Gesetze des Raumes einzudringen strebt, oder doch hiezu angeregt werden soll. Man könnte indess einwenden, es leide bey solchem Verfahren die Bündigkeit des geometrischen Vortrages, indem bey der Ausführung vieler Beweise schon die Auflösung vorhergehender Aufgaben vorausgesetzt werden müsse. Aber man bedarf nur der begrifflichen Setzung der in der ausgeführten Construction liegenden Bestimmungen, nicht der äusserlich-constructiven Auflösung selbst.

Unverkennbar hat Hr. *K.* in der Aufstellung der Begriffe, Sätze und Beweise nach Schärfe und Bestimmtheit gestrebt. Gleichwohl ist ihm dieses nicht aller Orten vollkommen gelungen; noch weniger die Auffassung der Verhältnisse, in welchen verwandte Sätze zu einander stehen. Wir belegen dieses Urtheil mit einigen Beyspielen. S. 3: „Zwey gerade Linien heissen gleichlaufend, wenn sie, in einer Ebene verzeichnet, immer in gleicher Entfernung von einander bleiben, und somit nie zusammentreffen, so weit man sie auch verlängern mag." Die immer gleiche Entfernung ist ohne nähere Bestimmung ein unsicherer Begriff; der im zweyten Theil der Definition gezogene Schluss sollte vielmehr als Definition voranstehen und lauten: Zwey in einer und derselben Ebene liegende Gerade, die, unendlich gedacht, keinen Punct mit einander gemein haben, heissen Parallelen. Erst im Gange der Entwickelung kann die immer gleiche Entfernung als Eigenschaft der Parallelen dargethan werden, und zwar in dem Satze: Parallelen zwischen Parallelen sind einander gleich. — Aus dem 3ten Lehrsatze (S. 11): „Scheitelwinkel sind einander gleich", wird im 3ten Zusatze gefolgert: „Alle Winkel um einen Punct herum in einer Ebene betragen zusammen 4 R." Bey naturgemäfser Entwickelung aber hätte dargethan werden müssen, dass der rechte Winkel der 4te Theil der ganzen Umdrehung ist, ohne Benutzung des genannten Satzes. Dass man sich hier auf ihn stützen musste, rührt von der (Euklidischen) Unvollständigkeit der so wichtigen Theorie des ebenen Winkels her. Denselben Grund hat die sachwidrige Seltsamkeit, den allerersten Satz: „alle rechten Winkel sind einander gleich", apagogisch zu beweisen. Ueberhaupt muss in allen Fällen, wo nicht der behauptete Satz selbst ein negativer (ausschliessender) ist, die apagogische Beweisart als ein blosses nothwendiges Uebel betrachtet werden, in Ermangelung eines directen Beweises. — Unter den Sätzen von den durchschnittenen Parallelen (S. 12), von denen nur 5 abgeleitet worden, obwohl deren 6 von gleichem Range hervorgehen, ist der 4te: „die äusseren Wechselwinkel sind einander gleich", mit dem 5ten als erster *Zusatz* angehängt, während er doch in demselben Verhältnisse zu der Entwickelung steht, wie der in den Hauptsatz aufgenommene: „innere Wechselwinkel sind gleich". Der VIte Lehrsatz (S. 15): „die Winkel einer jeden geradlinigen Figur betragen zusammen 4 R. weniger, als das Doppelte der Seitenzahl ausmacht", ist nicht nur incorrect ausgedrückt, sondern auch in dieser Allgemeinheit nicht bewiesen. Er sollte heissen: die inneren Winkel jeder geradlinigen Figur *mit lauter hohlen* inneren Winkeln betragen zusammen doppelt so viel Rechte, als die Figur Seiten hat, weniger 4 Rechten. Aber auch für diesen Fall ist der Beweis mangelhaft: es hätte vorher noch dargethan werden müssen 1) dass ausser den 4 R. am Zusammenstossungspuncte der Dreyecke alle übrigen Winkel derselben Theile der inneren Winkel der Figur sind; 2) dass jene zugleich alle diese inneren Winkel in sich aufnehmen, und 3) dass jede geradlinige Figur eben so viele Seiten als Winkel hat. Denn diese drey Wahrheiten der blossen Anschauung zu glauben, ist der Mathematiker, der immer allgemein, durch Vermittelung des Verstandes, erkennen soll, nicht befugt; auch würde der Vf., hätte er die Beweise der genannten Voraussetzungen von sich gefodert, von selbst auf die zu grosse Allgemeinheit seines Satzes geführt worden seyn. Dem 3ten Zus., Lehrs. XXXII (S. 48): „Zwey einander schneidende Sehnen können einander nicht beide zugleich halbiren", fehlt die Einschränkung: die nicht zugleich Durchmesser sind. Der 54ste Aufg. (S. 67): „um 3 gegebene Puncte 3 Berührungskreise zu zeichnen", fehlt ebenfalls die Beschränkung: Berührungskreise *von Aussen;* denn dass Berührung von Innen ausgeschlossen seyn soll, zeigt die Bedingung, dass die 3 gegebenen Puncte nicht in *einer* Geraden liegen dürfen." — An diesen Belegen zur Bestätigung des ausgesprochenen Urtheils mag es genug seyn.

Einen zweyten Mangel theilt das beurtheilte Werk mit den meisten mathematischen Lehrbüchern unserer Zeit, und in ihm liegt der vornehmste Grund, dass das Studium der Mathematik auf den meisten deutschen Gymnasien, und, als Folge davon, auch auf der Mehrzahl der deutschen Universitäten noch immer nicht allgemeiner anzieht und glücklicher gedeiht,

sofern es nicht vielleicht ausserdem durch äussere Mittel und Antriebe, wie im Königreiche Preussen, befördert wird. In der Wissenschaft selbst liegt wahrlich der Grund nicht, dass sie noch immer von dem grössten Theile der gebildeten Männer verschmäht oder gescheut wird, sondern in ihrer Behandlung. Diese Ueberzeugung giebt uns schon die Erscheinung, dass die Mathematik eine überwiegend grosse Anzahl von Verehrern überall gewinnt, wo ein gründlicher, mit ihrem innersten Geiste vertrauter, in der Kunst lehrhafter Darstellung gewandter Lehrer derselben auftritt. Jener Mangel besteht nämlich in der Künstlichkeit und Willkührlichkeit der Entwickelung im Ganzen und Einzelnen. Von den meisten Sätzen sowohl als ihren Beweisen, von den Aufgaben wie ihren Auflösungen, weiss der Lernende, zum Theil selbst der Lehrende nicht, wie man darauf kommt; es mangelt die unmittelbare Erfindung der Entwickelungen und Darlegungen, die Analyse, so dass dem Gedächtnisse gegeben und anvertraut werden muss, was durch das Urtheil augenblicklich und leicht gewonnen und wiedergewonnen werden könnte; es fehlt somit die freudige speculative Selbstthätigkeit, das lebhafte Interesse. Die Wissenschaft, in der das reichste Leben des Verstandes ist, erscheint auf diese Weise todt und nur annehmlich als Hebel der technischen Künste und des Verständnisses der Natur. — Unser Vf. sagt nun zwar in der Vorrede (S. V): „Die Schüler werden angeleitet, durch Analysiren die Constructionen und Beweise zu suchen. Eine Anleitung zu diesem Analysiren wird wohl in diesem Leitfaden nicht erwartet werden; da man besonders in diesem Lehrfache voraussetzen muss, dass der Lehrer nicht allein den zunächst vorzutragenden Abschnitt klar aufgefasst, sondern auch von den verwandten Theilen vollständige Kenntniss sich erworben habe.“ Und wirklich wollten wir die Analysen *selbst*, obwohl sie bey dem fast allgemeinen Mangel *derselben* in den Lehrbüchern ein dringendes Bedürfniss sind, dem Vf. noch erlassen, gäbe er uns nur ihre Früchte: die naturgemässe Entwickelung der Wissenschaft, den einfachsten, gewissermassen den nothwendigen Beweis jedes Satzes. Aber die Beweise, wie die Auflösungen, sind grösstentheils die Euklidischen und sonst üblichen. Euklid bleibt uns und allen Zeiten in *einer* Rücksicht stetes Vorbild, aber nicht hinsichtlich der wissenschaftlichen oder gar heuristischen Enwickelung. — Schon die einfachen Aufgaben 7 und 8 (S. 54 und 55) verrathen durch die Art, wie sie gegeben sind, und durch die *Form* ihrer Auflösung den Mangel der Analyse, und hätten so eingeleitet werden mögen: der rechte Winkel kann nach den Constructionsmitteln, welche die bisherige Erkenntniss an die Hand giebt, durch Halbirung des geraden Winkels oder durch Zusammensetzung aus $\frac{2}{3}$ R. und $\frac{1}{3}$ R. gefunden werden u. s. f. Auch den Lösungen der praktischen Aufgaben sieht man zum Theil ihre Zufälligkeit an. Wer z. B. wird das S. 97 angegebene Verfahren, ohne Winkelmesser die Höhe eines Gegenstandes zu messen, zu dem man nicht gelangen kann, so leicht behalten oder, ohne nachzulesen, im Gedächtnisse wieder auffrischen können, da es nicht aus den Bedingungen der Aufgabe unmittelbar abgeleitet ist? Die Analyse führt auch hier zu der nothwendigen Entwickelung der Formel $H = \left(\frac{S-s}{A-a}\right) g + s$, worin nach der Figur 172, b gesetzt ist $AB = H$, $LF = g$, $NM = GH = S$, $KL = EF = s$, $HF = A$, $ML = a$. Diese Formel ist einfacher, als die Rechnungsvorschrift des Vfs., wenn der zu letzter nöthige Werth CD durch Rechnung und nicht praktisch durch die unbequeme und unsichere Festlegung der beiden Puncte C und D auf dem Boden gefunden werden soll.

Nach der Bezeichnung dessen, was an Hn. *K's* sonst sehr brauchbarem Werke im Allgemeinen zu wünschen übrig bleibt, gehen wir kurz die einzelnen Abschnitte durch, und fügen nur die nothwendigsten Bemerkungen bey. S. 1—8: *Erklärungen und Grundbegriffe.* Diese Einleitung enthält eine kurz zusammengezogene geometrische Formenbegriffslehre, die der Vf. zweckmässig dem demonstrativen Theile voranschickt. Er verlangt mit Recht vor demselben die Uebung des geometrischen Anschauungsvermögens, die trotz *Pestalozzi's* kräftiger Anregung und Mahnung und der Zustimmung vieler anerkannten Mathematiker noch immer in den unteren Classen der meisten Gelehrten-Schulen gänzlich vernachlässigt zu werden pflegt, welches denn auch den nachtheiligsten Einfluss auf das spätere Studium der Geometrie zu äussern nicht ermangelt. *1ster Abschn.* (S. 9—23): *Gerade Linien, Winkel, Congruenz der Dreyecke.* Die Anordnung der Lehrsätze für den Zweck der Möglichkeit der Ableitung des Folgenden aus dem Vorhergehenden ist gut; auch ist der Stil, wie gemeiniglich im Buche, kurz und deutlich. Uebrigens haben wir unser Urtheil schon ausgesprochen. — Der 4te Zusatz zum XIIten Lehrsatz (S. 21): „dass durch 2 Seiten und einen der Gegenwinkel das Dreyeck *nicht* völlig bestimmt sey,“ ist bekanntlich nicht allgemein wahr, sondern nur in dem Falle, wo dem gegebenen Winkel die kleinere von den gegebenen Seiten gegenüberliegt; nur in diesem Falle muss als eine 4te Bestimmung der andere Gegenwinkel „seiner Art nach“ bekannt seyn. Der Vf. hätte den betreffenden Satz ausführlich beweisen sollen, dann würde ihm auch das Versehen in der Aufstellung seiner Behauptung nicht entgangen seyn. *2ter Abschn.* (S. 23—37): *Parallelogramme. Flächen-Inhalt. Proportionalität. Aehnlichkeit.* Innerhalb eines und desselben Abschnittes springt hier der Vf. von den Lehrsätzen der Flächenmessung plötzlich zu der Lehre von der Aehnlichkeit über; diess Verfahren beeinträchtigt die Klarheit des wissenschaftlichen Bewusstseyns im Schüler. Die Lehre von der Aehnlichkeit der Dreyecke ist gut ausgeführt. *3ter Abschn.* (S. 38—52): *Kreis, Linien, Winkel und Figuren im Kreise.* Gut Euklidisch durchgeführt; einfach, bündig und ziemlich vollständig. S. 53—92: *Aufgaben. 1ster Abschn.: Construction gerader Linien und Winkel. 2ter Abschn.: Construction von Dreyecken, Vierecken, Proportio-*

nallinien u. f. w. 3ter Abschn.: *Constructionen vom Kreise und den Polygonen. — Verschiedene Constructionen. Verwandlung der Figuren. Theilung der Figuren. Berechnung der Figuren.* Auf diesen zweyten problematischen Theil des Buches hat die besondere Absicht desselben, Gewerbschülern zum Leitfaden zu dienen, durch zweckmässige Wahl der Beyspiele, praktische Beziehungen und Bemerkungen einen durchgreifenden Einfluss gehabt. Wir gingen Aufgabe für Aufgabe durch, und fanden einen ziemlichen Reichthum von gelösten Aufgaben. Die Beweise sind weggelassen; wir missbilligen diess nicht, hätten aber statt derselben Andeutungen über die Erfindung der Lösung aller nicht sehr einfachen Aufgaben gewünscht. Den „verschiedenen Constructionen" sind die Auflösungen nicht beygefügt. Diess ist zweckmässig. S. 92—100: *Einiges vom Feldmessen.* In einem kleinen Raume ist hier alles nöthige Elementarische zweckmässig beygebracht worden, S. 100—112: *Einiges von den krummen Linien.* Hier sind die Definitionen, wesentlichsten Eigenschaften und die Constructionen von 12 verschiedenen krummen Linien, aber nur behauptend und vorschreibend, nicht entwickelnd und beweisend mitgetheilt. Freylich aber lässt sich gegen diese Behandlungsart, besonders höherer Stoffe, selbst wenn der Zweck, wie hier, ein praktischer ist, Triftiges einwenden. Der *Anhang* (S. 113—118) enthält ausser einigen Ergänzungen die Lehre von den Proportionen und eine Tafel der wichtigsten Masse. Wir können nicht, wie es der Vf. (Vorrede S. VII) thut, die indirecten Beweise, deren einer im Anhange (S. 116) mitgetheilt ist, nach *Legendre* und *Lacroix* als fasslich loben. Sie zeugen zwar von dem Scharfsinne ihrer Verfasser, sind aber künstlich, und haben zu wenig Verstandesanschaulichkeit.

Der Druck ist schlecht; mehrere Druckfehler sind nicht bemerkt. Unter aller Kritik schlecht sind die eingedruckten Figuren; die zu den Aufgaben gehörigen Figurentafeln aber gut.

Dr. A. Pt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DESSAU, b. Fritsche: *Denkwürdigkeiten des Grafen v. M.*, eine getreue Schilderung seines Lebens und seiner Schicksale zu den Zeiten des nordamerikanischen Befreyungskrieges, der französischen Revolution bis zur Restauration. Aus dem Französischen übersetzt von *Levasseur* in Paris. Erster Theil. 1829. VI u. 258 S. 12. (1 Rthlr.)

Romanhafte Schicksale trafen den Vf. — Geboren 1758 in Auvergne, liess ihn sein Vater bey Verwandten aufsichtslos aufwachsen; dann sollte er in Paris seine Erziehung vollenden, wo er liederlich und ein Wildfang wurde. Diess bestimmte seinen Vater und den Familienrath, den Jüngling von 18 Jahren nach *Pierre en Cise* bey Lyon an der Saone mittelst eines *Lettre de Cachet* zu schicken. Von dort flüchtete er auf die abentheuerlichste Weise, schlug sich durch die Wache, flüchtete zu einem Verwandten in Auvergne, welcher ihn mit seinem Vater aussöhnte, als er seinen Wunsch erklärte, unter dem General Lafayette in Nordamerika für die Freyheit der Insurgenten Dienste zu nehmen. Er schiffte sich von Nantes nach Baltimore ein. Das Fahrzeug strandete in der Chesepeack-Bay, um den Briten nicht in die Hände zu fallen; Präsident Jefferson gab ihm einen Pass zur Armee, nachdem er durch Raub alle Habseligkeiten und Equipage verloren hatte. Der edle General Lafayette machte ihn zu einem seiner Adjutanten, und schickte ihn zu den Oneidasindianern, um mit solchen einen Bund wider die Briten zu schliessen. Er nahm Theil an den Thaten des Generals, und kehrte mit ihm nach Frankreich zurück, schlug sich, als er nach Amerika mit einem französischen Hülfscorps heimgekehrt war, besonders mit Lord Cornwallis herum. Beide trafen in Frankreich wiederum ein. Die Gefährten ernteten Ruhm und Beförderung, waren auch die Ersten, welche aus Eitelkeit, wenn auch nicht aus Patriotismus, der Revolution des J. 1789 die Bahn brachen. Alle hegten den Wahn, dass sich solche nicht weiter verbreiten würde, als sie es wollten. Alle Vornehme, welche sich der Revolution anschlossen, oder sich ihr entgegenstellten, hatten das Unglück, dass sie in ihren Erwartungen sehr getäuscht wurden. Der Vf. und sein Bruder wanderten nach dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne nach der Schweiz aus, wo sie in Lausanne mit den Trümmern ihres Vermögens ein Handelshaus gründeten. Von dort eilte der Vf. über Hamburg nach Philadelphia, machte dort seine Berechnung wegen rückständigen Soldes mit Zinsen, und empfing 50,000 Franken ausgezahlt. Hier erneuerte er die Bekanntschaft mit vielen ausgewanderten Franzosen. Manche gründeten durch Glück und Fleiss sich ein ehrliches Gewerbe wieder; andere schlugen gewagtere Speculationen ein als in Europa, und machten in Amerika abermals Banquerott; einige wurden wahnsinnig, oder starben in Armuth. Dort sah er auch den ausschweifenden Bischof von Autun, der jetzt an der Themse vielleicht eine neue Verrätherey wider sein Vaterland zum Nutzen der Karlisten betreibt. Er kehrte über Hamburg und Frankreich zu seinem in Triest Banquiergeschäfte treibenden Bruder zurück. Der Vf. sah während seines dortigen Aufenthalts den Exkönig von Schweden und den Exkönig von Westphalen, später die Begebenheiten der Restauration der Bourbons, womit sich der erste Theil dieser Denkwürdigkeiten schliesst.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) SOLOTHURN, b. Vogelsang: *Der Weissenstein: die Milch- und Molken-Curen, auch Molkenbäder auf dem Jura bey Solothurn.* Von *J. C. Kottmann*, M. Dr., Sanitätsrath u. s. w. 1829. 130 S. 8.

2) CHUR, b. Otto: *Mineralquellen und Bad zu Jenatz, im Prättigau, Canton Graubünden.* Ein Beytrag zur Beschreibung der bündnerischen Mineralquellen, von Dr. *Paul Eblin*, Stadtarzt in Chur. 1828. 98 S. 8.

In dem Mafs, in welchem Gemächlichkeit, Weichlichkeit und Ueppigkeit steigen, erweitern und mehren sich auch Bade- und Cur-Anstalten aller Art, und eine vergleichende Statistik derselben, die letzten funfzig Jahre umfassend, würde darthun, wie unglaublich theils das Bedürfnifs, theils die Lust, dergleichen Oerter zu besuchen, unter allen Ständen zugenommen habe. Doch wäre es ungerecht, wenn man diese steigende Frequenz der Heilanstalten blofs in den negativen Verhältnissen des Menschengeschlechts suchen wollte: die zu einem höheren Grade der Vollkommenheit entwickelte Heilkunde hat eben so grofsen Antheil daran, und von dieser Seite betrachtet, ist die Erweiterung jeder in ihrem Werthe anerkannten älteren, die Begründung jeder neuen, und die mit wissenschaftlichem Geiste gegebene nähere Bekanntmachung jeder bestehenden Anstalt eine Wohlthat für das Menschengeschlecht, gleich wie letzte jedem ausübenden Arzte willkommen seyn sollten, indem jeder wenigstens die Heilörter, welche in einem Umkreise von dreyfsig Stunden seines Wohnortes liegen, so genau als möglich kennen zu lernen wünschen mufs. Denn wenn auch manche derselben homogen scheinen, so hat doch wieder jeder seinen eigenen und individuellen Gehalt und seine hiedurch bedingte specielle Anwendung und Wirksamkeit.

Die in No. 1 beschriebene Anstalt ist wenigstens ihrer Oertlichkeit nach neueren Ursprungs. Zwey Abhandlungen, die eine über die Topographie des Weissensteins, dem naturwissenschaftlichen Verein zu Solothurn, die andere über die therapeutische Wirksamkeit der Molkencuren überhaupt, der dortigen ärztlichen Gesellschaft vorgelesen, bilden die Grundlagen dieser Schrift, dessen Vf. sich früher durch eine werthvolle Schrift über die Bäder zu Baden (im Canton Aargau) bekannt gemacht hat. Der Weissenstein, ein Theil des Juragebirgs, schon in den ältesten Zeiten der Stadt Solothurn zugehörig, erhebt sich mit einer, kaum derjenigen auf dem Rigi nachstehenden Fernsicht in seiner obersten Spitze 3013' über den Spiegel der Aare, 4423' über die Meeresfläche. Wälder und Alpenweiden decken seinen Boden, der dem Botaniker eine erfreuliche Ausbeute gewährt. Den Bergbewohnern bringen einzig die täglich nach Bern getragenen Erdbeeren das Jahr durch etliche tausend Franken ein. Was über Mineralogie, Luft, Klima, Witterungszeichen, Aussichten und Ortschaften in der Nähe gesagt ist, müssen wir übergehen. Von den Zugängen sind einige sehr bequem bis zum Curhause fahrbar. Längst schon wurden in einzelnen Sennhöfen Molkencuren gemacht; ihre Wirkungen vermehrte jährlich die Zahl der Curgäste. Bey der Mangelhaftigkeit der Einrichtungen brachte der Vf. den Bau eines eigenen Curhauses in Anregung, welches der Stadtrath von Solothurn vor einigen Jahren in Stein aufführen und mit allen Erfodernissen versehen liefs, so dafs nun für Heilungsbedürftige in jeder Beziehung aufs trefflichste gesorgt ist.

Schon die reine Bergluft übt durch die Verhältnisse, die jedem Naturkundigen einleuchten, auf manche krankhafte Anlagen und Zustände den wohlthätigsten Einflufs, und die Widersprüche der Aerzte, hinsichtlich ihrer Zuträglichkeit für Brustkrankheiten, beweisen wenigstens, dafs es manche Fälle geben kann, wo die Einwirkung derselben dem Leidenden anzurathen ist; auch theilt der Vf. hierüber Erfahrungen mit, die alle Beachtung verdienen. Sodann ist die Milch nicht nur das erste und vorzüglichste Nahrungsmittel, sondern durch ihre einhüllende, besänftigende, reizmildernde und kühlende Eigenschaft eines der wirksamsten Arzneymittel. Innerlich, als Molke, d. h. von ihren fetten und käsigen Theilen geschieden, ist sie schon seit den ältesten Zeiten gebraucht worden, und daher jedem Arzt die Nützlichkeit ihrer Anwendung aus seiner Erfahrung bekannt. Neueren Ursprungs ist der äusserliche Gebrauch derselben, namentlich nicht blofs zu Ueberschlägen, sondern zu Bädern, der sich immer mehr als heilkräftig bewährt, namentlich in Krankheiten, welche 1) ihren Sitz im Blutgefäfssystem, 2) im Nervensystem, 3) im Verdauungs-, Lymph- und Haut-System haben, letztes bey Abzehrungen, Stockungen, Verstopfungen, Trockenheit der Haut, chronischen und

zurückgetretenen Hautausschlägen, Skropheln und besonders Flechten auf der Haut und im Inneren. Wie die Molke in den verschiedenen Fällen äusserlich anzuwenden sey, giebt der Vf. nicht nur näher an, sondern belegt seine Angaben mit Curgeschichten, deren Ergebnisse die Aufmerksamkeit jedes Arztes auf sich ziehen müssen. Die Verhaltungsregeln bey Milch- und Molken-Curen sollte sich jeder, der eine solche zu machen genöthigt ist, genau merken.

Auf einer stillen, abgelegenen Bergwiese, von waldreichen Gebirgshängen umschlossen, liegt etwa 3000' Fuss über dem Meere das in No. II beschriebene Bad Jenatz. Eine Weibsperson, welche sich im Jahr 1730 durch den Gebrauch dieses Wassers von Gliederschmerzen und fressenden Geschwüren befreyte, leitete zuerst die Aufmerksamkeit auf diese Quelle, und drey Jahre später liess die Gemeinde Jenatz ein Bad und Wirthshaus aufführen, welche schon nach 33 Jahren erweitert werden mussten, so dass 130 Personen darin Unterkommen finden konnten. Seit 1813 ist die Quelle Privateigenthum und als solches die Einrichtung ansehnlich verbessert worden, wiewohl das Bad auch jetzt noch grösstentheils nur von bündnerischen Landleuten besucht wird, und sich nicht so gehoben hat, dass es, trotz seiner bewährten Heilkraft, Personen aufnehmen könnte, die noch andere Ansprüche an Anstalten dieser Art machen. Das klare, geruchlose, einen kaum bemerkbaren tintenartigen (nach Anderen alkalischen) Geschmack habende Wasser zeigt 10° R. an der Quelle, und muss daher zum Baden erwärmt werden; im Kessel setzt sich eine ¾ Zoll dicke Kruste an, das Eigenthümlichste aber ist eine seifenartige Fettigkeit, die schon beym kalten Wasser wahrzunehmen ist, beym Kochen aber einen fetten Schaum veranlasst, so dass Hr. *Eblin* das Wasser zu Jenatz in chemischer und therapeutischer Hinsicht demjenigen zu Gleissen in der Neumark an die Seite setzt. Der geschickte Apotheker Bauhoff zu Winterthur analysirte Wasser, Badestein aus dem Kessel, getrockneten Schleim aus der Quelle und getrockneten Schaum von gekochtem Wasser. In 8 Pfund Wasser fand er 16 Cubikzoll kohlensaueres Gas, 8 Gran kohlensauere Kalkerde, 1 Gran kohlensauere Magnesia, 4 Gran kohlensaueres Eisenoxydul, 11 Gran schwefelsauere Kalkerde, eben so viel schwefelsauere Magnesia oder Bittersalz und einen eigenthümlichen fetten Stoff in unbestimmbarer Quantität. Dieser hatte die Consistenz des Talges, schmolz bey gelinder Wärme zu klarem Oel, veranlasste auf weissem Papier Fettflecken, roch nach ranzigem Unschlitt mit schwacher Beymischung von Steinölgeruch. In einem silbernen Löffelchen über der Weingeistflamme erhitzt, verbrannte diese Substanz mit starkem Rauche und Fettgeruch ohne Flamme, und hinterliess eine Spur von Kohle; ein damit getränkter Baumwollenfaden brannte hingegen mit heller Flamme, ohne Rauch. Der getrocknete Schlamm aus der Quelle enthielt Eisenoxyd und kohlensaueren Kalk, nebst etwas jener Fettsubstanz; der Sinter aus dem Siedekessel verhielt sich ganz als kohlensauerer Kalk mit wenigem Eisenoxydul. Uebrigens wird heutzutage jeder Naturforscher die Ueberzeugung hegen, dass die Scheidekunst über die Bestandtheile eines Wassers dem Arzt nie vollkommen genügende Auskunft zu geben vermöge, und dass die Wirkung einer Heilquelle nicht bloss durch das quantitative Verhältniss der Stoffe, sondern eben sowohl durch das qualitative der Mischung bedingt werde. So könnte gerade bey dem Wasser zu Jenatz jene seifenartige Substanz das Bindemittel anderer heilender Substanzen seyn. — Der Gebrauch des Wassers ist sowohl äusserlich als innerlich, je nach der Form der Krankheit und der Individualität des Kranken, gehörig modificirt. Seiner Wirkung nach ist es säurebindend, belebend auf das Haargefäss- und Lymph-System, es regulirt die Aus- und Absonderungen, fördert die Einsaugung, und erhöht die Thätigkeit der Venen. Hr. *Eblin* weist nun die Anwendung desselben auf die besonderen, aus obigen Störungen hervorgehenden Krankheitszustände nach, dem zufolge es besonders bey Uebersäuerung, sowohl wenn sie sich organisch entwickelt hat, als wenn sie Folge der Vergiftung durch Säuern und metallische Salze ist, wesentliche Dienste leistet. Vorzüglich findet es seine Anwendung bey Hautkrankheiten und bey Krankheiten, die dem weiblichen Geschlecht eigen sind; dann bey Skrophelkrankheiten und der englischen Krankheit der Kinder; bey Gicht, Steifigkeit und Lähmung der Glieder; bey Geschwüren, auch bey Lungensucht, wo noch die Lage des Bades mitwirken kann — Alles wird an gemachten Erfahrungen nachgewiesen. Die Gegenanzeigen, sammt den erfoderlichen Bemerkungen über die specielle Anwendung, sowie einige Winke über die Lebensordnung während der Badezeit und einige Worte über das Schröpfen, schliessen diese gründliche und lehrreiche Monographie.

Δ.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Neuchatel, b. Wolfrath: *Description topographique de la juridiction de Neuchâtel.* 1827. 116 S. 8.

2) Luzern, b. Meyer: *Explication du plan de Fribourg en Suisse*, dediée à la jeunesse de cette ville, pour lui servir de première leçon de géographie. 1827. 134 S. 8. nebst 4 S. Appendice pour les instituteurs. (Mit einem lithographischen Plan der Stadt Freyburg.)

Der Bann des Gerichtsbezirks (*mairie*) Neuchatel erstreckt sich fünf Viertelstunden in die Breite und anderthalb Stunden in die Länge, der Seespiegel steht 1343' über dem Meere. Das Land ist, so weit es nicht mit Waldung bedeckt ist, grösstentheils mit Weinreben bepflanzt; man zählt hievon 6000 Morgen, jeden zu 4096 Quadratfuss. Zwey Waldbäche, der Seyon und die Serriere, durchrinnen den Bann; über die Schlucht, worin letzte fliesst, liess der Fürst Berthier im Jahr 1807 eine prächtige Brücke erbauen. Ausser Neuchatel, dem Hauptorte des Fürstenthums, liegen in diesem Bezirk das durch seine Mühlen und Fabrikgebäude (durch eine im Jahr 1535 dort gedruckte, jetzt sehr

[illegible] Bibel auch für den Bibliographen) merkwürdige Dorf Serrières, einige Weiler und Pachthöfe. Er ist von 5705 Menschen in 543 Häusern bewohnt; die Zahl beider im Jahr 1750 war: 3666 und 403. In den Weinbergen von Vieux-Châtel ist wahrscheinlich die Stätte des alten Noidenolex zu suchen. Das Klima ist kühl, die Temperatur grossem Wechsel ausgesetzt, der nicht selten, wenn der Nordwind über den Jura streicht, bey 15° im Tage beträgt. In der Mineralogie sind einzig die grossen Granitblöcke bemerkenswerth, die sporadisch, bis 800 Fuss über den See hinan, vorkommen, und auf die Gebirge des Wallis hinweisen. Wie bereits erwähnt, theilt sich das Land grösstentheils in Wald und Weinberge, aber die gehemmte Ausfuhr der Weine hat den Werth der letzten in neuerer Zeit bedeutend herabgedrückt. Die Fabrication, welche seit 1715 rasche Fortschritte machte, und Regsamkeit, Wohlstand und Reichthum veranlasste, sinkt gleichfalls, und es liegt ausser allem Zweifel, dass zwischen Ausfuhr und Einfuhr ein nachtheiliges Verhältniss obwaltet. — Die Stadtverwaltung ist ziemlich frey von landesherrlicher Einmischung. Schon im Jahr 1113 erhielt die Bürgerschaft von Graf Ulrich II ihre ersten Freyheiten und Rechte, die oftmals erweitert, nie aber beschränkt wurden. Die Bürger schieden sich vormals in zwey Theile: in diejenigen, welche die Stadt bewohnten, und in die Nachkommen solcher, die sie im Jahr 1599 verlassen, und sich an anderen Orten des Fürstenthums angesiedelt hatten, aber *ohne* Verzichtleistung auf ihre Rechte (*bourgeois renoncés*); seit 1826 wurden aber Verfügungen getroffen, um diese Trennung aufzuheben. Unter den öffentlichen Anstalten verdanken die ausgezeichnetsten ihr Daseyn dem Edelmuth reicher Bürger, so das Waisenhaus für 30—40 Kinder, von J. J. Lallement gestiftet; das Armenhaus, durch David Pury gegründet (der seine Vaterstadt zur Erbin eines Vermögens von 3 Millionen Schweizerfranken eingesetzt hatte); das Krankenhaus, welches der reiche Handelsherr J. C. Pourtalès mit 700,000 Franken baute und ausstattete, und worin er die Pflege den barmherzigen Schwestern aus Besançon anvertraute, ungeachtet die Stadt reformirt ist, weil eine Mehrheit von 18 Stimmen am 20 Nov. 1530 die katholische Religion abgeschafft hatte. Die Stiftung des Spitals reicht bis ins 13 Jahrhundert hinauf. In früheren Zeiten übten die häufigen Kriegsdienste der Ausgezeichneteren einen sichtbaren Einfluss auf die Sitten, sodann seit der Mitte der vorigen Jahrhunderts der zunehmende Handel; seit der Revolution haben sie sich in einigen Theilen gebessert: man findet weniger Ausgelassenheit, weniger Spielsucht, dagegen viel Vornehmthuerey, steigenden Luxus, so dass junge Leute mit mässigem Vermögen sich nicht verheirathen wollen, aus Besorgniss, ihr Hauswesen nicht nach dem Fuss derer, welche den Ton angeben, einrichten zu können — was natürlich tief in die Lebensverhältnisse eingreift, und neuen Verfall der Sitten zur Folge haben wird. Die Sitten der mittleren und namentlich der unteren Classen sind noch weniger tadellos; die Männer fesselt das Wirthshaus, die Weiber und Mädchen ergeben sich ungemessener Putzsucht, daher, in Folge von beidem, herrschen unter den Dienstboten Tücke und Untreue. Die Wissenschaften erfreuten sich in N. nie besonderer Pflege; nur ein paar Namen haben Ruf erlangt. Der Beschreibung der Stadt, mit Rückblicken auf die Vergangenheit, ist das letzte Capitel dieser Schrift gewidmet. Die Kirche, wiewohl alt und ein gothischer Bau, enthält, ausser den Grabmälern der alten Grafen, nichts Merkwürdiges, und diese sind — sonderbar genug — in einen Kasten verschlossen. Das Schloss, worin der preussische Gouverneur residirt, ist ein Gemisch von Altem und Neuem. Die älteste Wohnung der Grafen dient jetzt zu Gefängnissen. Sehenswerth ist auch der Damm, welcher die Verwüstungen des Seyon abwehrt. Zwölf Brunnen zieren die Stadt; fünf Brücken erleichtern den Verkehr, und zwey kleine Lustgänge dienen zum Ergötzen der Einwohner.

Obwohl die zweyte Schrift, von dem als Lehrer und pädagogischen Schriftsteller bekannten Franciskaner, *P. Girard*, ihres Zweckes wegen zu den Erziehungsschriften gezählt werden muss, so reihet sie sich doch ihres Inhalts wegen als eine anziehend geschriebene Stadtbeschreibung der vorigen an. In Bezug auf den Zweck der Schrift müssen wir bemerken, dass der Vf. von dem gewiss richtigen, wenn gleich noch selten in Anwendung gebrachten Grundsatz ausgeht: das Kind müsse den ersten Unterricht in der Geographie auf seinem heimischen Boden erhalten, und am besten durch Anschauung, indem man es auf eine Anhöhe vor seiner Vaterstadt führe. Sey ihm erst der Plan der Vaterstadt erklärt, dann möge man ihm eine Charte des Cantons vorlegen. Diesem lithographirten Plan, dem die Schrift zur Erklärung beygegeben ist, hätten wir aber eine bessere technische Ausführung gewünscht, damit er mit der Erklärung, die wir als Musterbild zu ähnlichen empfehlen möchten, besser in Uebereinstimmung gestanden hätte. Hr. *G.* belehrt seine Zöglinge zuerst, was ein Plan sey, worin der Unterschied zwischen einem solchen und einer Ansicht bestehe; manchen Satz schliesst entweder eine sehr zweckmässige Frage zur Uebung der Denk- und Urtheils-Kraft der Kinder, oder eine moralische Erinnerung, Ermunterung. Z. B. S. 69 über die Thurmuhren: „*nos pères, laborieux et exacts, voulaient, que les Fribourgeois eussent toujour l'heure partout, et qu'ils profitassent du temç qui s' echappe sans retour, comme les eaux de la Sarine.*" So macht er sie auch aufmerksam auf alle Gewerbe in der Stadt und deren Umkreis, auf die verschiedenartigen Mühlen, Buchdruckereyen, Schmieden, Ziegelbrennereyen, Fabriken und dergl., empfiehlt solche zu sehen und mit Bescheidenheit nach allem sich zu erkundigen. Ferner knüpft Hr. *G.* an den allgemeinen Ueberblick die Erklärung eines Baches, Flusses, Stromes, Sees, des Meeres, einer Insel, und wirft Rückblicke auf Sitte, Art und Geschichte der Vergangenheit. Bey den Gebäuden erklärt er, wozu sie bestimmt seyen, und in welchem Verhältniss zu dem Wohl des Menschen und des Landes sie stehen. Die Zweckmässigkeit dieser Nutzanwendungen (*moralités*) giebt dem Büchlein auch für ältere Leser Anmuth.

Freyburg liegt auf sehr unebenem Grund, und gewährt durch seine ansteigenden Strassen einen malerischen Anblick. Grösser als Bern, ist Freyburg weniger bevölkert; und obwohl es nicht gerade eine schöne Stadt zu nennen ist, so findet man doch einige ansehnliche Gebäude und mehrere breite Strassen. Ein Umgang um die Stadt zeigt ihre unregelmässige Gestalt. Sie ruht durchweg auf weichem Sandstein, der längs den Ufern der Saane vielfältig zu Tage aussteht. Die Beschreibung geht sachgemäss von dem ältesten Stadttheil aus und auf die anderen über, wie sie der Zeitfolge nach an diesen sich angeschlossen haben. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehört die neue Realschule, im Jahr 1817 erbaut, die grosse Hauptwache, das Seminarium und das Collegium der Jesuiten mit der elegantesten und geschmücktesten Kirche, so wie sich überhaupt seit einigen Jahren die Stadt sichtbar verschönert hat. Dieselbe zählt zwölf Kirchen und Capellen, daher das alte Sprichwort: „die Freyburger beten für die ganze Schweiz"; ferner enthält sie sieben Klöster, wovon fünf im 17ten Jahrhundert erbaut wurden; — früher hätten sie keinen Platz gefunden, damals aber standen die Werkstätten, in denen sonst jährlich 20,000 Stücke Tuch gefertigt wurden, öde und verlassen. Darum sagt der Vf.: *au XVII siecle Fribourg s'etoit principalement enrichi en bâtimens religieux. Au XVIII vint le tour des edifices publics.* Unter den Kirchen ist die von St. Niklaus sehenswerth, doch entstellt einiges neue Flickwerk das schöne gothische Gebäude. Das Stadthaus ist so modern, als das Cantonsrathhaus alterthümlich; vor diesem steht noch die Linde, welche die aus der Murtnerschlacht heimkehrenden Krieger (1476) gepflanzt haben. Was sind unsere modernen Säulchen, Standbilder, Würfel und der ganze Nürnberger Kram von Denkmälern gegen solche einfache, lebendige, allen Geschlechtsaltern ehrwürdige Erinnerungszeichen? Nachahmenswerth ist die „Wohlthätigkeitsfabrik", wo arme Mädchen von einem Frauenverein zu weiblicher Arbeit angehalten und während dieser unterrichtet werden. Im Arsenal sah man noch im Jahr 1600 ein Hinrichtungsinstrument, welches der Guillotine ähnlich ist (ein solches ist auch auf einem alten Gemälde der Capellbrücke in Luzern zu sehen). — Nachdem die Stadt im Allgemeinen und im Besonderen besehen worden, zeigt sie Hr. *Girard* seinen Zöglingen als Hauptstadt des Cantons und Sitz seiner Verwaltung, und als Wohnplatz eines grösseren Menschenvereins, durch dessen Zusammenwirken allein für gemeinsame Bedürfnisse, Wasserleitungen, Brunnen, Strassenpflaster u. a. habe können gesorgt werden. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört noch, dass sie sich hinsichtlich der Sprache in zwey geschiedene Theile sondert, in deren einem die deutsche, in dem anderen die französische die herrschende ist. Die Bemerkung S. 100 über den zunehmenden Luxus und dessen oft grillenhafte Laune liesse sich auf manchen Ort anwenden. Angefügt ist ein historischer Ueberblick, der in die Zeiten vor der Stiftung der Stadt zurückgeht. Bis ins Jahr 1375, in zweyhundert Jahren, hat sie sich um ⅔ vergrössert, und wurde 1360 mit Mauern und Thürmen umschlossen, deren Bau 15 Jahre dauerte. Zwischen 1375 und 1420 wurde sie wieder ansehnlich erweitert. Damals standen Tuchfabrication und Gerbereyen auf der höchsten Stufe ihres Flors. Die Obrigkeit liess jährlich ein eigenes Schiff bauen, um das bereitete Leder nach der Zurzacher Messe zu bringen. Mit Ende des 15 Jahrhunderts geriethen beide Gewerbe durch das überhandnehmende Reislaufen und die Liebe zur Ungebundenheit, die dessen Folge war, in Verfall, und alle späteren Versuche, die Tuchfabrication wieder zu beleben, waren erfolglos. Dagegen erweiterte die Stadt ihr Gebiet, aber Bern liess sie warnen: „wer viel Land habe, brauche viel Zäune". — Die Nachrede an Jugendlehrer über die zweckmässigste Art, den Unterricht in der Geographie zu behandeln, darf von solchen nicht überschlagen werden.

Δ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Abel: *M. H. Jullien's Gedenkbuch*, oder praktisches Buch der Zeitanwendung als Geschäftskalender und Tagebuch für alle Stände auf das Jahr 18.... Aus dem Französischen. VI u. 295 S. 8. (gebunden 18 gr.)

Dieses Gedenkbuch hat folgende Abtheilungen: I. das allgemeine Tagebuch; II. das ökonomische Gedenkbuch, mit ökonomischen Tabletten und einem Cassetagebuch; III. das persönliche Gedenkbuch; IV. das Briefgedenkbuch activer oder passiver Correspondenz; V. das literarische Gedenkbuch; VI. das Erinnerungsbuch, welches persönliche und Familien-Erinnerungen und Entwürfe, philanthropische, historische und nekrologische Erinnerungen enthält. Da wir in Deutschland ähnliche Bücher für Männer haben, die an Tagesgeschäfte gebunden sind, obgleich keins für reiche müssige Personen, denen dieses Gedenkbuch besonders dienlich seyn würde: so hätte die Uebertragung für Deutschland unterbleiben können, das weniger solche müssige Einzelpersonen zählt. Für Geschäftsmänner haben unsere grösseren Staaten sämmtlich bequeme und wohlfeilere Gedenkbücher.

A. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

ERDBESCHREIBUNG.

1) PARIS, b. Didot: *Course dans la Gruyère*, ou description des moeurs ou des Sites les plus remarquables de cette interessante contrée du Canton de Fribourg. 1826. 117 S. 12.

2) BERN, b. Jenni: *Versuch einer Geschichte der Landschaft Saanen*, von *Franz Jacob Kohli*, Landmann zu Saanen. 1827. 84 S. 8.

Das Greyerzerthal ist einer der besonderen Landestheile in der Schweiz, welcher, in sich abgeschlossen, seine eigenthümlichen Reize und Schönheiten birgt. Da es nicht an den grossen Heerstrassen liegt, über welche alljährlich die Caravanenzüge der Touristen hin und her wogen, so ist es weniger bekannt und seltener beschrieben. Ein Eingeborner dieses Ländchens (denn als einen solchen giebt sich der Vf. von No. 1 zu erkennen) hat hier ein getreues Bild desselben, sowie seiner Bewohner, zu entwerfen gesucht.

Von Avry bis Montbovon ist das Thal 6 Stunden lang, 3 im Durchschnitt breit, und scheidet sich in das obere und untere. Den Mangel römischer Denkmäler (aus Münzen allein läfst sich nie viel schliessen), und dagegen die Landessprache, welche ein verdorbenes Latein ist, erklärt der Vf. daher, dafs die Römer während ihrer Herrschaft in Helvetien nicht in dieses Thal gekommen seyen, dafs erst bey dem Einbruch der Barbaren die Bevölkerung des flacheren Landes in dasselbe sich geflüchtet und ihre Sprache mitgebracht hätte; daher habe es eine noch grössere Bevölkerung im Mittelalter gehabt als jetzt. Diese Thalleute besitzen einen aufgeweckten Geist, einen klaren Blick, die Frauen und Mädchen viel Anmuth; die Männer lesen gerne Zeitungen, denn es kann beynahe jedermann lesen und schreiben, da seit länger als zwey Jahrhunderten (in dem erzkatholischen Lande und unter den Oligarchen von Freyburg!) in jedem Dorf Schulen bestehen, und lieben Schauspiel und Tanz; — aber der eigenthümliche Koraula (S. 24 abgeleitet von χορός und αὐλή) ist abgekommen, was der auch hier beliebten *veillée* (Kiltgang im C. Bern, anderwärts: zu Licht gehen) schwerlich bevorstehen dürfte. Viehzucht und Fabrication der Käse, die zu den besten der Schweiz gehören, so wie die Viehrasse eine der schönsten und kräftigsten ist, sind die Hauptnahrungszweige dieses Völkchens. Der Ackerbau, einst bedeutend (vergl. S. 51 und 91 über ehemalige Zehnten), hat im oberen Theil ganz aufgehört. Seit etwa dreyfsig Jahren bringt das Strohflechten ansehnliche Summen ins Land, vielleicht auf Kosten der kräftigeren Menschennatur; auch die Holzausfuhr (bis nach Lyon und Beaucaire gehen Breter S. 110), seit Kurzem mit „*fureur*" getrieben, lockt durch steigende Preise; ob nicht zum Verderben der Nachkommen? Bey Avry öffnet sich der Blick auf die fruchtbare, bevölkerte Thalebene (deren Ortsbeschreibung S. 35—88), über der sich auf einem Raum von zwey Stunden 14 Kirchthürme erheben. Bey den einzelnen Dörfern, deren fast jedes besondere Naturschönheiten in seinem Bezirk aufweisen kann, halten wir uns nicht auf, sondern eilen durch Bulle, dem freundlichen Städtchen mit thätigen Bewohnern, nach dem Stammschloss der uralten Grafen, aus welchem eine Reihe wohlwollender Herren an uns vorüberzieht, die noch in Gesang und Sage unter dem jetzigen Geschlecht leben, und bey deren Erlöschen 1570 (nicht 1576, wie S. 64 irrig steht) das treue Volk in allgemeiner Landestrauer die letzte Huldigung brachte. Jene poetisirenden Geschichtschreiber, welche in jeder alten Burg eine Räuberhöhle, in jedem Freyherrngeschlecht eine Unholdenbrut wittern, und gegen das Feudalwesen kämpfen, wie der edle Junker von Mancha gegen die bekannten Riesen, könnten an manchem dieser Herren in ihrer Theorie für einen Augenblick irre werden, so wie durch das Verfahren der Carthäuser von Val-Sainte gegen den Herrn von Charmey (S. 98) in der beliebten Lehre von der unersättlichen Habsucht der Klöster und den schlechten Mitteln, ihr Gut zu vermehren. Von den vielen Freyherrngeschlechtern, welche in der Schweiz einst begütert waren, sind die Grafen von Greyerz eines der wenigen (nicht das einzige, wie S. 60 gesagt ist) und das mächtigste derer, welche in das sechszehnte Jahrhundert hinüberreichten. Aber Kriegszüge und Hofdienst waren keine erhaltenden Lebenselemente, und Bern und Freyburg allzugefährliche Nachbarn. Jenes, als es die Waat erobert hatte, foderte, dafs Graf Michael ihm für alle seine Besitzungen huldige, wie einst einer seiner Vorfahren dem Grafen Peter von Savoyen hatte thun müssen. Mit Schulden beladen, daneben lebenslustig, war der Graf nicht selbstständig genug, um Berns Zumuthung abzulehnen, nimmer frey genug, um für seine Schulden Zahlung zu leisten, in welche ein eidgenössischer Spruch ihn verurtheilt hatte. Da trat er (im Jahr 1555) für den Betrag von 85,000 (nach Anderen 80,500) Kronen

alle Herrschaftsrechte an seine Unterthanen ab, dass sie ein freyes Volk seyen, wie die kleinen Cantone. Aber ein solches Beyspiel in der Nähe konnten Bern und Freyburg nicht zugeben; sie übernahmen die Schuldentilgung, besetzten das Land, und theilten es, und sofort ächtete Bern nach ächt territorialistischen Grundsätzen in Saanenland die katholische Religion, und nöthigte die Bewohner zur Gewissensfreyheit.

Die zweyte Abtheilung giebt Ausflüge in die Berge: auf den Molesson, von dessen Spitze eine der reichsten Fernsichten in der Schweiz sich öffnet; in das Galmiserthal (*vallée de Charmey*) mit den beiden Dörfern Broc (dessen Einwohner vor zwanzig Jahren *Racine's Athalia* aufführten) und Charmey mit hundertjährigen Greisen und kräftigem, unverdorbenem Menschenschlag; von da durch Val-Sainte, dessen Boden zuerst durch Mönche urbar gemacht worden, und in dessen rauher Abgeschiedenheit die verfolgten Trappisten einen Zufluchtsort gefunden hatten, wofür diese nutzlosen Müssiggänger Hunderte von armen Kindern nährten und unterrichteten; dann *à la Berra*, *aux Morteys* — anmuthig durch fette Weiden, durch seine zutraulichen Hirten (*armaillés*); endlich nach Bellegarde (Jaun) mit seinem spärlichen Boden, genügsamen Menschen, aber reich durch den Besitz grösserer Freyheiten, als irgend ein anderes Dorf des Cantons geniesst. — Für die möglichst elegante typographische Ausstattung der unterhaltenden Schrift bürgt der Name des Verlegers.

Was die Schrift No. 2 betrifft, so machte die Landschaft Saanen den Deutsch sprechenden Theil der Herrschaft der Grafen von Greyerz aus. Seit *Bonstettens* Briefen über ein schweizerisches Hirtenland ist über dieses merkwürdige Ländchen nichts Besonderes mehr geschrieben worden. Jene Briefe enthalten aber eigentlich eine Landesbeschreibung, in welcher das Geschichtliche nur nebenbey angeführt wird; *Möschings* Chronik des Ländchens aber ist ungedruckt und nach *Hallers* Urtheil ein unbegreiflicher Mischmasch von Nachrichten, die wenig erheblich sind. Diese Schrift theilt wenigstens aus dem Archiv der Landschaft Saanen einige nicht unwichtige Nachrichten mit; am meisten erfreut die Pietät, womit der Regierung von Bern gedacht wird, sowie das gesunde Urtheil über die Revolution und ihren verderblichen Einfluss auf das Wohl der Gemeinheiten und die Begriffe der Einzelnen. Entgegengesetzt der Meinung, welche in voriger Schrift in Bezug auf das Greyerzerthal ausgesprochen ist, lässt die vorliegende die Saanenthäler im früheren Mittelalter sparsamer bewohnt seyn, was neben jenem Satz gar wohl bestehen kann; dass sie aber später eine ansehnlichere Bevölkerung zählten, als wenigstens zu Anfang des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts, weist *Bonstetten* nach. Das Mittelalter zeichnet sich für diese Gegenden aus durch die Freyheiten und Rechte, welche die Unterthanen allmählich von ihren Herren erkauften, durch die Fürsorge der einfachen Thalbewohner um geistliche Wohlfahrt und durch Theilnahme an den Kriegszügen theils der Grafen, theils Berns, mit welchem die Thalleute im Jahr 1403 in Burgrecht traten. Auch Berns Oberherrschaft liess diesen Thälern noch ansehnliche Gerechtigkeiten; sie regierten sich selbst, verwalteten unabhängig ihre Justiz und Polizey, und übten auf der Landsgemeinde selbst das Recht über Leben und Tod (Bern hatte das Begnadigungsrecht). Kaum darf der Besoldung erwähnt werden, welche die mit der Verwaltung beauftragten Personen bezogen. Bey solcher beynahe ganz unabhängigen Verwaltung nahm sich dann auch die Landeshoheit dieser Leute in anderer Hinsicht wenig an; die ersten Schulen wurden durch Beysteuern des Volks im Jahr 1644 gestiftet, und zu den Kriegszügen der Berner mussten sie auf eigene Kosten ihre Mannschaft ausrüsten und unterhalten. Uebrigens verschwindet seit der Vereinigung mit Bern die besondere Geschichte dieses Völkchens, und ausser einem Beweis des Volksblutdurstes im Jahr 1650 haben nur noch ausserordentliche Naturereignisse eine besondere Wichtigkeit für dasselbe. Bey der Revolution büsste auch Saanen seine meisten Freyheiten ein, diese schienen unvertragsam mit der neuen Freyheit; dafür unterwarf sich das Volk nur ungern der aufgedrungenen Verfassung, und voreilige Schritte, in der Hoffnung, derselben sich entledigen zu können, zogen ihm die Rache der Patrioten und Menschenrechtler zu. In der bonapartischen Mediation wurde der Verlust der alten, wohlerworbenen Rechte unwiederruflich sanctionirt.

Wegen der vorkommenden Provinzialismen entschuldigt sich der Vf. damit, dass dieser Versuch von einem Landmann herkomme, der die Schriftsprache nie erlernt habe; dessen ungeachtet hätte er einige Irrthümer vermeiden können, z. B. S. 19 Reisekosten — was nur nach dem alten Sprachgebrauch richtig ist — statt Kosten einer Heerfarth; S. 29 Herzog Sporra für Sforza; S. 73 die Eroberung von Besançon; S. 74 das Erz in den Kirchthümen — statt Glocken.

Δ.

Trogen, b. Meyer u. Zuberbühler: *Topographie und Geschichte des Cantons Appenzell.* Erste Abtheilung: *Versuch einer naturhistorischen Beschreibung des Cantons Appenzell*, von *J. G. Schläpfer*, Med. Chir. Dr. in Trogen. 1829. VIII u. 230 S. 8.

Auch unter dem besonderen Titel:

Versuch einer naturhistorischen Beschreibung des Cantons Appenzell, von u. s. w.

Die Naturbeschreibung des Cantons Appenzell (diese vornehmlich versteht nach S. VI der Vf. unter Geschichte) ist bisher ziemlich vernachlässigt worden. Hr. *Schläpfer* bestrebte sich seit vielen Jahren durch eigene Beobachtungen, unter Mitwirkung seiner Freunde, diese Lücke auszufüllen, und will nun anfangen, die Resultate mitzutheilen.

Die Schrift zerfällt in drey Abschnitte: I. *Geognosie und Mineralogie*, II. *Botanik*, III. *Zoologie*. Der kleine Raum, den das Land Appenzell einnimmt, umschliesst mit ziemlich scharf abgeschnittenen Grenzen die drey Formationen des Kalksteins, der Nagelflue und des Sandsteins. Jede derselben mit ihren auffallendsten Gestaltungen, Richtungen, Mischungen, vorkommenden Fossilien und Versteinerungen, wird nun, auch in Bezug auf die umliegende Gegend (sowie auf Aus-

und Fernsichten) besonders durchgangen. Von letzten ist die berühmteste die der Ebenalp und des Wildkirchleins, aus dessen Album, das seit 1795 schon zu vier Foliobänden angeschwollen ist, einige meist in Versen verfasste Herzensergiessungen mitgetheilt werden. S. 34 geht der Vf. von den Gebirgen zu den Alpenthälern über, deren drey verschiedene bey dem Wildbad ausmünden; in dem dritten derselben trägt der Lauerwald Einiges von dem Charakter der Urwälder an sich. Versuche, auf Steinkohlen zu graben, hatten keinen lohnenden Erfolg; hingegen wird an mehreren Orten beträchtlich viel Torf gestochen, und man findet oft in diesen Torflagern Stämme von Tannen, die halb vererdharzt sind, und sehr gut als Feuerungsmittel dienen könnten. S. 60 folgt die Hydrographie oder Darstellung des Flussgebietes des Cantons. Sie musste in sofern unerheblich ausfallen, als sich kein beträchtlicher Fluss in demselben findet, hingegen durchziehen ihn mehrere wilde Waldströme; daher öftere Ueberschwemmungen. Ein Appenzeller Gesandter auf der Tagsatzung sah einst in Frauenfeld, wie aus der Thur ein Balken der Brücke von Urnäsch, worauf der Name des Baumeisters eingeschnitten stand, aufgefangen wurde, und sagte: „O das ist ein betrübter hölzerner Brief, das Wasser wird in unserem Lande viel Schaden gethan haben.“ — Bäder hingegen finden sich im Canton viele, und der Curort Gais ist weit in Deutschland bekannt.

Im IIten Abschnitt: „*Verzeichniss der Pflanzen des C. App. oder botanische Abtheilung der Naturbeschreibung*“, glaubt der Vf., ohne gerade auf Vollständigkeit Anspruch machen zu wollen, wenige der wichtigeren und interessanteren Phanerogamen übergangen zu haben. Er benutzte bey Anfertigung dieses Verzeichnisses ausser den Beyträgen einiger Freunde dieser Wissenschaft sämmtliche vorhandene Hülfsmittel. Das in einem so kleinen Bezirk der Flora Vorkommende glaubt er am zweckmässigsten unter die vier allgemeinen Rubriken der Bäume, Gesträuche, Gräser und Kräuter reihen zu können. Im Ganzen zählt er im C. App. 966 Pflanzen; hievon seyen 324 Alpenpflanzen, 114 Wiesenpflanzen, 195 Weidenpflanzen, 221 Waldpflanzen, 82 Sumpfpflanzen, 9 Wasserpflanzen, 21 angebaute Pflanzen. S. 142 folgt ein Verzeichniss der App. Pflanzen nach ihren Standorten.

Mit S. 159 beginnt der IIIte Abschnitt, die *Zoologie*, oder Verzeichniss und Bemerkungen über die im Lande vorkommenden Thiere. — *Säugethiere*. Wilde Thiere sind wenige im Canton vorhanden, da jedem Landmann zur Jagdzeit erlaubt ist, Wild zu erlegen, wie es ihm gelingt; das reissende Wild ist ganz ausgerottet; der letzte Bär wurde 1673 und der letzte Wolf 1695 erlegt. Am weitläuftigsten verbreitet sich der Vf. über den Hund und die Hundswuth, wobey mehrere besondere Fälle von wüthenden Hunden mitgetheilt werden, und der Leser sich sogar mit Namen und Geschlecht der resp. Hundeeigenthümer, sowie mit den Ehrennamen der Hühnerhunde des Vfs., muss behelligen lassen. Das Hornvieh im C. App., wiewohl die Verfertigung von Butter und Käse einen der Hauptnahrungszweige des Volks ausmacht, bildet keine eigene Race, indem wenige Kälber aufgezogen werden, sondern der Landmann es vorzieht, den Nachwuchs in Bünden und Vorarlberg aufzukaufen. Hier werden dann auch Missgeburten und Krankheiten des Hornviehs berührt. S. 196 — 209 sind den mancherley Arten Vögeln gewidmet. S. 209 — 211 werden die wenigen im Lande vorkommenden Amphibien aufgeführt. Noch geringer ist, da sich weder bedeutende Seen noch Flüsse im Canton finden, die Ausbeute an Fischen. Den Schluss macht das Verzeichniss der Insecten, welches aber bey der grossen Zahl derselben, und da kein eigentlicher Entomolog dem Vf. zur Seite stand, nach seinem eigenen Geständniss nur mangelhaft seyn kann. — Für auswärtige Leser hätten die provinziellen Bedeutungen der Worte *Heimath* und *Fürstenländer* erklärt werden sollen; auch ist es ein arger Verstoss, dass der Vf. die Thur bey Andelfingen und Rheinau in den Rhein sich ergiessen lässt.

A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die augsburgische Confessionsfeier bezüglich.

(Fortsetzung von J. A. L. Z. 1831. No. 56 u. 57.)

1) Köln, b. Dietz u. Comp.: *Die augsburgische Confession.* Zum Besten der evangelischen freyen Armenschule zu Köln am Rhein. Zweyte Auflage. 1830. 144 S. gr. 8.

2) Nürnberg, b. Campe: *Geschichte der vornehmsten Reformatoren und der Folgen ihrer Bemühungen von Jesus Christus an bis auf Martin Luther und den dreyssigjährigen Krieg.* Ein belehrendes und unterhaltendes Volksbuch zur Vorbereitung auf die Confessionsfeier am 25 Jun. 1830. Vom Professor *Oertel*, in Ansbach. 1830. 234 S. 8. (Mit einem schönen Titelkupfer, Dr. *M. Luther*, von Fleischmann gestochen.) (12 gr.)

Der Zweck des Herausgebers von No. 1 (des Herrn Consistorialraths Dr. *Bruch* zu Köln) war kein anderer, als der, jedem evangelischen Christen, der es wünscht, einen getreuen Abdruck des Glaubensbekenntnisses, in einer der Würde des Gegenstandes angemessenen äusseren Gestalt, eingerichtet zum Gebrauche bey der Festfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession, — und der freyen evangelischen Armenschule zu Köln, durch Ueberweisung des Betrags, ein ihr nützliches Geschenk zu übergeben. Der Herausgeber hat die, in dem Concordienbuche aufgenommene Recension des Bekenntnisses, welche ein öffentliches Ansehen erlangt hat, nach dem im J. 1582 zu Heidelberg in Fol. erschienenen Abdrucke, sorgfältig, jedoch hinsichtlich der Rechtschreibung nach dem neuen Gebrauch corrigirt, zum Grunde gelegt. Da aber auch die Ausgabe der Confession vom J. 1531 alle Berücksichtigung verdient, so hat Hr. Dr. *Br.*, nach einem Originalexemplare, alle Abweichungen derselben bemerkt. Dem Abdrucke der Confession selbst hat er einige schätzbare Anmerkungen nachfolgen lassen. Die erste Ausgabe dieser Schrift fand den verdienten Beyfall,

und war so schnell vergriffen, dass der Herausgeber zu einer zweyten zu schreiten sich genöthigt sah, die zwar *unverändert*, aber mit Verbesserung der in der ersten Ausgabe eingeschlichenen Druckfehler, erscheint. Er hat seinen Zweck auf eine rühmliche Art erreicht; die innere Einrichtung ist genügend, und das Aeussere elegant. Der lithographirte farbige Umschlag ist mit der Abbildung einiger Medaillen verziert. Die vordere Seite ist mit den Bildnissen *Luthers* und *Melanchthons*, nach einer combinirten Medaille (die erste von 1530, die andere von 1540), geschmückt; die auf der Rückseite befindliche Medaille ist eine getreue Nachbildung der zu Berlin, zur Verherrlichung des Denkmals erschienenen Medaille, welches dem verewigten Reformator zu Wittenberg die Huld des Königs von Preussen und die Dankbarkeit seiner Nachkommen errichtet hat. Der Avers zeigt *Luthers* Bildniss, der Revers aber das Denkmal selbst, mit der Umschrift: *durch gemeins. Verehr. begründ. u. d. K. Fried. Wilh. III errichtet. Zu Wittenberg d.* 31 *Octob.* 1824. Die Abweichungen von dem vorliegenden, sehr correcten Abdruck der Confession in der Ausgabe *Melanchthons* vom J. 1531 sind von S. 89 — 111 sehr sorgfältig verzeichnet worden. Die erläuternden Anmerkungen von 112 — 128 werden vielen Lesern willkommen seyn. Den Beschluss machen die bekannten beiden Oden: *Luther* und *Melanchthon*, von *Joh. Andr. Cramer*, jedoch mit Hinweglassung einiger polemischer Stellen.

Auch die Schrift des Hn. *Oertel* (No. 2) ist eine freundliche Gabe. Sie zerfällt in 8 Abschnitte. Der erste handelt von *Jesu*, von Johannes dem Täufer, den Pharisäern, Sadducäern u. s. w. Der zweyte enthält die *Geschichte der Apostel*, die Zerstörung Jerusalems durch Titus u. s. w. Der einfache Erzählungston ist bisweilen mit dichterischen Strophen untermischt. Von der Geburt Jesu und seinen Eltern heisst es: „— Sein Geburtsort war Bethlehem, ein Landstädtchen in Judäa, ohnweit Jerusalem. Sein *Vater* hiess *Joseph*, und war ein ehrlicher Handwerksmann, und zwar, nach einer alten Sage, ein Zimmermann. Seine Mutter hiess *Maria*; sie war aus dem Bergstädtchen Nazareth in Galiläa, und ist die sogenannte *Jungfrau Maria*, oder *Mutter Gottes* der Katholiken.“ Hie und da mischt der Vf. kräftige Stellen der heil. Schrift, nach seiner eigenen verbessernden und erläuternden Uebersetzung, ein. Nach einer treffenden Schilderung *Johannes* des *Täufers* (oder, wie der Vf. schreibt: *Baptista*) folgen einige poetische Strophen, wovon wir die erste, als Probe, hieher setzen.

Es ging ein Mann voll Geist und Segen,
Johannes, dem Erlöser vor.
Die Hügel bahnt' er ihm zu Wegen,
Riss Herzen aus dem Staub' empor.
Es bebte, wer ihn reden hörte,
Bekannte seine Fehler, kehrte
Gerührt mit thränenmattem Blick'
Zur wahren *Religion* zurück.

(Das viersylbige Wort *Religion* in der letzten Zeile hätte nicht als ein dreysylbiges gebraucht werden sollen.) Vom Apostel *Paulus* heisst es u. a. S. 21: „— Auf seiner Verfolgungsreise gegen die Christen wurde er einmal bey der syrischen Stadt Damaskus durch ein heftiges Donnerwetter so sehr in seinem Gewissen beunruhigt, dass er auf Einmal seine vorgehabte Verfolgung aufgab, und selbst ein Christ, ja sogar der eifrigste Apostel wurde, welcher besonders unter den Heiden mehr, als alle die anderen Apostel, für die Religion gethan und gelitten hat“ u. s. w. Von dem bekannten jüdischen Geschichtschreiber Josephus werden mehrere Züge seiner Tapferkeit und Kriegslist angeführt; die Eroberung und Zerstörung Jerusalems wird ziemlich ausführlich beschrieben. Der dritte Abschnitt handelt von den *Christenverfolgungen* — den eilftausend Jungfrauen, den Siebenschläfern, dem heil. Laurentius u. a., den Heidenbekehrern *Bonifacius, Karl dem Grossen* u. s. w. Das Mährchen von den 11,000 Jungfrauen, glaubt der Vf. mit vielen Anderen, sey aus der falschen Deutung einer lateinischen Grabschrift entstanden. Man fand nämlich die Wörter: *Ursula et XI M. Virg.*, und las: *Ursula et undecies mille virgines*, da es doch richtiger heissen sollte: *Ursula et undecim Martyres virgines*. Rec. erinnert sich, schon vor mehr als 20 Jahren diese Erklärung aus dem Munde eines angesehenen katholischen Geistlichen vernommen zu haben. S. 43 wird der Märtyrertod des, unter die Heiligen versetzten, Diakonus *Laurentius* erzählt, wovon Rec. ein vortreffliches Originalgemälde von *Erasmus Quetlinus* besitzt, das diesen Dulder darstellt, wie er langsam auf einem Roste gebraten wird, weil er dem römischen Statthalter, anstatt der verlangten Kirchenschätze, seine Armen und Kranken vorzeigte. *Constantin* der Grosse, *Julian, Muhamed, Bonifacius* und der Sachsenbekehrer *Karl der Grosse* werden kurz und treffend geschildert; des letzten Grausamkeiten werden nicht verschwiegen. Der vierte Abschnitt handelt von *Johann Wiklef, Johann Huss* und *Hieronymus von Prag*, und der fünfte von dem 18jährigen Hussitenkriege. Die reichhaltigen Abschnitte 6 und 7 enthalten *die Reformationsgeschichte* und andere in diese Geschichte verflochtene merkwürdige Ereignisse der damaligen Zeit, den Bauernkrieg, den schmalkaldischen Krieg, die Auftritte mit den Wiedertäufern u. a. mit vielen einzelnen charakteristischen Zügen. *Calvins* gefühlloses Verfahren gegen den gelehrten und unbescholtenen *Servet* wird S. 168 fg. kurz und bündig erzählt. Bey dem Berichte der *Pariser Bluthochzeit* wird der schöne Zug des Statthalters von Bayonne nicht vergessen, der, sich des ihm aufgetragenen Mordens schämend, nach Paris schrieb: „dass er unter seinen Soldaten zwar tapfere Männer, aber keinen einzigen Henker gefunden habe.“ Im 8ten und letzten Abschnitt werden die Ereignisse des 30*jährigen Krieges* berichtet, und die bedeutendsten Männer, welche auf dem blutigen Schauplatze wirksam waren, kurz, aber treffend, meist nach *Westenreders* historischem Kalender und *Schillers* Geschichte des 30jährigen Krieges, geschildert. Auch *Schröckhs* Kirchengeschichte ist in diesem Volksbuche hie und da fleissig benutzt worden. Doch hat der Vf. diese und andere Hülfsmittel überall mit guter Auswahl und Beurtheilung benutzt, und wir zweifeln nicht, dass er seinen Zweck bey dieser, das Volk belehrend unterhaltenden Schrift erreichen werde. Das *Lied von Wartburg*, S. 104, fällt zu sehr in das Niedrigkomische und passt nicht gut zu dem übrigen Charakter des Buchs. Druck und Papier machen der Verlagshandlung alle Ehre.

Kw — g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Hinrichsschen Buchhandlung: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst.* In Verbindung mit mehreren gelehrten Männern herausgegeben von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, königl. sächs. Hofrathe und öffentl. Lehrer der Staatswissenschaft an der Universität zu Leipzig. 1830. *Erster Band.* 570 S. *Zweyter Band.* 570 S. 8. (6 Rthlr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1829. No. 53.)

Auch der vor uns liegende Jahrgang dieser Zeitschrift enthält manchen interessanten Aufsatz, und dabey eine ausgedehntere Uebersicht der in das Gebiet der hier behandelten Wissenschaften gehörigen Literatur als die früheren Jahrgänge. Unter den Aufsätzen heben wir folgende als vorzüglich beachtungswerth aus: *Die demagogischen Umtriebe im Zeitalter der Kirchenverbesserung*, von *Pölitz* (I. 1. 1—28). Unter *demagogischen Umtrieben* versteht der Vf. die Aufregung der Leidenschaften und Bestrebungen der grossen, sittlich unmündigen, Masse, um dem gebildeteren und besonneneren Theile des Volks die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen; und dergleichen Umtriebe findet er in den Zeiten der Reformation in den Bestrebungen des *Nikolaus Storch* und seiner Anhänger, der Urheber des Bauernkrieges und namentlich des *Thomas Münzer*, sowie der *Wiedertäufer zu Münster*, deren Thun und Treiben hier in gedrängter Kürze erzählt wird. Noch interessanter möchte es vielleicht gewesen seyn, die politischen Ideen jener Zeit überhaupt herauszuheben. Denn unverkennbar ist es: nicht die Macht des Papstes und der Kirche allein war es, welche die Reformation anfocht und erschütterte; es war zugleich ein Hauptangriff auf das damals bestehende politische System unseres in seinen ersten Schritten zu seiner gegenwärtigen Bildung begriffenen Staatenwesens. Es war der erste Stoss, den das Feudalwesen des Mittelalters erlitt, weil die Civilisation damals soweit vorgerückt war, dass man dessen Unvereinbarlichkeit mit einer geregelten Ordnung der bürgerlichen Gesellschaften zu ahnden anfing. Der Unterschied zwischen *Damals* und *Jetzt* liegt nur darin, dass man damals die Gründe für die Umgestaltung des bürgerlichen Wesens in den Dogmen der Glaubenslehre suchte und zu finden glaubte, jetzo in den Dogmen der Rechtslehre; damals in der Idee der Reinheit der Kirche, jetzo in der Idee der Reinheit des Staates von fremdartigen Auswüchsen. — *Ueber die Anwendung der Platina zur Münze*, vom Regierungsrathe und Prof. *Hagen* zu Königsberg (I. 1. 29—46). Der Vf. bezweifelt die Brauchbarkeit der Platina zur Münze, wegen der Schwierigkeit, sie zu schmelzen, und zur Ausmünzung herzurichten, auch weil sie in ihrer Brauchbarkeit für andere Zwecke dem Golde und Silber nicht gleichkommt. Bey den in Russland angestellten Versuchen, sie auszumünzen, betragen die Ausmünzungskosten über mehr als 36 Procent, während die Ausmünzungskosten für Silberrubel nur auf 3 Procent angenommen werden. In Preussen betragen sie bey Silbermünzen nur $1\frac{1}{3}$ Procent, und bey Goldmünzen nur $\frac{1}{12}$ Procent. Nach den Londoner Platinapreisen stehen Silber, Platina und Gold, wie $1:3^{05}:15^{56}$; nach dem in Russland für die Ausmünzung der Platina angenommenen Fusse, wie $1:5^{22}:14^{00}$. Da unsere handelnde Welt im Silber und Golde schon eine ausreichende Masse von Münzmetall besitzt, so glaubt der Vf. nicht, dass man die Platina zur Münze bedürfe, und dass die russischen Platinamünzen ausser Russland in den Cours kommen werden. — *Stellung des Cantons Luzern in der schweizerischen Conföderation* (I. 2. 97—120); eine kurze Darstellung der neuesten, seit der Reform v. J. 1829 bestehenden rein republikanischen Verfassung dieses Schweizercantons, mit vorausgeschickten Bemerkungen über den, nicht eben sonderlich erfreulichen, politischen Zustand der Schweiz, seit der im Jahre 1814 eingetretenen Wiederaufhebung der im J. 1798 angenommenen Mediationsverfassung. — *Betrachtungen über das neue Handelssystem Englands, und über die, dem Handelssysteme Frankreichs bevorstehende, Reform*, vom Rathe *von Messritz* zu Frankfurt a. M. (I. 2. 135—160); eine Aufzeichnung der in England unter *Huskisson* geschehenen Schritte zur allmählichen Aufgebung des bisher befolgten Prohibitivsystems, und der in Frankreich gewünschten geringeren Belastung des nicht aus den Colonieen bezogenen Zuckers, der Eiseneinfuhre und Einbringung von Baumwollenwaaren. — *Ganganelli. Als Papst Clemens XIV. Eine Skizze seines inneren Lebens.* Vom Licentiaten der Theol.

Schröter, Prediger zu Grofsheringen (I. 3. 208—221); eine gut geschriebene, aus Ganganelli's Briefen gezogene, Schilderung des sittlichen Charakters dieses in der Geschichte der neueren Päpste so berühmten Papstes. In dem Geiste der Duldsamkeit und ächten Religiosität desselben sieht der Vf. den Reformator der römischen Kirche. — *Wo finden wir die Keime der kirchlich-politischen Bildung des germanischen und skandinavischen Nordens? und welche Beyträge gab die neueste Literatur zur Beantwortung dieser Frage?* Vom Prof. *Hasse* zu Leipzig (I. 3. 232—258). Die Wiege der kirchlich-politischen Bildung des Nordens von Deutschland und der skandinavischen Länder war, wie der Vf. hier zeigt, Bremen. Vorzüglich einflussreich wirkte es von der Zeit der Stiftung des Bisthums Bremen durch Karl den Grofsen im J. 787 bis in die Zeit des kühnen Erzbischofs *Adalbert*, der bis zur Würde eines Patriarchen des Nordens aufzustreben suchte (in d. J. 1043—1072), in welche letzte Zeit aber auch wegen der bekannten Streitigkeiten Heinrichs IV die früherhin nicht bemerkbare Trennung der Kirche vom Staate fällt. Vorzüglich interessant für die Kenntniss der Geschichte jener Zeit sind die seit 1825 erschienenen Schriften von *Carsten Miesegaes*, auf welche der Vf. aufmerksam macht. — *Kurze Geschichte des Anleihe- und Tilgungs-Systems in Europa*, vom D. *Bender* in Giessen (I. 4. 303—331); eine gedrängte Darstellung der Geschichte des Schuldenwesens unserer europäischen Staaten, der Hauptarten der Staatsschulden, der Art der Aufbringung der Staatsanleihen und des in England, Frankreich, Rufsland, Holland, Dänemark, Schweden, Oesterreich, Preussen, Hannover, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt angenommenen Tilgungssystems. — *Ueber die Verwickelungen in den Niederlanden vom Jahre 1828 bis 1830*; vom D. *Ernst Münch*, Prof. und Hof- und Staats-Bibliothekar im Haag (I. 4. 331—342); höchst interessante allgemeine aphoristische Worte über den Geist der Niederlande und der dort herrschenden Parteyungen, noch *vor* dem Ausbruche der belgischen Unruhen geschrieben, aber klar zeigend, woraus diese entsprungen sind, worauf sie hinausgehen, und wohin sie über kurz oder lang nothwendig führen müssen. Noch geraume Zeit vor dem Ausbruche der Unruhen sagt der Vf.: „Die Haupttendenz der Parteyen geht offenbar dahin, *Belgien von Holland abzureifsen*, und es entweder als besonderen Staat, oder vereinigt mit Frankreich durch Männer aus ihrer Mitte zu regieren. Diefs ist das letzte Ziel von Allen, wie sehr sie auch in einzelnen Partieen verschieden sind. Die Parteyen wissen wohl, dass blutiger Kampf, nach Erreichung jenes Ziels, sie wider einander treiben wird, aber jede hält ihre Kräfte für hinreichend, um sich den Sieg verbürgt zu sehen." — *Vorbedingungen zur neuen Gestaltung des Gewerbswesens*, von *Pölitz* (I. 4. 343—359). Der Vf., überall nur *Reformen* wünschend, hält die Auflösung der Zünfte zur Zeit für bedenklich. Er findet in den darauf hingehenden Vorschlägen eine revolutionäre Tendenz. Im Geiste des Systems der Reformen müssen die bisher bestandenen Stände in der wirthschaftlichen Volkseintheilung zwar aufrecht erhalten werden; allein alles orientalische oder ägyptisch Kastenartige in ihrer Mitte und gegenseitigen Stellung muss verschwinden. Namentlich verschwinden sollen im Gewerbs- und Handels-Stande die *geschlossenen* Gilden, Zünfte und Corporationen, und die herkömmliche Isolirung der verwandten Gewerbsarten. Ausserdem aber soll eine bessere Behandlung der Lehrlinge hergestellt, ihr Aufsteigen zu Gesellen durch angemessene Prüfungen zweckmässiger geleitet, der Erwerb des Meisterrechts minder erschwert, und das Wandern der Gesellen überall gehörig beschränkt, und überhaupt dafür gesorgt werden, dass die Gesellen in gehöriger Zucht und Ordnung gehalten werden können. Dieses nennt der Vf. die *Vorbedingungen der neuen Gestaltung des Gewerbswesens*. Allerdings wird es gut und nützlich seyn, diese Vorbedingungen zu verwirklichen. Allein der Hauptzweck der Aufhebung des Zunftwesens, die Gewähr der Möglichkeit für Alle, ihre Kräfte ganz frey bewegen zu können, wird dabey doch nicht erreicht werden. Ein alter Rock bleibt immer ein alter Rock, und wenn man ihn auch noch so sehr mit neuen Lappen besetzt. Er wird dadurch immer nicht passender, als er schon vorher war. Da, wo die Cur nur durch das Messer bewirkt werden kann, sind alle Salben unnöthig. Da unsere Zünfte doch über kurz oder lang aufgehoben werden müssen, so ist es gewiss besser, dazu bey Zeiten zu schreiten, als dieses zu verschieben, und sich einstweilen mit Palliativmitteln zu behelfen. *Reformiren* läfst sich der Zunftgeist nie; man suche ihn auch noch so sehr abzuschleifen. Es bleibt nichts übrig, als ihn *auszutreiben*. Und dazu giebt es nur Ein Mittel: *Aufhebung der Zünfte*; ein zwar heroisches, revolutionäres Mittel, aber, man überlege die Sache, wie man will, nur das einzige, wahrhaft praktische. — *Einige praktische Worte wegen Beschützung des Schrifteigenthums, zunächst in Beziehung auf Würtembergische und Badische Gesetze*, vom Geh. KR. D. *Paulus* in Heidelberg (I. 5. 385—416). Der Vf. sucht für *Würtemberg*, „das einzige Land der Nachdrucker im rechtlichen Deutschland", die Nothwendigkeit eines Gesetzes gegen den Nachdruck zu erweisen, theils durch allgemeine rechtliche Gründe, theils durch sehr sinnige Bemerkungen über das Ertheilen und die Nothwendigkeit der Privilegien gegen den Nachdruck; Privilegien, die, als Schutzbriefe gegen Freybeuter, eigentlich stillschweigend die Freybeuterey als ein erlaubtes Gewerbe darstellen. Da der Buchhandel, wie das Bücherwesen überhaupt, eine Sache von so eigener, complicirter, moderner Art ist, dass beide schwerlich zum Voraus unter eine umfassende Gesetzgebung zu bringen sind, auch am wenigsten die meisten Geschäftsmänner in der Staatsverwaltung und die buchstäblichen Gesetzgelehrten darüber anschauliche, deutliche Begriffe haben mögen, um zweckmässige Totalgesetze zu bilden: so hält der Vf. es für das Beste, nur gegen die

offenbaren Missbräuche und Ausartungen negative Maßregeln vorzuschreiben; und als ein solches Mittel empfiehlt er, dass die Regierungen die Erlaubniss zu Anlegung von Buchhandlungen und Buchdruckereyen nur unter der Bedingung ertheilen, dass, so bald sich eine Druckerey oder eine Buchhandlung mit dem Verkauf oder Drucke von Nachdrucken einlassen sollte, ihr Gewerbsbrief oder Privilegium auf das erste Mal suspendirt, im Wiederholungsfalle ganz eingezogen werde. In Bezug auf *Baden*, wo der Nachdruck gesetzlich verboten ist, aber der Grundsatz fest steht, das Schrifteigenthum gedruckter Schriften erlösche mit dem Tode des Eigenthümers, der sie in Verlag gab, sucht der Vf. die Unverträglichkeit dieses Satzes mit der von der Badischen Gesetzgebung überhaupt angenommenen Ansicht von der Widerrechtlichkeit des Nachdrucks nachzuweisen. Wirklich steht jener Satz auch im offenbarsten Widerspruche mit der Disposition des Badischen Landrechts (§. 577): *Der Erwerb eines Abdrucks macht den Erwerber nur zum Eigenthümer des einzelnen Stücks, nicht aber seines Inhalts, er kann also keinen Nachdruck desselben veranstalten ohne Bewilligung des Verfassers und Verlegers.* Man darf die Idee: die Schriften seyen *Gemeingut*, wodurch man solche Abnormitäten zu rechtfertigen sucht, doch wohl nicht allzu sehr auf die Spitze treiben. Schützt man einmal von Seiten des Staats das Schrifteigenthum, wie es allerdings geschützt werden muss, so muss es für alle Zeiten geschützt werden; für die Erben so gut, wie für den lebenden Verfasser. Gemeingut kann es erst werden, wenn der Eine oder der Andere ihr Eigenthumsrecht ausdrücklich oder stillschweigend aufgegeben haben. Ist die Bekanntmachung einer Schrift durch den Druck einmal als ein rechtlich bestehendes Erwerbsmittel für den Verfasser anerkannt, und gehört es unter diesem Gesichtspunct gestellt unter sein Eigenthum, so kann über den Uebergang dieses Bestandtheils seines Vermögens auf seine Erben wohl kein Zweifel seyn. — *Politische Aphorismen*; vom Director *von Weber* zu Tübingen (I. 5. 416—433). Der Hauptpunct, auf welchen der Vf. hier aufmerksam zu machen sucht, ist *der*, dass es nothwendig sey, die in der neueren Zeit unseren deutschen Staaten gegebenen Verfassungen einer Revision zu unterwerfen, und dabey die Erfahrungen zu benutzen, die man bey der bisherigen Anwendung dieser Verfassungsbriefe und ihrer Bestimmungen gemacht hat. Jedenfalls sollten die vielen darein gemischten Verwaltungsregeln daraus entfernt werden. Die nothwendige freye Bewegung der Regierung wird dadurch offenbar zum Nachtheil des Gemeinwohls gestört. Die Regierungen sind dadurch viel zu sehr gehemmt, mit dem Zeitgeiste und den stets wechselnden Bedürfnissen des Gemeinwesens fortzuschreiten. Wirklich mag man auch bey der Schöpfung unserer deutschen Constitutionen in den meisten Staaten das Volk für bey Weitem mehr politisch mündig angesehen haben, als es wirklich ist. Mit der Idee, *das Ganze stets leidenschaftslos vor dem Auge zu haben*, kann sich so mancher Abgeordnete unserer ständischen Versammlungen noch nicht recht familiarisiren. Der Districts-, Orts- und Genossenschafts-Geist, und selbst oft individuelle Strebungen, leiten ihn bey der Theilnahme an den ständischen Berathungen oft bey Weitem mehr, als das Gemeinsame. Darum arten die ständischen Discussionen so oft in Philippiken und Kämpfe *pro domo, aris et focis* aus, wobey die *res publica* ganz unbeachtet bleibt. Freylich mag dieses im Wesen des Menschen liegende Gebrechen unserer ständischen Verhandlungen nie ganz zu vermeiden seyn. Selbst in England, wo doch das constitutionelle Leben schon so lange her fest, und der in Deutschland noch in der Wiege befindliche *public spirit* schon in den Mannesjahren steht, ist, wie die neuesten Verhandlungen über die Parlamentsreformbill zeigen, dieses der Fall. Allein sehr zu wünschen wäre es doch gewiss, dass dergleichen so selten als möglich vorkomme. Sehr beachtungswerth sind gewiss auch die Bemerkungen des Vfs. über die zu starke Besetzung vorzüglich der zweyten Kammern unserer Ständeversammlungen. Diese so zahlreiche Besetzung ist gewiss der guten Sache wenig förderlich. Nicht von der Zahl der Versammlung hängt ihre Intelligenz ab; und wie wenig Wähler mögen im Stande seyn, bey ihrer Wahl die Fähigkeit dessen, den sie wählen, ausreichend würdigen zu können! Ein guter, verständiger *Landwirth* ist nicht auch schon um deswillen ein guter Land*stand*, und wer das Interesse seines Clienten vor Gericht mit Gewandtheit zu wahren versteht, kann darum nicht auch eben so geschickt seyn, die Interessen des ganzen Volks zu wahren. — Allem Uebel der Zeit — sagt *Schneller* in seiner höchst interessanten Rede über den *Zeitgeist* (1. 6. 481—509) sehr treffend — hofft der Zeitgeist zu steuern durch geregelte *Volkswortführung*. In ihr sucht man gleichsam den Philosophenstein und die Radicalcur der Politik. Sie stellte man einst gewiss zu tief, und jetzt stellt man sie vielleicht zu hoch in der Meinung. Die Volkswortführung braucht eine viel edlere Grundlage, als man gewöhnlich glaubt. Sie braucht mehr als Volkswohl, mehr als Journale, mehr als Budjet. Sie braucht *Rechtssinn*, *Tugend* und *Schwurheiligkeit*. Und dieses sind drey seltene Dinge in jeder Zeit. — *Versuch, den Begriff und den Standpunct der Kirche zum Staate nach natürlichem Rechte zu bestimmen*, vom D. *Ludwig Höpfner* zu Stolpen (I. 5. 445—455). Der Vf. sieht in der Kirche die Bildnerin des letzten Grundes rechtlicher Handlungen, des sittlich religiösen Sinnes. Sie erscheint ihm hier noch als ein Mittel zum Staatszwecke, und folgeweise als eine, nicht neben dem Staate bestehende, ihm coordinirte, Gesellschaft, sondern als eine jenem subordinirte, die jedoch der Staat höher achten muss, als jeden anderen Verein, weil sie am nächsten und stärksten zur Erreichung des Staatszwecks wirkt, und den Staat heiligt; — eine Ansicht, deren Richtigkeit sich wohl nicht verkennen lässt, so wenig solche auch dem Streben unserer Kirchenhäupter nach Unabhängigkeit und Selbstständig-

keit, und zwar in unseren protestantischen Ländern so gut, als in katholischen, zusagen mag. Das Heilige und Göttliche, das die Kirche sucht und bewahrt, kann sie zu Ansprüchen auf jene Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nie berechtigen. Das Suchen und Bewahren des Heiligen und Göttlichen liegt auch im Staatszwecke, wenn man diesen in seiner höheren Potenz erfasst. Der Freyheit der Gewissen und des Glaubens thut diese Stellung der Kirche gegen den Staat gewiss ganz und gar keinen Eintrag. Der Staat, vom moralischen Gesichtspuncte aus angesehen, wird und kann von keinem seiner Angehörigen fodern, das zu glauben, wovon er sich keine Ueberzeugung zu verschaffen vermag, und Kirchengebräuche mit zu machen, die seinen Religionsbegriffen widerstreben. Die Toleranz aller redlich handelnden Unterthanen sieht man nirgends mehr als Gnadensache an, sondern als Pflicht des Staats, und diese Ansicht schützt jeden bey seinem Rechte und bey seinem Glauben, mehr als die Kirche, die jeden Andersdenkenden aus ihrer Gemeinschaft ausschliesst, und wenn sie consequent seyn will, ausschliessen muss. — *Das Ministerium von Polignac*; vom R. von *Meseritz* (I. 6. 509—533); eine im Februar des v. J. gegebene Weissagung der Schicksale dieses Ministeriums, welche die seitdem eingetretenen Erscheinungen nur zu sehr bestätiget haben. — *Betrachtungen über die Volksvermehrung*, vom Hofr. und Prof. *Rau* zu Heidelberg (II. 7. 1—27); ein höchst interessanter Aufsatz. Der Vf. zeigt hier, durch eine Menge zusammengestellter statistischer Daten über die in der neueren Zeit vorgekommene Vermehrung der Bevölkerung der meisten unserer europäischen Länder, die Unhaltbarkeit der bekannten Lehre von *Malthus*, dass in der langsamen Vermehrung der Nahrungsmittel eines Landes die Ursache der Hemmung der Volksvermehrung zu suchen sey. Er selbst bekennt sich zu der Lehre von *Say*, dass sich die Einwohnerzahl nach der gesammten Production richte, und mit ihr zu- und abnehme; jedoch auch dieses nur unter Annahme einer gleichbleibenden Vertheilungsart der Einkünfte. Weshalb man denn auch mit gleichem Rechte die Volksvermehrung als eine Folge des *Capitalanwachses* ansehen könne, weil die arbeitende Classe, die zahlreichste und am meisten vermehrbare, ganz von dem Capitalaufwande der Unternehmer erhalten wird. Dabey sey jedoch nicht sowohl auf die Vermehrung der Capital*masse* an sich zu sehen, als auf den Capital*aufwand*, und auf den hienach sich bildenden Stand des *Arbeitslohns*, und in wiefern dieser zur gehörigen Ernährung der arbeitenden Volksclassen ausreiche. Bey einer, unter sonst gleichbleibenden Verhältnissen, eintretenden Erhöhung des Arbeitslohns sey Volksvermehrung am sichersten zu hoffen, und eine nachtheilige Uebervölkerung am wenigsten zu besorgen. Dabey setzt der Vf. das Trügliche des Verfahrens, die dermalige Bevölkerung aus der Annahme eines bestimmten Zuwachses für jedes Jahr, nach angenommenen Procentsätzen, ermitteln zu wollen, auf eine sehr überzeugende Weise aus einander. Jedes Land hat für seinen Zuwachs und die Zeit der Verdoppelung seiner Bevölkerung ganz eigene Regulatoren und Verhältnisszahlen. Aus dem gleichen Stande der dermaligen Bevölkerung zweyer Länder lässt sich keinesweges auf eine Gleichmässigkeit ihrer fortschreitenden Bevölkerung schliessen. Wie der Wohlstand verschiedener Völker nicht von dem Quantum ihrer Gütermasse abhängt, sondern von der Art und Weise, wie die verschiedenen Volksclassen daraus ihre Bedürfnisse befriediget erhalten: so steht es auch mit dem Zuwachs der Bevölkerung und ihrem Verhältnisse zu dem Volkseinkommen. Wo der Mensch in Hinsicht seiner Bedürfnisse am begnügsamsten ist, kann, unter sonst gleichen Verhältnissen, die Bevölkerung am leichtesten steigen. Darum stehen in der vom Vf. aufgestellten Stufenleiter Irland und Ungarn oben an. — *Unsere Zeit; eine Ansicht*, vom D. *Lex* zu Göttingen (II. 7. 50—59). Der Charakter unserer Zeit liegt nach dem Vf. in einem Streben nach *Erwerb und persönlicher Freyheit*. In dem letzten Puncte mag er Recht haben; weniger in dem ersten. Nicht sowohl um Erwerb scheint es dem Menschen unserer Zeit zu thun zu seyn, als um freyen Gebrauch und Benutzung der im Laufe der Zeit bereits errungenen geistigen und körperlichen Capitale; also mehr um *Genuss* als um *Erwerb*. — *Gustav III und dessen Kampf gegen den schwedischen Adel*; vom Prof. *Schulze* zu Gotha (II. 8, 97—130), eine gedrängte historische Darstellung der Regierungsgeschichte dieses in der neueren schwedischen Geschichte berühmten Monarchen und seiner Kämpfe gegen die verderbliche Aristokratie des schwedischen Adels. — *Das innere und äussere Leben; die innere und äussere Geschichte der Völker und Staaten*; vom Advocat *Martin* zu Homberg in Kurhessen (II. 8, 153—164); ein Aufsatz, dessen Ueberschrift bey Weitem mehr verspricht, als er gewährt. Das Ganze ist weiter nichts, als die Andeutung des Wunsches, dass der Bearbeitung der Geschichte der inneren Verhältnisse der Völker und Staaten mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden möge, als dieses bis jetzt geschehen ist; — ein Wunsch, in welchen zwar jeder Freund der Geschichte einstimmen muss, der sich aber eben so leicht und eben so begründet auf Einem Blatte hätte andeuten lassen, als hier auf sechsen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Hinrichsschen Buchhandlung: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst* u. s. w. Herausgegeben von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ueber das *Schuldenwesen der Staaten des heutigen Europa*, vom Geh. Rathe *Zachariä* zu Heidelberg (II. 9. 193—224 und 10. 289—320). Unter den *Staatsschulden*, von welchen der Vf. hier spricht, versteht er bloss durch Anleihen gewirkte, die vornehmste Art solcher Schulden. In Bezug auf diese Art der Staatsschulden beschäftiget sich der Vf. mit den beiden Fragen: 1) soll der Staat Schulden machen? und 2) wie hat der Staat, der Schulden machen will, oder welcher Schulden gemacht hat, seine Angelegenheiten überhaupt in dem Interesse des öffentlichen Credits zu verwalten? — schickt jedoch den Betrachtungen darüber einige Bemerkungen über das *Wesen der Staatsschulden* und über das des *Staatscredits* voraus, die uns beynahe unwillkührlich an die Lehre des berühmten Vertheidigers und Lobredners der Staatsschulden, *Pinto*, erinnern: die öffentlichen Stocks sind eine wahre in Ausübung gebrachte Geldmacherkunst. — Nach der vom Vf. hier vorgetragenen Lehre sind *Staatsanleihen*, ihrem Wesen nach, weiter nichts, als *Staatsauflagen*, welche der Staat vermöge des ihm zustehenden Staatsobereigenthums aus dem Nationalvermögen entnimmt. Als Staatsauflagen aber sind sie, weil die Steuerpflichtigen ihren Beytrag sogar freywillig darbringen, unter den verschiedenen möglichen Abgaben die vollkommensten. Abgesehen von ihrer oben angedeuteten leichten Hebungsweise, machen sie das Nationalvermögen auf eine Weise disponibel, wie es sonst nicht disponibel seyn würde, und keine Nation kann einen wohl geordneten Haushalt haben, keine zu einem immer grösseren Wohlstande stetig und ununterbrochen fortschreiten, wenn nicht die Regierung von Zeit zu Zeit, bey plötzlich steigenden Ausgaben, oder wenn durch die Auflage die Nation gehindert würde, ihre Ersparnisse einträglichen Gewerbszweigen zu widmen, oder wenn sie gar in dem regelmässigen Fortgange ihres Gewerbswesens gehindert würde, zu Anleihen ihre Zuflucht nimmt. Auch ist es eine sehr unhaltbare Meinung, wenn man sich vorstellt, es sey eine Ungerechtigkeit gegen die Nachwelt, wenn der Staat Schulden macht. „In Beziehung auf das Staatsobereigenthum ist Zukunft und Gegenwart Eines. Es ist für die Nachwelt dasselbe, ob das Nationalvermögen durch ein Staatsanlehen gemindert wird, oder durch eine gewöhnliche Abgabe. Auch ist nicht zu unterscheiden, ob die Ausgabe, für welche der Staat ein Anlehen macht, zum Vortheile der Nachwelt gereiche, oder nicht. Denn es ist überhaupt ein Irrthum, wenn man den Vortheil der Steuerpflichtigen zum Maßstabe für die Vertheilung der Steuern, oder für die Grösse des, von den einzelnen Steuerpflichtigen zu entrichtenden, Beytrags macht. Nur als eine Regel der Nationalwirthschaft kann jene Regel, wenn überhaupt, vertheidiget werden." Sieht man aber die Staatsanleihen als eine eigenthümliche Art von Auflagen an, so braucht man auch in rechtlicher Beziehung ihrenthalben nicht sonderlich bedenklich zu seyn. „Der Staat ist ja berechtigt, das Nationalvermögen als sein Eigenthum, d. h. gleich als ein unvertheiltes, ihm schlechthin gehörendes, Ganzes, zu betrachten. Er kann das Anlehen selbst erzwingen; auch ist der Staat berechtiget, seine Schulden herabzusetzen, sie sogar für gänzlich getilgt zu erklären, wenn und in wiefern er nicht weiter im Stande ist, neben dem laufenden Aufwande auch den für die Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld zu bestreiten. Die Verbindlichkeit, den Einzelnen, der dem Staate ein Opfer bringen muss, zu entschädigen, ist der einzige, wahre Rechtsgrund, aus welchem Staatsanleihen für den Staat verpflichtend sind. Ob die Gläubiger Staatsangehörige oder Ausländer sind, ist übrigens sehr gleichgültig. Auch wenn das Anlehen im Auslande gemacht, oder wenn und in wiefern das Geld von auswärtigen Capitalisten dargeliehen wird, stellt sich die Sache in *rechtlicher* Beziehung nicht anders. Denn die Inländer verwandeln dann ihre Capitalien aus freyem Willen in Bestandtheile des Vermögens derjenigen Nation, von deren Regierung das Anlehen aufgenommen wird; gerade, so wie sie dasselbe thun würden, wenn sie mit ihrem Gelde z. B. Grundstücke in dem Gebiete dieser Regierung erkauften". Dass die Regierungen von dieser, ihnen so günstigen, Rechtslehre des Vfs. keinen Gebrauch machen, liegt bloss in dem Interesse, das sie haben, ihren Credit aufrecht zu erhalten. „Dieses Interesse ist die unmittelbare und wesentliche Gewährleistung für die Rechte der Staatsgläubiger; die *causa obligandi poli-*

tica der Staatsschulden". Der Hauptgrund, warum die heutigen europäischen Regierungen einen so grossen und so fest begründeten Credit haben, ist der, dass man ihnen allen, so wie sich die Verhältnisse gestellt haben, den festen Willen zutrauen kann, ihre Schulden zu bezahlen, indem sie, *um weitere Schulden machen zu können*, auf Aufrechthaltung ihres Credits sehen müssen. „Denn alle sehen voraus, dass sie in Zukunft mehr borgen müssen". „Wie man denn überhaupt wohl behaupten darf, dass kein grösserer Staat ohne Schulden seyn darf, wenn seine Angelegenheiten mit Besonnenheit und Stetigkeit verwaltet werden sollen". — Zu solchen Philosophemen des Vfs. lässt sich weiter nichts sagen, als: *interdum et bonus dormitat Homerus.* — Von den Vortheilen, welche das Schuldenwesen unserer europäischen Staaten in Bezug auf das Verfassungsinteresse, die auswärtigen Verhältnisse, die innere Staatsverwaltung, die Freyheit des Handelsverkehrs, und den inneren Staatshaushalt, gewähren soll, können wir uns wenigstens nicht überzeugen. Wie vieles würde manche Regierung unterlassen müssen, was ihr Volk jetzo und in Zukunft drückt, wäre die Gewinnsucht unserer Capitalisten nicht allzusehr bereit, sich zum Hingeben ihrer Capitale verlocken zu lassen, und hätten sich die Speculationen der Geldmäkler nicht vorzüglich auf diesen Punct hingeworfen. Hoffentlich werden die dermaligen politischen Ereignisse und der Einfluss derselben auf den Stand der öffentlichen Effecten manchen mit Schaden klug machen. Wenigstens zeigt der dermalige Gang der Dinge auf dem Papiermarkt, dass der Credit der Regierungen auf etwas mehr fundirt seyn muss, als auf die ihm vom Vf. zugewiesene Basis, die Wahrscheinlichkeit, dass sie mehrere Schulden machen müssen. — *Ueber die wahre und falsche Politik, in ihrer Anwendung auf einige wichtige Momente des Staatslebens*; vom Prof. *Jordan* zu Marburg (II. 9, 225—237). Das Wesen der *wahren* Politik setzt der Vf. in den Gebrauch der Klugheit, im Dienste der Vernunft und der Geschichte, zur möglichst vollkommensten Verwirklichung des Staatszwecks; das Wesen der falschen oder After-Politik aber in den Gebrauch der Schlauheit, im Dienste der Sinnlichkeit, zur möglichst ausgedehnten Benutzung des Staats für die sinnlichen Sonderzwecke der Machthaber. Hienach werden die sehr divergirenden Strebungen beider in Bezug auf das Ganze des Staats, die Stellung der Regierung und des Volks gegen einander, die Staatsverwaltung, deren Sinn und Zweck, die Ansicht vom Staatszwecke und die Mittel, ihn zu verwirklichen, die Justizpflege und das Beamtenwesen, aus einander gesetzt, um zu zeigen, wie heilsam jene, wie verderblich aber diese sey. — *Zur Statistik von Baden*; vom Hofr. und Prof. *Rau* zu Heidelberg (II. 9. 238—240); einige sehr schätzbare Beyträge zur Statistik dieses deutschen Staates, nach officiellen Mittheilungen. Die Bevölkerung betrug im J. 1827 1,164,282 Seelen, und stieg in den acht Jahren von 1819—1827 um 12.8 Procent. Auf der Quadratmeile lebten 4280 Seelen. Jetzt (1830) nimmt der Vf. die Bevölkerung auf 1,220,000 an. Von der Grund- und Gewerb-Steuer kommen auf den Kopf 2.25 Gulden. — *Christian Gottfried Daniel Stein, Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster und Ritter des rothen Adlerordens; geb. zu Leipzig am 14ten October* 1771, *gest. zu Berlin am 14ten Junius* 1830; von *Pölitz* (II. 9. 241—268); eine gedrängte Herausstellung der Verdienste dieses allgemein bekannten Geographen und Statistikers um seine Wissenschaften, verbunden mit einem Verzeichnisse seiner Schriften und der von ihm in die Leipzig. Lit. Zeit. gelieferten Recensionen. — *Ein Beytrag zur Lehre von den Rechtsverhältnissen der Staatsdiener in constitutionellen Monarchieen*; vom Hofr. und Prof. *Dresch* zu München (II. 10, 327—346); sehr schätzbare Beyträge zur Lösung einiger die Verhältnisse der Staatsdiener betreffenden Fragen; namentlich: 1) *Stehen die Verwaltungsbeamten in Bezug auf Unwiderruflichkeit den Justizbeamten gleich, oder nicht?* Wird bejaht. Die wenig begründeten politischen Besorgnisse, welche die Amovibilität der Verwaltungsbeamten rechtfertigen sollen, können nichts gegen die Grundsätze einer gleichen Gerechtigkeit gegen sie, wie gegen Justizbeamte, entscheiden. Auch ist ihre unabhängige Stellung gegen die Regierung eben so nothwendig, wie die der Justizbeamten, besonders in constitutionellen Staaten. Ihre Amovibilität macht sie leicht zu Dienern der Willkühr, und doch können und dürfen auch sie nur Diener des Rechts seyn. Dass sie diesem mehr frey von positiven Regeln dienen, es mehr allgemein verfolgen, als die Justizbeamten, macht eine grössere Abhängigkeit derselben von der Regierung, besonders in kleinen Staaten nicht nothwendig. Dass man bloss die Stände als die Bewahrer des Rechts, der Regierung gegenüber, ansieht, nicht auch die Verwaltungsbeamten: dieses ist eine durchaus irrige Ansicht. Je fester der Verwaltungsbeamte steht, um so fester steht auch gewiss überall die Gewähr des Rechts. 2) *Ist der Beamte verbunden, die Befehle des Regenten und der vorgesetzten Behörden in Amtssachen, ohne Rücksicht auf seine Privatüberzeugung, zu befolgen?* Hier ist die Stellung der Verwaltungsbeamten anders, als die der Justizbeamten. Diese sind an ihre Ueberzeugung von Wahrheit und Recht gebunden, und haben dieser *unbedingt* zu huldigen; denn — wie *v. Weber über die Stellung und Bedeutung des Richteramtes im Staate* (II. 11, 385—402) sehr richtig bemerkt, zum Erkennen über das, was in einzelnen Fällen Rechtens sey, ist Niemand weniger geeignet, als der Inhaber einer Gewalt, der gern das gerechte Maass derselben überschreitet, so bald er kann; und das Recht verliert seine ganze Bedeutung, so bald es von der Gewalt dictirt wird; und darum muss der ganze Organismus der Justizverwaltung die Möglichkeit und Bürgschaft dafür geben, dass er selbstständig und unabhängig von dem Einflusse anderer Verwaltungszweige seine Wirksamkeit behaupte. Jene, die Verwaltungsbeamten, bindet diese Ueberzeugung aber nur bedingt, untergeordnet unter den Willen und die Befehle der Regierung. Sie sind darum nur zu Gegenvorstellungen gegen die Befehle der Regierung berechtiget, wenn diese mit ihrer Ueberzeugung von

Recht und Wahrheit nicht übereinstimmen. Dem Befehle aber muss gehorcht werden; sonst würde der Gehülfe der Regierung höher stehen, als sie selbst. Sein Gewissen kann der Beamte auch schon durch das Bewusstseyn der gemachten Vorstellung beruhigen. Will er dennoch lieber resigniren, als gehorchen, so kann er es: allein er thut es auf seine Gefahr. Selbst dann kann er sich der Befolgung nicht entziehen, wenn er in dem Befehle der Regierung eine Ueberschreitung der Verfassung zu finden glaubt. Jedenfalls kommt nicht ihm die Entscheidung der Frage zu: ob eine Verfügung der Regierung eine Ueberschreitung der Verfassung enthalte. Selbst der Eid des Beamten auf Beobachtung der Verfassung kann hier nichts ändern. Dieser Eid enthält weiter nichts, als eine Verpflichtung des Beamten, gegen die Verfassung nichts zu unternehmen, *in Sachen, wo er Herr ist.* Vom Gehorsam gegen die Befehle seiner Vorgesetzten kann ihn dieser Eid auf keine Weise entbinden. 3) *Sind Beamte, welche zugleich Mitglieder der Ständeversammlung, verbunden, hier für die Regierung zu stimmen? Nein*; denn, was ist der Beamte in seinem ständischen Verhältnisse anders, als ein Rath der Krone, und was jeder Rath darf, ja zum Wohl des Ganzen thun *soll*, muss auch unbedingt dem zum Mitgliede der Ständeversammlung gewählten Beamten zustehen. Steht jedoch der Regierung eine unbedingte Entlassungsfreyheit des Beamten zu, so mag sich der Beamte, *rechtlicher* Weise, nicht beschweren, wenn sie von dieser Berechtigung gegen ihn Gebrauch macht. Indess jede nur einigermassen liberale Regierung wird von dieser Berechtigung gewiss so wenig als möglich Anwendung machen. Eine Entlassung, die nichts als Rache gegen einen nicht für die Regierung stimmenden Beamten wäre, würde die Regierung mehr herabwürdigen, als in ihrem Ansehen und in ihrer Gewalt befestigen. — *Ueber die politische Unabhängigkeit der ehemaligen spanischen Colonieen auf dem Festlande von Amerika, und das Interesse, diese Unabhängigkeit anzuerkennen*; von u. s. w. *von Meseritz* (II. 11. 408—432). Der Vf. sucht hier zu zeigen, dass die früherhin der spanischen Herrschaft unterworfenen südamerikanischen Völker nicht minder gegründete, ja noch bey Weitem mehr, Veranlassung, wie die Nordamerikaner, hatten, sich als unabhängige Staaten zu constituiren; dass die factisch erworbene Unabhängigkeit dieser Staaten feststehe, und Spanien ihre Recuperation nicht ermöglichen könne und werde; und dass es rathsam seyn werde, dass die Regierungen des europäischen Festlandes in ihrer Anerkennung dem Beyspiele von England je eher je lieber folgen; — und seine hier vorgelegten Ansichten über diese Puncte verdienen allerdings Beachtung, wenn wir auch wünschen möchten, die von ihm gegebene Schilderung des Drucks der spanischen Colonieen unter der spanischen Regierung durch Anführung der Quellen seiner Nachrichten etwas mehr belegt zu sehen. Völlig einverstanden sind wir jedoch mit dem Vf. darüber, dass zur Anerkennung der Selbstständigkeit der spanischen Colonieen die übrigen europäischen Mächte den Vorgang von Spanien nicht abzuwarten haben. Denn wenn auch Spanien seine Colonieen nie wieder sich unterwerfen kann, so wird es doch seine Ansprüche darauf sobald noch nicht aufgeben. Freywillig wird es unter den vom Vf. angeführten Umständen diesen Schritt gewiss nie thun; und je länger die übrigen Regierungen zaudern, um so länger werden sie die Vortheile entbehren, die ihnen der Verkehr mit jenen Ländern hoffen lässt. Je mehr die Engländer und Nordamerikaner sich dieser Vortheile bemächtiget haben, um so schwieriger wird deshalb die Concurrenz der übrigen europäischen Staaten seyn und bleiben. — Die zwey Reden über den *Zeitgeist* vom Prof. *Schneller* zu Freyburg (I. 6. 481—508 und II. 12, 481—517) enthalten manche sehr beherzigenswerthe Andeutung dessen, was unserer Zeit vorzüglich Noth thut; schade nur, dass der Vf. mehr nach schimmernden Sentenzen und witzigen Antithesen, Vergleichungen und Bildern hascht, als nach Klarheit und Deutlichkeit seines Vortrags. Auch geht das Ganze mehr darauf hin, die Mängel und Gebrechen unserer Zeit und die desfalls rege gewordenen Wünsche anzudeuten, als anzugeben, wie und wodurch es besser werden soll. Das Einzige, was der Vf. thut, ist das, dass er jene Wünsche unter den Gesichtspunct der *Reform*, der *Revolution* und der *Reaction* stellt; zwischen welchen sehr verschiedenartigen Thätigkeitsformen der Zeitgeist hin und her schwankt, ohne darüber im Klaren zu seyn, was er denn eigentlich thun soll. — Nur darüber herrscht Klarheit, dass der sogenannte dritte Stand die Ueberbleibsel des in seinen Hauptpuncten gestürzten Lehenwesens und der Feudalaristokratie nicht mehr ertragen, sondern seine begonnene Emancipation vollendet wissen will. Eine kurze Geschichte dieses Strebens und eine Andeutung der Hauptpuncte, welche der dermalen nicht sowohl reformatorisch, als revolutionär, aufgetretene dritte Stand durch dieses Auftreten erstreben will, liefert der Aufsatz: *Die Emancipation des dritten Standes*, von *Pölitz* (II. 12, 518—534), dem der Vf. das bedeutsame Motto aus unserem Evangelium (Luc. 21, 29. 30) vorgesetzt hat: Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt ausschlagen, so sehet ihrs an ihnen, und merket, dass der Sommer nahe ist.

Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer: *Schriften* von *H. E. R. Belani.* 13ter Bd. *Die Creolin.* 1ster Th. 264 S. 14ter Bd. 2ter Th. 255 S. 15ter Bd. 2ter Th. 307 S. 1830. 8. (4 Rthlr.)

(Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1831. No. 10.)

Dass der Vf. sich auf Zeitgeschmack und Mode versteht, geht deutlich aus diesen seinen neuesten Schriften hervor. Historischer Hintergrund, bunt ausgemalte Oertlichkeit, hier die von Columbien, wobey der Vf. bald den Pinsel des Decorationsmalers, bald den des Landschafters führt, greuliche, Nerven und Mark erschütternde Scenen, der grösste Ueberfluss von Begebenheiten und Maschinerieen, eine Heldin, die den ent-

fetalichsten geistigen und leiblichen Gefahren trotzt, und Muth und Gesundheit behält, um mit dem Herzgeliebten der Wittwen, wie sie Wittwe geworden, einen Ehebund zu schliessen. Dass einige geschichtliche Personen derb in die Pfanne gehauen werden, wie z. B. Bolivar, freuet auch viele, die es lieben, das Grosse in den Staub getreten zu sehen. Dabey belehrt man sich wie im Spiel über Länder- und Völker-Kunde, erfährt Absonderlichkeiten, z. B. dass die Abkömmlinge der Ynka's kein Weiss in den Augen haben, u. dgl. m. Ob alles in den geschichtlichen und naturhistorischen Schilderungen wahr und wahrscheinlich, ob es möglich ist, soviel Anstrengungen auszuhalten, als die Creolin und ihr ungeliebter Verehrer, der Ynka's Enkel Alfonso, kümmert die Leser nicht; das Buch unterhält und frappirt sie, und damit gut. Es würde schwer seyn, irgend ein Drangsal aufzufinden, das die Heldin nicht erduldet: Schiffbruch, Feuersbrunst, Hungers- und Wassers-Noth, Erdbeben, Wanderungen durch Wüsten, Verfolgungen durch Hass und Liebe, Schweben in den Lüften, Gefecht und Auffsuchen geliebter Freunde auf dem Schlachtfeld, Gefängniss, Androhung eines schmählichen Todes, Gram über einen nichtswürdigen Vater. Die Nerven der Leserinnen werden beym blossen Lesen erschüttert, denn der Farbenauftrag ist nicht gespart, die Heldin ficht alles nicht an, sie hat sich erholt im Umsehen, und die Schönheit bleibt unbeschädigt, Knalleffecte und Malereyen folgen sich so unaufhaltsam, dass man vor lauter Schauen und Hören und Schaudern gar nicht an das Verwunderliche denken kann, wie der Creolin Leute, die man Meilenweit entfernt oder todt glaubt, im entscheidenden Augenblick zu Hülfe kommen: bald finds der spätere Gemahl Miranda und ein deutscher Arzt, von dem sich in der Folge ergiebt, dass er ein Vetter der Creolin ist; bald schützt Bolivar, bald der unverwüstliche Alfonso. Mit halb verbrannten Beinen und zerfleischtem Rücken vollbringt er noch die angreifendsten Thaten, und umzubringen ist er nun gar nicht. Wer weiss, was ihm, mit einer Cazikentochter in einem abgeschnittenen Thal bey Quito vermählt, aufbewahrt, und ob wir nicht noch einmal seine Grossthaten und Abentheuer lesen. Die Ynkaskrone hat er zwar in einen See geschleudert, indess auch ohne sie lässt sich der Thron von Peru besteigen.

Wenn auch das scheckige Allerley der Erzählung ermüdet, so wird man dennoch zugestehen, dass die Revolutionsscenen mit fester sicherer Hand gezeichnet sind. Sie machen anschaulich, welche Abscheulichkeiten und Thorheiten ein Volk begehen wird, das sich befreyt, ehe es zur Freyheit reif ist, ehe es weiss, was es denn eigentlich will. Die zügelloseste Anarchie und Häuptlinge, wie das Scheusal, der Neger Bores, und der spitzbübische Monteverdo, sind dann unvermeidlich. Nach *Voltaire's* sehr duldsamem Ausspruch ist das Buch ein gutes, denn es gehört nicht zur langweiligen Gattung.

Vir.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT u. GOTHA, b. Hennings: *Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie, für die gebildeten Stände* (Conversations-Lexikon), ein unentbehrlicher Commentar für alle dunkeln Stellen dieses Werks, vorzüglich für Dilettanten. Oder: *Versuch einer systematischen Anleitung für Dilettanten zum lehrreichen und würdigen Gebrauche des Conversationslexikons*, mit Hinweisungen auf die einschlagenden Artikel, von *B. J. E. Kulenkamp*.

Oder: *Versuch eines ästhetischen Commentars zur Allgemeinen Real-Encyklopädie* (Conversations-Lexikon), oder systematisch geordnete Einleitung für Dilettanten in Beziehung auf die Lichtseiten und Eigenthümlichkeiten einer jeden Wissenschaft und Kunst, zur Erweckung eines höheren und allgemeinen Interesses für die verschiedenen Zweige des menschlichen Wissens, mit Hinweisung auf die einschlagenden Artikel, von *B. J. E. Kulenkamp*. Erste Abtheilung. *Wissenschaft*. Zweyte Abtheilung. *Kunst*. XVI und 311 S. 1831. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

In der Einleitung versichert der Vf., dass der Brockhausischen Real-Encyklopädie ein allgemeines Repertorium fehle; er will daher eine von lebendiger Anschauung ausgehende Charakteristik der den Dilettanten besonders ansprechenden Wissenschaften und Künste nach den Eindrücken jener Sammlung den Lesern liefern. — Zuerst giebt der Vf. in Abtheilung I eine Idee von der Verwandschaft der Wissenschaften und der Kunst, und wie sie in der wirklichen Welt in einander greifen, geht dann über zu den Naturwissenschaften, zum Mineral-; Pflanzen- und Thier-Reich, zur Anthropologie, zur Naturlehre, Physik, Chemie, Mechanik, Optik, Mathematik, Astronomie, Geographie, Geschichte, deren Vorzeit, Mittelalter, neue Zeit. — In der 2ten Abtheil. geht der Vf. nach einer allgemeinen Phantasie über Kunst zu den tonischen Künsten über, zur Dichtkunst, zur lyrischen, epischen und dramatischen Poesie, zur Literatur in Prosa, Tonkunst, Vocal- und Instrumental-Musik, zur plastischen Kunst, zur italiänischen Schule, deutschen, niederländischen und französischen Schule der Malerey, zur Kupferstecherkunst und zum Steindruck, zur Bildhauer- und Bau-Kunst, zum gothischen, italiänischen und byzantischen Stil, zur Archäologie, zu ägyptischen, griechischen, hetrurischen und römischen Antiken, zur Mythologie. — In beiden Abtheilungen spricht sich der Vf. sehr gemüthlich aus im Vollgenuss der Erinnerungen aus dem Conversationslexikon, aber so dass er diese Erinnerungen in eine logische Verbindung zu bringen sucht. Der Stil der Schrift ist ansprechend.

A. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 3 1.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Oehmigke: *Ueber die Einrichtung der Bürgerschulen.* Ein Versuch von *B. G. Kern,* Rector der höheren Bürgerschule zu Jüterbog. 1828. XVI u. 342 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Allen Schulmännern, welchen es darum zu thun ist, mit der Zeit fortzuschreiten, und das Gute, wo es sich immer finden mag, für ihren Wirkungskreis zu benutzen, kann es nur erfreulich und nützlich seyn, wenn hin und wieder denkende und in ihrem Fache erfahrene Männer auftreten, und durch Mittheilung ihrer Ansichten und gemachten Erfahrungen die gute Sache zu fördern suchen. Da uns der Vf. als ein solcher erscheint, und eine Reihe von Jahren, in denen er als praktischer Schulmann wirkte, ihn besonders dazu befähigen, seine Stimme frey und unverhohlen über das Schulwesen zu äussern, so verdient sein Buch alle Aufmerksamkeit.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher über die *Eintheilung* der Schulen gesprochen wird, behandelt der Vf. seinen Gegenstand in 7 besonderen Abschnitten. Der erste spricht von den *Bürgerschulen im Allgemeinen,* und zerfällt in 5 §§., von denen die beiden ersten über den *Begriff* und die *Nothwendigkeit* derselben handeln. „Die Bürgerschule (heisst es hier) soll dazu dienen, der Jugend, die nicht zum gelehrten Stande, sondern zu den verschiedenen anderen Berufsarten des bürgerlichen Lebens bestimmt ist, die nöthige Vorbildung zu geben.“ Dieses wird dann näher aus einander gesetzt, und wir stimmen mit dem Vf. völlig überein, wenn er (S. 5) sagt: „Ueberhaupt muss bey den Foderungen an Bürgerschulen die Gelehrtenschule nie zum Maasstabe dienen,“ weil dadurch der eigentliche Zweck jener nicht erreicht werden kann. Auch ist „nicht *jede* Stadtschule eine Bürgerschule im wahren Sinne des Worts.“ Weil nämlich weder die lateinischen noch Trivial- (oder deutschen) Schulen das für die Bildung des künftigen Bürgers leisteten, was diesem zu wissen nöthig, so sah man sich genöthigt, eigentliche Bürgerschulen zu errichten. Im 3ten §., über die *Verbindung* solcher Schulen mit *Gelehrtenschulen*, erklärt der Vf., nachdem er mehrere Gründe dafür angeführt hat, sich richtig dahin: „Indess bleibt diese Verbindung immer nur ein Nothbehelf, und kann nie ganz zum Zwecke führen.“ §. 4 handelt über die *Eintheilung der Bürgerschulen in höhere, niedere* und *allgemeine.* Dass eine Classification derselben in eine höhere und niedere nur in grösseren Städten Statt finden könne, ist von selbst klar. Wenn aber der Vf. §. 5 über die *Vereinigung der Mädchen mit den Knaben in den Bürgerschulen* meint, dass in der untersten Classe beide Geschlechter unbedenklich vereinigt werden könnten, so stimmen wir ihm hierin durchaus nicht bey; wir verlangen eine Trennung derselben schon von dieser Classe an.

Der 2te Abschnitt handelt von den *Unterrichtsgegenständen.* Der Vf. zieht dazu Religion, Muttersprache, Rechnen, Mathematik, Geographie, Geschichte, [Kenntniss der] Landesverfassung und Landesgesetze, Naturkunde, nebst Anthropologie, Technologie und Chemie, Zeichnen, Kalligraphie, Gesang und fremde Sprachen, geht aber viel zu weit, wenn er alle diese Gegenstände in den Bürgerschul-Unterricht aufnehmen will, ohne dabey den alten bewährten Grundsatz: *non multa, sed multum* zu beherzigen. Denn wer die Erfahrung gemacht hat, wie schwer es schon im Allgemeinen hält, die Schuljugend nur in den nothwendigsten Wissenschaften und Fertigkeiten festzusetzen, wird mit uns einverstanden seyn, wenn wir von den obigen Unterrichtsgegenständen Mathematik, Kenntniss der Landesverfassung und Gesetze, Chemie und fremde Sprachen ausschliessen, sobald in den übrigen etwas Ordentliches geleistet werden soll. Was übrigens der Vf. über alle diese Gegenstände in den einzelnen §§. bemerkt, ist dem Zwecke angemessen, und zeigt, dass er seinen Gegenstand genau erwogen hat.

Im 3ten Abschnitt geht er zu den *Einrichtungen* und *Erfodernissen* zu einem erspriesslichen Unterrichte in der Bürgerschule fort, und handelt hier von der *Eintheilung der Bürgerschulen in Classen, der Classification der Schüler, den Unterrichtsgesetzen, dem synthetischen und analytischen Lehrgange, von der Lehrform, dem Lehrton und den Lehrmitteln* u. s. w. Im 3ten §. von den Unterrichtsgesetzen, der uns einer genaueren Erwägung werth scheint, sagt der Vf. im Wesentlichen dieses: „Beym Unterrichte hat man namentlich Folgendes zu beobachten: 1) der Unterricht fange vom Leichteren an, und schreite zum Schwereren *allmählich* fort, 2) muss er *gründlich* seyn (was sich beides jedoch von selbst versteht) — 3) den Schüler für den Lehrgegenstand *gewinnen* (ein eben so wichtiger, als schwieriger Punct für den Lehrer), 4) alle Kräfte des Menschen *harmonisch* ausbilden, (wie oft wird nicht gerade gegen dieses gefehlt!) 5) der *künsti-*

gen bürgerlichen *Bestimmung* des Schülers *angemessen* seyn, (sollte ebenfalls immer beherzigt werden, weil sonst Zeit und Mühe oft ganz unnütz verschwendet wird,) 6) muss der Unterricht nicht blos das Wissen, sondern auch das *Können* befördern; (d. h. der Schüler muss das, was er erlernt hat, auch wirklich anwenden können, weil sonst das blose Wissen fürs praktische Leben keinen Werth hat;) und 7) muss der Unterricht in den einzelnen Lehrfächern so beschaffen seyn, dass er ein *wohlgeordnetes Ganzes* bildet". Diese einzelnen Puncte werden von dem Vf. ausgeführt, und §. 5—7 über *Lehrform* und *Lehrton* — meist sehr richtig und aus eigener Erfahrung geurtheilt. — Ueber den *Lehrplan* spricht sich Hr. *K.* (S. 71) so aus: „Dieser muss bestimmen, was in jeder Classe gelehrt werden soll; wie weit sich bey jedem einzelnen Lehrgegenstande der Unterricht erstrecken darf; bis zu welcher Stufe die Schüler in einer bestimmten Zeit geführt werden müssen; ferner muss er über die bey den verschiedenen Lectionen zu befolgende Methode die nöthigen Winke ertheilen und angeben, welche Bücher als Leitfäden gebraucht werden sollen; und endlich auch andeuten, wie jedes einzelne Lehrfach mit den übrigen Unterrichtszweigen in ein natürliches Verhältniss zu setzen sey." — S. 78, wo der Vf. im 10ten §. von der Nothwendigkeit einer *Lectionstabelle* handelt, giebt er acht Puncte an, auf die man bey Entwerfung derselben zu sehen habe, welche sich aber grossentheils von selbst verstehen.

Der IVte Abschnitt giebt den *Entwurf eines Lehrplans für eine Bürgerschule mit 5 Classen, nebst einer Lectionstabelle.* Sehen wir im Allgemeinen auf die Wahl der Unterrichtsgegenstände, auf die Vertheilung derselben durch die einzelnen Classen und auf den dabey beobachteten Stufengang vom Leichteren zum Schwereren, so muss man dem Vf. das Zeugniss geben, dass er mit richtigem Blicke und praktischem Tacte dabey zu Werke gegangen ist, so wie die Art und Weise, wie er sich über die einzelnen Unterrichtsgegenstände ausspricht, nicht anders als gut und im Ganzen zweckmässig genannt werden kann. Im Einzelnen ist freylich nicht immer das richtige Mass und Verhältniss getroffen, so dass er nicht selten bey dem einen Gegenstande zu breit und weitläuftig wird, oder oft auch auf das schon mehrmals Gesagte, nur mit anderen Worten, wieder zurückkommt, während andere zu kurz und oberflächlich behandelt werden. Dass man übrigens seinen Ansichten und Meinungen nicht immer beytreten kann, liegt schon in der Natur der Sache, weil, da feste Normen sich hier zwar im Allgemeinen, aber nicht wohl für alle besonderen Fälle aufstellen lassen, ein jeder seine subjective Ansicht für die bessere halten zu müssen glaubt, und überdiess Bedürfniss oder Localverhältnisse immer mit zu berücksichtigen sind.

Der Vte Abschnitt *über die Disciplin* scheint uns besonders wichtig. — §. 1 *über Begriff und Wichtigkeit derselben*, wird erster so festgesetzt: „Alle die Anstalten und Mittel, durch welche das zur Erreichung der Schulzwecke nothwendige Verhalten, also Aufmerksamkeit, Fleiss, Gehorsam, Ordnung, Reinlichkeit, Anständigkeit, Verträglichkeit u. s. w. unter den Schülern bezweckt wird, nennt man gewöhnlich mit einem Worte *Schuldisciplin*." Nachdem der Vf. Einiges über deren Wichtigkeit gesagt hat, fährt er (S. 236) so fort: „Doch sie ist in anderer Hinsicht noch von grösserer Wichtigkeit. Die Schule soll nämlich, als eine erziehende Anstalt, nicht blos dahin arbeiten, dass den Schülern die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu Theil werden; sondern sie muss vielmehr für die Veredlung des ganzen Menschen nach Möglichkeit sorgen. Eine Schule, die diesen ihren höchsten Zweck aus den Augen verliert, hat einen sehr geringen Werth; denn was helfen alle Kenntnisse und Geschicklichkeiten ohne eine wahre Veredlung!" — Dass zwar der Unterricht — wenn er ein wirklich *erziehender* ist — zur Erreichung dieses höchsten Zweckes der Schule, der Veredlung des ganzen Menschen, viel beytragen könne, gesteht der Vf. ein; aber der Unterricht könne doch immer nur den Willen auf das Sittliche hinlenken, und desshalb müsse der Schüler auch an ein der Sittlichkeit gemässes Verhalten gewöhnt werden und Veranlassung erhalten, die sich entwickelnde sittliche Kraft im Leben zu üben; dieser Gewöhnung und Uebung wegen dürfe es daher der Schule an einer zweckmässigen Disciplin nicht fehlen. — §. 2 und 3 spricht er über die *Schulgesetze* und ihre Nothwendigkeit theils im Allgemeinen, theils stellt er solche, wie sie den Schülern gegeben werden dürften, auf. Es sind deren 21, die aber theils kürzer zusammengezogen, theils in Eins verbunden seyn könnten; doch sind sie, als Andeutungen betrachtet, zweckmäsig. Die folgenden §§. 4—7 handeln über die *Hauptmittel* zur Aufrechthaltung der Gesetze und zur Beförderung einer guten Schuldisciplin überhaupt; über die erfoderliche *Aufsicht* über die Schüler und das zur Verhütung von Vergehungen nöthige Verhalten des Lehrers, und über die Benutzung der Schüler zur Erhaltung der Disciplin, worunter besonders der 2te Punct (§. 6) von den Lehrern zu beachten ist, da diese nur zu oft selbst die Schuld von Unordnungen und Störungen, die in der Schule sonst recht gut vermieden werden könnten, tragen. Von den *Strafen* und *Belohnungen*, sowie von den *Censuren*, sprechen §. 8—15, wo sich manches Gute und Beachtenswerthe findet; denn hier kommt es ganz vorzüglich auf das *Zuviel* und *Zuwenig* an, und nur ein durchaus richtiger Tact des Lehrers und Erfahrung wird hier immer das rechte Mass und Ziel zu treffen wissen, sowie zur Ertheilung der Censuren, wenn sie gerecht und überhaupt von Nutzen seyn sollen, grosse Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Consequenz erfodert werden, wie Rec. dieses aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. — Ein wirksames Mittel ferner, dass alle Lehrer in Einem Geiste arbeiten, wovon das gute Gedeihen einer Schule grösstentheils mit abhängt, sind die *Conferenzen* der Lehrer (§. 16), welche der Vf. leider auf 2 Seiten abfertigt, da sich darüber doch so viel sagen liess, und nur wenige Schulen gefunden werden dürften, wo dieselben zweckmässig angestellt werden. Ein Haupterfoderniss, wenn dieselben den zu erzielenden Nutzen stiften sollen, scheint uns darin zu

fiegen, dafs die Lehrer an einer Schule fämmtlich brave und gewiffenhafte Männer find, und Rechthaberey, Egoismus, Neid u. f. w. von den Conferenzen ausgefchloffen bleiben; dafs alle, jedes Privatintereffe aus den Augen fetzend, nur in Einem Sinne und nach Einem Ziele hinarbeiten, ohne ihre Ideen und Meinungen als einzig unfehlbar ihren übrigen Collegen aufdringen zu wollen, oder wohl gar, aus bloffer Luft des Widerfpruchs, Dinge zu verfechten, die fie felbft nicht für wahr halten; dagegen aber ftreng auf das zu dringen, was fie für gut, wahr und recht nach ihrer feften Ueberzeugung erkannt haben, weil das leidige Eingehen in Anderer Meinung aus Schwäche der guten Sache nur fchaden kann und mufs. Wird diefes alles bey den Conferenzen nicht berückfichtigt, fo find fie nur eine leere Form, die des wahren Geiftes und Lebens entbehren, und oft mehr Verdrufs und Nachtheil herbeyführen, als wenn gar keine gehalten werden. Dafs übrigens auf die Sachkenntnifs, Rechtlichkeit und richtigen Tact desjenigen, der bey folchen Conferenzen den Vorfitz hat, das Meifte ankomme, um die verfchiedenen Meinungen der einzelnen Mitglieder des Lehrercollegiums in eine gewiffe Harmonie zu bringen, und fo das möglich befte Refultat daraus zu ziehen, fpringt in die Augen. — Was endlich der Vf. §. 17—19 über *Schulprüfungen*, *Aufnahme*, *Verfetzung* und *Entlaffung* der Schüler; *Schulfefte* u. f. w. fagt, mag im Buche felbft nachgelefen werden.

Im VIten Abfchnitt nimmt der Vf. Veranlaffung, von den *Lehrern* und *der Direction* der Bürgerfchule zu fprechen, wo er von der *Wahl* der Lehrer und der *Befoldung* derfelben, von der *Zahl* der Lehrer an einer Bürgerfchule mit 5 Claffen, und der *Anzahl* der wöchentlichen *Unterrichtsftunden* für einen Lehrer, ferner, wie die *Lehrerzahl* ohne bedeutende Koften zu vergröfsern fey, von den *Claffen*- und *Fach-Lehrern*, und endlich von der Direction handelt. Diefer ganze Abfchnitt geht alfo vorzüglich diejenigen an, denen die Organifation folcher Schulen und die Auficht über diefelben obliegt und anvertraut ift, fowie die Directoren felbft. Leider aber find diefe letzten (wir meinen die Schulvorfteher, Superintendenten u. f. w.) in der Regel zu wenig Pädagogen, oder wenn fie auch etwas von der Sache verftehen, doch häufig zu bequem, oder dünken fich wohl gar zu vornehm, als dafs fie fich viel um die ihrer Obhut anvertrauten Schulen bekümmern follten.

Der VIIte Abfchnitt beleuchtet die *äufseren Bedürfniffe* der Bürgerfchulen; es gefchieht hier des *Schulgebäudes*, der *Schulzimmer*, der *Schulbibliothek* und anderer *Hülfsmittel* beym Unterrichte, ja felbft der *Schulaufwartung* Erwähnung, und ein *Anhang* trägt diejenigen Bücher nach, welche der Vf. bey Angabe der literarifchen Hülfsmittel zu den einzelnen Abfchnitten theils überfehen, theils erft nach Vollendung feiner Schrift kennen gelernt hatte.

Man fieht aus diefer Ueberficht des ganzen Werks, wie reich daffelbe an Materialien, und wie nicht leicht irgend ein Gegenftand, der bey Einrichtung einer Bürgerfchule zu beachten feyn dürfte, vom Vf. überfehen worden ift. Uebrigens ift die Reihenfolge, in der die einzelnen Gegenftände abgehandelt werden, zu loben; fo wie es auch jedem Lehrer bey Benutzung diefes Buches willkommen feyn wird, die Literatur der hauptfächlichften pädagogifchen Schriften, die weitere Belehrung über die Sache geben, und welche der Vf. bey feiner Arbeit gröfstentheils felbft benutzte, bey den einzelnen Abfchnitten verzeichnet zu finden. Was an dem Werke zu rügen feyn möchte, bezieht fich weniger auf den Inhalt felbft, als auf die äufsere Form — die Darftellungsweife, die überhaupt zu wenig logifch, und mitunter viel zu breit und gedehnt ift. Nicht felten ift der Vf. feines Stoffes fo wenig Meifter, dafs man oft mehr fühlt und errāth, was er habe fagen wollen, als dafs er es deutlich, kurz und beftimmt hätte ausdrücken und darftellen können. — Dennoch glauben wir das Buch mit Recht allen Pädagogen empfehlen zu können.

Der Druck ift nicht correct, die gröbften Druckfehler find jedoch am Ende angezeigt.

=k.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LIEGNITZ, b. d' Oench: *Die Gewerbsverfaffung des preuffifchen Staats*. Eine alphabetifche Zufammenftellung der über die Gewerbefteuer ergangenen gefetzlichen und erläuternden Beftimmungen, fowie der damit in Verbindung ftehenden gewerbepolizeylichen Vorfchriften. Zum Gebrauche der Gewerbefteuer-Verwaltungsbeamten und der Gewerbetreibenden des In- und Auslandes. 1831. IV u. 171 S. 4. (14 gr.)

Im franzöfifchen und englifchen Staatsdienft hat jeder Dienftzweig einen folchen alphabetifch geordneten *Code adminiftratif* für die Beamten und die folche Verordnungen betreffenden Adminiftrirten. Die Auflagen find immer mäfsig, und alle zwey drey Jahre erfolgt eine neue Auflage, damit fchnell alle fpäteren Geftaltungen der Verwaltung in einem Guſs und nicht nach den Privatanfichten und der etwanigen Unwiffenheit des ausübenden Beamten vollzogen werden. — Die vorliegende fehr mühfame, aber verdienftvolle Arbeit übernimmt im franzöfifchen Dienft irgend ein Divifionschef, und pflegt, wenn er feine Arbeit von Neuem für eine neue Ausgabe revidirt, feinem Chef Bemerkungen zu übergeben, welche Mängel er im Gewebe der Refcripte und Verbefferungen fand. Hier unterzog fich einer folchen der Lieutenant *Paul Sinnhold*, Liegnitzer Regierungsfecretär und Vorfteher des Regierungsbüreaus für die Verwaltung der directen Steuern. Sehr löblich ift, dafs er feine Erläuterungen möglichft mit den Worten der Gefetze ertheilt, fowie durch häufige Rückweifungen auf generelle Artikel; er vermied zu häufige Wiederholungen, und fuchte möglichft klar den wahren Geift einer Verfügung darzulegen. Seine Arbeit ift wohlgelungen, und kann anderen lexikalifchen Arbeiten fiskalifcher oder unfiskalifcher Art zum Mufter dienen. Da das Gewerbefach in die Polizey-, Handels- und Finanz-Minifterien Preuffens einfchlägt, fo mufs diefe Schich-

tung natürlich manche Dissonanzen der nicht immer Dreyeinigen herbeyführen. Ein so kenntnisvoller Verfasser, als durch die geschickte Bearbeitung dieses nützlichen Buchs bewiesen wird, wird manche solche Fehler wahrgenommen, und wenn er sie seinen Oberen einberichtet, vielleicht die Freude haben, wie Rec. im französischen Dienst als Hypothekenberechner erlebte, nach ein paar Jahren, wo er nicht mehr im französischen Dienst fungirte und im deutschen Staatsdienst keine Anstellung wieder fand, sie durch andere Obere verbessert zu sehen, als an die er solche richtete. Möge die Anerkennung des Staats Hn. *Sinnhold* nützlicher werden, als sie dem Rec. wurde! Mit Vergnügen nimmt man bey den einzelnen niedrigen und hohen Steuer-Ansätzen die den ärmeren steuernden Mitbürger schonende Humanität des preussischen Fiscus gewahr. Rec. verglich sie mit einigen Gewerbssteueransätzen in Repräsentativstaaten, und findet die letzten zwar im Allgemeinen mäsiger, aber nicht so milde gegen die Steuerpflichtigen, deren Gewerbe wenig einträglich zu seyn pflegt. In den ganzen preussischen Gewerbsverkehr erlangt man durch dieses Buch helle Einsichten. Nur selten wird einem Gewerbskundigen nicht schnell der billige Grund des Verfügten einleuchten. Preussen erwartet übrigens im Fache der Gewerbepolizey eine Revision der Gesetzgebung.

Was Einzelnes betrifft, so freute es Rec., dass der Art. *Handmühlen* und andere verwandte niemanden wehren, sein Getreide zum eigenen Hausbedarf selbst zu mahlen, obgleich die Zwangmüller und der Staat dadurch fiskalisch leiden. Schon scheint die Technik so weit gelangt zu seyn, dass die Mahlsteuer durch Mahlmühlen mit der Hand häufig gefährdet werden kann. — Die Liegnitzer preussische Regierung empfahl dieses Werk zum Ankauf durch einen Erlass vom 12 Jan. Uebrigens ist sehr zu wünschen, dass der Vf. die preussische Classensteuer und Gewerbepolizeygesetzgebung eben so vollständig und fleissig, als das vorliegende Werk, bearbeiten möge. — Den ausländischen fiskalischen Gesetzgebern im Steuerfach ist das Studium desselben sehr zu empfehlen; denn es wird von Nutzen seyn, wenn sie sowohl den Mängeln als den Vorzügen der preussischen Fiskalität im Gewerbesache ihre Aufmerksamkeit widmen. Die zu vielen Branntweinschankstätten in den preussischen Städten und Dörfern haben so manches Nachtheilige. Desto mehr ist eine norwegensche Verordnung gerechtfertigt, dass diesen Schank nur Personen von mehr als 50 Jahren und notorisch sittlichen Betragens ausüben dürfen, aus dem rühmlichen Grunde, weil die Regierung dem Alter sehr bequeme Gewerbe wie dieses vorzüglich gönnt.

X.

ILMENAU, b. Voigt: *Everats unentbehrliches Feuerbuch für alle Stadt- und Land-Gemeinden*, oder deutliche Belehrungen über die Kunst, Feuersbrünste zu verhüten, entstandene zu löschen und Haab und Gut zu retten; nach den Grundsätzen des Pariser Spritzenkorps bearbeitet von *J. G. Petri*. 1829. XVI u. 54 S. 8.

Immerhin mag es dem Vf. gelungen seyn, die Manier der Operation des Pariser Spritzenkorps zu schildern, aber anwendbarer und gemeinnütziger für Deutschland wäre eine Darstellung des Korps der Hamburger Feuerlöscher gewesen, dem der berühmte Mechaniker Repsold lange vorstand, bis er bey einer Feuerlöschung im J. 1830 seinen Tod im Berufe fand. Hamburg hat eben so hohe Häuser und eben so enge Gassen als Paris. Hamburgs Feueranstalten sind seit einem Jahrhundert berühmt, und haben die Stadt seitdem vor jedem grossen Brande bewahrt. Auch gingen von dort aus alle neuen Verbesserungen der Feuerlöschung zuerst aus. Als die Franzosen 1811 Hamburg in Besitz nahmen, wollten sie anfangs auch die Hamburger Feuerpolizey umändern, besannen sich aber bald eines Besseren, als sie sahen, dass die dortigen Anstalten die ihrigen übertrafen, besonders in der Eingeübtheit. Wir möchten daher dem Vf. rathen, die dortige 100jährige Praxis zu studiren, und ihre Anwendung im kleineren Maßstabe den Stadt- und Dorf-Gemeinden zu empfehlen, wo natürlich solche Anlagen nicht ganz zweckmäsig und sogar unnütz sind.

Der sogenannte erste Theil ist eine Compilation mancher Feuersicherungsmittel bey Neubauten und durch gute Löschanstalten. Der zweyte Theil stellt die von Hn. *Petri* bewunderten Thaten des Pariser Spritzenkorps dar. Die Wassertonnen sind in Paris nach der Titelvignette verbessert worden, ebenso die eschenen italiänischen und die Haken-Leitern mit Sprossen von Kornelkirschenholz. Das Spritzenkorps hat eine Menge nützlicher Geräthschaften und Takelwerk. Nach jeder Benutzung wird alles Gebrauchte genau revidirt und sofort wieder hergestellt. Es folgt das praktische Verfahren des militärisch organisirten Spritzenkorps, das gewohnt ist, da, wo leicht feuerfangende Sachen vorhanden, solche anfänglich mit nassem Mist, Stroh, Heu und Erde zu bedecken. Anders verfährt die Feuerlöschung bey anfangenden Bränden in kleinen Räumen, anders, wenn ganze Gebäude schon ergriffen sind, oder bloss Dächer in Brand stehen. — Uebrigens ist in London, bey dem leichten Hausbau und den häufigen freyen Räumen zwischen den Häusern und den breiten Strassen, das Löschen des Feuers nicht sehr schwierig, zumal da die Gebäude selten viele Stockwerke haben. Aber auch dort erkannte man stets die hohe Sorgfalt des von einem Repsold eingeübten Korps der Feuerlöscher in Hamburg an, und besonders die Phönixassecuranzgesellschaft führte schnell jede praktische Verbesserung des in seinem Fache noch unübertroffenen Deutschen ein, dessen wichtiges Andenken Hr. *Petri* nicht einmal erwähnt.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Friedrich Fleischer: *Recension einer Recension über meine Ausgabe des Evangelisten Matthäus*, vom Prof. Dr. *Fritzsche* in Rostock. 1828. II u. 52 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Evangelium Marci* recensuit et cum commentariis perpetuis edidit Dr. *Car. Freder. Augustus Fritzsche*, in acad. Rostochiensi Prof. theol. ordin. Auch unter dem Titel: *Quatuor Evangelia* recensuit et cum comm. etc. edidit Dr. *C. F. A. Fritzsche* etc. Tom. II. *Evangelium Marci*. 1830. XLVIII u. 803 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1828. No. 21 fg.]

Hatte Hr. Dr. *Fr.* bereits in seiner Ausgabe des Matthäus über die Ansichten anderer verdienter Exegeten hie und da in einem Tone gesprochen, welcher von mehreren Seiten, als der Würde der Wissenschaft unangemessen, einer gerechten Rüge nicht entgehen konnte, so scheint er sich in No. 1 recht eigentlich selbst überbieten zu wollen, um seinem Unwillen für immer Raum zu schaffen. In soweit diese Recension einer Recension (bekanntlich die Beurtheilung der Ausgabe des Matthäus in der Hall. Allg. Lit. Zeit. 1828. Januarheft) eine ausführliche Antikritik ist, liegt sie ausser der Sphäre unserer Kritik, und wir haben daher mehr auf die Art und Weise, wie der Vf. sich zu vertheidigen sucht, als auf die Streitpuncte selbst, unsere Aufmerksamkeit zu richten. Was aber jene Art und Weise betrifft, so muss Rec. bekennen, dass er die ganze Schrift mit dem grössten Unwillen aus der Hand legte. Wenn man auf jeder Seite die Vorwürfe der Absurdität, der Blindheit, Grobheit, Bosheit, Unwissenheit u. s. w. lesen, und die gegen des Rec. Ausstellungen, wenn auch zum Theil mit gutem Grunde, gemachten Erinnerungen wiederholt durch die, nicht selten gemeinen Invectiven unterbrochen sehen muss: glaubte denn der Vf. dadurch seiner Ehre und der Sache der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen? Es genüge, nur Eine Stelle zum Beweis anzuführen. S. 52 bemerkt er über den Schluss der gerügten Recension: „Höchst posserlich ist der Schluss. Mit anderen Worten sagt da Rec. Folgendes: „„Lieber Fritzsche, ich habe dich zwar auf das unbarmherzigste durchgezogen, so dass *kein Hund mehr von dir einen Bissen Brot nehmen möchte*, ich habe diess gethan, ohne zu wissen, was du gewollt, ja selbst ohne zu wissen, was ich gewollt. Das Eine weiss ich, ich habe sehr grob und arrogant seyn wollen, und sehe, dass mir diess wohlgelungen ist. Aber, liebster Freund, antikritisire mir um Gotteswillen nicht; hörst du?““ Man würde sich wundern, wie ein Gelehrter in seinem Ingrimme sich soweit vergessen konnte, wenn uns der Vf. nicht selbst darüber Aufschluss gäbe. In der Vorrede nennt er seine Werke die Producte unbefangener Forschung und der angestrengtesten Thätigkeit; in Beziehung auf die damals noch nicht erschienenen Commentare zu Marcus sagt er voraus, dass sie dadurch, dass er viel mehr Zeit auf sie habe verwenden können, an Gründlichkeit gewonnen hätten. Rec. hat bereits früher in dieser Allg. Lit. Zeit. das Verdienstliche der exegetischen Leistungen des Vfs. anerkannt; seine Beurtheilung ist ihm vielleicht nicht zu Gesichte gekommen: der Vf. würde aber gefunden haben, dass beide Beurtheilungen in sehr vielen Ausstellungen mit einander zusammentreffen, und diess hätte ihm doch Veranlassung geben können, weniger befangen und unbescheiden über sich selbst und Andere zu urtheilen. Die Beurtheilung der Commentare zu Marcus, zu welcher wir nun übergehen, wird uns Gelegenheit geben, auf einige bereits früher zu Matthäus besprochene, sowie von dem Vf. in der Schrift No. 1 wieder zur Sprache gebrachte Puncte zurückzukommen.

In der Vorrede zu No. 2 verbreitet sich der Vf. wiederum ausführlich über die kritischen und exegetischen Grundsätze, nach welchen er diesen Commentar bearbeitet habe, und man möchte fast vermuthen, als sey er der ernstlichen Meinung, eine ganz neue Bahn gebrochen zu haben. Hinsichtlich der Kritik sagt er selbst S. XV: „*Quodsi quis ex me quidnam Critici munus amplexus ad Marcum emolumenti aut attulerim aut afferre voluerim, percontetur, me tum vera superiorum Criticorum judicia novis passim firmioribusque rationibus munivisse, tum falsas eorum sententias, quibus docte erratum videbatur (nam indoctas vel tacui vel paucis exagitavi) non superbo fastidio sed argumentorum auctoritate refellisse, tum in haud paucis locis, quae nondum essent in suspi-*

cionem vocata, ad certa menda primum digitos intendisse affirmem." Was den exegetischen Theil der Commentarien betrifft, so befolgt er denselben Plan, wie bey dem Matthäus, der, wie er S. XIX wiederholt erklärt, darin besteht: *Evangelia sic explicare ut sacrorum scriptorum mentem e linguae legibus quibus obedivissent, ex sententiis quibus vel ipsi vel eorum aequales ducti essent, ex antiquitatibus et ceteris philologicae interpretationis praesidiis eruam.* Obschon nun diese in der Vorrede weitläuftig aus einander gesetzten Grundsätze keinesweges von dem Vf. zuerst aufgestellt und befolgt worden sind, so muss man ihm doch das Verdienst zugestehen, dieselben auch bey seiner Bearbeitung des Marcus auf eine Weise geltend gemacht zu haben, wodurch Kritik und Erklärung dieses seither immer mehr oder weniger stiefmütterlich behandelten Evangeliums wesentlich gefördert worden sind. Dass er bey seinem Bestreben, selbstständig zu verfahren, sich in Einzelnheiten hie und da übereilte, oder, um uns seines Ausdrucks zu bedienen, sich ein *docte errare* zu Schulden kommen liess, wollen wir ihm bey dieser im Allgemeinen sehr verdienstlichen und mit nicht zu verkennendem Fleisse und Streben nach Gründlichkeit abgefassten Bearbeitung des Marcus um so weniger hoch anrechnen, als er selbst über abweichende Meinungen Anderer bescheidener sich ausspricht als früher.

Was zuvörderst die Prolegomenen betrifft, so handelt der Vf. §. 1 *de Marco libri scriptore.* Er behauptet mit Recht, dass der Evangelist Marcus mit dem Johannes Marcus der Apostelgeschichte eine und dieselbe Person sey; die Nachrichten der Kirchenväter über den Marcus werden kritisch beleuchtet, und fast alle in Zweifel gestellt. Dasselbe geschieht im §. 2: *Patrum ecclesiasticorum de libri origine commenta.* Dass diese Nachrichten sich oft widersprechen, dass sie sich oft auf blosse Vermuthungen, z. B. nach 1 Petr. 5, 13, gründeten, mag zum Theil zugestanden werden; allein diess berechtigt noch nicht zu der Folgerung, welche Hr. *F.* S. XXX entschieden ausspricht: „*his scriptorum ecclesiasticorum placitis nihil plane fidei adjungendum esse facile intelligitur*", obschon Rec. den Nachrichten der Väter ein so bedeutendes Gewicht, als *Hänlein* in seiner Einleitung thut, beyzulegen keinesweges gesonnen ist. Wir fassen zugleich noch einen zweyten Gegenstand ins Auge, der mit jenem in genauer Beziehung steht. §. 3 spricht der Vf. *de libri indole*, und zwar zunächst *a. de scriptoris consilio*, wobey er S. XXXV zu dem Resultate gelangt: „*Itaque Marcum ita Evangelium suum adornavisse existimo, ut et judaicae et barbarae stirpis hominibus usui esse posset*". Diess letzte bedarf aber einer genaueren Bestimmung. Zur Verabfassung der Evangelien wurden die Apostel und Evangelisten nicht zunächst durch die Absicht, schriftliche Urkunden über die Erscheinung Jesu, als des Messias, zu hinterlassen, als vielmehr durch den Umstand veranlasst, dass in der Mitte der Christusbekenner Gegensätze geltend wurden, und unter dem ersten Gange der Entwickelung des Christenthums geltend werden mussten, welche dem weiteren Fortbestehen desselben gefahrdrohend wurden, wenn nicht die geschichtliche Wahrheit der Erscheinung Jesu als des Messias von den Augenzeugen und glaubwürdigen Männern gegen vorhandene oder noch mögliche Irrungen durch schriftliche Zeugnisse gesichert wurde. Als solche Gegensätze in der apostolischen Zeit erscheinen das Judenchristenthum und das Paulinerchristenthum. Nicht für Heiden, noch für Juden waren unsere Evangelien bestimmt, bey denen wohl diese Schriften wenig Erfolg haben konnten, sondern entweder für Juden- oder Heiden-Christen. Für erste schrieb Matthäus, für letzte Johannes; Lukas und Marcus für beide nach ihrer Vereinigung. Dauerte der Kampf zwischen den Petrinern und Paulinern (1 Cor. 1, 12) noch immer fort, so musste das Zeugniss eines Mannes über die Erscheinung Jesu als des Messias von hoher Wichtigkeit bey denen seyn, die durch jenen Widerspruch leicht irre geleitet werden konnten, welcher, wie unter allen Gemeinden bekannt, mit den beiden Aposteln Petrus und Paulus in langjährigem Umgange im Dienste des Evangeliums gestanden hatte. Aus der Apostelgeschichte sehen wir, dass Marcus, wiewohl anfangs Judenchrist zu Jerusalem, frühzeitig ein Gefährte des Apostel Paulus, als Heidenbekehrer, wurde; aus den Paulinischen Briefen, dass er fast an allen Orten, wo Paulus gelehrt hatte, bekannt war; aus 1 Petr. 5, 13, dass er eben so später mit dem Petrus vertrauten Berufsumgang hatte, und in den kleinasiatischen Gemeinden geschätzt wurde, indem er diese durch den Petrus grüssen liess. Erwägen wir dieses Verhältniss, so musste in dem Streite zwischen den Judenchristen und Heidenchristen, zwischen Petrinern und Paulinern, das Zeugniss eines Mannes über die Erscheinung Jesu als des Messias von dem grössten Gewichte seyn (wenn es auch im Uebrigen nichts Neues enthielt), welcher, wie man allgemein wusste, ein gleich treuer Freund und Gefährte wie des Petrus, so des Paulus gewesen war. Und dann ist es nicht so unwahrscheinlich, dass Marcus auf Veranlassung des Petrus und des Paulus sein Evangelium geschrieben haben könne; daher die alte Sage als eine παράδοσις τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων bey *Euseb. h. e.* VI, 14 aus dem Clemens von Alexandrien gewiss nicht so ganz aus der Luft gegriffen seyn mag, wenn sie auch sehr erweitert worden war. — Vollkommen stimmen wir dagegen dem Vf. bey, wenn er unter *β. quibus Marcus usus fuerit auctoribus?* entschieden behauptet, Marcus habe seine Schrift aus den Evangelien des Matthäus und Lukas zusammengestellt; nur, wie wir wahrscheinlicher finden, nach dem griechischen Texte des ursprünglich hebräischen Matthäus. Matthäus wurde von den Judenchristen, Lukas mehr von den Paulinerchristen für die Vertheidigung ihrer Grundsätze gebraucht: Marcus tritt zwischen beide Parteyen, um den Irrthum und Widerspruch zu lösen. Zu diesem Endzwecke genügte gleichsam eine *epitome evangelii*,

in denjenigen, für welche er seine Schrift bestimmt hatte, die beweisenden Thatsachen des Evangeliums theils aus dem mündlichen Unterrichte, theils vielleicht aus Matthäus und Lukas, schon bekannt seyn mussten. Diese Bemerkung dürfte noch bey Beantwortung der Frage: *Quomodo Marcus auctoribus suis usus fuerit?* — welche der Vf. unter γ. behandelt, zu berücksichtigen seyn. Hinsichtlich der Zeit, in welcher Marcus sein Evangelium geschrieben, behauptet der Vf., mit Verwerfung der auf den Angaben der Väter beruhenden, sich widersprechenden Nachrichten: „*hoc tantummodo certo dici potest, Marci novissimum esse Evangelium, quippe cujus auctor Matthaei, Lucae et Johannis commentarios in consilium adhibuerit*". Allein dass Marcus den Johannes zu Rathe gezogen habe, hatte zwar der Vf. S. XL fg. durch Vergleichung von 5 Stellen wahrscheinlich zu machen gesucht; er gesteht jedoch selbst zu, dass diese Stellen „*et numero pauca et pleraque, si ipsa spectentur, ad argumentandum ambigua*" seyen, und legt dann nur auf die Uebereinstimmung in dem Worte πιστικός (Marc. 14, 3. Joh. 12, 3) ein besonderes Gewicht. Dass aber dieser Gebrauch eines und desselben Wortes nicht beweist, Marcus habe deshalb den Johannes benutzt (und liesse sich deshalb nicht auch der umgekehrte Fall mit gleicher Wahrscheinlichkeit denken?), leuchtet ein, und so leidet die obige Behauptung: *hoc certo dici potest* — noch einige gegründete Zweifel; abgesehen davon, dass Marcus, wenn er den Johannes benutzt hätte (dessen Schrift jedoch als ein *scriptum epistolicum* in den ersten Jahren nach ihrem Erscheinen weniger verbreitet worden seyn dürfte), gewiss Ursache hatte, auch aus dieser eine *epitome* seiner Schrift einzuverleiben.

Wir wenden uns nun zu den Commentarien selbst. Die äussere Einrichtung ist dieselbe, wie bey dem Matthäus. Einer ausführlichen Inhaltsangabe jedes Abschnittes folgt der von dem Vf. nach eigener Recension gegebene griechische Text. In der Feststellung dieses letzten ist er nach denselben Grundsätzen verfahren, und er weicht daher sehr von dem *Griesbachischen* ab, wovon uns gleich das erste Capitel mehrere Beweise giebt. Gleich im zweyten Verse liest Hr. *Fr.* statt ἐν Ἡσαΐᾳ τῷ προφήτῃ bloss ἐν τῷ προφήτῃ, worin wir ihm vollkommen beystimmen. Sowohl die Lesart ἐν τοῖς προφήταις, als ἐν Ἡσαΐᾳ τ. πρ., tragen die Kennzeichen einer Emendation an sich, deren Gründe einleuchten. Indem Marcus dabey zunächst an die Stelle des Malachi dachte, dann sogleich die seinen Lesern bekannte Stelle des Jesaias hinzufügte, bedurfte es nicht der besonderen Erwähnung des letzten. In demselben Verse verwirft der Vf. mit *Griesbach* die Worte ἔμπροσθέν σου als entschieden unächt; warum hat er sie aber in den Text wieder aufgenommen, da sie schon *Gr.* gestrichen hat? Was die streitige Verbindung der vier ersten Verse betrifft, so construirt der Vf. nach dem Vorgange Anderer: ἀρχὴ τοῦ εὐαγγ. — τοῦ Θεοῦ ἐγένετο Ἰωάννης βαπτίζων — εἰς ἀφ. τῶν ἁμ., ὡς γέγραπται ἐν — τὰς τρίβους αὐτοῦ. Dem Sinne nach ganz richtig; Marcus scheint jedoch nicht ohne Grund diese Gedankenverbindung getroffen zu haben, um durch den Zwischensatz ὡς — τὰς τρίβους αὐτοῦ die Erscheinung des Täufers im Voraus als bedeutungsvoll einzuleiten. In grammatischer Hinsicht übrigens ist nicht bloss wegen der weiten Trennung der Worte ἀρχὴ — ἐγένετο u. s. w., sondern schon an sich diese Construction hart und unzulässig. Könnte man auch die Worte: ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου ἐγένετο Ἰωάννης sprachgemäss mit Hn. *Fr.* übersetzen: *principium faustae de Jesu Christo, Messia, praedicationis exstitit Joannes*, so lässt sich doch damit der Beysatz: βαπτίζων ἐν τῇ ἐρήμῳ καὶ κηρύσσων u. s. w., welcher zwar nicht völlig gleichbedeutend, aber im Grunde doch nur eine nachdrücklichere Umschreibung des einfachen ἐβάπτισε und ἐκήρυξε ist, (Joh. 1, 6: ἐγένετο ἄνθρωπος ἀπεσταλμένος —) nicht gut vereinbaren. Rec. supplirt daher lieber mit früheren Erklärern zu ἀρχὴ — ἦδε ἦν, und construirt dann ὡς γέγραπται — ἐγένετο Ἰ. βαπτ. Dass dann vor ἀρχὴ der Artikel ἡ ἀρχὴ, und nach ἐγένετο stehen müsse γάρ, ist nicht nothwendig; z. B. Matth. 1, 1: βίβλος γενέσεως, und bey der engen Verbindung beider Gedanken: ὡς γέγρ. und ἐγένετο würde γάρ völlig überflüssig seyn. — Im 4ten V. löst der Vf. die Genitivverbindung: βάπτισμα μετανοίας so auf: *baptismum qui poenitentia obstringeret;* richtiger drückt wohl der Genitiv die Verbindung des einen mit dem anderen aus, wie der Vf. selbst zu Cap. 14, 13 bemerkt, und dann ist der Sinn: *baptisma quod cum poenitentia esset conjunctum;* denn die μετάνοια musste auch der Taufe vorausgehen (Matth. 3, 8). Auch hätte wohl der gleichsam stehend gewordene Ausdruck βάπτισμα μετανοίας (Luc. 3, 3. Apostelgesch. 13, 24. 19, 4) von der Johannistaufe eine ausführlichere geschichtliche Erklärung in einem so ausführlichen Commentar verdient. — V. 5 liest der Vf. statt καὶ ἐξεπορεύετο — ἐξεπορεύοντο; er streicht πάντες nach Ἱεροσολυμῖται, und schiebt es nach dem folgenden καὶ ἐβαπτίζοντο wieder ein. Wenn wir die erste Aenderung zu gewagt finden, so ist die letzte dagegen durch gewichtige Gründe gerechtfertigt. Im 6 V. schreibt der Vf. statt Ἰωάννης — ὁ Ἰωάννης: „*quod melius convenit in h. l.: Joannes qui jam est commemoratus*"; allein die *auctoritas Codd.* ist hier zu gering, und dass die Verfasser des N. T. so streng im Gebrauche des Artikels gewesen, als neuere Grammatiker fodern, ist nicht zu erweisen. Eben so wenig Autorität hat die Weglassung des μὲν V. 8 für sich; der Vf. meint, es sey hier aus Matth. 3, 11 und Luc. 3, 16 eingeschoben. An derselben Stelle spricht er von den Gründen, warum Marcus in seinem Evangelium nichts von der Geburt und Jugendgeschichte Jesu erwähnt habe, und beurtheilt hierüber die verschiedenen Vermuthungen. Die Frage ist nicht so unwichtig, und scheint uns eben so wenig durch die Voraussetzung einer beliebigen Wahl von Seiten des einen oder des anderen Evangelisten hinreichend beantwortet zu seyn. Der Vf. sagt nämlich S. 16: „*quum hac una quatuor Evangelia mente composita sunt* (allein beym Johannes ist num-

mehr wohl erwiesen, dass noch andere Rücksichten obwalteten), *ut ex vitae Jesu descriptione eum fuisse Messiam intelligeretur, re ipsa spectata duobus potuisse modis illi satisfieri consilio confitebere; et ut a capite res arcesseretur mandatisque Jesu originibus litteris eum, qua Messiam oportuerit, lege natum esse ostenderetur, quam viam Matthaeus ingressus est et Lucas, et ut gravissima tantummodo vitae ejus pars accurate scriberetur, quod Marcus faciendum putavit. Frustra autem mihi cur quisque alterutrum potius animo proposuerit, quaeri videtur.* Allein der wahre Grund dieser Erscheinung liegt in dem ersten Verse unseres Evangeliums deutlich ausgesprochen. Kein Evangelist hat daran gedacht, eine eigentliche *descriptio vitae Jesu Christi* zu geben: das εὐαγγέλιον wollten sie verkünden, d. h. lehren, dass der Davids- oder Gottes-Sohn erschienen sey, und die βασιλεία τοῦ Θεοῦ verheissen, eröffnet habe, als der κεχρισμένος πνεύματι ἁγίῳ. Mit der Johannistaufe, wodurch Jesus als solcher öffentlich erklärt wurde, und welches der Anfang der Verkündigung des ἤγγικεν ἡ βασιλεία τοῦ Θεοῦ durch den Jesus Messias selbst war, beginnt daher die Periode des Evangeliums, und reicht bis zur Auferstehung desselben. An diesen Abschnitt sich zu halten, genügte für den Zweck der *epitome evangelii* unseres Marcus, der für Christen schrieb, denen das übrige, für den wahren Zweck eines Evangeliums Ausserwesentliche schon bekannt war, und er deutet dieses selbst im ersten Vers durch die Worte ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου an, während Matthäus und Lukas als vorbereitende Abschnitte auf das eigentliche Evangelium die Nachrichten von der Geburt, der Auferstehung, Einiges aus der Jugendgeschichte Jesu, sowie Johannes des Täufers, vorausschicken, der Apostel Johannes aber schon wegen des besonderen Endzweckes seiner Schrift, nur zu erzählen, was er selbst erlebt hatte im Umgange mit Jesu, diese Nachrichten mit Stillschweigen zu übergehen hinreichenden Grund hatte.

Die meisten kritischen Verbesserungen im Folgenden sind von der Art und betreffen solche Lesarten, dass die Entscheidung hierüber wohl schwerlich je auf unumstössliche Gründe wird gebracht werden können. Vers 9 nimmt der Herausgeber das von *Griesbach* gebilligte ἐκ τοῦ ὕδατος statt ἀπὸ τ. ὕ. auf; Vers 11 statt ἐν ᾧ εὐδόκησα — ἐν σοὶ ηὐδόκησα; Vers 12 εὐθέως für εὐθύς; Vers 13 ἦν ἐκεῖ ἐν τῇ ἐρήμῳ statt ἦν ἐν τῇ ἐρήμῳ. Mit dieser letzten Aenderung kann jedoch Rec. am wenigsten zufrieden seyn; das doppelte ἐκεῖ ἐν τῇ ἐρήμῳ siehet wegen des gleich vorhergehenden εἰς τὴν ἔρημον zu sehr einem Glossem ähnlich, wenn sich auch ein solcher Pleonasmus durch mehrere Stellen der Alten rechtfertigen lässt. Nicht alle vom Vf. angeführten sind jedoch hier treffend. Wir würden mit *Millius* ἦν ἐκεῖ vorziehen. — Die Worte Vers 13 ἦν μετὰ τῶν θηρίων verstand man gewöhnlich so, als habe Marcus eine von Menschen ganz entblösste, unbewohnte Gegend bezeichnen wollen. Unser Herausgeber will diese Worte mehr mit dem Folgenden καὶ οἱ ἄγγελοι διηκόνουν αὐτῷ verbunden wissen. Er sagt: *Hinc Marcum verbis* καὶ ἦν etc. *causam reddere existimo, cur angelos, ut statim dicit, cibis providere Jesu oportuerit, quippe quum inter ferarum lustra degeret, humani auxilii plane inopi* etc. Diese Bemerkung ist sehr richtig; noch deutlicher wird jedoch der Grund, warum Marcus dieses Umstandes: ἦν μετὰ τῶν θ. besondere Erwähnung thut, wenn man erwägt, dass jene bestimmte ἔρημος, welche hier gemeint wird (εἰς τὴν ἔρημον), den ganzen weiten, meist von Bergen und Thälern durchschnittenen Landstrich im Westen und Nordwesten der Stadt Jericho, nach dem todten Meere hin, bezeichnete, in dem es zwar viele Weideplätze, aber keine festen Wohnsitze für Menschen gab. An vielen Stellen hielten sich Menschen auf, Hirten mit ihren Heerden; andere waren völlig unwirthbar, von wilden Thieren durchstrichen, und diese wollte ohne Zweifel Marcus bezeichnen. — V. 15 κηρύσσων — καὶ λέγων. Hr. *Fr.* streicht καὶ; der innere Grund ist nicht gewichtig genug, und die Zusammenstellung der beiden Participien ohne Bindewort wird etwas hart, was bey unserem Marcus, der die Bindewörter, vorzüglich καὶ, ungemein liebt, um so mehr auffällt. In demselben Verse erklärt der Vf. πιστεύετε ἐν τῷ εὐαγγελίῳ sehr richtig: *per evangelium ad fidem adducimini.* Die Bedeutung des πιστεύειν ἐν τινί, wozu jederzeit das Object aus dem Zusammenhange ergänzt werden muss, erhellet recht deutlich aus Joh. 16, 30: ἐν τούτῳ πιστεύομεν, ὅτι — desswegen glauben wir, dass du gekommen bist, nämlich ἐν τούτῳ: ὅτι οἶδας πάντα. An unserer Stelle ist εὐαγγέλιον die Verkündigung des Gottesreiches durch die Worte: ἤγγικεν ἡ βασιλεία τοῦ Θεοῦ, und zu πιστεύετε muss als Object des Glaubens aus dem Vorhergehenden ergänzt werden: ἤγγικεν τὴν βασ. τοῦ Θ. — Unter mehreren treffenden Erklärungen heben wir nur hervor, dass V. 19 καταρτίζοντας, welches man immer *reficere, sc. scissa retia,* erklärte, richtiger erklärt wird: *in ordinem redigere.* — Vers 23 wird jedoch irriger Weise ἦν mit ἐν πνεύματι ἀκαθάρτῳ verbunden, d. h.: *in eorum conventu sacro homo erat in impuro genio, i. e. vel in turpis daemonis potestate, vel (quod praeferam) homo cum malo daemone intime nexus.* Der Vf. übersieht hier die enge Verbindung des ἦν mit ἐν τῇ συναγωγῇ; daher ἐν τῷ πνεύματι ἀκαθ. nur mit ἄνθρωπος verbunden werden kann, wozu man sehr richtig ὤν suppliret; vergl. Cap. 5, 25: γυνή τις οὖσα ἐν ῥύσει αἵματος. Hr. *Fr.* scheint in dergleichen Dingen oft nur durch eine gewisse Neuerungssucht sich leiten zu lassen: denn Cap. 5, 2, wo nothwendig ἄνθρωπος ἐν πνεύματι ἀκαθάρτῳ verbunden werden muss, bemerkt er selbst: *scil.* ὤν, *homo in impuro genio collocatus i. e. homo intime nexus et junctus cum pravo genio.*

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Friedrich Fleischer: *Recension einer Recension über meine Ausgabe des Evangelisten Matthäus*, vom Prof. Dr. *Fritzsche* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Evangelium Marci* recensuit et cum commentariis perpetuis edidit Dr. *Car. Freder. Augustus Fritzsche* etc. Tom. II.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ein ähnliches Versehen ist dem Vf. bey Erklärung der Worte Vers 27: ὥστε συζητεῖν πρὸς αὐτούς (er liest ohne hinreichenden Grund ἑαυτούς) begegnet. Er übersetzt dieselben: *obstupuerunt omnes ut apud animum suum quaererent hoc modo*; ἑαυτούς sey durchaus nicht für ἀλλήλους zu nehmen. Wollen wir auch zugeben, dass ζητεῖν πρὸς ἑαυτόν in diesem Sinne gebraucht werde, wofür einige Beyspiele angeführt werden, so ist es doch etwas ganz Anderes mit dem zusammengesetzten συζητεῖν πρός τινα oder ἑαυτόν, welches letzte im Singular wohl nicht gebraucht werden kann. Der Vf. scheint diess gefühlt zu haben; denn er setzt hinzu: *Minime tamen* σύν *frustra est praepositum, sed hoc sensu: apud animum suum, quod sane jam situm est in* πρὸς ἑαυτόν. *Sed eadem redundantia tam* συσκέπτεσθαι πρὸς ἑαυτόν *quam* σκοπεῖν πρὸς ἑαυτόν etc. *Graecis dicitur.* Diess beweist aber gar nichts für das hier stehende συζητεῖν πρὸς ἑαυτόν: diess — συζητεῖν, συζήτησις — hat überall die Bedeutung einer gegenseitigen, wechselseitigen Unterhaltung, nicht aber einer Unterhaltung mit sich selbst. (Den Gedanken, welchen der Vf. in den Worten des Marcus findet, drückt dieser anderweits mit: διαλογίζεσθαι ἐν ταῖς καρδίαις αὐτῶν aus; s. Cap. 2, 6.) Diess beweist schon (Beyspiele aus Classikern würden hier überflüssig seyn) Cap. 8, 11: ἤρξαντο συζητεῖν αὐτῷ, ζητοῦντες παρ' αὐτοῦ u. s. w.; 12, 28: ἀκούσας αὐτῶν συζητούντων; daher heisst συζητεῖν πρός τινα, sich wechselseitig über etwas streiten, gegen jemanden disputiren (Apostelgesch. 9, 29: καὶ συνεζήτει πρὸς τοὺς Ἑλληνιστάς), und συζητεῖν πρὸς ἑαυτόν oder ἑαυτούς, sich wechselseitig unter einander streiten, gegen einander disputiren (was Apostelgesch. 28, 29 mit anderen Worten ausgedrückt wird: ἔχειν συζήτησιν ἐν ἑαυτοῖς); wie die Worte Luk. 22, 23: ἤρξαντο συζητεῖν πρὸς ἑαυτοὺς τὸ, τίς ἄρα εἴη ἐξ αὐτῶν u. s. w. augenfällig darthun, indem hier an eine stillschweigende Unterhaltung — *apud animum suum* — gar nicht gedacht werden kann.

Wir halten es für Pflicht, wegen der Bearbeitung der folgenden Evangelien, den Vf. auf einige ähnliche Versehen in dem Folgenden aufmerksam zu machen, ohne jedoch desshalb den Werth des ganzen Commentars im mindesten herabsetzen zu wollen. V. 30: εὐθέως λέγουσιν αὐτῷ, *statim dicunt (non Petrus et Jacobus, opinor, nec domestici, sed impersonalis est locutio:* man sagt) u. s. w. Dass aber hier diejenigen, von denen zunächst vorher die Rede gewesen war, verstanden werden müssen, also die Schüler Jesu, die ihn begleiteten, geht aus den Worten V. 31: καὶ διηκόνει αὐτοῖς hervor, unter denen nur Jesus mit seinen Begleitern gemeint seyn kann; eben so sind die ἐξελθόντες ἦλθον, wiewohl vorher niemand als Subject genannt worden war, V. 29 die Schüler Jesu, und so kann das dazwischen stehende λέγουσιν nur auf diese bezogen werden. — Auszeichnung verdient dagegen die einzig richtige Erklärung von ἐξελήλυθα V. 38, welche der Vf. zuerst gegen die fast von allen Erklärern seither befolgte: *ad homines missus veni (doctor scil.)*, geltend macht, nämlich: *egressus sum, exii, scil. in desertum.* V. 35: ἀναστὰς ἐξῆλθε fodert diese Erklärung unbedingt; auch konnte V. 45: ὁ δὲ ἐξελθὼν ἤρξατο angeführt werden. — V. 43 bezieht auch Hr. *Fr.* das ἐμβριμησάμενος: *significata ei aegritudine* auf das folgende: *ne divulgaret miraculum*, mit der richtigen Bemerkung: *cujus rei ira quovis in loco dicatur, e nexu constituendum est.* Hier ist nun ἐμβρ. zunächst mit ἐξέβαλεν zu verbinden; und da dieses ἐκβάλλειν nicht völlig gleichbedeutend seyn kann mit ἀπέλυσε, wie auch Hr. *Fr.* mit Euthymius annimmt, vielmehr die Nebenbedeutung hat: *invitum, cunctantem abire jussit*, so würde Rec. als Grund des Unwillens vielmehr dieses Zaudern des Geheilten ansehen, was Marcus in der Kürze seiner Erzählung durch das starke ἐξέβαλεν hinreichend andeutet. — V. 44 hat Hr. *Fr.* die in keiner Hinsicht verdächtigen Worte εἰς μαρτύριον αὐτοῖς in Klammern eingeschlossen, ohne jedoch in den Anmerkungen darüber nur ein Wort zu sagen. Ueber den Sinn dieser im N. T. solennen Formel hat Rec. in seiner Beurtheilung des Commentars zu Matthäus ausführlich gesprochen; der Herausgeber behält

auch hier die gewiſs falsche Erklärung bey: *quo Judaeis testimonium exstaret, nempe plurimi eum facere Mosis praecepta.* — Cap. 2, 2 liest derselbe χωρεῖ statt χωρεῖν, welches letzte unbezweifelt ist; in den Anmerkungen ist nichts bemerkt, und es scheint bloſser Schreib- oder Druck-Fehler zu seyn. — V. 15 erklärt er die Worte ἦσαν γὰρ πολλοὶ καὶ ἠκολούθησαν αὐτῷ: *aderant enim multi, scil. in Levi domo sub epularum initia et eum (Jesum) secuti fuerant, nempe in Levi domum.* Sprachgemäſs ist diese Erklärung allerdings; nur wird dadurch die Battologie, wie sich der Vf. ausdrückt, nicht aufgehoben; denn es versteht sich von selbst, daſs diejenigen, welche mit speisten, gegenwärtig gewesen seyn muſsten, und eben so auffallend erscheinen beide Sätze: es waren viele gegenwärtig, und sie waren ihm nachgefolgt, — hinsichtlich der Zeitfolge. Alles wird natürlich und verständlich, wenn wir wörtlich übersetzen: denn es waren ihrer viele, es gab viele Zöllner und Sünder (daselbst), und sie waren Jesu nachgefolgt. Marcus will damit sagen: Levi der Zöllner war von Christus allein berufen worden, ihm nachzufolgen; als sie aber bey Tische lagen, lagerten sich viele Zöllner und Sünder mit Jesu und den Aposteln u. s. w.; es gab nämlich ihrer viele, und auch sie waren ihm nachgefolgt. Marcus deutet damit an, daſs auſser dem Levi sich noch viele andere Zöllner und Sünder unaufgefodert an Jesus angeschlossen hätten. — V. 28 können wir dem Vf. nicht beystimmen, wenn er zu υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου bemerkt: *h. l. non Jesum declarat, sed ut vel argumentationis demonstrat ratio, hominem in genere.* Fürs erste müſste es auffallen, warum Marcus, da er vorher zweymal ὁ ἄνθρωπος gesagt hatte, plötzlich dafür den Ausdruck ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρ. gebraucht: es müſste doch einiger Grund denkbar seyn. Ferner bezeichnet ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρ. jederzeit beym Marcus, wie auch fast immer in den Evangelien, Jesum selbst, und nur einmal kommt υἱοὶ τῶν ἀνθρ., aber in der Mehrzahl, von den Menschen überhaupt vor (Cap. 3, 28). Endlich würde Christus unmöglich gewagt haben, so allgemein jene Behauptung hinzustellen, die ihm im Munde der Pharisäer als eine strafbare Verletzung des Gesetzes gedeutet werden konnte: abgesehen von den Parallelstellen bey Matthäus und Lukas, in denen jene Erklärung nicht Statt haben kann. — Mit vieler Gewandheit wird der schwierige 21te V. des 3 Cap. behandelt. οἱ παρ' αὐτοῦ erklärt der Vf. sehr richtig für die Verwandten Jesu, worunter jedoch nicht bloſs, wie Rec. glaubt, die V. 31 erwähnten, nämlich die Mutter und Brüder Jesu, zu verstehen sind. Diese Bedeutung von οἱ παρά τινος dürfte sich sehr leicht aus dem ganz gebräuchlichen τὰ παρά τινος, das jemanden Angehörige (vrgl. 5, 26 τὰ παρ' αὐτῆς πάντα, und das. unseren Vf.), erweisen lassen: denn so wie man τὰ παρά τινος das jemand Angehörige nannte, warum durfte man nicht mit demselben Rechte die jemanden Angehörigen τοὺς παρά τινος nennen, wenn auch Beyspiele für diese Redeweise seltener sind? — Cap. 4, 8 versucht der Vf. eine sehr gewagte kritische Verbesserung und darauf gegründete neue Erklärung, die zwar der Erwähnung verdient, aber nicht sofort hätte durch Aenderung des herkömmlichen Textes geltend gemacht werden sollen. Statt καὶ ἄλλο ἔπεσεν liest er ἄλλα, und verbindet nun damit das im folgenden Satze stehende ἀναβαίνοντα καὶ αὐξάνοντα, obschon er selbst gesteht: *paucorum codd. auctoritate.* Wegen der Inconcinnität des: ὃ μὲν — ἄλλο δὲ — ἄλλο δὲ — ἄλλα macht er sich gegen seine sonstigen Grundsätze kein groſses Gewissen: „*istiusmodi inconcinnitatem equidem in Marco non magnopere reformido*". Er hat aber unbeachtet gelassen, daſs dadurch nicht bloſs eine Inconcinnität des Ausdrucks, sondern sogar eine abgeschmackte Matäologie dem Marcus aufgebürdet wird, die er zu Cap. 2, 15 ihm nicht zu Schulden kommen lassen wollte. Wer wird sagen: der eine Same gab Frucht, welcher (oder da er) aufging und wuchs? Letztes versteht sich von selbst; und hätte Marcus damit den Gegensatz des συνέπνιξαν — ἐκαυματίσθη ausdrücken wollen, so würde er ohne Zweifel nicht die Participien hintenan gestellt, sondern gesagt haben: καὶ ἀνέβη καὶ ηὔξανε καὶ ἐδίδου καρπόν (wie V. 7). Der Vf. nimmt Anstoſs an der Verbindung der Worte καρπὸν ἀναβαίνοντα καὶ αὐξάνοντα: *nam quisnam*, sagt er, *dicatur fructus emergens et grandescens, non assequor.* Er übersieht hier die einfache, schöne Steigerung in der Schilderung des verschiedenen Gedeihens der Samen. Ein Same wird von den Vögeln gefressen; der andere geht zwar schnell auf, verdorrt aber durch die Sonnenhitze; der dritte geht auch auf, wird aber von den Dornen erstickt, und bringt es nicht bis zum Ansetzen der Frucht; derjenige endlich, welcher auf gutes Land fiel, bringt es bis zur Frucht (ἐδίδου καρπὸν und ἔφερεν ist hier wohl zu unterscheiden), und diese Frucht schieſst hervor und wächst ungehindert, so daſs der eine 30-, der andere 60- oder 100fältige Körner giebt. — Mit ähnlicher Eilfertigkeit wird V. 11 τὰ πάντα γίνεται das letzte Wort in Klammern eingeschlossen, obgleich dasselbe auch nicht im mindesten kritisch verdächtig erscheint: denn die Lesart einiger Codd. λέγεται ist offenbar Interpretament. Bey Luk. 8, 10 heiſst es allerdings nur τοῖς δὲ λοιποῖς ἐν παραβολαῖς; allein hier fehlt auch der Beysatz τὰ πάντα, welches mit demselben Rechte hätte in Klammern eingeschlossen werden müssen; man fühlt dieſs sogleich, wenn man die Stelle von ὑμῖν δὲ — τὰ πάντα im Zusammenhange liest. In denselben Worten versteht auch der Vf., wie alle früheren Erklärer, unter τοῖς ἔξω „*eos, qui foris sunt, i. e. quibus non, ut vobis discipulis, major mecum intercedit familiaritas, i. e. plebem*". Daſs die Volksmenge, im Gegensatze der vertrauteren Schüler Jesu, verstanden werde, ist keinem Zweifel unterworfen; nur glaubt Rec. nicht, daſs Jesus das Volk habe im bekannten Sinne der Alten gleichsam als Exoteriker bezeichnen wollen. Christus trägt dem Volke alle diese Parabeln an einem und demselben Tage (ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ V. 35) in einem Fahrzeuge auf dem Meere sitzend (V. 1) vor, und das Volk hört ihm von dem Ufer aus zu; er bleibt in diesem Fahr-

zeuge (ἐν τῷ πλοίῳ V. 36) bis gegen Abend, wo er auf das jenseitige Ufer zu steuern befiehlt. Wenn es nun V. 10 heifst: ἐγένετο καταμόνας; so hatte sich das Volk ohne Zweifel, da er eine Pause im Lehrvortrage machte, vielleicht um zu essen, — aus seiner Nähe, von dem Ufer etwas entfernt, und diess gab seinen vertrauteren Schülern, die in seiner Umgebung geblieben waren (οἱ περὶ αὐτὸν V. 10), Gelegenheit, nach dem Sinne der Parabel vom Samenkorn zu fragen. Sollte es, bey Erwägung dieser Umstände, nicht weit natürlicher seyn, unter τοῖς ἔξω, *scil.* τοῦ πλοίου, ἐπὶ τῆς γῆς ὄντες, das Volk zu verstehen, welches nicht im Fahrzeuge mit den vertrauteren Schülern Jesu war? Jesus würde dann gleichsam auf dasselbe hingewiesen haben (ἐκείνοις δὲ), und Marcus liebt bekanntlich solche nähere örtliche Beziehungen, wie dann in dem τοῖς ἔξω liegen würde. — Ein ähnliches Beyspiel davon finden wir V. 36 in den so verschiedenartig gedeuteten Worten ὡς ἦν ἐν τῷ πλοίῳ· καὶ ἄλλα δὲ πλοῖα u. s. w. (Hr. *Fr.* liest πλοιάρια, schon um des Zweckes willen, weswegen Marcus diesen Zusatz zu machen für nöthig hielt, wie wir bald sehen werden — nicht wahrscheinlich.) Unser Vf. übersetzt: „*et plebe dimissa comitem eum assumserunt discipuli ut erat in navi, i. e. ad iter minime compositum.*" In welchem Zusammenhange aber damit die folgenden Worte καὶ ἦν u. s. w. stehen, wird nicht angegeben. Diesen Zusammenhang müssen wir auch hier aus den übrigen Umständen folgern. Die Schüler Jesu, nicht die Apostel allein (οἱ μαθηταὶ V. 34), also eine nicht ganz geringe Anzahl, eilen, den Befehl Jesu zu erfüllen. Ohne sich also weiter aufzuhalten, oder vielleicht ein gröfseres, gegen Gefahr geschützteres Fahrzeug (das, worauf sie fuhren, schöpft bald Wasser V. 37) herauszusuchen, und Jesum darin aufzunehmen, oder sich in mehrere Fahrzeuge zu vertheilen, wodurch die Reise bey einem etwa eintretenden Sturme weniger gefährlich geworden seyn würde — setzen sie sofort das Fahrzeug, in welchem Jesus sich befand, in Bewegung, und nehmen ihn mit, wie er war in demselben, nämlich ermüdet und der Ruhe bedürftig (V. 38). — Ein ähnlicher Fall tritt Cap. 6, 6 in den Worten: καὶ ἐθαύμαζε διὰ τὴν ἀπιστίαν αὐτῶν ein, wo bey Beachtung des Zusammenhanges sich der Sinn ergiebt, ohne dass es der Aufnahme der weniger verbürgten Lesart ἐθαύμαζον bedürfte. Zuvörderst bemerkt Hr. *Fr.* sehr richtig gegen *Schleusner* und *Künöl*, dass θαυμάζειν nicht bedeuten könne *indignari de aliqua re*; eben so sprachrichtig ist es, wenn er leugnet, θαυμάζειν διά τι sey gleichbedeutend mit ἐπί τινι = *mirari aliquam rem*, sich über etwas wundern. Unserer Meinung nach hat man bey dem im N. T. so häufig vorkommenden einfachen καὶ ἐθαύμαζον — καὶ ἐθαύμαζε — καὶ ἐθαύμασαν das Object der Verwunderung jederzeit aus dem Zusammenhange zu ergänzen; z. B. Cap. 5, 20: καὶ ἐθαύμαζον πάντες, *scil.* ἐπὶ τούτῳ, über das, was ihnen erzählt worden war. Joh. 7, 21 (nicht 6, 21, wie Hr. *Fr.* anführt) καὶ πάντες θαυμάζετε διὰ τοῦτο, heifst nicht: ihr staunet darüber, sondern: gerieth in Verwunderung deswegen, wo das Object der Verwunderung nur Christus selbst seyn kann. Apokal. 17, 7: διὰ τί ἐθαύμασας; nicht: worüber wunderst du dich, sondern: warum wunderst du dich, *scil.* (ἰδὼν αὐτὴν V. 6) ἐπ᾽ αὐτῇ, über dieselbe. Ebenso ist in unserer Stelle zu ἐθαύμαζε aus dem Vorhergehenden, wo von den Nazarethanern die Rede gewesen war, zu ergänzen: ἐπ᾽ αὐτοῖς, er staunte über dieselben, verwunderte sich über sie wegen ihres Unglaubens. Die ἀπιστία nämlich bezieht sich nicht auf die Wunder — denn diese waren von vielen anerkannt worden, V. 2: καὶ δυνάμεις τοιαῦται διὰ τῶν χειρῶν αὐτοῦ γίγνονται — sondern auf die messianische Würde Jesu, welche die Nazarethaner, wiewohl sie ihn wegen seiner Lehrweisheit, seiner Wunder anstaunten, doch nicht anerkannten, indem sie fragen V. 3: οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ τέκτων u. s. w. Der Sinn ist also: und er wunderte sich darüber, dass die Nazarethaner zwar seine Lehrweisheit anstaunten, ihn aber dennoch nicht als Messias anerkennen wollten. Dagegen bedarf es wohl keiner weiteren Erinnerung über das Gezwungene der Erklärung, welche Hr. *Fr.* von den Worten: καὶ ἐθαύμαζον διὰ τὴν ἀπιστίαν ἑαυτῶν giebt; nämlich: *et mirabantur propter suam fiduciae inopiam, i. e. et Nazarethani, qua erant fiduciae inopia, mirabantur, nempe Jesum qui praeclare docuerat.* — Cap. 6, 34 erklärt Hr. *Fr.* die Worte καὶ ἐξελθὼν: *ubi in desertam regionem exierat, i. e. ubi in desertum venit*; allein nach dem Vorhergehenden befand sich Jesus schon ἐν ἐρήμῳ τόπῳ, und das Volk, welches diess erfahren hatte, strömte daselbst (ἐκεῖ V. 33, was der Vf. selbst *in deserta regione* erklärt) zusammen. Mithin kann ἐξελθὼν nur von dem Orte verstanden werden, an welchem sich Christus eben befunden hatte, und wir ziehen daher mit *Paulus*, *Schott* u. a. die Erklärung vor: *quum prodiisset ex deserto loco.* Nach des Vfs. Erklärung würde man immer fragen müssen: ἐξελθὼν ἐκ ποίου τόπου; — Eine der schwierigsten Stellen finden wir Cap. 9, 10 fg.; auch hier sucht der Vf. durch kritische Verbesserungen zu helfen. Zunächst verbindet er die Worte πρὸς ἑαυτοὺς sehr richtig mit συζητοῦντες, nicht, wie man immer gethan hat, mit ἐκράτησαν; unserer Meinung nach hätte dann ἐν ἑαυτοῖς stehen müssen. Für das schwierige ἐκράτησαν schlägt er zwey Erklärungen vor: entweder „*et superaverunt sermonem* (sie überwanden die Rede), *h. e. cupiditati res in monte visas et auditas aliis aperiendi temperarunt; a se impetraverunt, ut nihil dicerent eorum, quae vidissent*". Wie aber das einfache κρατεῖν diese Bedeutung haben könne, wird nicht gezeigt. Oder: „*Jesu sermonem* (*v.* 9) *firmiter tenuerunt*, (sie hielten fest an Jesu Rede) *nempe eo quod tacuerunt, h. e. ad sensum rem ut Jesus eos jusserat, reticuerunt*"; welcher Erklärung Hr. *Fr.* den Vorzug giebt. Allein wollten wir auch zugeben, dass κρατεῖν diese Bedeutung habe, so gestattet doch der Zusammenhang diese Erklärung nicht, indem dann der Zusatz πρὸς ἑαυτοὺς συζητοῦντες ganz wunderbar erscheinen würde. Uebersetzen wir nur die Stelle, mit Berücksichtigung des Vorhergehen-

den. Jesus kommt mit dem Petrus, Johannes und Jacobus den Berg herab, und verbietet diesen, zu erzählen, was sie gesehen hatten. *Und sie verschwiegen die Sache, wie ihnen Jesus befohlen hatte, indem sie sich unter einander fragten, was bedeutet doch* u. s. w. Bedenkt man nun, dass hier συζητοῦντες ganz enge mit ἐκράτησαν verbunden ist, mithin beide nur auf einen und denselben Zeitpunct bezogen werden können, nämlich die Zeit des Weges, auf dem sie sich befanden: wem hätten hier die drey Apostel, welche mit Jesu allein sind, etwas verrathen können? — Richtiger ist jedenfalls die Erklärung: sie fassten das Wort auf, und hielten es fest. Wenn nämlich κρατεῖν bedeutet etwas festanfassen, festhalten, dass es nicht verloren gehet (ähnlich so in der bekannten Stelle Cap. 7, 3 κρατοῦντες τὴν παράδοσιν; II Thess. 2, 15 κρατεῖτε τὰς παραδόσεις), so kann wohl κρατεῖν λόγον völlig sprachgemäss bedeuten: ein vorher gehörtes Wort erfassen und festhalten, es nicht aus dem Gedanken, dem Gedächtnisse verlieren (nicht bloss *animo excipere*, wie einige Erklärer wollten). ὁ λόγος ist hier keinesweges das Verbot, sondern der ganze Gedanke, welchen Christus ausgesprochen hatte, und der die Apostel in Verwunderung setzte, besonders wegen des Schlusses ὅταν ἐκ νεκρῶν ἀναστῇ, über den sie sich weiter besprechen. — In den gleich folgenden Worten liest Hr. *Fr.* statt τὸ ἐκ νεκρῶν ἀναστῆναι — τί ἐστι τὸ ὅταν ἐκ νεκρῶν ἀναστῇ. Beide Lesarten haben in innerer Hinsicht nichts gegen sich; doch kann Rec. diese Aenderung aus dem einfachen Grunde nicht gutheissen, weil die Codd. die Lesart τὸ ὅταν u. s. w. nicht bestätigen, und es unter solchen Verhältnissen dem Kritiker nicht gestattet seyn kann, willkührlich zu ändern. Im 11ten V. schreibt der Vf. statt ὅτι λέγουσιν — τί οὖν, welches letzte, wie die übrigen Varianten, offenbar ein Interpretament des schwierigen ὅτι, oder aus Matth. 17, 10 herübergenommen ist; dasselbe gilt von der Aenderung V. 28 ὅτι ἡμεῖς οὐκ ἠδυνήθημεν in κατ' ἰδίαν ὅτι· διὰ τί ἡμεῖς u. s. w. Wir können uns von der Nothwendigkeit derselben nicht überzeugen, möge auch der Vf. seinen Ausspruch auf uns anwenden S. 370: *at ὅτι non posse ferri quivis vel mediocriter doctus hodie confitebitur.* Welcher Abschreiber hätte darauf verfallen sollen, statt des leicht verständlichen διὰ τί oder τί οὖν das schwierige ὅτι zu setzen? Und noch weniger läfst sich annehmen, dass Cap. 9, 11 die Lesart ὅτι aus dem gleich darauf folgenden ὅτι Ἠλίαν entstanden sey, wie Hr. *Fr.* meint. Ist nun ὅτι unfehlbar die ursprüngliche Lesart, so kann es nur in der Bedeutung von διὰ τί verstanden werden; und dass diese Ausdrucksweise gebräuchlich war, kann nicht bloss durch Genes. 12, 8 erwiesen werden, wegen welcher Stelle der Vf. gegen *Künöl* Einwendung macht: es erhellet unwidersprechlich ausser anderen Stellen aus I Paralip. 17, 6, wo die LXX das hebräische לָמָּה לֹא בְנִיתֶם übersetzen ὅτι οὐκ ᾠκοδομήσατε.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Rostock* u. *Schwerin*, in der Stillerschen Hofbuchhandlung: *Das ästhetische Princip der Begründung des Christenthums*, mit Beziehung auf des verewigten Dr. *Tzschirner* Darstellung und Beziehung desselben, geprüft von *Johann Heinrich Kleiminger*, Superintendent (en) in Sternberg. 1829. 48 S. 8.

2) Ebendaselbst: Ad virum summe venerabilem *Morit. Joach. Chr. Passow*, Archiconcionatorem in aula principis, a consiliis Consistorii, S. S. Theol. Doctorem, per decem lustra ecclesiae muneribus egregie functum, die suo Jubilaeo XXVI mensis Aprilis, D. Dom. Quasimodogeniti anni MDCCCXXIX epistola gratulatoria a *Georgio Julio Ernesto Breem*, pastore Gaegeloviensi, Circuli spec. Sternbergensis Praeposito. — Continetur *Meditatio de gravitate Theologi cum humanitate conjuncta.* 1829. 50 S. 4.

Von diesen durch die Jubelfeier des nun schon verewigten Oberhofpredigers Dr. *Passow* in Ludwigslust veranlassten Schriften ist No. 1 gegen eine Behauptung des sel. *Tzschirner* (Briefe eines Deutschen über Gegenstände der Religion und Politik; verfasst von *Tzschirner*, herausgegeben von *Krug*. Leipzig 1828) gerichtet, wonach dieser die ästhetische Begründung des Christenthums, im Widerspruche mit seiner früheren Aeusserung im Magazin für christliche Prediger, I. 1. S. 6, für einen schädlichen Irrthum erklärt, weil sie dem wahren Wesen des Glaubens und der Frömmigkeit widerstreite, die rechte Auffassung des Christenthums hindere, und entweder die wirkende oder doch die befördernde Ursache vielfacher Verirrungen auf dem Gebiete des religiösen Lebens werde. — Hr. *Kleiminger* hat seine Aufgabe mit vielem Scharfsinne gelöset, und zeigt in dieser Schrift eine vertraute Bekanntschaft mit den neuesten theologischen und philosophischen Untersuchungen. Die Sprache ist klar, würdevoll und edel.

Der Vf. von No. 2 behandelt seinen Gegenstand mit philosophischem Geiste und einer dem praktischen Geistlichen seltenen Gewandtheit in der Sprache der Römer, und legt eine ausgebreitete Belesenheit in älteren und neueren Schriften an den Tag. Zuletzt wird von dem Gesagten eine nähere Anwendung auf den Jubelgreis gemacht, von dem, nach Hn. *Breem*, der vertraute Freund und Verwandte des Jubelgreises, der berühmte *Wachler*, das Urtheil fällte: *Vivum diceres commentarium* [illegible]

— s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Friedrich Fleischer: *Recension einer Recension über meine Ausgabe des Evangelisten Matthäus*, vom Prof. Dr. *Fritzsche* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Evangelium Marci* recensuit et cum commentariis perpetuis edidit Dr. *Car. Freder. Augustus Fritzsche* etc. Tom. II.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der 12 und 13 Vers, welche immer den Kritikern und Exegeten viel zu schaffen machten, verleiteten auch Hn. *Fr.*, eine ganz willkührliche Verbesserung durch Versetzung der Worte vorzuschlagen; es freut uns jedoch, dass er mit derselben zurückhaltender war, und sie nicht sofort in seine Textesrecension aufnahm. Er stellt hier selbst als Norm der neutestamentlichen Kritik den Grundsatz auf, gegen welchen er an anderen Stellen so oft gefehlt hat. Wir wiederholen ihn deshalb mit seinen eigenen Worten: Quum *Evangelia non ad ambiguum conjecturarum arbitrium, sed ad veterem librorum memoriam revocare propositum sit, nostrum est tollendis iis mendis contentos esse, quae librorum fide fretis corrigere liceat locumque ad hanc normam constitutum quammaxime per verba fieri potuerit tolerabiliter explanare.* Doch ohne alle Aenderung konnte es nicht abgehen: die Worte καὶ πῶς γέγραπται werden καθὼς γεγρ. und V. 13 ὅτι καὶ Ἠλίας — ὅτι Ἠλίας gelesen. Die erste Aenderung ist schon aus inneren Gründen unstatthaft. Der Vf. übersetzt: „*Elias quidem quum antea*" (πρῶτον — hätte näher erklärt werden sollen; es bedeutet: *ante resurrectionem Messiae*, nicht *ante omnia*, wie der Vf. früher übersetzte) „*venerit, in ordinem reducit omnia, quemadmodum in me, Messiam, in V. T. perscriptum est, fore ut multas calamitates exhauriam et contemnar*". Das Gezwungene eines solchen Vergleichs leuchtet ein; hätte Marcus diess ausdrücken wollen, so würde er wenigstens gesagt haben: καθὼς καὶ ἐπὶ τὸν υἱὸν γέγραπται, ἵνα u. s. w. Dagegen hat die herkömmliche Lesart καὶ πῶς weniger Schwierigkeiten, wenn wir den allerdings sehr kurzen, und doch umfassenden Gedanken in seine Theile zerlegen. Die Apostel verwundern sich, wie Jesus jetzt schon von einem Auferstehen von den Todten sprechen könne, da doch noch eine sehr wichtige, von den γεγραμμένοις verheissene Begebenheit, die Erscheinung des Elias, nicht in Erfüllung gegangen sey. Jesus sucht ihnen diese abergläubige Bedenklichkeit dadurch zu benehmen, dass er ihnen hinsichtlich dieser Erwartung anfangs Recht giebt, dabey aber hinsichtlich seiner Auferstehung sie an die Erwartung eines leidenden Messias, die auch in Erfüllung gehen müsse, erinnert, und deshalb dieser Leiden, auf welche die Auferstehung folgen werde, gedenkt. Die in dieser Entgegensetzung der Gedanken ganz besondere Bedeutung der Fragpartikel καὶ πῶς, auf welche hier viel ankommt, ersiehet man recht deutlich (wir überheben uns der Nachweisung aus den Classikern) aus Luc. 20, 44: Δαβὶδ οὖν Κύριον αὐτὸν καλεῖ, καὶ πῶς υἱὸς αὐτοῦ ἐστι; vergl. Joh. 12, 34. 14, 5. 9. Der Sinn der Stelle ist: Allerdings wird Elias kommen und alles anordnen; jedoch auch des Menschen Sohn muss und wird von den Todten auferstehen. Wie könnte sonst von ihm geschrieben stehen, er werde leiden und verworfen werden? Muss nicht auch diess mit demselben Rechte in Erfüllung gehen? — Verwundert hat es uns, dass auch Hr. *Fr.*, der sonst solche Gegenstände nicht zu übersehen pflegt, hier nicht auf den seltsamen Gebrauch von γέγραπται ἵνα πολλὰ πάθῃ besonders aufmerksam gemacht hat. Alle übersetzen, als ob geschrieben wäre: ὅτι δεῖ αὐτὸν πολλὰ παθεῖν. Hr. *Fr.* spricht zwar über die Bedeutung der Partikel ἵνα an unserer Stelle im 1 Excurs zum Matthäus S. 839. 840, allein in welcher Beziehung gesagt werden könne: γέγραπται ἵνα statt ὅτι δεῖ u. s. w. hat er nicht befriedigend gezeigt. Rec. würde rathen, nach ἀνθρώπου ein Kolon zu setzen, und die Worte ἵνα — ἐξουδενωθῇ als Citation der alttestamentlichen Stelle zu verstehen: wie aber konnte, oder mit welchem Rechte ist in Beziehung auf den Sohn des Menschen geschrieben worden; auf dass er vieles dulde und verachtet werde? — Was den folgenden Vers betrifft, so lässt Jesus die Beantwortung dieser letzten Frage dahingestellt, überzeugt, dass sie die Apostel noch nicht vollkommen zu fassen im Stande sind (vrgl. Matth. 16, 22. Luk. 24, 45); er begnügt sich, sie einstweilen etwas näher darauf aufmerksam gemacht zu haben. Hinsichtlich der Erwartung des Elias aber berichtiget er ihren Irrthum mit der Gegenerklärung (ἀλλὰ λέγω ὑμῖν —), dass er wirklich schon erschienen sey. Aus welchen kritischen Gründen übrigens der Vf. καὶ vor Ἠλίας gestrichen habe, ist durchaus nicht einzusehn. — Wir fügen zum Schluss noch die Beleuchtung einer Stelle

Cap. 10, 32 hinzu, in welcher weder die neuesten Erklärer, noch auch unser Vf. auf Reine gekommen sind. Sie beachteten nicht die wirklich bewundernswürdige Breviloquenz des Marcus, welcher manchen Umstand seiner Erzählung mit Stillschweigen übergeht, den aber der Leser aus dem Nächstvorhergehenden bald folgern kann. So erzählt Marcus hier ganz einfach, Jesus sey seinen Schülern vorangegangen, und diese hätten sich verwundert und ihm nachfolgend sich gefürchtet. Er giebt nicht an, was der Grund ihrer Verwunderung und Furcht gewesen sey. Die meisten Erklärer fanden diesen Grund theils in den bevorstehenden Gefahren, theils in den Verfolgungen, welche Jesus selbst ihnen angedeutet habe. Hr. *Fr.* verwirft diese Meinung, und erklärt ganz offen: „*Mihi potius videtur subitus et cujus ratio reddi nequeat timor Apostolorum animos et membra occupasse. Quis enim nescit, quoddam futurarum rerum augurium nobis inhaerere, quo sua sponte interdum noster animus imminens malum praesagiat?*“ Also war doch wohl ein bevorstehendes Unglück Grund der Furcht. Alles wird deutlich, wenn wir den Zusammenhang gehörig beachten. ἦν προάγων αὐτούς heisst nicht: er ging in ihrer Gesellschaft voran (oder wohl gar, wie *Rosenmüller* sagt, *more intrepidi ducis*), sondern: er ging ihnen voran, — nachdem er sie verlassen hatte. Dass προάγειν diese Bedeutung habe, erhellet deutlich erstens aus Cap. 16, 7: προάγει ὑμᾶς εἰς τὴν Γαλιλαίαν, vergl. Matth. 28, 7, zweytens aus dem gleich folgenden καὶ παραλαβὼν πάλιν τοὺς δώδεκα, woraus man sieht, dass Jesus die Gesellschaft der Apostel verlassen hatte. Jesus und die Zwölf befinden sich auf dem Wege nach Jerusalem; Jesus verläſst die Begleitung derselben, und geht allein voraus. καὶ ἐθαμβοῦντο, sie erstaunen, nämlich darüber, dass er ihre Begleitung verläſst, und allein vorausgeht. καὶ ἀκολουθοῦντες ἐφοβοῦντο, sie folgen ihm jedoch nach, allein nicht ohne Furcht. Was konnte Grund dieser Furcht seyn? Natürlich nur, was gleich aus dem Zusammenhange sich folgern läſst, weil ihr Meister ganz allein reiste, und so den Verfolgungen seiner Feinde preisgegeben war, wovon die Apostel schon Beyspiele erlebt hatten, und was ihnen jetzt um so bedenklicher scheinen musste, da Jesus selbst vorher von seinen bevorstehenden Leiden (9, 12 u. a.) gesprochen hatte. πάλιν geht demnach weder auf 9, 2 noch 9, 35, wie Hr. *Fr.* will, sondern auf προάγων αὐτούς, und der Zusammenhang spricht eben so gegen die Versetzung der Worte καὶ — ἐφοβοῦντο, welche der Vf. unbedenklich in den Text aufgenommen hat, nämlich: καὶ ἐθαμβοῦντο ἀκολουθοῦντες καὶ ἐφοβοῦντο.

Doch wir brechen hier ab, so gern wir uns noch über die gründliche Untersuchung des Vfs. über die Aechtheit des Abschnittes Cap. 16, 9—19 (deren Resultat ist: *verba esse interpolatoris, qui quem librum Marcus posteris imperfectum reliquerit, suo Marte absolvere sit conatus*), sowie über die drey angehängten Excurse, weiter verbreitet hätten. Wir begnügen uns, die Ueberschriften der letzten hier anzugeben: *I. de hypallage, inani Grammaticorum commento; II.* οὐκ — ἀλλά *particulas praeter institam potestatem etiam non tam — quam, et non solum — sed etiam valere docetur; III. Observationes criticae.*

Druck und Papier verdienen alles Lob; nur wäre eine gröſsere Sorgfalt in der Interpunction zu wünschen.

L. L.

GOTHA, b. Gläser: *Philosophie der Offenbarung, als Grundlage und Bedingung einer höheren Ausbildung der Theologie*, dargestellt von *B. H. Blasche.* 1829. XXIV u. 128 S. gr. 8. (16 gr.)

Stellten wir die verfängliche Frage: was ist die Grundlage und Bedingung einer höheren Ausbildung der Theologie? den denkenden Männern des philosophischen oder theologischen Standes unserer Zeit als Gegenstand wissenschaftlicher Beantwortung auf: so möchte kein Zweifel seyn, dass uns die Mitglieder des ersten Standes jeglicher auf das philosophische System, das er selbst gebildet, oder dem er seine Zustimmung seit einer Reihe von Jahren gegeben hat, unter den Theologen aber der eine auf das altkirchliche System, der andere auf die heilige Schrift allein, ein dritter endlich auf diese oder jene mehr oder weniger rationalisirte oder mysticirte Dogmatik hinweisen, und uns hierin das Heil der Theologie suchen lehren würde. Wer hat Recht? fragt der Unbefangene: die Wahrheit liegt in der Mitte, antwortet Rec.; und dass dem so sey, das beweist uns die Betrachtung vorliegender Philosophie der Offenbarung, deren Vf. sich auch hier wieder als einen lichtvollen, consequenten, scharfsinnigen Denker zeigt, wenn Rec. ihn auch einer philosophischen Einseitigkeit, freylich nach seiner individuellen philosophischen Ansicht, beschuldigen muss.

Der Vf. geht Vorr. S. III von der Ansicht aus, dass der jedesmalige Zustand der Wissenschaften von der Beschaffenheit der unter den Gelehrten gangbaren Philosophie abhänge, und dass insbesondere der Zustand der Theologie sich nach der oder vielmehr nach denjenigen Philosophieen richte, welche unter den Theologen Geltung haben. Seine Schrift soll daher auch S. XV nicht sowohl als eine theologische, sondern als eine solche anzusehen seyn, die durch ihren philosophischen, auf die Theologie sich beziehenden Inhalt diese letzte von speculativer Seite begründen und dadurch fördernd auf sie wirken solle; sie soll nicht ein Beytrag seyn zu einer wirklichen Reform der Theologie, wohl aber die Bedingungen einer solchen Reform oder höheren Ausbildung enthalten, indem sie einerseits den populären Begriff der Offenbarung, durch folgerichtiges Entwickeln, in den philosophischen umwandle, andererseits die Quellen der zuvor noch keinesweges überwundenen Vorurtheile, welche den Fortgang der Theologie hemmen, wissenschaftlich nachweise.

Diess die wichtige Aufgabe, welche sich der Vf. gestellt hat; sein Versuch, sie zu lösen, ist nicht ganz erfolglos, und verdient allerdings dankbare Anerkennung und Empfehlung von Seiten des unbefangenen

Theologen. Der Vf. entwickelt im Laufe seiner Untersuchung manche treffliche Ideen, indem er im ersten Theile seiner Schrift in reinphilosophischer Darstellung den Begriff, das System der Offenbarung, das Verhältniss des Menschen, das Verhältniss der Geschichte zu derselben, insbesondere als Tradition, endlich die besonderen Sphären oder Gebiete der Offenbarung zu bestimmen sucht; im zweyten Theile gehet er über zu den Gesetzen der Offenbarung in Beziehung auf das Christenthum, prüft zuerst den, wie er sich ausdrückt, empirisch theologischen Begriff der Offenbarung, verwirft den Wunderglauben, als hemmende Schranke der Theologie, bestimmt das Verhältniss der jetzigen theologischen Ansichten zur philosophischen oder ächtwissenschaftlichen, und wendet diess zuletzt an auf die Erscheinung Christi und das Christenthum überhaupt. Hat aber der Vf. wirklich das Ziel errungen, hat er die Bedingungen vollständig angegeben, welche die Grundlage einer höheren Ausbildung der Theologie enthalten sollen? Hat er zu diesem Endzwecke Begriff, Wesen, Zweck der Offenbarung nach philosophischer oder reinwissenschaftlicher Ansicht so erschöpfend behandelt, dass dieser seiner philosophischen Ansicht kein Zweifel weiter entgegenstehet? — So sehr wir sein wissenschaftliches Streben ehren, und über das Princip seiner Religionsphilosophie aus philosophischem Standpuncte uns eines absprechenden Urtheils bescheiden wollen; ja selbst aus Ueberzeugung zugeben, dass die Philosophie von hoher Bedeutung für die Theologie sey: so bleibt dennoch gewiss, dass die „Wiedergeburt der Theologie, als in welcher noch das Empirische vorwalten soll", keinesweges *nur* von der Philosophie erwartet werden kann, so lange diese letzte Wissenschaft selbst, in ihren derzeitigen Gegensätzen, einer Wiedergeburt bedarf. Eben so gewiss ist aber auch, dass die Philosophie, wenn sie aus sich selbst die Bedingungen einer höheren Ausbildung der Theologie zu entwickeln bezweckt, mit den einfachen Grundlehren der Theologie, als Wissenschaft der biblischen Glaubenslehren, vertraut seyn müsse. Prüfen wir deshalb einzelne Behauptungen des Vfs. Sehr richtig geht er, schon nach gewöhnlichem Sprachgebrauche, davon aus, dass das Wesen der Offenbarung Erkenntniss sey, und zwar Erkenntniss des Unbekannten, Verborgenen, Verhüllten, oder eines Geheimnisses, dass daher durch den Erkenntnisstrieb das Bewusstseyn die innere eigentliche Sphäre der Offenbarung sey. Offenbarung ist ihm die gegensätzlich bedingte, mehr oder weniger bewusste Erkenntniss, oder die objectiv subjective Enthüllung des Geheimnisses. Wie nun ist Offenbarung des Göttlichen möglich? Die Beantwortung dieser Frage giebt der Vf. im Folgenden; aber sie bleibt einseitig, wenn die Idee des Göttlichen bey jener All-Einheit des Endlichen und Unendlichen stehen bleibt. „Gott und Welt, sagt der Vf. §. 10, gehören nothwendig zusammen, stehen in absolutem Zusammenhange, im Verhältniss des absoluten In- und Miteinanderseyns u. s. w. Die Welt ist in Gott, ihrer Möglichkeit nach, Gott in der Welt, seiner Wirklichkeit nach". Natürlich müssen wir nun die Idee einer Schöpfung der Welt, einer Vorsehung und Weltregierung, wenn wir aufrichtig seyn wollen, als vernunftwidrig aufgeben, und da hierauf sich der Glaube an Offenbarung im Sinne der Schrift gründet, auch den schriftgemässen Glauben (S. 64) an „eine ausser dem natürlichen Zusammenhange oder Entwickelungsgange der Dinge geschehene Veranstaltung Gottes, um dadurch die Menschen über göttliche Wahrheiten und die höheren Angelegenheiten der Menschheit zu belehren". Falsch war es allerdings, wenn die ältere Theologie von einer Offenbarung sprach, welche im eigentlichen Sinne ausser- und übernatürlich seyn, welche alle Naturvermittelung verschmähen sollte: eine solche Belehrung ist nicht gedenkbar. — Aber eine Veranstaltung Gottes, die ihren Grund nicht in den Naturgesetzen, sondern in dem Plane seiner Vorsehung hat, zur Belehrung der Menschheit bleibt gedenkbar, so lange der philosophirenden Vernunft der Glaube an göttliche Vorsehung zur Förderung der höchsten Endzwecke der Menschheit ein vernünftiger Glaube bleiben muss: und diesen Glauben an die Realität des übernatürlichen Wirkens Gottes (mit der Idee eines absoluten göttlichen Wesens nothwendig gegeben) wird die All-Einheits-Philosophie nicht verdrängen; denn Gott an sich, sein Verhältniss zur Welt an sich, und daher auch zu Jesus Christus, (S. 79) wird ein Geheimniss bleiben, und kann nie zur Offenbarung kommen, da es hier für den endlichen Verstand nichts Gegensätzliches in der Erkenntniss giebt, ein Bewusstseyn also jenes Verhältnisses nicht möglich ist. Hätte der Vf. aus dem Standpuncte der religiösen Naturansicht, d. h. im Glauben an göttliche Vorsehung, die Wunder, welche doch weder der Theolog noch der Philosoph in ihrer historischen Wahrheit ableugnen kann, sowie die Erscheinung Jesu Christi im Allgemeinen (S. 97 fg., über welche er manches ganz Schriftgemässe sagt), auffassen können: so würde er auf Resultate gekommen seyn, welche der Theologie wahrhaft förderlich gewesen seyn würden. Der Philosoph vermag nicht das Geschehene aus sich zu construiren: er halte das Geschichtliche zunächst fest, und dadurch bestimme er sein Nachdenken über dasselbe.

L. L.

Hamburg, b. Perthes: *Die schottische Nationalkirche, nach ihrer gegenwärtigen inneren und äusseren Verfassung.* Mit einem Vorworte des kön. Cons. Ra. u. Pr. Dr. *A. Neander.* Ein Beytrag zur Charakteristik der evangelischen Kirchen. Von *Aug. Fr. Leop. Gemberg,* ev. Pfarrer zu Seebek und Strausee in der Mark Brandenburg. 1828. XVI u. 317 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unsere Literatur ist seit Kurzem nicht leicht über einen Gegenstand reichlicher mit Schriften versehen worden, als über die verschiedenen Verfassungen der protestantischen Kirche in verschiedenen Ländern. v. *Schubert* (nach *Bälter*) und *Dunckel* gaben uns eine

Beschreibung der schwedischen Kirchenverfassung mit allen ihren gottesdienstlichen Gebräuchen; *Küper* übersetzte das allgemeine Gebetbuch, oder die Agende der vereinigten Kirche von England und Irland; *Fliedner* beschenkte uns mit seinen liturgischen Mittheilungen aus Holland und England; von *Falk*, *Schaaf*, *Funk*, *Romberg* erhielten wir historische Beleuchtungen des älteren und neueren Agendenwesens in Preussen; Pfarrer *v. Oven* machte uns mit seinen geschichtlichen Versuchen über die Entstehung und Fortbildung des evangelischen Cultus in den westphälischen Herzogthümern bekannt: mehrerer, durch die neue preussische Agende veranlasster Schriften, die sich auf die Geschichte und Verfassung des in einzelnen Provinzen üblichen Ritus mehr oder weniger eingelassen haben, nicht zu gedenken. Hätten wir der preussischen Agendenfehde auch keinen anderen Vortheil zu verdanken, als den des durch sie grösstentheils aufgeregten Lebens und Bewegens auf dem Felde des protestantischen Cultus und der evangelischen Kirchenverfassung: so wäre schon dieses ein dankenswerther Gewinn. An alle diese Schriften schliesst sich nun, als Beytrag zu einer Charakteristik der evangelischen Kirchen, die vorliegende Beschreibung der grossen Volkskirche in Schottland, die an Gründlichkeit, an Ausführlichkeit, an treuem Verweilen bey dem zu behandelnden Gegenstande, jede dem Rec. zu Gesichte gekommene Schrift ähnlichen Inhaltes übertrifft, und die es ihm fast zweifelhaft macht, ob er sich nach ihrer sorgfältigen Durchlesung mehr dem Vf. für seine schätzbare Darstellung, oder mehr den höheren Behörden, welche seine Reise nach Schottland veranlassten, deren Zweck bestimmten und ihn zur Bekanntmachung des Ergebnisses seiner Beobachtungen in den Stand setzten, zum Danke verpflichtet sieht. Der erste Ephorus zu Berlin, Hr. *Dr. Ehrenberg*, dem die Schrift gewidmet ist, hatte den vorzüglichsten Antheil an der Reise; und der Vorredner der Schrift, Hr. Consistorialrath Dr. *Neander*, giebt S. X Nachricht von der nächsten Veranlassung zu derselben. Zwey Berliner Domcandidaten (diessmal die Hnn. *Gemberg* und *Westermeier*) pflegen nämlich von Zeit zu Zeit auf Kosten der Regierung in das Ausland zu reisen, hauptsächlich zu ihrer eigenen wissenschaftlichen Ausbildung; zugleich aber auch, um Berichte über den religiösen und kirchlichen Zustand ausländischer Nationen einzuziehen, und dem hochwürdigen Ephorate mitzutheilen. Man schlug den 1824 und 1825 zu dieser Reise bestimmten Candidaten Schottland vor; und den Bericht, den Hr. *Gemberg* als das Resultat der Reise einsendete, und nachher zum Drucke weiter bearbeitete, haben wir hier vor uns. „Ihm selbst", sagt der Vorredner von Hn. *G.*, der bisher mehr das nach Schultheorieen construirte, als das lebendige Christenthum kannte, war die Anschauung des christlichen Lebens, welches ein ganzes Volk durchdrungen hat, für seine ganze religiöse und theologische Entwickelung höchst segensreich". Und das glaubt Rec. sehr gern. Möchte doch eine ähnliche Einrichtung, wie es, ausser in Preussen, auch in Dänemark der Fall ist, in allen protestantischen Ländern Statt finden; wir würden der einseitigen Geistlichen auf Kanzeln, Kathedern, und in Consistorien weniger haben, als nun! — Mit vieler Sorgfalt und in einer Sprache, welche das lebendige Gefühl des Vfs. für die Wichtigkeit seines Gegenstandes an den Tag legt, giebt uns Hr. *G.* S. 10 f. eine Uebersicht der Lehre der schottischen Kirche, in welcher ein „praktisch lebendiger, biblischrationeller Supranaturalismus" vorherrschend ist. Er beschreibt alsdann S. 72 f. den Cultus, sowohl den öffentlichen, als den häuslichen, in Schottland in dem höchsten Ansehen stehenden, Gottesdienst, und S. 156 f. die dem Volkscharakter entsprechende und mit ihm fest zusammenhängende Kirchenzucht, deren Strenge erst in den neuesten Zeiten etwas nachgelassen hat. Er schildert zuletzt S. 173 ff. die Kirchenverfassung nach ihrem reinpresbyterianischen Charakter, und erzählt u. a. recht merkwürdige Beyspiele von der Selbstständigkeit der schottischen Kirche in ihrem Verhältnisse zum Staate. Für den Hn. G. R. *Schmaltz* und seines Gleichen mag dieses Cap. verdriesslich seyn zu lesen, weil es aus ihm thatsächlich erhellt, wie sehr sie ins Blaue redeten, wenn sie zwischen kirchlicher Selbstständigkeit und Hierarchie keinen Unterschied zu machen wussten, die protestantische Kirche unter eine Cäsareopapie, schlimmer als der römische Papismus, stellen wollten, und sich dabey an *Knox* durch die übereiltesten Urtheile und falschesten Beschuldigungen versündigten. Eine Uebersicht der von der Nationalkirche getrennten Secten und Congregationen schliesst S. 237 f. diesen gehaltvollen Abschnitt, welchem noch S. 265—317 einige Communiongebete, eine Abendmahlspredigt u. s. w. in 4 Beylagen folgen. — Rec. hatte sich viele Stellen angezeichnet, welche er, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf diese lesenswerthe Schrift zu lenken, ausheben wollte; aber der beschränkte Raum erlaubt ihm dieses nicht. Warum sollte er auch vorgreifen wollen, da er überzeugt ist, dass Niemand, der sich für den verschiedenen Cultus in *den evangelischen Kirchen* (warum muss man doch von einem an sich so einfachen Gegenstande noch immer in der Mehrzahl reden? — Die Herrn Juristen in Baiern u. s. w., denen Presbyterialverfassung, Kirchendisciplin u. s. w. aus nur ihnen bewussten Gründen ein Dorn im Auge ist, mögen über diese Frage nachdenken!) interessirt, diese Schrift ungelesen lassen wird. — Das viele Englische, welches der Vf. in den deutschen Text selbst da, wo sich solches recht gut hätte deutsch ausdrücken lassen, gemischt hat, verursacht eben so, wie der Druck von fast allen Eigennamen mit römischer Schrift, beym Lesen einige Störung, wogegen dieses durch reinen Druck und feines Papier vieles gewinnt.

L. n. n. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 1.

NATURLEHRE.

Brüssel, im Verlag v. Dumont u. Comp.: *Des Mystères de la Vie humaine*, par le Comte *de Montlosier*, précédés d' une Notice sur la Vie de l' Auteur. T. I. 1829. XLVI u. 248 S. 8.

Dem Systeme zufolge, welches Graf *Montlosier* in dem obigen Werke aufstellt, existiren in der ganzen Natur nur *Kräfte* und *Formen*, das heisst Kräfte, welche andere Kräfte sich unterworfen, in einer gewissen Ordnung mit sich zur Einheit verbunden haben und verbunden halten.

Jegliche, also gebundene Kraft wird Form, Körper. Jegliche, aus ihrer Verbindung im Körper gelöste Kraft wird sofort wieder gebunden, oder sie wird bindend; nämlich, eine andere, stärkere Kraft bemächtiget sich derselben, ordnet sie ihrem Organismus bey; oder sie belebt sich, bemächtiget sich anderer Kräfte, bildet mit diesen einen eigenen Organismus.

Keine leblose Materie gestattet Graf *M.* in der Natur, keinen wesentlichen Unterschied zwischen Materie und Geist. Der Diamant verflüchtiget sich unter dem Brennspiegel, ohne Rauch und Asche zu bilden — hat er nach jenem aufgehört, Materie zu seyn, ist er anderes Wesens geworden? — Die Eigenschaften der Feinheit und Flüchtigkeit der Materie, mit welchen die Energie und Thätigkeit derselben wächst, sind es, vermöge deren wir letzte als Geist ansprechen. An sich materielle Eigenschaften, welche keinen anderen Unterschied zwischen Stoff und Stoff bewirken können, als zwischen Körper und Körper die grössere oder geringere Mannichfaltigkeit des Organismus bewirkt, welche ebenfalls eine vermehrte Energie und Thätigkeit der Körper begleiten, die wegen derselben aber nicht aufhören, Körper zu seyn; anderes Wesens werden.

Jegliche Form besitzt dergestalt *ihre Seele*, eine lebendige Verbindungskraft nämlich, welche ihre einzelnen Bestandtheile zusammenbringt, eine lebendige Organisationskraft, welche deren Verbindung regelt. (*Une force vive d' adhésion, qui les constitue corps, et une autre force vive d' organisation, qui en réunit les élémens.*) Bleibt diese Körperseele starr gebunden innerhalb der durch sie gebildeten Form, so entstehen blosse Körper. Bewegt sie sich gegen die äussere der umgebenden Kräfte, sich ihrer zu bemächtigen, sie der Substanz ihres Körpers zu vereinigen, diese dadurch zu vervollkommnen, so entstehen lebende Körper.

Die Planetensysteme des ewigen Raumes, die Sonne, die Erde, jeglicher irdischer Körper, sind auf solche Weise beseelt. Eine Leiter baut so sich aufwärts bis zur Gottheit, abwärts bis zur dürftigst organisirten Creatur.

Der Vf. nennt Gott eine Kraft. Er sagt: wenn Gott, oder die allgemeine Kraft (*force générale*), in unmittelbaren Contact träte zu den besonderen Kräften (*forces particulières*), so würden letzte sofort von derselben verschlungen werden. Es ergiebt sich hier nicht deutlich, ob er diese besonderen Kräfte als eines Wesens mit jener allgemeinen Kraft denke; man möchte aus der obigen Stelle folgern, dass er sie derselben nicht integrirend denkt. Die Folge scheint wieder das Gegentheil zu beweisen. Wie die Intelligenz im Menschen, sagt er, sich aus so vielen Einklängen bildet (*harmonies*), als es in ihr Organe, Gefässe, lebendige Theile giebt, so wird die allgemeine Intelligenz sich aus allen den Einklängen bilden, welche es im Universum giebt.

Vergleichungsweise sage ich bilden, fährt er hierauf fort; denn unser Daseyn, das der Zeit entspricht, kann in der Zeit entstehen, die Intelligenz des grossen All, welche der Ewigkeit entspricht, nur in der Ewigkeit. Denkt der Vf. sich diese Intelligenz als eben die Kraft, unter welcher er die Gottheit versteht? — In diesem Fall wäre seine Lehre Spinozismus. — Oder denkt er sich unter derselben nur ein einzelnes Attribut der Gottheit? — Rec. trat, bey der obigen Stelle des Werkes, zuerst ein Fehler im Räsonnement des Vfs. entgegen, welcher den, in jenem enthaltenen, tiefen und neuen Ansichten vielfach den Eingang erschweren wird: er geht zu weit in Anwendung der von ihm aufgestellten Sätze. Er brauchte die Anwendung des Satzes von der Körperseele, den er aufgestellt, nicht auszudehnen bis auf die Gottheit. Dadurch, dass er es that, brachte er sich in die Verlegenheit, eine Erklärung vom Wesen der Gottheit beyzubringen, hinsichtlich dessen es für den Menschen sein Bewenden hat beym Ausspruch des Sokrates: Wir wissen nur, dass wir nichts wissen; sonst geräth er in den Fall des Knaben, in der Parabel des heiligen Augustinus, welcher den Ocean in's Grübchen schöpfen wollte.

Unter dem Einfluſs der himmlischen Urkraft, welche die Planetensysteme des ewigen Raumes verband und ordnet (*les coordonne*), besteht die Urkraft der Sonne (*principe solaire*); unter dem Einfluſs beider Principien die Urkraft der Erde (*principe terrestre*). Zu diesen drey grossen Principien befinden sich der Mensch, sowie die Erdengeschöpfe überhaupt, in Beziehung. Der Schöpfer bestimmte die Sonne, als vermittelnde Kraft zwischen ihm selbst und der Erde.

Allein auch die unmittelbare Wirkung dieser Kraft ist der Erde zu gewaltig, die schmetternde, die entzündende Wirkung des Strahles. Hier giebt das Phänomen, wie eine Anzahl von Sonnenstrahlen, in dem Focus des Brennspiegels gesammelt, früher eine schmetternde als eine entzündende Wirkung äussern, dem Vf. Anlaſs zu sinnreichen und neuen Hypothesen.

Die schmetternde ist also die erste Wirkung des Strahles. — Nun besitzt die Erde eine natürliche Neigung, sich mit der Sonne zu vereinigen. Jene schmetternde Gewalt des Strahles treibt sie zurück, nöthigt sie, eben der gedachten Neigung wegen, zur Bewegung um die Sonne. „*Elle tourne ainsi sans cesse autour de lui, comme si elle cherchait une issue, pour s'y précipiter.*"

Eine andere Hypothese in Bezug auf die Natur der Kometen stützt Graf *M.* auf eben jene schmetternde Gewalt dee Strahles. Er bringt dieselbe in Verbindung mit der Durchsichtigkeit des Sternes bey jenen Himmelskörpern, mit der Richtung ihres Schweifes, welcher stets der Sonne zugekehrt erscheint. Daher folgert er, daſs dieselben Gestirne seyen, welche nicht, wie die Erde, einen Dunstkreis um sich zu bilden, sich mit einem Humus zu bedecken vermögen. Die Strahlen der Sonne also, welche deren Oberfläche unmittelbar treffen: „*en éclaboussent la substance, qui va se perdre en trainées infinies dans les longs espaces de l' univers.*"

Auch im Blitz erkennt Graf *M.* die schmetternde Kraft des Strahles; und die elektrische Materie ist ihm ein Ausfluſs der Sonne, welchen die Kraft der Erde nicht zu binden, zu zersetzen vermag, welcher deren Dunstkreis in ursprünglicher, fremdartiger Beschaffenheit durchzieht.

Vermöge dieses Dunstkreises, vermöge des Wassers, des Humus, sichert die Erde sich selbst, sichert sie die ihr angehörenden Geschöpfe wider die verderblichen Wirkungen des Lichts.

Von ungemeiner poetischer und rhetorischer Schönheit ist das Bild, unter welchem der Vf. diese Function der Atmosphäre darstellt. „*Au moment ou un grand monarque étale sur son trône l' éclat de sa puissance, si un faible enfant approche, il osera saisir avec ses petites mains cette couronne si rédoutable et jouer avec elle, comme avec un hochet. Il en est de même de la terre envers le soleil. Ses faibles rayons s'élançant vers les rayons de l' Astre osent s'en saisir. Il commencent à les courber, les divisent en suite de mille manières — cette foudre si rédoutable n'est plus pour les êtres les plus faibles qu' une source commune ou ils auront le droit de venir puiser la beauté et la vie.*"

Das zweyte Mittel, vermöge dessen die verderbliche Wirkung des Strahles auf die Erde und die Erdengeschöpfe entkräftet wird, ist das Wasser. Graf *M.* betrachtet dasselbe als ein Product der Erde; in Gemäſsheit der Merkmale, daſs es sich zersetzen läſst, daſs es eine verschiedene Beschaffenheit hat, zufolge der Beschaffenheit des Bodens der Gegenden, wo es entstand.

Das Wasser nimmt den Strahl auf, zersetzt ihn, führt seine gedeihliche Wirkung dem Inneren des Erdkörpers zu, mit welchem die Tiefen des Oceans in Verbindung stehn, und führt sie den Geschöpfen zu, welche im Wasser leben.

Eine ähnliche Function wird dem Humus beygemessen. Der Vf. läſst denselben nicht gelten, als ein ursprüngliches Product der Vegetation. Er gestattet, daſs letzte ihn vermehre; hat aber beobachtet, daſs jegliche Pflanze irgend eines Humus zu ihrer Entstehung bedarf, und betrachtet ihn als ursprünglich durch einen Niederschlag der Luft, durch die Wirkung der Luft auf das Gestein erzeugt, besonders auf gewisse Steinarten.

So wie die Erde sich selbst und ihre Creaturen wider die zerstörenden Wirkungen des Strahles der Sonne schirmt, so schirmen letzte sich unmittelbar wider dieselbe. Der Humus schützt sich dagegen durch die Vegetation; diese durch das Blatt; durch die Haut, die Lungen, wird er von den lebendigen Wesen zersetzt.

Nach diesen Modificationen nun ist das Licht Ursache der Entstehung der Creaturen, und dient zu ihrer Fortdauer. In Gemeinschaft mit der Kraft der Erde bringt es dieselben hervor, erhält, ernährt es sie; auch das Athmen zählt Graf *M.* zu den Functionen der Ernährung. Noch gegenwärtig sehen wir Formen durch einen gewissen Conflict beider Kräfte entstehn; allein es sind schwach, dürftig organisirte Formen. Gleichwohl widerspricht nichts der Annahme, daſs nach Analogie der erneuten Kraft der Belebung am Morgen und im Frühlinge, der schwächeren und stärkeren bey Wiederbegegnung jener beiden Kräfte nach kürzerer und längerer Trennung; am Morgen und im Frühling der Schöpfung, als die Erde zum ersten Mal, mit nicht zu berechnenden, jugendlichen Kräften, der Wirkung der jugendlicheren, unberechenbar gewaltigeren Kraft der Sonne entgegentrat, viel mannichfachere, vollkommnere Organisationen durch die gemeinschaftliche Wirkung ihrer vereinten Kräfte hervorgebracht seyen, als gegenwärtig dadurch entstehen.

Alles Einfache, Schwere, Träge, Grobe im lebendigen Organismus entspricht der Kraft der Erde (*principe terrestre*); alles Vielfache, Leichte, Feine, der Kraft des Lichtes (*principe solaire*). Die vorzugsweise Beziehung der Creatur zur irdischen Kraft stellt sich in deren fadenförmiger Bildung, die vorzugsweise Beziehung derselben zur Kraft des Lichtes in ihrer flügelförmigen Bildung dar. Bey den Pflanzen erschei-

nen diese Bildungen vereint im Moment eines und desselben Daseyns, als Wurzel, Stamm, Laub, als Wurzelfaser, Zwiebel oder Knolle, Blatt. Bey gewissen Insecten stellen sie sich als gesonderte Momente der Existenz dar; der fadenförmigen Bildung der Wurzel entspricht die Gestalt der Raupe; der larvenförmigen Bildung des Stammes jene der Larve, des Cocons; der Bildung des Blattes die geflügelte Form des Schmetterlinges. Die Nahrung, welche die Geschöpfe vom Licht entnehmen, verräth sich vermöge der Farbe. Beym vegetabilen Organismus stellt dieselbe als Blau sich dar; beym animalen als Roth. Die erste Verbindung der Kräfte zur Form bezeichnet allgemein die weisse Farbe; so wie die vollendete Auflösung des Organismus allgemein durch die schwarze Farbe angekündigt wird.

Was den Organismus des menschlichen Wesens betrifft, so unterscheidet Graf *M.* zunächst im Menschen zweyerley Geister; einen ganz thierischen, in welchem das Princip des Lichtes zusammentrifft mit dem Princip der Erde (*esprit nécessaire*). Alle inneren Functionen des Organismus beziehen sich auf ihn. Dieser Geist hat keine Ahnung (*notion*) von der Gottheit, keine Ahnung eines zukünftigen Lebens; er ist sterblich, allein er besitzt ein heftiges Verlangen der Fortdauer. Durch die Nahrung vertreibt er den Tod (auch das Athmen betrachtet Graf *M.*, wie schon bemerkt, als Nahrung); durch die Fortpflanzung entgeht er dem Tode: diess macht seine Bestimmung aus. Der andere Geist, von dem Vf. des Werkes *esprit surabbondant* benannt, (keine glücklich gewählte Benennung, auch darum keine, weil sie bey mehreren Stellen desselben auf ironische Weise an *esprit superflû* gemahnt; wir wollen sie durch *reinen Geist* übersetzen), der reine Geist wird beym Menschen aus dem *nothwendigen Geist* erzeugt. Ihm ist eine Ahnung der Gottheit eingeboren, er besitzt Unsterblichkeit. Während der ersten Kindheit ist im Menschen nur thierisches Leben, der *esprit nécessaire*. Sobald die Entwickelung des reinen Geistes in demselben beginnt, erwacht im Kinde das Bewusstseyn von etwas Allmächtigem, Ewigem, Unendlichem ausser ihm, das Bewusstseyn der Gottheit; weiht es Gott Liebe und Dienst. Das Bewusstseyn der Gottheit und die Unsterblichkeit unterscheiden den Menschen wesentlich vom Thier.

Wie, nach dem Mythus der Alten, die Sonne an jedem Abend zur Ruhe in's Meer taucht, so bedarf der reine Geist im Menschen, nach gewissen Fristen der Thätigkeit, sich in dessen nothwendigen Geist zu versenken. Dieser Zustand des menschlichen Wesens ist der Schlaf. Der Mensch wird während desselben dem Thiere gleich. Aus dem Wirken des reinen Geistes unter der Dauer jenes Zustandes erklärt Graf *M.* die Erscheinung des Träumens.

Der nothwendige Geist, welcher sich ausschliesslich auf Fortdauer und Fortpflanzung bezieht, welcher im Thier als Instinct erscheint, ist rechtmäsig und beschränkt in seinen Zwecken; stark jedoch, und mit Zulänglichkeit auf die Mittel gerichtet, die zur Erreichung seiner Zwecke führen. Der reine Geist, unbeschränkt, allein schwach, befindet sich während der Dauer seiner gegenwärtigen Existenz, wie in einem Zustande der Kindheit. Der nothwendige Geist erzieht ihn (*le faconne*), ertheilt ihm die Richtung.

Durch die Trennung, den Widerspruch zwischen beiden Geistern erklärt der Vf. die Leidenschaften, das geistliche Leben, den Selbstmord. Der nothwendige Geist hat es nur mit den Zwecken seiner Bestimmung zu thun. Er kennt das Vergnügen der Nahrung nicht anders, als es zur Erhaltung des Daseyns durch letzte gehört; er kennt die Wollust der Liebe nur in Verbindung mit dem Zwecke der Fortpflanzung.

Der reine Geist macht Vergnügen und Wollust an sich zu Zwecken, bis zu einem Grade, wo, durch Erreichung derselben, die Erreichung der Zwecke des nothwendigen Geistes, welchem beide beygegeben sind, gestört, unmöglich wird. Eine solche fortgesetzte, vielfache Behinderung verwirrt zuletzt die natürliche Ordnung des menschlichen Organismus. Blödsinn, Wahnsinn entstehn; Verkehrtheit, Verzweiflung, welche zum Selbstmord führen, zur Ertödtung des Fleisches im geistlichen Leben, welches der menschlichen Natur widerspricht.

Aus tiefer, scharfer, vielseitiger Beobachtung der Zustände unserer modernen, gesellschaftlichen Cultur sind die Bemerkungen in den hieher gehörenden Capiteln des Werkes geschöpft. Vorzüglich bewegend ist die Ansicht des Vfs. vom Selbstmord. Er nennt ihn einen wahren Mord, vom reinen Geist an dem nothwendigen Geist begangen. *„L'esprit surabbondant n'est en effêt qu'une partie de notre Vie, ses attentats sur un autre esprit qui est en nous ne sont pas seulement féroces, ils sont illégitimes. Aussi, de combien d'hésitation, de combien de suplications et de plaintes ce dernier acte en général n'est il pas précédé—"*.

Die Wahrheit in den dargelegten Ansichten ist einleuchtend. Wenn aber der nothwendige Geist so unschuldig wäre, als der Vf. ihn macht, so könnte es, seinem eigenen Systeme zufolge, bey den Thieren, welchen er diesen Geist als alleinigen zuschreibt, keine Gefräsigkeit geben, keine widernatürliche Lust, so könnten die Thiere nicht träumen; ja nicht schlafen, will man ihren Schlaf nicht als ein periodisches Erlöschen des nothwendigen Geistes in ihm selbst betrachten. Entweder muss der nothwendige Geist unregelmäsigere Willkühr, als Gr. *M.* demselben zuschreibt, oder die Thierheit muss irgend einen Antheil am reinen Geist besitzen, da alle die erwähnten Erscheinungen bey derselben vorkommen. Diess letzte ist der Fall. Mit Unrecht wird ein solcher Antheil derselben abgesprochen; nicht nur in den gedachten Erscheinungen, auch in gewissen Neigungen und Abneigungen äussert er sich, welche auf Apperceptionen beruhen, völlig unabhängig von den Zwecken der Fortdauer und Fortpflanzung. Das Einzige, was der Mensch absolut vor dem Thiere voraus hat, ist das Vermögen, aus der Analogie Schlüsse zu ziehen; die Empfindung des abstracten

Begriffes. Der Mangel beider versagt dem Thiere auch die Vorstellung der Gottheit, die Liebe der Gottheit.

Merkwürdig ist, in welcher Harmonie zu den Ansichten *Kant's* über die Natur des menschlichen Wesens die Ansichten des Grafen *M.* über ebendieselbe stehen, so verschieden die eine und die andere Lehre sich darstellen. Merkwürdig auch, wie in dem *Montlosier*schen System der Lehrsatz *Fichte's* vom sich selbst setzenden Ich eine Erklärung erhält, welche dessen Urheber ihm nicht zu geben vermochte, der für den Widerspruch in der Vorstellung eines geschaffenen, sich selbst schaffenden Wesens nie eine zulängliche Vermittelung entdeckte.

Wie Graf *M.* jeglicher Form in der Natur ihre eigenthümliche Seele zuschreibt, das heisst die Kraft, welche andere Kräfte nöthigte, sich nach einer gewissen Ordnung mit ihr zur Form zusammenzufügen, so schreibt er eine solche auch jeglichem besonderen Gebilde an den Körpern zu. Diese Anwendung des ersten Satzes ist kühn. Manches spricht indess zu Gunsten einer solchen Annahme. Ihr Urheber findet sie durch die Erscheinung des Tributes bestätigt, welchen sämmtliche Organe des Körpers, bey irgend einer Verletzung desselben, freywillig und wie mit Ueberlegung, eben zur Stelle der Verletzung senden, um ihn wiederherzustellen. Auch manche Erscheinungen beym Somnambulismus, gewisse instinctartige Appetite der Kranken, das, für den Arzt so wichtige Gemeingefühl, sogar die Fieber, lassen sich damit in Verbindung denken. Möge man hier den Fehler vom Räsonnement des Gr. *M.*, dass er die Anwendung seiner Sätze zu weit treibt, entdecken oder nicht, auch diese Annahme trägt den Stempel seiner Tugenden, Schärfe, Geist, kühne Originalität. Zu weit scheint derselbe dem Rec. gegangen, wenn er, im Verfolg der Entwickelung seines Satzes, die einzelne Biene, die einzelne Ameise nur als Glieder von Körpern betrachtet, dem Bienenstamm, dem Ameisenhaufen. Was in seiner eigenen Haut geschlossen, freywillige Bewegung hat, muss wohl als ein für sich bestehendes Geschöpf angesehen werden. Dass eine Biene, mit Blumen in einem Pokal verschlossen, stirbt, beweist nicht, dass sie gestorben sey, weil sie, abgesondert vom Ganzen ihres Körpers, nicht leben könne; auch bedürfte die Behauptung, dass eine Biene, eine Ameise ganz gleich der anderen sey, vielfacher Nachweisung. Und gesetzt, sie wäre durch eine solche als richtig erprobt, so würde sie nichts für den Satz beweisen, welchen Gr. *M.* auf sie stützt; denn, wie allbekannt, sehen die einzelnen Glieder eines und desselben Körpers einander nicht völlig gleich.

Drey bestimmt gesonderte Systeme nimmt Graf *M.* an, als im menschlichen Organismus verbunden. Das erste, dessen Mittelpunct die Leber ausmacht, auf welches alle gehässigen Triebe des Menschen Beziehung haben, steht unter dem Einfluss des irdischen Princips. Das zweyte, dessen Mittelpunct Herz und Lungen sind, von welchem alle liebevollen und heiteren Triebe des Gemüthes abhängen, steht unterm Einfluss vom Princip des Lichtes. Das edelste von allen hat seinen Mittelpunct im Gehirn; es steht in Verbindung mit sämmtlichen höheren Fähigkeiten und Kräften, und befindet sich unterm Einfluss des himmlischen Princips.

Nachdem der Vf. also die sämmtlichen natürlichen Beziehungen des menschlichen Wesens, der Erdengeschöpfe, der Erde an sich, erläutert hat, geht er über zu den gesellschaftlichen Beziehungen des Menschen.

Zunächst erklärt er hier den Begriff vom Glück. In drey Dingen setzt er dasselbe: seinen Willen thun; in Einheit mit sich selbst seyn; in Einklang mit Anderen leben. Trefflich ist die Unterscheidung von Vergnügen und Glück; und was über die Verwechselung beider gesagt wird. Auch hier sind die Bemerkungen aus vielseitiger Erfahrung eines Sinnes geflossen, welcher im Kampf mit dem Leben sich über das Leben erhob.

Die Untersuchung, wie mit dem gegenwärtigen Daseyn das zukünftige in Verbindung stehe, durch jenes dieses gestaltet werde; die Ausführung des Satzes, wie alle häuslichen, bürgerlichen und politischen Gesetze zu Einem Gesetz gehören; wie das Glück der Nation von denselben Bedingungen abhängig ist, die zu einem glücklichen Organismus des menschlichen Wesens gehören, soll der zweyte Band des bisher angezeigten Werkes enthalten. Wir werden zu seiner Zeit auch Rechenschaft geben von demselben. Jedes denkende Wesen hat ein Recht nicht nur, ja eine Verpflichtung, sich mit dem grossen Geheimniss zu beschäftigen, von dem es einen Theil ausmacht. Kein denkendes Wesen aber wird das Buch des Grafen *Montlosier* aus der Hand legen, unbereichert durch viele neue Ideen über dasselbe, welche den Stempel vom Geiste seines Urhebers tragen.

Interessant, in Bezug darauf, ist die Nachricht von seinem Leben: dass er, leidenschaftlicher Verfechter des Königthums in Frankreich zur Zeit der Revolution, den Bourbons folgte, als sie auswanderten; den ausgewanderten diente; endlich unter Napoleon in sein Vaterland zurückgekehrt, in die Dienste des Kaisers trat, fast zu eben der Zeit, als Frankreichs alte Dynastie dessen Thron wieder einnahm; dass er hierauf eine Zeit im Dienste der Bourbons lebte, diesen aber, und mit ihm Reichthum und Wohlleben seiner inneren Ueberzeugung opferte, und sich mit einem einzigen Sohn auf ein unbedeutendes Landgut zurückzog. Die Frucht des Nachdenkens während solcher ländlichen Zurückgezogenheit enthalten die obigen Blätter.

v. Klg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

HALBERSTADT, b. Brüggemann: *Euphron.* Eine Zeitschrift für Religion und Kirchenthum. Herausgegeben von Dr. *G. Herold*, Pastor zu Langenstein, *M. A. H. Schmidt*, Oberpred. zu Derenburg, *K. J. Tiebe*, Pastor zu Heudeber. Jahrgang 1827. Erstes Heft. 136 S. Zweytes Heft. 140 S. Drittes Heft. 134 S. Viertes Heft. 136 S. Jahrgang 1828. Erstes Heft. 128 S. Zweytes Heft. 143 S. Jahrgang 1829. Erstes Heft. 126 S. Zweytes Heft. 122 S. Jahrgang 1830. Erstes Heft. 132 S. Zweytes Heft. 110 S. 8. (Jedes Heft 10 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1826. N. 154 u. 155.)

Von dieser Zeitschrift, deren Zweck, Geist und Art unsere Leser schon kennen, liegen nun wieder einige Jahrgänge vor uns, die wir um so lieber anzeigen, da es dem Zwecke unseres Instituts nicht angemessen ist, jedes Heft eines solchen Journals besonders und einzeln zu beurtheilen. Mit dem Jahrgang 1827 erscheint diese Zeitschrift in einem veränderten Gewande. Sie hat sich, vermuthlich um unter der grossen Menge ihrer Mitschwestern sich leichter bewegen zu können, weit kleiner und dünner gemacht; und da sie sonst ein ganzes Jahr brauchte, um *einmal* ihre Wanderung zu machen: so will sie jetzt *viermal* des Jahres bey allen freundlichen Lesern einsprechen. Aus dem Grossoctav ist daher ein Kleinoctav geworden, und statt 15 Bogen bringt sie nur $8\frac{1}{2}$. Auch hat sich das Blau ihres äusseren Gewandes, wie einst bey *Beireis*, in Violet verwandelt.

Doch wir haben hier es mehr mit dem inneren Gehalte des Euphron zu thun, und dieser hat sich nicht verringert. Wir verzeichnen hier die gelieferten *Abhandlungen.*

Jahrgang 1827. *Istes Heft.* S. 3 hat uns *der Versuch einer neuen Bearbeitung eines kleinen hebräischen Drama's, aufgefunden unter den Orakelsprüchen, welche mit dem Namen Jesaias bezeichnet sind C.* 14, 4—23. Vom Cons. Rath und Sup. D. *Hoche* in Gröningen, recht freundlich angesprochen. Hr. *H.* theilt aus dem Nachlasse des verstorbenen D. *Nachtigal* eine neue Bearbeitung der angeführten Stelle mit, und fügt zu dessen Anmerkungen seine eigenen bey. Es wird hier ein zu herrlicher Genuss geboten, als dass wir an dem Einzelnen kritteln und angeben möchten, wo uns *Herder* besser gefallen habe. Nur über das Ganze erlauben wir uns die Bemerkung: wenn dieser biblische Abschnitt als Drama behandelt werden kann, was hindert dann den Exegeten, nicht ebenfalls viele, sehr viele andere biblische Stellen auf gleiche Art zu behandeln? Aber wird etwas Wesentliches dadurch für Bibelerklärung, wenigstens für den poetischen Gehalt der Bibel gewonnen, wenn diese als Pensa der Prophetenschulen betrachtet werden? Wir glauben nicht, und versichern wenigstens an unserem Theile, dass *Herder* nicht im Geringsten weniger unser Gefühl und unseren Geschmack angesprochen hat, als der sel. *Nachtigal* mit seiner dramatischen Einkleidung. — S. 18 folgt *Jesus und die Kananitin, Versuch über Matth.* 15, 21 *ff.*, vom Past. *Roel* in Erxleben. Eine sinnreiche, und doch nicht haltbare Erklärung dieser Begebenheit. Hr. *R.* findet die Ursache des hartscheinenden Benehmens Jesu gegen die flehende Mutter allein in ihrer Anrede: *Du Sohn Davids*, die im jüdischen Sinne so viel heisse, als: du jüdischer Prinz, Davidischer Kronprätendent und dergl. „Welchen widrigen Eindruck, sagt Hr. *R.*, musste dieser Zuruf aus dem Munde einer Heidin auf den Erlöser machen? Also galt er auch bey den Heiden für den jüdischen Eroberer? Konnte er diese Meinung dulden? Würde er, sofern er, ohne sie zu rügen, die Bitte der Kananitin sogleich erfüllt hätte, diese Meinung nicht bestätigt haben?" Ferner: „Die Frau hatte den Ausdruck als einen vornehmen Titel von den Juden nur gehört, und wusste nur so viel, dass diess ein Ehrenwort sey. Sie wendet sich also mit dieser Anrede nicht an sein Herz, sondern an den jüdischen Standesstolz, an die Eitelkeit. Wie konnte diess dem Erlöser gefallen? Musste er nicht bedauern, dass diese kluge und wohlgesinnte Frau sich zu einer solchen unwürdigen Zweydeutigkeit erniedrigte, die nicht einmal in ihrem Charakter lag? Sein Benehmen aber war von der Art, dass die Bittende dadurch am sichersten zur Erkenntniss ihres Irrthums in Hinsicht auf seine Person und seinen Zweck und zu Einsichten und Ueberzeugungen gelei-

tet werden konnte, welche für ihren Glauben an Jesum höchst fruchtbar seyn mussten, so wie es auch für seine Jünger lehrreich wurde" u. s. w. Dieser Hypothese stehen aber manche Bedenklichkeiten entgegen; wir wollen hier nur eine nennen. Wie oft ward Jesus Sohn Davids genannt, ohne dass er darüber zürnte! Und billigte er es nicht, dass der Samariter Luk. 17, 16 ihm die tiefste Ehrerbietung erwies? — S. 28: *Ueber Wahrheit, Unwahrheit und Lüge.* Ein Versuch von *Schmidt.* „Wahrheit ist die Uebereinstimmung dessen, was man denkt, mit dem, was ist, war und seyn soll"; das Gegentheil Unwahrheit. Der sogenannten *Nothlüge*, die Hr. *S.* lieber Nothunwahrheit heissen will, wird hier stark das Wort geredet. Der Gegenstand selbst aber leidet eine ungleich tiefere Begründung, als hier versucht wird.

Der *homiletischen und liturgischen Arbeiten* sind im ersten Hefte dieses Jahrganges sechs. *Die Nacht, eine Botin Gottes zur Belehrung des Menschen*, Predigt am Feste Epiph. vom Generalsup. *Breiger* zu Harburg, S. 46 eröffnet die Reihe. Wir gestehen, durch diese Predigt nicht befriedigt worden zu seyn. An einem so wichtigen christl. Feste über eine so exoterische Materie zu predigen, können wir nicht gut finden. Das heisst den Text recht absichtlich beseitigen, was jetzt leider allzusehr an die Tagesordnung kommt. Auch ist uns das Wort *Botin* im Thema nicht das rechte. Die Ausführung hat nichts Eigenes oder Vorzügliches. S. 55 *Rede bey der Einführung zweyer Schullehrer in Derenburg*, von *Schmidt.* Recht gut. Nur missfallen haben uns S. 56 die Thränen, und ihre Wiederholung S. 57. — S. 63. *Eine Trauungsrede*, von *Herold.* Zweckmässig, darum aber weniger erbaulich für das grössere Publicum. — S. 69 *Rede vor der Prüfung der Confirmanden.* Von *Tiebe.* Auch Rec. ist der Meinung, dass die Prüfung bey der Confirmation Eltern und Kinder zu sehr mit sich selbst beschäftige, und jeden guten Eindruck hindere. — S. 78 *Meineidsverwarnung*, von Past. Dr. *Kunze* in Wulferstedt. Eine mächtige Rede, die uns ein heimliches Grausen erzeugt hat. Ob der Verwarnte noch geschworen hat? — S. 83 *Lied zur Einweihung eines Kirchhofes*, von *Schmidt.* Brav, bis auf einige kleine Fehler, z. B. „dass ertönt", statt ertöne; „wandeln *schönen* Engeln gleich."

S. 86 lesen wir die Ueberschrift: *Predigerspiegel.* Es wird hier hauptsächlich über Polizey durch Geistliche gesprochen. Wir theilen die Ansichten der ungenannten Briefsteller nicht. Der Katechismus in Versen S. 104 scheint uns eine recht glückliche Idee zu seyn. So lange wir noch keinen Katechismus haben, der in der einfachsten und doch erhabensten Prosa die Glaubens- und Sitten-Lehren vorträgt, zweifeln wir gar nicht, dass die metrische Form eine anwendbare sey. — S. 12 schliesst ein *Literaturbericht* dieses Heft. Wie leicht und wie gut wäre es gewesen, wenn mit den gehörigen Abkürzungen und Zeichen angegeben worden wäre, wie stark jede Schrift, und wo sie am sorgfältigsten beurtheilt worden sey. Uebrigens ist die Zusammenstellung mit Einsicht geschehen.

IItes Heft. Die *erste* Abhandlung beschäftigt sich mit *einer Aeusserung des Herrn D. Schulthess* in seinen *theologischen Annalen Jan. 1826, das Leben Jesu im Ehestande* betreffend, und hat den Hn. Pfarrer *Girschner* zu Wolkramshausen zum Vf. Uns dünkt, das nur leicht und nebenbey hingeworfene Wort des Hn. D. *Schulthess* werde hier zu ernst genommen, und erhalte dadurch eine grössere Wichtigkeit, als zu wünschen ist. Ausserdem können wir den Aufsatz als wohldurchdacht loben, obgleich uns die S. 11 gegebene Erklärung der Stelle Joh. 20, 17: „Umfasse mich nicht, du würdest mir, dem von schweren Wunden kaum Genesenen, Schmerzen verursachen, denn noch bin ich dem irdischen Naturlaufe unterworfen," aus leicht zu findenden Gründen nicht zusagt. — Die *zweyte* Abhandlung S. 15 verbreitet sich über *die kirchliche Katechisation oder die Kinderlehre;* vom Past. *Besser* in Thale. Gut, aber viel zu wenig über einen so wichtigen Gegenstand, als die Katechisation in der Kirche ist. Diese religiösen Unterhaltungen mit seinen Gemeindegliedern, wie sie Rec. für seinen Theil zu benennen pflegt, betrachtet er als das vornehmste Mittel, welches eine bessere Bekanntschaft mit dem Christenthum für Alt und Jung herbeyführen kann. Lesern aber, die sich für diesen Gegenstand interessiren, können in historischer Hinsicht *J. H. Gelbke's Herzog Ernst der Fromme zu Gotha.* (Gotha 1810) 3 Theile, besonders Th. 1. S. 115 f. und die *Landes- und Kirchen-Ordnungen* dieses trefflichen Fürsten vorzugsweise empfohlen werden. — Die *dritte* Abhandlung S. 28 ist abermals der *Unzulässigkeit der Nothlüge*, und zwar im Volksunterricht, von *Herold* gewidmet. Es gereicht, nach unserer Meinung, der Menschheit zur Ehre, dass die Acten über die Nothlüge noch nicht geschlossen sind, und wahrscheinlich niemals geschlossen werden dürften. Indess lesen wir alle neuen Beyträge, sowie auch diesen, mit Vergnügen. — Rec. bedauert bey dieser ersten Abtheilung die Namen *Greiling*, *Ch. Niemeyer* u. a. nicht mehr zu finden.

Unter den 6 *homiletisch-liturgischen Arbeiten* halten wir die Traurede vom Diac. zu Eisleben, D. *Alt*, S. 74 für die gelungenste. Nur finden wir es unrecht, dass auf den geistlichen Stand des angehenden Gatten gar keine Rücksicht genommen wird, und dass wir nach der S. 75 angezeigten Disposition einen anderen Gang der Rede erwarten mussten. Aber ihre Stelle verdienen auch S. 45 *die Erntepredigt* von D. *Wohlfarth*, Pfar. b. Rudolstadt, die jedoch etwas zu lange Perioden hat; S. 57 die *Wahlrede* von *Schmidt;* die *Confirmationsrede* von *J. J. Hahn*, Sup. in Bleicherode, wiewohl Rec. die Auszeichnung eines Mädchens darin für höchst bedenklich hält, zumal der eigenen Tochter: auch ist ihm der Anfang und der Schluss aufgefallen. Jener lautet: „Wird ein Schiff *bemannt*" u. s. w. und dieser: „Fahrt wohl, Kinder! Fahrt wohl!"; die *Traurede* von *Tiebe* S. 81, und die *Lieder bey der*

Einführung eines Predigers von *Schmidt* S. 89. Nur vermeide Letzter Sprachfehler, wie folgender: „Bewahr ihn unversehrt (?), so, dass er noch als Greis die späte Nachwelt *lehrt* (lehre)!"

Die *vermischten Mittheilungen* (in diesem IIten Hefte) scheinen bis jetzt die schwächste Seite dieser Zeitschrift zu seyn. Auch hier verbreitet sich die eine über die bekanntesten Dinge, und die andere über Predigervereine, ohne etwas Neues zu sagen. Warum übersahen die beiden Briefsteller die merkwürdige Numer 100 in der *Allg. Kirch. Zeitung* vom J. 1825?

Dass der *Literaturbericht* vom J. 1825 von Unrichtigkeiten wimmele, gesteht das angehängte Druckfehlerverzeichniss selber.

IIItes Heft. Der *Abhandlungen* sind 3, nämlich: S. 1. *Die Insel Thola.* Parabel vom Sup. Dr. *Märtens* in Halberstadt. Uns drängte sich bey dem Lesen dieser kleinen Arbeit, sowie bey einer ganz ähnlichen vom Sup. Dr. *Greiling* im darauf folgenden Hefte S. 1, *der Diamant oder der Supernaturalismus und der Rationalismus* überschrieben, das Wort Christi auf: *Niemand kann zween Herrn dienen.* Wer der bloss berechnenden Mathematik, oder der streng folgernden Philosophie dient, macht selten bey der Poesie sein Glück, er müsste denn ein *Kästner* oder gar ein *Schiller* seyn. Besonders hat uns die Insel Thola in allen ihren Theilen missfallen. — S. 5. *Ueber das Gewissen*, von *Schmidt.* Der indess verstorbene Vf. dieser Abhandlung geht von der Ueberzeugung aus, dass sich die Moral nicht eher zur allgemeinen Zufriedenheit (?) bearbeiten liesse, bis die Lehre vom Gewissen zur völligen, zweifellosen Bestimmtheit gebracht worden sey. Dass dieses Letzte indess noch nicht geschehen wäre, würde jedem Unbefangenen klar, der nur die ersten Seiten (warum aber gerade bloss diese?) der vorhandenen Lehrbücher über die Moral aufschlagen will. Diess habe ihn bewogen, die folgenden Resultate seines Nachdenkens darüber bekannt zu machen. Aus der *Abstammung* des Wortes, sowie auch durch das Zurückgehen in das Alterthum (!), lässt sich nichts Zureichendes und Entscheidendes gewinnen. Die Ableitung von *Wissen* giebt nur etwas sehr Allgemeines, und in den früheren Zeiten galt G. ganz für einerley mit dem Bewusstseyn oder dem Herzen 1 Sam. 24, 6. 2 Sam. 24, 10. Hiob 27, 6. 1 Petr. 2, 19. In neuerer Zeit (wie unbestimmt!) hat man zwar mit Eifer gestrebt, dem G. seine eigenthümliche Bezeichnung zu verleihen. (Das soll wohl heissen: die Natur oder das Wesen des G. zu bestimmen.) „Man hat, fährt der Vf. mit einem schönen Worte fort, die grosse, göttliche Macht im Inneren bald in zu flüchtigen Umrissen, bald nur einem Theile nach dargestellt." Nach seiner Ansicht aber ist das G. die Vernunft des Menschen selbst, die in unzertrennlicher Verbindung mit dem Gefühle seine Sittlichkeit beachtet und richtet. Wenn aber die erste Eigenschaft einer guten Definition die Deutlichkeit oder möglichst leichte Verständlichkeit derselben ist, so bleiben wir zweifelhaft, ob wir der hier aufgestellten einen Werth beylegen dürfen. Von ihrer Richtigkeit aber ist er so ganz überzeugt gewesen, dass ihm eine Einwendung dagegen gar nicht beyfallen konnte. Auch bedarf es derselben bey unseren sachkundigen Lesern nicht. Wir erwähnen dafür lieber, dass der Vf. S. 12 eine *Erläuterung* folgen lässt, *wie* die Vernunft zum G. werde, woraus sich S. 13 ergeben soll, dass sich das G. nie von dem Andenken an Gott trennen lasse, dass die Regel, worauf sich das G. stützt, ursprünglich und unumstösslich, und dass die Majestät desselben klar sey, womit es seine Entscheidungen kund thue. S. 14 werden die von *Reinhardt* (*Reinhard*), *Mosheim*, *Pörschke*, *Ammon* und *Schwarz* aufgestellten Definitionen gewürdiget, d. h. verworfen. Besonders übel kommt *Reinhard* mit seinem Gewissenstriebe weg. Sodann wird S. 16 *die Hoheit* des G. näher in's Auge gefasst, als Sprache der Menschheit, als Sprecher des ganzen Geisterreichs, als Wort der Gottheit selbst. Von S. 17 an werden die Ausdrücke: irrendes Gewissen, Gewissenlose, das G. schläft und liegt in Betäubung, Gewissensscrupel, (*a scrupulis*, i. e. *lapillis*, *qui pedem in calceo premunt*,) enges, weites Gewissen, erklärt und gewürdiget. Diess führt Hn. S. S. 24 überhaupt (so locker ist der Zusammenhang dieses Aufsatzes) auf die noch übrigen *Eintheilungen* des G., nämlich auf das vorsichtige, sichere, zarte, harte, wahrhafte, schmeichelnde, gute, böse, reine, befleckte Gewissen. Keine Eintheilung aber — dieses trägt der Vf. wiederholt vor — soll man fester im Auge behalten als die des vorangehenden, gesetzgebenden, verpflichtenden, nachfolgenden, zurechnenden, richtenden Gewissens. — S. 28. *Beurtheilung einiger Formeln, welche bey* (der) *Austheilung des heil. Abendmahls vom administrirenden Geistlichen gesprochen werden.* Vom Past. Dr. *Kunze* zu Wulferstedt. Rec. stimmt der Bemerkung des Herausgebers am Schlusse dieser Nr. bey, dass Hr. *K.* aus den bekanntesten Agenden die Formeln vollständiger hätte zusammenstellen sollen. — — II. Der homiletischen und liturgischen Arbeiten sind folgende 4: *Versuch einer Uebersetzung einer holländischen Predigt in's Deutsche*, vom Past. *Friederich* in Ilsenburg. S. 41. „Die Wahl dieser Predigt, sagt Hr. *F.* sehr verständig, ist vorzüglich der in ihr stark hervortretenden Eigenthümlichkeit der holländischen Predigtweise überhaupt und der ihres berühmten Vfs. insbesondere, des Prof. der orientalischen Sprachen und Prediger I. H. van der Palm zu Leyden, willen geschehen." Sie selber ist in dessen *Sechszahl von Lehrreden* 1820, Leyden, enthalten, und hat den Rec. ungemein angezogen. Ihr Text ist Luk. 9, 28—36, und ihr Thema die Verklärungsgeschichte, die von 3 Hauptgesichtspuncten aus betrachtet wird: a) Jesus wird von seinem Vater hoch verklärt; und zwar α) auf dem Berge Thabor, indem er betete, in der Gestalt der Himmlischen; β) durch die Erscheinung des Mose und Elias; und γ) durch die Wolke, dem sichtbaren Zeichen von der Gegenwart Gottes. b) Er wird verklärt in Gegenwart von dreyen

seiner Jünger; und c) um ihn zu seinem Leiden und Sterben als Erlöser der Welt einzuweihen. Der Redner versteht die Kunst, die Einbildungskraft seiner Zuhörer aufzuregen, um den durch ihn beabsichtigten Eindruck von der Hoheit J. C. zu bewerkstelligen. Wie sind die meisten deutschen Predigten gegen diese so kalt, philosophirend, oder auf eine ekelhafte Weise bildernd abgefafst! — *Rede, bey der Taufe seines eigenen, mit unvollkommener Hand geborenen Kindes* gehalten vom Prediger S. in M. S. 65. Rec. gesteht, wenig durch diese Rede erbaut worden zu seyn. Der christliche Prediger muss ein ihm widerfahrnes Unglück von der mildesten Seite, mit der gröfsten Gottergebenheit, und — möglichst stillschweigend betrachten. Hier ist des Lärmens doch zu viel, und das Uebel ja nicht das gröfste. Vergleiche doch der ungenannte Vf. des Archidiac. D. *Bauer* in Leipzig Predigten, sammt deren Vorrede. Auch wir kennen einen jungen Mann, dessen rechte Hand schon mit der Geburt ganz verstümmelt war, und der gegenwärtig ein sehr wackerer und geschickter Arzt ist. — *Confirmationsrede*, in einer fremden Gemeinde gehalten von *Tiebe*. S. 79 über Phil. 1, 3. 5. 6, welcher Text, nach dem Vf., *unseren Dank und unsere Hoffnung an dem Tage, an welchem christliche Kinder sich Jesu weihen*, sehr sinnvoll ausdrückt. — *Rede bey der Trauung seiner Tochter*, von *J. Jak. Hahn*, Sup. in Bleicherode S. 90. Vornherein sind Fragen auf Fragen gehäuft. Unverständlich ist eine: „Werde ich nicht reicher um *drey* Kinder? um drey liebende, geliebte Kinder?“ Hiezu gehörte eine Anmerkung, oder die Stelle musste wegbleiben. Eben so suchten wir bey den Worten vergeblich nach einer Aufklärung: „Durch Fügungen der Umstände, die lang unbeachtet blieben, wurdest du, mein Sohn, uns näher geführt, um in eine Lebensbahn einzutreten, auf welche deine eigene Wahl dich früher nicht gestellet hatte.“ Ferner: „Als du, meine Tochter, einst an diesem Altare die Weihe zum Christenthum empfingst, da nannte ich dich eine dreyfach Gesegnete, weil mir war, als legten auch deine zwey verklärten Mütter mit mir unsichtbar ihre segnenden Hände auf dein Haupt.“ Waren zwey Frauen Priesterinnen? Am Altare haben nicht Väter und Mütter einzusegnen, sondern einzig und allein die angestellten Geistlichen, als die Repräsentanten der Kirche. Sehr wohl hat uns aber die Stelle gefallen: „Dein Verhalten im ehelichen und häuslichen (vielleicht: wirthschaftlichen) Leben ist gleichsam eine öffentliche Rechenschaft, welche ich vor meiner Gemeinde von der christlichen Erziehung ablege, die ich dir gegeben habe. Die Frucht meiner Erziehung ist jetzt reif“ u. s. w. — — III. *Vermischte Mittheilungen* S. 97. 1) *Aus dem Predigerspiegel. Verhalten des Predigers gegen geistliche Obere.* Von *Müller*, Pastor. Treffliche Worte gleich im Anfange: „Es giebt Obere, welche ein wachsames Auge auf Prediger und Schullehrer haben u. s. w., die Rechte derselben schützen, den gedeihlichen Fortgang in Kirchen und Schulen fördern helfen, Altes, Unzeitgemäfses beseitigen u. s. w. sollen“ u. s. w. Daneben kommen starke, harte Stellen vor: „Geistliche Obere gehen mit ihren Domestiken oft viel glimpflicher um, als mit dem würdigsten Prediger und Schullehrer.“ Ist dieses möglich? „Sie bieten uns kaum einen Stuhl zum Sitzen, und halten sich von dem Prediger fern, als ob sie von ihm verunreiniget zu werden fürchteten.“ Aber warum zeigt man dieses verwerfliche Betragen nicht höheren Ortes an? 2) *Pastoralbriefe. Ueber religiöse Aufklärung des Volks.* In diesen Briefen hat uns nichts weiter angesprochen, als der Vorschlag einer Versorgungskasse für ausgediente Prediger S. 106. 3) *Darf man in christlichen Predigten Stellen aus Profanschriftstellern anführen?* Resultat: „Anführungen aus diesen vor ungebildeten Zuhörern, die z. B. einen *Schiller* nicht kennen, werden unschädlich seyn, dagegen aber vor gebildeten Zuhörern in mannichfacher Hinsicht sehr bedenklich.“ Rec. stimmt dem ganz bey. — 4) *Schilderung des Weltgerichts* von *Young*. Gehört nicht hieher. — 5) *Sollen die öffentlichen Schulprüfungen in den Kirchen gehalten werden?* Diese Frage beantwortet der Anonymus mit Nein, Rec. aber mit Ja, und verweiset auf die Erfahrung. Nirgends findet man die Theilnahme an dem Schulwesen lebhafter, als da, wo an einem Sonntage alle Eltern und Verwandte Zeugen von dem Fleifse und der Geschicklichkeit der Schulkinder seyn können. Rec. befindet sich gegenwärtig an einem Orte, wo Prüfungen in der Kirche ganz ungewöhnlich sind, aber er sucht noch nach den Spuren auch nur einiger liebevoller Theilnahme an den Schulen. Eben, indem er dieses schreibt, wird ihm die gewisse Nachricht zu Theil, dass ein 29jähriger Mörder aus der Gemeinde, deren erster Prediger er seit Kurzem ist, sein Eingeständnifs damit angefangen habe: „Ich bin gar nicht zur Schule angehalten worden, und das war mein gröfstes Unglück.“ Rec. fand in den Schulen seines neuen Wirkungskreises 10-, 11-, 12jährige Kinder unter den ABCschülern; und dgl. mehr. Würde dieses Unwesen an einem Orte möglich seyn, wo die ganze Gemeinde sieht, wer in die Schule geht, und wer nicht hineingeht? — Ein Literaturbericht, d. h. die Titel der 1825 erschienenen theol. Bücher, S. 129 beschliefst dieses Heft.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

Halberstadt, b. Brüggemann: *Euphron.* — — Herausgegeben von Dr. *G. Herold,* *M. A. H. Schmidt* und *K. J. Tiebe.* Jahrgang 1827 — 1830.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Viertes Heft 1827. I. *Abhandlungen.* S. 1. *Der Diamant.* Fortsetzung. — S. 5. *Sollte die Religion der Apostel von dem, was Jesus gelehrt hat, wirklich wesentlich verschieden seyn?* Eine Vorlesung, in einem Predigervereine gehalten, von *Tiebe.* Ausser dem: „*Sollte seyn*" in der Ueberschrift statt dem: „Ist" hat diese Abhandlung unseren ungetheilten Beyfall. Sie ist nicht ohne Rücksicht auf *Böhme's* und *J. H. Gebhard's* bekannte Schriften über diesen Gegenstand abgefasst, und antwortet auf obige Frage in der Hauptsache Folgendes: 1) verdient schon die oft wiederholte Versicherung der Apostel, sie verkündigen nichts Anderes, als die reine Lehre Jesu Christi, Aufmerksamkeit. Gal. 1, 8. 1 Kor. 3, 11. 1 Petr. 1. 25. 1 Joh. 1, 3 u. a. 2) Soll man die ausdrücklichen Versicherungen J. C. dem Einwande entgegensetzen, als hätten die Jünger, obwohl unwillkührlich, theils den Meister missverstanden, theils seinen Unterricht nicht rein wieder gegeben: Joh. 13, 20. cf. Math. 10, 40. Joh. 16, 15. 17, 8. 18. Luk. 10, 16. Apst. Gesch. 1, 8. Bey dem Ap. Paulus, der erst später christlicher Lehrer wurde, möchte sich schwerlich eine wesentliche Lehre finden, welche die anderen Apostel nicht auch haben. 3) Ist das Verhältniss zu erwägen, in welchem Jesus mit seinen Jüngern lebte. Er theilte diesen Vieles mit, was in den Evv. nicht steht. Durch den Unterricht Jesu waren in die Seelen der App. die Keime der göttlichen Wahrheit gelegt; diese Keime aber wurden, der Natur der Sache nach, zum Theil erst später durch anregende Veranlassungen entwickelt. Ap. Gesch. 10, 34. 4) Ist die Bibel immer als ein populäres, praktisches Buch zu betrachten, das keine systematische Lehre vorträgt. Deshalb wird z. B. das Weltgericht bald Gott, bald Christo zugeschrieben, nach der Volksweise, die Vieles dem Könige beylegt, was er doch durch seine Beamten verrichten lässt. Act. 18, 31. 5) Ist deshalb auch nicht zu verlangen, dass in jeder Stelle der h. Schrift die ganze Wahrheit, von welcher sie eben redet, ausgeführt sey, oder seyn solle. So wird in der Parabel vom verlorenen Sohne nichts vom Erlösungstode J. gesagt. Hierauf wird von den etwanigen eigenen Hinzufügungen der App. gehandelt, und zwar über die Person J. Christi, über den Einfluss des Todes J. oder über die Versöhnung, (wobey trefflich gesagt wird: Das Ziel der ganzen Vorstellungsart von dem Opfertode J. ist bey den App. kein anderes, als den bisherigen Opferglauben abzuthun" u. s. w.) und über die Wiederkunft Christi zum Gericht. Zuletzt noch einige Worte über die Nationalität und die Individualität der neutestamentlichen Schriftsteller. — S. 32. *Versuch einer Darstellung der Lehre von der Versöhnung und Sündenvergebung,* von *Herold.* Mit so vieler Gelehrsamkeit dieser Aufsatz verbrämt ist, so haben wir doch in ihm nichts uns Anziehendes, vielmehr nur das allgemein Bekannte, gefunden. — — II. *Homiletische und liturgische Arbeiten. Predigt am 4 S. n. Trin. über die Epistel,* vom Oberpred. Dr. *Goldmann* in Elbingerode S. 52. Thema: *Die selige Christenhoffnung,* (als die Krone aller Hoffnungen) zu kommen a) aus der Vergänglichkeit zur Unvergänglichkeit; b) aus der Schwachheit zur Kraft; c) aus der Trübsal zur Herrlichkeit. Hier nur *eine* Stelle aus der schönen Rede: „Was klagst du denn, dass Alles so flüchtig ist auf Erden, das Leben so kurz, und deiner Tage so wenig? Es ist, als wenn der Kranke klagte, dass die schlummerlose, schmerzlich durchwachte Nacht so kurz wäre, und das Morgenroth zu früh anbräche." — *Ueber Matth.* 13, 24 — 30. *Eine Homilie,* vom Past. *Roel* in Erxleben S. 69. *Das Reich Gottes.* Wir haben uns mit dem sogenannten Auftritte nicht befreunden können, der aus einem Gebete an Gott, einem Wort an die Gemeinde, und einer Anrede an Jesus besteht. Das Uebrige erschien uns sehr gewöhnlich. — *Rede bey der Taufe einer Tochter gebildeter Eltern,* von *Schmidt.* S. 82. Trocken. — *Rede bey der Einführung eines Predigers* in D..., von *Schmidt* S. 88. — *Eine Confirmationsrede,* von *H. Müller* S. 98. Ueber Matth. 5, 16. Trocken. — *Trauungsrede,* von *Greiling* S. 109. Das Gegentheil von der vorhergehenden Rede. Der Schluss überraschend: „Darum, liebe Louise, Tochter meines ältesten und bewährtesten Freundes in dieser Stadt" u. s. w. — III. *Vermischte Mittheilungen.* Aus dem Predigerspiegel, von *H. Müller. Verhalten des Predigers gegen Schullehrer* S. 115. Sehr wahr, was wir hier lesen: „Dass der Prediger über dem Schullehrer stehe, das müsse ihm nicht der Rang und Titel desselben, sondern der Schatz erlangter Kenntnisse und eine vorzügliche Moralität (nicht schicklich

genug ausgedrückt) sagen.“ Der Schluſs ist ganz unlogisch. — *Eine der vornehmsten Ursachen der Irreligiosität unserer Tage* S. 123. Sie heiſst: der mangelhafte Religionsunterricht auf den gelehrten Schulen. Was dagegen empfohlen wird, ist eben so trefflich, als kurz. Vorzüglich stimmen wir dem Vf. bey, wenn er haben will, daſs der Lehrer der Religion ein geachteter Geistlicher seyn solle. — Literaturbericht S. 128.

Jahrgang 1828. *Erstes* Heft (oder richtiger das 5te des Ganzen). I. Abh. S. 1. *Ueber den praktischen Sinn des Religionslehrers*, von Sup. Dr. *Märtens*. Etwas dunkel gehalten. Es wird hier über das Wesen, die Wichtigkeit und die Verirrungen des praktischen Sinnes gesprochen. Praktischer Sinn ist im Allgemeinen das Bestreben, Erkenntnisse im Leben anzuwenden: gewöhnlich aber nennt man *so* das vorherrschende Streben, das Leben mit Ausübungen zu bereichern (?). Bey dem Religionslehrer hat der pr. S. noch eine besondere Bedeutung; bey ihm besteht er nämlich „in dem Bestreben, vor allem eine richtige Lebenspraxis derer, die er leitet (wie dunkel ausgedrückt!), zu befördern, und ihre Erkenntniſs (auch nicht das rechte Wort) zu diesem Zweck anzubauen. Glücklich der Lehrer, in welchem früh der pr. S. lebendig wird. Dieser belehrt ihn, was er aus seinem Wissen hervornehmen und geben soll Matth. 13, 52; dieser flöſst ihm selbst eine Vorliebe für die in das Leben eingreifenden Wahrheiten ein; dieser schützt ihn vor dem Miſsgriffe der Uebereilung bey veralteten Lehren u. s. w. Der Verirrungen dieses Sinnes sind zwey, nämlich zu überwiegende Cultivirung solcher Lehren, die, nach der individuellen Ueberzeugung vorzüglich die Lebenspraxis fördern, und zu groſse Gleichgültigkeit gegen höhere wissenschaftliche Bildung. — S. 15. *Versuch, den Abschnitt im Proph. Jesaias* 52, 13 — 63, 12 *ungezwungen und befriedigend zu erklären*, von *Schmidt*. Nach unserer Meinung die beste Arbeit, die wir aus des verstorbenen Vfs. Feder kennen. Sie hat unseren ungetheilten Beyfall. Gleich S. 17 hat uns die Vermuthung angesprochen, das deutsche *Erz* in Erzbischof und anderen Zusammensetzungen stamme aus dem Persischen *Artha*, welches einen vornehmen, erhabenen Mann bedeutet, her; so Arthasastha, Nehem. 3, 1. Auch das griech. ἀρχὴ habe seinen Ursprung daher. Hr. *S.* versteht die prophetische Stelle *vom ganzen Volke*, das aus dem babylonischen Gebiete zurückgekehrt war, und aus den vornehmsten und achtbarsten Israeliten bestand. V. 15 übersetzt er: „so werden viele Völker seinetwegen erschüttert werden,“ und will יִגַּלּוּ von גָּלַל (erschüttert werden,) statt יַזֶּה lesen. 53, 4 אָכֵן allein, jedoch, *verum enim vero*. V. 8: er ist aus der Haft (der Gefangenschaft), aus dem Strafgerichte fortgenommen, wer kann nun seine Fortdauer, sein zahlreiches Geschlecht, ganz überdenken? Denn wir sprachen ihm wegen der Sünde, die an den Völkern bestraft werden sollte, das Leben ab. V. 9. Aber er überlieſs den Frevlern sein Grab, und den übermüthigen Reichen sein Leichendenkmal, wei er kein Verbrechen begangen hatte u. s. w. V. 10: — wenn seine Seele ihr Schuldopfer dargebracht hatte, sollte er Nachkommenschaft sehen u. s. w. — — II. Homiletische und liturgische Arbeiten. *Gefälligkeit gegen Feinde*. Eine Predigt von *S.*, einem Israeliten in Berlin S. 45. Nach 2 Mos. 23, 4. 5. Dieses Gesetz wird 1) näher in's Auge gefaſst, dann 2) erforscht, wie dasselbe aus unserem Verhältnisse zu Gott unmittelbar herflieſst, und 3) werden seine angenehmen Folgen betrachtet. Recht gut, aber freylich oft ganz christlich klingend, z. B. S. 55, wo von Gott dem Vater gesprochen wird. — *Rede bey der Einführung zweyer Schullehrer* in D***, von *Schmidt*. S. 65. Text 2 Thess. 2, 16. 17, woraus *der Lohn guter Lehrer und sein Einfluſs auf ihren Willen dargethan wird*. — *Trauungsrede* von Generalsup. *Breiger* S. 74. Sehr viel Casuelles; lebhaft, und kurz. — *Lied bey der Wiedergenesung eines Kindes*, von *Schmidt* S. 80. — III. Aus dem Predigerspiegel, von *H. Müller* S. 82. *Die Strafpredigten*. Viel Gutes darüber. S. 88. *Ueber die Verpflichtung evang. Christen, sich auf das h. Abendmahl durch die Beichte vorzubereiten*. Das Anschreiben hat uns weit besser gefallen, als die Antwort. Auch wir sind der Meinung, daſs die Klugheit gebiete, manche kleine Vorfälle stillschweigend zu übergehen. Sie an das Licht ziehen, ist oft von den unerwartetsten Folgen. — S. 98. *Instruction zu der allgemeinen Kirchenvisitation und Abfassung des Visitationsbuchs* (?) *im Fürstenthum Halberstadt vom J.* 1589. Vom Cons. Rath und Sup. Dr. *Hoche* in Gröningen. Ein Manuscript. Unerheblich. — S. 121. *Die Hagelfeier*. Welche verwerfliche Benennung einer sonst lobenswerthen Sache! — S. 126. *Ueber die Stunden der Andacht*.

1828. *Zweytes* Heft. I. *Abhandlungen*. — *Der Prediger am Krankenbette*. Vom Past. *von Hoff* in Wasserleben S. 1. Bey geschichtlichen Angaben ist der Vf. etwas leicht zu Werke gegangen: so S. 1, wo er der Braminen, Buddhisten u. s. w., S. 4, wo er Luthers gedenkt. Dagegen ist es wahr, was S. 5 von der schwedischen Kirchenordnung gesagt wird, und manchem unserer Leser vielleicht noch nicht bekannt seyn dürfte, daſs ein Geistlicher, der dreymal einen Krankenbesuch unterläſst, zu dem er aufgefodert worden, mit der Strafe der Absetzung belegt werde, und den Geistlichen gestattet sey, den öffentlichen Gottesdienst aufzuschieben, wenn ein dringlicher Krankenbesuch zu machen ist. Gewiſs lobens- und nachahmungswerth! Uebrigens hat dieser Aufsatz unseren ganzen Beyfall, und wir empfehlen ihn allen Geistlichen als sehr belehrend. Er zieht I. *den Zweck der geistlichen Krankenbesuche* S. 8 in Betrachtung: Anweisung und Hülfe zu einer christgottseligen Gesinnung, und eben dadurch zur Erlangung des wahren Wohlseyns. Dann S. 11 die Frage: II. Ist der Pr. wirklich und wie weit zu solcher Wirksamkeit verpflichtet? Antwort: Allerdings, und zwar geht dieſs aus dem Geiste des Christenthums und aus der Natur des Predigtamtes hervor. Wahr die Stelle S. 17: „Sicherlich wird man in vielen Häusern die Kranken reinlicher und besser halten, wenn man weiſs, der Prediger bekümmere sich um dieselben.“ Er soll deshalb auch unberufen

kommen, nur bey Tauben, Blödsinnigen u. s. w. eine Ausnahme machen, aber außerdem keine Kranken verlassen, auch wenn er eine Ansteckung befürchten müsste. Endlich kommt S. 26 die Untersuchung: III. über die von dem Geistlichen am Krankenbette zu gebrauchenden Mittel, und über sein Verhalten am Siechbette überhaupt. Jene sind: die heil. Schrift (hier fodert der Vf. von den Geistlichen, täglich eine wichtige Stelle aus der Bibel nach der lutherischen Uebersetzung auswendig zu lernen), Lieder und Aussprüche frommer Menschen, Beyspiele, freye Rede, freyes Gebet, das heil. Abendmahl, Rath und Hülfe in leiblicher Noth. Zu dem Verhalten wird gerechnet: die Fassung der Seele; das Behalten seines Hauptzweckes vor Augen; Andringlichkeit, ohne Zudringlichkeit, in den Reden an die Kranken; das herzlichste Wohlwollen. — *Jesus in Gethsemane*, vom Past. *Roel* in Erxleben. Was ist der langen Rede kurzer Sinn? — — II. Homiletische und liturgische Arbeiten. S. 67. *Gedächtnisspredigt auf den verstorbenen Pastor zu Osterwieck J. J. C. Thilo*, von dessen Sohn und Nachfolger *Karl Thilo*. Ueber Hebr. 13, 7. Sehr einfach. — S. 78. *Rede bey der Taufe einer Proselytin*, vom Pred. S. in M. Ueber Gal. 2, 20. 21. Lobenswerth. — S. 88. *Rede bey einer Fahnenweihe am 3 Aug.* 1825, vom Divisionspred. *W. Schmidt* in Erfurt. Text: Ps. 20, 6. Thema: Weshalb dem christlichen Krieger seine Fahne heilig und werth seyn müsse. 1) Sie mahnt ihn an den geleisteten Eidschwur; 2) sie fesselt ihn an seine Kameraden in Glück und Gefahr; 3) sie bürgt ihm für die Huld seines Königes. Munter und kräftig. — S. 97. *Rede bey der Einweihung des adelich v. B—schen Erbbegräbnisses und der Beysetzung des Hn. v. B.*, geh. von *Herold*. — — III. *Aus dem Predigerspiegel*. S. 103. *Ueber die Theilnahme des Predigers an Tanz, Kartenspiel, Jagd u. s. w.* — S. 108. *Ein Wort für die Schulprüfungen in der Kirche* und S. 112 abermals eines dagegen. Letztes ohne Gründe. — *Literaturbericht* vom J. 1826.

Jahrgang 1829. *Erstes Heft*. I. Abhandlungen. S. 1. *Ueber die unbedingte Verwerflichkeit der Lüge, nebst einer auf diesen Gegenstand sich beziehenden Casuistik*. Eine Vorlesung von *W. Schmidt*, Divis. Pred. zu Erfurt. Die Casuistik ist nicht vollständig, das Uebrige sorgfältig ausgearbeitet. Doch haben wir keine Spur eines neuen Lichtes über das vorliegende Object entdecken können. — S. 54. *Versuch einer Ueberarbeitung der 5 Hauptstücke Luthers, in sofern diese zu eben so vielen Pensen dienen, die beym nachmittäglichen Gottesdienste in Landkirchen von den Schulknaben hergesagt werden*. Von *Herold*. Brauchbar. Nur denken wir ganz anders von dem Lutherischen Katechismus, als Hr. *H.*, der über dessen noch fortdauernden Gebrauch beym Volksunterrichte zürnt. — II. Homiletische und liturgische Arbeiten. *Predigt* über das Evangelium am 5 Sonntage nach Trinitatis. Vom Past. *Friederich* in Ilsenburg. S. 69. *Wie ein Christ seinen weltlichen Beruf geistlich führen soll?* Indem er a) den Beruf als eine göttliche Anordnung ansieht, und den göttlichen Zweck desselben vor Augen hat; b) sich von dem göttlichen Triebe dabey leiten lässt, und den göttlichen Beystand sucht; c) auf den göttlichen Segen hofft, und die göttliche Ehre befördert. Andringlich. — *Taufrede*, und *Einsegnung der Mutter*, vom Past. *Hergmann* in Langeln. S. 84. Der letzte Act ist mit vieler Wärme behandelt. — *Traurede bey seinem Sohne*, vom Sup. *Hahn* S. 93. — *Rede am Grab eines Staatsbeamten*. Vom Oberpred. *Rätzel* in Halberstadt S. 100. — — III. Vermischte Mittheilungen. *Empfehlung alphabetischer Register zu den älteren Kirchenmatrikeln*, von Dr. *Kunze*. S. 104. — *Ueber den Mangel an Kirchenzucht*. S. 113. — *Das Beichtgeld zu Hadersleben* S. 122.

Jahrgang 1829. *Zweytes Heft*. I. Abhandlungen: S. 1. *Historische Beyträge zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe: Pietismus, Mysticismus und Fanatismus*, von Dr. *von Coelln*, in Breslau. Unstreitig das Gehaltvolleste, was diese Zeitschrift geliefert hat. Nur kommt uns der Schluss zu kurz vor, weshalb verhältnissmässig zu wenig über den Fanatismus gesagt wird. Auch ist Rec. mit des Hn. *v. C.* Aeusserungen über den Apostel Paulus S. 14 nicht einverstanden, so wie er überhaupt diesen grossen Lichtfreund noch für viel zu sehr verkannt glaubt. Alles Uebrige aber war für uns ungemein anziehend, ja vielfach belehrend; besonders fanden wir die Blicke in die Kirchengeschichte hell und am rechten Orte, und wir bedauern um so mehr, keinen Auszug geben zu können, weil wir zu viel für einen zu beschränkten Raum geben müssten. — S. 39. *Excurs über das Gleichniss von den Arbeitern im Weinberge*, Matth. 20, 1—16. Vom Past. *Friederich* in Ilsenburg. Diese Arbeit scheint nicht für den Euphron gearbeitet gewesen zu seyn: ihr Vf. würde sonst sich nicht benehmen, als hätte er Secundaner vor sich, denen er ἅμα πρωΐ, oder ἐν δηναρίου, oder gar den Stundenunterschied des N. T. von den unserigen u. s. w. erklären müsse. Etwas Neues haben wir auch nicht entdecken können, wodurch diese Parabel mehr aufgehellet, oder praktischer gemacht worden wäre. — II. Homiletische Arbeiten. *Predigt am Geburtsfeste des Königes*, vom D. *Augustin*. S. 70. Text 1 Petr. 2, 17. Thema: Wie wir Gott in dem Könige und den König in Gottesfurcht ehren? Männlich, patriotisch und christlich. — *Entwürfe zu zwey Jahrgängen von Passionspredigten über Matthäus und Markus*, von Pf. *Weitze* zu Egeln. S. 80. Brauchbar. Nach dem Vorworte hatten wir jedoch mehr erwartet, als wir fanden. — *Am Grabe des Dr.* (*med.*) *Michaelis*, von *Greiling*. S. 94. Voll Geist und Leben. Dem Verewigten wird ein ungemeines Lob ertheilt. — *Abendmahlsfeier in einer gebildeten Familie*, von *Tiebe* S. 99. — — III. Vermischte Mittheilungen. *Ueber das Abendmahl*. — *Ueber Abkündigungen und dergl.* Viel Treffendes.

Jahrgang 1830. *1stes Heft*. I. *Ph. Melanchthon's Briefe aus dem Februar bis Junius des J.* 1530, von *Chr. Niemeyer*. Der in unserer früheren Anzeige des Euphron No. 154. J. 1826 geäusserte Wunsch, den trefflichen *Chr. N.* öfterer in demselben auftreten zu sehen, ist leider spät erst in Erfüllung gegangen. Was

Hr. *N.* hier giebt, heissen wir deshalb um so willkommener. Die Briefe des M. erscheinen hier übersetzt, und diese Uebersetzung soll als ein Versuch einer deutschen Bearbeitung der Briefe M's. angesehen werden. Die vorliegenden, die sich sämmtlich durch prunklose Einfachheit und geistigen Gehalt auszeichnen, tragen dabey freylich manche Spur des Geschmackes damaliger Zeit an sich, und das mag die Hauptursache seyn, warum sie bis jetzt noch nicht vollständig erschienen sind. In der deutschen Sprache treten diese Flecken noch deutlicher hervor, weswegen wir eine wortgetreue Uebertragung kaum rathen möchten. Auch Hr. *N.* übersetzt etwas steif, wiewohl viel besser, als der Anonymus in *Köthe's* Auswahl aus Melanchthons Werken. S. 6: der Lehrer, besser für Deutsche: *der Doctor*. S. 8 „*jenen* Ficinus", besser *den* Ficinus S. 9. „*Dahin irren alle jene* (die) trefflichen" u. s. w. Wie undeutsch! Unter den in Augsburg gegenwärtig gewesenen Theologen wird *Agricola* nicht genannt, und doch bezieht sich der 5te Brief auf ihn. Die Uebersetzung ist mit historischen und sonst erläuternden Anmerkungen begleitet. Nur mit einer derselben sind wir nicht einverstanden. Sie befindet sich S. 16**, und empfiehlt, was M. nur aus Eile hingeworfen haben mag, nämlich die Stelle: „es muss zum öfteren an den Glaubensartikeln etwas abgeändert werden, und man muss sie den Gelegenheiten anbequemen." Freylich meint M. nur die Augsburgische Confession. — *Jesus und der Versucher.* Matth. 4. Vom Past. *Roel.* Die Sache trefflich, die Darstellung ungezwungen, klar, und zugleich den Massstab gebend, wie diese Versuchungsgeschichte auch für die Kanzel recht praktisch bearbeitet werden kann. Recht geschickt weiss der Vf. die drey Versuchungen ungezwungen in eine Art systematischer Ordnung zu bringen, die alle denkbaren Arten von Versuchungen in sich schliesst: Genusssucht (besser: und Wundersucht in natürlichen Dingen), Ehrsucht, Herrschsucht. Weniger einverstanden kann man mit Hn. *R's.* Behauptung seyn, dass der Versucher mit bedachtsamer Planmässigkeit gehandelt habe. Hieher setzen müssen wir folgendes Resultat der Abhandlung: „Diese Erzählung schildert uns vollständig den Kampf (wessen?) mit der Macht der irdisch-sinnlichen (!) Lust, oder der Sünde, und die Chikane, (warum nicht *Streit?*) in welcher der Mensch mit sich selber lebt. Die Sünde verlangt nämlich von uns: 1) einzelne Ausnahmen vom Gehorsam gegen das göttliche Gebot. Aber damit bald nicht zufrieden, fodert sie 2) auch die Mitherrschaft mit dem Gebote Gottes über den Menschen. Endlich aber verlangt sie sogar die Alleinherrschaft über den Menschen." — II. *Jubelpredigt*, von Dr. *Koch*, Conf. Rath, Dompred. zu Magdeburg, gehalten am 11ten Oct. 1829. S. 44. Diese Predigt entspricht nicht bloss den Foderungen der Homiletik in einem hohen Grade, sondern zeigt auch eine Herzlichkeit, Demuth und Ergebung, die ganz für den indess verstorbenen Vf. einnimmt. Der Text Ps. 143, 5. 6 ist recht gut angewendet, besonders die Benutzung desselben im zweyten Theile eben so ungezwungen als geistreich. — *Ein Jahrgang evangel. Perikopen*, von *Herold.* S. 60. Sehr dankens- und empfehlungswerth. — *Taufrede*, von *Schmidt* S. 70. Einfach, den besonderen Familienumständen ganz angemessen, und doch das Wesen und den Geist der Taufe streng im Auge behaltend. — *Rede zur Einführung eines Predigers bey einer etwas verwilderten Gemeinde*, vom Sup. *Hahn* S. 76. Ueber 2 Tim. 2, 3. Inhalt: Ein Streiter darf nicht schläfrig seyn; nicht mit unthätiger Wachsamkeit sich begnügen, sondern mit Muth der Gefahr entgegentreten; nicht Arbeit und Anstrengung scheuen; muss richtig beurtheilen; pünctlich und treu die Befehle des Gebieters vollziehen; nicht gleichgültig seyn gegen den Beyfall der Oberen; nicht auswählen, welchen Obliegenheiten er genügen wolle, oder nicht, er muss allen nachkommen. „Der Feinde innerer Wohlfahrt u. s. w. werden Ihnen nur zu Viele aufstossen. Sie finden ein Ackerfeld, (so schnell ein anderes Bild?) das keinesweges überall mit Weizen, das vielmehr auch mit mancherley Unkraut bewachsen ist; Sie finden hier Versäumtes, dort Verfehltes, da Verwildertes" u. s. w. — *Rede bey der Legung eines Grundsteines zu einem neuen Kirchengebäude*, S. 84. — *Grabrede bey dem einzigen Kinde seines greisen Amtsgehülfen*, vom Pred. *Weitze* S. 89. Ergreifend und vielsagend bey aller Kürze. Das Lobenswertherе aber ist der ruhige Gang der Gedanken, und die edle, natürliche Haltung der Rede, die gar leicht bey Todesfällen in den Hintergrund tritt, und den Zuhörer zu viel fühlen, aber zu wenig denken lässt. — *Beantwortung zweyer homiletischer Fragen*, vom Hofpred. *Hey* in Gotha. S. 93. Die Fragen sind: 1) Darf das Thema der Predigt ein bildlicher Ausdruck seyn? Antwort: unter gewissen Bedingungen, Ja. Die bildlichen Ausdrücke müssen nur verständlich seyn; Theilnahme erregen; den Zuhörern angemessen erscheinen. Wir setzen hinzu: durch Kürze oder Einfachheit sich empfehlen. Wenn Hr. *H.* vorausschickt, dass die biblische Redensart mehr das Gefühl als den Verstand in Anspruch nehme, dass Predigten unseres Jahrhunderts mehr und zuviel zum Verstande redeten: so müssen wir doch gestehen, dass man in unserer Zeit eine Ueberzahl von Predigten habe, die weiter nichts wollen, als Bilder, zum Theil die geschmacklosesten, auszumalen, und deren Vff. nur matte Nachsegler der ehemaligen belletristischen Flotte in einer jüngst vergangenen Zeit sind. 2) Darf eine Predigt so eingetheilt werden, dass die Theile nur die einzelnen Worte des Hauptsatzes der Reihe nach entwickeln? Antwort: Ja. Z. B. *Nun — danket — alle — Gott. Der Friede Gottes* — u. s. w. Phil. 4, 7. Luk. 8, 5. 19, 5. 10. 23, 43. 1 Kor. 1, 30. Matth. 9, 2. Ephes. 5, 20. Nur rathen wir, solche Weise aus mehreren nahe liegenden Gründen nicht oft zu gebrauchen. — III. *Das Urtheil der Gemeinde über den Prediger* S. 103. Nur Bekanntes, um zu erinnern, dass *vox populi* nicht immer *vox dei* sey. — *Anekdoten* S. 108. — *Literaturbericht.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

THEOLOGIE.

Halberstadt, b. Brüggemann: *Euphron.* — — Herausgegeben von Dr. *G. Herold*, *M. A. H. Schmidt* und *K. J. Tiebe*. Jahrgang 1827—1830.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Jahrgang 1830. *Zweytes Heft.* I. *Soll der kleine lutherische Katechismus fernerhin das allgemeine Lehrbuch des christlichen Unterrichtes für die Jugend unserer Kirche bleiben?* In einem Pfarrervereine vorgetragen vom Hofpred. *Hey* in Gotha. Ganz aus der Seele des Rec. geschrieben. Um diese Frage zu beantworten, sucht der würdige Vf. a) den Begriff des K. zu bestimmen: (er ist ein Lehrbuch für alle Anfänger im Christenthume, welches die Grundlage jedes folgenden Unterrichtes sowohl den Wahrheiten als der Form nach seyn soll;) b) die erfoderlichen Eigenschaften desselben zu entwickeln: (er sey ausreichend, ein organisches Ganzes, bündig, fasslich, ansprechend, anregend, begeisternd, begründet in Form eines Bekenntnisses, oder in Fragen und Antworten abgefasst;) c) danach den lutherischen zu prüfen (hier müssen wir unsere Leser an Hn. *H.* selbst verweisen: sie werden auf überraschende Bemerkungen stossen. Nur eine Stelle: „Das ganze Buch ist in jedem seiner Worte *begeisternd* für das Gefühl und den Willen. So klein ein Katechismus seyn musste, so reich ist er an der kraftvollen hinreissenden Sprache“ u. s. w.); d) auch andere Nachtheile oder Vorzüge desselben darzustellen, hieraus e) das Endurtheil herzuleiten, und f) einige Vorschläge anzureihen. „Trotz der anerkannten Mängel ist der lutherische Katechismus ein Buch, welches dem Begriffe eines vollkommenen Katechismus mehr entspricht, als (alle) andere.“ Man vergleiche damit, was in d. Prakt. Pred. Zeit. d. J. S. 235 gesagt wird. — S. 21. *Ueber die in der Sittenlehre nothwendige Unterscheidung der bedingten und unbedingten Pflichten. Erster Theil.* Vom Sup. *W. Schmidt* in Quedlinburg, vorher Divis. Pred. zu Erfurt. Die Beurtheilung dieser Vorlesung kann erst dann erfolgen, wann das Ganze vor uns liegt. — S. 55. *Was haben wir bey den verschiedenen Ansichten der Theologen von der Person Jesu Christi festzuhalten?* Von *Herold*. Antwort: „dass Jesus mehr als ein gewöhnlicher Mensch gewesen sey, ohne dass dieser darum habe Gott seyn müssen, und dass sich füglich eine solche Ansicht von seiner persönlichen Würde fassen lasse, bey welcher die Rechte der Vernunft und Offenbarung gleichmäsig berücksichtiget werden.“ Der Vf. scheint sich aber noch nicht klar geworden zu seyn, wie sich besonders aus diesen Worten ergiebt. — — II. *Siegespredigt*, von dem indess verstorbenen *Schmidt* S. 75. Diese Predigt handelt nicht vom Siegen, sondern von der Nachlässigkeit in der Vorbereitung auf wichtige Lebensverhältnisse: über Matth. 25, 1—14. — *Am Grabe des Oberpred. Schmidt* zu Derenburg, am 10 März 1830, von *Herold. S.* 88. — *Ordinationsrede.* Von Dr. *Zeh*, Gen. Sup. zu Rudolstadt S. 93. Worauf die Amtsfreudigkeit eines Predigers beruhe? — Auf den Glauben an sich selbst; auf den Glauben an Christum und die Herrlichkeit seines Evangeliums; auf den Glauben an Gottes Segen und Beystand. Meisterlich! Nur Einer Behauptung muss Rec. widersprechen, nämlich folgender S 97: „Das Wort: du heuchelst, ist immer ein trauriges Wort, das überall den Menschen unsicher und schüchtern macht; es ist ein schreckliches Wort, das alle Kraft lähmt“ u. s. w. Rec. kennt leider mehr als Einen solchen Heuchler, denen es sogar schriftlich und mündlich vorgehalten worden ist, und die nichts dagegen eingewendet haben, welche aber doch mit ungleich mehr Kühnheit und Lebensfrische auftreten, als wohl der rühmlich bekannte Vf. dieser Rede. — III. *Ueber den Vortheil, den die alten Perikopen in einer gewissen* (der freygeisterischen) *Zeit gehabt haben* S. 101. „Sie standen wie eine eherne Mauer den Versuchen, den Gottesdienst rein deistisch zu machen, entgegen, wiesen immer auf Christum“ u. s. w. — *Ueber den Pharisäismus der Prediger* S. 104. Gewöhnliches.

Möge diese an wahrem Gehalte immer reicher werdende Zeitschrift ein immer grösseres Publicum gewinnen!

χμι.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Salzburg, in der Mayr'schen Buchhandlung: *Beyspiele der Gottseligkeit und eines frommen Wandels, dargestellt in ausgewählten kurzen Lebensgeschichten der Heiligen Gottes.* Zur Erbauung für Jedermann. 1829. 274 S. 8.

Wenn alle Heiligen von diesem Schlage sind, als die

hier beschriebenen, die sich in Einöden begaben, sich für Gott und den Himmel marterten, ihre Kräfte der menschlichen Gesellschaft entzogen, und ihr Leben fast zu einem beständigen Gebet machten: so würde die Welt sich nicht wohl befinden, wenn sie aus lauter solchen Heiligen, oder auch nur gröſstentheils aus ihnen bestehen sollte, ja sie würde gar nicht bestehen können. Der heilige Makarius, der an der Spitze dieser Heiligen steht, brachte den ganzen Tag mit Beten, Handarbeiten und Liebesdiensten zu; ja selbst einen groſsen Theil der Nacht hindurch lag er frommen Betrachtungen ob. (Hiebey wird ihm nicht viel Zeit zu Arbeiten und Liebesdiensten übrig geblieben seyn.) Sein Leben war ein immerwährender Gottesdienst (als ob der Gottesdienst bloſs in Beten und heiligen Betrachtungen bestände); und doch blieb er von Versuchungen nicht frey (das kann man leicht denken, denn Müſsiggang lehrt nichts Gutes). Er marterte sich nicht selten bis zur Entkräftung ab u. s. w. Bey diesem heil. Makarius hätte der Vf. billig bemerken sollen, ob es der ältere oder jüngere sey, von dem er so viel Rühmens macht. Denn es gab zwey ägyptische Mönche gleiches Namens. Ihm steht eine Heilige zur Seite, die heilige Agnes, die mit einem brennenden Eifer Gott diente, und damit eine seltene Hochachtung des jungfräulichen Standes verband; ja die der Geist Gottes von Jugend auf schon so einnahm, daſs sie in ihrem zehnten Jahre den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben schien. (?) Das Uebrige von ihr wird uns der Leser gern erlassen. Eben so erbaulich ist das Leben aller dieser hier beschriebenen Heiligen. Und woraus sind diese Beschreibungen geschöpft? Aus dem Martyrologium oder Kalender der Heiligen, welcher nicht viel Glauben hat, und in welchem manche unheilige Heilige, auch sogar manche stehen, die nicht existirt haben. Zum Unglück wissen die Gelehrten selbst noch nicht recht, welches das ächte Martyrologium sey. Man findet in dieser Sammlung nicht weniger als zwey und funfzig Heilige. Und wenn man das Leben eines einzigen gelesen hat, hat man sie fast alle gelesen — so sehr sehen sie im Ganzen genommen einander gleich! Unter den hier beschriebenen Heiligen sind die berühmtesten: Benedictus, Anselmus, Bonifacius, Hieronymus, Ambrosius. Wie der heilige Stephanus in der Apostelgeschichte unter diese Heiligen kommt, begreift man nicht, da Er ein ganz anderer Mann war, als jene Schwärmer und in der Religion übel unterrichteten Menschen, die zum Theil bey allem ihrem gelehrten Wissen doch eigentlich noch nicht recht wuſsten, was Religion sey, und sie in etwas ganz Anderes als in ächte Tugend setzten. Die Beschreibungen sind übrigens gut und gefällig.

Φ.

1) Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Einige Vorsichtsregeln für diejenigen, die in besonderen Andachtsvereinen Nahrung für ihre Frömmigkeit suchen.* Predigt, vom Superint. D. *Ruperti*, als erstem Universitätsprediger am Sonntage Oculi 1827 in der Universitätskirche zu Göttingen gehalten und auf Verlangen zum Druck befördert. 1827. 24 S. 8. (4 Gr.)

2) Altona, in Commission b. Busch: *Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frey machen.* Zwey Reformationspredigten nach den Bedürfnissen der Zeit, von *Johann Friedrich Scholz.* 1826. VI und 48 S. 8. (6 Gr.) Auch unter dem Titel: *Gottes Wort in seinem hohen Werthe; nach dem Geiste des Protestantismus.* Zwey Reformationspredigten, gehalten am Reformationsfeste und an dem darauf folgenden Sonntage 1826 von *J. F. Scholz*, Pastor zu Cappeln.

3) Dresden u. Leipzig, b. Arnold, und in Radeberg, bey dem Verfasser: *Wäre es nicht besser, das Volk in einer wohlthätigen Unwissenheit zu erhalten, anstatt es aufzuklären?* — und: *Welches waren von jeher die Ursachen, warum Einzelne ihre Mitbrüder in Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten suchten?* Zwey Kirchenvorträge über Apost. Gesch. 7, 51—59 und 19, 24—28, an den Sonntagen Invocavit und Reminiscere 1828 gehalten von *Heinrich Krause*, Prediger in Radeberg b. Dresden. IV u. 36 S. 8. (4 Gr.)

Die hier von uns aufgeführten Predigten sind gewissermaſsen polemischen Inhalts, und theils gegen den Separatismus, Pietismus und Mysticismus, theils gegen die Grundsätze des Romanismus gerichtet.

Die Predigt des Hn. D. *Ruperti* wurde veranlaſst durch einen Verein, welcher unter den jüngeren Mitgliedern der Universität und einigen anderen nicht zur Akademie gehörenden Männern sich gebildet hatte, um Andachts- und Erbauungs-Stunden zu halten. Der Vf. erkennt das Achtungs- und Preiswürdige des Unternehmens zwar an, findet jedoch nöthig, die dabey am nächsten liegenden Gefahren und die am leichtesten einreiſsen könnenden Miſsbräuche in vorliegender Predigt in's Andenken zu bringen.

Nachdem er sich über seinen Text 1 Cor. 14, 36—40 in der Kürze erklärt hat, daſs derselbe auf die Erbauungsstunden unserer Tage sich nicht beziehen lasse, er, der Vf., aber die darin enthaltenen Paulinischen Grundsätze und Rathschläge in der Predigt benutzen wolle, stellt er „Vorsichtsregeln für diejenigen auf, die in besonderen Andachtsvereinen Nahrung für ihre Frömmigkeit suchen." Sie sollen nämlich auf ihrer Hut seyn, damit 1) keine Ueberspanntheit ihre Gefühle, 2) keine Einseitigkeit ihre Denkart, 3) keine Zweydeutigkeit ihre Gesinnung, 4) kein Versäumniſs ihren ordentlichen Beruf, 5) keine Unbilligkeit ihre Nächstenpflicht und 6) keine Unordnung ihre bürgerlichen Verhältnisse verwirre. Einfachheit und Klarheit der Ideen und des Vortrags, Bestimmtheit und Wahrheit des Urtheils, Richtigkeit in der Ordnung und Eifer für erleuchtetes und praktisches Christenthum sind die wichtigsten Vorzüge, die diesem Vortrage nachzurühmen sind.

So gut gemeint bey No. 2 des Vfs. Absicht ist, so

möchte doch seinen Vorträgen mehr logische Ordnung, Bestimmtheit der Hauptbegriffe und Klarheit der Gedanken und des Vortrags zu wünschen seyn. Beide Predigten sind über Sirach 14, 22—23 gehalten. Die erste hat die Ueberschrift: *von der Beschaffenheit des Wortes Gottes, in sofern der Mensch es gebrauchen soll*, nach dem Geiste des Protestantismus; die zweyte: *von den Wirkungen des Wortes Gottes für die Erreichung der Bestimmung des Menschen*, nach dem Geiste des Protestantismus. In der ersten Predigt führt der Vf. die Sätze aus: das Wort Gottes ist nach den Grundsätzen der Reformation oder vielmehr (!) des Protestantismus zu allem vernünftigem Forschen beständige Auffoderung und für dasselbe das Ziel — auf dem dunklen Glaubenswege das einzige Licht — gegen den immerwährenden Feind des Evangelii die kräftige Waffe; in der zweyten die Sätze: das Wort Gottes ist aller wahren Freyheit Nahrung und Schutz — der himmlischen Weisheit unversiegende Quelle. Noch hat der Vf. in der Ausführung die zwey Hauptabtheilungen angegeben: die eigentliche Beschaffenheit des Wortes Gottes, in sofern der Mensch es gebrauchen soll (in der 1 Predigt), und in sofern es ihm etwas sichern soll (in der zweyten Predigt). Es ist mithin in der logischen Anordnung etwas Unbestimmtes und Schwankendes, und man könnte eben so gut das, was der Vf. in der 2 Predigt gesagt hat, unter die Rubrik des ersten Hauptsatzes bringen und umgekehrt. Uebrigens fehlt es dem Vf. nicht an Talent, eine gute Predigt zu liefern, und die vorliegenden enthalten manche kräftige, lebendige und eindringliche Stellen, so wie auch das Ganze von dem regen Eifer des Vf. für evangelische Wahrheit und Freyheit ein rühmlicher Beweis ist.

No. 3 enthält ein sehr ernstes und freymüthiges Wort zu seiner Zeit gesprochen. Der Vf. sagt im Vorwort: „Wenn ein Volk seine bürgerliche Freyheit bedroht sieht, so greift es zu den Waffen, und zieht gegen den gemeinschaftlichen Feind in's Feld. Aber das Volk darf nicht seine Rettung den Anführern allein überlassen, sondern alle Kämpfer müssen ihre Pflicht thun. — Wenn nun die geistige Freyheit ein noch viel wichtigeres Gut ist, so muss Jeder, wie niedrig auch sein Posten sey, nach Kräften mitkämpfen, damit die Finsterniss der Unwissenheit verscheucht werde. Der Kampf darf auch hier nicht allein den zu natürlichen Vorkämpfern Berufenen überlassen werden." Das Bewusstseyn, fügt der Vf. hinzu, sein Scherflein laut und öffentlich für die gute Sache mit beytragen zu wollen, und der Stimme Gottes im Gewissen mehr zu gehorchen, als den Einflüsterungen der blossen Weltklugheit, belohnt weit mehr, als der huldreichste Blick, die köstlichste Tafel, die festeste Gewissheit, unangefochten zu bleiben, die gewisse Versicherung auf Beförderung und die kräftigste Unterstützung aus irgend einer Kasse, die der Heiland von Nazareth nicht zu gleichem Zwecke angelegt haben würde. Mit dieser guten Absicht, die der Vf. bey der Herausgabe vorliegender Predigten hat, hofft er darüber entschuldigt zu seyn. Die Texte sind zweckmässig gewählt, behandelt und benutzt. Die in der ersten Predigt aufgestellte Frage beantwortet er also: 1) war denn wirklich in den alten Zeiten das Volk bey der Unwissenheit und Finsterniss glücklich? Nein; denn die Unwissenheit machte von jeher das Volk zur Beute einzelner Betrüger, und legte ihm ein unerträgliches Joch der Sclaverey auf — dazu kam die stete Unruhe im Inneren, wie im Aeusseren. 2) Man würde Gott widerstreben, wenn man das Licht einer besseren Erkenntniss unterdrücken wollte. Hier werden die Einwürfe berücksichtiget, das Volk sey, die Aufklärung zu tragen, noch nicht reif, und die Aufklärung könne eine falsche Richtung nehmen. 3) Alles Unheil in der Welt, das auf Rechnung der Aufklärung geschrieben wird, geht eigentlich nur daraus hervor, weil die Aufklärung nicht allgemein ist. Die zweyte Frage beantwortet der Vf. in der 2 Predigt damit, dass er sagt: man glaubt, bey Unwissenheit und Aberglauben *gebe das Volk williger, gehorche es blinder*, und *entschuldige es leichter*. Der Vf. zeigt sich als denkenden, mit dem Stande der Dinge wohl bekannten und mit Wahrheit, thätigem und reinem Christenthum es gut meinenden Mann. Rec. erlaubt sich's, eine Stelle aus der letzten Predigt hier mitzutheilen. Nachdem der Vf. ausführlicher bemerkt hat, welche Religionslehren von manchen Seiten her in jetziger Zeit ganz besonders, mit geflissentlicher Uebergehung anderer, hervorgehoben und getrieben werden, fährt er also fort: „O wahrlich, wenn *hieraus* nicht die Absicht hervorgeht, das Volk mit Finsterniss zu umhüllen, und auf das Ruhekissen zu legen, damit man selbst der behaglichen Sicherheit geniessen, die Laster ungestört üben, und von Menschen desshalb nicht getadelt und verachtet werden könne, und bey diesem todten Glauben immer noch die Anwartschaft auf den Himmel behalten dürfe; o wahrlich, dann ist es unwahr, was unser Erlöser einst sagte: an den Früchten sollt ihr sie erkennen. Doch, wir wollen uns nicht irre machen lassen, die Geister, die *so* lehren, zu prüfen, ob sie von Gott sind, wohl wissend, dass zu allen Zeiten auch falsche Propheten, Wölfe in Schafskleidern in die Welt ausgegangen sind. Vorsehen wollen wir uns vor ihnen; meiden wollen wir die, die da haben den Schein eines gottseligen Wesens, aber seine Kraft nicht kennen. Das, das sey uns die Probe, ob eine Lehre götlich und im Sinne des Christenthums mitgetheilt sey: wenn sie die edelste Vorstellung von dem höchsten Wesen und seinen Eigenschaften in uns erweckt; wenn ihre Befolgung zur ächten Tugend, zu Gott und wahrer Ruhe des Gewissens führt, und wenn wir uns bey Befolgung derselben mit heiterer Freudigkeit auf Gottes schöner Welt und im Kreise unserer Brüder, die alle Gottes Kinder sind, umsehen können, ohne den Kopf hängen, nur die traurigste Ansicht von der Welt nehmen, oder in den Seufzern über menschliche Verdorbenheit nur die eigenen Gewissensbisse hervorstöhnen zu müssen." Möge Alles, was der Vf. sagt, nur von reiner Liebe zur Wahrheit und zum reinen, thätigen Christenthum, nicht aber von einer durch specielle Vorfälle in den seinen näheren Umgebungen erregten Leidenschaftlichkeit eingegeben seyn!

7. 4. 5.

Würzburg, in der Etlingerschen Buch- und Kunsthandlung: *Der Weg zum Himmel*, oder *Andachten der christlichen Kirche auf alle Tage und Feste des Jahres.* Für Katholiken. Vom Uebersetzer der Religion nach *Racine. Zweyte*, vermehrte Original-Ausgabe. Mit 3 Kupfern. 1828. VIII u. 424 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieses Himmelsweges giebt die Hauptabsicht bey der Abfassung desselben dahin an, die Gläubigen anzuleiten, wie sie bey der Feier der kirchlichen oder periodischen Feste das, was vor dem Altare verrichtet wird, verstehen und beherzigen sollen, und ihnen klar zu machen, wie genau sich die katholische Kirche nach den Aussprüchen des göttlichen Wortes, d. h. nach den heiligen Schriften, zu halten bemühet ist, indem alle ihre Andachten sich auf die Propheten, Evangelien und apostolischen Briefe beziehen, folglich alle ihre Handlungen mit dem biblischen Geiste beginnen und enden. Darum sind die nöthigen Evangelien, Episteln und Psalmen mit den Gebeten der Kirche für alle ihre Hauptfeste eingeschaltet, und umschreibend gegeben, welchen die täglichen Andachten für die Feier des Morgens, Abends, der Beichte und Communion, sowie des Messopfers, vorangehen. Hierauf folgen die festlichen und sonntäglichen Andachten nach der vierfachen Eintheilung: 1) Advent — vom ersten Advent-Sonntage bis mit dem Sonntage Quinquagesimä. — 2) Aschermittwoch — vom ersten Sonntag in der Fasten bis mit dem Charfreytag. — 3) Osterfest — bis zum sechsten Sonntag nach Ostern. — 4) Pfingstfest bis mit dem 24 Sonntage nach Pfingsten. Eine dritte Abtheilung machen die besonderen Andachten an den einzelnen kleinen Festtagen aus; zuletzt folgen noch vierzehn heilige Gesänge. Löblich ist's, dass der Vf. immer kurze und belehrende Erklärungen über die Bedeutung der Feste vorangehen läfst. Die Gebete und Andachten sind geistreich, erhebend und biblisch, zum Theil auch metrisch in der Uebersetzung alter lateinischer Gesänge. Auch selbst die Gebete und Betrachtungen an den Festen der Heiligen sind so beschaffen, dass die praktische Tendenz immer hervorgehoben ist. Dass aber manchen Bibelstellen eine Bedeutung und Beziehung untergelegt wird, die sie nicht haben, kann nicht befremden, weil sonst viele Lehren, Gebräuche und Feiertage eines angeblich biblischen Grundes ermangeln würden. Die Sprache ist übrigens nicht prunkhaft, aber edel, rein und verständlich. Auch gereicht die Wohlfeilheit des Buchs bey gutem Druck und Papier und drey Kupfern, worunter zwey sich besonders auszeichnen, dem Buche zur Empfehlung.

7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Jena*, b. Frommann: *Zwey Predigten veranlasst durch den im Grofsherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach eingetretenen Regierungs-Wechsel*, gehalten von D. *Friedrich August Köthe*, Consistorialrathe, Superintendenten und Oberpfarrer in Allstädt. 1828. 42 S. 8. (4 gr.)

Diese der nun verstorbenen Frau Grofsherzogin zu Weimar dedicirten Predigten sind zur Gedächtnissfeier des verewigten Grofsherzogs und zur Huldigungsfeier des jetzt regierenden Grofsherzogs gehalten worden. Bey der ersten sind die Bibelworte 2 Petr. 1, 14 und 15 zum Grund gelegt, und die Frage beantwortet worden: *welch ein ehrenhaftes Gedächtnifs unser entschlafener Fürst zurückgelassen hat.* Es wird an ihm gerühmt: unermüdliche Thätigkeit mit rastlosem Streben nach heller Erkenntniss — lebendige Theilnahme an den Angelegenheiten der Menschheit und herzliche Geneigtheit, den Fortschritt zum Besseren zu fördern — deutsche Treue und heldenmüthige Tapferkeit — unbestechliche Gerechtigkeit und Achtung der bürgerlichen Freyheit und — grofsherzige Liebe zu seinem Lande und Volke mit immer wacher Sorge für das Wohl der Seinen. Die Huldigungspredigt hat zum Text Ps. 21, 1—8. Nach kurzer Erläuterung der Textesworte stellt der Vf. den Hauptsatz auf: *Welche Erweckungen Gott auch in dem eingetretenen Regierungswechsel uns darbeut* (darbietet). Diese Erweckungen sind Erweckungen zum kindlichen Vertrauen auf Gott, — zur Liebe und Treue gegen unseren Fürsten und sein Haus, — zu freudiger Bereitwilligkeit, für das gemeine Beste nach unserem Vermögen mitzuwirken. Der Vf. spricht, frey von prunkloser Declamation, lichtvoll und klar vom Herzen zum Herzen, lässt den Eigenschaften und Verdiensten des Entschlafenen die gebührende Gerechtigkeit widerfahren, ohne durch Schmeicheley und pomphafte, übertriebene Lobeserhebungen die heilige Stätte zu entweihen, und wirkt in der zweyten auf fromme Hoffnungen und Entschliessungen hin.

7. 4. 5.

Wien, b. Wimmer: *Predigt am Tage der Gedächtnissfeier des heiligen Erzvaters und Ordensstifters Benedict.* Vorgetragen in der Stifts- und Pfarr-Kirche zu unserer lieben Frauen bey den Schotten in Wien im J. 1826, von *Franz Sebastian Job*, k. k. Hofkaplan und Beichtvater J. M. der Kaiserin. 1826. 35 S. 8. (5 gr.)

Diese Predigt ist, was sie seyn soll, eine Gedächtnisspredigt. Der Vf. verfolgt seinen Gegenstand, die Geschichte des heiligen Benedict, seiner Leistungen für Kirche und Religion und des von ihm gestifteten Ordens mit ziemlicher und genügender Ausführlichkeit, auch nicht ohne Beredsamkeit. Dafs er auch von den Wundern dieses Heiligen redet, wird man ihm, als Mitgliede und dankbarem Zöglinge des Ordens, leicht verzeihen, wenn man auch von einigen Zweifeln an diesen Wundern ergriffen ist. Was der Vf. am Schluss seiner Predigt Eltern, Lehrern und Erziehern ans Herz legt, dass sie sich hüten sollen, die ihnen anvertraute Jugend zu früh mit grofsem Selbstvertrauen zu erfüllen, und ihnen von ihrer Selbstkraft und Selbstständigkeit viel vorzuschwatzen (der Vf. bedient sich hier des kanzelwidrigen Ausdrucks: *vorkauen*), verdient wirklich Beherzigung, da man in unseren Tagen wohl hierin bey der Erziehung zu weit geht, und der Jugend einen Geist des Stolzes, der Selbstgenügsamkeit und der Anmafsung einflöfst, der sich oft laut äufsert, die Jugend in den höheren Jahren nicht verläfst, und einer wahren Ausbildung leicht hinderlich wird.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Projectionslehre* (*Géométrie déscriptive*), von *E.* Baron *Ungern-Sternberg*, Kais. Russ. Ingen. Capit. a. D. Mit 12 lithographirten Tafeln. 1828. XIV u. 60 S. gr. 4. (1 Rthlr.)

Die Projectionslehre, oder die Lehre von den geometrischen Constructionen im Raume, ist, wie auch der Vf. im *Vorworte* mit Recht bemerkt, selbst in Deutschland, geschweige in den, von Deutschen bewohnten Provinzen des russischen Reichs, unter den gebildeten Ständen der Gesellschaft so allgemein bekannt, als wie sie es in vielerley Beziehung der Wissenschaften und Künste im bürgerlichen Leben überhaupt, und mehrerer einzelner Theile der angewandten Mathematik insbesondere, verdient. Sey es nun, dass man in dieser Beziehung den Werth des Wissens nach dem Masstabe der praktischen Gemeinnützigkeit schätze, oder dass man durch Erlangung von Kenntnissen geistige Ausbildung überhaupt, vermöge geistiger Thätigkeit, beabsichtige: genug, zu den zahlreichen praktischen Anwendungen der Projectionslehre gehören, dem geometrischen Theile nach, die Kunst der Anfertigung aller Arten von Charten, geometrischen Rissen und Plänen; die Bestimmung der linearen Begrenzungen, der natürlichen und der Schlag-Schatten, sowie des höchsten Lichtes von Körpern, welche geometrischer Definitionen fähig sind, aus Gesichtspuncten in jeder Lage, und für Bildflächen von jeder geometrischen Form, wozu geometrische Zeichenkunst und Linear-Perspective genugsame Anleitung geben, die zu den technischen Künsten, besonders zu der Mechanik und Baukunst, welche sich mit der Bearbeitung roher Stoffe zu irgend einer beabsichtigten und zugleich geometrischfasslichen Form beschäftigen, erfodert werden. Alle diese Anwendungen entspringen aus allgemeinen geometrischen Methoden, die vermöge ihrer Allgemeinheit und stätigen Brauchbarkeit, wenn sie einmal gründlich aufgefasst sind, selbst ihrer Eleganz wegen nicht leicht wieder vergessen werden, es sey denn, dass man sie, selbst bey ihrer praktischen Anwendung, dennoch ganz unbenutzt lasse. Eben so nützlich wird sich die Projectionslehre zur Schärfung des Verstandes und der menschlichen Urtheilskraft, als geistiges Bildungsmittel, erweisen. Indem ihr Zweck die Auflösung geometrischer Probleme im Raume, durch Construction auf einer ebenen Fläche, ist, so verlangt sie auch, ihrer Natur nach, ein vollständiges Begreifen geometrischer Gegenstände und der, aus ihrer verschiedenen Form und Lage entspringenden geometrischen Wahrheiten, sowohl im Raume in der blossen Idee, als auf einer Fläche oder Ebene im geometrischen Bilde. Die hiezu in bedeutendem Masse erfoderliche Anstrengung muss natürlich dazu beytragen, dem Geiste überhaupt Klarheit und eine gewisse constante Richtung gegen das Positive zu geben.

Aus diesen verschiedenen und dennoch combinatorisch zusammengesetzten Gesichtspuncten betrachtet, hat die Projectionslehre in England und Frankreich, auch in mehreren Gegenden Deutschlands, in neueren Zeiten allgemeinen Eingang gefunden, und sie wirkt, verbunden mit dem allgemein verbreiteten Unterrichte in der Mechanik, fortwährend dahin, das bloss technische Verfahren in den statischen und mechanischen Künsten und Gewerben durch sichere wissenschaftliche Methoden zu verdrängen, so wie jene für die bürgerliche Wohlfahrt so wünschenswerthe Richtung des Nationalgeistes jener Länder zu beleben und hervorzurufen. Der Vf. räumt daher S. VII fg. den Franzosen vor den Deutschen den Vorzug ein, indem jene diese Wissenschaft, abgesehen von anderen, hier nicht angeführten Gründen, als sey sie bey ihnen entsprungen, auch mit regerem Interesse aufgefasst, und durch Männer vom Fache sowohl für solche, als auch in elementarischer Form, bearbeitet hätten. Er setzt sogar hinzu: Allen diesen Werken liegen grösstentheils die literarischen Bemühungen *Monge's* zum Grunde, dem die *Projectionslehre*, als Wissenschaft betrachtet, ihr jetziges Bestehen verdankt, indem er zuerst unter dem Titel: *Géométrie déscriptive* die zerstreuten geometrischen Proceduren der Architekten und anderer technischer und mechanischer Künstler der gemeinen und höheren Statik, nach ganz neuen Methoden, zu einem wissenschaftlichen Ganzen vereinigte. (Damit sind wir völlig einverstanden; denn seit 40 Jahren ist Hr. *Caspar Monge*, der damals Examinator der Zöglinge in der königl. Marine-Schule und Professor der Stereometrie in der Centralschule der öffentlichen Arbeiten war, als ein trefflicher Mathematiker berühmt, und dafür im In- und Auslande allgemein anerkannt, wie seine gelehrten Schriften beweisen, wovon die älteste damals unter dem Titel erschien: *Traité élémentair de Stati-*

que à l' usage des Collèges de la Marine, etc. à Paris, 1768., 8., welches lehrreiche Werkchen, wie sein *Cours encycloped. de la Stéréometrie dans le Journal de l' école polytechnique*, und mehrere andere Abhandlungen, die nach und nach in den Pariser gelehrten Zeitschriften erschienen, mit dem ungetheiltesten Beyfalle aufgenommen wurden. Besonders aber verdiente seine, dem Rec. vorliegende: *Géométrie déscriptive; 4me edition, augmentée d' une Théorie des ombres et de la perspective, extraite des papiers de l' auteur, par M. Brisson; avec* 28 *Planches; à Paris* 1820, gr. 4., die Aufmerksamkeit aller Mathematiker. Dagegen haben wir eine andere theuere Ausgabe von diesem ruhmwürdigen Werke, die mit einem *Supplément par Mr. Hachette* versehen, und ausgezeichnete Vorzüge vor jener haben soll, bisher noch nicht gesehen.) — Hr. Bar. *v. Sternberg* klagt mit Recht, dass über diesen Gegenstand in deutscher Sprache wenig Erhebliches bisher erschienen sey, und dass die deutsche Uebersetzung von *La Croix Complément de Géométrie* — (s. *S. F. La Croix* Anfangsgründe der Geometrie nebst einer Abhandlung und der weiteren Ausführung der Geometrie, nebst den Anfangsgründen der Perspective; a. d. Französ. von *E. M. Hahn*, m. Kupfert. Berlin, b. Lagarde, 1806, gr. 8), nicht mit der gehörigen Sorgfalt gefertiget worden, um recht brauchbar und verständlich zu werden. (Was wird dann jetzt unser Vf. von eben demselben Hn. *Hahn* sagen, der vor einigen Jahren herausgegeben hat: ein *vollständiges Lehrbuch der Stereometrie, Projectionslehre und sphärischen Trigonometrie. Zum Gebrauche für Schulen und diejenigen, welche sich eine gründliche Kenntniss dieser Wissenschaften verschaffen wollen. Mit* 11 *Kpft.* Leipzig b. Kummer, 1828; gr. 8. Eben so sehr verdient zum Lobe des deutschen Fleisses vorzüglich die neue deutsche Ausgabe von *Silv. Franc. La Croix* Lehrbuch der Elementargeometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *L. Ideler*. Mit 7 Kupfert. Berlin, b. Dunker u. Humblot, 1828; XXXII u. 409 S. gr. 8, sowie das schon vor mehreren Jahren erschienene lehrreiche Werk von *J. F. Ladomus*: Geometrische *Constructionslehre* für Lehrer und Lernende. Ein *Versuch* geometrischer Geistesgymnastik. Mit 17 Kpft. Freiburg, b. Herder, 1812 gr. 8, vorzüglich angeführt, und noch besonders ein Werk erwähnt zu werden, das bereits vor vier Jahren unter dem Titel erschien: *A. Müllers* Geometrische Constructionslehre, oder zeichnende Geometrie (*Géométrie déscriptive*), nach einem neuen Plane bearbeitet. Mit 29 Steintaf. Heidelberg b. Winter; 1827, gr. 4. Ferner gehört noch ein Werk hieher, das bereits mehrere verbesserte und ergänzte Ausgaben erlebt hat, die wir nachher anzeigen werden. Allen Mathematikern und Verehrern der technischen Geometrie und praktischen Geodäsie ist dasselbe rühmlichst bekannt. Die neueste und zweckgemässeste Auflage, welche uns die O. M. im Jahre 1828 geliefert hat, führt den Titel: *R. G. Lehmann, die Lehre der Situations-Zeichnung, oder Anweisung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche in Charten und Planen.* Herausgegeben vom Major *Becker* und Prof. *Fischer*. 2 Theile. Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung 1828; gr. 8. Mit 25 Kupfertaf. auf Velinpapier in Folio. Dieses vortreffliche Werk ist nunmehr in 16 Jahren *vier Mal* in einer neuen verbesserten Gestalt erschienen. Denn die *erste* Ausgabe kam 1812 in eben dieser Verlagshandlung in 2 Bdn. mit vielen Kupfern in Folio heraus. Die *zweyte* mit 17 Kpft. in 2 Bdn. Ebend. b. Ebendems. 1816. gr. 8.; die Kpfr. aber in Folio. Die *dritte* Auflage, die demnächst Hr. Prof. *G. A. Fischer* in 2 Bdn. mit 21 Kpfrt. Ebendas. b. Ebendems. 1820 gr. 4. besorgte, war bis dahin die vollständigste, wozu noch früherhin Hr. *F. A. Nätto* in *zwey* verschiedenen Ausgaben *Vorlegeblätter* und *Modelle* in diesem Verlag herausgab, die in 60 Kpfrt. in Fol. *zuerst* 1815, und *demnächst* 1817 erschienen. Auf diese Vorarbeiten ist die *vierte* vorliegende Ausgabe gefolgt, die eine besondere Anzeige verdient, auf die wir uns aber hier nicht einlassen dürfen. Eine vorzügliche Erwähnung verdient hier der 3te Theil von Dr. *Martin Ohm's*: die reine Elementar-Mathematik, welche in der O. M. des J. 1828 unter dem Titel erschien: *Die körperl. Raum-Grössenlehre* mit *Inbegriff der sphär. Trigonom. der beschreibenden Geometrie*, der Projection der Schatten und Perspective; mit 5 Kpft. Jedoch auf die ferneren Bemühungen der Deutschen um die Verbreitung der Projectionslehre in neueren Zeiten können wir uns hier nicht weiter einlassen.) Jene, von unserem Vf. erwähnten Mängel haben ihn veranlasst, zur allgemeinen Beförderung der Projectionslehre unter unseren deutschen Landsleuten, durch die vorliegende Schrift möglichst dazu beyzutragen, dass die Arbeit aus dem wahren Gesichtspuncte ihrer Gemeinnützigkeit aufgefasst werde. Dieser löbliche Wunsch wird gewiss nicht unerfüllt bleiben, da sich die vorliegende Schrift durch ihre zweckmässige Ausführung von selbst empfiehlt. Denn da zur Verständigung und dem Nutzen stiftenden Gebrauche dieser Bogen nur einige Kenntniss der Elementar-Geometrie erfodert, und bey dem Leser mit Recht vorausgesetzt wird: so bleibt diese Schrift, mit Ausnahme einiger Beyspiele, auf die allgemeine Methode beschränkt, welche zur Auflösung geometrischer Probleme im Raume durch Construction führt.

In der Form und Anordnung ist der Vf., wie er sehr bescheiden selbst gesteht, grössten Theils der Anleitung und Methode des Generals *Potier* in seinem *Traité de Géométrie déscriptive à l' usage des élèves de l' institut des voyes de communication. St. Petersbourg, chez Pluchardt*, etc. gefolgt, weil er sich, durch eigene Erfahrung, von der Zweckmässigkeit derselben überzeugt hatte. Auf den Grund dieser Methode des Unterrichts, den der bescheidene Vf. einen blossen *Versuch* nennt, verspricht derselbe, wenn letzter eine günstige Aufnahme finde, (die in jeder Hinsicht zu erwarten ist,) die Anwendungen der Projectionslehre sowohl auf rein mathematische Probleme, durch Combination jener Methoden, als auch in der Praxis auf die mechanisch-technischen

Künste, in der Folge noch besonders erscheinen zu lassen. (Bey der Ausführung eines solchen literarischen Unternehmens wäre es sehr zu wünschen, der Vf. nehme dabey auf den lehrreichen Unterricht Rücksicht, den über diesen Gegenstand folgende gelehrte Franzosen ertheilen; als: *Puissant, Traité de Géodésie; 2 Vol. à Paris*, 1819, gr. 4.; *Hachette, Traité de Géométrie descriptive, comprenant les applications de cette géométrie aux ombres, à la perspective et à la stéréotomie. Avec 72 Planch. à Paris*, 1822, gr. 4.; *Mr. Vallée, Traité de la Géométrie descriptive; — dédié à Mr. Monge. (Ouvrage sur lequel l' Institut de France à fait un rapport très-avantageux.) 2de édition, avec un Atlas de 67 planches. à Paris*, 1825, der Text in gr. 4.; die Kupft. in Fol.; *Mr. Hachette, Traité élémentaire des machines; nouv. édition; à Paris*, 1821, gr. 4.; *Mr. Borgnis, Traité complet de mécanique appliqué aux arts, devisé en huit traités; avec 244 Planches; à Paris*, 1816—1820, gr. 4.; — *Christian, Traité de mécanique industrielle, ou Exposé de la science de la Mécanique, déduite de l' experience et de l' observation, principalement à l' usage des manufacturiers et des artistes. 3 Vol. Avec un Atlas de 60 planches doubles; à Paris*, 1822—1824, in gr. 4.; ferner: *Mr. Francoeur, Traité élémentaire de Mécanique; 5me edition; à Paris*, 1825, gr. 8.; *Mr. Poisson, Traité de mécanique; 2 Vol. avec 8 planch.; à Paris*, 1811, gr. 8.; *Charles Choquet, Traité de perspective linéaire, à l' usage des artistes, comprenant des ombres linéaires et celle des réflexions produites par l'eau et les mirois plans; précédé des notions de géométrie nécessaires pour l' intelligence des opérations. Avec 28 planches; à Paris*, 1823, gr. 4.; *Mr. Courtonne, Traité de Perspective; à Paris*, 1818, in Fol.; *Mr. Girard, Traité de la résistance des solides, et des solides d' égal résistance; avec fig.; à Paris*, 1816, gr. 4.; *G. Monge, Traité de la Science du Desin, contenant la Théorie générale des ombres, la perspective linéaire, la théorie des images d' optique, et la perspective aérienne appliquées au lavis: pour faire suite à la géométrie descriptive; avec un Atlas de 56 Planches; à Paris*, 1821, gr. 4.; und dessen: *Traité élémentaire de Statique, à l' usage des Ecoles de la marine; 5me édition; revue par M. Hachette; à Paris*, 1821, gr. 8.; *Puissant, Traité de Topographie et d' arpentage; à Paris* 1820, gr. 4.; ferner: *le Baron Reynaud, Traité élémentaire de mathematiques, de physique, etc.; à Paris*, 1824, gr. 8.; *Vignole des artistes, artisans et ouvriers; 2 Vol., dont un de Planches; à Paris*, 1826, *12me*, und eben dasselbe Werk: *avec les Commentaires de Mr. Aviler, et 52 planch. gravées. 2 Vol. à Paris*, 1827; *12me*, wovon der erste Band den Text, der zweyte aber die Kupfertafeln enthält. Freylich würden dem Vf., der, nach der Vorrede zu urtheilen, in Dorpat wohnt, diese gröſstentheils sehr theueren Werke, wenn solche in Leipzig angeschafft werden müſsten, eine bedeutende Summe kosten; allein sie würden auch sein neues literarisches Unternehmen, dem wir mit Vergnügen entgegen sehen, zum Nutzen der Wissenschaft für Deutsche, ansehnlich bereichern.) Kehren wir, nach dieser Einschaltung, nunmehr zu der vorliegenden Schrift zurück, in welcher der Vf. sich über den französischen Ausdruck: *Géométrie descriptive* — dahin erklärt, daſs er diese Benennung weder habe beybehalten, noch sie übersetzen wollen, weil der Sinn derselben, wie er richtig bemerkt, ziemlich versteckt liege, und — um verständlich zu werden, einer völligen Umschreibung bedürfe. Bezeichnender habe ihm dagegen, statt der *Lehre von den geometrischen Constructionen im Raume* — der Ausdruck: *Projectionslehre* geschienen, indem die eigentliche *Géométrie descriptive* ganz auf der Methode der Projectionen beruhe; daher er denn diesen Ausdruck für die *Methode* im Sinne auf die wissenschaftlichen Folgerungen aus derselben habe ausdehnen zu dürfen geglaubt. Eben so sey er genöthigt gewesen, denjenigen krummen Flächen, welche die Franzosen *surfaches gauches* zu nennen pflegten, den deutschen Namen: *gewundene Flächen* zu geben, indem in ihrer Gestalt, vermöge ihrer Entstehung, etwas Gewundenes, Verdrehetes und Gezwungenes liege, das man auch sonst wohl in diesem Sinne mit *windschief* bezeichne, und dem der französische Ausdruck entspreche, worin wir mit dem Vf. einverstanden sind. Auch könnte man ihnen noch die bildliche Benennung: *linkische* oder *verworrene Flächen* beylegen. Andere, allgemein verständliche Benennungen sind, ihrer Kürze wegen, entweder beybehalten, oder direct-deutsch übertragen worden.

Die Schrift selbst zerfällt in *drey Abschnitte*, wovon jeder, durch zweckmäſsige Aufgaben und deren Auflösungen, auf die Projectionslehre angewandt wird. Dem gemäſs wird im *ersten Abschnitt* S. 1—22 von den Puncten, geraden Linien und Flächen gehandelt, wobey zuvörderst S. 1—8 der Zweck und die Methode der Projectionslehre, nebst den daraus folgenden Definitionen, erklärt, und demnächst S. 9—22, durch 22 geometrisch genau aufgelöste Aufgaben, die Anwendung davon anschaulich gemacht wird. Der *zweyte Abschnitt* S. 23—49 ist den krummen Flächen, ihren berührenden Ebenen und Normalen gewidmet, die sich besonders S. 23—31 auf alle krummen Flächen überhaupt, und die der Cylinder-, Kegel-, Umwälzungs- und gewundenen Cylinder-Flächen insbesondere erstrecken, wobey überdieſs noch die entwickelungsfähigen Flächen, in der Ausführung ihrer Darstellung, alle Aufmerksamkeit verdienen. Diese Gegenstände, welche sich in der höheren Geometrie entwickeln, werden S. 31—49 durch 26 Aufgaben, die rein geometrisch aufgelöst sind, mathematisch-evident erklärt. In eben der wissenschaftlichen Manier werden im *dritten Abschnitt* S. 50—60 in 18 Aufgaben die Durchschnitte krummer Flächen zwar kurz, aber gründlich abgehandelt, und die Lehre der Kegelschnitte, im Geiste der neuesten Entdeckungen, die seit *Abraham de Graçy* bis auf die gegenwärtige Zeit in der höheren Geometrie gemacht worden sind, in Anwendung gebracht, ohne sich dabey entfernt in algebraischen und analytischen Calculationen zu verlieren, die

in der Regel von der Natur und den Grundsätzen der reinen Euklidischen Geometrie und der Methode der alten Geometer abweichen. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, halten wir es ganz für überflüssig, den Werth dieses Buchs, durch Aushebung von Aufgaben und ihren zweckmäsigen rein geometrischen Auflösungen, noch weiter anschaulich zu machen, indem solche ohne Darstellung der darauf Bezug habenden Figuren nicht einmal verständlich seyn würden.

Der S. VIII unten angehängten Entschuldigung über das Aeussere dieses Buchs, das dem Vf., um einen möglichst wohlfeilen Preis zu erzielen, nicht elegant genug zu seyn scheint, hätte es nicht bedurft, indem die Verlagshandlung, wie man durchgängig von ihr gewohnt ist, dafür rühmlich gesorgt hat, sowohl den Text mit lateinischen Typen im *Didot*'schen Geschmacke, als auch die rein gezeichneten Figuren der lithographirten Tafeln auf recht weissem und starkem Druckpapier in Royalquart abdrucken zu lassen, und dennoch, im Vergleich mit manchen anderen mathematischen Schriften Deutschlands, einen mäsigen Preis dafür bestimmt hat.

J. B.

KIRCHENGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Jesuiternes Historie efter Peter Philip Wolf* (Geschichte der Jesuiten nach P. Ph. W.), von *Andreas Krag Holm*, Prediger an d. Holmskirche, Ritter des Danebrog. 1815. XVI u. 431 S. gr. 8. (4 Rbthlr.)

Der Vf., der sich durch viele in das Fach der Religionswissenschaft einschlagende Schriften um die Cultur derselben in seinem Vaterlande verdient gemacht hat, erscheint hier mit einem nicht weniger glücklichen Erfolge auf dem Felde der Kirchengeschichte; er hat aber von diesem Felde gerade *die* Seite betreten, auf welche der Freund der religiösen Aufklärung seinen Blick nur ungern und mit den Gefühlen des Schmerzes richtet. Veranlassung zur Ausarbeitung einer *Jesuitengeschichte* fand er darin, dass er für *Möllers theologisk Bibliothek* eine *Uebersicht von Luthers Leben* schrieb, und in dieser unter den Hindernissen, welche dem Fortgange von *Luthers* grossem Werke sich entgegenstemmten, eines der schädlichsten von allen in der Entstehung und Verbreitung des Jesuiterordens zu berühren sich genöthigt sahe. Aufgefodert von dem sel. Bischof Dr. *Münter*, der die Geistlichen seines Stiftes kannte und sie nach ihren Talenten zu beschäftigen wusste, entschloss sich Hr. *H.* dazu, *Wolfs* bekanntes Werk: *Allgemeine Geschichte der Jesuiten, von dem Ursprunge ihres Ordens bis auf die gegenwärtige Zeit* (1800), nach der 2ten Auflage desselben — nicht wörtlich zu übersetzen oder mechanisch zu excerpiren, sondern — einen pragmatischen Auszug aus diesem 4 Bände starken Werke zu liefern, weil er dieses für hinlänglich hielt, „um einen allgemeinen Begriff von der Entstehung, den Schicksalen, dem Geiste und Wesen eines Ordens zu geben, dessen (neueste) Wiederaufrichtung so grosse Sensation gemacht hat, und von welchem jeder, der sich für die grossen Angelegenheiten der Menschheit interessirt, und keine Zeit und Gelegenheit hat, bändereiche Schriften zu durchlesen, das, was denselben am meisten charakterisirt, zu wissen wünschen muss." (S. V.) Zwar hat Dänemark seinem *Christian IV* und dessen Thronfolgern das Glück zu verdanken, dass es unter die wenigen europäischen Staaten gehört, wo jener arglistige und gefährliche Orden niemals festen Fuss gewann; aber das Schwanken, die Unbestimmtheit, die Verwirrung in den Grundbegriffen der Religion, die dem Orden so eigen und dem ächten Protestantismus so verderblich ist, ist auch innerhalb der dänischen Grenzen nicht fremd geblieben, und man hat alle Ursache, auf Verwahrungsmittel gegen die bequeme, weite, biegsame Moral desselben, gegen seine betrügliche Verdrehung aller Gesetze, den tückischen Probabilismus und den abscheulichen Grundsatz: „*Der Zweck heiligt die Mittel*" bedacht zu seyn. Und zu einem solchen Verwahrungsmittel kann allerdings ein Buch, wie dieses, wenn es nur in die rechten Hände fällt, und mit Besonnenheit gelesen wird, dienen. Neue, den Orden betreffende, Aufschlüsse findet man darin freylich nicht; doch hat Hr. *H.* S. 85 aus *Münters danske Reformationshistorie* die, von *Wolf* übergangenen, misslungenen Versuche der Jesuiten, sich Anhang in Dänemark zu verschaffen, schicklich eingeschaltet. Auch ist S. 414 ff. die merkwürdige Bulle *Pius VII* vom 20 Aug. 1814: „*qua societas Jesu in statum pristinum in universo orbe catholico restituitur*" (*Romae apud Franc. et Felic. Lazzarini* 1814) in lateinischer und dänischer Sprache abgedruckt worden: wodurch denn Hn. *Hs.* Schrift vor der von *W.* einen Vorzug der Vollständigkeit erhält, den der Letzte, als er sein Werk herausgab, schwerlich geahnet, kaum für möglich gehalten haben mag. Die Art, wie Hr. *H.* seine Urschrift übrigens behandelt hat, verdient allen Beyfall. Die Abkürzungen sind, da sie der Hauptsache keinen Eintrag thun, zweckmässig; zuweilen werden vom Vf. eigene Bemerkungen und Urtheile eingewebt, denen jeder Unbefangene gern zustimmt; der Vortrag ist fliessend und die Sprache von Germanismen rein. Nur S. 82 stiess Rec. auf eine verunglückte Stelle: er (*Klosterlasse*) wusste in seinen Predigten *Luthers* Schriften so listig anzuführen, *at han med deres Ord foredrog ganske stridende catholske Saetninger*", d. h. „dass er mit ihren Worten ganz streitende katholische Sätze vortrug". Soll die Stelle einen Sinn haben: so muss dem Worte *ganske* noch *med deres Aand og Indhold* (mit ihrem Geist und Inhalte) hinzugefügt werden.

Φ. λ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Théâtre complet* de Mrs. *de Florian*, membre de l'académie françoise, de celles de Madrid, Florence, etc. Mit grammatischen Erläuterungen für den Schulgebrauch. *Zweyte Auflage.* Mit einer Erklärung der vornehmsten Wörter und Redensarten vermehrt von *Johann Friedrich Sanguin*. 1825. 420 S. 8. (16 gr).

2) Heilbronn, b. Drechsler: *Numa Pompilius* par Mr. *de Florian.* Mit grammatischen, historischen, geographischen, mythologischen und archäologischen Erläuterungen, mit Synonymen, einem vollständigen Wort- und Sach-Register und einer Charte vom alten Italien. Herausgegeben von *Georg Kissling*, Präceptor am k. Gymnasium zu Heilbronn und prov. öff. Lehrer der franz. Sprache daselbst. 1825. XXIV u. 331 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Eisenberg, im Verlage der Schöneschen Buchhandl.: *Wilhelm Tell, oder die freye Schweiz*; ein geschichtlicher Roman des Ms. *de Florian*; deutsch bearbeitet von *Carl Back.* 1824. VI u. 120 S. 8. (10 gr.)

4) Halle, b. Ruff: *Florian's Wilhelm Tell*, oder *die Befreyung der Schweiz.* Aus dem Französischen treu übersetzt und mit einer Phraseologie und einem Wörterbuche, zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische, versehen von *A. Schneemann.* 1825. VI u. 153 S. 8. (12 gr.)

5) Giessen, b. Heyer: *Vier Schauspiele von Molière* (,) zur Beförderung der Conversationssprache für die höheren Classen der Gymnasien abgekürzt und bearbeitet (,) zugleich mit mehreren Tausenden der wichtigsten Idiotismen u. Redensarten aus dem Umgangs- u. Geschäfts-Stile bereichert. Von *C. H. Hänle*, Professor am Gymnasium zu Weilburg. 1825. XV u. 180 S. 8. (16 gr.)

Die Werke berühmter Männer eines Volkes zugänglicher zu machen, dessen Sprache unter den lebenden eine der ersten Stellen einnimmt, ist ohne Zweifel verdienstlich und einer dankenden Anerkennung werth, auf welche sich denn auch die Herausgeber der eben angezeigten Schriften Anspruch erworben haben. Alle hatten bey ihren Arbeiten vorzüglich die Jugend im Auge, und wünschten, derselben durch ihre Bemühungen nützlich zu werden. Und aus diesem Gesichtspunct haben wir daher diese Bearbeitungen vorzüglich zu betrachten, ohne auf die Vorzüge oder Mängel der Originale anderweitige Rücksicht zu nehmen.

No. 1 erscheint in einer zweyten, vermehrten Auflage, durch Hn. *Sanguin*, jenen bekannten französischen Sprachlehrer, besorgt, und wird sich überall als nützlich bewähren, da allerdings, sobald die Jugend die Grundregeln der französischen Sprache *gehörig* eingeübt hat, die (wie es hier der Fall ist, durch Anmerkungen erleichterte) Lectüre französischer Schauspiele sehr viel dazu beyträgt, dem Lernenden die nöthige Gewandtheit in der Sprache des Umgangs zu verschaffen. Dazu passen nun freylich nicht *alle* französischen Schauspiele, aber *Florian's* Werke haben schon durch den leichten und fliessenden Stil, in welchem sie geschrieben sind, unleugbare Vorzüge vor dem grossen Haufen anderer Theaterstücke, die höchstens durch ihren *Stoff* augenblicklich interessiren, aber in ihrer *Form* die schaffende Hand des *Künstlers* gar sehr vermissen lassen, und deswegen bald vergessen werden. *Florian* nahm das Abfassen seiner Schauspiele nicht leicht. „*Quel travail*, äussert er selbst, *que celui, d'étudier jusqu'aux plus petits traits de l'homme, qu'on veut peindre, de fouiller dans les replis de son coeur, d'y surprendre ses sentimens les plus cachés et d'imagines ensuite des situations, où, dans l'espace de deux heures, tous ces traits, tous ces sentimens, soient développés, en amusant, en interessant toujours deux mille personnes, rassemblées au hazard et très-indifférentes à l'affaire, dont il s'agit!*" Daher kam es, dass er gewöhnlich etwas Treffliches lieferte, und, weil er seinem, einmal gefeierten Namen diesen Ruhm erhalten wollte, auch in der Wahl seines Stoffes meistens streng war. So führt diese Sammlung eine Reihe von Schauspielen auf, in welchen *Florian* die Uneigennützigkeit wahrer Liebe, das Glück guter Eheleute, die Ungerechtigkeit des Argwohns gegen ein wohlgeprüftes Herz, einen Vater, der seine Tochter herzlich liebt, und diese Liebe durch das innigste Vertrauen vergolten sieht, eine verständige Mutter, die ihr Glück aufopfert, um ihrer Tochter

Wohl zu gründen, einen guten Sohn, welcher um seiner Mutter willen seiner Leidenschaft entsagt, schildert. Dieses sind die Gegenstände der sehr anziehenden Stücke: „*Les deux billets* (F.'s Meisterwerk), *le bon menage*, *le bon père*, *la bonne mère* und *le bon fils*.“ Die drey zuerst genannten Schauspiele machen eigentlich *ein Ganzes* aus. *Arlequin* spielt in denselben die Hauptrolle. In den *deux billets* ist er ein liebenswürdiger, gewandter Jüngling, der von seiner Geliebten, Argentine, auch in der That seinem Nebenbuhler Scapin vorgezogen wird. In dem Schauspiele *Bon menage* zeigt er sich uns als verheiratheten Mann. Er liebt seine Frau, und seine Liebe gründet sich auf Achtung und Vertrauen. — *Arlequin* ist reich geworden und lebt zu Paris; ein Mann von gutem Hause hält um seine Tochter an. Diess ist der Gegenstand von *Le bon père*. Die Sorge eines rechtschaffenen Vaters für das künftige Glück seiner Tochter, das von diesem entscheidenden Schritte abhängt, wird hier trefflich geschildert. — Ausser den oben genannten 5 Schauspielen enthält dieses Buch noch „*Myrtil et Chloë*, *Jeannot et Colin*, *les jumeaux de Bergame*, *Hero et Léandre*, *le baiser*, *Blanche et Vermeille*.“ Sämmtliche Stücke eignen sich, ihrer natürlichen Schreibart wegen, recht wohl für solche Schüler, welche die grammatischen Regeln der französischen Sprache inne haben, und nun sich zum Sprechen des Französischen vorbereiten wollen. Sie werden hier manchen Ausdruck und manche Redensart finden, deren Kenntniss ihnen dieses Streben erleichtert, und deren sie sich im Umgange recht wohl bedienen können. Dass dabey auch die Kenntniss der Grammatik durch die Lectüre noch befestigt wird, unterliegt keinem Zweifel. Der Herausgeber scheint aber den Lesern dieser Schauspiele viel zu wenig grammatische Kenntniss zuzutrauen, wie aus den beygefügten Anmerkungen, welche die im Text vorkommenden irregulären Verba erläutern sollen, zu ersehen ist. Eigentlich hält nämlich Rec. diese Anmerkungen für ganz unnöthig, indem der Leser solcher Stücke auch die unregelmässigen Verba vollkommen kennen muss; oder wenigstens dürften nicht dieselben Formen gar zu oft erläutert seyn, weil dadurch der Nachlässigkeit unaufmerksamer Schüler zu viel Vorschub geleistet wird. Z. B. Bey den im Text vorkommenden Wörtern: *je vais*, *tu vas*, *il ou elle va* steht die Anmerkung: „*prés. v. aller*“ S. 26, 27 (2 mal), 28, 30, 33, 34, 36 (2 mal), u. s. f. Bey *veux* und *veut* die Anmerkung „*prés. v. vouloir*“ S. 32, 34, 35, 36, 37 (2 mal), 38 u. s. w. (!) — Eine andere Anfoderung, welche vielleicht für die Folge Beachtung verdienen möchte, werden wir bey der Schrift No. 5 zu erkennen geben, worauf wir daher hier, der Kürze wegen, verweisen.

Wir können es uns, ehe wir weiter gehen, bey dieser Gelegenheit nicht versagen, der Dedication des Schauspieles *La bonne mère* zu gedenken, welche uns sehr angesprochen hat, und die desshalb hier eine Stelle finden mag. Sie lautet:

A. S. A. S.
Madame la Duchesse d' Orleans.

J' avois juré cent fois d' abandonner Thalie:
Et je Vous offre en ce moment
Une nouvelle comédie,
A Vous, qui n' oubliez jamais votre serment.
Mais c' est la bonne mère: acceptez-en l' hommage.
En voyant ce titre si doux,
On Vous soupçonnera d' avoir part à l' ouvrage;
Et surtout Vos enfans croiront, qu' il est de Vous.

Wir lesen in neuerer Zeit so viele pomphafte Zueignungen: *so* weihte ein geistvoller Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts eins seiner Producte einer Herzogin!

No. 2. *Numa Pompilius* von *Florian* ist, nach des Rec. vielfacher Erfahrung, diejenige französische Schrift, welche sich unter allen vorhandenen zum Gebrauche in Schulen und für die Jugend am aller besten eignet. Es fehlt uns auch nicht an Ausgaben dieses Buchs; die Verlagshandlung von No. 1 selbst hat eine solche veranstaltet, die bereits im Jahre 1820 eine *vierte* Auflage erlebte. Demungeachtet machen die reichhaltigen grammatischen, historischen u. a. Anmerkungen diese, von Hn. *Kissling* veranstaltete Edition sehr schätzbar, und (manche, in der Geschichte und Verfassung Roms nicht bewanderte, französische Sprach-) Lehrer, sowie Schüler, werden dieselbe mit grossem Nutzen gebrauchen. Der Zueignung an den Prälaten Hn. *von Sueskind* folgen einige grammatische Bemerkungen in gedrängter Kürze, die man jedoch auch füglich entbehren könnte, da jede französische Sprachlehre dieselben, und hie und da sogar *besser*, enthält. So conjugirt der Vf. S. XVI in allem Ernste: „*je vend-s*, *tu vend-s*, *il ven-d*,“ wiewohl vernünftiger Weise das d der dritten Person noch zum Stamme gezogen werden muss. Sehr unzureichend und sonderbar erschien uns auch die, auf S. XX enthaltene Erklärung des *Participe passé été*. Es heisst nämlich da: „*été* hat zwey Bedeutungen, a) *gewesen*, b) *worden*, wenn noch ein anderes *part. passé* darauf folgt, z. B. *j'ai été vendu*, ich bin verkauft *worden*.“ Demnach würde *j'ai* ebenfalls zwey Bedeutungen haben: a) *ich habe*, b) *ich bin!* — In den *Anmerkungen*, welche den Text begleiten, besteht das Hauptverdienst des Hn. *K.*; denn, da *Florian* sehr häufig in seinem Numa solcher Völker, Länder, Städte gedenkt, welche um die Zeit von Roms Gründung blühten, da er viele Gottheiten, welche die Römer verehrten, viele Kriegs- und Friedens-Gebräuche desselben Volkes erwähnt: so bedarf er allerdings fortlaufender, genauer Erläuterungen, um nicht hie und da in Gefahr zu kommen, entweder gar nicht, oder falsch verstanden zu werden. Die meisten dieser Anmerkungen sind zweckmässig und genügend; nur bey einigen scheint der Vf. nicht mehr an die Zeit gedacht zu haben, welcher die Geschichte des Numa angehört. Z. B. S. 110 (Buch V) heisst es im Text: „*quand une grêle de rochers et de troncs d'arbres tombe du haut des montagnes et vient écraser leurs bataillons*.“ Dazu gehört die Anmerkung 9, wo es heisst: „*Bataillon*, die Unterabtheilung eines Fussregiments, die gewöhnlich *ein Stabsofficier* be-

fchlägt. *Bataillon Quarré*, eine Schlachtordnung, bey welcher die Mannschaft ins Gevierte gestellt wird." Diese Erklärung passt nicht auf Romulus Zeiten, und *bataillons* bedeutet bey *Florian* hier nichts weiter, als *Schaaren*. Ausser solchen Erläuterungen bieten die Anmerkungen auch grammatische Nachweisungen dar, d. h. Angaben des Infinitivs der irregul. Zeitwörter, Erklärungen schwieriger Constructionen und Angaben, wie man scheinbar synonyme Wörter zu unterscheiden, und wann man jedes derselben am zweckmässigsten anzuwenden habe. Z. B. S. 215: *diviser* und *partager*, *division* und *partage*, S. 216 *découvrir*, *décéler*, *dévoiler*, *révéler*, *déclarer*, *manifester*, *divulguer*, *publier*. — Das *erklärende Wortregister* ist ganz demjenigen nachgebildet, welches sich in der, oben erwähnten, Leipziger Ausgabe des Numa findet. Die Erklärungen sind, fast ohne Ausnahme, ganz wörtlich dieselben, wiewohl sich oft bessere und reichhaltigere hätten anbringen lassen. — Druck und Papier sind gut, aber die *Charte* vom alten Italien ist schlecht.

No. 3 ist die Uebersetzung eines kleineren Werkes desselben Schriftstellers. Der Uebersetzer wünscht, in dieser deutschen Bearbeitung des *Guillaume Tell* der Jugend ein unterhaltendes und belehrendes Buch in die Hände zu geben, und dadurch vielleicht irgend einen faden, sittenlosen Roman zu verdrängen, welchen Unachtsamkeit und Gewinnsucht leider nur zu oft noch in die Hände derjenigen kommen lassen, deren weiches Herz für alle Eindrücke empfänglich ist. Schon dieser Wunsch ist lobenswerth, zumal da man über die Schädlichkeit der Lectüre solcher Romane, wie wir eben bezeichneten, allgemein einverstanden ist, und noch vor nicht gar langer Zeit die höchsten Behörden mehrerer deutscher Staaten den Gymnasiasten die Benutzung von Leihbibliotheken unbedingt untersagt haben. Die Uebersetzung selbst ist treu. Daneben pflegen wir jedoch an jede Uebersetzung auch die Anfoderung zu machen, dass sie nicht allein mit Treue die Worte des Originals wiedergebe, sondern auch dem Genius *ihrer* Sprache nicht zuwider sey. Im Ganzen können wir auch bezeugen, dass Hr. *B.* sich eines guten deutschen Stils befleissigt habe; hie und da ist uns jedoch Manches aufgefallen, und wir glauben, dem Uebersetzer wenigstens einige Belege dieses Urtheils schuldig zu seyn. S. 23 lesen wir: „Er betrachtete die Verbrechen eines Tyrannen, wie er auf unfruchtbarem Felsen den Brombeerstrauch mit Dornen sich bedecken sahe." Allerdings wörtlich! Besser deutsch wäre es, wenn mit Weglassung des Wortes *sahe* (sah) der Satz so gestellt würde: Er betrachtete die Frevelthaten (*forfaits*) eines Tyrannen, wie einen Strauch (*ronce*), der sich auf dürrem (*aride*) Felsen mit Dornen bedeckte. — S. 24: „Auf seinen Acker, den er mit *zerstreuter Hand* bearbeitete." Besser: mit *unsicherer* (*distrait*) Hand. — S. 29: „*Sprach* er mit gebrochener Stimme." Zwar heisst es im Französischen „*disoit-il*"; da aber von gewaltsamer Anstrengung die Rede ist, würden wir „*rief er*" vorziehen. — *S.* 45 heisst es von *Gemmi* „das junge Kind." Im Deutschen sind diese Worte, in Bezug auf einen Jüngling, den wir kurz darauf (S. 48) als Verlobten erblicken, nicht passend; der Franzose kann eher sein *petit* oder *jeune enfant* beybehalten. — S. 117. „Bürger, ihr seyd frey, aber diese kostbare Freyheit ist vielleicht schwerer zu *erhalten* (*à conserver*), als zu *erlangen* (*à conquerir*)." Diese Uebersetzung ist unzulässig, weil die Wörter *erhalten* und *erlangen* im Deutschen oft als gleichbedeutend gebraucht werden. Besser wäre *conserver* durch *bewahren* übersetzt worden. — Auch in der Vorrede (S. IV) ist uns ein Wort besonders aufgefallen: „*knechten*", d. h. unterjochen.

No. 4 ist, laut der Dedication an den Superintendenten Hn. M. *Grimm* in Heiligenstadt und der Vorrede, ein „*Erstlingsversuch*" des Hn. *Schneemann*. Die Uebersetzung ist treu, der deutsche Ausdruck jedoch auch hier nicht immer gefällig. Z. B. S. 1: „Wohlan, vernehmt, wie es einem einzelnen Manne gelang, geboren" u. s. f. Besser wäre der Satz, welcher mit *geboren* anfängt, zwischen die Wörter *Manne* und *gelang* eingeschoben worden. Hr. *Back* vermeidet in No. 3 diesen Fehler, indem er S. 1 übersetzt: „Hört, wie ein einzelner Mann, geboren in einem wilden Lande u. s. f." — S. 9. Das Participium, welches im Französischen weit öfter ohne Anstand gesetzt werden kann, ist im Deutschen nicht immer an seinem Orte. So hier Z. 10 v. u.: „war *Edmuea* (? *Edmée*) auf dem Gebirge, umgeben von ihren Schafen, *drehend* die Spindel (*faisant tourner le fuseau*)", besser: „*und drehete* die Spindel". — Ebendaselbst hat uns Z. 4 v. u. „*die Sorge irgend eines Wunsches*" (*le souci de rien désirer*) missfallen. — S. 39: „Sie spricht's und *wirft sich* Melchthal *an den Hals*". *S'élancer au cou de qu.* heisst *einem um den Hals fallen*. — S. 55: „nicht erkannt habend." Hier steht nicht einmal im Original ein Participium. — S. 69. Z. 8 v. u. wird das Wort *ruhig* dreymal wiederholt; das Original hat *calmes* nur einmal. — S. 70: „ein Zeichen, welches es sey, meiner Macht", besser „ein Zeichen meiner Macht, welches es auch sey."

Wir brechen hier ab, um noch eine Vergleichung zwischen den beiden Uebersetzungen anstellen zu können, und wählen dazu, ganz absichtslos, den Anfang des vierten Buches. Die Leser werden mit uns finden, dass diese Arbeiten an Treue sich gleichstehen, im Ausdrucke aber bald diese, bald jene den Vorzug verdient, wesshalb wir auch beide in gleichen Rang zu stellen keinen Anstand nehmen.

Viertes Buch.

No. 3.	No. 4.
Während der unruhige Tyrann sich in seine Burg einschloss, seine Wälle mit Kriegern *besetzte* und zitterte, dass das aufgeregte Volk *kommen möchte*, ihm Wilhelm *zu entführen*, irrte Gemmi, der unglückliche Gemmi, die Augen voll Thränen, mit ausgebreiteten Armen, seinen Vater von jedem,	Während der unruhige Tyrann in seine Festung sich einschloss, seine Wälle mit Kriegern *umgab* und zitterte, dass das gereizte Volk ihm *Wilhelm entreissen* möchte; irrte Gemmi, der unglückliche Gemmi, die Augen in Thränen, mit ausgebreiteten Armen, von allen, denen er begegnete, seinen Vater zurück-

Hr. *N.* hier giebt, heifsen wir defshalb um fo willkommener. Die Briefe des M. erfcheinen hier überfetzt, und diefe Ueberfetzung foll als ein Verfuch einer deutfchen Bearbeitung der Briefe M's. angefehen werden. Die vorliegenden, die fich fämmtlich durch prunklofe Einfachheit und geiftigen Gehalt auszeichnen, tragen dabey freylich manche Spur des Gefchmackes damaliger Zeit an fich, und das mag die Haupturfache feyn, warum fie bis jetzt noch nicht vollftändig erfchienen find. In der deutfchen Sprache treten diefe Flecken noch deutlicher hervor, wefswegen wir eine wortgetreue Uebertragung kaum rathen möchten. Auch Hr. *N.* überfetzt etwas fteif, wiewohl viel beffer, als der Anonymus in *Köthe's* Auswahl aus Melanchthons Werken. S. 6: der Lehrer, beffer für Deutfche: *der Doctor.* S. 8 „*jenen* Ficinus", beffer *den* Ficinus S. 9. „*Dahin irren alle jene* (die) trefflichen" u. f. w. Wie undeutfch! Unter den in Augsburg gegenwärtig gewefenen Theologen wird *Agricola* nicht genannt, und doch bezieht fich der 5te Brief auf ihn. Die Ueberfetzung ift mit hiftorifchen und fonft erläuternden Anmerkungen begleitet. Nur mit einer derfelben find wir nicht einverftanden. Sie befindet fich S. 16 **, und empfiehlt, was M. nur aus Eile hingeworfen haben mag, nämlich die Stelle: „es mufs zum öfteren an den Glaubensartikeln etwas abgeändert werden, und man mufs fie den Gelegenheiten anbequemen." Freylich meint M. nur die Augsburgifche Confeffion. — *Jefus und der Verfucher.* Matth. 4. Vom Paft. *Roel.* Die Sache trefflich, die Darftellung ungezwungen, klar, und zugleich den Mafsftab gebend, wie diefe Verfuchungsgefchichte auch für die Kanzel recht praktifch bearbeitet werden kann. Recht gefchickt weifs der Vf. die drey Verfuchungen ungezwungen in eine Art fyftematifcher Ordnung zu bringen, die alle denkbaren Arten von Verfuchungen in fich fchliefst: Genufsfucht (beffer: und Wunderfucht in natürlichen Dingen), Ehrfucht, Herrfchfucht. Weniger einverftanden kann man mit Hn. *R's.* Behauptung feyn, dafs der Verfucher mit bedachtfamer Planmäfsigkeit gehandelt habe. Hieher fetzen müffen wir folgendes Refultat der Abhandlung: „Diefe Erzählung fchildert uns vollftändig den Kampf (weffen?) mit der Macht der irdifchfinnlichen (!) Luft, oder der Sünde, und die Chikane, (warum nicht *Streit?*) in welcher der Menfch mit fich felber lebt. Die Sünde verlangt nämlich von uns: 1) einzelne Ausnahmen vom Gehorfam gegen das göttliche Gebot. Aber damit bald nicht zufrieden, fodert fie 2) auch die Mitherrfchaft mit dem Gebote Gottes über den Menfchen. Endlich aber verlangt fie fogar die Alleinherrfchaft über den Menfchen." — II. *Jubelpredigt*, von Dr. *Koch*, Conf. Rath, Dompred. zu Magdeburg, gehalten am 11ten Oct. 1829. S. 44. Diefe Predigt entfpricht nicht blofs den Foderungen der Homiletik in einem hohen Grade, fondern zeigt auch eine Herzlichkeit, Demuth und Ergebung, die ganz für den indefs verftorbenen Vf. einnimmt. Der Text Pf. 143, 5. 6 ift recht gut angewendet, befonders die Benutzung deffelben im zweyten Theile eben fo ungezwungen als geiftreich. — *Ein Jahrgang evangel. Perikopen*, von *Herold.* S. 60. Sehr dankens- und empfehlungswerth. — *Taufrede*, von *Schmidt* S. 70. Einfach, den befonderen Familienumftänden ganz angemeffen, und doch das Wefen und den Geift der Taufe ftreng im Auge behaltend. — *Rede zur Einführung eines Predigers bey einer etwas verwilderten Gemeinde*, vom Sup. *Hahn* S. 76. Ueber 2 Tim. 2, 3. Inhalt: Ein Streiter darf nicht fchläfrig feyn; nicht mit unthätiger Wachfamkeit fich begnügen, fondern mit Muth der Gefahr entgegentreten; nicht Arbeit und Anftrengung fcheuen; mufs richtig beurtheilen; pünctlich und treu die Befehle des Gebieters vollziehen; nicht gleichgültig feyn gegen den Beyfall der Oberen; nicht auswählen, welchen Obliegenheiten er genügen wolle, oder nicht, er mufs allen nachkommen. „Der Feinde innerer Wohlfahrt u. f. w. werden Ihnen nur zu Viele aufftofsen. Sie finden ein Ackerfeld, (fo fchnell ein anderes Bild?) das keinesweges überall mit Weizen; das vielmehr auch mit mancherley Unkraut bewachfen ift; Sie finden hier Verfäumtes, dort Verfehltes, da Verwildertes" u. f. w. — *Rede bey der Legung eines Grundfteines zu einem neuen Kirchengebäude*, S. 84. — *Grabrede bey dem einzigen Kinde feines greifen Amtsgehülfen*, vom Pred. *Weitze* S. 89. Ergreifend und vielfagend bey aller Kürze. Das Lobenswerthere aber ift der ruhige Gang der Gedanken, und die edle, natürliche Haltung der Rede, die gar leicht bey Todesfällen in den Hintergrund tritt, und den Zuhörer zu viel fühlen, aber zu wenig denken läfst. — *Beantwortung zweyer homiletifcher Fragen*, vom Hofpred. *Hey* in Gotha. S. 93. Die Fragen find: 1) Darf das Thema der Predigt ein bildlicher Ausdruck feyn? Antwort: unter gewiffen Bedingungen, Ja. Die bildlichen Ausdrücke müffen nur verftändlich feyn; Theilnahme erregen; den Zuhörern angemeffen erfcheinen. Wir fetzen hinzu: durch Kürze oder Einfachheit fich empfehlen. Wenn Hr. *H.* vorausfchickt, dafs die biblifche Redensart mehr das Gefühl als den Verftand in Anfpruch nehme, dafs Predigten unferes Jahrhunderts mehr und zuviel zum Verftande redeten: fo müffen wir doch geftehen, dafs man in unferer Zeit eine Ueberzahl von Predigten habe, die weiter nichts wollen, als Bilder, zum Theil die gefchmacklofeften, auszumalen, und deren Vff. nur matte Nachfegler der ehemaligen belletriftifchen Flotte in einer jüngft vergangenen Zeit find. 2) Darf eine Predigt fo eingetheilt werden, dafs die Theile nur die einzelnen Worte des Hauptfatzes der Reihe nach entwickeln? Antwort: Ja. Z. B. *Nun — danket — alle — Gott. Der Friede Gottes* — u. f. w. Phil. 4, 7. Luk. 8, 5. 19, 5. 10. 23, 43. 1 Kor. 1, 30. Matth. 9, 2. Ephef. 5, 20. Nur rathen wir, folche Weife aus mehreren nahe liegenden Gründen nicht oft zu gebrauchen. — III. *Das Urtheil der Gemeinde über den Prediger* S. 103. Nur Bekanntes, um zu erinnern, dafs *vox populi* nicht immer *vox dei* fey. — *Anekdoten* S. 108. — *Literaturbericht.*

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MATHEMATIK.

KÖLN, b. Thiriart: *Anfangsgründe der Differential- und Integral-Rechnung.* Von *F. X. Brosius*, Gymnasiallehrer in Düren. 1822. V u. 311 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es kommt in der Mathematik öfters der Fall vor, dass unter den verschiedenen Eigenschaften eines Subjects einige aus anderen, und letzte ebenfalls aus den ersten abgeleitet werden können, und man daher eine gewisse Wahl hat, welche derselben man als Hauptbegriff, als Definition des Subjectes, zu Grunde legen will. So ist bekannt, dass in der Elementargeometrie von den Parallellinien verschiedene Definitionen von verschiedenen Bearbeitern ihrer Theorie gegeben worden sind; bey dem Begriff von Proportion findet dasselbe Statt. In der höheren Analysis hat man in neueren Zeiten hie und da von dem Worte Differential einen anderen Begriff, als vordem gewöhnlich war, zu substituiren versucht; wobey meistens die Absicht zu Grunde lag, das Anstössige, welches in einem Verhältniss unendlich kleiner oder verschwindender Grössen zu einander lag, zu entfernen. Ohne uns dabey aufzuhalten, was von Anderen diessfalls geschehen ist, gehen wir gleich zu dem Inhalt vorliegender Schrift über.

Der Vf. giebt folgende Definition vom Differential: (§. 4) „Wenn man in eine Function y anstatt der *sich* [*sic*] darin befindlichen veränderlichen Grössen x, z u. s. w., x + dx, z + dz u. s. w. setzt, und dann den neuen Werth, den die Function dadurch erhält, und die man durch y' zu bezeichnen pflegt, nach den Potenzen dieser Incremente dx, dz u. s. w. entwickelt: so heisst die Summe *jener* [*derjenigen*] Glieder der Entwickelung, welche nur einzelne Incremente in der ersten Potenz, und nicht etwa eine andere Potenz oder ein Product derselben enthalten, das *Differential* der Function y". — Den Beweis von *La Grange* (*Théorie des fonctions* §. 10), dass die Entwickelung einer Function von x + dx nach Potenzen von dx keine gebrochenen Exponenten von dx enthalten könne, stellt der Vf. so dar. „Beweis. Hätte man z. B. $f(x + dx) = f(x) + Pdx + \ldots\ldots + Mdx^{\frac{1}{3}}$, so erhielte man, weil der Wurzelgrösse $dx^{\frac{1}{3}}$ drey Werthe, die ich durch r, s und t bezeichne, zukommen, diese drey Entwickelungen:

$$f(x + dx) = f(x) + Pdx \ldots + Mr$$
$$f(x + dx) = f(x) + Pdx \ldots + Ms$$
$$f(x + dx) = f(x) + Pdx \ldots + Mt.$$

Es muss aber auch f(x) eine Wurzelgrösse vom dritten Grade enthalten (9) [denn da in f(x + dx) die x + dx überall die Stelle von x vertritt, so kann f(x + dx) keine andere Wurzelgrösse enthalten, als welche f(x) auch enthält]; das ist, f(x) muss auch drey Werthe haben. Es seyen diese drey Werthe u, v und w: substituirt man dieselbe in den obigen Gleichungen für f(x), so bekommt man offenbar 9 verschiedene Entwickelungen, und also auch 9 verschiedene Werthe für f(x + dx), da doch f(x + dx) unentwickelt nur so viele Werthe haben kann als f(x), nämlich 3 im gegenwärtigen Falle. Die Voraussetzung, dass die Entwickelung von f(x + dx) nach Potenzen von dx ein Glied wie $Mdx^{\frac{1}{3}}$, oder überhaupt eine gebrochene Potenz von dx enthalten könne, führt also zu einem offenbaren Widerspruch." — Die Differentiale der geradlinichten trigonometrischen Functionen von Kreisbogen werden (§. 59) mittelst der Differentialen algebraischer Functionen abgeleitet, indem für den Halbmesser a, für den veränderlichen Bogen AMP = z, zuhörige Abscisse von A an = x gesetzt, sin. z z. B. $= \sqrt{2ax - x^2}$ sich findet; daher nach den vorhergehenden Regeln der Differentiation algebraischer Ausdrücke $d \,.\, \sin.\, z = \frac{(a - x)\,dx}{\sqrt{2ax - x^2}}$ d. i. $= \frac{\mathrm{Cos}\,.\, Z \,.\, dx}{\mathrm{Sin}\,.\, z}$; und so bey den übrigen. — Von S. 64—156 wird die Anwendung der analytischen Theoreme über Differentiale auf die Geometrie der Curven gemacht, und die Differentiale rechtwinklichter Coordinaten einer beliebigen Curve, Differential des Flächeninhalts einer Curve, des Bogens der Curve bey rechtwinklichten Coordinaten; sodann die Differentiale der Polarcoordinaten und der von dem *Radius vector* beschriebenen Bogen und Flächen; ferner Differentiale der krummen Flächen und der von ihnen begrenzten Körper, mit Anwendung zu Findung der Tangente einer Curve, der Krümmungskreise und der anschmiegenden Curven überhaupt, der abwickelnden und abgewickelten Curven u. a. abgehandelt. Wir geben eine Probe von der Methode des Vf., und zwar in Beziehung auf die Tangenten der Curven. §. 70. 71 wird vermittelst des vorangegangenen Taylorischen Lehrsatzes der

Satz (*A*) bewiesen: „Wenn eine Function y mit x zu- und abnimmt, und der dem Incremente dx zugehörige Zuwachs der Function grösser ist als die einem gleichen Decremente entsprechende Abnahme: so ist das Differential der Function y kleiner als der Zuwachs und grösser als die Abnahme; ist aber der Zuwachs kleiner als die Abnahme: so ist das Differential grösser

als der Zuwachs und kleiner als die Abnahme."

§. 72. *Satz* (*B*): „Wenn v und y zwey Functionen derselben veränderlichen Grösse x sind, mit welcher sie beide zu- und abnehmen, und einen solchen Werth erreichen, dass der dem Incremente dx (wenn dieses klein genug angenommen wird) entsprechende Zuwachs der Function y immer $\left\{\begin{matrix}\text{grösser}\\ \text{kleiner}\end{matrix}\right\}$ ist, als der Zuwachs der Function v, und die einem gleichen Decremente dx entsprechende Abnahme der Function y immer $\left\{\begin{matrix}\text{kleiner}\\ \text{grösser}\end{matrix}\right\}$ als die Abnahme der Function v: so haben beide einerley Differential."

§. 73 und 74. *Satz* (*C*): „Wenn die Function y einen solchen Werth erreicht hat, dass ihre unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Werthe entweder beide grösser oder beide kleiner seyen als dieselbe: so ist das entsprechende Differential $dy = 0$. Und umgekehrt: Wenn die Function y einen solchen Werth erreicht, dass $dy = 0$ sey, ohne dass auch d^2y verschwinde: so sind ihre unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Werthe beide grösser oder beide kleiner als dieselbe, nachdem d^2y positiv oder negativ ist". — Diese analytischen Sätze vorausgesetzt, beginnt nun die Anwendung (§. 77) mit dem

Satz (*D*): „Es sey irgend eine Curve, deren Coordinaten rechtwinklicht seyen, und beide mit einander zunehmen; und sie wende der Axe ihre hohle Seite zu. So wird der dem Incremente der Abscisse entsprechende Zuwachs der Ordinate kleiner seyn als die einem gleichen Decremente entsprechende Abnahme derselben". — Dieses erhellt, wenn man die Parallelogramme unter der Ordinate und dem Increment sowohl als dem Decrement der Abscisse vollendet, und an den Punct der Curve, dem die Ordinate zugehört, eine Tangente zieht.

Satz (*E*) (§. 78): Unter denselben Voraussetzungen ist „das Differential dy der Ordinate grösser als der dem Incremente dx entsprechende Zuwachs der Ordinate, aber kleiner als die dem Decremente dx entsprechende Abnahme". — Dieses folgt unmittelbar aus *Satz* (*D*) und (*A*).

Satz (*F*) (§. 70): Unter denselben Voraussetzungen „ist, wenn man an einen Punct der Curve eine Tangente zieht, der Ueberschuss der dem Incremente dx entsprechenden, bis an die Tangente verlängerten Ordinate über die dem genannten Puncte der Curve zugehörige Ordinate das dem genannten Incremente entsprechende Differential der Ordinate am genannten Punct". Und umgekehrt: „Wenn man den genannten Ueberschuss dem Differential der Ordinate am genannten Puncte der Curve gleich nimmt, und von dessen Endpunct an den genannten Punct der Curve eine gerade Linie zieht: so wird diese die Curve berühren". — Von diesem Satze, dem einen oder dem anderen Theile nach, bringt der Vf. viererley Beweise vor, welche wir ins Kurze gefasst darstellen wollen.

Erster Beweis (in §. 79): Es sey der genannte Punct der Curve M, die Ordinate MP, das Increment der Abscisse Pp, die diesem zugehörige Ordinate pm, welche der Tangente in t, der Curve in m, der durch M der Axe gezogenen Parallele in K begegne: so ist zu beweisen, dass Kt das dem Incremente Pp zugehörige Differential der Ordinate MP sey. — Dieses zu beweisen, nehme man von Pp die Hälfte, von der Hälfte wieder die Hälfte gegen P zu, und so fort; ziehe in den Halbirungspuncten die Ordinaten bis an die Curve, und durch die Puncte, in welchen sie der Curve begegnen, von M aus gerade Linien, welche der Kt in den Puncten 1, 2, 3 u. s. f. begegnen. So ist offenbar, dass die Summe der Linien K1 + 12 + 23 + u. s. w. sich der Kt ohne Ende nähert. Dieselbe Summe nähert sich aber auch dem Differential der Ordinate MP ohne Ende, wie sogleich bewiesen werden soll. Folglich ist das Differential der Ordinate MP, der Kt gleich. — Dass aber die Summe K1 + 12 + 23 + u. s. w. sich dem Differential der MP ohne Ende nähere, wird so bewiesen. Es sey das dem Incremente $dx = Pp$ der Abscisse zugehörige Wachsthum der Ordinate $Pdx + Qdx^2 + Rdx^3 +$ u. s. w. (denn diese Form muss es nach dem Obigen haben): so ist das Differential der Ordinate Pdx (nach der Definition des Differentials; s. oben); in der Figur aber ist jenes Wachsthum Km. Alsdann wird aber das dem Incremente $\frac{1}{2}dx$ zugehörige Wachsthum $= \frac{1}{2}Pdx + \frac{1}{4}Qdx^2 + \frac{1}{8}Rdx^3 +$ u. s. w. seyn; und dieses ist in der Figur (El. VI, 4) die Hälfte von K1; folglich $K1 = Pdx + \frac{1}{2}Qdx^2 + \frac{1}{4}Rdx^3 +$ u. s. w. Und eben so wird bewiesen, dass $K2 = Pdx + \frac{1}{4}Qdx^2 + \frac{1}{16}Rdx^3$ u. s. w., und $K3 = Pdx + \frac{1}{8}Qdx^2 + \frac{1}{64}Rdx^3 +$ u. s. w. sey. Daher

$M1 = K1 - Km = -\frac{1}{2}Qdx^2 - \frac{3}{4}Rdx^3 -$ u. s. w.,
$12 = K2 - K1 = -\frac{1}{4}Qdx^2 - \frac{3}{16}Rdx^3 -$ u. s. w.,
$23 = K3 - K2 = -\frac{1}{8}Qdx^4 - \frac{3}{64}Rdx^3 -$ u. s. w.

Folglich ist die Summe M1 + 12 + 23 + u. s. w.

$$= -(\tfrac{1}{2} + \tfrac{1}{4} + \tfrac{1}{8} + \text{u. s. w.})\,Qdx^2 - (\tfrac{3}{4} + \tfrac{3}{16} + \tfrac{3}{64} + \text{u. s. w.})\,Rdx^3 - \text{u. s. w.}$$

Aber jede der Zahlenreihen, welche hier die Coëfficienten ausmachen, nähert sich ohne Ende der Einheit. Folglich nähert sich die Summe

m1 + 12 + 23 + u. s. w. ohne Ende der: $-Qdx^2 - Rdx^3 -$ u. s. w.

Und da $Km = Pdx + Qdx^2 + Rdx^3 +$ u. s. w.: so nähert sich die Summe

K1 + 12 + 23 + u. s. w. ohne Ende dem Pdx, das ist, dem Differential der Ordinate, was noch zu erweisen war.

Zweyter Beweis. Man nehme für das Abscissen-Increment Pp, oder für MK, welche der Pp gleich und parallel ist, die der Odinate MP parallele Kt dem Differential der Ordinate gleich: so ist zu beweisen, dass, wenn man die tM zieht und verlängert, diese die Curve berühren werde. — Da (nach *Satz E*) das Differential der Ordinate grösser ist als der dem Increment dx entsprechende Zuwachs der Ordinate, aber kleiner als ihre dem gleichen Decrement entsprechende Abnahme: so ergiebt sich aus der Figur, dass die diesem Zuwachs und dieser Abnahme zugehörigen Puncte der Curve beide an einerley Seite der geraden tMT liegen. Nimmt man nun ferner statt dx oder Pp ein anderes kleineres Increment Pw: so wird das diesem entsprechende Differential der Ordinate zu dem dem Incremente Pp entsprechenden sich verhalten wie Pw zu Pp (weil, wenn für das Increment dx, $dy = P.dx$ ist, auch für das Increment dx^1, $dy^1 = P.dx^1$ seyn muss; daher $dy^1 : dy$

$= dx^2 : dx$); es wird mithin (El. VI, 4) dem zwischen den Geraden tM und MK abgeschnittenen Stück der zu w gehörigen Ordinate gleich seyn; und demselben Stück wird auch das dem gleichen Decrement entsprechende Differential der Ordinate gleich seyn. Daher werden aus demselben Grunde, wie vorhin, die diesen Incrementen und Decrementen zugehörigen Puncte der Curve an einerley Seite der tMT fallen; und eben so läſst sich dieses von jeden anderen Puncten der Curve auf beiden Seiten des Punctes M zeigen, daſs sie alle an einerley Seite der Geraden tMT liegen: folglich berührt diese die Curve.

Dritter Beweis. Es sey tMT die Berührende der Curve im Punct M, und T der Punct, in welchem sie der Axe begegnet; A aber der Punct, in welchem die Curve die Axe trifft, und der Anfangspunct der Abscissen: und für die Linie tMT seyen die Ordinaten v; so ist, wenn man die in A auf der Axe senkrecht bis an die Tangente gezogene Gerade b heiſst, v = b + x. Tang. PTM; und da man hier den Winkel PTM constant hat, das Differential dv = dx. Tang. T; und dieses ist der dem Incremente Pp = dx entsprechende Zuwachs der Ordinate MP (als Ordinate an der Linie tMT), das ist in der Figur, die kt; und ihm ist auch die dem gleichen Decremente entsprechende Abnahme gleich (El. 1, 26). Nun ist, da tMT die Curve berührt, der dem Increment dx entsprechende Zuwachs der Ordinate y immer kleiner als der Zuwachs der Ordinate v, die Abnahme der y aber immer gröſser als die Abnahme der v; was sich aus der Figur ergiebt; und beide y, v sind Functionen von x. Wenn aber y, v zwey Functionen von x sind, die mit x zu- und abnehmen, und der dem Incremente dx entsprechende Zuwachs von y immer kleiner ist als der Zuwachs von v, die dem gleichen Decremente entsprechende Abnahme von y aber immer gröſser als die Abnahme von v: so haben beide y und v einerley Differential. (Satz B.) Folglich ist das Differential von y dem Differential von v gleich. Dieses letzte aber war = kt. Folglich ist auch das Differential von y = der kt: welches zu beweisen war.

Vierter Beweis. Es sey tMT die Berührende der Curve am Puncte M, welche der Axe in T begegne; und TA der Abstand des Punctes T vom Anfangspunct A der Abscissen sey = a; also TP = TA + AP = a + x. Gedenkt man sich nun von T an die Curve verschiedene gerade Linien gezogen, und heiſst die einem der Puncte der Curve, an welchen sie gezogen sind, zugehörige Ordinate y, Abscisse x: so ist, für den Sinustotus 1, die Tangente des Winkels PTM $= \frac{y}{a+x}$. Es macht aber unter allen aus T gezogenen diejenige, welche die Curve berührt, den gröſsten Winkel PTM, und ist also auch dessen Tangente die gröſste; folglich für diesen Fall (nach *Satz C*) das Differential von $\frac{y}{a+x} = 0$. Dieses Differential ist aber (nach den Regeln der Differentiation) $\frac{(a+x)dy - ydx}{(a+x)^2}$; welches = 0 wird, wenn $(a+x)dy - ydx = 0$, also $dy : dx = a + x : y$; das ist, das Differential von PM sich zu Pp verhält wie TP zu PM, das ist, wie kt zu Pp; folglich das Differential von PM = Kt; welches zu erweisen war.

Wir haben zwar hier Einiges des Zusammenhangs wegen, und um keine complicirte Figur vorauszusetzen, anders ausgedrückt, in der Hauptsache aber den Sinn des Vfs. dargestellt. Man wird aus diesen Proben ersehen, daſs derselbe seinen Gegenstand gründlich und gut behandelt hat. Seine Absicht ging nach der Vorrede dahin, überall die Nothwendigkeit zu vermeiden, eine Gröſse als unendlich oder unbestimmt klein zu betrachten, ehe sie als Differential angesehen werden könne: daher sey seine Definition von Differential von der gewöhnlichen verschieden; sie begreife jedoch das Wesentliche, worin sie mit jeder anderen Theorie übereinstimmen müſse. Es sey zu seinem Zwecke nothwendig gewesen, in der Theorie der krummen Linien andere eigene Beweise aufzustellen, die zwar etwas weitläuftig seyen, und nur Elementarkenntnisse der Geometrie voraussetzen, aber leichter gefaſst werden können als diejenigen, die sich auf die Begriffe von Grenzen oder vom Unendlichkleinen gründen. Nebst dem habe er noch auf gewisse Schwierigkeiten, welche die Anfänger in einzelnen Materien zu finden pflegen, Rücksicht genommen, und letzte mehr aufzuhellen gesucht. Der Vf. zeigt sich als einen denkenden Kopf, und wir haben es für Pflicht gehalten, seine Schrift, die weniger bekannt worden zu seyn scheint, als sie es verdient, wieder ins Andenken zu bringen.

1) Königsberg, b. Unzer: *Der praktische Schnellrechner*, oder faſsliche Anleitung, jede Aufgabe, die man unter Regel de tri, de quinque, multipl. begreift, sowie jede aus den Zins-, Gesellschafts- und Mischungs-Rechnungen, leicht anzusetzen und schnell auszurechnen. Zunächst für Geschäftsleute, von *A. J. Friedemann*. Mit einer Vorrede von *P. F. Th. Kawerau*, Director des kön. Waisenhauses und Seminars zu Bunzlau. 1829. 40 S. gr. 8. (4 gr.)

2) Leipzig, b. Nauck: *Neue Rechnungsaufgaben für Stadt- und Land-Schulen.* Ein Hülfsmittel, das Vorlegen der Rechentafeln zu vermeiden, und die Schüler auch auſser der Schule im Rechnen zu beschäftigen. Herausgegeben von *E. L. Heſs*, Baccalaureus und drittem Lehrer an der Stadtschule zu Borna. Erster Th. (Die Auflösungen sind besonders gedruckt zu haben.) 1829. 134 S. gr. 8.

Und:

Auflösungen der Rechnungsaufgaben u. s. w. 128 S. (22 gr.)

3) Hannover, b. Hahn: *Arithmetisches Exempelbuch für Schulen.* Neue, für solche Länder, die nach dem preussischen Münz-, Maſs- und Gewicht-System rechnen, besonders bearbeitete Ausgabe. Von *Friedr. Krancke*, Lehrer am Schullehrer-Seminario und an der Stadt-Töchterschule in Hannover. Erstes Heft. Exempel zu den vier Grundrechnungen. 1830. 154 S. gr. 8. (10 gr.)

Und:

Antwortenheft zu dem arithmet. Exempelbuche u. s. w. 68 S.

Diese drey Schriften gehören zu den besseren Erzeugnissen unserer überreichen arithmetischen Literatur,

wenn sich gleich von keiner behaupten lässt, dass durch ihre Erscheinung einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen wäre. Unter den jetzigen Umständen muss der Beurtheiler zufrieden seyn, wenn ein neues Buch nicht hinter ähnlichen früheren zurückbleibt.

Hinter dem Titel von No. 1 steckt etwas ganz Anderes, als man erwartet. Dieser praktische Schnellrechner ist nämlich kein Schnellrechner für alle Fälle, sondern nur für die praktischen Proportions-Rechnungen; und der Herr Schnellrechner hätte wohl besser gethan, gleich auf dem Titelblatt anzukündigen, dass er eigentlich nur ein Herold der *Hotzischen* Regel sey. Uns dünkt überhaupt der Gegenstand besser für einen Aufsatz in einer Zeitschrift als für ein besonderes Büchlein geeignet zu seyn. Wie wenige Geschäftsleute werden Lust haben, nach ihren Lehrjahren eine neue Regel zu lernen! Auch richtet Hr. *F.* seine Vorrede nicht an Geschäftsleute, sondern an die Schullehrer, welche er nach der beliebten Manier einiger Pädagogen mit *Du* behandelt. Ob ihm diese Naivetät viele Leser verschaffen wird, daran zweifelt Rec. Noch mehr aber daran, ob die kurze Warnung an die Schulmeister, nicht mechanisch zu verfahren, wenn ihnen das Büchlein nicht schädlich seyn solle, hinreichen werde, um mechanische Rechner in überlegsame umzubilden. Die Regel selbst ist indessen einfach genug, um leicht erfasst zu werden, und der Vortrag sehr verständlich. Ob aber wirklich alle Aufgaben ungezwungen unter die Formel *Wer? — Wann? — Was?* passen werden, bezweifelt Rec. In dem 21 Exempel wird z. B. der Schüler auf die Frage *Wer?* antworten: 3 Kaufleute, während die *Hotzische* Regel auf die nämliche Frage das Total-Capital und das Partial-Capital als Antwort setzt. Wir bleiben desshalb der Meinung, dass eine allgemeine Formel für alle Proportions-Fälle unmöglich ist, und dass nur vielseitige Uebung die Erstarrung des Formelwesens beleben kann. Inzwischen mag die *Hotzische* Regel für Manche eine gute Krücke seyn.

No. 2 scheint einen etwas jungen Baccalaureus zum Verfasser zu haben. Rec. schliesst diess sowohl aus der Vorrede, als auch aus dem Buche selbst. Nicht gerade, weil der Vf. seine mehrjährige, nicht seine vieljährige Erfahrung erwähnt, sondern weil die Ansichten von Schuleinrichtung, worauf das ganze Büchlein gegründet ist, etwas jugendlich erscheinen. Das Räsonnement der Vorrede ist nämlich etwa folgendes: Bey dem Unterricht im Rechnen hat der Lehrer zwey Hülfsmittel (Rec. hat deren schon mehr kennen gelernt), sogenannte *Rechentafeln* und das *Dictiren* von Uebungsbeyspielen. Im ersten Fall muss der Lehrer mehrere Exemplare der Rechnungs-Aufgaben besitzen, und weil diese oft beschädigt werden, für *sein* Geld neue anschaffen. Sie den Schülern mit nach Hause zu geben, wäre vollends zu kostspielig. Von dem zweyten Hülfsmittel kann gar nicht die Rede seyn, weil der Vf. aus Erfahrung weiss, dass dabey die kostbare Zeit verloren geht. Darum giebt derselbe jedem Schüler ein Uebungsbuch in die Hand, wozu nur der Lehrer die Auflösungen besitzt. Diess anzuschaffen, muss, nach der Meinung des Vf., jeder Schüler verbunden seyn. Für die Kinder armer Eltern wird ja von vielen Schulbehörden durch Inventarien gesorgt; oder man ist bemüht, ihnen die Schulbücher unentgeltlich oder für einen geringen Preis zu reichen. Uns ist dabey Mancherley eingefallen, und wahrscheinlich wird es auch anderen Lesern so gehen. Sind z. B. die Schulbehörden in Sachsen so karg, dass sie den Lehrern die Last aufbürden, für *ihr* Geld den Schulbedarf anzuschaffen? Hr. *H.* nennt diess die gewöhnliche Weise; aber vielleicht war gerade er unglücklicher mit den Vorlegeblättern als andere Lehrer; vielleicht vergass er über der Ausarbeitung eines neuen Hülfsmittels, die alten zu Rathe zu halten. Hat ferner ein Schüler Mittel, sich die „Rechnungsaufgaben" anzuschaffen, so sollte man denken, dieser Schüler müsste auch wohl einen kleinen Beytrag zur Anschaffung einiger neuer Vorlegeblätter geben können, und es wäre demnach so gefährlich nicht, den besseren Schülern bisweilen ein Blatt mit nach Hause zu geben. Auch müssen die Schulbehörden, welche den ärmeren Schülern ihre Bücher zu verschaffen pflegen, und auf welche Hr. *H.* bey der Einführung seines Werkchens zählt, so gar schlimm nicht seyn; sie würden sich vermuthlich auch zum Wiederankauf der ohne Schuld verlorenen oder beschmutzten Vorlegeblätter verstanden haben. Und wie nun, wenn gar die Exemplare der „Rechnungsaufgaben" verloren oder verdorben werden? Wird der Buchhändler Freyexemplare geben? — Doch das Büchlein ist gedruckt, und will benutzt werden. Zu seiner Empfehlung können wir sagen, dass die Aufgaben zahlreich, wohlgeordnet und sehr deutlich gedruckt sind. Sie erstrecken sich in diesem ersten Theil über die Species mit ganzen und gebrochenen Zahlen. Ein zweyter Theil wird nachfolgen.

No. 3 hat einen, dem Publicum durch viele Schriften bekannten Mann zum Verfasser. Das Exempelbuch ist, wie schon der Titel sagt, nur eine Umarbeitung eines früher in den Hannöverschen Schulen häufig gebrauchten. Wer jenes kennt, bedarf keiner weiteren Nachricht über das gegenwärtige, als dass es die preussischen Masse, sowie die preussische Geschichte und Statistik, bey der Einkleidung ausschliesslich zu Hülfe nimmt. Für andere — denn wir können so fest, wie Hr. *K.* selbst, doch nicht glauben, dass man seine Methode an sehr vielen Orten des Auslandes kennt — diene Folgendes zur Nachricht. Die Exempel folgen der gewöhnlichen Ordnung der Rechenbücher, und sind zum Kopf- und schriftlichen Rechnen gleich gut brauchbar. Welche Exempel zu der einen oder anderen Auflösung geeigneter sind, ist nicht bezeichnet. Nur sind manche durch ein Sternchen als zum Schnellrechnen tauglich, andere durch ein Kreuz als solche, worin mehrere Rechnungsarten vorkommen, ausgezeichnet. Sehr richtig bemerkt Hr. *K.*, dass man dem Gang der Natur folgen, folglich nicht mit Regeln beginnen müsse. Doch wäre es wohl zweckmässig gewesen, statt der unnützen Ueberschriften: Erster, zweyter Abschnitt u. s. w. lieber Inhaltsangaben über die Abschnitte zu setzen. Die Exempel sind fortlaufend numerirt, und das erste Heft enthält deren 450, eine etwas zu geringe Anzahl, wenn nicht unter allen Numern viele Aufgaben begriffen wären. Die Einkleidung ist meistens eine nützliche; freylich kommen auch Spielereyen vor, wie gleich im Anfang: „Caroline erhielt von ihrem Vater vier Aepfel und von ihrer Mutter drey: Wie viel hatte sie nun?" Dergleichen Einkleidungen kann sich ja jeder Lehrer nach Bedürfniss selbst schaffen. Gedruckt nehmen sie sich lächerlich aus.

Ns.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Gotha, im Engelhard-Reyherschen Verlag: *Neues Gothaisches Gesangbuch*, für die öffentliche Gottesverehrung und für die häusliche Andacht. 1826. 8.

Der in neuerer Zeit wieder erwachte religiöse Geist hat in der That so manche erfreuliche Erscheinung hervorgerufen. Wir nennen jetzt nur insbesondere das immer lebhafter gefühlte und höher gesteigerte Bedürfniss religiöser, den Sinn und das Gemüth des Menschen wohlthätig durchdringender Gesänge. Daraus sind eine Menge Gesangbücher hervorgegangen, die als mehr oder minder glückliche Versuche zu betrachten sind, jenem Verlangen zu entsprechen. Nicht nur grössere, sondern auch kleinere Städte und Districte sind im Besitz ganz neuer oder verbesserter Gesangbücher. Und noch immer fährt man fort, dem Mangel derselben abzuhelfen. Einen Beweis davon liefert auch dieses neue Gesangbuch. Als Vorgänger desselben war zwar 1778, wie in der Vorrede bemerkt wird, ein *verbessertes* erschienen. Allein nicht zu gedenken, dass demselben eine grosse Anzahl später erschienener Lieder *fehlte*, vermisste man auch in manchen Liedern die religiöse Weihe, ohne welche das Lied seinen eigentlichen Charakter verliert. Rec. bemerkt, dass dieser Irrthum leider manchen neueren Liederdichter beschlichen und verleitet hat, einem Liede statt einer poetischen eine prosaische Form zu geben, so dass es in Ermangelung des Reims in gemeiner Rede erscheinen würde. Obige Rücksicht und ein ausdrücklicher höherer Befehl bestimmte daher den Herausgeber dieses Gesangbuchs, Hn. D. *Bretschneider*, sich dem schwierigen Geschäfte der Herausgabe eines neuen Gesangbuchs zu unterziehen. Er ging dabey von dem doppelten Gesichtspuncte aus, dass das Gesangbuch ein Erbauungsbuch für alle Stände, und dass es ein evangelisch christliches seyn soll. Aeltere, aber geistreiche Lieder wurden mit schonender Hand verbessert. Für die neueren Lieder wurden neue Gesangbücher, sowie die geistlichen Gesänge von *Klopstock*, *Niemeyer*, *Schink*, *Gittermann* u. s. w., benutzt. Die Namen der Verfasser sind, was Rec. sehr billigt, sowie eine Uebersicht der Melodieen, beygefügt. Die Sammlung, die 1001 Lieder enthält, ist hinlänglich umfassend. Die Materien sind mit Umsicht und nach einem richtigen Plane geordnet. Was ferner den Geist, der aus diesen Liedern wehet, betrifft, so bemerkt Rec., dass es im Ganzen ein erwärmender und die Andacht fördernder sey. Nur hin und wieder hat es ihm geschienen, als ob der Herausgeber die Schwierigkeit, stets in erhebender und ergreifender Sprache das religiöse Gefühl zu beleben, bey der Auswahl nicht ganz habe besiegen können. Diess gilt vornehmlich von einigen verbesserten, z. B.: „*Wach auf mein Herz* u. s. w.“, in welchem, statt des Freudigen und Kräftigen, etwas Mattes hervortritt. Durch diese Bemerkung will jedoch Rec. keineswegs den besonderen Werth dieser geistlichen Liedersammlung, den sie vor manchen behauptet, herabsetzen, sondern nur die Schwierigkeiten andeuten, die mit der Abfassung derselben verbunden sind.

Was ferner die über die Lieder gesetzten Melodieen betrifft, so hat diese Rec. dem Inhalte des Liedes meist angemessen gefunden, nicht, wie z. B. in manchen Sammlungen, (wohin auch das sonst schätzbare *Niemeyersche* Gesangbuch gehört,) in welchen etwa über einem Lob- und Dank-Liede die Melodie steht: „*Nun sich der Tag geendet hat* u. s. w.“ Auch fehlt es nicht an Mannichfaltigkeit der Melodieen, woran die alte Zeit reicher, als die neue war, welche letzte ökonomischer damit geworden ist. Doch ist es zweifelhaft, ob überall die Lieder, von einerley Rhythmus, aber mit mehreren Melodieen versehen, wie es zu wünschen wäre, auch werden gesungen werden können, da durch die Abnahme des häuslichen Gesanges in neuerer Zeit sehr viele ältere Melodieen in Vergessenheit gekommen sind, überdiess auch der neuerdings eingeführte Choralgesang in den Schulen nicht hinreicht, diesem Mangel abzuhelfen. Ferner weiss Rec. nicht, ob die von *Bach* zu den *Gellertschen* Liedern componirten Melodieen, deren mehrere in dieser Sammlung zur Vorschrift dienen, als: *Ich komme vor dein Angesicht* u. s. w. — *Nach einer Prüfung kurzer Tage* u. s. w. — *Wie gross ist des Allmächt'gen Güte* u. s. w., überall bekannt genug sind, um danach gesungen werden zu können. Auch scheint es in manchen Fällen unnöthig, und dagegen der Gebrauch der Urmelodieen, die einerley Rhythmus mit den Liedern haben, passender. Oder warum soll manches Lied nach der Melo-

die: „*Ich komme vor dein Angesicht*" gesungen werden, da die ältere: *Kommt Menschenkinder* u. s. w. oder: *Mein Gott ich danke herzlich* u. s. w. vorhanden ist? So würde Rec. auch nicht über das Tischlied 917 die Melodie: *Nun sich der Tag* u. s. w., sondern: *Ich singe dir mit Herz und Mund* u. s. w. gesetzt haben. Durch guten Druck und Papier ist das Buch übrigens auch äusserlich wohl ausgestattet.

D. R.

Erfurt u. Gotha, in d. Hennings'schen Buchhandlung: *Maria, die heilige Jungfrau*, von Dr. *Johann Adolph Jacobi*, Superintendenten zu Waltershausen, dem Verfasser der Geschichte Jesu u. s. w. Für denkende und gemüthvolle Leser. Mit dem Porträt der Mutter-Gottes. 1822. VIII u. 304 S. 8.

Wie durch die Geschichte Jesu und seiner Apostel wollte der Vf. auch durch Marias Geschichte belehren und erbauen. Das erste durch das Reingeschichtliche, das letzte durch die Ausführung und Entwickelung, die hinzugefügt wurde. Jenes soll der gegebene Text, dieses die freye Abhandlung darüber seyn, beides aber erleuchten, erwärmen und bessern. Wir müssen aber ehrlich gestehen, so gerne wir auch der guten Absicht des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass uns die Behandlungsart dieses Gegenstandes wenig gefallen hat. Die biblische Geschichte hat uns von dem Leben und Charakter der Mutter Jesu nur einzelne Angaben und Züge aufbewahrt, und es ist immer etwas Gewagtes, aus diesen sparsamen Nachrichten eine ganze Lebensgeschichte und eine vollständige Charakterzeichnung ableiten zu wollen. Sagen und Vermuthungen müssen da die Lücken ausfüllen, das Fehlende ergänzen und das Mögliche die Stelle des Wirklichen vertreten. Das ist nun in vorliegender Schrift mit einer regsamen productiven Einbildungskraft geschehn. Was aber soll aus der Geschichte werden, wenn man so damit verfährt, wie Hr. Sup. *Jacobi*? Er hat nicht nur die Fabeln des *Protevangelii Jacobi* und des *Evang. de nativitate Stae Mariae* und anderer apokryphischer Schriften des N. T. wiedergegeben, sondern auch neue, ihm eigenthümlich angehörige Fictionen hinzugefügt. Er kennt Marias Abstammung, Heimath, Eltern und Erziehung, weiss, was bey ihrer Verlobung mit Joseph alles gefühlt, gesprochen und vorgegangen ist, durchschaut Josephs unruhige Gedanken und wankendes Benehmen bey der Schwangerschaft der Verlobten, und belauscht beide Geliebte in den stillen Stunden, in welchen sie ihr Herz sich öffnen. Durch den nächtlichen Traum des Joseph lösen sich Missverständnisse und Misstrauen. „Zu einer Kapelle, wo Glaube, Liebe und Hoffnung zusammentreffen, wird unter den Gesprächen, die sich aus dem neuen Vorfalle entwickeln, Maria's Zimmer. Beide Verlobte verstehen jetzt einander vollkommen, und die Scheidewand, die zwischen ihnen gestanden, zerfällt. — Durch Jehovah selbst sind sie gleichsam zusammengegeben, in Fluren, die hoch über der Erde liegen, getraut u. s. w.". Maria's Reise zur Elisabeth wird mit der holden Sprache der Poesie lieblich ausgeschmückt, und es kommen Stellen vor, die jedem Roman Ehre machen würden. „Beredter ist Maria. Sie erzählt, was bey ihr und mit ihr sich zugetragen, erzählt es in beflügelter Hast. Der Strom ihrer Empfindungen, lange genug verhalten in seinem Drange sich zu ergiessen, stürzt unaufhaltsam hervor. Der eingeengt gewesene Wellenschlag des Gemüthes breitet sich aus auf dem weiten Felde der Rede. Röther färbt sich dabey die Wange der Jungfrau, erhabener wird ihre Gebehrde. Aufgedrückt ist das Siegel der Wahrheit jedem Laute, der ihren Lippen entweht." Die Hochbegnadigte kommt zurück mit lieblicher Blödigkeit und holder Scheu vor ihren jungfräulichen Gespielen, voll ängstlicher Sorge für die Wirthschaft, „welche getrauert zu haben schien über die Abwesenheit ihrer Gebieterin, und auch bey der Wiederankunft derselben noch zu ringen schien mit dieser Trauer." Bis ins kleinste Detail wird alles ausgemalt, was sich mit der Holdseligen begeben von der Reise nach Bethlehem bis zu dem Besuch von fremden Weisen, „die ihr Befremden nicht bergen können, da sie hier, statt der erwarteten Pracht, unverkennbare Spuren der Armuth und der bürgerlichen Niedrigkeit finden. So erhält der ganze Auftritt Anfangs etwas Räthselhaftes und Bängliches. Doch bald wird das anders. Den Fremden fällt das Kind in die Augen, ein Knäblein, auf dessen Antlitz die entflohene Anmuth des alten Paradieses zurückgekehrt zu seyn scheint, und dem man zutrauen kann, dass es einst mit dem Vorsatze, die Ketten des gedrückten Lebens zu zerbrechen, in der Welt auftreten werde. Auch der Mutter Benehmen, in dem eine reichausgestattete Natur nebst der Anwartschaft auf einen schönen Beruf sich offenbart, gefällt den Gästen, so dass sie gern über solchen Vorzügen den Mangel des äusseren Schimmers vergessen, und Anfangs nur noch bedeutende Blicke einander zuwerfen, dann aber auch mündlich in Maria's und ihres Sohnes Lob ausbrechen." Maria versteht nur einzelne Wörter; und da Joseph von seinem Tagewerk noch nicht zurückgekehrt ist, wird ihr bange, dass man ihr das Kind ihres Herzens nehmen wolle; sie nimmt dasselbe stürmisch in ihre Arme, und giebt zu verstehen, dass sie mit Aufopferung ihres Lebens dem Raube ihres Kleinodes sich widersetzen werde. — Wie hier in Bethlehem, so ist auch der Vf. von jedem Umstand unterrichtet, der sich mit Joseph, Maria und dem Kindlein in Aegypten ereignet, wie sie z. B. dort von Räubern angefallen werden, und ein Sohn des Räuberhauptmanns zu dem kleinen lieblichen Christus sprach: „Lieblichstes der Kinder, sollten vielleicht einmal die Umstände sich ändern, sollte eine Stunde kommen, wo Erbarmung *mir* noth thut: so gedenke meiner und des gegenwärtigen Auftritts!" Des Jünglings Verwendung bewirkte, dass man der erschrockenen Reisegesellschaft das Leben schenkte. Das soll der Mörder gewesen seyn, zu dem Jesus nachmals am Kreuze

die Troftworte fprach: „Heute wirft du mit mir im Paradiefe feyn!" Als die heilige Familie zu Hermopolis in Oberägypten einzog, beugte fich, nach Sozomenus Erzählung, ein Baum am Stadthor gleichfam anbetend zur Erde nieder. Auch erbebten alle Götzenbilder des Landes.

Nach diefen Proben wird man es uns wohl erlaffen, das Leben der Maria in vorliegendem Erbauungsbuche weiter zu verfolgen. Wir finden Unterredungen Jefu mit feiner Mutter, von welchen die Gefchichte nichts weifs. Aus einzelnen Andeutungen der Schrift werden Begebenheiten zufammengefetzt, zu deren Combination eine kühne Einbildungskraft gehört. Wo Winke der Schrift fehlen, reichen Argumentationen hin, und durch ein: höchftwahrfcheinlich, unbezweifelt, vermuthlich wird der zerriffene Faden der Gefchichte wieder angeknüpft, wie z. B. das nothwendige Wiederfehen und Sprechen Chrifti mit feiner Mutter nach feiner Auferftehung, „ein Auftritt, der für Mutter und Sohn *reich an Wonne und Andacht* gewefen feyn mufs." So weifs Hr. J., dafs Maria nach Jefu Himmelfahrt zu Jerufalem bey den übrigen Anhängern ihres Sohnes blieb, dafs fie bey der wichtigen und folgereichen Begebenheit am Pfingftfefte zugegen gewefen ift, in der Gemeine zu Jerufalem Ehre, Glück und hohe Freude genofs, dafs diefe Freude aber getrübt wurde „durch die Blutftröme, die ihr Sohn, die Stephanus und Jacobus vergoffen, als Purpurftreifen, die den Saum eines weifsen und glänzenden Gewandes — das Leben der Geopferten — ausmachen, bis fie in einem Alter von 63 Jahren in den Armen des liebevollen Johannes ftarb." In fechs Abfchnitten wird noch eine Vergleichung der Maria mit den Frauen des A. T. angeftellt, und die fpätere Sagengefchichte der Maria und die hohe Verehrung und Anbetung derfelben in der chriftlichen Kirche erzählt; es werden die Orden genannt, die der heil. Jungfrau zu Ehren geftiftet worden, und die Achtung der Frauennatur, die in Maria's Ehre die Chriften fo ftark ausgefprochen, in anderen gefchichtlichen Erfcheinungen nachgewiefen, zuletzt aber die fchriftlichen Auffätze mitgetheilt, die fälfchlich der heiligen Jungfrau beygelegt werden. Da der Vf. nichts übergeht, was auf die heil. Jungfrau Bezug hat, fo wundert es uns, dafs er nichts von den Madonnen grofser Maler, befonders des Raphael, gefagt hat.

Wie kann nun eine folche, aus Vermuthungen, ungewiffen Legenden, alterthümlichen Sagen und dichterifchen Erfindungen zufammengefetzte Gefchichte Belehrung, Erbauung und geiftige Erhebung gewähren? Das ift eben das Klägliche der modernen Frömmigkeit, dafs fie, ftatt aus dem klaren, einfachen Wort Gottes und aus der wahrhaften Gefchichte Jefu zu fchöpfen, zu wunderfamen Legenden, leeren Myftificationen und poetifchen Fictionen ihre Zuflucht nimmt. So wie die Evangeliften ganz durchdrungen find von der Perfon und der Lehre ihres Herrn, und die äufseren Umftände der übrigen im Leben Jefu vorkommenden Perfonen gar nicht beachten, fo geziemt es auch dem evangelifchen Lehrer nicht, mit einer fo grofsen Veneration von der Maria zu fprechen, wie gleich zu Anfange diefer Schrift: „Zu der Königin der Frauen, zu der Seligften der Mütter wendet fich, freundlich geftimmt, unfer Gemüth, fie zu befchauen in ihrer Herrlichkeit, und zu bringen ihrem Verdienfte die Krone, die ihm gebührt." Die fromme Gefinnung, den redlichen Fleifs und die unverkennbare Liebe zu Chriftus und feiner Mutter mufs man ehren, aber von der geiftigen Herrlichkeit und von der himmlifchen Glorie der Maria wird wenig übrig bleiben, wenn man fie mit der Fackel der Kritik beleuchtet, und fie des äufseren Glanzes entkleidet, welchen des Vfs. fchöpferifche Phantafie um ihr Leben gelegt hat. Wohl erfcheint fie uns nach dem Wenigen, was die Evangeliften von ihr erzählen, höchft ehr und liebenswürdig, allein das foll uns genügen, und uns zu einer eigentlichen Madonnenlehre, wie fie fich in der katholifchen Kirche ausgebildet hat, nicht verleiten.

Die Sprache ift lebhaft, herzlich und voll innerer Wärme, aber fern von der ruhigen, einfachen und kräftigen Sprache der Schrift, fehr pretiös, gefucht und nicht felten voll poetifchen Schwulftes. Einige der angeführten Stellen werden davon Zeugnifs gegeben haben. Der Vf. glaubt der Sprache mehr Schwung zu geben, wenn er die Zeitwörter voranftellt, wie: „Fortwanderten noch die Magier — Eintraten nun Jofeph und die Freunde — Gehe vorüber vor uns die hohe Geftalt — hatten herabgewürdigt feine von Anderen bewunderten Thaten u. f. w." Ebenfo ftöfst man nicht felten auf Kraftausdrücke, wie *Tapfermuth*, *Todesweihe*, *Kraftzeiten*, *jungfräulichgut*, Mutterfchaft ift der Frauen Höchftes, der *Silberblick* ihres Gefchlechts. Und doch wird dabey wohl der Ausdruck unedel, wie S. 160: „nach dem Ausfpruche Jefu, dafs feine Schule feine eigentliche *Sippfchaft* ausmache." Der Titel ift fchlecht geftochen, das Bild der Madonna aber nach Guido Rein nicht übel.

R. d. e. K.

St. Gallen, b. Huber u. Compagnie: *Sammlung religiöfer Gefänge.* 1826. IV u. 246 S. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ein recht zweckmäfsiger Beytrag für den bemerkten Zweck, insbefondere dienlich für Chöre, Singinftitute und alle Freunde des mehrftimmigen, ernfthaften und religiöfen Gefangs. Da letzter vorzüglich jetzt immer mehr Freunde gewinnt, fo dürfte diefen die Erfcheinung diefer Sammlung nicht unwillkommen feyn. Ihre Entftehung aber verdankt fie einer feit 250 Jahren in St. Gallen beftandenen, durch Jünglinge gebildeten (1616) und durch angefehene Männer (1646) gehobenen

und vervollkommneten religiösen Singgesellschaft, welche 1820 ihr zweytes Jahrhundertfest feierte, und zum Andenken dieser Feier vorliegende Sammlung veranstaltete.

Was den Inhalt derselben betrifft, so empfiehlt sie sich durch Mannichfaltigkeit, die jedoch noch hin und wieder eine Vermehrung gestattet hätte. Die Sammlung enthält 15 Lobgesänge; 8 Morgenlieder; 6 Abendlieder; 3 Advents- und 6 Weihnachts-Lieder; 6 beym Jahreswechsel und 5 über Leben und Wandel Jesu; 10 Passions- und 7 Oster-Lieder; 4 Auffahrt-Gesänge und 3 Pfingstlieder; 2 von der Gründung und Ausbreitung des Christenthums; 6 Bufslieder; 9 Communionlieder; 4 vom Tode; 8 Grabgesänge; 4 Sonntagslieder; 3 Gebetlieder; 4 Lieder vermischten Inhalts. Die Bearbeitung der Mehrzahl ist zwar in der eigentlichen Liederform, wie z. B. der bekannten von *Schulz*; jedoch sind auch mehrere, nach Art der Motetten, mitunter glücklich bearbeitet. Unter den Componisten verdienen *Händel*, *Haydn*, *Bach*, *Schulz*, *Rolle*, *Kunzen*, *Reichard* eine vorzügliche Stelle; aber auch *Schicht*, *Nägeli*, *Kreuzer*, *Mühling* und Andere nach ihnen. Selbst der Mitherausgeber der Sammlung, *Huber*, (unter anderen ist das für das Gefühl sehr ansprechende No. 39 von ihm) hat mehrere schätzbare Beyträge dazu geliefert. Der gröfste Theil dieser Liedersammlung ist für vermischte Stimmen eingerichtet, d. h. für ungebrochene und gebrochene. Jene sind: Discant und Alt; die gebrochenen: Tenor und Bafs, die mit Männerstimmen besetzt werden müssen. Discant und Bafs müssen am stärksten, Alt und Tenor minder stark besetzt werden. Ueberhaupt erfodert das Ganze einen gemessenen, nach der jedesmaligen Angabe beschaffenen Vortrag, wenn die beabsichtigte Wirkung erreicht werden soll.

Außer den beygefügten Verbesserungen mufs S. 6. Tact 1 im Discant statt *f* stehen: *e*; auch dürfte S. 7. Tact 15, der Accord: *a g des es* wohl zu dissonirend, und die darauf folgende Auflösung zu hart seyn. Von *Reichard*, *Naumann* (den Rec. vermifst), namentlich *Schicht* — neben: „*Nach einer Prüfung kurzer Tage*“, ferner: „*Jesus meine Zuversicht*“, hätte mehreres, der Kirche recht eigentlich Angehöriges aufgenommen werden können. Doch auch in dieser Gestalt ist die Sammlung, wegen der überall bemerklichen Sorgfalt, dankenswerth, und verdient allen Freunden des religiösen Gesanges näher bekannt und empfohlen zu werden.

D. R.

Stuttgart, b. Joh. Fried. Steinkopf: *Worte des Trostes am Grabe geliebter Verwandten und Freunde. Erste* Abtheilung. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Neue verbesserte und sehr vermehrte Auflage. 1823. X u. 280 S. 8. (16 gr.)

Eine von den vielen Sammlungen, welche gebeugten Verwandten und Freunden Trost, Hoffnung und Ergebung beym Verlust der Ihrigen in Gedichten und frommen Betrachtungen bringen sollen. Diese *erste Abtheilung* führt auch den Titel: Worte des Trostes *für christliche Eltern*, welche um ihre entschlafenen Lieblinge weinen. Wahrscheinlich haben die folgenden Abtheilungen Tröstungen für Eltern, Geschwister, Ehegatten, Freunde u. s. w. enthalten sollen. Man findet hier gar ehrenwerthe Männer, aus deren Schriften die Beyträge entlehnt sind, z. B. *Herder*, *Niemeyer*, *Tiedge*, *Matthisson*, *Pfeffel*, *Kosegarten*, *Krummacher*, *Starke*, *Jacobi*, *Häfeli*, *Lavater*, *Eschenburg*, *Reinhard*, *Jung-Stilling* und Andere. Da Geschmack, Bildung und Bedürfnifs der Leser sehr verschieden sind, so werden gebeugte und trostbedürftige Eltern das Büchlein nicht leicht ohne Befriedigung bey Seite legen. Angehängt sind einige Beyspiele von trauernden Eltern, die bey stiller Ergebung in den Willen der Vorsehung Trost und Beruhigung fanden, wie Philippine Charlotte, Herzogin von Braunschweig, der Geh. Rath Gottlieb von Häseler, der franz. Staatsminister Phil. v. Mornay, Dr. Luther, Joach. Camerarius, Alexander *Menzikof* und Coligny. Da alles im bunten Gemisch unter einander liegt, und eine Vorrede über Plan und Grundsatz der Sammlung keine Auskunft giebt, so scheint der Herausgeber auf kein anderes Verdienst als das des Zusammenschreibens Anspruch zu machen. Das Kupfer ist sehr mittelmäfsig, und dient dem Büchlein zu keiner sonderlichen Zierde. Wir haben übrigens diese Anzeige desselben nicht länger zurückhalten wollen, da die erwartete Fortsetzung noch immer nicht erschienen ist, und nun schwerlich erscheinen wird.

R. d. e. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

ÖKONOMIE.

Prag, in d. Calve'schen Buchhandlung: *Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.* Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthum und dem ganzen Deutschland. Herausgegeben von *Christian Carl André*, königl. würtembergischem Hofrath u. s. w., und *J. G. Elsner.* 1830. *Erster Band.* No. 1—48. Artikel No. 1—160. Steindrucktafeln No. 1 u. 2. Des ganzen Werkes neun und dreyssigster Band. *Zweyter Band.* No. 49—96. Artikel No. 161—316. Steindrucktafel No. 3. Des ganzen Werkes vierzigster Band. 768 S. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1830. No. 154 u. 155.]

Diese Zeitschrift behauptet den Ruhm, der ihr schon seit so langen Jahren zu Theil geworden ist, indem sie fortwährend die tüchtigsten Männer unter ihren Mitarbeitern zählt, und daher in allen Zweigen der Landwirthschaft Ausgezeichnetes und für jeden Leser Interessantes liefert. Auch der vorliegende Jahrgang giebt davon Beweis.

Erster Band. Einer der vorzüglichsten Theilnehmer war immer Ritter *von Ehrenfels.* Von ihm erhalten wir hier No. 2: *ein Fragment über die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbaue und der Viehzucht,* als ökonomische Tagesneuigkeit neben des General *Bratson* neuem Ackerbausystem, welches die Aufmerksamkeit des Lesers verdient. In demselben stellt Hr. *v. E.* den Zweck, die Mittel und die Folgen vor, welche diese Neuerung in der Oekonomie hervorzurufen vermag; er sagt u. a.: „Ueber den Zweck will ich zuerst mit der National-Oekonomie rechten. Hier begegnet uns zuvörderst die Vorfrage: Soll der Wald zum Theil Feld, das Feld zum Theil Wald werden? Oder können nach ökonomischen Zwecken geschlossene Wälder sich mehr oder weniger in Pflanzungen auflösen, die aus Wald in Gartencultur übergehen? Können offene Felder, Wiesen, Hutweiden mehr oder weniger Wald werden, d. i. nebenbey Holz tragen?" — Was würde man vor 10 Jahren zu diesen kühnen Fragen gesagt haben? Rec. zweifelt nicht, dass sie bald ausgeführt seyn werden. Man siehet heut zu Tage unter den Landwirthen ungleich weiter, als zu jener Zeit. — „Der erste Anspruch, sagt Hr. *v. E.*, den die National-Oekonomie auf den vaterländischen Boden macht, ist, dass er die grösstmöglichste Production gebe. Denn nur das, was Boden und Arbeit hervorbringen, ist ein reeller Zuwachs des Nationalvermögens. Doch muss die National-Oekonomie auch Ziel und Mass zu halten wissen zwischen Production, die zum Bedürfniss geworden, und nicht auf Kosten des Einen das Andere verdrängen. Liegt nun diese wesentliche Anfoderung in dem neuen Systeme, Feldbau und Viehzucht mit dem Waldbau zu verbinden?" Dem Vf. wird wohl hierin Niemand widersprechen. Er fährt fort: „Man kann theoretisch und praktisch nachweisen, dass der geschlossene Wald, wenn er so licht dargestellt wird, dass neben seinem Holzzuwachs noch Nebenfrüchte oder Gräserey gewonnen werden, mehr Holzanwuchs gewinnt als verliert. Wenn daher die Nebenfrucht nicht auf Kosten des Waldes errungen wird, im Gegentheile selbst dieser an Quantität und Qualität gewinnt, so ist ja für die National-Oekonomie das Problem gelöst, und alle Staaten haben, da Waldungen überall eine grosse Oberfläche ihres Bereiches einnehmen, durch dieses Nutzungssystem im Inneren des Landes eine intensive Eroberung gemacht, die sie nicht genug belohnen, befördern und ermuntern mögen, als sie mehr Reinertrag nachweisen lässt, wie eine extensive Eroberung von Aussen, die oft das Nationalvermögen nur mit Schulden belastet" u. s. w. — Eine andere Abhandlung No. 5 ist in Bezug auf Vervollkommnung der Landwirthschaft von gleicher Wichtigkeit, und enthält ganz neue Ansichten, welche von dem Vf. in verschiedenen Ländern auf Gütern, die er wegen verbesserter Einrichtungen bereiste, schon praktisch in Anwendung gebracht sind. Der Wirthschaftsrath *Nebbien* giebt *über die Schützung des Bodens* die Fortsetzung mit 2 Abbildungen. — Die ganze Abhandlung, welche in 23 Abschnitte eingetheilt ist, behandelt den Hauptgedanken: *Isoliren der unteren Luftschicht durch Heckenringe.* Heckenringe sind zwar schon in England, Mecklenburg, Holstein u. a. eingeführt und nichts Neues, aber überall zu einem anderen Behuf als hier, wo die untere Luftschicht zur Befruchtung des Bodens eingehegt werden soll, damit sie von den Winden nicht fortgeführt werde. — Dadurch will Hr. *N.* ein milderes Klima und vermehrte Fruchtbarkeit schaffen: gerade das Gegentheil von der bisherigen Meinung, wonach man ein milderes Klima durch Ausrottung grosser Wälder und wilder Gesträu-

che zu bezwecken suchte, indem man meinte, dass, wenn man den Sonnenstrahlen einen freyeren Einfluss auf den Erdboden verschaffe, derselbe davon mehr erwärmt, also auch die Luft über der Erde mit erwärmt würde. Hiezu kam noch, dass man die warmen Sonnenstrahlen für einen unmittelbaren Ausfluss der Sonne, als eines feurigen Himmelskörpers, hielt. Allein nach der neueren Naturlehre hält diese Ansicht nicht mehr Stich, und so hat sich denn die Meinung dahin abgeändert, dass die Sonnenstrahlen nur mittelbarer Weise die Erde und die Luft über derselben durch Entwickelung des Wärmestoffs erwärmen können. Mithin läst sich die Meinung des Hn. *N.* in physikalischer Rücksicht allerdings rechtfertigen, so sehr auch seine Vorschläge zur Vervollkommnung der Landwirthschaft unseren Landwirthen befremdend vorkommen mögen. Es ist auch an den Pflanzen wahrzunehmen, dass sie dürftig aussehen, wenn die aus dem Acker aufsteigenden Dünste über denselben nicht gehörig aufgelösst werden; die Bienenzucht bezeugt diess deutlich, wenn sie in solchen Gegenden und Orten auf den Blumen die Nahrung nicht findet, die sie ihr anderwäts reichlich darbieten. Die Vortheile, welche Hr. *N.* von seiner Einrichtung verspricht, sind nach S. 48 sehr bedeutend, und verdienen die Aufmerksamkeit aller Landwirthe. So heisst es z. B.: „Vergleicht man nun zum Schluss die vorgeführten Einwirkungen der Schützung auf ein Paar ganz entgegengesetzte Bodenverhältnisse, in welchen die Schützung von dem grössten Erfolge angenommen werden kann, z. B. a) auf einem sehr kalten, schweren, gegen Norden abdachenden, nackten Boden, b) auf einem sehr hitzigen, leichten, gegen Süden abdachenden, eben so nackten Boden: so scheint mir für beide Fälle eine diesem Boden angemessene Schützung, wenn sie nämlich mit einem Male in oben beschriebener Art da stände, durch die grössere Milderung und Fruchtbarkeit ihrer Einwirkung aufs Mindeste zu veranschlagen bey $\frac{1}{2}$ grösserem Ertrag, auf weniger schutzbedürftigen Lagen bey $\frac{1}{3}$ grösserem, auf noch weniger schutzlosen bey $\frac{1}{4}$ grösserem, und selbst in dem milden, ohnehin feuchtwarmen Klima Englands (wo die Einhegung des noch nackten und in Gemeinheiten bewirthschafteten Landes oft vier- bis fünffach grösseren Pacht ergab, und man für 50 Acres eingehegtes Land mindestens so viel Pacht, als für 60 Acres nacktes Land, folglich $\frac{1}{6}$ mehr zahlt) möchte meine Schützung betragen können bey $\frac{1}{3}$ grösseren Ertrag. Steigt demnach ein Gut von 10,000 Ctr. bisherigen Gesammtertrag auf 20,000 Ctr., so wächst der Einfluss der Schützung, weil er ein stätiger ist, nämlich: pr. $\frac{1}{2}$ von 5,000 auf 10,000 Mehrertrag, pr. $\frac{1}{4}$ von 2500 auf 5,000, und folglich ist in schutzbedürftigen Lagen, oder bey grösserer Ertragsmehrung, die Einwirkung der Schützung von der grössten Wichtigkeit. Als Rückblick und Inbegriff obiger Einwirkungen der Schützung stellen sich folgende allgemeine Puncte klimatischer Steigerungsverhältnisse zur vergleichenden örtlichen Abschätzung gegen die jetzigen Zustände auf: 1. Brechen der Kälte und Winde durch wohlgestellte Holzmassen; 2. bodengemässe Erzeugung feuchter Wärme durch Holzmassen; 3. Einfang der Gase und Dünste durch Heckenringe; 4. bodengemässe Erhaltung feuchter Wärme durch Heckenringe. Durch ihren eigenen Ertrag aber gewährt die Schützung folgende culturistische Steigerungsverhältnisse: 1) Aufhebung des Holzmangels für immer; 2) vollkommenste Landescultur; 3) grösster und feinster Obstbau; 4) stärkste Landesvertheidigung. Dieses sind Ansichten und Vorschläge, welche ich mir über die Schützung des Bodens erworben hatte, und die ich hiemit wünsche, entweder angenommen, oder widerlegt, oder von den Freunden und Kennern dieses Gegenstandes berichtigt zu sehen". Rec. kann nicht unbemerkt lassen, dass er in den in den angeführten zwey Abhandlungen dargestellten Systemen grosse Aehnlichkeit und Verwandschaft gefunden hat, woraus sich schliessen läst, dass vielleicht eines durch das andere noch eine grössere Vollkommenheit erhalten könnte. Zu diesen fügt Rec. noch ein drittes, auf Agronomie gegründetes, System vom Hn. Baron *v. Voght* hinzu, welches in No. 13 unter der Ueberschrift: ***Flottbeck's hohe Cultur***, abgehandelt wird. Der Vf. wollte zu seinen ***Sammlungen landwirthschaftlicher Schriften*** noch einen zweyten Theil hinzufügen, zur Ausarbeitung seiner gesammelten Materialien aber fühlte sich der vieljährige Greis zu schwach; daher enthält wahrscheinlich diese lange Abhandlung den Stoff, welcher zu dem zweyten Theile verarbeitet werden sollte. Rec. hebt nur S. 110 folgende Stelle aus: „Als einen der letzten und nicht minder wichtigen Grundsätze muss als eine Hauptursache des Gelingens angeführt werden, dass jedes der gedüngten Felder genau bis zu dem Puncte der Ertragsfähigkeit gebracht worden ist, auf welchem es den höchsten Ertrag geben kann, so dass es mit wenigerem Dünger nicht seinen vollen Ertrag brächte; dass mehr Dünger Lagerkorn, auch in einem nicht nassen Jahre, zur Folge haben würde. Die Schwierigkeit, diesen Punct für jede Koppel und für jede Fruchtart mit Gewissheit bestimmen zu können, ward durch die nunmehr vervollkommnete agronometrische (nicht agronomometrische) Methode gehoben, durch welche nach einer Scala, welche die Frucht zwanzigjähriger Erfahrungen ist, der Grad der Ertragsfähigkeit bezeichnet werden kann, auf welchem die letzte Ernte das Feld gelassen hat, das ist selten unter 600 Grad, unter welchen Punct man nicht gern ein Feld kommen läst. Diess bezeichnet ein Feld, welches, durch 34,660 dividirt, 17,311 Metzen Weizen auf ein Joch trägt. Damit man hiemit einen bestimmten Begriff verbinde, muss hinzugesetzt werden, dass 600 Grad ein Feld bezeichnen, welches ohne Dünger in einem Mitteljahre noch etwa 800 Pfund Roggen pr. 100 □ Ruthen (992 W. Pfd., oder pr. Joch 1917 W. Pfd.) tragen könnte. Durch einen simplen Reguladetri-Satz wird man nun sich alle folgenden Zahlen begreiflich machen können. — Damit die Rapsaat 6 Tonnen (31,163 Metzen pr. Joch) 1200 Pfd. pr. 100 □ R. (2875 W. Pfd. pr. Joch) trage, bedarf sie 1000 Grade Ertragsfähigkeit, kann aber noch mehr tragen. Ich habe in einem günstigen Jahre wohl 8 Tonnen (41,551 Metzen pr. Joch) auf 1200 Grade gehabt. Holländische Kartoffeln erfodern, wie auch weisser englischer Weizen, 720—750 Grade; Roggen

600—700 Grade; Gerste eben so viel; Hafer 600; Mengfutter 6—700; Klee 600; Wicken 6—700 Grade. Gedüngt wird bey mir, wie aus der Rotation zu ersehen ist, nur zu Rapsaat und zu Kartoffeln. Steht das Land für Rapsaat auf 700 Graden, so erfodert es 300 Grade; und da die lange Erfahrung den Werth eines Fuders Dünger in seiner Wirkung im Durchschnitt der Bodenart im kleinen Elottbeck und der Jahreswitterung (die in jedem einzelnen Falle beachtet werden muss) auf 24 Grade bestimmt hat, so würde man diesem Felde etwa 12—13 Fuder pr. Morgen (33,241—36,011 Fuder pr. Joch) geben, und da diese Quantität auf Einmal zu viel ist, würde man 1 Drittheil auf das vorhergehende Mengfutter bringen. Stände ein Feld zu Kartoffeln auf 6,000 Grade, so würde es 5 Fuder (13,850 Fuder pr. Joch) Dünger erhalten, und damit auf 720 Grade kommen u. s. w." Zu einer solchen Bestimmtheit hat es unseres Wissens noch kein Landwirth gebracht. Möchten doch recht viele dem Vf. nachzuahmen suchen!

Der *zweyte Band* scheint in Ansehung vorzüglicher Abhandlungen dem vorhergehenden nachzustehen, welches wohl davon herrühren mag, dass der verdienstvolle Herausgeber, Hr. Hofrath *André*, wegen Kränklichkeit seit einigen Jahren seine literarischen Geschäfte ruhen lassen musste. Er macht diess seinen Lesern mit der Bitte bekannt, dass seine Mitarbeiter ihn desto fleissiger mit ihren Arbeiten unterstützen möchten. Hr. *Elsner*, der das Geschäft des Herausgebers mit übernommen hat, lieferte zwar viele Aufsätze zu diesem Bande; man siehet es ihnen aber an, dass sie im Gedränge der Geschäfte verfasst sind, um leere Stellen damit auszufüllen. Wir hoffen, dass Hr. *Elsner* für die Zukunft sorgfältiger seyn werde; denn gewiss würden es mit uns viele Leser bedauern, wenn diese Zeitschrift ihren Werth nicht behaupten sollte. Hr. *Petri* hat No. 55 einen neuen, höchst wichtigen Satz aufgestellt, der einer näheren Prüfung werth seyn dürfte. Diese Abhandlung führt die Ueberschrift: *System, die Wollproduction der Schafe nach dem verschiedenen Zustande ihrer Hautorganisation, ohne Vermehrung des Futters, in vielen Fällen mehr als zu verdoppeln;* eine Erfindung, welche bey allen Schafraçen, hauptsächlich der veredelten feinwolligen, ohne bedeutenden Aufwand und mit sehr einfachen Mitteln in einer kurzen Zeit ausführbar ist. S. 436 sagt Hr. *Petri*: „Um daher sehr feine Schafheerden von schütterwolliger Art in eine feine, sehr dichtwollige Raçe zu verwandeln, ist erfoderlich: a) dass man eine verhältnissmässige Menge der allerfeinsten Lämmer von beiderley Geschlecht für eine Stammheerde auswählt, und solche im ersten Jahre ihres Alters 3—4mal und im zweyten Jahre 2—3mal scheeren lässt. Durch den Reiz des mehrmaligen Scheerens der Wolle in einem Jahre wird die Natur des Thieres zur Begründung mehrerer (?) Haarkeime angereizt, die sich durch wechselseitige Begattung dieser Individuen in der folgenden ersten Generation schon durch einen auffallend dichteren Stand der Wolle beurkunden. b) Wenn die Mutterthiere dieser ersten Generation mit den allerfeinsten dichtwolligen Böcken derselben zugelassen, und ihre Abkömmlinge wieder ganz nach obiger Vorschrift behandelt werden, so erhält man schon eine sehr werthvolle Stammheerde, deren Wollvermehrung und Verfeinerung natürlich progressiv bis zu dem unerreichbaren Culminationspuncte der Natur des Thierkörpers zunehmen muss, je länger diese gleichförmigen Einwirkungen Statt finden. c) Das öftere Scheeren der Stammheerde ist zur Bildung der Haarkeime nur bis zur Vollendung des Körperwuchses nothwendig, also bis zum Alter von 2½ Jahren des Thieres fortzusetzen. Nach Vollendung der Organismen wird solches überflüssig, und dient diesem Behufe zu gar keinem ferneren Effecte mehr. d) Nach dem von mir angenommenen Grundsatze, dass die schütterwolligen Schafe durch Inzucht verbessert werden, und daher dem Organismus kein fremdes Blut imprägnirt wird, sind die überzähligen Bocklämmer aus der ersten Generation schon zur Verbesserung der übrigen Heerden mit Nutzen zu verwenden. e) Schon in 3—4 Generationen kann bey genauer Befolgung dieser Regeln eine Heerde, je nachdem der Schlag oder die Raçe mehr oder weniger von dem Culminationspuncte der Feinheit und der Vollwolligkeit entfernt ist, das doppelte Quantum ihrer Wolle liefern; und da nur in einem dicht gewachsenen Stapel die tadelloseste Wolle erzeugt werden kann, so muss solche an Edelheit, Feinheit u. s. w. desto mehr gewinnen, je länger diese gleichartigen, naturgemässen Einwirkungen dauern u. s. w." Rec. kann sich nicht überzeugen, dass ein von Aussen angebrachter Reiz durch die Scheere eine solche Veränderung im Haarwuchs sollte bewirken können, da jedes Haar aus einer Haarzwiebel in der Haut seinen Ursprung nimmt. — Ueber Forst- und Jagd-Wesen ist nichts vorhanden. No. 69 enthält eine Abhandlung, welche die Staatsforsten veräussert und in Nationalwirthschaft verwandelt wissen will. Der anonyme Vf. hat aber die Sache nur einseitig behandelt, und die Verhältnisse nicht gegen einander gestellt und erwogen. Mit dem daraus gelösten Gelde sollen die Schulden bezahlt werden; die Interessen und die Unterhaltung eines Staatsdieners hören auf, die Steuern werden erniedrigt, und dem Staate, der Regierung, wie dem Volke, sey geholfen. Das ist leicht gesagt! Ueber Schafzucht ist wenig mitgetheilt. No. 66 hat Hr. Freyherr *von Ehrenfels* die Gedanken des Hn. *Moritz Beyer* über das Merinoschaf aufgenommen, weiter ausgeführt und berichtigt. Aufsätze dieser Art bereichern die Wissenschaft. Drey Potenzen, sagt Hr. *v. E.*, lässt die Natur auf thierische Organisationen günstig oder ungünstig einwirken. Sie sind: *Klima, Nahrung* und *Zeugung*. Intelligenz und Cultur — menschliche Industrie überhaupt — (durch welche das Merinoschaf als ein Product, nach der Meinung des Hn. *Beyer*, hervorgebracht werden soll,) sind den obigen drey Principalkräften unterthan, und können nur durch sie wirken. Thierarzneywissenschaftliche Aufsätze finden sich mehrere. Hr. D. *Nekola* hat nach No. 88. S. 700 den Brechweinstein, der von dem herzogl. Nassauischen Oberbereiter *Daun* als ein vorzügliches Heil- und Präservativ-Mittel gegen die Rinderpest

empfohlen wurde, nicht bewährt gefunden. Nach diesen und anderen Versuchen sagt er: „Wahr ist es daher, dass gegen die Rinderpest bis jetzt weder ein sicheres Heil-, noch ein Präservativ-Mittel entdeckt worden sey. Nur allein die sorgfältigste Vermeidung der verschiedenen Arten der Ansteckung, wodurch die Mittheilung des Ansteckungsstoffes an gesundes Vieh verhindert, und somit die Ansteckung desselben unmöglich gemacht wird; ist das einzige, wahre und gewisse Vorbauungsmittel gegen diese Seuche" u. s. w. Wiewohl Hr. *N.* durch seine mannichfaltigen Versuche nichts ausmitteln konnte, was gegen die Rindviehseuche dienen könnte, so verdient er dennoch unseren Dank. Dagegen hat nach No. 95. Artikel 310 die königl. preuss. Regierung zu Erfurt folgendes Sicherungsmittel gegen die Rinderpest bekannt gemacht: „Unter allen bisher bekannt gewordenen Mitteln, durch Fäulniss thierischer Stoffe entstandene Verderbniss der Luft zu verbessern, und die letzte so zu reinigen, dass wieder ein gesundes Athmen Statt finden kann, hat sich nichts so wirksam bewiesen, als das *Chlorgas* und das aus demselben bereitete Chlorwasser. Uebrigens ist dieses Mittel nicht bloss geeignet, die mit fauligten Stoffen geschwängerte Luft zu reinigen, sondern es hat selbst die Eigenschaft, ansteckende Krankheitsgifte zu zerstören, und somit der Weiterverbreitung einer contagiösen Krankheit kräftig entgegen zu wirken" u. s. w.

Schliesslich wünschen wir, dass sich Hr. *Elsner* zur Fortsetzung dieser Zeitschrift solche Mitarbeiter zu erhalten suchen möge, durch deren geistreiche Producte dieselbe ihren alten Ruf behauptet.

Ks.

FORSTWISSENSCHAFT.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Anleitung zur Vertilgung und Verminderung der Kiefern-Raupen*, von *Georg Ludwig Hartig*, königl. preuss. Oberlandforstmeister u. s. w. 1827. 44 S. 8. (8 gr.)

Der ungewöhnlich heisse Sommer des Jahres 1826, in welchem sich in den preussischen Kiefernforsten die Kiefernraupen sehr vermehrt haben, veranlasste den Vf., die Waldeigenthümer mit den sichersten Mitteln zur Vertilgung dieser Insecten bekannt zu machen. Die vorliegende Schrift enthält diese Mittel, und Hr. *Hartig* eilte desshalb mit der Herausgabe derselben, ohne ihr die Abbildung der Raupe und des Schmetterlings beyzufügen, damit sie nicht zu spät im Publicum erschiene.

Rec. erkennt den Werth dieser nützlichen und gehaltreichen Schrift, sowie aller Arbeiten des Vfs., vollkommen an; denn die Mittel, welche Hr. *H.* zur Vertilgung der Raupen vorschlägt, werden bey gehöriger Anwendung ihren Zweck gewiss völlig erreichen; allein er kann dabey sein Bedauern nicht verhehlen, dass dieser Schrift die Abbildungen der beschriebenen Insecten, als: 1) *Phalaena bombyx pini.* 2) *Phalaena noctua piniperda.* 3) *Phalaena bombyx monacha.* 4) *Phalaena geometra piniaria*, abgehen. Sie würde, wenn auch einige Groschen höher im Preise, dann doch zugleich für die Forstmänner jener Wälder, für welche die übrigen Forstinsecten kein Interesse weiter haben, weit nützlicher geworden seyn, zumal wenn der Vf. noch ausserdem eine ausführliche Beschreibung und Zeichnung des *Hylesinus piniperda* beygefügt hätte.

Unseres Vfs. Wahlspruch: *Brauch' jedes Mittel früh; zu spät hilfts nie!* passt ganz auf die Vertilgung der schädlichen Forstinsecten. Dünkel, Grobheit und dergl. haben vom Anfange der Begründung unserer Wissenschaft bis auf den heutigen Tag ihren Einfluss zu erhalten gesucht, und durch diesen Dämon ist schon manches Gute hintertrieben, und mithin auch durch Verheerungen von Insecten in unseren Forsten viel Unheil geschehen, was unter anderen Umständen gewiss verhindert worden wäre. Wird daher von unseren deutschen Regierungen nicht ernstlich dahin gearbeitet, dass sich in allen Staaten forstpraktische Vereine bilden, welche den Landwirth mehr an sich ziehen, und in denen sich die gegenseitigen Parteyen mehr nähern: so sind unsere deutschen Waldbesitzer gewiss noch sehr lange der Nothwendigkeit ausgesetzt, solchen Schaden in ihren Forsten zu dulden. Doch es lässt sich hoffen, dass die gute Sache endlich siegen, und dass man hinsichtlich unserer Forste nach und nach zur Erkenntniss des Wahren und Besseren kommen werde.

Wir ersuchen desshalb den Vf., welchem unsere Wissenschaft so unendlich viel verdankt, dass er das in dieser Anleitung noch Fehlende bey einer zweyten Ausgabe bald vervollständigen möge.

Aq.

KLEINE SCHRIFTEN.

FORSTWISSENSCHAFT. *Gotha*, in Commission der Henningsschen Buchhandlung: *Die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Ausbildung für den Forstmann unserer Zeit*, von *A. Thiriot*, Forstcandidat. 1829. 31 S. 8. (6 gr.)

Ging Hr. *Thiriot* bey Bearbeitung seines Gegenstandes von dem Grundsatze aus: die Wahrheit kann nicht oft genug gesagt werden, und hatte er nebenbey die Absicht, jungen Männern, die sich dem Forstwesen widmen wollen, und bey ihm in seiner kleinen Privatforstlehranstalt Unterricht suchen, eine kurze Uebersicht darüber zu geben, was ihr künftiger Beruf sey: so muss Rec. bekennen, dass derselbe seinen Gegenstand gut bearbeitet, und die, obschon in der Forstliteratur schon bekannten Wahrheiten zweckmässig wiedergegeben hat.

Tk. —.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

PHYSIK.

Prag, b. Calve: *Gemälde der physischen Welt.* Von *Johann Gottfried Sommer.* 6 Bände mit K. und Charten. Der 1te bis 3te Band in einer zweyten „verbesserten und vermehrten" Auflage seit 1827. 1828. 1830; der 4te und 5te Band in einer unveränderten Auflage. 1830; der 6te Band noch in der ersten Auflage. 1823. gr. 8. (12 Rthlr.)

Ueber die erste Auflage der *ersten* Bände dieses verdienstvollen Werkes haben wir in der Jen. A. L. Z. 1819. No. 53 und 1821. No. 239 berichtet, und es bleibt uns daher, in Bezug auf dieselben, nur noch im Allgemeinen zu bemerken übrig, dass sie, in dieser vorliegenden zweyten Auflage, allerdings, und namentlich in der Lehre vom Monde, von den Kometen und Fixsternen, bedeutende Zusätze und Verbesserungen erhalten hat.

Der *zweyte* Band liefert eine „*Physikalische Beschreibuug der festen Oberfläche des Erdkörpers*", — unter welchem besonderen Titel er auch einzeln zu haben ist, und handelt diese Beschreibung in *zwey Abtheilungen* ab, deren *erste* sich mit der *äusseren Gestalt der Erdoberfläche* beschäftiget. Die Leser erhalten hier eine populäre, aber äusserst anziehende, aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung der merkwürdigsten Gebirge, namentlich Vulcane und Gletscher, fremder Höhlen, der Steppen, Wüsten u. s. w. der Erde; — und eine Betrachtung des Seegrundes, seiner Erhöhungen, Tiefen u. s. w. beschliesst diese erste Abtheilung. Zu demjenigen, was in derselben über das *Vorrücken der Gletscher* (*Crue des glaciers*), einer ohnehin höchst merkwürdigen Erscheinung, beygebracht wird, wollen wir dem Vf. einige Zusätze liefern, die zur Benutzung bey einer neuen Auflage des Werkes willkommen seyn werden. Sehr instructiv verbreitet sich darüber der geistreiche *Simond* in seiner *Voyage en Suisse* 2te Aufl. I. 267 fgg., eine Quelle, die der Vf. nicht genutzt zu haben scheint. Die Meinungen der Naturforscher über den eigentlichen Grund des Phänomens sind getheilt; allein es scheint natürlich, der Kälterückwirkung so grosser Eismassen, als die Gletscher sind, einen Einfluss auf den atmosphärischen Niederschlag, und, durch dessen fortwährende Erstarrung, auch auf fortwährende Massenvergrösserung des Gletschers selbst zuzuschreiben. Dadurch würde nun aber eine fortwährende Ausdehnung der Gletscherregion veranlasst werden, wenn nicht andererseits namentlich der Einfluss der irdischen Centralwärme mit einer entgegengesetzten Tendenz auf die Gletschermasse einwirkte, durch welche compensirenden Einflüsse ein Normalverhältniss erhalten wird, dessen Störung sonst auch auf die Länge das Gesammtleben der Erde beeinträchtigen müsste. Diesen letzten Gesichtspunct der höheren Physik besonders finden wir in diesem Werke nicht angedeutet.

Die *zweyte* Abtheilung des vorliegenden Bandes dagegen hat es mit der *inneren Beschaffenheit der Erdrinde und deren Bestandtheilen* zu thun, und giebt namentlich Andeutungen zur früheren Geschichte der Erdoberfläche, und einen gedrängten Abriss der Geognosie, an welchen sich schliesslich Betrachtungen über den Erdmagnetismus reihen. Der Vf. scheint dabey *Fourier's* bekannte Hypothese eines, wenn auch mit unendlicher Langsamkeit, doch immer fortgehenden Erkältungsprocesses der Erde zu begünstigen, welcher unseren Planeten, nach endlicher Erschöpfung aller Centralwärme, in ein nicht ferner bewohnbares Chaos verwandeln würde. (Es wird auf diese Veranlassung *Fourier's Mémoire sur le refroidissement séculaire du globe terrestre* citirt, das Hauptwerk ist eben desselben *Théorie analytique de la chaleur.* Paris 1824. 4.) Vielleicht steht es, vom heutigen Standpuncte der Physik aus, frey, dieser etwas materiellen Ansicht von der irdischen Grundwärme eine andere zu substituiren, welcher zu Folge diese Grund- oder Central-Wärme nicht ferner als ein immer abnehmender Rest ehemaliger allgemeiner Gluthitze der Erde, sondern vielmehr als das Resultat eines eigenen Lebensprocesses im Innersten der Erdkugel erscheint. Diess ist wenigstens die Ansicht des Rec., und sie scheint uns die allein hinreichende zu seyn, um die Permanenz in den Erscheinungen zu erklären.

Auf die Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers lässt der Vf. im *dritten Bande* eine *Betrachtung des flüssigen Theiles der Oberfläche der Erde* folgen, und handelt zunächst vom Wasser überhaupt, und sodann von den Quellen, Flüssen, Sümpfen, Morästen und den Meeren. An Interesse der Darstellung, fleissiger und sorgfältiger Benutzung der neuesten und besten Quellen steht dieser Band den vorangehenden keinesweges nach; und wir können wiederum nur Einzelnes hinzufügen, was uns übergangen scheint, und wovon sich für eine neue Auflage Gebrauch ma-

chen lassen wird. Dahin gehören nachstehende Bemerkungen über den Wellenschlag, von deren Richtigkeit Rec. durch eigene Beobachtungen überzeugt worden ist. In der That machen die Meisten, namentlich solche, die nie zur See gewesen sind, eine ganz übertriebene Vorstellung von der Grösse der Wellen, und selbst Seeleute sprechen so davon, als wenn die Höhe derselben der Höhe der Masten gleichkäme. Im Grunde aber sind die Wellen, selbst bey heftigen Stürmen, nicht höher als 10 bis 12 Fuss über der gewöhnlichen Wasserfläche; und da die Senkung der Erhebung gleich ist, so betragen die grössten Ungleichheiten wenig über 20 Fuss. Bey der gewöhnlichen Höhe der Seeschiffe steht daher das Auge des Beobachters auf dem Verdecke, der höchsten Welle gegenüber, kaum einige Fuss tiefer, als letzte. Da diess aber hinreicht, um nahe Gegenstände, z. B. vorbey segelnde Schiffe u. s. w., zu verbergen, so rührt die obige Täuschung daher. Die Meereswellen sind lange parallele Runzeln oder Furchen, genau wie man sie im Kleinen auf Teichen gewahr wird. Man wundert sich, mit welcher Leichtigkeit diese flüssigen Massen, die auf uns loskommen, gerade als wenn sie uns verschlingen wollten, unter dem Schiffe wegschlüpfen, oder vielmehr es heben, und sanft hinter sich hinunter gleiten lassen. Ein gut gebautes Schiff läuft, wie es uns vorgekommen ist, selbst auf sehr bewegter See wirklich wenig Gefahr.

Die populäre Darstellung von Ebbe und Fluth, keine leichte Aufgabe, ist dem Vf. im 38ten Capitel wohl gelungen. Nur finden wir des Einflusses der Declination auf die Fluthhöhen nicht ausführlich erwähnt. Um diese am anschaulichsten zu übersehen, stelle man sich den anziehenden Körper in der Richtung der Rotationsaxe selbst stehend vor, so würde das Wassersphäroid also den kleinsten Weg über die rotirende Erde, den grössten hingegen offenbar dann machen, wenn die Declination = 0 wäre. — Ferner empfehlen wir dem Vf. in diesem Bezuge auch dasjenige nicht ganz unberücksichtiget zu lassen, was in der letzten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte über Ebbe und Fluth verhandelt worden ist. Trotz der dort entwickelten naturphilosophischen Ansicht, muss selbst ein Newtonianer das Ohr nicht dagegen verschliessen. — Neu ist in der Darstellung des Vfs. die Bemerkung, dass am 3 Febr. 1825, dem unvergesslichen Tage, an dem bekanntlich beyspiellos hohe Sturmfluthen die Küsten der Nordsee verheerten, die Zusammenkunft des Mars mit Jupiter Statt hatte; und man wird künftig allerdings diese Constellation mit ihrem Einflusse auf Ebbe und Fluth sorgfältiger, als bis jetzt geschehen ist, zu berücksichtigen haben.

Der *vierte* Band des Werkes wendet sich, in consequenter Folge, zur *Beschreibung des Dunstkreises der Erde*, und trägt die physikalischen Merkwürdigkeiten desselben in dreyssig Abschnitten vor, durch welche wir den Verfasser mit unseren Berichtigungen begleiten werden.

Hinsichtlich des gewöhnlichen Eintrittes der grössten Sommerwärme (6 Abschnitt) haben die Jahre 1829 und 1830 ganz besondere Anomalieen gezeigt. Allerdings ist es eine alte meteorologische Regel, dass die Wirkungen ihr Maximum nicht eher erreichen, als wenn die Ursachen schon wieder abzunehmen anfangen; und da die Sonne erst am 22 Jun. in den nördlichen Wendecirkel tritt, wo sie unserem Scheitelpuncte am nächsten kommt: so scheint es in der Natur der Sache selbst zu liegen, dass die nördliche Halbkugel, im Allgemeinen, die höchste Temperatur erst im Julius und August zu gewärtigen hat. Die genannten Jahre haben hievon eine merkwürdige Ausnahme gemacht: namentlich trat im J. 1829, in den Gegenden, wo Rec. lebt (etwa unter dem 53ten Grade nördlicher Breite), die grösste Sommerhitze fast zugleich mit dem Sommersolstitio ein, ein Ereigniss, wovon Rec. kein zweytes Beyspiel kennt. Diese merkwürdige Witterungsabnormität hat desshalb die Hypothese derjenigen Astronomen und Meteorologen sehr begünstiget, welche die atmosphärische Wärme der Erde sowohl, als aller übrigen Planeten unseres Systems, nicht bloss vom Zenithabstande der Sonne, sondern auch zugleich von einer grösseren oder geringeren Disposition der sie umgebenden Lichtsphäre, erhitzende Strahlen auszusenden, abhängig machen. Diesen Gedanken hat früher schon *Herschel* geäussert. „Ich glaube jetzt", sagt Er (*Bode's astronom. Jahrb. XXXII.* S. 127 fgg.), „dass die Oeffnungen der Sonne (Sonnenflecke) mit grossen Untiefen, Rücken, Nieren und Narben, ohne kleine Einschnitte, eine reichliche Aussendung erhitzender Strahlen erwarten lassen, und dass dagegen Poren, kleine Einschnitte, kurz ein *ärmliches* Ansehen der Sonnenlichthülle, auch einen ärmlichen Erguss solcher Strahlen ankündigen." Unser Vf. mag diese neuen Andeutungen für das rechte Mass der planetarisch - atmosphärischen Wärme weiter verfolgen. Gewiss ist es, dass der hier aus einander gesetzte Miteinfluss nicht ferner übersehen werden darf.

Zu den verschiedenen Erklärungsarten über die Entstehung der Nordlichte, die im 11 Abschnitte beygebracht werden, mag der Vf. in einer neuen Ausgabe noch diejenige fügen, welche sich im Märzhefte der *Bibliotheque universelle* für das verwichene Jahr findet. Die Hypothese dieses Aufsatzes geht zunächst von der höchst bemerkenswerthen, unleugbaren Thatsache aus, dass sich, im Ganzen und Grossen, die Metalle nach einem bestimmten Princip über dem Erdboden vertheilt finden. So werden die sogenannten edlen Metalle, in überwiegender Menge, nur in der tropischen Region angetroffen; das Eisen dagegen stellt sich vorherrschend als ein Eigenthum des Nordens (vielleicht auch der, nur noch nicht hinreichend untersuchten, südlichen Polarzone) dar. Jene grosse nördliche Eisenregion darf daher als der Heerd einer ganz besonders energischen Wirksamkeit der elektrischen Materie betrachtet werden, welche durch die bekannte Anziehungsfähigkeit des Eisens in grosser Menge dorthin gelockt wird, und sich von hier aus dem Erdkörper, zum Behuf der Wiederherstellung des elektrischen Gleichgewichtes, wieder mittheilt. In

wiefern die Nordlichter von diesem Umstande abhängig gemacht werden, muss der Vf. a. a. O. selbst vergleichen, da es uns hier zu weit führen würde.

Die verschiedenen Erklärungsversuche über die Entstehung der Luftsteine finden sich im 28ten Abschnitte gut neben einander gestellt; bey einer neuen Auflage wird der Vf. nachträglich dasjenige nutzen können, was sich darüber in den Verhandlungen der Heidelberger Naturforscher-Versammlung findet. Es scheint danach immer Mehreres für diejenige Hypothese zu sprechen, welche diese merkwürdigen Conglomerate blofs als das Resultat eines, theils blofs mechanischen, theils auch chemischen Processes der irdischen Atmosphäre betrachtet, wie auch Rec. dieselbe Meinung schon vor längerer Zeit gehegt hat. In der That kann man sich, bey näherer, unbefangener Betrachtung der Thatsachen, dieser Behauptung kaum widersetzen. Die Atmosphäre äussert einen ununterbrochenen auffaugenden, auflösenden, zersetzenden Einfluss auf die Erdrinde; sie bemächtiget sich namentlich des Wassers, um dasselbe als Thau, Regen, zum Theil auch in fester Form, zuweilen in Hagelstücken von ganz ungeheuerer Grösse, wieder auszuscheiden: ist es nicht fast wunderlich, ihren auffaugenden Einfluss auf die übrigen irdischen Bestandtheile geradezu = 0 zu setzen? Wenn heftige Sturmwinde vor unseren Augen ganze Wolken Staubes in die höchsten Luftregionen erheben; wenn bey der beständigen Thätigkeit so vieler Millionen Heerde, Schornsteine, chemischer Werkstätte u. s. w. eine grenzenlose Schwängerung der Atmosphäre mit ihr fremdartigen Stoffen nicht geleugnet werden kann: wo bleibt das Alles endlich? *Muss* die Atmosphäre nicht periodisch zu einem diessfalsigen Reinigungsprocess durch Steinfall ihre Zuflucht nehmen, gleichwie sie das aufgesogene Wasser durch Regenfall ausscheidet, wenn sich dessen zu viel in ihr vorfindet? In der Natur ist Alles Kreislauf; und gleichwie das von der Erde in die Luft aufgestiegene Wasser zur ersten zurückkehrt, eben so muss es mit den übrigen Producten eines beständigen, allgemeinen Verdunstungsprocesses geschehen.

Der Gegenstand des *fünften* Bandes unseres Werkes: die *Geschichte der Erdoberfläche*, ist seit geraumer Zeit der Gegenstand unzähliger Hypothesen gewesen; und wenn Rec. um sein subjectives Urtheil befragt würde, so dürfte er vielleicht keinen Anstand nehmen, alle Untersuchungen der Kosmogonie in das Gebiet der müssigen zu verweisen. Betrachtet man in der That die reine Ausbeute dieser Bestrebungen unter dem Gesichtspuncte unbefangener wissenschaftlicher Würdigung, so wird sich dieselbe auf sehr Wenig reduciren; und man möchte sich fast veranlasst finden, dem menschlichen Verstande überhaupt dasjenige Vermögen abzusprechen, welches für Untersuchung dieser Seite der Natur, die im eigentlichsten Sinne des Wortes ihre Nachtseite genannt werden kann, geeignet wäre, gleichwie es ausgemacht scheint, dass uns, auf dem Standpuncte unserer gegenwärtigen Organisation, sinnliche Vermögen, z. B. zur Erforschung der physischen Natur von Licht und Wärme, Elektricität und Magnetismus, wirklich noch gebrechen. Der Process der Weltenschöpfung, die Antwort auf die Fragen nach der eigentlichen Natur derjenigen ungeheueren Revolution, welche den Erdball aus einem angeblichen primitiven, chaotischen Zustande in den gegenwärtigen versetzte, u. s. w. u. s. w., werden für den forschenden Menschengeist ein ewiges Räthsel bleiben; und was an Hypothesen darüber aufgestellt worden ist, erscheint wenigstens, wenn wir so sagen dürfen, als Frage ohne historische Antwort. Ueberdiess leiden alle diese Untersuchungen an einer bemerkenswerthen Einseitigkeit: sie sind sämmtlich nur auf einen höchst dünnen Theil der Erdhaut eingeschränkt; von einem Eindringen in den eigentlichen Erdkörper, wie doch unerlässlich scheint, ist gar noch nie die Rede gewesen. Rec. erinnert sich, dass desshalb schon vor längerer Zeit den Regierungen, welche sich für wissenschaftliche Unternehmungen interessiren, öffentlich der Vorschlag eines tieferen, ja meilentiefen Schachtes gemacht worden. Welche Entdeckungen, vielleicht auch welche materiellere Ausbeute, liessen sich davon versprechen! Das wäre eine, wo nicht Feuer-, doch Erd-Probe unserer Geogonieen. Die Regierungen haben Geld zu Polarexpeditionen, Meridianmessungen, Weltumsegelungen u. s. w. hergegeben, und eine wissenschaftliche Ausbeute in weiten Fernen gesucht, wo eine wichtigere unmittelbar unter ihren Augen zu finden war. Hier ist das Horazische *Quod petis hic est*, am Orte; und unsere vielgelesenen Blätter werden vielleicht die Vermittler, diesen Vorschlag in das Leben treten zu lassen.

Durch diese allgemeinen Bemerkungen über die im vorliegenden Bande dieses Werkes abgehandelten Gegenstände will aber Rec. das Interesse an demselben nicht schmälern. Sie müssen einen gewissen geheimen Reiz besitzen, da die Untersuchung sich immer wieder zu denselben zurückwendet, und man muss, in Bezug auf unser Werk, wenigstens gestehen, dass dieselbe von dem Vf. mit aller, bey dieser Materie zulässigen Gründlichkeit und in anziehender Form geführt worden ist. Wir werden dem Vortrage durch die einzelnen Abschnitte folgen.

Der *erste* derselben handelt *von den früheren Veränderungen der Erdoberfläche im Allgemeinen*. In der That „beweisen schon die Menge grösserer und kleinerer Steine, mit welchen die sogenannte Dammerde fast allenthalben vermengt ist, und welche man, bey näherer Untersuchung, theils als Bruchstücke einer tiefer liegenden Felsenart, theils als Trümmer einer ganz fremden, von dem Fundorte weit entfernten Gebirgsmasse erkennt, die grossen Zerstörungen, welche diese Felsarten und Gebirgsmassen erlitten haben. Aus der abgerundeten und glatten Oberfläche vieler solcher Bruchstücke geht hervor, dass sie durch Wasserströme einer früheren Zeit auf ihren gegenwärtigen Fundort gekommen seyn müssen (diess folgt jedoch noch nicht schlechterdings; könnte die Vorzeit nicht im Besitze noch anderer, jetzt gar nicht mehr existirender Hülfsmittel gewesen seyn, um denselben Erfolg auf einem

ganz unterschiedenen Wege zu erreichen?). — Auch die grösseren Felsenmassen, woraus unsere jetzigen Hügel und Gebirge zusammengesetzt sind, tragen Merkmale früherer gewaltsamer Zerstörungen an sich. Sie sind nach verschiedenen Richtungen entweder in grössere oder kleinere Stücke wirklich zertheilt, oder sie enthalten doch wenigstens bald nach dieser, bald nach jener Richtung ausgehöhlte Räume und Spalten. Die Schichten der Gebirgsmassen liegen nicht immer regelmässig auf und über einander, sondern bieten häufig das Schauspiel der grösten Unordnung dar, wie Trümmer eines Gebäudes, das zusammengefallen oder durch ein Erdbeben umgestürzt ist. Zuweilen findet man auch Bruchstücke einer Gebirgsart im Inneren einer anderen, so dass jene schon zerstört gewesen seyn muss, als diese noch weich oder flüssig, und eben in ihrer Bildung begriffen war." Vor diese stummen Zeugen einer riesenhaften Vorwelt tritt nun der heutige Geolog mit nichts in der Hand, als dem verkleinerten Masstabe, den ihm eine Natur anbietet, die sich normal ausgebildet hat, und wahrscheinlich einen ganz anderen Gang, ganz andere Regeln befolgt, als jene Vornatur, aus der sie selbst sich erst entwickelt hat. Besitzt sie also, wir wiederholen die Frage, wirklich ein Recht, heutige Naturprocesse und vorweltliche Revolutionen in einen solchen Causalnexus zu bringen, um letzte aus den ersten befriedigend erklären zu wollen? Dieser Gesichtspunct scheint bis jetzt gar nicht genug gewürdiget zu seyn; und man hat sich, mit viel zu dreistem Selbstvertrauen und ohne Berücksichtigung der grossen Wahrscheinlichkeit ganz anderer, von den heutigen Naturregeln vielleicht sehr abweichender Einflüsse, auf ein Gebiet gewagt, für welches eine ganz andere physische Gesetzgebung Statt gefunden haben mag.

Im *zweyten*, mit *Betrachtung der Erdrinde und ihrer ursprünglichen Entstehung aus dem Wasser* beschäftigten Abschnitte wird die Uebereinstimmung der bekannten Worte der Genesis mit dem Resultate der Naturforschung gezeigt, dass die jetzige Erdrinde ehemals flüssig gewesen sey; wonächst der *dritte* Abschnitt die *Art, wie sich die ersten Schichten der Erde gebildet haben* (oder vielmehr „gebildet haben können"), darstellt, und die folgenden vier Abschnitte, der *vierte bis siebente*, die *uranfängliche Gestalt und theilweise Zerstörung der ersten Erdrinde* betrachten. Wir wollen daraus dasjenige ausheben, was der Vf. nach *d'Aubuisson* über die Bildung der Thäler beybringt. Der erste Anfang zu einer Thalbildung war, nach dieser Ansicht, durch solche Stellen gegeben, wo die Beschaffenheit der Gebirgsarten das Wegwaschen derselben, vermittelst des, die Erde nach denselben Voraussetzungen noch ganz, oder doch grösstentheils bedeckenden Wassers, nach einer gewissen Richtung hin erleichterte, während die Theile rechts und links unversehrt blieben. Wahrscheinlich nämlich bot die Erdrinde gleich nach ihrem ersten Entstehen keine vollkommen ebene Oberfläche dar, sondern hätte schon Erhöhungen und Vertiefungen. (Auch gegen diese Wahrscheinlichkeit würden sich vielleicht noch Einwendungen machen lassen.) Man denke sich indess mit *d'Aubuisson* eine solche leichte Vertiefung am Abhange ziemlich stark geneigter Gebirge. Sie wird eine ansehnliche Menge Wassers in sich aufnehmen, welches entweder aus der Atmosphäre oder aus Quellen dahin kommt. Ist die Vertiefung dadurch endlich ausgefüllt, so wird das Wasser am niedrigsten Umfangspuncte austreten, und von da an auf dem geneigten Gebirge hinabfliessen, indem es der geraden oder krummen Linie des grösten Abhanges folgt. Je nachdem die Gebirgsart mehr oder weniger fest ist, wird auch die durch diesen ersten Abfluss des Wassers entstandene Rinne mehr oder weniger tief seyn, durch fortgesetzte Strömungen aber immer mehr ausgewaschen und erweitert werden. Hiezu gesellen sich nun noch die Wirkungen der Atmosphäre. Die durch die Verwitterung abgelösten Theilchen der Gebirgsmasse fallen entweder durch ihr eigenes Gewicht in den Strom, oder werden durch den Regen hineingeführt, und durch den Strom weiter geführt. In Folge dieser zunehmenden Verwitterung und des Auswaschens werden endlich ganze Wände, oder wenigstens Theile derselben, einstürzen; Blöcke werden in den Grund der Rinne fallen, sich hier zerlegen, in Kies und Erde auflösen, und zuletzt grossentheils durch Gewässer fortgeschwemmt werden. So wird sich, da die Zusammenwirkung dieser Kräfte immerfort dauert, die ursprüngliche Rinne immer mehr erweitern, vertiefen, und endlich, im Laufe der Zeit, ein Thal werden.

D' *Aubuisson* findet die Beweise für diese Entstehungsart der Thäler in ihrer Anordnung, ihrer Richtung, ihrer Gestalt und der Schichtung der sie begrenzenden Gebirge; und meint, es sey unmöglich, eine andere Hypothese über Thalbildung zu adoptiren, „da nur die Gewässer fähig sind, eine solche Wirkung hervorzubringen, sie hervorzubringen streben, und sich Alles wirklich so befindet, als wenn sie solche hervorgebracht hätten." — Auf welche Veranlassung wir nur wieder bemerken, dass die wissenschaftliche Bescheidenheit erfodert hätte, hinzuzufügen, wie dabey von der Voraussetzung ausgegangen werde, dass die Vorwelt nicht im Besitze ganz eigenthümlicher, jetzt verschollener Kräfte zur Bewirkung ihrer Operationen gewesen sey. Diese Annahme erscheint aber um so unerlässlicher, als die Natur bey der *Bildung* einer Welt gewiss ganz andere Kräfte aufbietet, als bey der blossen *Erhaltung des Bestehenden.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

PHYSIK.

PRAG, b. Calve: *Gemälde der physischen Welt.* Von *Johann Gottfried Sommer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

In den acht folgenden Abschnitten, dem 8—15, wird von der *Entstehung der organischen Welt*, und im 16 über das *Vorkommen fossiler Menschenknochen* gehandelt. Wir gehen darüber weg, um einem unendlich interessanten Gegenstande, den *Ueberresten menschlicher Kunsterzeugnisse*, (siebzehnter Abschnitt) einigen Raum schenken zu können. Der Vf. macht alle solche Denkmäler vorgeschichtlicher Zeit namhaft, welche zur öffentlichen Kunde gekommen sind; und wir bemerken darunter, des Folgenden wegen, besonders eine antediluvianische, oder vielmehr diluvianische, Merkwürdigkeit. *A. v. Humboldt* fand nämlich auf seiner südamerikanischen Reise, am Oronoko, unter dem Volke der Tamanaken, einige Meilen von Encaramada, mitten in der Savane, ein Felsstück, welches bey diesen Wilden Tepu-mereme, d. i. der gemalte Fels, heisst. Es stellt Abbildungen von Tigern und Crokodilen, von der Sonne und von Sternen dar. Zwischen den Gestaden des Cossiquiare und des Oronoko kommen diese Hieroglyphenbilder nicht selten in grossen Höhen an Felsenwänden vor, die jetzt nur mittelst sehr hoher Gerüste zugänglich seyn würden. Als *Humboldt* die Wilden daher fragte, wie es möglich gewesen sey, diese Bilder in so hohe Felsen zu graben, so antworteten sie ihm: zur Zeit der „*grossen Wässer*" seyen ihre Väter auf Kähnen dahin gelangt. — Ist demgemäss schon vor dem Diluvium ein hoher Grad von Cultur über die Erde verbreitet gewesen, dürfen wir uns dann nicht mit der Hoffnung schmeicheln, vielleicht irgend einmal auch noch ein schriftliches Denkmal aus jener Vorzeit aufzufinden? Welch' ein historisches Licht könnte z. B. eine Metallplatte mit eingegrabener Schrift aus dieser Epoche verbreiten!

Der 18 Abschnitt wendet sich hienächst zu den *Uebergangs-*, der 19 zu den *Flötz-Gebirgen*, der 20 zur *Entstehung der Steinkohlen und Salzquellen*, und der 21 Abschnitt handelt vom *Klima der Erde zu den Zeiten der Flötzbildung*, unter Anführung mehrfacher Hypothesen, welche, durch die Gewaltsamkeit der meisten ihrer Voraussetzungen, einen wiederholten Beweis von der Richtigkeit unserer oben ausgesprochenen Ansicht abgeben, dass es schwer, ja vielleicht unmöglich seyn wird, auf diesem Gebiete je gereifte Früchte zu brechen.

Sodann beschäftigen sich fünf Capitel, das 22—26, mit der *Entstehung des aufgeschwemmten Landes*; das 27 handelt vom *angeblichen Untergange ganzer Länder und Inseln*; das 28 und 29 trägt die *Ueberlieferungen der alten Völker von einer grossen Fluth* vor, und das 30 und 31 äussert sich über die *Veränderungen, welche die Erdoberfläche durch vulcanische Kräfte erlitten hat*. Sehr umsichtig und besonnen scheinen uns der 32, 33 und 34 Abschnitt geschrieben zu seyn, welche die Sagen *von dem angeblich hohen Alter des Menschengeschlechtes* prüfen; und eine *Uebersicht der vornehmsten Hypothesen über die Entstehung der Erde*, im 35 Abschnitte, macht endlich den Beschluss dieses fünften Bandes unseres Werkes, welche Uebersicht sehr wohl mit *Parrot's* verwundernder Aeusserung darüber eingeleitet wird, dass die kühnsten Kosmo- und Geogonieen in die Zeiten fallen, als die Naturwissenschaften noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung standen, und dass man sich in den heutigen Tagen schon glücklich fühlen würde, nur die Bildung der Oberfläche der Erde auf eine genügende Weise erklären zu können, wogegen es einem *Burnet*, *Cartesius*, und wie die Herren weiter heissen, nicht an Selbstvertrauen gebrach, die Lösung des ganzen Räthsels der Weltschöpfung auf ihre Schultern zu nehmen.

Der *sechste* und letzte Band unseres Werkes beschliesst dasselbe mit einem *Gemälde der organischen Welt*. Die vorangegangenen Bände hatten sich zuvörderst mit dem Weltgebäude im Allgemeinen, und hierauf mit der Erdkugel besonders beschäftiget; sie hatten das Verhältniss der letzten zu dem grossen Weltganzen, und ihre mathematischen und physischen Eigenschaften betrachtet. Himmel und Erde, Luft und Meer sind vor unseren Blicken vorübergegangen, und es ist nicht bloss gezeigt worden, wie diess *beschaffen* ist, sondern auch, wie es vielleicht hätte *geworden* seyn können. Aber mit dem Allen würde ein Gemälde der physischen Welt gleichwohl noch sehr unvollständig

bleiben, wenn zu der Beschreibung des Gebäudes nicht auch die Schilderung seiner Bewohner, oder, um ein anderes Gleichniss zu wählen, zur Beschreibung des Stammes nicht auch die seiner Aeste, Zweige, Blätter u. s. w. hinzukäme; — und diese Schilderung der Bewohner des grossen Gebäudes der Erde, der Blätter, Blüthen, Früchte, dieses grossen planetarischen Baumes, macht nun den Gegenstand des vorliegenden Bandes aus. Derselbe ist in 53 *Abschnitte* getheilt, von denen sich die *beiden ersten* mit der *organischen Welt überhaupt* beschäftigen, der *dritte* die *Verschiedenheit der organischen Körper* zeigt, die 28 folgenden aber sodann das *Pflanzenreich* und die übrigen 22 das *Thierreich* abhandeln. Es ist, in der Beschränkung unserer Blätter, unmöglich, auf den ungeheueren Sachreichthum dieser einzelnen Abschnitte einzugehen, um so mehr, als der Gegenstand, seiner Natur nach, so viel Nomenclatur begreift. Um gleichwohl aber die Behandlungsweise auch dieser speciellen Materie durch unseren Vf. kennen zu lehren, und zugleich eine Probe seiner stilistischen Darstellung zu geben, heben wir aus dem letzten, mit Betrachtung der *Verbreitung des Thierreiches über die Erdoberfläche* beschäftigten Abschnitte Einiges wörtlich aus:

„Die physische Verbreitung der Thiere, heisst es a. a. O., ist grösser als die der Pflanzen, wenigstens der vollkommneren. Auf den unfruchtbaren Inseln und Klippen des Eismeeres werden noch Piguines, Mewen und andere Seevögel getroffen, und in dem dürren Sande der von der tropischen Sonne versengten Wüsten Afrika's findet man noch Insecten. *Humboldt* sah auf dem Gipfel des Chimborasso hoch über sich einen Condor schweben. Ferner wird von der Thierwelt auch die ungeheuere Wassermasse der Erdoberfläche bevölkert, während die Pflanzenwelt *gänzlich* (? — Giebt es keine Wasserpflanzen?) von diesem Gebiete ausgeschlossen ist. Selbst in heissen Quellen sind lebende Fische gefunden worden, und sogar Vulcane haben ungeheuere Mengen von Fischen ausgeworfen. Wie endlich mehrere Pflanzen von Schmarotzern besetzt sind, so dienen auch die höheren Thiere den niederen zur Wohnung, und es ist z. B. fast kein solches, welches nicht seine besonderen Eingeweidewürmer hätte. Da die Thiere nicht wie die Pflanzen an den Boden gefesselt sind, sondern sich nach Willkühr von Ort zu Ort bewegen können: so herrscht in ihrer Verbreitung mehr Unbeschränktheit als in der Verbreitung der Pflanzen, und es stehen die Kennzeichen der Classen, ja selbst der Geschlechter und oft sogar der Gattungen, in keiner *unzertrennlichen* Verbindung mit der physischen Beschaffenheit des Aufenthaltes. Man bemerkt bloss, dass sich diese oder jene Classe, oder Ordnung, mehr zu diesem oder jenem Elemente oder zu dieser oder jener Temperatursphäre hinneigt. So findet man z. B. die Fische nur im Wasser (? den Aal z. B. doch auch auf Wiesen und in Getreidefeldern), und die Affen (im Naturzustande) nur in den wärmeren Gegenden des trockenen Landes. Andere Kennzeichen stehen dagegen allerdings in enger Verbindung mit der physischen Verbreitung der Thiere, z. B. die *Farbe*, welche sich mit dem Wohnorte ändert, und, besonders bey den niederen Classen, sehr vom Boden, bey den höheren aber mehr von kosmischen Einflüssen abhängt."

„Was die *geographische* Verbreitung der Thiere betrifft, so macht das willkührliche Bewegungsvermögen dabey ebenfalls einen merkwürdigen Unterschied. Ein groser Theil der Thiere verträgt nämlich nur einen gewissen Grad der Temperatur, und verändert daher mit den Jahreszeiten seinen Aufenthalt, indem er sich beym Herannahen des Winters in wärmere Gegenden begiebt. Andere veranlasst das Bedürfniss der Fortpflanzung zur Veränderung des bisherigen Aufenthaltes, zu welchem sie jedoch, wenn jenes Bedürfniss befriedigt worden ist, wieder zurückkehren. Man muss daher bey letzten Thieren den Winteraufenthalt, oder denjenigen Ort, wo sie auser der Fortpflanzungszeit verweilen, für die wahre Heimath annehmen."

Diese Probe wird hinreichen, um, vielleicht mit Ausnahme einiger kleiner, bey einer zweyten Auflage leicht zu verbessernder Unbestimmtheiten, zu beweisen, dass auch der Stil unseres Werkes seinem Gegenstand angemessen ist; und wir glauben dasselbe daher als eine der besten und umfassendsten populären Arbeiten zur genaueren Kenntniss unserer Erdkugel empfehlen zu können. D. N.

MEDICIN.

1) PRAG, in der Calveschen Buchhandlung: *Klinische Denkwürdigkeiten.* (Auch mit dem Titel: *Darstellung der Heilungsmethode in der medicinischen Klinik für Wundärzte, in dem k. k. allgemeinen Krankenhause zu Prag.* Im Jahre 1823.) Von D. *Ignaz Rudolph Bischoff*, k. k. öffentl. ord. Professor der medic. Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte an der Karl-Ferdinands-Universität, Primararzte im k. k. allgemeinen Krankenhause und Arzte des Gebärhauses zu Prag. 1825. XII u. 332 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

2) Ebendaselbst: *Klinisches Jahrbuch über das Heilverfahren in der medicinisch-praktischen Schule für Wundärzte in dem allgemeinen Krankenhause zu Prag.* Im Jahre 1824. Von D. *Ignaz Rudolph Bischoff*, k. k. Professor u. s. w. 1825. XIV u. 144 S. 8. (20 gr.)

3) WIEN, b. Wallishauser: *Darstellung der Heilmethode in der medicinischen Klinik an der kaiserl. königl. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie.* In den Jahren 1826 und 1827. Von D. *Ignaz Rudolph Bischoff*, Sr. k. k. Apostol. Majestät Rathe, Stabsfeldarzte, ord. öff. Prof. der medic. Klinik, speciellen Pathologie und Therapie an der k. k. medicinischen Josephs-Akademie u. s. w. 1829. 396 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

In No. 1 und 2 liefert der würdige Vf. die Früchte

der Beobachtungen und Erfahrungen, welche er als damaliger Professor zu Prag in den Jahren 1823 und 1824 in der dortigen medicinischen Schule für Wundärzte sammelte; beide Schriften erzählen die Thatsachen getreu und einfach, so wie sie die Natur in ihren krankhaften Aeusserungen der unbefangenen Beobachtung, ohne Rücksicht auf irgend ein theoretisches System, darbot. Der Vf. hat nicht bloss durch Gefahr und Seltenheit ausgezeichnete, sondern auch häufig die einfachen und gelinde verlaufenden Krankheitsformen zur Darstellung ausgewählt: denn gerade diese sind die am meisten vorkommenden Fälle, und erfodern das genaueste Studium des Arztes. Ueberall zeigt sich der Vf. als einen helldenkenden, erfahrenen Arzt, und wir freuen uns daher, ihn in No. 3, worin er die *klinischen Denkwürdigkeiten* an einer der trefflichsten Unterrichtsanstalten für Militärärzte fortsetzt, in einer Stellung zu erblicken, die seinen Kenntnissen, seiner Thätigkeit und seinem ehrenwerthen Bestreben, die der Natur angemessene hippokratische Heilkunde als Lehrer und Schriftsteller zu verbreiten und fester zu begründen, gewiss vollkommen entspricht.

Da in allen drey Schriften die Ordnung und Behandlung der Gegenstände im Ganzen dieselbe ist, so halten wir es nicht für nöthig, von No. 1 und 2 jetzt noch eine genaue Inhaltsanzeige zu geben. Der Kundige weiss, was er hier zu suchen hat; die Uebrigen werden von dem, was über No. 3 gesagt werden soll, leicht auf dasjenige schliessen, was sie in den beiden ersten Bänden der *klinischen Denkwürdigkeiten* zu erwarten haben.

Diesem dritten Bande nun, welcher eine Uebersicht der Ereignisse in den medicinischen Kliniken der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie zu Wien enthält, ist die Antrittsrede des Vfs., bey Uebernahme des Lehramtes der medicinischen Klinik an dieser Akademie, gehalten den 11 Febr. 1826, vorgedruckt. Er zeigt, wie nur auf dem Wege, welchen Hippokrates zuerst betrat, die Heilkunde wahrhaft und dauernd gefördert werden könne; mit Recht rühmt er die Huld des österreichischen Kaiserhauses, durch welche seit Maria Theresiens Zeiten die praktischen Schulen für alle Zweige der Heilkunde zu einem hohen Grade der Vollkommenheit erhoben wurden, und mit gerechter Anerkennung und Wahrheitsliebe gedenkt er der Verdienste mehrerer trefflicher Lehrer an denselben.

Die beiden Uebersichten der Leistungen der medicinischen Klinik von 1826 und 1827 haben, wie die von 1823 und 1824, folgende Einrichtung. Zuerst ein Verzeichniss der behandelten Krankheiten nach den Monaten und nach systematischer Ordnung, dann Witterungsbeschaffenheit, herrschender Charakter der Krankheiten im Allgemeinen und endlich Uebersicht der Behandlung einzelner Krankheitsformen, zum Theil vollständige Krankheitsgeschichten mit Epikrisen, zum Theil nur kurze Auszüge aus den Tagebüchern und die wichtigeren auf die Krankheitsconstitution und die Kenntniss des Genius der Krankheit sich beziehenden Bemerkungen.

Da das Schuljahr an den k. k. österreichischen medicinisch-chirurgischen Lehranstalten vom 1 Novembr. bis Ende August dauert, der Vf. aber erst im Februar 1826 angestellt wurde, und die Klinik den 13 jenes Monates eröffnete, so wurden in diesem Schuljahre nur 80 Kranke behandelt. — Vermöge der Verhältnisse der Josephs-Akademie kommen in die Klinik dieser Anstalt grösstentheils nur Männer und zwar aus dem Soldatenstande, daher wohlgewachsen, von untersetztem kraftvollem Körperbau, in der Periode des vollendeten Jünglings- und blühenden Mannes-Alters. Und es bestätigt die Erfahrung die Vermuthung, dass bey solchen Menschen und einer Lebensart, wie sie der Soldat in Friedenszeiten führt, solche Krankheiten am häufigsten vorkommen müssen, welche durch die Herrschaft der atmosphärischen Einflüsse bedingt werden, und dass sich diese bey denselben am reinsten darstellen werden. Unter den sporadischen Krankheiten erscheinen aber besonders solche bey denselben, die in dem Uebermasse des Genusses geistiger Getränke und anderen Diätfehlern ihren Grund haben. — Von den 80 behandelten Kranken starben 6, 2 wurden ungeheilt in das k. k. Militärspital wegen Ende des Schuljahres übersetzt, und 4 in die Reconvalescentenzimmer gebracht. Die Mehrzahl der behandelten Krankheiten waren Fieber mit und ohne örtliche Entzündungen oder Exantheme. Die chronischen Krankheiten waren Hämorrhagieen, Wassersuchten, Gelbsuchten, Würmer, Rheumatismus, Cholik, krampfhafter Husten, Phthisis. — Das Heilverfahren des Vfs. ist einfach und den Grundsätzen einer rationellen Empirie im besten Sinne entsprechend. Die Anwendung der Salze bey entzündlichen, rheumatischen, gastrischen Fiebern in *kleinen Gaben* kann Rec. aus eigener Erfahrung nur rühmen. Wie wir aus der Vorrede ersehen, haben einige Beurtheiler des früheren Bandes der klinischen Denkwürdigkeiten den Vf. desswegen getadelt, dass er vom Nitrum nur eine Drachme zu 8 Unzen Flüssigkeit, vom Salmiak nur 12 Gran bis zu einem Scrupel zu derselben Quantität flüssiger Arzney setzt; allein es ist dieses wirklich in recht vielen Fällen ausreichend, und Rec. erinnert sich noch mit Vergnügen an die Zeit, als er vor nun bald 30 Jahren den leider zu früh verstorbenen trefflichen D. *Nord*, in einer grossen Abtheilung innerer Kranken des allgemeinen Krankenhauses zu Wien, mit dem besten Erfolge eben so handeln sah. In Hinsicht der Arzneygaben wird jetzt gewiss noch von manchen Aerzten viel unnütz verschwendet. Recht lehrreich sind die Bemerkungen über die so oft übersehenen Entzündungen der Gedärme, vorzüglich des Ileums (*Ileitis*) in Nervenfiebern, die Beobachtungen über den Nutzen der *Chamom. vulgaris* in Pulverform, einer sehr complicirten Masernkrankheit, einer *Pneumonia chronica cum Empyemate* und einer bedeutenden Ausartung der Nieren als späte Folgen äusserer Verletzungen.

In dem Schuljahre vom Novembr. 1826 bis Ende Augusts 1827 wurden 120 Kranke behandelt; von die-

fen ftarben 9, und 2, die aber auch in kurzer Zeit genafen, wurden gegen Ende des Schuljahres in das k. k. Militärfpital überfetzt. Die Geftorbenen litten fämmtlich theils an Phthifis und Tabes, theils an heftigen Local-Entzündungen wichtiger Organe, des Gehirns, der Lungen u. f. w. felbft in Complicationen. Das Verhältnifs der behandelten Krankheiten war dem, bey dem vorigen Schuljahre angegebenen, gleich. — Es wurden in diefem Jahre mit einigen Heilmitteln auf Anordnung der Akademie-Direction Verfuche gemacht. 1) Mit Blafenpflaftern auf Wachstaffent; fie wurden empfehlenswerth gefunden, weil fie fchnell ohne bedeutenden Schmerz wirken, eine kräftige Blafe ziehen, und in kleinem Volumen leicht transportirt werden können. 2) Mit *Racina Corticis Peruviani* (*Extractum Corticis cum alcohole paratum*), leiftet bey Wechfelfiebern wenig, und fteht dem *Chininum fulphuricum* weit nach. 3) Das *Pulvis flor. Chamom.* zu fechs bis zehn Gran, alle drey Stunden in der fieberfreyen Zeit, leiftete auch in diefem Jahre bey Wechfelfiebern gute Dienfte. 4) In vielen Fällen der fchwerften chronifchen Krankheiten wurden die durch Anwendung blutiger Schröpfköpfe entftandenen blutigen Stellen mit *Arg. ex tartaro ftibiato*, zur Hervorbringung eines puftulöfen Ausfchlages, mit dem beften Erfolge beftrichen. 5) Auch zeigten fich die blutigen Schröpfköpfe als Erfatzmittel für die Blutegel recht wirkfam. Merkwürdig ift es, dafs fich auch in Wien, wie an dem Wohnorte des Rec. im nördlichen Deutfchland, und noch weiter hin in Berlin, Stettin, Königsberg u. f. w., feit zwey bis drey Jahren auffallend viele Wechfelfieber zeigen, wo fie fonft zu den Seltenheiten gehörten. Sie find aber, fo viel ihrer auch Rec. zu behandeln hatte, bis jetzt von leichter Art, und auch Hr. *B.* kam öfters mit *Salmiak* und *Flor. Chamom.* oder doch mit dem *Chinin. fulphuricum* aus. Zu den wichtigften in diefem Jahre behandelten Krankheiten gehören folgende: *Delirium cum tremore*, welches anfangs antiphlogiftifch behandelt, und dann durch *Inf. Arnicae*, Blafenpflafter, ein Pulver aus *Calomel Hyoscyam.* und *Ipecacuanha*, endlich *Opium* zu ½ Gran zwey bis drey Mal des Tages gereicht ganz befeitigt wurde. Ein Fall von *Scirrhus valvularum cordis.* Die Krankheitsgefchichte eines Mannes, der in den Jahren 1823 und 1824 durch 18 Monate an ununterbrochener Schlaffucht gelitten hatte. Der Kranke war nach einem heftigen Schreck in diefen Zuftand verfallen, bey welchem die Nerven- und Fiber-Verrichtungen völlig erlofchen, fo wie alle dem Willen unterworfenen Muskeln gelähmt waren. Athmen, der Kreislauf, die Ab- und Ausfcheidungen des Harns und Stuhlganges gingen ungehindert von Statten; die Ernährung fuchte man durch Einflöfsen von Flüffigkeiten zu unterhalten. Von diefer Krankheit vollkommen genefen, verfiel derfelbe nach zwey Jahren in *Phthifis pulmonalis purulenta*, an welcher er ftarb, und fo höchft merkwürdiger Weife den Ausfpruch des Hippokrates beftätigte: „*Qui vero ex lethargicis fervantur, plerumque pectore fuppurati fiunt.*" Auch der Sectionsbericht ift lehrreich, man fand mehrere pathologifche Veränderungen im Nervenfyfteme. — Auch die Gefchichte einer *Febris nervofa verfatilis cum enteritide occulta*, und einer *Ifchias antica et poftica Cotannii* werden felbft erfahrene Aerzte nicht ohne Intereffe und Belehrung lefen.

B.

GREIZ, b. Henning: *Gefundheitszeitung.* Eine populär-medicinifche Zeitfchrift für das Jahr 1830. In Verbindung mit mehreren praktifchen Aerzten herausgegeben von Dr. *Ernft Friedrich Wilhelm Streit*, Fürftl. Schönburg-Waldenburg. Rathe, Leibarzte und Phyfikus u. f. w. Dritter Jahrgang. 26 Numern. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auf den wohlverdienten Beyfall, welchen wir in den Erg. Bl. zu diefer A. L. Z. 1831. No. 6 den beiden erften Jahrgängen zollen mufsten, macht nicht minder auch diefer dritte Anfpruch. Unter den gröfseren Auffätzen hat uns vor allen, wegen des Zeitgemäfsen und der Zweckmäfsigkeit, jener *über den Gebrauch des kalten Waffers* in den 3 erften Numern zugefagt. Aufserdem empfehlen wir noch befonders: *der Schweifs Auszehrender fteckt nicht an, ift aber für Gefunde höchft gefährlich* (S. 81—93). *Einige Mifsbräuche bey der körperlichen Erziehung und bey Krankheiten der Kinder der Landbewohner von Nord-Deutfchland* (No. 9 u. 10). *Ueber einige vorzüglich fchädliche erkünftelte Landes-Bedürfniffe* (über Tabaksrauchen, Tabaksfchnupfen, Brantweintrinken in No. 14—19). Bemerkungen über einzelne Heilmittel und deren zweckmäfsige Bereitung und Anwendung fehlen auch diefem Jahrgange nicht. Sehr zu billigen ift es, dafs hin und wieder der neuen medicinalpolizeylichen Verordnungen gedacht wird. Der Homöopathie wird öfter in diefem Jahrgange eine fatirifche Geifselung zu Theil. — Die Angabe der vollftändigen Literatur über die *Cholera* S. 337—341 war hier wohl nicht am Orte. Ein Irrthum ift es, wenn S. 63 allen Pyrometern die Eigenfchaft zugefchrieben wird, fich durch Wärme auszudehnen. Die Anwendung des gebräuchlichften Pyrometers, nämlich des von *Wedgwood* erfundenen, gründet fich vielmehr auf die Eigenfchaft des Thons, das Waffer fehr feft gebunden zu halten, und durch fteigende Hitzgrade, wo das Waffer allmählich ausgetrieben wird, fich immer mehr zufammenzuziehen.

Leider müffen wir dem Lefer eröffnen, dafs, laut Angabe der Vorrede, die Gefundheitszeitung mit diefem dritten Jahrgange gefchloffen ift. Die Berufsgefchäfte erlauben dem Herausgeber nicht, über feine Zeit ftets fo zu gebieten, wie es zur Redaction periodifcher Blätter erfoderlich ift.

J. v.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Darmstadt, b. Leske: *Biblische Feierstunden für gebildete Gottesverehrer aller christlichen Bekenntnisse.* Ein Erbauungsbuch für das Haus. Erster Band. (Auch unter dem Titel: *Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.* Neunter Band.) Mit königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. 1829. XVI u. 324 S. 8. Zweyter Band. (Oder: *Stunden der Andacht.* Zehnter Band.) 1830. VIII u. 335 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

In einer kurzen Vorerinnerung zum ersten Bande berichtet Hr. Dr. *Ernst Zimmermann* in Darmstadt auf den Wunsch des Verlegers, dass, wenn auch das Werk, dessen erste Theile hiemit dem Publicum übergeben werden, aus Gründen für jetzt ohne Namen des Vfs. erscheine, diese Erbauungsschrift das Werk eines geachteten und in gar vieler Beziehung ehrwürdigen Schriftstellers sey, dessen übrige literarischen Arbeiten, namentlich im Fache der Ascetik, meistens überall mit grossem Beyfalle aufgenommen, und vielfach mit Segen gebraucht worden sind. Dass der Verleger dieselbe auch als Fortsetzung der trefflichen „Stunden der Andacht" betrachtet wünsche, werde sich besonders bey denjenigen Freunden christlicher Erbauung rechtfertigen, welche ihre Andacht am liebsten an den Faden der heil. Schrift selbst anknüpfen. — In der darauf folgenden Vorrede des ungenannten Vfs. erzählt dieser von sich, dass er schon als Jüngling, und späterhin als Mann und als Greis, sich oft mächtig ergriffen gefühlt habe von der unverkennbaren Herrlichkeit der heil. Schrift und von ihrem unaussprechlichem Werthe. Schon seit Jahren habe er das Bedürfniss einer Bearbeitung der Bibel empfunden, welche den Hindernissen einer recht fruchtbaren Bibelbenutzung für Herz und Leben begegnen möchte, wobey ihm ein Werk vorschwebte, welches den eigentlichen Kern unserer heiligen Schriften, vereint oder gesondert, zusammenstellte, nöthigen Falls erläuterte, durch Einschaltung der Aussprüche der späteren, besonders auch *unserer*, Zeiten ergänzte, und so mit der Denk- und Empfindungs-Weise der Gegenwart auf's innigste verknüpfte. Besonders wirksam dachte er sich ein solches Werk für gemeinschaftliche, häusliche Erbauung der Familien u. s. w., indem eine Vorlesung aus ihr den sonst getheilten Nutzen der Bibel und der gewöhnlichen Erbauungsbücher vereint gewähren würde. In allen verwandten Schriften, deren vorzüglichen Werth er ganz anerkenne, habe ihm doch das, was ihm vorschwebte, nirgends in der von ihm gewünschten Weise ausgeführt geschienen; daher habe er sich, kurz vor dem wahrscheinlichen Ziele seiner irdischen Laufbahn, zu dem Werke entschlossen, welches er hiemit als ersten Versuch aus der Hand lege. Zunächst erscheine hier die Bearbeitung des *alten* Testaments; aber auch diese noch nicht ganz. Zu ihrer Vollendung würde noch ein *dritter* Band nachfolgen müssen, dem dann die Bearbeitung des neuen Testaments folgen sollte. Nur die Aufnahme, welche den jetzt erschienenen Bänden zu Theil werde, könne über die Fortsetzung des Unternehmens entscheiden. Obgleich in den zahlreich angeführten Bibelstellen die kräftige, Geist und Gemüth gleich ansprechende Uebersetzung *Luthers* zum Grunde liegt, so zog doch oft der Vf. die von *De Wette*, *Stolz*, *Herder* u. a., in einzelnen Stellen auch die von *Eichhorn*, *Gesenius*, *Vater* u. a. vor. — Was diese Feierstunden aus dem prachtvollen Buche Hiob enthalten, sey gröſstentheils die Uebersetzung *Umbreits*, Einiges auch von *Herder*. Ein paar Male wird *Luthers* Uebersetzung eines ganzen Psalmes, oder eines anderen grösseren Abschnittes, der von *Herder* u. s. w. zur Vergleichung gegenüber gestellt. Bey dunkleren Stellen sind auch die Commentarien von *Herder*, *Umbreit* u. a. benutzt worden. Auch rücksichtlich des übrigen Inhalts bekennt der Vf. Manches den Arbeiten Anderer zu verdanken, dessen nähere jedesmalige Nachweisung er jedoch für überflüssig hielt; doch finden sich meistens unter den entlehnten Stellen die Namen der Verfasser. Aphorismen, Stellen aus Predigten und anderen Erbauungsschriften, auch aus solchen, die, ohne eigentlich für diesen Zweck geschrieben zu seyn, gelegentlich religiöse Mittheilungen enthalten, religiöse Lieder, ganz oder theilweise, wechseln mit einander und mit Bibelstellen ab. Unter den angeführten Schriftstellern, die in dieser Rücksicht beygesteuert haben, findet man die Namen *Jacobi*, *Fichte*, *Gabler*, *Reinhard*, *J. H. Voss*, *Gittermann*, *Trautschold*, von dem der Vf. auch eine noch ungedruckte Predigt benutzt hat, u. a. Auch ein Lied von *Goethe* haben wir gefunden. — Einige Lieder von einem uns bisher unbekannten Dichter, *Karl Hengstenberg*, haben uns sehr angesprochen. Auch aus dem mit Unrecht ver-

gessenen *Halladat* von *Gleim*, und aus *Franz von Kleist* sind Stellen angeführt. Wenn gleich der Vf. nur wenig Eigenes geliefert hat, so verdient doch die gute Auswahl und die zweckmässige Anordnung alles Lob, und das Wenige, was er aus dem eigenen Vorrathe giebt, stört den Eindruck nicht, welchen das Uebrige hervorbringt.

Im *ersten* Bande knüpft der Vf., nach einer Einleitung über den Segen des göttlichen Wortes, an die mosaische Erzählung von der Schöpfung und vom Sündenfall, von der auch verschiedene Ansichten mitgetheilt werden, seine Betrachtungen an, und verbreitet sich sehr ausführlich über die Lehre von der Vorsehung, ermuntert zum Vertrauen auf Gott u. s. w. Im *zweyten* Band werden die Erzählungen von Kain's Brudermord, wobey vom Gewissen u. s. w. die Rede ist, und von der Sündfluth erläutert, und dabey von der Gerechtigkeit, Allmacht, Allgegenwart Gottes gehandelt, worauf religiöse Naturbetrachtungen und Betrachtungen über die Verhältnisse des häuslichen Lebens folgen. In einem Anhange kommen die Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen vor, und werden von dem religiösen Standpuncte aus beleuchtet. — Im zweyten Bande stiess Rec. an einigen Stellen, in denen wahrscheinlich der Vf. selbst redet, an. Z. B. S. 76: „Der Tugendhafte und religiös Gesinnte kann sich sogar der Leiden rühmen. Dem hingegen, der in ihnen die Folgen seiner Unordnung, Verschwendung, Unmässigkeit und seiner *körperlichen Gebrechen* sehen muss, muss ihre Ertragung doppelt schwer werden, und ihn eigentlich elend machen, da es seiner Thorheit Schuld ist, dass er so gezüchtigt wird. (Jer. 2, 19.)" Im eigentlichen Sinne würde nur der seiner Leiden sich rühmen dürfen, der sie als Folgen seiner Wahrheitsliebe, seiner Pflichttreue betrachten darf, und selbst in diesem Falle möchte ihm die Bescheidenheit das Rühmen verbieten. Doch hierüber wollen wir mit dem Vf. nicht streiten. Aber der Zusatz: „seiner körperlichen Gebrechen" ist wahrscheinlich ein Schreib- oder Druck-Fehler. Wer in seinen körperlichen Gebrechen die Quelle seiner Leiden erblickt, kann sich ihrer freylich nicht rühmen, aber es läst sich doch nicht behaupten, dass es seiner Thorheit Schuld sey, dass er so gezüchtigt wird. — S. 111, wo von den Gefühlen, welche die Wiederkehr des Frühlings in uns hervorbringt, die Rede ist: „Wer bey der Wiederkehr des Frühlings solche und ähnliche Gefühle nicht in sich wahrnimmt, der rühme sich seiner Empfänglichkeit für fromme Andacht nicht." Wer sich für berechtigt hielte, über jeden Ausdruck zu kritteln, würde hier fragen können, ob man sich in jedem Falle seiner Empfänglichkeit für fromme Andacht rühmen dürfe, da diese Empfänglichkeit wenigstens sehr oft eine blosse Gabe der Natur ist, und für sich allein dem Menschen noch keinen Werth giebt. Doch auch davon abgesehen, bleibt es ausgemacht, dass es Menschen geben könne, auf welche ohne ihre Schuld die Schönheiten der Natur keinen tiefen Eindruck machen, und denen man darum die Empfänglichkeit für fromme Andacht noch nicht absprechen darf. Diese Menschen sind allerdings zu bedauern, weil ihnen nicht nur viele Quellen des edelsten Genusses abgehen, sondern auch Vieles, was Andere zur frommen Andacht begeistert, auf sie keinen Eindruck macht; aber diese Empfänglichkeit überhaupt kann doch in ihnen vorhanden seyn, und die fromme Andacht kann vielleicht durch andere Gegenstände, oder von Innen heraus, sehr leicht in ihnen geweckt werden. — S. 279: „Ruhe und Eintracht wohnen — nur in Hütten, wo kein Mangel seufzet, und in Pallästen, wo nicht geschwelgt wird." Allerdings bestätigt es die Erfahrung, dass aus Hütten, wo der Mangel seufzet, — und wenn es auch unverschuldeter Mangel wäre, — Ruhe und Eintracht entweicht, aber als durchaus nothwendig kann man es doch nicht ansehen. Es bleibt immer noch möglich, dass z. B. Ehegatten, über welche ohne ihre Schuld die Schrecken der Armuth hereinbrechen, dessen ungeachtet in Ruhe und Eintracht mit einander leben, und durch die gute Anwendung, die sie von ihrer Armuth machen, diese in Wohlthat für sich und Andere verwandeln. Oder soll der Ausdruck: „der Mangel seufzet" bey dem Vf. etwa mehr bedeuten? Will er dadurch behaupten, dass diejenigen, welche von ächter Frömmigkeit beseelt werden, über ihre unverschuldete Armuth nicht einmal klagen werden: so scheint er von den Menschen mehr zu fodern, als sie zu leisten vermögen.

Doch genug der Rügen über Kleinigkeiten. Bereitwillig giebt Rec. diesen Feierstunden das Zeugniss, dass sie das leisten, was der Vf. verheisst, obgleich sie zur gemeinschaftlichen Erbauung weniger geeignet scheinen, als zur einsamen Beschäftigung. Für die gemeinschaftliche Erbauung würden nur einzelne Abschnitte passen, da das Ganze zu aphoristisch ist, und auch oft der Verstand zu einseitig beschäftigt wird. Nur alsdann wird diese Schrift auch zur gemeinschaftlichen Erbauung benutzt werden können, wenn der Vorleser gebildet genug ist, und hinlängliche Tiefe des Gemüths besitzt, um sich mit den Seinigen über den Inhalt des Gelesenen zu unterhalten, ihnen das, was ihnen dunkel geblieben ist, zu erläutern, und es auf ihre verschiedenen Stimmungen und Verhältnisse näher anzuwenden. Zwar ist diese Erbauungsschrift für diejenigen, welche, wie Hr. Dr. *Zimmermann* sagt, ihre Andacht am liebsten an den Faden der heiligen Schrift anknüpfen, vorzüglich brauchbar; doch möchte sie Rec. eben so sehr denen empfehlen, welche die Bibel gering schätzen. Sie würden aus derselben lernen, wie reich dieses von ihnen verachtete Buch an den vortrefflichsten Lehren, an den kühnsten Bildern, an den erhabensten Gedanken ist, und dass nur die Unwissenheit und eine beschränkte, engherzige Denkungsart, welche sich in den Geist der alten Welt nicht zu versetzen weiss, es verachten könne. Die evangelische Kirchenzeitung wird auch über diese Schrift ihren bittersten Unwillen ausgiessen, wie sie ihn über die Stunden der Andacht ausgegossen hat; aber dafür werden den Vf. alle Freunde einer vernünftigen Andacht, die Licht und Wärme vereinigt zu sehen wünschen, segnen, und der Fortsetzung mit uns sehnlichst entgegensehen. Auf dem Titelblatt des ersten Bo-

gens wird noch ausdrücklich bemerkt, dass diese Schrift nicht für die Schule, sondern nur für das Haus bestimmt sey.

Druck und Papier verdienen Lob.

S. i. R.

1) DÜSSELDORF u. ELBERFELD, in Commission b. Schaub: *Predigten* von *Friedrich Elbers*, weil. evangel. Pfarrer in Lüttringhausen. 1828. XXVIII u. 356 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Einige Predigten aus den letzten Lebensjahren des verstorbenen herzoglich Nassauischen Kirchenrathes, Johannes Spieker*, Doctors der Theologie und Philosophie, gewesenen Directors und Professors am evangel. theologischen Seminar zu Herborn. 1828. VIII u. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn man von Predigten verlangt, dass sie eigentliche Kunstwerke seyn sollen, so werden diese Sammlungen immer nur eine untergeordnete Stelle einnehmen, da diese Predigten sich weder durch Neuheit der Gegenstände, noch durch Originalität in der Darstellung auszeichnen, und alle eigentliche oratorische Kunst ihnen fremd ist. Dagegen haben sie eigenthümliche Vorzüge, die uns jene Mängel übersehen lassen. Sie sind mit einer verständigen Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zuhörer, vor welchen sie gehalten worden, bearbeitet, breiten sich über Gegenstände aus, die für diese gehören, und tragen die erhabenen Wahrheiten des Evangeliums mit einer Herslichkeit vor, die gewiss nicht ohne wohlthätigen Einfluss auf die Gemüther geblieben ist. Bey aller Anhänglichkeit ihrer Verfasser an das kirchliche System, wissen sie doch den Dogmen desselben eine praktische Seite abzugewinnen, und verlieren sich nirgends in die Untiefen der Mystik. Der Vf. von No. 1 scheint sich von der neuen und alten Schule das Bessere angeeignet zu haben, ohne irgend einem glänzenden Muster sclavisch nachzuahmen; an dem Vf. von No. 2 bemerkt man durchaus nicht, dass er irgend einer Schule angehöre. Mit der Bibel sind beide Vf. sehr vertraut; und wenn man auch gegen die Exegese in No. 1 Manches einzuwenden haben möchte, so kann sich der Vf. doch damit rechtfertigen, dass sie die kirchlich angenommene ist. Die Predigten No. 1 haben den Vorzug, dass sie sich mehr an die Zuhörer wenden; dagegen die in No. 2 oft nur vor ihnen gehalten werden, ohne sich unmittelbar mit ihnen zu beschäftigen. Indessen hebt diese letzten die in manchen Predigten vorherrschende Tiefe und Innigkeit bedeutend hervor, und erhöht die Achtung, die der verstorbene Vf. durch seine wissenschaftlichen Schriften sich erworben hat. — Nach dieser allgemeinen Charakteristik wird es hinreichend seyn, aus beiden Sammlungen die Hauptsätze einiger Predigten mit ihren Eintheilungen auszuheben, und zugleich einige Stellen aus denselben anzuführen, wobey wir nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen haben.

No. 1. Am ersten Adv. über Matth. 21, 12: *Wie entsteht unter uns eine neue Christenheit im neuen Kirchenjahre?* 1) Durch gemeinschaftlichen Eifer für die Ehre des öffentlichen Gottesdienstes; 2) durch heiligen Ernst in dem Geschäft unserer eigenen Bekehrung und Besserung; 3) durch treue Sorge für das Seelenheil unserer Nebenmenschen. Der erste Theil beschäftigt sich mit den beiden Fragen: a) Wie wird der öffentliche Gottesdienst abgewartet? b) Wie wird derselbe benutzt? Unter a) wird das zu späte Kommen und das unzeitige Verlassen des öffentlichen Gottesdienstes gerügt. S. 3: „Ist es nicht unzählige Male gesagt worden, wird es nicht immer wieder von Neuem wiederholt: aus einer Gesellschaft hinwegzugehen, ohne vorher die äussere Höflichkeitsbezeigung beobachtet, ohne vorher Abschied genommen zu haben, das würde man sich nicht erlauben; aber dem Hause des Herrn mit störendem Geräusch zu enteilen, ehe denn der Gottesdienst beendigt, und der Segenswunsch gesprochen ist, das hält man für etwas sehr Verzeihliches. Und solche Klagen, was haben sie gefruchtet? — Sind es etwa bloss Alte und Schwache, die sich unzeitig und dabey hinlänglich entschuldigt aus unserer Mitte entfernen? Oder sind es nicht grösstentheils die jüngeren Brüder und Schwestern, die, wie es scheint, nicht schnell genug in die Welt und ihr Getümmel zurückkehren können?" — Rec. fürchtet nicht, dass man den sel. Vf. wegen dieser Herzensergiessung des sogenannten Kanzelns beschuldigen werde; er findet sie vielmehr ganz zeit- und ortgemäss. — Pr. 29. Am 24 S. n. Tr. Matth. 9, 18—27. *Von der allmächtigen Hand Gottes, die da überschwenglich thun kann:* 1) Mehr, als wir bitten. 2) Mehr, als wir verstehen. S. 344. „Erinnert euch an eines der jüngsten Jahre, an das unvergessliche des Misswachses, des Mangels und der Theurung, das gewiss noch lebendig vor eurer Seele steht. Wer hätte nicht denken sollen, Hungersnoth und Seuchen aller Art würden im Gefolge eines solchen Jahres seyn, und Tausende rettungslos umkommen? Und wer kann jetzt zurückschauen auf jene schwere und betrübte Zeit, ohne mit heiligem Erstaunen und mit freudiger Ruhe und Rührung auszurufen: Gott hat durchgeholfen, man weiss nicht, wie, hat Rath geschafft, man weiss nicht, woher, hat grosses Unglück abgewendet, man weiss nicht, durch welche Mittel und auf welchem Wege? — Erinnert euch an das, was in diesem Jahre vor unseren Augen geschehen ist. Wenn Jemand in der ersten Hälfte desselben uns vorher verkündet hätte, es solle zu den fruchtbarsten und ergiebigsten gehören, und eine ungemein schöne und reiche Ernte verleihen, würden wir es geglaubt, würden wir nicht vielmehr laut widersprochen haben? Und liegt es nicht jetzt am Tage, deutlich am Tage, dass unsere Sorgen unnöthig und überflüssig gewesen sind? Sehen wir uns nicht auf eine ausgezeichnete Weise gesegnet, da, wo wir leer auszugehen, oder wohl gar statt des Ueberflusses Mangel zu haben befürchteten?"

Der sel. Vf. ist nach dem Vorberichte der Herausgeber, der Hnn. *Petersen* und *Wiesmann*, evangel. Pfarrer zu Wiesbaden, zu Lüttringhausen 1782 geb., von 1806—1816 Prediger zu Velbert gewesen, und

von da nach Lüttringhausen an die Stelle seines jüngst vollendeten Vaters berufen worden, und gest. am 3 August 1826. — Das weitläuftige Subscribentenverzeichniss, meistens aus der Umgegend des Vfs., beweiset, wie beliebt er in seinem Kreise gewesen ist. — Druck und Papier sind im Ganzen zu loben. Nur haben wir einige Druckfehler bemerkt, und S. 351 u. 352 ist Etwas ausgelassen, wodurch der ganze Satz unverständlich wird.

No. 2. Pr. am 3 Januar 1819 über 3 Joh. 11: *Das geziemende christliche Verhalten bey einzelnen guten und bösen Exempeln angegeben und eingeschärft.* Diess findet sich 1) in einer Warnung: Folge nicht nach den Bösen, und warum nicht? Die siehet Gott nicht; 2) in einer Ermahnung: Folge nach den Guten. Warum? Wer Gutes thut, ist von Gott. — So lobenswürdig das Bestreben des Vfs. ist, Alles recht deutlich zu machen, so ist doch eben deshalb der Uebergang S. 23 von dem Gefährlichen der fehlerhaften Beyspiele sonst unbescholtener Menschen zu dem Gefährlichen der bösen Beyspiele böser Menschen nicht ganz klar, und man sollte danach Etwas Anderes erwarten, als hier gesagt wird. Man sieht nicht recht, wie die an sich wahre Bemerkung, dass der Begriff der Gerechtigkeit tief in dem Menschen liege, aber es ein gefährlicher Selbstbetrug sey, wenn man diese Vergeltung nicht Gott und der gesetzlichen Obrigkeit überlassen, sondern sie sich selbst auf sträflichem Wege verschaffen will, hieher gehört. — Todtenfeier. Geh. am 26sten December 1819. *Trost bey der Trennung von den Unsrigen.* 1) Ich werde euch wiedersehen. In diesen Worten liegt a) die Verheissung der Unsterblichkeit, b) die Verheissung des Wiedererkennens. S. 65. „Gleichwie in der Natur Gleiches mit Gleichem sich verbindet, und gleichwie Körper, die sich verwandt sind, sobald sie aufgelöst werden, das Fremdartige augenblicklich verlassen und sich vereinigen, eben so gesellt sich auch in der Geisterwelt Gleiches mit (zu) Gleichem. Es giebt eine geistige Verwandschaft der Seelen, die sich bey der leisesten Berührung wundersam angezogen fühlen, und die sich in der leisesten Aeusserung der Gedanken augenblicklich verstehen, und sich also gewiss dereinst wiedererkennen werden." 2) Und euer Herz soll sich freuen. a) Trennung und Abwesenheit lehren uns erst den Werth einer Person recht erkennen. b) Sie erinnern uns an die Zusage Jesu: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. c) Nur durch Wiedersehen und Wiederfinden kann der Mensch zum vollen Bewusstseyn seiner selbst gelangen. 3) Und eure Freude soll Niemand von Euch nehmen. Diese Zusage gründet sich a) auf die endliche Entfernung von allen Bösen, nämlich auf die Scheidung der Frommen und Ruchlosen; b) auf das ewige Festhalten und den ewigen Fortschritt in der Frömmigkeit und Erkenntniss, und c) auf den Anker, der Alles hält, auf den Ewigen und Unveränderlichen, den Herrn aller Dinge. S. 70. „Ein frommer Ausleger der Schrift findet in Jesu Grabe ein Sinn- und Vorbild von den Gräbern der Unsrigen. So wie die Jünger des Herrn zwey Engel an seinem Grabe fanden, so, meint er, finden auch wir, wenn wir im Geiste die Gräber der Unsrigen besuchen, zwey herrliche Gestalten; die eine, der Engel der Erinnerung mit verhülltem, niedergeschlagenem Auge, sieht ernst und schweigend. Gegenüber der Engel der Hoffnung mit freudeumstrahltem Antlitz, der uns freundlich anblickt, und bedeutend auf eine höhere Welt hinweisend, uns zuruft: *auf Wiedersehn!*" — Die Predigt: *Fromme Erinnerungen bey dem Anblick des Himmels mit seinen Erscheinungen* enthält treffliche Stellen, scheint uns aber zu weit in die Sternkunde einzugehen. Die Aeusserung S. 137: „Es war Nacht! Da er sich in den Schutz Gottes begeben sollte, suchte er ein Bündniss mit dem Satan und seinen Genossen," so verständlich sie auch dem gebildeten Zuhörer ist, kann doch leicht von dem weniger gebildeten zur Bestätigung eines sehr verderblichen Aberglaubens gemissbraucht werden.

Auch die Herausgeber dieser Predigten, die Hnn. *J. F. Spieker*, evangel. erster Pfarrer zu Trarbach, und *Em. Gross*, evangel. Pfarrer der französ. Gemeine zu Hanau, haben sich durch die Herausgabe derselben auf den Dank aller Freunde einer vernünftigen Erbauung die gerechtesten Ansprüche erworben.

S. M. N. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Hamburg*, b. Hoffmann u. Campe: *Briefe aus Paris, geschrieben während der grossen Volkswoche im Juli* 1830 von einem deutschen Augenzeugen an seinen Freund in Deutschland. 1831. 105 S. 8.

Die bekannten Ereignisse, in leichtem, gefälligem Briefstil erzählt, oft mit veranschaulichender Lebhaftigkeit. Ob die Briefe in Paris selbst geschrieben worden, lassen wir dahin gestellt. Aus welchem Gesichtspuncte und mit welchen Gesinnungen der Vf. die Begebenheiten betrachtet, davon wird eine einzige ausgehobene Stelle (S. 100) sattsam zeugen: „Die Völker sind im *Scharfblick* (!!) den Herrschern vorangeeilt; sie *verbrüdern* sich zum gemeinsamen Wohle, wie die Regierungen unter sich zur Aufrechthaltung angeborener Rechte. Jene greifen Vorurtheile an, die diese vertheidigen. Jene wollen Gerechtigkeit durch Kraft feststellen, diese sie abhängig machen von der Willkühr. Der vorgeschrittene Genius der Zeit hat sich so tief zu den Untergebenen herabgelassen, dass er dem *Kurzblick der Machthaber* ganz entschwunden ist. Daraus ist ein Missverhältniss entstanden, das nothwendiger Weise endlich ausgeglichen werden muss." — Wenn der Vf. seit dem Jul. 1830 keine anderen Erfahrungen in Paris gemacht hat, so wird er sie nach seiner Rückkehr in Deutschland machen, wo hie und da diejenigen, welche anfangs gar eifrig für jene *Verbrüderung* sorgten, nachdem sie ihren Zweck erreicht, und selbst grössere oder kleinere Machthaber geworden sind, den Genius der Zeit zu einem weiteren Herablassen nicht länger bemühen.

Bdf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1831.

MATHEMATIK.

Dresden, b. Arnold: *Formulae radii osculatoris quoad valores earum positivos ac negativos et ventilatae et diligentius, quam fieri solet, explicatae a Fridr. Theophil. de Busse*, Philosoph. Doctore etc. Cum appendice quadruplici. 1825. VIII u. 171 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift enthält eine nähere Entwickelung und Anwendung der Theorie der entgegengesetzten Grössen, welche derselbe Vf. schon in vier früher (1798—1808) erschienenen Schriften aufgestellt hat. Er untersucht in der gegenwärtigen vorzüglich die Formel für die Krümmungshalbmesser, und bemüht sich die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Regel über das Positive oder Negative derselben zu zeigen. — Ueberdiess enthält der Anhang, ausser der Widerlegung verschiedener dem Vf. gemachter Einwürfe, noch mehrere Bemerkungen über einige schwierige Puncte aus der Differentialrechnung.

Bekanntlich haben schon mehrere grosse Mathematiker sich gewundert, woher es komme, dass die mathematische Analysis in einer, aus einem besonderen Fall hergeleiteten Formel durch blosse Verwandelung der Zeichen die Auflösung aller verwandten Fälle gebe. Als man zuerst anfing, die Analysis auf die Geometrie anzuwenden, wollten daher Einige die Richtigkeit der auf diesem Wege gefundenen Auflösungen nicht für erwiesen annehmen, bis ein synthetischer Beweis dafür gefunden war. Als sich aber die Richtigkeit dieser Auflösungen in einer unzähligen Menge von Fällen bewährt hatte, so fasste man endlich ein völliges Zutrauen zu dieser Methode, so dass jetzt ein auf analytischem Weg gefundener Beweis für eben so vollgültig als ein synthetischer angesehen wird. — Auch Hr. *v. Busse* setzt in dieser Schrift dieses Zutrauen als hinreichend gerechtfertigt voraus. — (Wenigstens hat er nicht das Mindeste vorgebracht, um es näher zu rechtfertigen). — Er bezweckt nur die Lehre von + und — mit sich selbst in Zusammenhang zu bringen, um die Anwendung derselben gegen wirkliche Fehler zu sichern. — Das Wesentliche seiner Theorie besteht in Folgendem. In einer Ebene (§. 13) kann es nicht mehr als zwey auf einander senkrechte Hauptrichtungen (die der Abscissen und Ordinaten) geben. Nur diese Richtungen sind rein von einander geschieden, und die eine enthält Nichts von der anderen in sich. Auf diese beiden Hauptrichtungen müssen daher alle mittleren Richtungen bezogen werden (§. 20, 21). Das Positive und Negative der Algebra, auf die Geometrie angewendet, bedeutet Nichts als Richtung und Gegenrichtung (*directio et antidirectio*). — Nach dem gewöhnlichen System, so wie es von den besten Geometern befolgt wird, wenn sie es auch schon nicht immer gehörig deutlich aussprechen, bestimmt sich bekanntlich das Positive und Negative der Abscissen und Ordinaten nicht nach der Richtung, sondern nach der Lage, d. h. danach, ob der Endpunct derselben auf dieser oder jener Seite des Anfangspunctes liegt. In sofern man nun immer vom Anfangspunct an zählt, führt Beides zu demselben Resultat. Daher macht es auch für die Abscissen und Ordinaten keinen Unterschied. Allein für andere Linien ist dieses nicht mehr der Fall. So nimmt Hr. *v. Busse* selbst eine auf dem positiven Theil der Abscissenachse genommene Linie, wenn er sie als nach dem Anfangspunct gerichtet betrachtet, als negativ an. Ebenso nimmt er z. B. bey einem Kreis, wenn die Abscissen vom Anfangspunct des Durchmessers an gerechnet werden, die Subtangente im ersten Quadrate als negativ an, indem er den Durchschnittspunct der Ordinate mit der Abscissenachse als Anfangspunct der Subtangente ansieht, und diese von da sich nach dem Anfangspunct der Abscissen hin erstreckt. Der Vf. braucht daher statt der gewöhnlichen Proportion:

1) dy : dx = y : subtg.,

um die Subtangente zu finden, folgende:

2) —dy : —dx = —y : subtg.

Er bringt also selbst die positive Ordinate y, weil er sie bey der Proportion, als von dem Bogen nach der Abscissenachse gerichtet, ansieht, als negativ in Rechnung! Nach der gewöhnlichen Ansicht werden alle übrigen Linien, welche weder Abscissen noch Ordinaten sind, in dem Fall, den die Figur, woraus die Formel hergeleitet worden ist, darstellt, als positiv angesehen. Aendert in einem anderen Falle sich das Zeichen einer Linie, so deutet dieses an, dass die Richtung derselben derjenigen, die sie früher hatte, gerade entgegengesetzt ist. Dieses gilt wenigstens ohne Ausnahme, nicht allein, wenn die betrachteten Linien alle in einer der beiden

Achsen, sondern auch, wenn sie in derselben geraden Linie liegen, oder auch nur alle unter einander parallel sind. Wenn die betrachteten Linien nicht die oben angeführte Lage haben, wenn sie entweder alle von demselben Punct ausgehen, oder sich unter verschiedenen Winkeln schneiden, so wird in der Regel jede dieser Linien als positiv angenommen. Der Zeichenwechsel bezieht sich dann nur auf die Lage der Linie an derselben Stelle. So bedeutet das Zeichen — bey einem Krümmungshalbmesser, dass er die derjenigen entgegengesetzte Lage hat, die er an derselben Stelle haben würde, wenn der zugehörige Bogen aus einem hohlen in einen erhabenen überginge. Ganz so verhält es sich mit dem Positiven und Negativen bey den Winkeln, oder bey der Umdrehungsbewegung in der Mechanik.

Hr. *v. Busse* sucht nun in dieser Schrift die Unrichtigkeit dieser gewöhnlichen Regeln in Beziehung auf die Krümmungshalbmesser zu beweisen. Seiner Meinung nach liegt es so tief in der Natur der Algebra, die Richtung und Gegenrichtung in Beziehung auf die Hauptachsen anzugeben, dass die Wahrheit, wenn man sie verkennt, sich zuweilen durch eine algebraische Explosion (§. 6, 8) Luft macht. Nach der gewöhnlichen Formel, sagt er, ist für eine Ellipse der Krümmungshalbmesser

$$r = \frac{\left[y^2 + \left(h - \frac{2hx}{a}\right)^2\right]^{\frac{3}{2}}}{h^2},$$ wo h den halben Parameter und a die grosse Achse bedeutet. Setzt man nun $y = 0$, so findet man für $x = 0$ den Werth von $r = \frac{(h^2)^{\frac{3}{2}}}{h^2} = \frac{h^3}{h^2} = h$. Nimmt man aber $x = a$, so ergiebt sich $r = \frac{((h - 2h)^2)^{\frac{3}{2}}}{h^2} = \frac{-h^3}{h^2} = -h$. Man erhält also für $x = 0$ einen positiven, hingegen für $x = a$ einen negativen Werth von r, und doch kehrt die Ellipse an beiden Stellen ihre hohle Seite nach der Abscissenachse. Der Vf. glaubt hierin eine volle Bestätigung seines Systems zu sehen, indem die Richtungen der Krümmungshalbmesser an beiden Stellen einander gerade entgegengesetzt sind. Allein er hat hiebey einen Rechnungsfehler begangen, worauf Rec., da in den Lehrbüchern gar nicht davon gehandelt wird, hier aufmerksam machen will. Er hat nämlich ohne Weiteres $(-h^2)^{\frac{3}{2}} = -h^3$ gesetzt. Allein wenn man $-h$ auf die zweyte und dieses Quadrat auf die dritte Potenz erhebt, so ist diese letzte $(-h)^6$ positiv, und die zweyte Wurzel daraus kann sowohl positiv als negativ genommen werden. Man darf also, mit Rücksicht auf die Zeichen, $\sqrt{h^6}$ nicht $= h^3$ setzen. Dieser Einwurf des Vfs. gegen die gewöhnliche Regel beweist also Nichts. Uebrigens ist in derselben allerdings eine Unrichtigkeit. Allein sie liegt gar nicht da, wo der Vf. sie sucht. Nämlich die Regel gilt nur für Bogentheilchen, deren y positiv ist; für die anderen gilt gerade die entgegengesetzte, wovon sich bey einigem Nachdenken leicht jeder selbst überzeugen kann. Gewiss würden die Mathematiker diesen Fehler längst entdeckt haben, wenn sie die Concavität oder Convexität eines Bogens nicht nach anderen Merkmalen als nach dem Zeichen des Krümmungshalbmessers zu beurtheilen pflegten. Bey der Formel für den letzten, welche bekanntlich $\frac{(dx^2 + dy^2)\sqrt{(dx^2 + dy^2)}}{-dx \cdot d^2y}$ ist, haben selbst grosse Mathematiker (*Euler*, *Karsten*) wegen des doppelten Zeichens von $\sqrt{(dx^2 - dy^2)}$ eine Zweydeutigkeit gefunden. Allein diese fällt weg, wenn man bedenkt, dass hier $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ das Element des Bogens bedeutet, welches also positiv genommen werden muss, so dass Alles auf das Zeichen von $-d^2y$ ankommt. Hat dieses mit y dasselbe Zeichen, so ist der Bogen convex, im entgegengesetzten Falle concav. Verbessert man die gewöhnliche Regel auf diese Weise, so fällt auch von selbst der Einwurf weg, den der Vf. (§. 9) aus der Linie, deren Gleichung

$$y = x^3 - 7x^2 + 4x + 12$$

herleitet. Was das Verfahren betrifft, dessen sich der Vf. selbst bedient, um das Positive und Negative der Krümmungshalbmesser zu finden, so läuft es im Wesentlichen auch darauf hinaus, es aus dem Zeichen von d^2y zu bestimmen. Er unterscheidet indessen die Krümmung nach der Abscissenachse von der nach der Ordinatenachse. Die letzte erkennt man, wie sich von selbst versteht, an dem Zeichen von d^2x, wenn dy als beständig betrachtet wird. — Diese letzte Bemerkung möchte indessen auch das einzige brauchbare Neue seyn, was man in dieser Schrift in Beziehung auf die Krümmungshalbmesser findet.

Die Schrift enthält überdiess eine Menge einzelner Bemerkungen, die keines Auszugs fähig sind, weil der Vf. sich dabey fast immer auf seine früheren Schriften bezieht, und jene zum Theil kaum verständlich sind. Sehr viele sind dabey ganz unrichtig. So wird z. B. (§ 14) (gegen *Klügel*) behauptet, es sey eine von allen Mathematikern angenommene Regel, dass bey dem Differentiiren von x, so wie x in $x + dx$, auch $-x$ in $-(x + dx) = -x - dx$ übergehe. Allein dieses letzte findet nur dann Statt, wenn man — als Subtractionszeichen betrachtet (wie in $a^2 - x^2$). Wenn man aber x selbst als negativ betrachtet, so geht $(-x)$ durch Hinzufügung des Differentials in $(-x + dx)$ über. Es ist unbegreiflich, wie Hr. *v. Busse* dieses übersehen konnte.

Im Anhang I und II bringt der Vf. zur Vertheidigung seines Systems Mehreres theils gegen *Klügel*, theils gegen *Carnot* vor, wovon man das letzte, ohne *Carnot's* Werk (*Géométrie de position*) zu kennen, nicht verstehen kann. Im Anhang III wird die von *Lagrange* gegebene Regel, um bey einer Function von zwey oder

mehreren Veränderlichen die Maxima und Minima zu erkennen, als unrichtig angegriffen, wobey aber der Vf. dem Rec. eben so unglücklich zu seyn scheint, als bey den meisten seiner früheren Bemerkungen. Wenn u eine Function von zwey Veränderlichen ist, dabey $\frac{du}{dx}, \frac{du}{dy}, \frac{d^2u}{dx^2}, \frac{d^2u}{dxdy}, \frac{d^2u}{dy^2}$ der Ordnung nach durch B, C, D, E, F, bezeichnet werden, und h, k unendlich kleine Veränderungen von x, y sind, so wird nach *Lagrange*, damit ein Maximum oder Minimum Statt finde, erfodert 1) dass $B = 0$ und $C = 0$, 2) dass D und F von demselben Zeichen seyen, und 3) dass $DF > E^2$. Diese letzte Bedingung (3) hat *Lagrange* hinzugefügt, (vor ihm verlangte man nur, dass D, F dasselbe Zeichen haben müssten). Nämlich nur unter dieser Bedingung behält der Ausdruck $Dh^2 + 2Ehk + Fk^2$ (der für eine Function von zwey Veränderlichen dasselbe, was der zweyte Differentialquotient für eine Function Einer Veränderlichen ist,) das nämliche Zeichen, was für Werthe man auch für h und k annehmen mag. *Lagrange* stützt sich dabey auf den Satz, dass eine Function, die als Gleichung betrachtet, nur unmögliche Wurzeln hat, für jeden Werth der Veränderlichen ihr Zeichen nicht ändert. Er sucht also die Bedingung, unter welcher $Dh^2 + 2Ehk + Fk^2 = 0$ in Beziehung auf h und k aufgelöst unmögliche Wurzeln giebt, und findet so die oben angeführte Regel. Hr. *v. Busse* wendet (S. 90) dagegen ein 1) dass es nicht genug sey, dass unter der angegebenen Bedingung die angeführte Formel ihr Zeichen nicht ändern könne, sondern es werde noch erfodert, dass sie, wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist, durch schickliche Wahl von h und k, und zwar von unendlich kleinen h und k, ihr Zeichen ändern müsse; 2) dass, wenn die Bedingung erfüllt sey, die Formel für gar keinen Werth von h und k, er möge so gross und klein seyn, als man wolle, ihr Zeichen ändere; dieselbe gebe also nur absolute Maxima und Minima. Allerdings hat nun freylich *Lagrange* dieser Schwierigkeit nicht erwähnt, und die Erörterung derselben dem Leser überlassen. Hätte indessen Hr. *v. B.* die Formel sich unter der Form

$$D\left[\left(h + \frac{Ek}{D}\right)^2 + \frac{(FD - E^2)\,k^2}{D^2}\right]$$ vorgestellt,

so wie dieses *Lacroix* (*traité élémentaire de calcul different.* (Paris 1806. S. 190) thut, dem *Meyer* (vollständ. Lehrbeg. d. höh. Analys. S. 294) nachfolgt, so hätte er einsehen müssen, dass, wenn man nur *dem Werthe nach* $h = \frac{Ek}{D}$, übrigens k, folglich auch h noch so klein nimmt, die Formel unter der Bedingung, dass $FD - E^2$ negativ ist, für ein positives und negatives h nothwendig das Zeichen wechsele. Was die absoluten Maxima und Minima betrifft, die man nach Hn. *v. B.* (S. 91) nach *Lagranges* Methode einzig finden soll, so geben die zwey Gleichungen $B = 0$, $C = 0$ mehrere $=$, ja, wenn C nur ein Multiplum von B, wie in dem von dem Vf., S. 116 angeführten Beyspiel, ist, so geben sie unzählig viele Werthe von x und y. Hiedurch finden sich also alle relativen Grösste und Kleinste, und nur das Grösste oder Kleinste aus allen ist ein absolutes, wenn nämlich die Function + u ein solches absolutes Grösstes oder Kleinstes verstattet. — Ganz unrichtig ist es, was der Vf. S. 111 annimmt, *Lacroix* gründe die Beweise seiner Regel darauf, dass für $B = 0$, $C = 0$ auch $B.h = C.k$, also $\frac{k}{h} = \frac{B}{C}$ sey. Nirgends, weder in seinem grösseren Werke über die Differentialrechnung, noch auch in seinem *trait. élément. de calc. different. et. integr.*, wendet *Lacroix* den unter den angegebenen Umständen sehr problematischen Werth von $\frac{B}{C} = \frac{0}{0}$ als Hülfsmittel bey dem hier zur Frage kommenden Gegenstand an, sondern er leitet Alles aus ganz einleuchtenden Gründen ab. Die (S. 111. 112) von Hn. *v. Busse* vorgebrachten Einwürfe fallen dadurch von selbst weg. — Hr. *v. B.* behauptet endlich (S. 85) noch, es sey zu einem Maxim. oder Minim. nicht nöthig, dass $B = 0$, und $C = 0$, sondern es sey hinreichend, wenn $B.h + C.k = 0$. Da indessen x, y durchaus unabhängig von einander seyn sollen, so muss man offenbar $h = 0$ setzen, und k noch einen wirklichen Werth beylegen können und umgekehrt. Schon ein anderer Rec. hat im Hesperus No. 162. Jahrg. 1823 dieses Hn. *v. Busse* entgegengesetzt, und insbesondere bemerkt, dass Beyspiele von ebenen krummen Linien gar nicht hieher gehören, sondern dass hier krumme Flächen in Betrachtung gezogen werden müssten. Hr. *v. B.* antwortet S. 100, 101 hierauf, und meint, er habe diesen „Bock nicht geschossen". Allein er hat, ohne daran zu denken, diesen Bock allerdings geschossen. Er sagt nämlich (S. 91, 92): „$k = 0$ setzen, ohne auch $h = 0$ geworden zu verlangen, heisst ja nichts Anderes, als y einstweilen constant zu verlangen u. s. f." — Dieses Verlangen ist aber nur bey ebenen krummen Linien unstatthaft. — Doch der Vf. hat sich nicht einmal durch die lichtvolle Darstellung von *Meyer*, die er S. 88 selbst anführt, von seinem Irrthum überzeugen lassen. — Er führt (S. 116) einige Beyspiele an, dass es wirkliche Maxima und Minima giebt, die sich nach der Regel von *Lagrange* nicht entdecken lassen. Hiebey ist nur zu bemerken, dass in der Regel, wie sie *Lagrange* und nach ihm *Lacroix* ausgedrückt haben, allerdings eine kleine Unrichtigkeit liegt. Wenn man nämlich die schon mehrmals angeführte Formel in der zuletzt dargestellten Form betrachtet, so siehet man, dass sie ihr Zeichen nicht ändert, wenn nur DF nicht kleiner als E^2, also auch, wenn $DF - E^2 = 0$ ist. Schon *Meyer* (Vollst. Lehrbeg. S. 295) hat, ohne Hinzufügung einer Rüge, die Regel in dieser Hinsicht berichtiget. In beiden Beyspielen, die Hr. *v. B.* S. 116, 117 gegen *Lagrange* anführt, ist nun gerade $DF - E^2 = 0$. Sie beweisen folglich gar Nichts.

Im dritten Anhang zieht der Vf. gegen die *Théorie des fonctions analytiques* zu Felde, und im vierten An-

hang tritt er gegen *Euler*, *Lagrange* u. s. f. zugleich auf. Dieselben behaupten nämlich, dass das Differential z. B. von $(x - a)^{\frac{3}{2}}$, welches sich nach den gewöhnlichen Regeln $= \frac{\frac{3}{2} dx}{(x - a)^{\frac{1}{2}}}$ ergiebt, für den Fall, wo $x = a$, unrichtig ist. Der Grund dieser Behauptung ist ganz einleuchtend, indem die gewöhnlichen Regeln, nach welchen alle höheren Potenzen von dx gegen dx vernachlässiget werden, nothwendig voraussetzen, dass die Coefficienten dieser höheren Potenzen von dx endliche Grössen bleiben, und keiner derselben unendlich wird, wie es doch für $x = a$ der Fall ist. Der Vf. setzt diesen einleuchtenden Gründen (S. 147) die schwache Behauptung entgegen, dass dadurch das Gesetz der Stetigkeit, welches für den höheren Calcul eines der heiligsten seyn müsse, aufgehoben werde. Allein die entgegengesetzten Schritte derselben Hyperbel, und noch mehr die einzeln liegenden Puncte einiger krummer Linien beweisen, dass es sich mit dem Heiligthum dieses Gesetzes der Stetigkeit eben so verhält, wie mit mehreren anderen Heiligthümern.

Wir schliessen hiemit unsere Bemerkungen über die vorliegende Schrift. Dieselben gleichen freylich mehr einer Widerlegung als einer Recension. Allein es war bey einer Schrift, die von so mancherley in gar keinem Zusammenhang stehenden Gegenständen handelt, und dabey wegen der vielen Beziehungen auf die früheren Schriften desselben Vf. kaum verständlich ist, anders nicht wohl möglich. — Die Schrift im Ganzen scheint einen neuen Beweis zu liefern, dass auch Männer von sehr tiefen und gründlichen Kenntnissen, wie Hr. *v. Busse* ohne Zweifel ist, zuweilen gar sehr irren können. Wenigstens möchte der ganze Nutzen der Schrift sich wohl darauf beschränken, dass schon bekannte Wahrheiten durch dagegen angeregte Zweifel von Neuem bestätigt werden.

Bn.

Da der Vf. sich, wie oben erwähnt, in dieser Schrift oft auf seine früheren Werke bezieht, so nehmen wir diese Gelegenheit wahr, die von einem anderen Rec. verfasste Anzeige einer, in unseren Blättern noch nicht beurtheilten Schrift von ihm hier nachzuholen.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Vergleichung zwischen Carnots und meiner Ansicht der Algebra und unserer beiderseitig vorgeschlagenen Abhelfung ihrer Unrichtigkeit*, von *Fr. G. Busse*, k. sächs. Commiss. Rath und Prof. der Mathematik. Mit 1 Kupfert. 1804. 100 S. 8. (12 gr.)

Hr. *Carnot* hatte 4 Jahre früher in seinem Buch *Géométrie de position* die bisherige Theorie des Bejahten und Verneinten in der Algebra für unstatthaft in ihren Folgen, und nichtig in ihren Gründen erklärt, weil noch kein Begriff von ∓ angegeben sey, der nicht auch ungereimte Resultate und Widersprüche mit sich selbst führe. Eine anstössige Folge sey die Deutung der mehreren Gleichungswurzeln, wie sie durch die bejahten und verneinten Werthe entstehen. Auch Hr. *v. Busse* ist überzeugt, dass man gewöhnlich hierüber unrichtige Erklärungen gebe; aber er weicht von *Carnots* Vorstellungsart, wenn von den Mitteln die Rede ist, den vorhandenen Irrungen abzuhelfen, ab, und glaubt ersehen zu haben, dass *Carnot* den rechten Grund der fehlerhaften Anwendung der erwähnten Zeichen auf die Geometrie doch nicht aufgefasst, noch durch seine vorgeschlagene *Correlationsmethode* den rechten Weg, dem Uebel zu steuern, eingeschlagen habe. Er glaubt dabey, dass *Carnot*, wenn er seine 1798 herausgegebene Schrift: „*Formulae linear. subtangentium*“, wie auch die vom J. 1801: „Neue Erörterungen über Plus und Minus“ — gelesen hätte, die Vorschläge nicht ins Publicum würde erlassen haben, welche einmal nicht geeignet seyen, die gedachten Irrungen gehörig ins Helle zu bringen. Uebrigens habe *Carnot* einen anderen Vorgänger auf seiner Bahn nicht gekannt, von dessen Ansichten die des Hn. *v. Busse* ebenfalls grösstentheils abweichen, Hn. Prof. *Klügel* in Halle —; eben so wenig die dahin gehörigen Aeusserungen *Lamberts*, wohl aber *d'Alemberts* Zweifel und Anstände, welcher jedoch diesen Gegenstand nur berührt, und nichts Erschöpfendes darüber vorgetragen habe.

Ein Hauptsatz von Hn. *v. Busse* nun ist: Wenn man die bejahten und verneinten Grössen der Algebra durch rechts und links gelegene Linien darzustellen sucht, so hat man einen ungereimten Grund gelegt; die Unrichtigkeiten nehmen aber erst in der angewandten Algebra ihren Anfang, wo man die Begriffe von + und von — auf die entgegengesetzten sogenannten *Lagen* in der Geometrie anzuwenden sucht, oder auf anderweitige nicht gehörig entgegengesetzte Beziehungen; und man hat in den Erörterungen hierüber gewöhnlich nicht gehörig und nicht consequent genug *unterschieden* zwischen der Richtung, nach welcher man sich eine Linie beschrieben denkt, und zwischen der Lage, welche sie einnimmt; wobey Hr. *v. Busse* erinnert, dass eben auch *d'Alembert Richtung* und *Lage* verwechselt, und darüber in seinen Schlüssen sich verirrt habe.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MATHEMATIK.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Vergleichung zwischen Carnots und meiner Ansicht der Algebra und unserer beiderseitig vorgeschlagenen Abhelfung ihrer Unrichtigkeit*; von *Fr. G. Busse* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Carnots Fehlschlüsse in seinen Angriffen auf die Algebra rühren zum Theil, wie Hr. *v. Busse* behauptet, von unvollständigen Begriffen über das *Verneinte*, und über ∓0, theils von unstatthaften Convertirungen her. *Null* ist schlechthin genommen, weder bejaht noch verneint; nur beziehungsweise ist es + oder —. Als kleinste Grenze aller bejahten Zahlen ist es *bejaht*, als gröfste Grenze aller verneinten ist es *verneint*. Diese Wahrheit werde nicht in gehörige Ansicht genommen. Ferner: aus der Multiplication von $\sqrt{(a-b)}$ mit $\sqrt{[a-b]}$ werde von *Carnot* bey der Annahme von $a = 0$ die unstatthafte Folgerung auf $\sqrt{bb}$ als $= +b$ gezogen, und $-b$ übergangen, indem hier unrichtig convertirt werde, *weil* $+b = \sqrt{+bb}$ sey, so könne auch die Wurzel aus bb nur $+b$ *allein* seyn, welches doch ein sehr übereilter Schluss wäre.

Umständlichere Untersuchungen werden nun einem geometrischen Problem gewidmet, das *D' Alembert* vorgelegt hat, bey welchem aus angenommenen Vordersätzen eine Formel folgt, die ein x von doppeltem Werth enthält, welcher sich bey Ansicht der Figur schwer deuten läfst. Es scheint an sich ein sehr einfacher Fall angenommen zu seyn; das Problem in seiner ganzen Ausdehnung begreift aber doch mehrere Fälle. *Wie* diese eintreten, und *wie* sie anzunehmen, zeigt nun Hr. *v. Busse*, und legt das vor, was *D' Alemb.* und *Carnot* hiebey übersehen haben (von S. 17 bis S. 42). Die nächstfolgenden 3 Seiten sind unmittelbar gegen *Carnots* Vorstellungsart gerichtet, und die Erörterung beschäftigt sich mit den 2 entgegengesetzten Ordinaten in einer Parabel, welchen 2 Werthe von y in der zugehörigen Gleichung entsprechen. Es wird hiebey angezeigt (obwohl nicht ganz deutlich, noch mit genügendem Beweis), wohin *Carnots* Correlations - Methode führe, auf die unstatthafte Folge, dafs sich *verneinte* und *unmögliche* Werthe nicht mehr unterscheiden lassen, welche doch immer wesentlich verschieden sind, und immer verschieden bleiben werden. Die Aushülfe einer Distinction unter *verschwägerten* und *blutsverwandten* Aufgaben führt zu nichts, und mag kaum im Ernst ausgesprochen werden.

Eine geometrische Aufgabe aus *Newtons Arithm. universali* [*Prop.* V] veranlafst darauf den Vf., über die scheinbare Unbrauchbarkeit des Zeichens *Plus* bey $\mp\sqrt{}$ sich näher auszusprechen, indem in der vorgelegten Gleichung $x = a + b \mp \sqrt{N}$ die Anwendung des Bejahten auf ein Loth in dem vorhandenen Dreyeck führte, welches länger als die Hypotenuse seyn würde —. Es kommt alles auf die *erste Anlage* an, und wie in solcher a und b gesetzt worden; und wenn man dieses wohl überlegt, so kommt man auf keine Absurda hinaus. Von S. 56 an wird ein anderes geometrisches Problem beleuchtet, welches *Carnot* vorgelegt hat, und gezeigt, welche allgemeinere Aufgabe in's Auge gefafst werden müsse, um ein erschöpfendes Urtheil über die scheinbar dabey eintretenden Anstände zu fällen. Die 3 Seiten eines Dreyecks sind gegeben. Die Basis heifse BC, die Spitze des Dreyecks A, von welcher ein Loth gefällt werde; dieses fällt entweder auf die Basis selbst, oder auf deren Verlängerung; der Punct, in den es fällt, heifse D; und dessen Entfernung von C oder DC sey = x. Gewifs wird x bejaht oder verneint seyn, je nachdem das Loth auf die Basis, oder auf deren Verlängerung fällt. Die erste Annahme der Linien beym Ansatz bestimmt daher das Verneinte und Bejahte; und die Unbestimmtheit fällt weg, wenn man wohl überlegt, welchen Gang man in der ersten Zeichnung gleichsam gewählt habe, um von einem Punct bis zum anderen zu gelangen. Eben diese Betrachtungen treten auch bey dem nächstbeygefügten *statischen Problem* ein. Es läfst sich aber kein Auszug aus dem Räsonnement hierüber im Auszug beybringen, weil die Einsicht in die dazu gehörigen Figuren (ebenso, wie bey den vorhergehenden angeführten Problemen) schlechthin nothwendig ist.

Bey *Flächen* - Vergleichungen und Bestimmung der *Gröfsten* und *Kleinsten* in einem vorgegebenen Raum treten ebenfalls wegen ∓0 manche Anstände in der Anwendung ein. Hievon wird S. 69 bis S. 77 gehandelt. Der Vf. nennt gröfste und kleinste Werthe

Eminenzien, und hat das Bedürfniss gefühlt, nach einer allgemein brauchbaren Methode sich umzusehen, um die sämmtlichen Eminenzien einer Function immer vollständiger und sicherer aufzufinden, als es gewöhnlich mittelst der Differential-Quotienten nach dem Taylorischen Satz geschieht. Der Ausdruck: *Differential-Quotient* wird vom Prof. *Pasquich* Verschwindungs-Quotient genannt, und Hr. *v. Busse* hat Vortheile darin gefunden, der Vorstellung und dem Gebrauch desselben zu folgen, und ihn den gewöhnlich benutzten *Differential*-Exponenten vorzuziehen. Nähere Gründe werden aber hierüber nicht aus einander gesetzt (obgleich ganz am Schluss in einer Anmerkung diese Unterscheidung nochmals berührt wird); so wie überhaupt *nicht klar* gezeigt wird, was der Streitpunct in *dieser* Rücksicht mit *Carnot* sey, und welche irrige Ansichten bey diesem Gelehrten über das ∓, wenn von *Flächen* die Rede ist, anzunehmen seyen, oder ihn zu unnöthigen Zweifeln verleitet haben. — Die Entschuldigung einer *eiligen* Durchsicht der *Carnot'schen* Werke, und das Eingeständniss einer unvollständigen Prüfung der gegenseitigen Gründe ist für den Leser unangenehm, und befriedigt ihn nicht, indem er am Ende sich nicht in den Stand gesetzt sieht, ein bestimmtes Urtheil darüber zu fassen, *in wie weit* die sogenannte Correlations-Methode *Carnot's* zureiche oder nicht.

In einem *Anhang* No. I erklärt sich Hr. *v. Busse* noch über eine Recension der *Ergänzungsbl.* der A. L. Z. Jahrg. III. No. 73, welche zunächst einen hydraulischen Gegenstand betrifft, über den Feuerspritzen-Bau, wobey aber doch auch wieder das *Plus* und *Minus* in Formeln zur Sprache kommt.

In einem IIten *Anhang* wird eine Recension der N. Allg. D. Biblioth. über die *Neuen Erörterungen* des Vfs. zur Sprache gebracht, wobey abermals über die zwey Werthe der Wurzel einer quadratischen Gleichung einige Anstände erörtert werden. Das Beyspiel geht die Geometrie nicht an, und gehört in die Probleme von Trink-Zechen. Der Vf. will es nicht gelten lassen, dass man den einen Werth von x für unbrauchbar erkläre, wie solches Hr. Prof. *Klügel* und andere gethan haben; — und sobald man seine dabey ausgesprochenen Voraussetzungen für gültig anerkennt, muss man ihm allerdings beypflichten, und seinen Schlüssen Consequenz zugestehen.

Ar.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer: *Geometrie für Bürgerschulen und Gewerbeschulen, wie auch zum Selbstunterricht für Handwerker*, von *J. C. Buchheister*, Subconrector am Gymnasium zu Wolfenbüttel. I Theil. Mit 3 Kupfertafeln. 1826. VI und 138 S. 8. (15 gr.)

Es darf als ein erfreuliches Zeichen der Zeit angesehen werden, wenn man anfängt, solche Lehrdisciplinen in die Bürgerschulen aufzunehmen, welche gerade auf die bürgerlichen Gewerbe niederer und höherer Art den bedeutendsten Einfluss haben, und von denen man mit Gewissheit behaupten kann, dass der Wohlstand der Nation in dem Masse steigt, je mehr man auf Schulen dieselben berücksichtigt und so viel als möglich zu heben, besonders aber ihre Anwendung auf Technik zu befördern sucht. Zu diesen gehört unstreitig die Geometrie, weil sie die Vorbereitungsschule zum genaueren Verständniss physikalischer, chemischer und mechanischer Wissenschaften wird, welche als eine unerschöpfliche Quelle der nützlichsten Anwendung der bürgerlichen Betriebsamkeit, in Hebung der Fabriken, der Künste und Handwerke, zu betrachten ist. Wirft man einen Blick auf den National-Reichthum der Engländer, auf ihren blühenden Handel, auf ihre fast auf dem höchsten Gipfel stehenden Fabriken, und eben so auf dasjenige, was die französische, und in neuerer Zeit die deutsche Nation hin und wieder leistete: so erhält man die Ueberzeugung, dass diess grösstentheils eine Folge der Steigerung jener Lehrdisciplinen in den Schulen ist. — Rec. freute sich daher bey Ansicht dieses Buches, durch welches der Vf. einen guten Weg zu bahnen beginnt, und er hofft, dass von den Fürsten und hohen Staatsbeamten deutscher Staaten immer mehr durch gesetzliche Bestimmungen Veranlassung werde gegeben werden, dass mit Ernst das mathematische Studium auf Schulen mehr gefördert wird.

Wenn nun auch dieser erste Theil noch nicht so abgefasst ist, dass ihn Rec. für ganz zweckmässig halten könnte, wobey noch mehr auf das Praktische selbst Rücksicht genommen werden müsste: so verdient doch der Vf. Dank, dass er einen Versuch machte, durch ein Lehrbuch dieser Wissenschaft Eingang in den Bürgerschulen zu verschaffen. Er beabsichtigt das Ganze in drey Theile zu bringen, wovon dieser Band der erste ist. Der zweyte Theil, welcher zwar erschienen, aber uns noch nicht zu Gesichte gekommen ist, soll die im ersten Theile nicht vorkommenden Lehren der ebenen Geometrie und ihre Anwendung auf die Gewerbe enthalten, nämlich die Lehren von den gleichlaufenden Linien, von der Gleichheit der Parallelogramme und Dreyecke, von der Aehnlichkeit der Figuren, von den Massen und dem Messen, und endlich von dem Zeichnen der gleichen, ähnlichen und symmetrischen Figuren. Der dritte Theil endlich, der noch zu erwarten ist, soll die körperliche Geometrie enthalten. So soll nach diesem Buche der Cursus in drey Classen ein dreyjähriger bey zwey wöchentlichen Unterrichtsstunden seyn, welche Eintheilung Rec. für ganz zweckmässig hält.

Bey specieller Durchsicht dieses Bandes ist dem Rec. Manches aufgestossen, was er hier zu bemerken nicht für überflüssig findet. Zugleich will er die vom Vf. befolgte Anordnung des Stoffes angeben. *Einleitung* (§ 1 – 16). Rec. glaubt, dass man auf die naturgemässe Eintheilung der Mathematik in Arithmetik und Geometrie am deutlichsten geführt wird, wenn die Demonstration damit beginnt, dass ein jedes Ding (Grö-

se) aus Theilen bestehe, und dass manche dieser Dinge von einer solchen Beschaffenheit sind, dass in dem Begriffe des Dinges zugleich der Zusammenhang seiner Theile liege, bey anderen aber diess nicht der Fall sey. Dann wählt man zwey passende Beyspiele, und schreitet zur Eintheilung selbst. Im § 2 heisst es: „Die Ausdehnung der Grösen im Raume kann dreyfach seyn u. s. w. Die Länge betrachtet eine Grösse (?), in sofern ihre Theile hinter einander sind; die Breite, in sofern sie neben einander, und die Höhe, in sofern sie über einander sind" u. s. w. Ausser der unlogischen Schreibart dieser Sätze sind sie auch im Uebrigen falsch. Denn es lassen sich die Theile einer Länge, wenn man sie aus Theilen zusammensetzen will, eben sowohl hinter, neben und über einander legen, eben so bey der Breite und der Höhe, welches aus der logischen Begriffsbestimmung des Relativen dieser Ausdrücke leicht entnommen werden kann. Zu dem § 12 hätte hinzugefügt werden können, dass eigentlich zu jedem Garten, zu jedem Stück Feld, überhaupt zu jeder Figur, eine mathematische Ebene gehöre, die man sich in einer gewissen Erhebung über derselben vorstellen könne, und welche der eigentliche Raum sey, den die Umfangslinien begrenzen. — *Ebene Geometrie. Erster Abschnitt. Von der Lage der geraden Linien in einer Ebene und von den ebenen Winkeln* (§ 17—37). In den § § 18, 19 und § 25 sind Widersprüche enthalten, welche sich also ergeben: 1) Eine senkrechte und eine wagerechte Linie haben keine Neigung gegen einander, sind nicht gegen einander geneigt. 2) Wenn zwey gerade Linien in einer Ebene mit ihren Endpuncten so zusammentreffen, dass sie nicht eine gerade Linie bilden, so heisst ihre *Neigung* gegen einander ein ebener oder geradlinigter Winkel. 3) Steht der gemeinschaftliche Schenkel gh auf der geraden Linie ef senkrecht, so entstehen gleiche Nebenwinkel. Jeder derselben heisst ein rechter Winkel u. s. w. Nach No. 1 haben die Schenkel eines rechten Winkels keine Neigung zu einander. Nach No. 2 gehört demnach der rechte Winkel nicht zu den Winkeln, weil seinen Schenkeln die Neigung fehlt, und nach No. 3 wird wieder der rechte Winkel zu den Winkeln gerechnet. Wie leicht wird nicht ein aufgeweckter Kopf diese Inconsequenz entdecken, und wie leicht kann sich nicht eben dadurch ein Zweifel an der hohen Evidenz dieser Wissenschaft einstellen! — Dass der rechte Winkel zum Masse aller übrigen Winkel gebraucht werde, wie es am Ende des 25 § heisst, ist falsch. Auch widerspricht diese Behauptung dem Inhalte des § 66, wo der Vf. selbst sagt, dass das Mass eines Winkels ein kleiner Winkel sey u. s. w. Es musste bloss heissen, dass die Eintheilung der Winkel vom rechten Winkel ausginge, und dass Winkel stumpf oder spitz genannt würden, je nachdem sie grösser oder kleiner als ein rechter Winkel sind.

Zweyter Abschnitt. Von den Figuren (§ 38—74). Bey Eintheilung der Vierecke § 48 wird ein Fehler begangen, wenn man zu den Definitionen solche Eigenschaften heranzieht, die erst von diesen Figuren scharf begründet werden müssen. Dass nämlich in jedem Parallelogramme die gegenüberstehenden Seiten und Winkel gleich sind, gehört nicht in die Begriffsbestimmung. Diese ist vollständig, wenn man sagt: Ein Parallelogramm ist eine viereckigt geradlinigte Figur, in welcher je zwey gegenüberstehende Seiten parallel sind.

Dritter Abschnitt. Von der mathematischen Methode (§ 75—81). Das, was im § 75 von der mathematischen Methode gesagt wird, ist ganz ungenügend. Ueberhaupt kann Rec. nicht begreifen, warum der Vf. erst im dritten Abschnitte von dieser Methode redet, da die dahin gehörigen Betrachtungen nur in die Einleitung gehören. Wollte derselbe sich der mathematischen Kunstausdrücke: „Lehrsatz, Aufgabe, Erklärung u. s. w." bedienen, so musste er diess gleich vom Anfang thun, und nicht erst vom § 75 anfangen, bis zu welchem Puncte jene Ausdrücke schon einige Dutzend Mal vorkommen mussten. So sind früher schon viele Sätze bewiesen, obgleich erst im § 79 angegeben wird, was man unter Beweis verstehe; ja es werden im § 77 erst die Grundsätze aufgeführt, deren man sich früher schon bey der Beweisführung bedienen musste. Ein auffallendes Beyspiel für des Rec. Behauptung enthält gerade der § 79 selbst, indem daselbst deutlich gemacht wird, dass ein jeder Satz a) die Bedingung, b) die Behauptung und c) den Beweis enthalten müsse. Hiezu wird der § 31 schon mit Beweis aufgestellte Satz: „die Scheitelwinkel sind einander gleich", als Beyspiel genommen, und gezeigt, dass, wenn $W. (m + y) = 2 R$; und $W. (n + y) = 2 R.$, man nur durch Anwendung des siebenten und neunten Grundsatzes (die aber erst § 77 aufgeführt werden) die Wahrheit folgern könne, dass $W. m = W. n$ sey.

Vierter Abschnitt. Congruenz der Figuren (§. 82—109). Der zweyte Zusatz des §. 83 musste als Aufgabe besonders aufgeführt werden. Der Lehrsatz des §. 85 „von der Congruenz zweyer Dreyecke, wenn sie drey gleiche Seiten haben", musste strenger, als es geschehen, bewiesen werden. Wegen der Wichtigkeit des Satzes durfte der vollständige Beweis, nach welchem man auf drey verschiedene Arten zwey Dreyecke, welche drey gleiche Seiten haben, mit einer ihrer gleichen Seiten zusammenstellt, nicht fehlen. Dass der zweyte Zusatz in diesem §.: zwey Seiten eines Dreyecks sind zusammen grösser, als die dritte Seite, ohne weiteren Beweis hingestellt wird, muss Rec. für einen Verstoss gegen die mathematische Strenge erklären. — Um einer gegebenen Figur eine congruente zu beschreiben, ist nicht immer die Abtragung der einzelnen Dreyecke in einerley Ordnung die einfachste und leichteste Methode, wie es im §. 86 behauptet wird, sondern man kann oft auf viel kürzerem Wege diesen Zweck erreichen. Die verschiedenen Methoden dazu hätten in diesem Abschnitt recht ihren Ort gefunden. Die Aufgabe §. 88 heisst: „Eine

gerade Linie a b durch eine senkrechte in gleiche Hälften zu theilen". Was soll hier der Zusatz: „durch eine senkrechte?" Was die unlogische Bestimmung: „gleiche Hälften" bedeuten? Warum nicht kurz also: die gerade Linie a b zu halbiren? In der Auflösung soll man mit gleichen Halbmessern über und unter der gegebenen Linie gleichschenkliche Dreyecke beschreiben u. s. w. Der junge Leser könnte leicht zu dem Glauben veranlasst werden, die Schenkel des Dreyecks über der gegebenen Linie müssten wirklich dieselbe Länge, als die unter der Linie, haben, während diess doch gar nicht erfoderlich ist. Im §. 99 werden die Congruenzsätze der Dreyecke nochmals wiederholt, wo der zweyte Satz heisst: „zwey Seiten und ein Winkel bestimmen ein Dreyeck", während es heissen muss: zwey Seiten und der davon eingeschlossene Winkel bestimmen ein Dreyeck; oder wollte der Vf. unter diesen Worten auch den Satz begriffen wissen: zwey Seiten und ein Winkel, welcher der grösseren Seite gegenüber liegt, bestimmen ein Dreyeck, wie es Rec. glauben muss, da nur drey Congruenzsätze aufgeführt werden: so wäre diess ein arger Verstoss gegen die mathematische Präcision, welcher nicht entschuldigt werden kann. Der dritte Satz wird immer am deutlichsten ausgedrückt, wenn man sagt: „Eine Seite und die an derselben liegenden zwey Winkel bestimmen ein Dreyeck."

Für den Sachkundigen hat hier Rec. das Nöthige bemerkt. Ein Urtheil über die Brauchbarkeit des Werkes überhaupt wird erst dann gefällt werden können, wenn Rec. die anderen Theile durchgesehen, und die sich ergebenden Bemerkungen aufgestellt haben wird. Wir wünschen, dass der dritte Theil nicht zu lange auf sich warten lasse.

(εΛ)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig* u. *Wolfenbüttel*, im Verlagscomptoir: *Krähwinkel, wie es ist.* Ein Sittengemälde von *Santo Domingo*. Frey nach dem Französischen bearbeitet von *Niemand*. 1828. VIII u. 264 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der komischen Person in der *Opera buffa* ist jede Uebertreibung zu verzeihen, sobald sie nur keine gegen den guten Geschmack ist, und nicht etwa die Persönlichkeit der eingebildeten komischen Maske aufhebt. Für sie giebts keine Zeit, keinen Raum und kein Costume, aber ein gewisses stillschweigend einverstandenes Herkommen, und vor allen eine reichliche Gabe ächter Lustigkeit. — Ein Kleinstädter kann so gut eine komische Maske seyn, als Pantalon, der sich ihm nähert, und Harlekin; aber er muss das Talent besitzen, den Witz Anderer zu erzeugen; auch der Gutmüthigste muss über die *bulls* lachen können, ohne sich an der Bosheit des Berichterstatters zu ärgern. Hier wird er nur zu oft Gelegenheit haben, die hämische Schadenfreude des *soi disant* Sittenmalers zu bemerken. Dass er veraltete Frau-Basereyen, wie die Scenen in der Wochenstube, mit den neuesten Schildbürgerstreichen politischer Natur vermischt, ist ihm nach der vorausgegangenen Ansicht nicht zu verargen; aber dass er den Unverstand der Krähwinkler ohne die beseligende Selbstzufriedenheit seyn lässt, die sich so naiv und mit so viel *Bonhommie* ausspricht, dass wir die Leute in ihrer Herzenseinfalt nicht unliebenswürdig finden, ist schlimm; schlimmer, dass die Subjecte, die ihm zur Zielscheibe dienen, vor Galle, Gift und Geifer noch schlechter und gemeiner als dumm und befangen sind. Ueber Menschen, die ohne einen Funken von Geist und Gefühl auf der untersten Stufe sittlichen Werths stehen, zu witzeln, ist eben so geschmacklos, als Zeit verschwendend. Wer kann über solche Missgeburten lachen? Heitere Ironie, harmlose Fröhlichkeit wird erstickt von wucherndem Unkraut, an dessen tauben, widerlich duftenden Blüthen sich nur der menschenfeindlichste Satyr erfreuen mag. Bittere Ironie liesse sich eher aus dem Buche entwickeln, man könnte aus ihm beweisen, wie selbst der gute Kopf in Gefahr geräth, an Scharfblick zu verlieren, wie sein Witz schaal und abgestanden wird, wenn er zur Nullität herabsinkt. Wie sündigt er gegen den guten Geschmack in der abstossenden Schilderung der heroisch empfindelnden Liebschaft des Scharfrichters und seiner Braut! Wie frostig und erzwungen ist der Spass!

Wie leicht es sey, *Claurens* Manier nachzuahmen, haben schon Mehrere gezeigt, und die erste Mystification der Art war eine zierliche Neckerey, die in jeder Wiederholung fader, zweckloser wurde, und hier vollends missfällt. Wir können uns nicht sonderlich erfreuen, dass die Original-Mimili's und Suschen und Wally's u. s. w. das Publicum anziehen; wie aber wäre den Nachbildern die mindeste Gunst zuzuwenden, sie, welche an Gedankenleere und unnatürlicher Natürlichkeit ihren Canon, *Kozebue's* Gurli, noch übernaiven?

Gebe doch der Vf. nicht ferner Anlass, gleichgültig gegen seine Erzeugnisse zu werden, nicht in ihnen augenblickliche geschmacklose Verirrungen des Mannes von Geist zu sehen, sondern sie als Beweise von geschwächter Productionskraft und verdunkelter Beobachtungsgabe anzuerkennen!

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1831.

ERDBESCHREIBUNG.

Schaffhausen, b. Hurter: *Skizzen von der Insel Java und den verschiedenen Bewohnern derselben*, von *J. J. X. Pfyffer* zu Neueck. 1829. VI, 93 und 11 S. Erklärung der 15 illuminirten Abbildungen; nebst einer geographischen Karte der Insel Java. kl. Fol. (6 Rthlr.)

Die Insel Java blieb zur Zeit der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft so gut ein für die Wissbegierde der Europäer verschlossenes Land als Südamerika unter der Herrschaft der Spanier. Der bekannte Minister van Hogendorp war in seinem „*Bericht van den tegenwoordigen toestand der bataafsche Bezittinge in Ost-Indie*" gewissermafsen der Erste, der den Schleier lüftete, doch mehr in Hinsicht auf die Handelsverhältnisse dieser wichtigen Colonie mit dem Mutterlande, als für eine umfassende Kenntnifs derselben. Diefs erfolgte erst, während die Engländer in dem Besitz von Java standen, da für sie die Aengstlichkeit, welche die vormaligen *Bewindhebbers* beherrschte, nicht vorhanden war. Nachdem die Insel an den König der Niederlande zurückfiel, traten die früheren Bedenklichkeiten nicht mehr ein, und mehreren Gelehrten ward die Erforschung derselben vergönnt. Wir müssen nun allererst darthun, welche Befugnifs Hr. *Pfyffer* hatte, der literarischen Welt die Resultate seiner Beobachtungen und Erfahrungen über diese merkwürdige Insel mitzutheilen, und was er geben wollte. Derselbe, so erklärt er sich in dem Vorwort über den Zweck dieses Werkes, nährte schon in frühester Jugendzeit den Wunsch, die immer grünen Inseln zu betreten, und den Menschen in seinem Naturzustande kennen zu lernen. Es scheint, dafs Mifsgeschick ihm die Gewährung dieses Wunsches möglich machte, und im Jahre 1819 schiffte er sich (vermuthlich als Militär, wenigstens im Dienste der niederländischen Regierung — S. IV) im Texel nach Java ein. Sein Aufenthalt auf der Insel dauerte acht Jahre, während welcher Zeit er öfter Gelegenheit hatte, dieselbe nach allen Richtungen zu durchstreifen. Wissenschaftliche Bildung, eine richtige Beobachtungsgabe, verbunden mit Leichtigkeit, in allem das Eigenthümliche aufzufassen, machten es ihm zum Bedürfnifs, die mannichfaltigen Erscheinungen einer fremden Welt in Wort und Bild (denn die Bilder sind getreue Copieen der von ihm selbst nach dem Leben gezeichneten Originale) darzustellen; seine Verhältnisse, welche ihn mit allen Ständen und Völkerstämmen, die sich auf der Insel finden, mit europäischen Beamteten und inländischen Grofsen, mit Eingebornen und Eingewanderten, mit Asiaten und Europäern, in Berührung brachten, machten es ihm möglich, vornehmlich die mancherley Menschenclassen nach ihren Licht- und Schatten-Seiten darzustellen. Er hat seine Mittheilungen *Skizzen* genannt, weil er nicht eine systematische Beschreibung geben wollte; sondern wie der geistvolle Zeichner in dem Menschengedränge diese, jene besonders markirte Individualität in flüchtigen, aber genau charakterisirenden Zügen entwirft, so hat Hr. *Pfyffer* hauptsächlich die Menschen zum Gegenstande seiner Beobachtungen gemacht, und geschickt in den leichten Umrissen, in welchen er sie vor uns erscheinen läfst, die unterscheidenden Züge hervorzuheben gewufst. Eine kurze Inhaltsanzeige wird unser Urtheil bestätigen.

Die topographische Skizze der Insel macht den Anfang. Sie zählt ungefähr 5 Millionen Einwohner, doch ist eine genaue Zählung zur Zeit noch nicht möglich. Im Osten regieren noch zwey selbstständige Fürsten, der Susuhunan von Surakarta und der Sultan von Djocjokarta (welcher letzte in neuester Zeit einen für Holland sehr empfindlichen Krieg Jahre lang geführt hat). Das einst so glänzende Batavia fällt durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen immer mehr in Trümmer; die Europäer haben sich meistens in Weltevreden, Koningsplein u. s. w., zwey Stunden oberhalb jener Stadt, in gesünderer Lage angesiedelt, und überlassen dieselbe den Kreolen, Chinesen, Javanen u. s. w. Hierauf folgt eine Uebersicht der Naturproducte. Unter den zahmen vierfüfsigen Thieren nimmt der Büffel wegen seiner Nützlichkeit und Menge den ersten Rang ein; die Pferdezucht ist in gutem Zustand; sie, wie vieles auf der Insel, wurde durch die Vorkehrungen des General-Gouverneurs van der Capelle (dessen Verdienste um Java bey mehreren Gelegenheiten erwähnt werden) ansehnlich gehoben. Unter den jagdbaren Thieren sind der Tiger und das Rhinoceros die gefährlichsten. An zahmem und wildem Federvieh ist Ueberflufs, sowie an Fischen. Die Producte des Pflanzenreiches sind bekannt; Baumfrüchte mögen sich kaum irgendwo mannichfaltiger und schmackhafter finden (S. 16 ff. ein Verzeichnifs derselben). Von Mineralien würde auf Gold wohl nirgends mit

Vortheil gebaut werden; dagegen zeigt sich ein grosser Reichthum an Eisen, und wer weiss, ob bey dem Ueberfluss an Holz Eisenwerke, selbst mit Rücksicht auf das Mutterland, nicht mit Vortheil könnten angelegt werden; auch an mineralischen Quellen fehlt es nicht. S. 21 beginnt die Schilderung der Bewohner der Insel und zwar zuerst der Javanen, als der Eingebornen. Hier findet der Leser manche Züge, die nur derjenige mitzutheilen im Stande war, welcher während eines langen Aufenthaltes die Menschen in so mannichfachen Verhältnissen beobachten konnte. Im Jahre 1406 wurde der Islamismus auf der Insel eingeführt und mit Gewalt verbreitet; nur in einer fernen Berggegend des Königreichs Bantam finden sich noch etwa 40 Familien, die den Buddah-Dienst beybehalten haben; hie und da sieht man noch herrliche Ruinen ihrer vormaligen Tempel. Ueber Lebensart, Gewohnheiten und Gebräuche der Javanen ist in den Capiteln über Bauart, Nahrung, Getränke, Schlaf, Kleidung der Männer, Weiber, Kinder, viel Anziehendes mitgetheilt; — aber Skizzen lassen sich nicht wieder skizziren. Die Gesänge der Javanen sind eintönig und schwermüthig (wie die der meisten Völker in ihrem Naturzustande); ihre Lieder hingegen zeichnen sich durch eine sinnreiche Bildersprache aus; sie bestehen meistens aus einer einzigen Strophe; von den S. 32. 35 gegebenen führen wir eins an:

Mädchen! woher kommen doch die Würmer?
„Sie geh'n aus dem Reisfeld nach dem Bächlein."
Mädchen! woher kommt doch die Liebe?
„Sie sinkt aus den Augen in's Herz."

Zu den Lustbarkeiten der Javanen gehören eine Art *ombres chinoises*, Hahnengefechte, welche aber durch dabey vorkommende Wetten, nach Art der Engländer, oft gefährlich werden (ein Beyspiel zwischen einem javanischen Grossen und seinem Sohn, dessen der Vf. selbst Zeuge war S. 38), und Grillenkämpfe, die eigentlich kindisch sind. Jagd und Fischerey sind ebenfalls Lieblingsbeschäftigungen vornehmer Javanen. Unter ihren religiösen Gebräuchen schreiben sich noch viele von der Zeit her, da sie sich noch nicht zum Islamismus bekannten. Besonders festlich wird die Beschneidung gefeiert, und es ist leicht, bey einer solchen Gelegenheit durch gemüthliche Theilnahme die Herzen der Eingebornen zu gewinnen. Ein Trauungsfest, welchem der Vf. als Gast beywohnte, ist S. 44 beschrieben. Die Ehen sind im Allgemeinen glücklich, und in wenigen Ländern findet man mehr häuslichen Frieden und Eintracht, und doch sind die Ehescheidungen leicht; aber der Javane hütet sich, auch über die getrennte Gattin etwas Ungünstiges zu sagen. Die Feierlichkeiten bey den Begräbnissen sind einfach; die Javanen glauben ein Wiedersehen in einer anderen Welt, und viele ihrer Lieder enthalten diese tröstliche Hoffnung. Der Aberglaube ist gross; auf welche scharfsinnige Weise ein angeblicher Beschwörer einen Dieb ausfindig machte, sah der Vf. selbst; — sie erinnert an die persische Legende, wie Potiphars Weib die Liebe eines ihrer Kammermädchen zu Joseph entdeckte.

Von den Javanen geht der Vf. zur Schilderung der Lebensart der Europäer über. Das Bestreben der meisten unter ihnen beschränkt sich auf „Speculationen, mit möglichster Geschwindigkeit, auch auf jede Weise, sich Schätze zu sammeln, und sodann mit denselben nach der Heimath zurückzukehren." Die Art, wie ein Altgast, d. h. einer, der schon 20 Jahre auf der Insel gelebt hat, den Tag zubringt, giebt ein klares Bild der Indolenz und Schwelgerey dieser Leute. Von den europäischen Frauen ist noch weniger Rühmliches zu sagen. Die der Oertlichkeit wegen gut besoldeten Beamteten zeichnen sich durch Genussucht und Ueppigkeit aus; die wenigen Geschäfte erleichtern es, solchen nachzuhängen. Von Künsten und Wissenschaften ist begreiflich wenig zu sprechen. Das Capitel vom Zustand, Fortgang und Nutzen der Missionen deckt mit Sachkenntniss die Missgriffe auf, die bisher bey diesen Anstalten gemacht worden sind, und giebt die richtigen Erfodernisse an, welche allein denselben einen erwünschten Erfolg sichern könnten. Für Erziehung geschieht nicht viel, doch findet man in allen Dörfern von einiger Bedeutung Schulen für die Indianer. An Erheiterungs-Anstalten (Theater, Gesellschaftshäuser, Musik im Freyen u. dgl.) fehlt es nicht. „Unter den übrigen auf Java wohnenden Menschenstämmen stehen die Kreolen oben an." (Warum?) Der Vf. weiss wenig Gutes von ihnen zu sagen; sie vereinigen die Untugenden der Europäer und der Indier in sich; — Trägheit, Stolz, Wollust, Rachsucht sind die Hauptzüge ihres Charakters. — Die Chinesen, welche sich seit der Verdrängung ihrer alten Dynastie durch die Tataren, im Jahr 1643, zahlreich auf der Insel angesiedelt haben, befassen sich mit allen möglichen Industriezweigen; sie haben die Gestalt, Kleidung, Sprache, Sitten, Gebräuche und Feste ihrer Landsleute beybehalten. Hinsichtlich ihrer Industrie, ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Gewerbsucht könnte man sie den Juden vergleichen, obwohl sie darin vortheilhaft sich auszeichnen, dass sie auch Landbau, Handwerke und Künste treiben. Neben den genannten Nationen finden sich noch Amboinesen, Maduresen, Balier, Cingalesen und Bengalesen auf der Insel, welche alle der Vf. in bestimmten Umrissen mit ihren hervortretenden Zügen an uns vorüberführt. — Ueber den Soldatendienst der Indianer und Europäer, über Polizey, Rechtspflege, Sicherheits-Massregeln bey Feuersnoth, über Strassen und Kanäle, die Regierungsform in dem Gebiet der javanischen Fürsten, können die Angaben des Vfs. um so zuverlässiger seyn, da seine Verhältnisse ihm Gelegenheit darboten, alles diess genau kennen zu lernen. Die holländisch-indische Regierung wird gegenwärtig von anderen Grundsätzen geleitet, als es in früheren Zeiten gewesen seyn mag; sie thut viel für das Wohl des Landes, mit Thränen sah man den General-Gouverneur van der Capelle scheiden. Sein Nachfolger Graf *Bus de Gisignies* wollte, vermöge seines edlen Charakters, in wohlthätiger Wirksamkeit hinter dem Vorgänger nicht zurückstehen, aber aus Unkenntniss des Landes vertrauete er sich Leuten an, die ihn missleiteten. Der Schluss des Werkes zeugt von dem edlen Herzen und der lebendigen Phantasie des Vfs. Angehängt ist ein kurzes

Wörterbuch der malayischen Sprache, dessen Zweck wir nicht einsehen; dem Sprachforscher genügt es nicht, und dem blossen Leser nützt es nichts.

Die funfzehn Bilder sind getreu nach den Originalen des Vfs. copirt und sorgfältig (nicht fabrikmässig) illuminirt, so dass auch die artistische Ausführung dem Verleger Ehre macht. Sie stellen vor: ein javanisches Tanzmädchen; einen Landmann; ein Kind; ein Dorf; einen Pria (Wegweiser, Boten); einen Vorfechter; einen javanischen Pilger von Mekka; javanische Musik und Tanz; einen chinesischen Kampong (Weiler) am Flusse Tangerang; einen Leibgardisten des Sultans von Djocjokarta; einen chinesischen Haufirer mit seinem Kulie (Knecht); Waffen der Javanen; musikalische Instrumente; Münzen; Spielkarten; den Kampf zwischen einem Tiger und einem Büffel; einen Hauptmann der Leibgarde; Karte der Insel. Alle diese Bilder finden auf 11 S. des Anhangs die erfoderliche Erklärung. Der Preis des mit aller Sorgfalt ausgestatteten Werkes ist sehr mäsig, und dasselbe darf mit Recht allen Freunden der Länder- und Völker-Kunde als eine werthe Gabe empfohlen werden.

Wir verbinden mit dieser Anzeige noch die einer anderen Schrift desselben Verfassers:

Luzern, b. Anich: *Gedichte und Novellen* von *J. J. X. Pfyffer* zu Neueck. Erstes Bändchen (Heft). 73 S. in 8. 1830.

Unter diesen steht die Hütte am Kalitondo, eine sehr anmuthige Novelle, mit den *Skizzen* in einiger Verwandtschaft, in sofern der Schauplatz und die handelnden Personen der Insel Java angehören, und jener vornehmlich mit allen Localitäten, die nur eigene Bekanntschaft mit der Oertlichkeit in solcher Treue geben konnte, gezeichnet ist. In dem verwundeten europäischen Officier, einer Hauptperson der Erzählung, dürften wir wohl den Vf. selbst erkennen. Die Erzählung: Tod aus kindlicher Liebe, ist einfach und bewegend. Die Gedichte, worunter ein paar im Luzerner Dialekt, zeigen, sowie jene beiden Erzählungen, eine vorherrschende elegische Richtung der Phantasie des Vfs. Δ. Δ.

Kiel, in d. Universitäts-Buchhandlung von Mauck: *Skandinavien und die Alpen.* Mit einem Anhange über Island. Von *Karl Victor v. Bonstetten.* Aus dem Französischen. 1827. XXIV u. 111 S. gr. 8.

Skandinavien und die Alpen? Welch' sonderbarer Titel! wird wahrscheinlich mancher Leser ausrufen. Allein derjenige Theil der Leser, welcher den geistreichen Vf. bereits aus seinen früheren Werken kennt, wird gewiss voraussetzen, dass diese Zusammenstellung ihren guten Grund haben müsse. Dass dem in der That auch also sey, wird nachstehende Beurtheilung zeigen.

Zuvor muss aber Rec. einige Worte über die doppelte Vorrede sagen. Die erste ist vom ungenannten Uebersetzer, und hat bloss zum Hauptzweck, die geistigen Vorzüge des allerdings vielseitig als gebildeter Schriftsteller volle Achtung verdienenden Vfs. näher aus einander zu setzen. Sie berichtet zugleich, dass derselbe sich schon längst von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen habe, und damals zu Genf privatisirte. — Die zweyte Vorrede (S. IX — XXIV) ist vom Vf. selbst. Er erwähnt darin die traurige Veranlassung zu einer Reise aus seinem Vaterlande über Rastadt, Frankfurt, Kassel und Lübeck nach Kopenhagen, welcher das vorliegende Werkchen seine Entstehung verdankt. Der Reisebericht an sich selbst ist zwar sehr arm an geographischen Notizen, dagegen aber reich an allerhand interessanten Bemerkungen. So sagt er unter anderen: „So wie man sich der Ostsee nähert, scheint es, als nehme die Civilisation mit der Sanftheit der Sprache zu. Und trägt die Sprache nicht die Farben des Gefühls, welche sie ausdrückt?" — Dann: „Zu Ende des März war ich aus der Schweiz gereist. Ich brachte über 6 Wochen auf der Reise nach Kopenhagen zu, und während dieser 6 Wochen sah ich den Frühling überall auf derselben Stufe, worauf ich ihn in der Schweiz gelassen hatte, und zum ersten Male in meinem Leben machte der Frühling, der mir nachzulaufen schien, mir Langeweile." — Besonders ehrend sind die Urtheile, welche er über die deutsche Nation fällt. So schreibt er unter anderen: „Wenn man von einer Nation zu einer anderen kommt, so unterscheidet man sehr leicht das Gefühl, welches einen ergreift. Man bemerkt in Frankreich zuerst Jedermanns Verlangen zu glänzen, indem er sich von allen Anderen unterscheidet. Im Süden trifft man mehr oder weniger matte oder leidenschaftliche Seelen an. In England läfst die natürliche Gutherzigkeit das Schneidende der Reflexion fühlen. — Nur in Deutschland ist die Güte immer gut; sie ist es bey unseren Schwächen wie bey unseren Tugenden; sie geht der Ueberlegung voraus, und fürchtet weit weniger, gegen nicht bemerkte Fehler wohlgesinnt, als ungerecht gegen unbekannte Tugenden zu seyn. Die Thätigkeit eines in Deutschland so natürlichen Gefühls von Wohlwollen verursacht, dass dieses Land die Heimath der Freundschaft ist" u. s. w. Vom Zwecke dieser Schrift sagt er zwar gleich im Eingange: „Diese anscheinend geologischen Erinnerungen sind weit mehr Erinnerungen des Herzens, als Erinnerungen an Gebirge." Der Leser darf sich aber dadurch nicht irre machen lassen; er wird sich vielmehr beym Lesen überzeugen, dass der Vf. seinen Plan so gründlich, als es in seinem Gebot stand, verfolgt habe.

Das Werk zerfällt in 3 *Abtheilungen.* Die *erste*, wieder in 11 Capitel abgetheilt, führt die Ueberschrift: *Geologische Erinnerungen an Skandinavien*; die *zweyte*, in 2 Capitel zerlegt, ist betitelt: *die Berge*; die *dritte*, in 6 Capitel unterschieden, begreift die Bruchstücke über Island, und ist also nur eine für Alterthumsforscher nicht unwichtige Zugabe.

Ueber die Entstehung der in dieser Abhandlung mit grossem Scharfsinn entwickelten und durchgeführten Idee berichtet der Vf. nun Folgendes. „In Dänemark (nämlich auf der Insel Seeland) erblickte ich überall Bruchstücke der hohen Alpen (hier im Sinne der *Urgebirge* genommen); aber die Alpen, von denen diese Fragmente gekommen, sah ich nirgends." Diese

durchgängig aus Granit bestehenden Alpentrümmer finden sich nun nicht nur auf den dänischen Inseln und in einem grofsen Theile Schwedens, sondern auch auf der Jütländischen Halbinsel und in Holstein; ja der Vf. versichert gehört zu haben, dafs selbst in der Mark Brandenburg zuweilen 1 bis 2 Fufs tief unter der Erde Granitblöcke gefunden würden, wefshalb er sich zu der Vermuthung berechtigt glaubt, dafs die grofsen, Maulwurfshügeln ähnlichen Erhöhungen in der Lüneburger Haide, welche er auf seiner Durchreise hin und wieder in grofser Menge sah, auch nichts Anderes als mit Erde überdeckte Granitblöcke seyn möchten.

Nachdem der Vf. ferner erwähnt hat, dafs die Skandinavischen Gebirge (also der Kjölen), obschon sie noch immer (trotz den Bemühungen des Hn. *von Buch*, dessen Verdiensten der Vf. übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren läfst) unter die wenig bekannten und wenig erforschten Gebirge gehören, in ihrem heutigen Zustande, mit den Alpen verglichen, nur niedrig, jedoch oft reich an Weiden sind, dafs ihre Form stellenweise durchaus abgestumpfte Kegel darstelle, und dafs ihre Gipfel, statt in Spitzen auszugehen, weite Ebenen bilden; und nachdem er ferner dargethan hat, dafs jene überall zerstreuten schweren Granitmassen nicht allein durchgängig von gleicher Gröfse, sondern auch mit einer gewissen Regelmäfsigkeit, wie durch die gleichförmigen Strömungen eines tiefen Meeres, verbreitet worden sind: so macht er den Schlufs, dafs die Skandinavischen Gebirge — welche in einer ungeheueren, krummen Linie laufen, und der Halbinsel die Form eines stark gespannten Bogens geben — nur noch die Grundlagen jener alten Pyramiden des Nordens sind, deren unermefsliche Trümmer jetzt alle oben bezeichneten Gegenden bedecken; und dafs diese Gebirge von dem Nordmeere überfluthet und zertrümmert worden seyn müssen, weil der *steile Abfall* derselben in der ganzen Ausdehnung nach *Westen oder dem Norwegischen Meere*, der *sanfte Abhang* dagegen *gegen O. und S.* sich erstreckt. Von diesem Naturereignifs sagt der Vf. S. 9: „Nichts ist grofsartiger als der Einbruch des Oceans durch die Granitfelsen der Westküste von Schweden (?) und Norwegen; diese an tausend Stellen gesprengten Felsen verbergen überall tiefe Gewässer. Hie und da fassen sie diese engen Meerbusen oder Förden ein, wo das Meer in der Gestalt von schwarzen, tiefen und eingeengten oder weiten und majestätischen Flüssen bis zu 40 oder 50 Stunden ins Innere des Festlandes eindringt, und brechende Seen oder innere Meere (— letzter Ausdruck ist doch wohl eine Hyperbel! —) bildet u. f. w." Dabey lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers in einer Anmerkung auf den von *Malte Brun* in seinen *Annales des Voyages* beschriebenen See in der Nähe von Bergen in Norwegen. Dieser schwarze und tiefe, in einem Abgrunde liegende See soll dergestalt von ungeheuer hohen, senkrechten Klippen eingefafst seyn, dafs man *darin am hellen Tage*, wie in den Gewölben eines Observatoriums, *die Sterne sieht*. — Nun geht der Vf. zur Vergleichung der Skandinavischen Berge mit den Alpen über, und dieser Vergleichung verdankt das Werk seinen Titel. Hierüber spricht er sich schon S. 10 u. f. w. also aus: „Die Zerstörung unserer Alpen — deren steiler Abfall nach S., der sanfte hingegen nach N. geht, und deren Gipfel nach N. zu einst die Ufer des Meeres gebildet haben sollen — *findet sich nur in ihren Gipfeln;* die der nordischen Gebirge hat *deren Grundlage angegriffen, ohne die höheren Theile derselben zu verschonen.* Wir bewundern in der Schweiz einige Granitblöcke in unseren Thälern und deren Mündung gegenüber; allein im Norden sind diese Blöcke über Tausende von □ Stunden und bis in einer Entfernung von 50 oder 100 Stunden jenseit der Gebirge ausgestreut. Besonders an der Westküste von Norwegen haben die furchtbar zerstörenden Kräfte ihre Verwüstungen angerichtet; dort sind auf einer Küstenstrecke von mehr als 300 St. die Granitfelsen, welche bestimmt schienen, den Ocean abzuhalten, zertrümmert, in ihren Grundlagen gespalten, oder ins Meer geschleudert. Die Risse dieser Felsen sind so tief, dafs an einigen Stellen das Wasser in Granitschlünden einen Abgrund von 400 Klaftern oder 2800 F. bedeckt. Darf man sich nach diesem wundern, dafs man Trümmer der Alpen des Nordens in den schlesischen Gebirgen gefunden hat? u. f. w." — Ueber die in den Schweizer Alpen vorgegangenen Veränderungen wird schon S. 5 gesagt: „Die grofsen Ruinen, welche die Alpen der Schweiz umgeben, zeugen von einer Umwälzung, deren Geheimnifs noch keiner ergründet hat u. f. w."; ferner S. 51: „Der auffallendste Unterschied zwischen den Alpen und den Gebirgen des Nordens besteht darin, dafs die ersten überall von hohen Piks starren, letzte dagegen meistens nur stumpfe Kegel darstellen, welche statt hoher Spitzen ebene oder leicht gerundete Oberflächen erblicken lassen"; dann S. 52: „Die Abgründe der Schweizer Alpen, die zerrissenen und gespaltenen Felsen, welche man an ihren Gipfeln bewundert, befinden sich in Skandinavien nicht auf den Gipfeln, (die meist nicht mehr vorhanden sind,) sondern in den Grundlagen der Gebirge, wo das Meer in's Festland einbricht u. f. w."; und endlich S. 62: „Die Alpen sind offenbar *Ruinen: sie hatten eine Gestalt, die sie nicht mehr haben.* Wenn ihre Trümmer durch die Gewässer zerstreut wurden, so mufs man ihre ursprüngliche Gestalt unter den Gewässern des alten Oceans suchen u. f. w."

Diefs wäre nun der Hauptinhalt dieser für Geologen besonders wichtigen Schrift. Jedoch darf der Leser nicht annehmen, dafs die zur Beurtheilung herausgehobenen Sätze in der angegebenen Reihenfolge im Werk zu finden wären. Denn sie sind vielmehr die Quintessenz der durch das Ganze zerstreuten, meist nur Bruchstücken ähnlichen Wahrnehmungen und Bemerkungen. Uebrigens versichert Rec., dafs sich im ganzen Werk nirgends erheblicher Grund zum Tadel vorgefunden hat.

Die Uebersetzung ist frey von Gallicismen, und scheint das Original treu wiedergegeben zu haben. Auch Papier und Druck sind ohne Tadel, und Druckfehler eine grofse Seltenheit.

W. O. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

GESCHICHTE.

St. Gallen, b. dem Vf.: *Neue Schweizerchronik fürs Volk*, aus den Quellen untersucht und dargestellt durch Dr. *J. H. Henne*, Verwalter der Archive des Cantons St. Gallen. 1828. X u. 404 S. in 8.

Eine merkwürdige Erscheinung unserer Literatur! Denn gleichwie unter einer grossen Anzahl flacher Gesichter, die sich in ihrer allgemeinen Unbedeutenheit ähneln, eine in entschieden ausgeprägten Zügen scharf markirte Individualität unseren Blick fesselt, uns anregt und länger beschäftigt, als jene noch so geschniegelten und nach neuestem Modeschnitt zugestutzten Alltagsmenschen, so nimmt uns diese Schweizerchronik mit ihrem kräftigen Eifer zu Trutz und Schutz, mit ihrem derben Wort an Freund und Feind, mit ihrem ernsten Muth für Recht und Pflicht, mit ihrer alterthümlichen Form und Gesinnung, mit ihren Vorzügen und Mängeln mehr in Anspruch, als jene modernen Geschichtswerke, welche die hundertmal vernommenen Klagen über das Mittelalter in wenig veränderten Sangweisen einander nachleiern, und diese gleichsam zum stehenden Brey machen, in welchen sie die nach Ländern und Völkern verschiedenen Begebenheiten hineinkneten. Da aber die Geschichte keines Landes, sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen, bis in ihre kleinsten Verzweigungen so vielfältig bearbeitet, von *Lauffer* bis auf unseren Vf. in einem Zeitraum von hundert Jahren der Gegenstand so vieler Forschungen und Darstellungen geworden ist, wie die Geschichte der Schweiz; da namentlich in neuester Zeit (nach *Müller*) *Meister*, *Vögelin*, *Zschokke* und *Meyer*, in Form, Standpunct und Zweck abweichend, sie behandelt haben: so darf man bey Beurtheilung eines neuen Werkes über dieselbe weniger auf den längst bekannten Stoff, als auf den Geist, womit der Vf. eines solchen diesen Stoff durchdrungen habe, Rücksicht nehmen; man hat jetzt weniger danach zu fragen, was ein Vf. gebe, als wie er es gestalte. Diess hauptsächlich soll unsere Anzeige ins Auge fassen.

Dieser erste Band schliesst mit dem Jahr 1400, „dem Punct der Tag- und Nacht-Gleiche in der Schweizergeschichte", weil mit dieser Zeit das Heldenalter der Eidgenossenschaft endet und das Soldatenalter folgt. Er umfasst daher nächst der älteren (ziemlich weitläuftig behandelten) auch die Geschichte des grössten Theils des Mittelalters. In diesem erkennt der Vf. die Kirche und das deutsche Reich als die Angelpuncte alles Lebens. Er macht dessen kein Hehl, dass er unter jener die katholische Kirche mit ihren eigenthümlichen Lehrsätzen (sieben Sacramente, Succession der Päpste von Petrus an) und Einrichtungen (Cölibat, Klöster) versteht, und dass ihre Einheit, sowohl in sich, als mit dem Reich, die Erhaltung beider habe bedingen müssen (S. 117). Es war daher nicht blosse Pfaffenlist, wie flache Schriftsteller die Erhebung der Aebte, durch den Papst zu Bischöfen (?) und durch den Kaiser zu Fürsten, erklären, sondern der gesunde Verstand jener Zeit, der nicht aus Büchern, sondern aus der Erfahrung lernte, wie eine Kraft der anderen bedürfe, um zu bestehen, alle aber der Religion (S. 101). Kirche und Staat stehen in einem geheiligten unantastbaren Verhältniss; tritt eines aus seinem Wirkungskreise heraus, so wirken die Folgen bis in späte Glieder. Das versuchte Heinrich IV; Gregor VII aber rettete durch seine tiefe Einsicht, seine unerschütterliche Festigkeit beide; „er übernahm es ohne Eisen, ohne Gold, bloss mit seiner Seelenkraft, Europa am Wege ins Sultanthum zu erretten, wozu es 1815 (soll wohl heissen 1813?) des Aufbruches der gesitteten Welt bedurfte"; und hierin sah Gregor nur die Uebung einer heiligen Pflicht. Hr. *Henne* urtheilt demnach (wie *Müller*, *Raumer*) über diesen Mann ganz anders, als jene Neueren, welche meinen, alles kräftigere Leben des Staates werde nur durch Unterdrückung der Kirche bedingt, und hiezu habe derselbe nicht bloss das Recht, sondern sogar die Verpflichtung. Desswegen werden hier Heinrichs Anhänger bey Weitem nicht so geehrt, wie von denen geschieht, welche die Geschichte nur als Corollarium irgend einer staatsrechtlichen Doctrin behandeln. Ebenso urtheilt er über den langen Hader der Hohenstaufen mit den Päpsten, dessen einseitige Behandlung gleichfalls bey den meisten Geschichtschreibern statutar geworden ist. Auch Kaiser Ludwigs Streitigkeiten mit der Kirche gingen aus Misskennung ihrer Stellung zum Reich hervor, und es war damals (wie jetzt) das Geheimniss der Machthaber, sie sammt der Religion lächerlich zu machen, um ganz

andere Pläne zu verwirklichen (S. 282). Es ging aber für jene Zeiten alle Ordnung, alles, was wohlthätig auf die Menschen einwirkt, jeder Schirm der wahren Freyheit von der Kirche aus. Unter den Kaisern leuchten dem Vf. vor allen Karl der Grosse, Rudolf von Habsburg hervor, weil sie nur *eine* Kraft, nur *eine* Freyheit im Reich, alle anderen Kräfte und Freyheiten als Glieder derselben erkannten; Karl IV hatte hievon noch eine Ahnung, und war stark genug, die goldene Bulle zu geben, aber zu schwach, um sie zu handhaben. Diesen beiden Grundprincipien folgend, die überall durch die Erzählung durchblicken, läst der Vf. in seinem Urtheil über die Begebenheiten weder durch Liebe für sein Volk, noch durch den Vorgang grosser Autoritäten, sich bestechen. So finden wir eben sowohl bey Herzog Johann von Schwaben die fehlerhafte, als bey Kaiser Albrecht die vortheilhafte Seite angedeutet; S. 300 über Zürich ein strengeres Urtheil gefällt, als man es sonst zu hören gewohnt ist; die damaligen Klagen über die Aufnahme von Zug und Glarus in die Eidgenossenschaft gegen des Reichs Willen, und Berns Verbindung mit Biel, wozu jenes keine Befugniss gehabt habe, weil die Bürger dieser Stadt nicht Reichsfreye, sondern Unterthanen eines anderen Herrn waren, keineswegs gemissbilligt. Nicht nur schiebt er die Veranlassung des Sempacherkriegs auf ein rechtswidriges Verfahren der Eidgenossenschaft, sondern sagt (S. 363): „Ich würde mich schämen, mein freyes Urtheil zurückzuhalten, dass Arnolds Opfertod grösser ist, als der ganze Krieg." Auch der Anschlag der Wesener (deren Hauptverbrechen gegen die Glarner die bequeme Lage ihrer Stadt an der Handelsstrasse mit Italien, ihr Wohlstand und ihre Behaglichkeit unter Oesterreichs milder Herrschaft war) kommt bey ihm nicht mit dem schneidenden Tadel weg, welchen man sonst darüber ausgesprochen findet. Ueberhaupt tritt des Vfs. Glut für Recht bey vielen Veranlassungen hervor; z. B. über die Aufhebung der Klöster: „wo es einträglich, wie bey Aufhebung der deutschen Klöster, da sind die Fürsten sogleich mit Freysinn zur Hand, und das Volk hilft, weil es glaubt nimmer steuern zu müssen" (vgl. S. 134 über die Aufhebung des kl. Peterlingen durch Bern); S. 142 „König Rudolf III von Burgund blieb ein machtloser Fürst, weil er nicht ein rechtlicher seyn wollte"; S. 195 „in missverstandenem Freyheitsgefühl glaubt ein Volk oft, man sey nur dann frey, wenn man keinem mehr das Seine lasse; S. 235 — „es war damals noch nicht Sitte, dass ein Knabe Revolutionen anfing, wenn ihm die Ruthe weh that". In diesem Sinne wird über den Züricher Bürgermeister *Brun* (der, wenn er jetzt lebte, in hundert liberalen Blättern seine Apotheose lesen könnte) gesprochen, denn er wusste (wie heut zu Tage so Viele) dem Volk zu schmeicheln, und schlau, aber feig (man denke nur an sein Benehmen bey der Schlacht zu Tättwyl), eine Oligarchie für sich anzubahnen: „denn das Volk weiss selten, was wahre Freyheit ist, wer ihm deren Schatten zu geben weiss, der hat gewonnen"; „weil der Adel zerfiel, hielt man für eben so leicht, den Staat zu gerben als das Leder, dessen Einkünfte zuzuschneiden wie die Kleider, und Freyheiten und Recht auszuwägen wie Pfeffer und Muskatnüsse." Nicht minder vertheidigt der Vf. S. 346 die Fürstenrechte (sollen ja — S. 86 — die Könige durch die Salbung gemahnt werden, dass sie die Würde nicht von sich, sondern *von Gott* haben); fällt über den St. gallischen Abt Cuno von Stoffeln ein günstigeres Urtheil, als es die Uebung mit sich bringt, und erkennt, dass das Haus Oesterreich von einem Geist der Billigkeit und des Rechts durchdrungen war und noch sey, wie wenige Herrschergeschlechter. Dass bey solchen Gesinnungen des Vfs. Urtheil über die französischen Freyheitsapostel (er vergleicht S. 51 das Benehmen der Römer gegen die Helvetier mit dem der Franzosen im Jahr 1798,) so wie über den Bonapart'schen Despotismus (S. 176), nicht glimpflich ausfallen konnte, läst sich mit Recht erwarten; dieselben müssen aber auch in dem Vf. zu tief gewurzelt seyn, als dass wir nicht vermuthen dürften, in ihm einen der wenigen Besseren achten zu dürfen, die in den neuesten Stürmen, welche in der Schweiz abermals alles durch einander gewühlt haben, entweder mit Ernst ihnen sich entgegenzustemmen mögen versucht, oder mit der Wehmuth eines über den Zerfall aller Ordnung und aller geheiligten Rechte gebrochenen Herzens diese von heillosen Demagogen gestiftete Verwirrung betrauert haben.

Es giebt sich ferner in nothwendiger Verbindung mit dem bisher Angedeuteten in diesem Buch eine kräftige, ernste und aus den Empfindungen eines für Wahrheit und Recht begeisterten Gemüthes hervorgehende zweyfache Polemik zu vernehmen; zuerst diejenige gegen so viele Verkehrtheiten, Flachheiten und Anmassungen unserer Zeit, ihrer Meinungen und Urtheile, wie über die Klöster und das Klausnerleben (S 101. 137) und die Meinung, als hätte in jenen immer nur stockdicke Finsterniss geherrscht; gegen die Sucht, das Gute, das man an Männern, über welche die Geschichte ein strenges Urtheil fällen muss (Donat von Vatz), nicht anerkennen mag, für Mönchsmährchen auszugeben; gegen die ungezügelte Pressfrechheit (S. 302 eine fulminante Anmerkung); gegen die Meinung, Alles für Zufall zu halten, während die alte Kirche vielleicht zu viel Wunder angenommen habe (S. 235). Den *Zweck* der Menschheit: Vereinigung aller Kräfte auf Einen Punct (doch möchten wir hinzusetzen: mit möglichster Schonung für individuelle Freyheit und Rechte, sonst wüsste die Despotie jenes am besten zu realisiren), habe unsere jetzige Welt grösstentheils verloren, weil sie nur *Zwecke* kenne. Neben dieser und mit ihr innig verwandt finden wir in dem Buch eine zweyte Polemik, gegen Schriftsteller, welche nur von dem Standpuncte der Gegenwart in die Vergangenheit schauen; gewissermassen Theile aus dieser hervorreissen, und Elle und Richtmass, wie sie von jener verordnet werden wollen, zurecht legen und darnach dieselben messen. Unter diesen wird zuerst *Zschokke*

genannt, bisweilen auf ihn hingedeutet; dann *Kortüm*, „ein kräftiger Vertheidiger von allen Kämpfen gegen alte Formen", S. 299; auch der Geschichtschreiber der schweizerischen Reformation, *Hottinger;* welchen allen er übereilte oder einseitige Urtheile über Zeiten, Begebenheiten und Männer vorwirft, und deren Weise, über die hier beschriebenen Jahrhunderte und den in denselben waltenden Sinn und Geist abzusprechen, die Weise des Vfs. stracks entgegensteht, obwohl jene, wie natürlich, eines grösseren Publicums sich zu erfreuen haben.

Hinwiederum fehlt es auch bey diesem Werk nicht an Stoff zum Tadel. Wollte man den von der Sündfluth her begonnenen Anfang der Schweizergeschichte, die weitläuftig erzählten Wanderungen der Kelten, und die Begebenheiten der cimbrischen Kriege rügen, so könnte freylich der Vf. auf den Titel verweisen, welcher eine Chronik ankündigt, mithin die strengere Form eines Geschichtswerkes nicht anerkennt; eben dieser könnte das rasche Abspringen von einer Begebenheit zu der anderen, oder das Zusammendrängen mehrerer oft in ein kleines Capitel rechtfertigen; der Vf. würde ihn vielleicht auch der Frage entgegenhalten, warum so häufig andere Chronisten, *Tschudy*, *Justinger*, dann aber auch neuere Schriftsteller, *Müller*, *Raumer*, *Pfister*, dann in entgegengesetztem Sinne die Obgenannten, mit eigenen Worten angeführt werden. Diesem Titel entspricht dann auch der Stil, der in seinem Wesen rasch, kräftig, in seiner Form alterthümlich (z. B. *ze hand*, *morgendess*, *eine harstliche Burg*) ist, bisweilen auch ganz eigenthümliche Zusammensetzungen sich erlaubt (wunderstreng listig; kraftfrech u. dgl.); Ausdrücke, wie: Ariovist wulste, wie man Meisen fange; Pompejus schanzten (wendeten) sie Spanien zu — streifen an das Gemeine; die römischen Triumviri heissen Dreybündler. Ob der Vf. daran wohl gethan habe, jede directe Rede in Sprachweise und Schreibart des funfzehnten Jahrhunderts zu geben, wollen wir nicht entscheiden, da er doch die Römer, Kelten, Cimbern und alten Helvetier in der jetzt üblichen Schriftsprache musste reden lassen. Verschiedenes wäre über die Etymologieen zu bemerken, auf welche Hr. *H.* viel zu halten scheint; diesen zu lieb werden die *Tulingi* nach Stühlingen versetzt. Mitunter fehlt es auch nicht an kleinen Irrthümern. S. 35 soll ein Stadium eine Juchart seyn, wodurch ein Längenmass durch ein Flächenmass erklärt wird. Cäsars Commentarien werden ein Tagebuch genannt, was sie doch eigentlich nicht sind. S. 69 werden die salischen Franken an die Saale verlegt, wogegen in neuerer Zeit Zweifel erhoben worden sind. S. 148 lässt er den bekannten Habsburger, Wernher, Bischof zu Strassburg, mit Fürstenberg verwandt seyn, welches Haus zu dessen Zeit noch gar nicht existirte. Nach S. 233 ging Kaiser Albrechts Plan auf Erblichkeit der Kaiserwürde, „wenigstens so lange es sein Haus werth bleiben würde"; dieses letzte lag gewiss nicht in seinem Plan. Gesslers Hut nennt der Vf. eine noch nicht ganz sichere Sage. S. 250 wird aus Fahrwangen Aarwangen gemacht. Dass zu Königsfelden Agnesens Zelle noch gezeigt werde, hat zwar seine Richtigkeit, aber wie man so manches in der Welt zeigt; es ist ausgemacht, dass derjenige Theil des Klosters, den sie bewohnte, längst schon niedergerissen ist. Dass der 15 Nov. (Schlacht am Morgarten) der Todes- und Fest-Tag des heiligen Leopold war, erinnern wir uns wirklich nicht bey irgend einem Schriftsteller angemerkt gefunden zu haben; es ist aber richtig. S. 323 werden die Gügler die ersten eigentlichen Soldaten genannt; — die Brabançons, welche König Johann ohne Land in seinen Kriegen gegen Frankreich im Sold hatte, waren schon solche. Das Wort *freysinnig* kommt oft vor; es hat aber durch den Missbrauch, der in neuester Zeit damit getrieben wird, eine schiefe Bedeutung erhalten; die Frutigen, welche beschlossen, sieben Jahre lang kein Rindfleisch zu essen, um sich von Steuern loszukaufen, verdienen diesen Namen in der That; heutzutage aber könnten sie ihn durch einen solchen Entschluss nicht mehr erwerben, sondern bloss noch dadurch, wenn sie sich irgendwo unter einem Advocaten, Barbier oder Wirth versammelten und erklärten: wir entrichten keine Steuern mehr.

K.

DARMSTADT, b. Leske: *Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons.* Wohlfeile Taschenausgabe, mit Schlachtplanen. Aus dem Französischen 1829. Dreyzehntes Bändchen 195 S. Vierzehntes Bändchen 218 S. Funfzehntes Bändchen 196 S. Sechzehntes Bändchen 211 S. 16. (Jedes Bändchen 6 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 74]

Ueber den Werth der Sammlung im Allgemeinen haben wir uns schon früher ausgesprochen, und die vorliegenden Bändchen rechtfertigen aufs Neue die dort geäusserte Meinung. Das 13te enthält die Fortsetzung der Feldzüge nach Italien nach *Saintine* und zwar den Feldzug von 1796 vom Monat Juni bis zum October; die Erzählung ist lebhaft und gefällig; indess, wer hier die Ereignisse genauer kennen lernen wollte, um darauf eine reinmilitärische Ansicht oder ein Urtheil zu gründen, der würde sich sehr getäuscht sehen. Zugleich ergiebt sich, wie traurig es mit einer solchen, rein aufs Uebersetzen begründeten Unternehmung steht. Wirklich naiv wird am Schlusse des Bändchens bemerkt: „Da die Fortsetzung des Hn. *Saintine* wider Erwarten bis jetzt noch nicht erschienen ist, so sehen wir uns gleichfalls zu einer Pause in der Erzählung dieser Feldzüge genöthigt" — auf selbstständiges Schaffen haben daher die Unternehmer dieser allgemeinen Kriegsgeschichte gänzlich verzichtet! Daraus entsteht für sie die Nothwendigkeit, im 14ten bis 16ten Bändchen die Geschichte der Feldzüge von 1792—1794 in der Champagne, am Rhein

und in den Niederlanden zu liefern, versieht sich nach einem französischen Buche vom Bataillonschef *Viennet* im Generalstab. Dieses Buch ist aber leider eins der schlechtesten, welche über die Revolutionskriege geschrieben worden sind; der Vf. hat durchaus nicht für nöthig erachtet, die Relationen der Gegner, sowie die in Deutschland u. s. w. erschienenen Darstellungen, zu benutzen; wahrscheinlich kann einem Generalstabsofficiere ein solcher Einfall nur in Frankreich kommen, gewiss aber findet eine solche Scharteke einen Uebersetzer nur in Deutschland. Wir würden unsere Zeit auf schnöde Weise zu vergeuden glauben, wollten wir die groben historischen Irrthümer Schritt für Schritt verfolgen; es ist diess auch unnöthig, und daher genug, auf die wahrhaft abgeschmackte Art hinzuweisen, in welcher der Vf. den Marsch nach Valmy und die Kanonade bey diesem Orte darstellt, die unter seiner Feder zu einer grossen Bataille wird. Wie hat sich nun der deutsche Bearbeiter dabey benommen? Er übersetzt die Abgeschmacktheiten ganz treulich, und begnügt sich, in Anmerkungen die Angaben deutscher Geschichtschreiber zu erwähnen, wobey besonders die: *Geschichte der Kriege in Europa seit dem J.* 1792, soweit sie damals erschienen seyn mochte, gehörig ausgeschrieben wird. Auf diese Weise ist es allerdings leicht, Kriegsgeschichte zu liefern; es ist aber ein wenig zu stark, wenn (XV B., S. 63) im Texte *Batton* steht, und in einer Note, hinzugefügt wird: *Blaton* nach d. Gesch. d. Kr. II. S. 64; der Uebersetzer hat es also nicht einmal der Mühe werth gehalten, bey seiner Arbeit die Charte von *Ferraris* oder *Le Capitaine* zur Hand zu nehmen, wo ihm kein Zweifel über die Schreibung des Namens übrig bleiben konnte. Bisweilen verschweigt er auch seine Quellen; aus welchem Grund diess auch geschehen mag, er sollte vorsichtiger dabey seyn, um nicht Blössen zu geben, wie B. XV. S. 119, wo er auf eigene Hand: *Moniteur* 1793 *p.* 144 citirt. Jedermann muss glauben, er habe den Moniteur selbst aufgeschlagen; da aber das erwähnte Factum viel zu spät im Jahre vorfiel, als dass es auf jener Seite schon hätte zur Sprache kommen können, so schöpften wir Verdacht, und nahmen unseren Recurs zu der mehrgedachten *Geschichte* u. s. w., wo sich dann (Band II. S. 93) jenes ganze Citat fand, und zugleich bey Vergleichung mit S. 91 ergab, dass es heissen müsse: *Monit. l'an* II. p. 144. — Die Sammlung muss nichts desto weniger ihr Publicum finden, weil sie fortgesetzt wird.

L.

BERLIN, b. Enslin: *Historisches Taschenbuch*, herausgegeben von *Friedrich Buchholz*. Eilfter Jahrgang, oder *Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien.* Vierzehnter Band. *Begebenheiten des J.* 1825. 1828. 569 S. 16. (1 Rthlr. 12 gr.) Zwölfter Jahrgang, oder *Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien.* Funfzehnter Band. *Begebenheiten des J.* 1826. 1829. 411 S. 16. (1 Rthlr. 12 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1830. E. B. N. 23—25.)

Diese beiden Jahrgänge zeichnen sich wiederum aus durch Vollständigkeit und Vorsicht in der Darstellung von Begebenheiten, welche unsere Zeiten nahe berühren, sowie durch einen reinen Stil und klare Folgerungen aus gegebenen Daten. Indem der Vf. in der Regel nur Thatsachen vorträgt, und keinem Gemälde zu viel Schatten giebt, verdient er den Beyfall der Leser und die Achtung der Historiker wie früher. Neue Ansichten kann er natürlich selten liefern. Wenn er die Geschichte zweyer Staaten trennt, so vermeidet er zugleich die Wiederholung der nämlichen Begebenheiten in der äusseren Reibung zweyer Staaten. Er fängt in beiden Jahrgängen mit der pyrenäischen Halbinsel und deren vormaligen Colonieen an, und schliesst mit Preussen. Brasiliens Begebenheiten sind Portugal angekettet, und die schwierige Lage beider Staaten ist in gedrängten Zügen geschildert. Bolivar ist nicht geschmeichelt, sondern Gerechtigkeit widerfahren. Spaniens Lage ist noch heute die nämliche und richtig getroffen. Bey Grossbritanien sind die Colonialerschütterungen nicht übergangen. Frankreich hat im J. 1825 die umständliche Krönungsgeschichte, mit genauer Bemerkung der Auslassungen; die Niederlande umfassen auch die Colonieen, deren Behauptung kostbar wurde. Russlands Geschichte enthält die Krankheit des Kaisers Alexander und Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus mit den darauf folgenden Begebenheiten richtiger und genauer als von Anderen erzählt; die türkische und die Revolutions-Geschichte Griechenlands verdienen als Muster empfohlen zu werden. Manches Interessante trifft man in der Geschichte der italiänischen Halbinsel, der Schweiz, Oesterreichs, Baierns und anderer deutschen Staaten, sowie Preussens.

Schliesslich bemerken wir, dass bey der kurzen und gediegenen Darstellung des Vfs. vermuthlich manche Leser das Anerbieten des Verlegers gern benutzen werden, die früheren 13 Jahrgänge statt 26 Rthlr. für 6½ Rthlr. und einzelne Bände für 20 gr. zu überlassen.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

NEUNZEHNTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich - sächsischen Zeitungs - Expedition.
1831.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1831.

MEDICIN.

Würzburg, b. Strecker: *Bibliothek der deutschen Medicin und Chirurgie*, von *J. B. Friedreich* und *A. K. Hesselbach*, ordentlichen Mitgliedern der philosophisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg. Erster Jahrgang, 1828. 1292 S. 8. *Ergänzungsband*, herausgegeben von Dr. *A. K. Hesselbach*. 724 S. Zweyter Jahrgang, erstes und zweytes Heft. 1829. 412 S. 8. (Jeder Jahrgang 5 Rthlr. 12 gr.)

So viele Journale auch Deutschland hat, so fehlte es doch noch an einem, welches kernvolle Auszüge von den deutschen medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Werken lieferte. Die rühmlich bekannten Herausgeber fassten die Idee, durch diese Bibliothek einem solchen Mangel abzuhelfen. Aus der Vorrede aber zum zweyten Jahrgange erfahren wir, dass der so thätige Hr. Prof. *Friedreich* durch eine schwere Krankheit abgehalten worden ist, ferneren Antheil an dieser Bibliothek zu nehmen, und dass diese von nun an unter der Leitung des Hn. Prof. *Hesselbach* allein fortgesetzt wird, so wie denn schon der Ergänzungsband des ersten Jahrganges und die zwey ersten, vor uns liegenden, Hefte des zweyten Jahrganges von ihm allein herausgegeben sind.

Der Plan dieser Zeitschrift ist folgender. Sie soll gedrängte Auszüge aller neu erscheinenden, grösseren und kleineren Werke über Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe liefern, und zwar so, dass alle zwey Monate regelmässig ein Heft von 12—15 Bogen erscheint, welches die Auszüge der in den verflossenen Monaten erschienenen Schriften enthält. Die Werke, welche im Auszuge mitgetheilt werden, sind solche, die dem Gebiete der Anatomie, Physiologie, Pathologie, Semiotik, Materia medica, Therapie, Chirurgie, Geburtshülfe, Staatsarzneykunde und der Geschichte und Encyklopädie der Medicin angehören. Ausgeschlossen bleiben periodisch erscheinende und alle älteren Schriften; auch werden die ausgezogenen Werke keiner Kritik unterworfen. Drey Hefte machen einen Band, der seinen eigenen Titel und seine eigenen Seitenzahlen erhält, und zwey Bände machen einen Jahrgang. Diejenigen Bücher, welche in diese sechs Hefte nicht aufgenommen werden konnten, werden in einem eigenen Ergänzungsbande um die Ostermesse des folgenden Jahres, nebst vollständigem Register des ganzen Jahrganges, nachgeliefert werden.

Die Vorrede zum ersten Jahrgange schliessen die Herausgeber folgendermasen: „Da es bey der grossen Reichhaltigkeit der täglich erscheinenden medicinischen und chirurgischen Schriften dem Einzelnen, sowohl des Geldes- als des Zeit-Aufwandes wegen, unmöglich wird, mit dem ganzen Umfange derselben bekannt zu werden: so glauben wir, durch die Herausgabe dieser Bibliothek dem ärztlichen Publicum einen angenehmen Dienst zu erweisen. Und da wir selbst allein das Ganze bearbeiten, so können wir auch um so mehr die Versicherung geben, dass sämmtliche Werke, nach dem vorgezeichneten Plane, in getreuen und nur das Wesentliche enthaltenden Anzeigen dargelegt werden."

Gewiss im Allgemeinen ist die Idee dieser Bibliothek vortrefflich; und sie ist im Stande mehr Nutzen zu stiften, als vielleicht alle anderen medicinischen Journale in Deutschland zusammen, besonders auch diesen, dass sie dazu beytragen wird, die süddeutschen Aerzte mit den Leistungen der norddeutschen, und so umgekehrt, bekannt zu machen; aber sie muss mit mehr Sorgfalt ausgeführt seyn. *Erstens* muss hiebey mehr auf Vollständigkeit gesehen werden. So sind z. B. in dem ersten Jahrgange 100 Schriften angezeigt worden, wounter 9 anatomische, 2 physiologische, 4 pathologische, 22 diätetische und zur Arzneymittellehre gehörige, 27 therapeutische, 11 chirurgische, 15 geburtshülfliche, 9 aber der Staatsarzneykunde, 5 der Geschichte und Encyklopädie der Medicin angehören, und *ein* Werk vermischten Inhalts; welche zusammen nur fünf und neunzig ausmachen, aber von verschiedenen Werken sind mehrere Bände erschienen. Nun ist es aber schon aus den Mess-Katalogen von 1828 klar, dass mehr als hundert medicinisch-chirurgische Schriften in jenem Jahre erschienen sind. Wenn man auch nicht in den hier gelieferten Auszügen eine absolute Vollständigkeit sucht, so ist es doch nothwendig, dass die wichtigsten Werke angezeigt werden. Rec. findet es daher sehr passend, dass Compilationen als „bekannte Sachen" angeführt werden; auch verdienen medicinische Volksschriften und dergleichen keine weitere Anzeige. *Zweytens:* Was die Auszüge selbst anlangt, so erlaubt es zwar der Plan

unserer A. L. Z. nicht, Journal-Anzeigen wiederum zu recensiren; doch können wir versichern, dass die meisten Auszüge und Anzeigen, welche diese *Bibliothek* enthält, genügend abgefasst sind, wenn auch einige mit mehr Fleiss hätten ausgearbeitet werden sollen. Vorzüglich muss der Herausgeber sich hüten, die jungen, unerfahrnen und — wie es denn meistens der Fall ist — auch unwissenden Homöopathen in ihrem selbstgefälligen Ton redend einzuführen, denn hiedurch wird er besonnene und wissenschaftlich gebildete Leser von seinem Journale abschrecken. Ueberhaupt aber kann Rec. zum Schlusse die Aeusserung nicht zurückhalten, dass die ersten Hefte ihm bey Weitem besser als die folgenden bearbeitet scheinen, wesshalb er auch sich sehr freuen würde, wenn Hr. Prof. *J. B. Friedreich* die Mitherausgabe dieser *Bibliothek* wieder übernehmen wollte.

N. J. B.

FRANKFURT a. M., in d. Hermann'schen Buchhandlung: *Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis.* Von Dr. *Johann Heinrich Kopp*, kurfürstlich hessischem Oberhofrathe, Medicinal-Referenten bey der kurfürstlichen Regierung zu Hanau und Garnisonsarzte daselbst, Director der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, u. s. w. Erster Band. 1830. VIII u. 375 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir freuen uns, die Memorabilien eines Arztes anzeigen zu können, dessen Ruhm längst begründet ist. Sie verdienen dieselbe Aufnahme, welche seine Beobachtungen im Gebiete der Heilkunde mit Recht gefunden haben. Der Vf. beginnt mit einem höchst interessanten Aufsatze über *Asthma thymicum*, eine Kinderkrankheit, welche auf abnorm vergrösserter Thymusdrüse beruht, die im Stande ist, der Respiration und dem kleinen Kreislaufe mechanische Hindernisse in den Weg zu legen. Er wurde zuerst auf dieses Leiden in einer Familie aufmerksam, wo drey in der Geburt auf einander folgende Knaben demselben unterlagen; bey den beiden letzten wurde die Section vorgenommen, und die Thymushypertrophie lag klar am Tage als Krankheitsursache. Aehnliche Fälle beobachteten auch *Rullmann*, *Tritschler* und *Ulrich*, die sie hier mittheilen liessen; der Vf. aber hat das Verdienst, zuerst darauf (in der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg) aufmerksam gemacht zu haben. Wir finden zwar bey älteren Anatomen nicht selten solche abnorme Vergrösserungen der Thymusdrüse angeführt, ohne jedoch die Erscheinungen im Leben angedeutet zu sehen. Es ist daher eine wahre Bereicherung der Kinderpathologie, wenn der Vf. beweist, dass nicht bloss das Herz alle Schuld der regelwidrigen Erscheinungen der Respiration und des Kreislaufes im kindlichen Organismus trage, sondern dass auch die Thymus ihren Antheil daran habe. Das Bild der Krankheit ist durch die angeführten Fälle so deutlich, dass kaum Verwechselungen möglich sind. Die Prognose ist freylich nicht die günstigste; doch ist der Zustand in sofern heilbar, als der Umfang der Drüse noch nicht zu gross ist, und ein Stillstehen der weiteren Entwickelung bewirkt wird, indem die Aufgabe, die Rückbildung zu befördern, nicht so sicher zu lösen ist, und immer der späteren Entwickelung aufbewahrt bleiben muss. Der Vf. stellt darauf die fremden Beobachtungen über krankhafte Erscheinungen an der Thymus überhaupt zusammen, wobey er noch manche Spuren seines *Asthma thymicum* findet, so dass wir zugleich nebst den Mittheilungen, die er von Tiedemann erhielt, eine vollständige Literatur über die Thymusdrüse hier finden. Nur einen möglichen Fall haben wir noch hinzuzufügen. Diese Thymushypertrophie, von der es sich bis jetzt hauptsächlich handelte, ist eine angeborne, es kann aber auch die Möglichkeit zu einer acquisiten dadurch gegeben seyn, dass eine *Intermittens*, eben so wie Hypertrophie der Leber, Milz, *Glandula thyreoidea*, auch diese erzeugt, zumal da nach *Tritschler's* angeführtem Beyspiele doch zwischen der Thyreoidea und Thymus ein gewisses Wechselverhältniss angenommen werden kann. Gewiss kommt diese bey bösartigen Epidemieen, die gerne solche Depots hinterlassen, vor; sie wurde bisher eben so, wie die angeborne, übersehen.

Physconia scirrhoidea, eine lesenswerthe Krankengeschichte mit Sectionsbericht. — *Croup*, die Anwendung des Kupfervitriols in Pulver wird gelobt. Seine gute Wirkung in dieser Krankheit scheint aber zum Theil darauf zu beruhen, dass er das Nervensystem, welches hiebey sehr aufgeregt ist, beschwichtigt. Bey *Schwindel* zeigte *Nux vomica* den besten Erfolg. Der *Jodine* nachtheilige Wirkung auf das Uterinsystem wird bestätigt. Die *Asa foetida* wandte der Vf. mit dem besten Glücke im *Keichhusten* an, worüber noch andere praktische Bemerkungen mitgetheilt werden, welche nicht minder Berücksichtigung verdienen. Ferner finden wir einen wichtigen Fall von *Sphacelus senilis* der unteren Extremitäten; des Vfs. Behandlungsweise der *Leucorrhöe*, die in der örtlichen Anwendung eines mit Adstringentien getränkten Waschschwammes besteht; doch dürfte dieses Verfahren nicht so unbedingt nachzuahmen seyn, da bey einem vorhandenen Reizungszustande der Genitalmucosa, durch venöse Congestion begründet, dieser erst abzustumpfen ist, ehe man zu Adstringentien seine Zuflucht nimmt, um nicht durch zu schnelles Vertreiben des Katarrhprocesses einen Uebersprung auf noch vulnerablere Organe, z. B. die Lungen, zu veranlassen. Bemerkungen über die Anwendung von *China* und *Chinin* im Wechselfieber, von denen erste Rückfälle leichter verhüten soll, als letztes; über *Kupfer-Salmiak*, der in der Form des *Köchlin'schen* Kupfersalmiakliquor vortreffliche Dienste in Krankheiten von gestörter Assimilation und geschwächter Verdauung, vorzüglich in Atrophie der Kinder aus Unterleibsfehlern, leisten soll. Ueber *Klystiere mit kaltem Wasser* in habitueller Hartleibigkeit, von deren Nutzen

wir uns seit mehreren Jahren gleichfalls überzeugt haben; über *weibliche Unfruchtbarkeit*, beruhend auf Atonie des gesammten Uterinsystems, die durch den umsichtigen Gebrauch der Sabina am sichersten gehoben wird; ein interessanter Fall von *Milchversetzung* mit Sectionsbericht; treffliche Bemerkungen über *hitzige Wassersucht der Gehirnhöhlen*, *Bluthusten und Lungenentzündung bey Schwangeren*, wo in einem Falle nach gehobener Pneumonie die Hämoptysis durch Adstringentien beseitigt wurde. In schlimmen Fällen von *Skropheln* besiegte der Vf. das Leiden durch *Fare's* Methode, nach welcher innerlich Aetzkali, und äusserlich Mercurialeinreibungen angewendet werden. Selten ist der Fall von *Scirrhus et carcinoma pancreatis*, und auf das *Leiden des Uterus*, das, vom Vf. *Hysteranesis* genannt, in Erschlaffung des *fundus uteri* und dadurch bedingter Vermehrung von dessen Volumen besteht, also mehr hypertrophischer Natur zu seyn scheint, wenn es ohne vorausgegangene Schwangerschaft entstand, aufserdem aber auf wahrem Mangel an Contractilität beruht, und in beiden Fällen durch Sabina geheilt wird, wurde bisher selten oder nur nebenbey aufmerksam gemacht.

Eben so interessant, als das Bisherige, sind die ferneren praktischen Bemerkungen über das *kohlensaure Eisen*, *Brustentzündungen*, *Krankheiten vom Missbrauch geistiger Getränke*, über den *Einfluss der Witterung auf Gesundheit und Krankheiten der Menschen*. Die Bemerkungen, welche *zur Biostatik* gegeben werden, sind mehr als allgemeine Regeln für dieselbe zu betrachten. Allerdings ein wichtiges Thema, bisher aber nur wenig bearbeitet. Eine mit Umsicht gearbeitete Abhandlung in diesem Betreff haben wir von *Fried. Krauss* (*de legibus naturalique ordine populationis et mortalitatis incolarum Würtembergiae.* Tübing. 1825), welche mehr als Muster für solche Arbeiten zu empfehlen ist, als des Vfs. Angaben. *Einbalsamirung eines Leichnams*, welche der Vf. nach eigener Methode vornahm. Mit *Varietäten* wird der Beschluss gemacht, die auf Beobachtungen über die Wirkung einzelner Arzneyen, über einzelne Krankheiten und Krankheitssymptome Bezug haben.

Möge nur der Vf. diese *Denkwürdigkeiten* fortsetzen, damit die Erfahrungen eines eben so umsichtigen als glücklichen Arztes möglichst gemeinnützig werden!

B fs.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Abhandlungen naturhistorischen, gerichtsärztlichen und medicinischen Inhalts*, vom Dr. *Johann Carl Adolph Biermann*, königl. Hannöverschem Land- und Stadt-Physikus zu Peine u. s. w. 1828. XIV u. 128 S. 8. (18 gr.)

Die Veranlassung zu dieser Sammlung von verschiedenen, früher im Hannöverschen Magazine, Hildesheimer Sonntagsblatte u. a. gröfstentheils schon erschienenen Aufsätzen ist der Wunsch des Vfs., seinen Gönnern und Freunden Rechenschaft über das zu ablegen, was er aufser Erfüllung seiner Berufs- und Amts-Pflichten seit 10 Jahren geleistet hat. Und diese Leistungen sind folgende.

I. *Diss. inaug. medico-physiolog. de vermium intestinalium ortu, subjunctis animadversionibus quibusdam de ascaride vermiculari et lumbricoide.* Diese Abhandlung erschien zu Göttingen am 22ten Januar 1818, des Vf. Promotionstage. Dass dieselbe (S. 1—16) so viel Interessantes enthalte, dass eine Auflage von 200 Exemplaren deshalb schon lange vergriffen seyn soll, finden wir nicht; es ist ja bekannt, dass es den Abhandlungen aller Neodoctoren auf unseren Hochschulen nicht anders ergeht. Es scheint daher eine gewisse schriftstellerische Eitelkeit unseren Vf. zum Abdrucke derselben bestimmt zu haben, zumal da er gar nichts Neues über die Würmer sagt. — II. *Ideen und Vorschläge, die Einführung eigener Arzneylöffel betreffend.* Sein Vorschlag geht dahin, die Apotheken zu beauftragen, vorschriftsmäfsige Löffel aus Porzellan, abgeschliffenem Glase oder Thon, welche eine halbe Unze, und kleinere, die eine Drachme Flüssigkeit hielten, vorräthig zu halten, um dadurch dem Misstande der Gröfse und des Materials der Arzneylöffel abzuhelfen, — ein Vorschlag, der in jeder Beziehung annehmbar scheint. III. *Die Erdölquellen bey Edemissen im Amte Meinersen.* — IV. *Chemische Analyse des in den Erdölquellen bey Edemissen, unweit Peine befindlichen, mit einem specifiken flüchtigen Oele stark geschwängerten salinischen Mineralwassers*, vom Apotheker *H. Meyer* in Peine; nebst einer Nachschrift über die medicinische Anwendung desselben, vom Physikus Dr. *Biermann* daselbst. — V. Fortgesetzte Nachricht *über die salinisch-mineralischen Quellen bey Edemissen, nebst einigen Ideen und Erfahrungen über die Anwendung derselben.* Ueber diese Erdölquellen hier etwas Näheres mitzutheilen, dürfte nicht uninteressant seyn. Einige Schritte vom felsigen Bette eines Baches befinden sich 15 Gruben, vom Volke Fettlöcher genannt, in einem Felsen eingegraben, etwa 16—23 Fuss tief, deren obere Mündung, 8—10 Fuss lang und 3—6 Fuss breit, sich nach Unten regelförmig zuspitzt. In der Tiefe dieser Höhlen quillt aus allen Seiten des Felsens ein Wasser und ein Erdöl, das auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, und täglich zu 30 Pfunden gewonnen wird, welcher Ertrag noch höher gesteigert werden kann. Die chemische Analyse zeigt Erdpech, Schwefel und einen grofsen Gehalt eines flüchtigen Oels, das dem Bernsteinöle am nächsten kommt. Das salinisch-mineralische Wasser bot folgendes Resultat der chemischen Analyse dar:

Salzsaure Kalkerde	8	Gran.
— — — Talkerde	$5\frac{1}{2}$	—
— — — Natron	52	—
Harzstoff	$2\frac{2}{3}$	—
Eigenthümlicher Extractivstoff . . .	1	—
Schwefelsaures Natron	$4\frac{2}{3}$	—
— — — — — Talkerde	5	—

Schwefelsaure Kalkerde	7½	—
Kohlensaure Kalkerde	12	—
Thonerde	3½	—
Eisenoxyd	⅔	—
Kohlensaure Talkerde	4	—
Kieselerde	2	—
	Summa 104 Gran.	

Der Vf. stellt es dem Driburger und Pyrmonter Wasser am nächsten, die es sogar noch an Gehalt von Salzen übertrifft. Die Anwendung hat Statt in schmerzhafter Menstruation, *Fluor albus*, Neigung zu Abortus, Hypochondrie und Hysterie, Cardialgie, Migraine, Asthma, nervösem Schwindel, Lähmungen, Dyspepsie, Bläh- und Schleim-Sucht, chronischen schleimigen Diarrhöen, Schleimhämorrhoiden, Helminthiasis, Krankheiten der Harnwege, Arthritis und Rheumatismus. Es werden noch einzelne Beobachtungen mitgetheilt, und interessant dürfte seyn, wenn der Vf. dieselben fortsetzte und ferner bekannt machte, da unstreitig diese Heilquellen einzig in ihrer Art werden können, und der Vf. ein grosses Verdienst um die Heilkunde sich erwirbt, wenn er zu sicheren Resultaten gelangt. VI. *Einige Worte über das Theetrinken.* Der Vf. erklärt sich mit Recht als Feind desselben. VII. *Ueber das Wesentliche und Ursächliche epidemischer und contagiöser Krankheiten im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf die in verschiedenen Gegenden ausgebrochenen Blatternepidemieen.* Ein zuvor noch nicht abgedruckter Aufsatz, worin behauptet wird, dass eine epidemische Krankheit contagiös und eine contagiöse epidemisch werden könne, ohne es im Anfange gewesen zu seyn, was bekannte Thatsachen sind. Von der besonderen Beziehung auf die Blatternepidemieen ist fast gar nichts gesagt. VII. *Einige Nachrichten über den Schwefelbrunnen bey Gretenberg in der Amtsvogtey Ilten.* Es wird ihm der Vorrang vor vielen anderen angewiesen. — IX. *Praktische Bemerkungen und Erfahrungen über die Schutzkraft der Kuhpocken vor den natürlichen Blattern.* Die gesetzliche Impfung wurde erst in der neuesten Zeit im Hannöverschen eingeführt, daher der Vf. noch im Jahre 1821 Gelegenheit hatte, die wahren Pocken zu sehen. Er untersuchte bey Pockenkranken immer die vorhandenen Impfnarben, die bey innormalem Verlaufe der Vaccine jedesmal glatt und weisser waren, als die übrige Haut. Wo Narben mit wirklichem Substanzverluste sich zeigten, ein Zeichen des normalen Vaccineverlaufs, erschienen nie wieder ächte Blattern trotz des Zusammenlebens und Schlafens mit an natürlichen Blattern Erkrankten, sondern nur im Falle einer Ansteckung warzenförmige harte Erhabenheiten von der Grösse einer Linse bis zu der einer Erbse, mit gar keiner Feuchtigkeit gefüllt, keinem rothen Halo umgeben, ohne Fieber, die unregelmässig hervorbrechen, gewöhnlich sehr einzeln stehen, zum höchsten nur 100 am ganzen Körper sich vorfinden, am seltensten im Gesichte sitzen, zur unbestimmten Zeit, oft am 3ten und 5ten Tage, oft erst später kleine feine Einrisse bekommen, dann dünne schwarze Borken bilden, die wie Fischschuppen sich abblättern, ohne an der Stelle auch nur eine Narbe oder einen Flecken zurückzulassen. Mit dieser letzt genannten Beobachtung stimmt auch die des Rec. überein, und bey einer höheren Orts ihm aufgetragenen Untersuchung von 800 Individuen hat er sich überzeugt, dass nur solche mit unvollkommenen Impfnarben an Varioloïden erkrankt waren.

X. *Einiges zur Beantwortung der im 17ten Stücke des Hannöverschen Magazines d. J. (1823) aufgestellten Frage: Können Kleider, die von Personen getragen wurden, die an der Schwindsucht gestorben, so wieder gereinigt werden, dass man sie ohne Nachtheil gebrauchen kann, und auf welche Art?* Der Vf. bejaht die Frage, und empfiehlt die Räucherungen nach *Guyton-Morveau*, um die Kleider ohne Nachtheil wieder brauchbar zu machen. — XI. *Obductionsbericht eines lebendig geborenen und bald nach der Geburt todt gefundenen Kindes; nebst zwey den hier in Frage kommenden Schädelknochenbruch näher beleuchtenden Gutachten.* — XII. *Aerztlich psychologisches Gutachten über die Imputationsfähigkeit bey einem nach plötzlichem Ausbruche eines Zustandes von Tobsucht begangenen Verwandtenmorde.* Zwey gut gearbeitete Gutachten. — XIII. *Vorschlag die Herausgabe einer allgemeinen medicinischen Zeitung für das Königreich Hannover betreffend.* — XIV. *Noch ein Beytrag zur Bestätigung der schützenden Kraft der Kuhpocken vor den Blattern.* — XV. *Bemerkungen und Beobachtungen den Verlauf der Kuhpocken betreffend.* Wir übergehen diese beiden Aufsätze mit der Bemerkung, dass sie von einer genauen Beobachtung zeugen, die jedoch auch Andere schon gemacht haben.

Wir können die vermischten Aufsätze des Vfs. angehenden Aerzten mit Recht als eine besonders belehrende Lectüre empfehlen.

P — —.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Nürnberg*, b. Campe: *Lustspiele*, von *Ferdinand Holm*. I. *Die Irrungen*. II. *Die Brautfahrt*. 1829. 179 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. verspricht nach diesen Proben seiner Dichtungen für die Schaubühne Etwas zu leisten. Die *Irrungen* sind ihm besser gelungen als die *Brautfahrt*, obgleich die Alexandriner der letzten recht gut fliessen. Die Verwicklungen in den *Irrungen* sind drollig und nicht ganz unwahrscheinlich; die Intriguen sind nicht zu übertrieben gehäuft. Die Sprache ist dem Charakter treu und niemals gemein, aber der erste Auftritt in der Brautfahrt zwischen Johann dem Bedienten und der Wirthin ist unnatürlich, obgleich selbst *Scribe* ähnliche Scenen häufig giebt, da in dem jovialen Frankreich die Herzensergiessungen zwischen der Dienerschaft und ihrer Herrschaft weniger selten seyn mögen.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

MUSIK.

Berlin, in d. Schlesingerschen Buch- u. Musikhandlung: *Berliner allgemeine musikalische Zeitung*, redigirt von *A. B. Marx*. Fünfter Jahrgang. 1828. No. 1—52. Sechster Jahrgang. No. 1—52. 1829. Siebenter Jahrgang. No. 1—52. 1830. 4. (Jeder Jahrgang 5 Rthlr. 8 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1827. No. 185.]

Dass diese Zeitschrift in ihrem Fortgange unverkennbar an Zweckmässigkeit und Gediegenheit immer mehr gewinne, beweist auch der Inhalt dieser Jahrgänge.

Ganz an Ort und Stelle steht gleich im Anfang des 5ten *Jahrganges* ein Aufsatz des Herausgebers, welcher *Grundsätze der Redaction, als Wünsche den Mitarbeitenden und dem Publicum vorgelegt*, enthält. Wahr ist die Behauptung, dass nur der in der Kunst Lebende eine völlige Erkenntniss derselben erlangt, und um so wichtiger in einem Augenblicke, wo eine Kunstepoche sich als verscheidend und eine neue, als werdend, fühlbar macht. In Beziehung darauf sind daher alle wahren Künstler, im ächten Sinne des Worts, deren Leben sich in der Kunst vollendet, zur Theilnahme an dieser Zeitschrift, die dadurch nur gewinnen kann, und selbst in dem Falle verpflichtet, dass ihnen die Festigkeit der Darstellung, die Leichtigkeit oder Lebendigkeit des Ausdrucks, abginge. Der Vf. hat überdiess die Puncte auf dem Gebiete der Kunst nachgewiesen, welche die Mitarbeiter vor Augen haben sollen. Der Aufsatz *von der Oper* von *Droysen* enthält viel Wahres und Beherzigungswerthes über den Mangel an Einheit, der sich in den Opern offenbart, worin nämlich nicht Alles, wie es seyn sollte, auf einen Mittelpunct, wovon allein sich nur vollendete Wirkung erwarten läſst, geführt, sondern willkührlich neben einander gestellt wird, wodurch aber letzte nothwendig verlieren muss. Für Lieder-Componisten dürfte der *Beytrag zur Theorie der Musik in der Sprache* im Einzelnen instructiv seyn, obgleich Rec. dem Vf. desselben *Markworts Gesang-Ton- und Rede-Vortraglehre* als umfassender und eindringender vorzüglich empfehlen möchte. Mit Recht wird in einem folgenden Aufsatze von *Löwe* auf deutliche Aussprache des Sängers, die sich auf reine Vocalisation gründet, gedrungen und deſshalb Solmisation, als das zweckmässigste Mittel, empfohlen. Gute und eigenes Nachdenken beurkundende Bemerkungen über die Form des ersten Tonstückes einer Sonate, Symphonie, Quintetts u. s. w. in der weichen Tonart findet man in einem Aufsatze von *Birnbach*, deren nähere Kenntniss, zur Verwahrung gegen Ausschweifung und Uebertreibung in der Modulation, auch wohl manchem neueren Componisten lehrreich werden dürfte. Der Standpunct, welchen die Musik als Kunst einnehmen, und von welchem allein sie betrachtet werden muss, um zur Werthschätzung derselben zu gelangen, wird in dem Aufsatze: *Bausteine zu einem Lehrgebäude der musikalischen Aesthetik* (von *Karl Seidel*) treffend nachgewiesen. Auch die Abhandlung von *Kretzschmar über das Lied* enthält manche feine Bemerkungen, deren Mittheilung jedoch hier unstatthaft seyn würde. Zwey Aufsätze, erster über die *Musikanlage der Orientalen*, in welchem die Behauptung aufgestellt wird, dass diese Völker, aus mehreren Ursachen, noch immer wie ehemals auf derselben Stufe musikalischer Entwickelung stehen; der andere, *über das musikalische Drama*, vom Herausgeber, (letzter sehr interessant,) beschliessen das Ganze dieses Abschnittes, an welchen sich noch ein kürzerer: *über Choralgesang* als Gesangbildungsmittel in Schulen anschliesst.

Rec. berührt nun, was ihm für die Geschichte der Kunst und deren Ausbildung in dem 5ten Jahrgange wichtig geschienen hat. Danzig erfreut sich eines Gesangvereins, durch welchen *Eyblers* Requiem aufgeführt werden konnte. Unter *Fried. Schneider* hat Dessau Abonnementsconcerte, worin die Werke von den grössten Meistern zur Production kommen; ausserdem seit Januar 1828 einen Cyklus von musikalischen Abendunterhaltungen, welcher Nachahmung verdient. Darmstadt zeichnete sich in der Aufführung der Opern durch gute Auswahl, Berlin durch *Mosers* und *Rombergs* Quartette aus. Besondere Beachtung verdienen insbesondere die vom Prof. *Breidenstein* in Frankfurt gehaltenen musikalischen Vorlesungen, deren Eigenthümliches zwar hier zu entwickeln unstatthaft, aber in der That interessant seyn würde. Rec. ist ebenfalls nicht abgeneigt, wie es Hr. B. gethan hat, auch die *Terz* oder *Zweyklang* einen Accord zu nennen. Dadurch dürfte wenigstens in pädagogischer Hinsicht die Entwickelung der Accorde anschaulicher werden. Befremdend ist es, dass in Mün-

chen, wo ausgezeichnet gut musicirt wird, dennoch keine hohe musikalische Bildung, die von den Laien wenig getrieben und geliebt wird, herrschend seyn soll. Dem ehrwürdigen Institute der Singakademie in B. werden lehrreiche Winke zur Entsagung einer gewissen angenommenen Manier und zum Streben, den höheren Foderungen der Kunst zu entsprechen, mitgetheilt. Interessant ist die Mittheilung von Wien über *Paganini's*, des jetzt vollendetesten Meisters, Compositionen, die ohne künstliche Texturen, nur rein Musik geben, den Verstand nicht vorherrschen lassen, aber das Herz überall entzücken. Seine heiteren Tongemälde sind Scenen, wie sich der Mond in reizenden Wiesenquellen spiegelt, und das Herz nach dem ewigen Tage sich sehnt. Seine Scherze sind das Lächeln eines kindlichen, süfs träumenden Engels. Sein Adagio ist Sphärengesang. — *P.* ist von der Natur mit der lebhaftesten Reizbarkeit begabt, vom Geschicke begünstigt, sich störungslos dem Studium seines Instruments widmen zu können, ausgerüstet mit jenem, von himmlischen Talenten genährten Kunstsinne, der alles zur vollen Reife bringt, was gewöhnlichere Menschen ganz aus ihrem Werkelungs-Gleise drängt.

Wenden wir uns zu den neuesten Producten der Tonkünstler für die Kirche, Theater und sonst, um den Standpunct genauer zu erkennen; worauf sich unsere heutige Tonkunst befindet. Ueber *Hummels* Messe (B) wird von dem scharfsinnigen Herausgeber treffend bemerkt, dafs sie zwar im Geiste *Haydns* gedichtet, darum aber noch nicht tüchtig genug sey, den jetzigen höheren Anfoderungen der Kunst zu entsprechen. Obgleich ferner die Messe von *Cherubini* nicht inniges Ergriffenseyn, sondern mehr einen kalten Glanz wahrnehmen läfst: so mufs man dabey doch nicht übersehen, dafs sich darin allerdings auch ein edler musikalischer Geist, und überhaupt ein künstlerisches Element ausspricht, das den Künstlerberuf durchblicken läfst, der von gemeiner Handwerksmäfsigkeit genau unterschieden werden mufs. Bey dem *Miserere* von *Klein* wird sehr wahr bemerkt, dafs geistliche Gesänge nicht nach dem Zuschnitte des alltäglichen Lebens, wie etwa Männergesänge, bey denen der Zweck nicht Erhebung, sondern höchstens Unterhaltung seyn kann, abgefafst seyn; sondern nach dem Höheren streben müssen, wenn sie ihre Absicht nicht verfehlen sollen. Ueber die Instrumentirung für das Orchester (von *Sundelin*), ein so gut, als noch unbearbeitetes Feld, werden vom Herausgeber treffende Bemerkungen gemacht, und erinnert, wie es am zweckdienlichsten seyn würde, wenn Virtuosen der Blas- oder Saiten-Instrumente die Technik der Instrumentenbehandlung selbstständig abhandelten, und dadurch ein vollständiges Ganzes über diesen Gegenstand bewirkten. Auch über Choralgesang als Gesangbildungsmittel in den Schulen werden recht gute Bemerkungen gemacht, die der Beherzigung werth sind. — Was die Gesangmusik für die Kirche betrifft, so bemerken wir darin noch: die classischen Werke älterer und neuerer Kirchenmusiken; *Nägeli's* Siona oder Auswahl classischer Chorgesänge; *Kleins* *pater noster*; *Schnabels regina coeli*; Todesweg des Erlösers von *Eberwein*, an welche sich mit vollem Rechte *S. Bachs grands Suites* schliessen. Zur Unterhaltung für Gesang dienen: *Seyfrieds*, *Schuberts*, *Schnyders von Wadlensee*, *Reissigers*, *Kleins*, *Rinks*, ingleichen *Schnabels*, *Fröhlichs*, *Stegmeyers*, *Spechs*, (Ideale von *Schiller*), *Herings*, *Raphaels* und anderer Lieder und Gesänge. Dem Freunde der Oper wird: *Spohrs* Berggeist, *Wolframs* bezauberte Rose, und *Onslows* Hausirer eine neue Erscheinung gewähren. Liebhabern der Instrumental-Musik wird die Anzeige von *Kalkbrenners* Pianoforte-Compositionen (b. Probst in Leipzig), *Haydns* Quartette für 4 Hände, *Moscheles Sonate melancolique*, *Czernys*, *Feseas Kels* und *Beethovens* Fuge nicht unangenehm seyn. Zur Beförderung des theoretischen Studiums aber werden die Handbücher der Harmonielehre von *Seyfried*, *Lahmeyer*, *Drechsler*, *Nägelis* Orgelschule, sowie zur technischen Uebung *Czernys* (von dem neu *Beethovens* Symphonieen für 4 Hände in genialer Manier b. Probst erschienen sind) und *Herings* Uebungsstücke, dienen.

In dem Aufsatze: *Militärische Musik*, wird gezeigt, wie dieselbe, am rechten Orte, im Freyen, im Stande sey, ein ganzes Volk anzusprechen, und wie aus ihr Leben und Feuer und eine die Sinne betäubende Kraft aus den durchaus eingreifenden Instrumenten ströme. Der Schall dringt erhebend in die weiteste Entfernung, und hört man selbst die Melodie nicht mehr, so wird die Trommel oder die Trompete, ungeachtet ihrer beschränkten Individualität, da sie das Zeitmafs bekräftigen, auf die Melodieenform schliessen lassen, und im Allgemeinen noch begeistern; und in dieser Wirkung ist unleugbar der vorgesetzte Zweck erreicht, der einzig und allein wohl darin besteht, den Geist des Militärs rege zu erhalten, nach Umständen zu erheben, den Heldenmuth anzufachen. *Haydn* gab in seiner militärischen Symphonie gewifs den besten Fingerzeig, mit welcher Wirkung dieser Stil behandelt werden könne. Brave Componisten: *Krommer*, *Moscheles*, *Schiedemeyer* u. s. w. haben in dieser Gattung neuerlich für österreichische Regimenter Tonwerke mit dem glänzendsten Erfolge geliefert, und sogar *Beethovens* grofsartiges Werk: die Schlacht bey Vittoria, wurde in Wien von 56 Individuen, für türkische Musik eingerichtet, mit dem glücklichsten Erfolge gegeben. Ueber das Kirchenlied wird von D. *Karl Seidel* manche treffende Ansicht mitgetheilt. Der Gesang, eine aus Poesie und Musik zusammengesetzte Kunstleistung, war, den ersten Satzungen zufolge, ein angestammtes Eigenthum des Christenthums. Der Kirchengesang konnte während der früheren Ausbildung des katholischen Cultus freylich seine ganze Bedeutsamkeit nach sich nicht entfalten; allein schon, nachdem die Malerey anfing, ihre Heftigkeit zu verlieren, hob die Tonkunst (1594) sich mächtiger empor, vermochte aber noch nicht, das tiefere Seelenleben des Volkes zu ergreifen, bis Luther, selbst dichtend und singend, alle Zungen aufrief zum feurigen Lobgesange des Herrn und zwar in allgemein verständlicher Spra-

che. Das Heilige im Menschen hatte wiederum einen genügenden, dem Geiste der vorgerückten Zeit entsprechenden Kunstausdruck gefunden. Mit der steigenden Vergeistigung des Menschen aber mussten nach und nach alle die sinnlicheren Kunstformen losgelöst werden von ihrem innigen Zusammenhange mit der Religion. Nur Poesie und Musik als die übersinnlichsten Künste waren mit dem ersten Protestantismus innig verbunden, und desshalb muss der Kirchengesang als wesentlich integrirender Theil des Gottesdienstes betrachtet werden. Das geistliche Lied war in früher Zeit der Mittelpunct und eigentliche Kern der deutschen Ton- und Dicht-Kunst, und der wahre Charakter der letzten aus jener Zeit offenbart sich in den grossen geistlichen Liederdichtern, als: *Paul Speratus*, *Paul Flemming*, *Simon Dach*, *Paul Gerhard*, *Johann Rist* u. s. w. Gleichwohl wird bey allem Trefflichem jener Zeit dennoch bey der Anfertigung neuer Gesangbücher dahin zu sehen seyn, dass in den neu aufgenommenen Liedern nicht bloss der Geist jener Zeit wieder hervortrete, sondern dass sie auch der Form nach der gegenwärtigen Zeit entsprechen mögen, wozu es nicht an Materialien von *Bürde*, *Seidel*, *Langbecker*, *Dielitz*, *Döring*, *de la Motte Fouqué* u. a. fehlen dürfte. — Wie Zwischensätze (Andante, Adagio) in einer Sonate, Symphonie, Quartett, beschaffen seyn, welches Verhältniss in Ansehung des Umfangs, der Tonart und Modulation zu dem Ganzen sie haben müssen, wird in einem Auffsatze von *Birnbach* aus vorhandenen Compositionen bekannter Meister nachgewiesen, wobey jedoch leicht wahrzunehmen ist, dass eine allgemein gültige, unumstössliche Bestimmung darüber nicht ausgemittelt werden kann, vielmehr nach Rec. Ansicht auch hier, wie oft, dem Genie des Componisten das Meiste überlassen bleibt. — Die Entstehung und Wichtigkeit des Volksgesanges wird in einem Auffsatze von *Henkel* recht gut nachgewiesen. Dabey macht der Vf. zugleich auf die Form aufmerksam, die sowohl vom Dichter, als Componisten im Auge behalten werden muss. Jener muss das Leben in seiner lauteren Natürlichkeit umfassen, einen Hauptgedanken, an welchen sich alles Uebrige mittelbar anschliesst, bemerkbar machen, die Bilder aus bekannten Naturgegenständen oder Beschäftigungen des gemeinen Lebens wählen. Der Componist des Volksliedes muss dahin sehen, dass dasselbe in möglichst einfacher Folge der Töne und der Bewegung in einem kleinen Tonumfange bestehe, künstliche und gesuchte Harmonieen gänzlich vermeide, überhaupt aber dahin trachten, dass das Volkslied das Gepräge eines Naturgesanges an sich trage. Unter den Neueren haben *Haydn*, *Himmel*, *Harder*, *Hurka*, *Methfessel*, *Nägeli*, *Schulze* u. s. w. die Poesie mit dem Zauber ihrer Töne übergossen, und leben jetzt noch im Munde vieler fort. — Ueber die hinterlassenen Schriften des berühmten *Karl Maria von Weber* wird Mehreres von seinem Freunde *Theodor Hell* mitgetheilt, wovon Manches auch hier nicht unwillkommen seyn wird. Von *Weber* findet sich ein unvollendeter Roman: Tonkünstlers Leben oder Künstlerleben. Es zeigen sich darin helle Blicke in das Gebiet der Kunst von dem so genialen und gebildeten Vf., die man nicht ohne inniges Interesse wahrnehmen wird. Schade, dass wir aus Mangel an Raum nicht im Stande sind, einige Proben von der gebildeten Sprachweise *Webers* hier mitzutheilen. — Recht zweckmässig hat in einem folgenden Auffsatze *Girschner* den verminderten Septimenaccord mit seinen mannichfaltigen Verzweigungen und Auflösungen zur Uebersicht gebracht, deren nähere Betrachtung gewiss jedem Harmoniker angenehm seyn wird, aber hier keine Mittheilung gestattet. Ueber das Verhältniss des Künstlers zu seinem Beurtheiler theilt der wackere Herausgeber interessante Ansichten mit. Unter den Musikstücken, deren Beurtheilungen sich in diesen Blättern vorfinden, zeichnen wir zum Schlusse noch folgende aus: kirchliche: der 24 Psalm von *Friedrich Schneider* — der Wunderbare, Hymne von *Hartmann* — der 150 Psalm von *Bern* — Motette „Befiehl du deine Wege" von *Rink* — für die Oper: Nurmahal von *Spontini* — Oberon von *Weber* — für einzelne Instrumente, wie: Pianoforte, *Müllers* Pianoforteschule — Violoncellschule von *Baudiot*. Ausserdem werden mehrere neue Gesangschulen von *von Jakob* und *Kletts* Gesangunterricht nach Ziffern erwähnt.

Die vom Redacteur dem *Jahrgange* 1829 vorausgeschickten Grundsätze, nach welchen die Leitung dieser Zeitschrift zu beurtheilen ist, und worauf sich ihr innerer Werth gründet, sind eindringend und streng, wie es seyn soll. Von ihrer Beherzigung durch die Correspondenten und Mitarbeiter darf hauptsächlich eine immer mehr wachsende Vollkommenheit dieser Zeitung erwartet werden, ein Punct, welchen Rec. jenen zur Aufmerksamkeit und Beachtung nachdrücklichst empfehlen möchte. — Die Schilderung deutscher Kritik von einem Engländer, die der erste Auffsatz umfasst, stellt unparteyisch deutschen Geschmack und Kunst in ihrer Erhabenheit dar. Durch ausführliche Beyspiele dazu würde der Werth jenes Auffsatzes merklich vermehrt werden. In dem von *Bach* mitgetheilten Auffsatze über die Frage: Wie steht es wohl gegenwärtig mit der Kunst des Orgelbaues, in Rücksicht auf die Leistungen früherer Meister? finden wir zwar die Ansicht im Ganzen richtig, dass die frühere glänzende Periode für den Orgelbau so ziemlich vorüber sey, müssen jedoch zugleich bemerken, dass es der neueren Zeit an guten, wenn auch nicht so zahlreichen Orgelbaumeistern keinesweges gefehlt hat, wohin wir unter mehreren nur *Trampeli* rechnen dürfen. Auch werden doch noch hin und wieder, wie früher, ansehnliche Orgelwerke mit bedeutendem Aufwande erbauet, wohin die zu Leipzig in der Nicolaikirche von *Trampeli* gefertigte und die zu Weimar später vollendete, beide für 20,000 Rthlr., derselbe Preis, um welchen die von *Silbermann* in Dresden in der katholischen Kirche geliefert wurde, zu rechnen sind. — *Dante*, ein grosser Tondichter, vom Herausgeber, lehrreich und interessant für die Künstler. — Bey der Beurtheilung von Charinomos Beyträgen zur allgemeinen Theorie

und Geschichte der schönen Künste, von *Karl Seidel*, wird unter anderen folgende, dem eigentlichen Tonkünstler höchst beherzigungswerthe Ansicht mitgetheilt. „Der Künstler, der auf seine Mitwelt, sowie zum Theil auch auf die Nachwelt, noch tiefer einwirken will, muss nothwendig in seiner Geistigkeit nicht unter, sondern stets über seiner Zeit stehen; dieses war nicht allein der Fall mit allen früheren grossen Meistern, sondern auch noch selbst mit Künstlern von minderem Werthe, denn die bey Weitem grösseste Masse ihrer Zeitgenossen lebte rings umher in dunkler Unwissenheit. Ganz anders ist es jedoch jetzt. Eine klare Geistesbildung hat ein lebendigeres Bewusstseyn von Allem, mithin auch von dem Wesen der Künste, als grösseres Gemeingut verbreitet, und daher ist es dem Künstler heut zu Tage ungleich schwerer, sich einigermassen nur über seine Zeit hinaus zu heben; ja er muss nothwendig sich recht sorgsam umthun in seiner Wissenschaft, damit er wenigstens gehörig mit fortschreite. Steht derselbe statt dessen aber, als ein bloss gelernter Kunsthandwerker, an humanistischer Bildung unter dem Kunstzuschauer, so wird er mit aller geschickten Technik nichts hervorbringen, was diesen höher zu befriedigen im Stande wäre. Alle grossen Meister ohne Ausnahme waren stets solche ganze Menschen harmonisch ausgebildet an Leib, Seele und Geist, wie ein flüchtiger Blick nur auf die Kunstgeschichte dieses genugsam beurkundet.“ In dem Aufsatze: Ueber die einer Tonart eigenthümlichen, durch chromatische Versetzungszeichen erhöhten oder erniedrigten Töne, werden treffende und nützliche Bemerkungen gemacht. Der Vf. tadelt nämlich die hin und wieder vorkommende, aber unstatthafte Art in ab- oder aufsteigenden Terzengängen in chromatischer Hinsicht, z. B. in der Tonart c, *abwärts* zu schreiben: $\frac{e}{c}\ \frac{es}{ces}$, welches doch: $\frac{e}{c}\ \frac{dis}{h}$ heissen müsse; so wie aufsteigend es nicht: $\frac{cis}{his}$ heissen kann, weil diese Töne der Tonart c dur nicht eigen sind. Der Aufsatz: *Ueber das Musikalische in der deutschen Sprache* von *Schuhring*, nimmt den mit Unrecht lange verkannten Werth unserer deutschen Sprache kräftig in Schutz, und zeigt in Beyspielen ihre treffliche Anwendbarkeit. Trefflich heisst es in einem Nachworte: „Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so schön und so mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schalle. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniss einer Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dollmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und roth und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift, wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt, und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: „Ich bin Ich“, alles, alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden.“ — Die mitgetheilte nähere, jedoch keines Auszugs fähige Nachricht, nach welcher die Zinnplatten für die Orgelpfeifen mit einer Walze mehr gehärtet und dadurch zur Hervorbringung eines schöneren Tones geeigneter werden, dürfte manchem Orgelbauer, dem es um Fortschreiten in der Kunst zu thun ist, willkommen seyn. — Ueber die verschiedenen Gestalten, welche die Oper seit ihrem Entstehen erhalten hat — Briefe über Musik und Musikwissenschaft, wie — über musikalisch-theoretische Lehrbücher, sind lesenswerth. Dem noch hie und da vorkommenden Schlendrian einer mechanischen Lehrweise des Clavierspiels sucht der Vf. der Ideen zu einer rationellen Lehrmethode für Musiklehrer überhaupt, mit besonderer Anwendung auf das Clavierspiel (*Konrad Berg*), kräftig entgegen zu arbeiten. Möge er Früchte davon ernten! Wir machen noch aufmerksam auf reichhaltige Mittheilungen aller Art, sowohl schon vorhandene grössere Kunstwerke und deren Aufführung; als auch neue Productionen, höchst oder minder beachtungswerth u. s. w., sowie auch einzelne, interessante Notizen betreffend. Wir rechnen unter die letzten die fast im Auszuge mitgetheilte grössere Biographie von *Mozart*, welche mehreres bisher noch Unbekannte, den Verehrern des grossen Meisters aber gewiss Wichtige und Angenehme enthält. — *Paganini* und seine Erscheinung. Zu den grossartigen Stücken dürfen wir *Schneiders* Oratorium: Pharao, *Spohrs* Faust und Symphonie, *Bachs* Passion u. a. rechnen. Selbst die mitgetheilten Nachrichten über die in neuer Zeit stattgefundenen grossen musikalischen Aufführungen, namentlich im Laufe des Jahres 1829 an der Elbe, in der Schweiz, Berlin u. s. w., werden manchen Künstlern eine angenehme und lehrreiche Zugabe seyn.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MUSIK.

Berlin, in d. Schlesingerschen Buch- u. Musik-Handlung: *Berliner allgemeine musikalische Zeitung*, redigirt von *A. B. Marx*. 5—7 Jahrgang u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ein den *Jahrgang* 1829 einleitender lehrreicher Aufsatz von *Stöpel* zeigt *die Entstehung der französischen Oper*, die erst, nachdem sie bereits früher in Italien begründet war, mit dem Jahre 1672 eintrat, nachdem zuvor allerley nicht immer gelingende Versuche gemacht worden waren. In der Folge wussten jedoch mehrere französische Meister, durch das Beyspiel der Italiäner gereizt, die Oper zu steigern, und derselben eine bessere Farbe mitzutheilen. Durch *Gluck* vornehmlich, *Gretry* u. a. scheint sie den höchsten Rang erhalten zu haben. Mit Einsicht verbreitet sich der Vf. über den Streit der deutschen und italiänischen Oper in Dresden, worin manche beherzigungswerthe Bemerkung mitgetheilt wird. *Mortimers* Abhandlung *über den Choralgesang zur Zeit der Reformation* — oder: woher kommt es, dass in Choralmelodieen der Alten etwas liegt, was heut zu Tage nicht erreicht wird? ist von *Kühnau* commentirt, und Einzelnes in diesem dunkeln Gebiete glücklich erhellt worden. Rec. gesteht indessen, dass hierin eine vollständig klare Erhellung kaum möglich seyn dürfte, da ja noch immer über das eigentliche Wesen der alten griechischen Tonarten eine schwankende Ansicht obwaltet. Nur das sey für die, welche dieser Gegenstand interessirt, bemerkt: dass namentlich eine dorische (ausser einigen anderen) Melodie: „Erschienen ist der herrlich' Tag" ihre Aechtheit gerettet hat, und in D moll ohne b so erscheint:

d, d d a h, c a g a, h c d a, c h a — wonach sich auf andere schliessen lässt. Luther ist auch hierin so merkwürdig, dass er die zur Zeit der Reformation von melismatischen Verzierungen und Schlacken verunstalteten Mönchsgesänge reinigte, und fürs kirchliche Leben einrichtete. — Eine Abhandlung von *Panofka*: *Einiges über die verschiedenen Methoden der zwey Vorbildarten des Violinspiels*, nach denen in neuester Zeit in Deutschland die meisten sich zu bilden pflegen — ist, besonders für Violinspieler und deren Studium, nicht uninteressant. Es wird darin gezeigt, dass zu dieser Zeit nur Deutsche und Franzosen die eigentlichen Violinheroen aufzuweisen haben, deren Originalität im Spiele so hervortritt, und zwar die eine von der anderen so abweichend, dass dadurch eben so viel verschiedene Methoden entstehen, als solche sind, die sich danach bilden. Vorzugsweise sind unter den Deutschen *Spohr* und *Maiseder* mit ihrer besonderen Spielart allgemein bekannt worden. Der Charakter der Spielart von *Spohr* ist Ernst, Würde, Grösse im Vortrage des Concerts, Kraft in der Bogenführung, im Tone, Ausdauer der Passagen, Mannichfaltigkeit der Stricharten, vornehmlich des springenden *staccato*, verbunden mit einer bisweilen eintretenden Schwärmerey und Melancholie, wodurch die Würde des Ganzen erhöht wird. Der französischen Schule dürfte *Baillot* das seyn, was *Spohr* der deutschen ist. *Maiseder*, dessen Spielart durch seine Compositionen weit verbreitet ist, zeichnet sich durch eine Fülle von Lieblichkeit und Zartheit, in dem Pollaca, Rondo und durch den vollesten und reinsten Ton im Adagio aus. Gleichwohl ist sein Ton ein starker, voller und biegsamer, und er wird daher unter einer Menge von Geigern vom Kenner herausgehört. Innige Wärme, die zarteste und doch männliche Sehnsucht ausdrückend, zeichnet sein Spiel aus. — In *Markworts* - Gesang - Ton - und Rede - Vortrag - Lehre, die auch nach Rec. Ansicht sehr viel Gutes enthält, und von jedem Kunstjünger studirt zu werden verdient, wird jedoch das getadelt, dass darin ihrer Natur nach zusammengehörende Dinge zu sehr getrennt und geschieden, und damit der Sinn des Lesenden verwirrt und verkünstelt werden muss. Die zwey Elemente der Tonwissenschaft, Klang und Laut, sind von verschiedenen Eigenschaften. Der Ton ist ergründbar und in einer Reihe von Graden darstellbar, und es giebt daher von ihm allein eine Tonwissenschaft. Die übrigen Eigenschaften des Klanges lassen sich zwar auf das Gefühl zurückführen, nicht aber eine Theorie davon entwerfen, wesshalb sie auch keine wissenschaftliche Behandlung gestatten. Auch die Vortragslehre lässt sich auf keine Wissenschaft zurückführen, sondern beruht mehr auf dem individuellen Gefühl. Viel Beherzigungswerthes für so manchen Musiklehrer enthält der Aufsatz: *über verkehrten Musikunterricht*, worin gezeigt wird, wie so viele Zöglinge der Musik von manchen Lehrern nur abgerichtet und verkünstelt werden, so dass sie eine Musik maschinenmässig abhaspeln, aber nie mit Gefühl und eigener Em-

pfindung vertragen lernen. Auch des Erheiternden und Humoristischen enthalten vorliegende Blätter so Manches, als: das häusliche Leben im Bilde eines Quartetts, *Rochlitz* Erzählung einer Unterhaltung mit dem verstorbenen Cantor *Tag* (mit seltener Laune), die Geweihten, oder der Cantor in Fichtenhagen von *Nicolai*, worin unter anderen, sonderbar genug, *Mozart*, dem nicht das Gefühl, aber die Reflexion gefehlt haben soll, unter *Spontini* gestellt wird. Von den erschienenen musikalischen Producten dürfte das Bedeutendste: *Bachs* Passionsmusik, *Nägelis* Choralwerk, *Schneiders* verlornes Paradies, dessen Gideon u. a. seyn, deren Beurtheilungen Interesse gewähren.

In einem längeren, für den Musiker wichtigen Aufsatze: „*Ueber die Bedeutsamkeit der Sprache für den Gesang*" wird gezeigt, dass zwar die italiänische Sprache für den Gesang als die geeigneteste und wohllautendste lange erkannt worden sey, und hin und wieder noch erkannt werde; darum jedoch nicht minder die deutsche Sprache, deren Wohlklang grosse Dichter der letzten Zeit in hinreichenden Beyspielen gezeigt hatten, in Ansehung der Milde mit jener nicht nur wetteifere, sondern noch dadurch übertreffe, dass sie alle Empfindungen des menschlichen Wesens nach allen Richtungen und Graden zu schildern vermöge. Gewiss ist es wohl, dass die Urvölker ihre Sprache nicht nach einem blossen Zufalle gebildet, sondern mit einem der Natur des Gegenstandes entsprechenden Laute (z. B. Donner, Blitz, Rauschen, Brausen) bezeichnet haben, welches sich auch auf andere oder die meisten Wörter ausdehnen lässt. An den Vocalen wird nachgewiesen, wie die daraus gebildeten Wörter ruhige Kraft (Kraft, Mann, *All*) ohne specielle Empfindung; oder das *Volle*, was überfliessen möchte (als: Hohe, Gott — auch das Rohe, Hohn), mit voller und überreicher Empfindung; ferner das Tiefe, Geheime (in: *Ur*sprung, *Ur*sache) mit verlierender Kraft und schwächerer Wirkung ausdrücken; die höheren, gleichsam dünneren und mehr körperlosen Vocale (e und i) theils viel Unbestimmtes haben, wie mit e, theils aber auch trefflich geeignet sind für das Geistige und Himmlische, für Himmel, Licht, Liebe u. s. w. In einem Umrisse wird nun das Wesentliche der Buchstaben und ihrer Entstehung und Bedeutung aus einander gesetzt. Mit lichtvoller Kürze ist ferner das Bedeutende, Charakteristische in verschiedenen Wörtern der deutschen Sprache, als: Gott, Vater, Mutter, Freude, Entzücken; Leid, Harm, Schmerz, in Beziehung auf lateinische, griechische, hebräische Sprache hervorgehoben. Merkwürdig ist die Bezeichnung unserer Sprache für die verschiedenen Arten des Schalles und des Tones, an deren Reichthum sie alle anderen übertrifft, als: Hall, Schall, Klang, Ton — nicht minder ist sie reich an Ausdrücken für die besonderen Arten des Schalles und Klanges in: rauschen, brausen, toben, rieseln, fliessen, strömen, sausen, pfeifen u. s. w., worin die Sprache in ihren Lauten den natürlichen Ton der Gegenstände nachahmt. Es erhellet hieraus der Reichthum unserer Sprache, die eben sowohl das Weiche und Milde, als das Kräftige und Scharfe zu ihrer Bezeichnung in sich aufgenommen, mit dem letzten aber insbesondere einen Charakter und bestimmte Bezeichnung angenommen hat. Dichter, wie *Mathisson*, wussten aus der Sprache die weichklingenden Töne zu einem ganz süssklingenden Ganzen zu vereinigen; aber die grösseren derselben, wie *Schiller* und *Goethe*, finden eben ihre Stärke in der mannichfachsten Benutzung derselben, und wissen sie in allen Stufen vom Sanften und Fliessenden an bis zum Furchtbaren und Brausenden zu gebrauchen. Daher ist es auch die Pflicht des Componisten und Sängers, auf den geheimen Gang der Sprache zu lauschen, und ihn mit seinen Tönen passend zu begleiten, damit aus der Vereinigung beider, der Sprache und des Gesangs, ein Kunstwerk entstehe, das alle Empfindungen der Seele im Innersten errege. „*Ueber das Handwerk in der Kunst*", ein Aufsatz von *Küstner*, der ebenfalls Beachtung verdient. Wenn die Kunst etwas Göttliches und Himmlisches ist, das mit dem Heiligsten und Höchsten verbunden werden muss, so muss es wundern, wenn darin von einem Handwerke geredet wird. Dennoch ist es so. Aber woher? Da wir nämlich aus zwey Stoffen, dem geistigen und irdischen, in den der Geist gehüllt ist, bestehen, so ist es natürlich, dass dieser, neben seinen edlen und hohen Zwecken, zur Erreichung derselben sich zu vielen niedrigen und gemeinen Geschäften hergeben muss. Auch in der Kunst sehen wir diese Zusammensetzung wiederkehren. Jene nämlich, allerdings eine Idee und in sofern etwas Geistiges, hat es dennoch zu ihrer Realisirung mit einem äusseren, ihr fremdartigen, widerstrebenden und allmählich zu beherrschenden Stoffe zu thun. Ohne die Sprache wäre keine Ausbildung und Entwickelung der Gedanken, die damit erst zum Daseyn gelangen, möglich. So kann sich in der Kunst der in der Seele liegende Keim ohne irdischen Stoff nicht entwickeln und bilden. Mit unserem beschränkten und endlichen Geiste können wir nur Ideen desselben in die Aussenwelt hineintragen, und sehen, wiefern sie passen, aber nur mit einem Ahnungsvermögen und durch Versuche, welches man eben das Handwerk der Kunst nennt, den rechten Ort des Zusammenstimmens finden. Es giebt zwey Stufen dieses Handwerks. Die eine ist das Technische, welches mit der Behandlung der blossen Materialien es zu thun hat. In der Musik würde dahin Erfindung und Verfertigung der Instrumente gehören. Die zweyte, in der Ausübung der Kunst selbst liegende Stufe des Handwerks umschliesst die Tonverhältnisse, von denen der Geist immer nur einen kleinen Theil übersehen kann, gleichwohl aber eine grosse Menge von Formen zur Realisirung seiner Ideen in der Phantasie zur Hand haben muss. Deshalb ist dem Tonkünstler die Uebersicht einer unendlichen Menge von Tonverhältnissen nach ihren verschiedenen Gattungen und Zusammensetzungen, zur Auffindung derer, die sein Gefühl am besten ausdrücken, nothwendig, welche die Frucht vieler Versuche und unendlicher Uebung ist. Zwischen dem

Handwerk und der Kunst aber findet eine Wechselwirkung Statt; und indem sich der noch unreife Geist des Tonkünstlers in diesen Formen (Handwerk) hervorbildet, bildet er zugleich bey grösserer Reife wieder diese Formen weiter aus nach seinen tieferen Ideen. Lästig zwar für das Genie scheint eine solche Einschmiegung in die Formen; aber das wahre Genie wird durch diese Studien der Kunst nur erhöht, nicht gelähmt, und bricht dann, eine Weile ins Innere zurückgedrängt, um so lebendiger hervor, und durchdringt nun alle jene Formen selbst, die ihm bis dahin zur Hemmung gedient hatten. Im verschiedenen Grade aber werden diese Formen vom Geiste beseelt; so dass sie der Eine nur noch als Form, aber mit grosser Geschicklichkeit behandelt, ein Anderer mehr Geist hineinbringt, obgleich er noch unfähig ist, die ganze Masse zu durchdringen und zu beseelen; Wenigen aber es gelingt, ein Meisterwerk zu liefern, d. h. mit tiefem Geiste das Ganze zu durchdringen und zu beleben. Das Letzte allein macht den Künstler. Demungeachtet kann sich auch das wirkliche Genie der Kenntniss dieser Formen nicht begeben; vielmehr wird es im Besitze derselben und durch die erwärmenden Strahlen des Geistes über die Masse im Stande seyn, etwas Dauerndes, Tüchtiges und Ausgezeichnetes zu liefern.

Von den *tonwissenschaftlichen* Aufsätzen bemerken wir: 1) *Ueber die ursprüngliche Gestalt der alten Choräle*, nebst einer Episode über den sogenannten *cantus firmus*, von *Billroth*. Nach des Vfs. Behauptung, der auch Rec. beytritt, ist darüber im Allgemeinen eine ziemliche Ungewissheit und Unsicherheit herrschend. Diese hat ihren Grund in der gewöhnlichen Ansicht von den sogenannten Kirchentönen, worin die alten Choräle geschrieben sind, wonach man glaubt, dass das Wesen jener Tonarten darin bestehe, dass in ihnen *durchaus nur* die Töne der diatonischen Tonleiter vorkommen dürften, und sobald man Kreuze oder B B brauche, weiche man von ihnen ab. Diese falsche Ansicht aber wird durch den Umstand widerlegt, dass in der mehrstimmigen Composition schon früh Intervalle nöthig wurden, zu denen man die Töne nicht im Bereich der alten Tonarten fand (wie man in der *dorischen* (d) zur Cadenz cis statt c nehmen musste) u. s. w. Und so setzte man im Choral da, wo die Harmonie es nöthig machte, in den Ober- und Mittel-Stimmen ♯♯ und b b, welches man *musica ficta* nannte. Der Choral der Alten wird, wenn man die Harmonie des 16 Jahrhunderts und in sie sowohl als in die Melodie die nöthigen Accidentien (d. h. halbe in die diatonische Reihe eingeschobene Töne) einsetzt, in seiner ganzen ächt protestantischen Herrlichkeit dastehen. Die Grossartigkeit und Macht dieser Harmonieen, die fast nur aus Accorden der ersten Lage bestehen, und so dem Volksgesange durch ihre Einfachheit trefflich entsprechen, lässt sich am besten aus der Anschauung abnehmen. Die deshalb beygefügten Choräle aus dem 16 und Anfange des 17 Jahrhunderts, dem eigentlichen Glanzpuncte der Choralkunst (Erstanden ist der heilige Christ, von *Calvisius* 1597 — Eine feste Burg ist u. s. w. von demselben,) sind fast ein Gegenbild der heutigen Choralweise, und zwar in *rhythmischer* Hinsicht. Im Verlaufe der Zeit sind nämlich bey uns alle Noten der Choräle in *gleiche* verwandelt, die Tripeltacte in gerade, lange Noten in kurze, kurze in lange, verändert, wodurch aber eine, dem alten Choral jedoch ursprünglich fremde Langweiligkeit und Schwerfälligkeit entstand. Auch die mächtigen Synkopen, welche z. B. den Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott" so grossartig machen, sind weggefallen. Diese Veränderung aber ist erklärbar, wenn man annimmt, dass bey der ersterbenden Liebe für das Kirchlichreligiöse überhaupt auch der Sinn für den Choral und damit auch die Fertigkeit des Gesanges im Volke abnahm, die im 16 und 17 Jahrhundert viel grösser war, als man denken sollte. Das 18 Jahrhundert in seiner religiösen Schlaffheit gestaltete den Choral völlig um, so dass man denselben in seiner Verstümmelung kaum wiederkennt. Singvereinen, welche Lust und Liebe zum alten Chorale treibt, und die sich den Genuss alter Melodie nicht durch moderne Harmonie und Tactlosigkeit verkümmern wollen, wäre daher anzurathen, sich ein vierstimmiges Gesangbuch aus dem 16 Jahrh. anzuschaffen. 2) *Andeutungen zur Geschichte der protestantischen Kirchenmusik*, von demselben Vf. Die Geschichte der protestantischen Kirchenmusik zerfällt in 3 grosse Perioden, deren jede sich vor der anderen durch ihren eigenthümlichen Geist unterscheidet. Die *erste* Periode geht vom Anfange bis Ende des 16 Jahrhunderts, und umfasst die altdeutsche und altniederländische Schule. In dem Einflusse der Reformation, der sich auf alle Theile des kirchlichen Lebens ausdehnte, zeigte sich auch das Bestreben, den Cultus dem Volke näher zu bringen, und es daran Theil nehmen zu lassen. Daraus entsprangen zwey neue Institute: die deutsche Messe und der deutsche Choral. Zwar gab es auch vor der Reformation mehrere deutsche Kirchengesänge, die Luther in seine Gesangbücher, als: Ein Kindelein so löbelich — Christ ist erstanden — aufnahm. Sieht man jedoch auf den Geist jener Gesänge, wie er zur Zeit seiner Entstehung gesungen wurde, so muss man vor seiner Herrlichkeit erstaunen. Es ist der Geist geistlicher Ritterschaft und Rüstigkeit, der darin wohnt. Die Melodieen zu den deutschen Chorälen sind älteren lateinischen Kirchenliedern entnommen, oder neu componirt; ausserdem wurden die Melodieen auch häufig aus *weltlichen Liedern* der damaligen Zeit entlehnt, (wie z. B. „O Welt ich muss dich lassen, das: Insbruck ich muss dich lassen — historisch zum Grunde liegt) welches weniger anstössig und erklärbar werden wird, wenn man sich eine Zeit denkt, da das Religiöse und Weltliche, in der Wirklichkeit wenigstens, nicht mehr entgegengesetzte Elemente waren. Luther verdeutschte und verbesserte dadurch die Messe, dass er das dem Lehrbegriffe Entgegenstossende wegliess, und dadurch zugleich eine liturgische Basis ordnete und bestimmte. Die *zweyte* mit Ende des 16 beginnende und Ende des 17 Jahrh. schliessende Periode, deren Charakter Gegensatz der ersten ist, scheint in Folgendem zu bestehen: die italiänische Schule hatte auf die deutsche einen

mehrfach wohlthätigen Einfluss, indem nicht bloss bedeutende deutsche Componisten zu ihrer Bildung nach Italien reisten, sondern auch in der deutschen Kirchenmusik und dem Choral, worin die frühere Strenge und Rauheit sich minderte, eine sanftere Harmonie an deren Stelle sichtbar wurde; obgleich auch nicht zu leugnen ist, dass da, wo die Technik des Kirchenstils den höchsten Gipfel erreicht hatte, am Ende der Periode die reine und ungeschwächte Kraft des Chorals allmählich sich verlor.

Bemerken wir noch das Vorzüglichere der musikalischen Productionen berühmter Meister und interessanter, wissenswerther Gegenstände, wie sie sich uns in diesem Jahrgang von selbst darbieten, so scheint uns eine Messe den Nestor *Cherubini* unter den französischen Componisten, der, obgleich Italiäner, sich dennoch deutscher Kunst widmete, und zur Zeit Napoleons es *Spontini* überliess, den Waffenklang wiederzuhallen, nachher *Aubern* das Geklatzsch und Gescharr und die Frivolität der Salons — so unsterblich zu machen, als seine Töne sind. *Cherubini* wandte sich vom Theater der Weltstadt zur Kirche, und schrieb seitdem mehrere Messen, wie vorliegende, worin die Ceremonie einer Königskrönung mit allem Schmuck der Töne verherrlicht, und damit etwas Glänzendes und Bedeutendes gegeben wird. Von *Mozart*, dem unvergesslichen Meister der Tonkunst, sind, nach langer Zeit, zwey seines Namens nicht unwürdige Tonstücke: Chöre zu dem Schauspiele: Thamos — diese für einen Schulactus passend — und ein *Te Deum* (Bonn bey Simrock) erschienen. Beide athmen die Lieblichkeit und zarte Empfindung aller *Mozart'schen* Compositionen. Zweckmässige historische Nachweisungen über Entstehung und Ausbildung des Chorals und den Unterschied der Composition desselben in neuer Zeit werden in einem Aufsatze von *Girschner* gegeben. — Für Freunde des Gesanges ist es gewiss eine angenehme Erscheinung, dass *Nägeli* abermals den mehrstimmigen Gesang durch Motetten für den Männerchor bereichert, und sich dadurch ein neues Verdienst um den Chorgesang erworben hat. Für den Kenner ist es dabey zugleich wichtig, den Standpunct zu kennen, aus dem das Werk betrachtet werden muss, und der von *N.* selbst angedeutet wird: „Schon die Kunstgattung der Motette ist geeignet, die Sängervereine auf eine höhere Stufe zu heben, indem hier die Künste der Contrapuncte die höhere Form und den reicheren Inhalt des Kunstwerkes ausmachen. Vollends für die öffentliche Aufführung bieten sie einen zweyfachen Vortheil dar, einen *künstlerischen*, indem durch solche *durchcomponirte* Gesänge die Strophengesänge contrastirt werden, und so durch Vermischung beider Hauptgattungen des Chorgesanges grössere Mannichfaltigkeit erzielt wird — einen *kirchlichen*, weil hier nicht allein religiöse, sondern kirchliche Texte (Compositionen über Psalm- oder andere Bibel-Stellen) dargeboten werden. Ausserdem bewährt die Motette, wenn sie gut ist, den Wortausdruck, und gewährt dessen Wirkung auf das menschliche Gemüth, wie kein anderer Gesang. Aus einer solchen Kunsteinsicht ist bereits, als Frucht, Kunstgeschmack hervorgegangen. Man weiss und versteht es heut zu Tage, dass es auch im Gebiete der Schönheit eine Wahrheit giebt, wonach in jedem ächten Gesange *Wort* und *Ton* in *Eins* verschmolzen seyn muss. — Dem Streben in der Kunst überhaupt, und namentlich in der Musik, das eine Zeit lang verkannte, aber gediegene Alte wieder empor zu bringen, das sich in unseren Tagen mannichfaltig kund gethan hat, ist es beyzumessen, dass eine neue Bereicherung für höhere musikalische Zwecke durch die Herausgabe der Kirchenmusik von *Johann Sebastian Bach* durch dessen Cantaten geschehen soll. Für den Gottesdienst in der evangelischen Kirche wird der Erfolg dieser Kirchenmusiken von der höchsten Wichtigkeit und der ausgebreitetsten Anwendbarkeit seyn.

Am Schlusse dieser Anzeige stehe noch in kurzer Uebersicht, was die neueste Zeit in den verschiedenen Zweigen der Tonkunst Bedeutendes und Gehaltvolles darbietet. Es erschienen I. für die *Kirche*, als *Gesang*, ausser den obenbemerkten: Messe von Zöllner — Kirchengesänge von Nägeli — der Sieg des Glaubens von Ries — David, Oratorium von Klein — Messe von Hummel und Rink — Guhrs dreystimmige Choräle — Motette von Stolze — Chöre von Mosel. 2) Zur Begleitung: Schneiders, Naues Choralbücher — für die Orgel: Hesses, Karows Orgelvorspiele — Schneiders Handbuch für Organisten. II. Für Privatgesang: Männergesänge von Ormenthal, Schneider, Stolze — einzelne: Volkslieder, Mozarts (Sohn) Frühlingstag, Abelas Schulgesänge, Gesänge von Nicolai und Weitzmann. Ausserdem ist Mehreres für das *Theater*, und zwar an Opern von Rossini, Marchner (2), Lindpaintner, Chelard — grössere und kleinere Instrumentencompositionen, von der Ouvertüre bis zur Claviersonate, von schon namhaften wie zuerst auftretenden Meistern, sowie für das Studium — Webers Musik-Vorschule — Logiers Methode — erschienen, deren grössere Auseinandersetzung jedoch der Raum verbietet.

Schliesslich bemerkt und bedauert Rec., dass, einer Nachschrift zu Folge, der bisherige Redacteur der allgem. musik. Zeitung, Hr. *Marx*, sich der ferneren, 7 Jahre von ihm so wacker geführten Redaction entzogen, und einen anderen Berufskreis gewählt hat.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

PÄDAGOGIK.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Methodenbuch für Volksschullehrer*, von *Carl Christoph Gottlieb Zerenner*, königl. Preussischem Consistorial- und Schul-Rathe, Director des königl. Seminars in Magdeburg, Schul-Inspector daselbst, und Ritter des rothen Adler-Ordens. *Vierte*, sehr verbesserte *Auflage*. 1829. VII u. 622 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der durch Amt und Beruf so vielseitig bethätigte und namentlich um Volksunterricht hoch verdiente Vf. hat sich durch diese Schrift unstreitig um die Bildung aller Volksschullehrer, mögen sie in der Vorbereitung ihres Berufs noch begriffen, oder auch schon in der Führung desselben fortgeschritten seyn, ein ausgezeichnetes Verdienst erworben. Insbesondere wird sie für letzte ein treuer Rathgeber und trefflicher Führer auf dem Wege elementarischer Bildung seyn. Denn selbst in dem seltenen Falle, dass vollständige Kenntniss der verschiedenen, hier mitgetheilten Lehrstoffe das Eigenthum eines Jeden wäre, wird nicht der, dem es um Fortbildung zu thun ist, sich desto mehr um die Form des *Unterrichts* bekümmern, eigene und fremde Erfahrungen darüber sammeln und anwenden, kurz, Methodik zu seinem Augenmerk machen müssen? Vorliegendes Methodenbuch kann daher als ein wahrer Schatz für Volksschullehrer betrachtet werden. Nicht bloss, dass es der gegenwärtigen Bildungsstufe derselben im weitesten Umfange und nach Art der Abfassung vollkommen entspricht, enthält es auch einen reichlichen Vorrath nützlicher Belehrungen, schätzbarer Ansichten und heilsamer Winke und Erfahrungen, durch deren gewissenhafte Anwendung sich der Volksschullehrer nur einen glücklichen Erfolg seiner Wirksamkeit versprechen darf. Entfernt von Ueberspannung, Uebertreibung und Nichtigkeit findet man darum in dieser Schrift nur Verständliches und Einleuchtendes, durch Erfahrung Bewährtes, Wahres und Gediegenes, und das alles in einer lichtvollen, ruhigen und anziehenden Darstellung. Rec. kann darum nichts inniger wünschen, als dass sich immer mehr Volksschullehrer mit dieser so wichtigen Schrift nicht nur näher bekannt, sondern auch innig vertraut machen mögen. Hier darüber eine kurze und erläuternde Uebersicht!

Das Ganze zerfällt in 9 Abschnitte, welchen eine Einleitung vor- und ein Anhang nachsteht. Nachdem in der Einleitung von dem Begriff und Zwecke der Erziehung gehandelt ist, wird von den Anstalten der Jugendbildung, den Schulen, insbesondere aber den Volksschulen gehandelt, und die nothwendigen Bedingungen ihres Gedeihens nachgewiesen. Volksschulen müssen nämlich in gehöriger Anzahl vorhanden, hinreichend mit Lehrern und Bildungsmitteln versehen, im Inneren gut eingerichtet und vom Staate gut beaufsichtigt, vornehmlich aber auch mit tüchtigen Lehrern versorgt seyn, wenn sie den Erwartungen entsprechen sollen. Um sich aber dem Ziele einer ächten Jugendbildung zu nähern, ist dem Lehrer gehörige Kenntniss der Methodik oder einer guten Unterrichtskunst nothwendig. In 20 Sätzen werden die Grundsätze, worauf der Lehrer hiebey zu sehen hat, mitgetheilt. Es wird nun von dem Lehrgange, nach welchem der Volksschullehrer den Anfangspunct, von dem der Unterricht beginnen soll, auszumitteln hat; ferner von den verschiedenen Lehrformen, der heuristischen, katechetischen, akroamatischen, sowie vom Lehrton und Lehrapparat, gehandelt, ausserdem die ganze Einleitung mit einer reichen Uebersicht, welche die vorzüglichsten, gediegensten und ausgewähltesten Schriften über Unterricht und Erziehung im Allgemeinen, aber auch in verschiedenen Beziehungen enthält, geschlossen. In dieser Einleitung wird dem Volksschullehrer alles das mitgetheilt, was zur vollständigen Kenntniss und dem Umfange seines Berufes gehört, so dass sich jene nur einer solchen Anweisung zu überlassen haben. Der erste Abschnitt umfasst einen in der That wichtigen Gegenstand des Volksschulunterrichts, das Lesen. Es wird aber darin nicht bloss die Nothwendigkeit und Zeit des Unterrichts, sondern auch die verschiedenen Arten desselben, der gewöhnlichen und der neueren Methoden des Lesens, mit Umsicht und scharfsinniger Prüfung nachgewiesen. In einem zweyten Abschnitte wird von den Verstandes- oder Denk-Uebungen gehandelt. Da jeder Unterricht, ausser seinem eigentlichen Zwecke, zugleich auch mittelbar zur Verstandesbildung beytragen soll, so dürfte eine besondere Lection über Verstandesübungen leicht überflüssig scheinen. Indess nimmt der Vf., dem Rec. vollkommen beystimmt, die Nothwendigkeit der Verstandesübung in Volksschulen als eigene Lection in Schutz, und theilt über diese Art des Unterrichts treffliche Winke und Belehrungen mit. Ueber den Schreibunterricht (Kalli-

graphie), mit welchem die Orthographie in Verbindung gesetzt werden kann, werden gute und durch Erfahrung abgeleitete Regeln mitgetheilt. Rec. führt hier noch einen glücklichen Versuch zu dieser doppelten Verbindung dieser zwey Lehrgegenstände in sprachlicher Hinsicht von *Richter* (Leipz. b. Reclam) an. Mit gehörigem Umfange und Genauigkeit, sowie in zweckmäſsiger Stufenfolge, wird die Anleitung zu eigenen schriftlichen Aufsätzen, z. B. in Briefen u. s. w. für das Leben behandelt. Möchten nur alle Volksschullehrer diesen Lehrgegenstand, der noch in manchen Schulen entweder ganz vermiſst, oder doch nur auf eine triviale Weise behandelt wird, nach seiner Wichtigkeit erkennen und behandeln lernen! Daſs deutsche Sprachlehre ein Unterrichtsgegenstand für die Volksschule sey, scheint jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen. Gehörige Kenntniſs derselben ist ein treffliches Beförderungsmittel der intellectuellen Bildung, und hat auf das leichtere Verstehen und die Einsicht des Gelesenen unstreitig den entschiedensten Einfluſs. Wichtiger aber ist noch die Frage: wie der Volksschullehrer dabey verfahren, und wie weit er in diesem Unterrichte gehen müsse. Auf beides findet man hier eine vollkommen genügende Antwort. Der eigentlichen Sprachlehre soll nämlich eine Sprechlehre vorausgehen, auf diese dann der Unterricht in den einzelnen Sprachtheilen bis zur Satzbildung folgen. Eine recht vielseitige praktische Behandlung dieses Abschnittes, die sich jedoch nur immer in den Grenzen des Wesentlichen und Nothwendigen hält, zeichnet besonders diese Abtheilung aus. Rec., mit dem Neuesten und Besten hierin hinlänglich vertraut, erinnert sich gleichwohl nichts Zweckmäſsigeres gefunden zu haben, als was hier dargeboten wird. In der angehängten Literatur über diesen Lehrzweig hat Rec. *Scholz* ausführlicheren Sprachschüler und *Rebs* Anleitung zur Behandlung der deutschen Sprache vermiſst. Der fünfte Abschnitt: die Rechnenkunst, ist mit Umsicht und Bündigkeit behandelt. Hier, glaubt jedoch Rec., wäre es der Ort gewesen, die *Pestalozzi*'sche Lehrart des Rechnens in den ihr eigenthümlichen, aber gewiſs unbestrittenen Vorzügen sehen zu lassen, und damit zum eifrigen Studium dieser noch immer nicht hinlänglich erkannten und gewürdigten Methode bey Volksschullehrern beyzutragen. Rec. erinnert an eine Abhandlung von *Bernhardi*, worin die hohe Trefflichkeit dieser Methode gezeigt, und dieselbe „die wahre Mathematik des Kindes", eine treffliche Denklehre genannt wird. Fast durchaus trefflich ist, was im sechsten Abschnitt über den Religionsunterricht, dessen Wichtigkeit und Lehrart gesagt ist. Man erkennt darin gar bald, daſs es dem Vf. besonders am Herzen lag, diesen Unterricht für die Volksschule recht wichtig und nützlich zu machen, und wie die darüber gemachten amtlichen Erfahrungen ihn in den Stand setzen konnten, etwas Gutes mitzutheilen. Fast auf ähnliche Weise und nach den Foderungen der Zeit sind auch die drey letzten Abschnitte, die Formenlehre, gemeinnützige Kenntnisse, Gesangunterricht, wie es sich ohnehin erwarten läſst, bearbeitet. Mehreres davon mitzutheilen, verbietet der Raum. Um so mehr aber hält Rec. es für seine Pflicht, dieses Buch nicht nur Volksschullehrern, sondern überhaupt allen, denen Unterricht und Methodik etwas gilt, als ein sicheres und überall Aushülfe darbietendes Handbuch dringend zu empfehlen, und zur fleiſsigen Benutzung desselben an seinem Theile zu ermuntern.

D. R.

BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Ueber häusliche und öffentliche Erziehung*, mit besonderer Rücksicht auf die Elementar-Volks-Schulen. Von *Magnus Anton Becherer*, Doctor der Philosophie und Theologie und Schulinspector in München. 1830. VI u. 204 S. 8. (21 gr.)

In dem Vorworte bemerkt der Vf., daſs Manches von dem, was er hier giebt, bereits in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt, hier aber näher zusammengestellt, vermehrt und geordnet sey, ohne daſs jedoch ein strenges System dabey beabsichtigt wäre. In der Einleitung werden über unsere Jugend und über den Geist unserer Zeit überhaupt, „welche man aus vielen Gründen das spitzfindige Zeitalter des aufklärenden Verstandes und der genuſssüchtigen Sinnlichkeit nennen könnte," bittere und zum Theil gerechte Klagen geführt; indessen möchte Vieles, was der Vf. rügt, nicht sowohl von unserer, als von der jüngstvergangenen Zeit gelten. Auch ist er selbst so billig, einzugestehen, daſs ein besserer Geist sich zu regen beginne. Auffallend ist es aber, daſs er, indem er über Unglauben und Religionshaſs klagt, das andere Extrem, worauf unser Zeitalter gerathen zu wollen scheint, den Hang zur Frömmeley und zu einem falschen Mysticismus, völlig übersieht.

Nach dieser Einleitung folgt I. *Wie soll der Schule von Seiten der Eltern vorgearbeitet werden?* Es wird bemerkt, daſs in der Wiege meistens der Keim des Starrsinnes und des Ungehorsams durch der Mütter Affenliebe gepflegt, im zarten Knaben und Mädchen schon die Frechheit, Anmaſsung und Eitelkeit durch unzeitige Weichherzigkeit und unverständige Lobhudeley groſsgezogen werde. Zu dergleichen verderblichen Grundsätzen komme ein verderbliches Beyspiel von Seiten der Eltern und der nächsten Umgebungen. Eine strengere Erziehung wird empfohlen, und selbst die Ruthe in Schutz genommen. Ganz frühe müsse von den Eltern, und insbesondere von der Mutter, in den Kindern der Sinn für das Höchste, für Religion und Sittlichkeit, geweckt werden. Auf die Einwendung, daſs das Kind keine Idee von Gott, keinen Begriff vom Verhältnisse zu ihm habe, wird geantwortet, daſs, wie man zuerst sprechen, und nach vielen Jahren erst die Grammatik, zuerst recht handeln, und nach vielen Jahren erst die Ethik lerne, so soll man erst Gott lieben und ehren, und nach vielen Jahren erst Religionsphilosophie lernen; und wie man sogar ohne Grammatik sprechen, und ohne Ethik recht handeln könne, so könne man zum Glück auch ohne Religionsphilosophie glückselig sterben. Die Eltern und insbesondere die Mütter sollen die ersten Erzieher und Erzieherinnen der Kinder seyn. — II. *Wie soll der Schule von Seiten des Staates vorgearbeitet werden?* Baiern wird wegen seines Eifers für Verbesserung des Unterrichts und der Erzie-

kung gepriesen. Man soll den Schulen aufhelfen durch Anstellung wahrhaft gebildeter, folglich religiöser Schullehrer, oder vielmehr Schulmeister, wobey die Schullehrer, die nicht mehr Schulmeister heissen wollen, die verdiente Abfertigung erhalten. Es wird geklagt, dass man unter den Landschullehrern auch jetzt noch Manchen antreffe, „der sich in seiner Dorfgemeinde durch wenig mehr, als eine steife Cravatte, einen gestutzten Frack und gewichste Stiefeln auszeichnet, und sich mit wenig Anderem beschäftigt, als zwischen dem mit ihm unzufriedenen Pfarrer und den ihn schlecht, aber doch über Verdienst bezahlenden Bauern Disharmonie zu stiften und zu unterhalten." *Tout, comme chez nous,* möchte Rec. hier sagen. Gegen die Ueberbildung der Schullehrer wird ernstlich und mit Recht gewarnt, und bemerkt, dass dadurch Lehrer gebildet werden, „welche alle positive Religion, die nur ein nöthiger Kappsaum des rohen Pöbels, und am Ende gar nur die Erfindung listiger Pfaffen der finsteren Vorwelt sey, dem Gebildeten, mit wahrer Moralität Ausgerüsteten aber entbehrlich werde, aus dem Wege zu räumen, und an deren Stelle die von ihnen fabricirte frostige Naturreligion zu stellen sich bemühen." Rec. weiss nicht, wie es in Baiern aussieht. Für das nördliche Deutschland würden in dieser Schilderung die Farben zu grell aufgetragen seyn, so wie überhaupt das viele Polemisiren gegen die „Aufräumer unserer Zeit" einer längst verschollenen Zeit gilt. — S. 60: „Man soll in den Schulen keinen Unterschied unter den verschiedenen Confessionen machen, und die abweichenden Lehren nicht hervorheben — (das heisst mit anderen Worten Naturreligion vortragen)." Offenbar wird hier in jene Vorschrift mehr hineingelegt, als in ihr liegt. Das, worin alle Confessionen übereinstimmen, ist doch wohl das Wesentliche des Christenthums; und wenn nur dieses gelehrt wird, so kommt es nicht darauf an, dass die abweichenden Lehren hervorgehoben werden. Wie wenig treffend ist, was der Vf. S. 61 behauptet: „Wenn unsere Söhne die unterscheidenden Lehren der Kirche als Machwerk der Menschen mit Geringschätzung behandeln (wer verlangt das? fragt Rec.) und zuletzt nicht beachten, oder wohl gar verachten, so werden unsere Enkel Christum bey Seite schaffen, oder höchstens als einen Propheten wie Muhamed gelten lassen, und unsere Urenkel gewiss, wenn es nicht schon früher geschieht, die jetzt schon über Alles gepriesene Vernunft als einzige unfehlbare Gottheit auf dem Hochaltare anbeten." Doch auf der folgenden Seite giebt sich der Vf. als einen Katholiken zu erkennen, und seine Kirche kann allerdings ihren alten Grundsatz: *Extra ecclesiam non est salus,* niemals aufgeben. Praktische Uebungen sollen nicht nur in den Seminarien getrieben, sondern auch nach dem Austritte aus denselben noch einige Zeit fortgesetzt, und keine Schullehrer angestellt werden, die nicht wenigstens 24 Jahr alt sind. — III. *Wie soll mit der Schule von Seiten der Eltern gearbeitet werden?* Meistens das Bekannte, das indessen nicht oft genug wiederholt werden kann. Was gegen „das in jeder vornehm gelten wollenden Familie eingeführte, Zutrauen und Liebe wenig fördernde, wohl aber Achtung und Ehrfurcht vermindernde *Du* zwischen Eltern und Kindern" gesagt wird, ist von keiner Bedeutung. Wichtiger ist, was der Vf. gegen den von *Stephani* vertheidigten Grundsatz vorbringt, dass man den Kindern das Gehorchen dadurch erleichtern müsse, indem man ihnen den Grund des Gebotes deutlich mache, und dass man ihnen Nichts befehlen dürfe, wovon sie nicht den Grund einsähen. Beherzigt zu werden verdient auch, was aus *Krummacher* über den Werth der religiösen Bildung und insonderheit des Gebetes für Kinder angeführt wird. — IV. *Wie soll mit der Schule von Seiten des Staates gearbeitet werden?* S. 121. „Das Erste und Nothwendigste, was der Staat zur Verbesserung der Volksschulen thun kann und thun soll, ist, dass er die Leitung derselben, ohne seinem Rechte etwas zu vergeben, oder sich ganz davon loszusagen, ihrer ersten Mutter und Gründerin — der Kirche, wieder in die Hände giebt." Diess wird im Ganzen sehr gut ausgeführt, und mit Recht gewünscht, dass unsere Zeit das gewichtige Wort *Herder's* beachten möge: „Theologen waren die Väter der Menschenvernunft, des Menschengeistes und des Menschenherzens." Was S. 161 über das Mittel, die übergrosse Zahl derjenigen, die sich von allen Seiten zum Studiren drängen, zu mindern, welches man darin gefunden zu haben glaubt, dass man den Anfang des Studirens durch ungemein frühes Beginnen, und die Fortsetzung desselben durch ungemein lange Ausdauer erschwert, gesagt wird, verdient Beherzigung. Wenn es S. 169 heisst, dass sich über jedes nicht ganz schlechte Buch dennoch gut lehren lasse, und selbst manche Fehler zu guten Bemerkungen Gelegenheit geben werden: so ist das allerdings richtig; aber damit ist die Unnöthigkeit besserer Lehrbücher, und insonderheit besserer Fibeln, worauf so Vieles ankommt, noch nicht erwiesen. V. *Was ist von Privat-Erziehungs-Anstalten zu halten?* — Nicht viel; wenigstens müssen sie unter besondere Aufsicht gestellt werden.

Der Vf. zeigt eine ausgebreitete Belesenheit in den alten Classikern, sowie in neueren Schriftstellern, z. B. *Niemeyer*, *Herder*, *Pestalozzi*, *Krummacher* u. a. Auch *Goethe* kommt mehrmals als Gewährsmann vor. Auffallend ist es, dass ausser *Sailer* kein katholischer Schriftsteller angeführt ist.

Druck und Papier sind sehr gut.

S. i. R.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Schullehrer-Spiegel,* sowohl für solche, die es (?) bereits sind, als noch werden wollen; sowie auch für Laien. 1831. IV u. 58 S. 8. (4 gr.)

Eine eben so gut gemeinte, als schlecht geordnete und noch schlechter stilisirte Schrift, voll des seichtesten Geschwätzes in einem barbarischen Ausdruck, und der seltsamsten Widersprüche. Diess harte Urtheil muss der mit dem anonymen Vf. völlig unbekannte Rec. um so mehr begründen, als es sonst keinesweges zu seiner Weise gehört, geflissentlich Fehler an fremden Arbeiten aufzusuchen.

Schon der Titel zeigt die Ungeschicktheit des Ausdruckes, und das Vorwort enthält auf der einen Seite eine Menge Belege, obwohl die Worte: „ich fand sie (die Idee) weder an dem *meinigen*, noch an denen realisirt u. s. w.", anzudeuten scheinen, dass der Vf. ein Predigeramt bekleide. Man lese: „An allen, selbst auch an dem besseren blieb mir noch Manches zu wünschen übrig. Mehrere Ursachen *dafür* (?) *fand* ich bey meiner stillen Beobachtung, die ich auch in diesem Spiegel theilweise *angeführt* (?) habe, *auf*. — — Sollte ich freylich nicht nach dem Geschmacke manches Schullehrers oder Schulcandidaten geschrieben haben; *dem* (?) sage ich hiemit u. s. w." Bücher, die für den Landschulmann allein geschrieben sind, werden allerdings in der einfachsten Darstellung ihrem Zwecke entsprechen; mit Recht aber verlangt man, dass die Schreibart nicht überall Spuren der flüchtigsten Leichtfertigkeit zeige.

I. *Nothwendige Eigenschaften eines Schullehrers, sowohl in besonderer als in allgemeiner Hinsicht.* Schon diese Ueberschrift hat weder Sinn noch logische Ordnung. Der Vf. behauptet nun, dass die meisten *Landschullehrer* „aus Herrschsucht, und um sich nebst ihrer theueren Ehehälfte prächtiger und modischer kleiden zu können, als es ihr Stand mit sich bringt, und um sich über ihren Pfarrer zu erheben, der, von Nahrungssorgen gedrückt, kaum sich und die Seinigen seinem Stande gemäss kleiden kann" u. s. w., ihren Stand wählen (!). So heisst es u. a. S. 9: „Tritt nun noch obendrein (*sic*) bey dir der Gedanke ein, dass dein Stand es erfodere, deine Zimmer kostbarer zu schmücken, prächtigere Meublen darinnen aufzustellen u. s. w.: so steht schon deine Zufriedenheit *auf der Flucht* (!)". Und dennoch sagt der Vf. vorher, der Schulmann sey oft genug genöthigt, bey seiner *Pferdearbeit* sich mit *Zeisigfutter* zu begnügen. Rec. gesteht, bey den eigentlichen Landschullehrern nirgend eine so prächtige Einrichtung gefunden zu haben. Wenn dem Vf., wie es scheint, ein einzelner Fall vorschwebt, so berechtigt dieser doch nicht zu der allgemeinen Annahme. Indess tadelt er mit Recht, dass so viele Unberufene sich, wohl mehr aus Nahrungslosigkeit, ins Schulfach drängen. — Er fodert vom Schullehrer: Liebe zur Jugend, Geduld und Nachsicht, Leutseligkeit gegen die Eltern, Genügsamkeit im Lebensgenuss. Wer wird diess in Abrede stellen? Allenfalls hätte auch noch angeführt werden können: körperliche Gesundheit, Sittenreinheit, ungetheilte Liebe zum Fache, Festigkeit des Willens und Ausdauer u. s. w. Wie schlecht es aber dem Vf. gelungen sey, auch nur einigen Reiz für seine etwanige neue Darstellung allbekannter Dinge anzuregen, lehren u. a. S. 2 die Worte: „Ein vorzüglicher Grund liegt gewiss in der heutigen Denkungsart mit, dass die Anzahl der Bewerber um Schulämter *Legion* heisst" u. s. w. „Gewiss eine ganz andere Ansicht würde Mancher vom Schulamte bekommen, wenn er nur den Zweck u. s. w." „Der Bewerber um Schulämter würde es gewiss weniger geben, wenn u. s. w."; mit fast demselben Nachsatze. In Betreff der Leutseligkeit heisst es, dass, wenn der Schullehrer sie nicht übt, der Bauer sich ins *Fäustchen* lachen werde, wenn er, sey es durch welchen Kunstgriff es will (wolle), die Oberen des Schullehrers auf seine Seite gebracht habe, um selbst den *gerechten* Foderungen des Schullehrers zu widerstreben. Solche Stellen finden sich sehr häufig.

II. *Nöthige Kenntnisse des Schullehrers.* Der Vf. fodert Bibelkenntniss und die nöthigen Hülfswissenschaften, dann Lesen, Fertigkeit im deutschen Stil; als Kirchendiener soll der Schullehrer auch schön und orthographisch richtig schreiben, und als Organist musikalische Fertigkeit besitzen. Schöne Ordnung! Dabey spricht der Vf. über Methode so: „Was die Methode seines Lehrunterrichts (!) anlangt" u. s. w., so werde sich der Schullehrer seinen eigenen Weg bahnen, und gleichsam den *Eklektiker* (!) machen. Seine eigene Methode werde er beybehalten; und „wenn neben ihm Andere seiner Amtsbrüder sich mit der *Lancaster*schen oder *Pestalozzi*'schen, und wie sie weiter heissen, brüsten, so wird er ihnen ihren Stolz gern lassen", (man sieht, dass der Vf. von *Methode* keinen Begriff hat, da er zwey Namen zusammenstellt, die in ganz verschiedenen Beziehungen dem Schulfache werth sind) „weil er überzeugt ist, dass er mit der seinigen mehr wirkt, mehr Gutes stiftet als Andere mit ihrem *Pompast* (*sic*), der nur sie und ihre Zöglinge aufbläht, aber das Herz leer läfst." Also sämmtliche Lehrmethoden sind Bombast; nur die des Landschullehrers, der sich seine Bahn bricht, ist die einzig richtige (!!).

Noch einige Stilproben S. 13: Kenntniss der Alterthümer *darf ihm nicht abgehen*; S. 14: Auch *darf* ihm Kenntniss der Naturgeschichte *nicht abgehen*; daselbst: indem der Mehrzahl ihrer Zöglinge diese Kenntnisse *nicht abgehen*. S. 15 unten: Vorzüglich *darf ihm* die Geschicklichkeit *nicht abgehen*. S. 16 dass selbst Predigern diese Kunst noch häufig *abgeht*. S. 20 welche Kenntnisse ihm auch da nicht *abgehen dürfen*. S. 22 so dürfen dem Schullehrer gewisse Fertigkeiten *nicht abgehen*. S. 23: Wenn ihm alles Gefühl für das Schöne *abgeht*. — Wir bedauern den Vf., dass ihm der auch nur leidliche Stil so sehr *abgegangen* ist.

Rec. kann nicht umhin, die Verwirrung zu beklagen, mit welcher der Vf. S. 30 ff. von den dem Schulmanne nöthigen religiösen Ueberzeugungen spricht, und daneben das allergröfste Schwanken gestattet; wie er S. 30 behauptet, der Schullehrer sey außer Stande, aus der Quelle zu schöpfen, und genöthigt, aus Bächen zu trinken, die oft getrübt werden, und doch S. 33 ihn an die eigene Vernunft verweist, und dann wieder S. 34 zur Bibel zurückführt. Es soll, wie man sieht, ein Mittelweg zwischen Rationalismus und Supernaturalismus gefunden werden, aber wir können versichern, dass jeder Landschullehrer aus diesem Wust seichter Declamationen nur seine schon verworrenen Begriffe noch mehr verwirren werde.

Der Vf. ist zum Schriftsteller durchaus nicht berufen, und sein Buch, wie es der Augenschein lehrt, ist mehr das Werk einer einzelnen verdriesslichen Erfahrung, als richtiger Beobachtung und ächter Sachkenntniss.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

ALTERTHÜMER.

1) Paris, b. Vinchon: *Description du Musée Royal des Antiques du Louvre*, par M. *le Cte. de Clarac*, officier de la légion d' honneur etc. 1830. Zwey nicht paginirte Blätter und XXX u. 352 S. 12.

2) Paris, b. Didot: *Mélanges d' antiquités Grecques et Romaines ou observations sur plusieurs bas-reliefs antiques du musée royal du Louvre; et réplique à la réponse de M. Félix Lajard*, par M. *le Comte de Clarac*. 1830. II u. 80 S. 8.

Als nach der zweyten Einnahme von Paris durch die Truppen der alliirten Mächte die bey der ersten angewendete unzeitige Grofsmuth mit der Reclamation der den verschiedenen befiegten Nationen entriffenen wiffenschaftlichen und Kunst-Schätze schlofs, so erfuhr namentlich das *Musée Napoléon* ein hartes Schickfal, und des Jammerns, Zürnens über den Vandalismus der nordischen Bären war kein Ende. Man vergafs, auf welche Weise man zu dem glänzenden Erwerb gekommen war (vergl. vorzüglich *Casimir Delavigne seconde Messénienne: la dévastation du Musée et des monumens*), und bedachte nicht, wie man dadurch die neue Grofsmuth der Sieger anerkannte, denen eine Ausübung des *jus talionis* nicht in den Sinn kam. So sehr nun auch das Museum verloren hatte, so blieb ihm doch Vieles, was vor den ausländischen Eroberungen nicht in seinem Befitz gewesen war. Von mehreren Kunstwerken waren auch die früheren Eigenthümer gestorben oder verschollen; Anderes ward durch gegenseitige Uebereinkunft in Paris gelassen; das Meiste endlich erkaufte die neue französische Regierung, und machte so das früher Erbeutete zum rechtlichen Befitz der Nation. Auf diese Art blieben die Schätze der *Villa Borghese* im Louvre. Von dem nun so neugestalteten Museum lieferte *Müllin* im J. 1817 kurze Zeit vor seinem Tode das erste Verzeichnifs in 355 Numern. Schon im J. 1820 erschien die zweyte Ausgabe dieses Verzeichnisses; bearbeitet vom Hn. Grafen *v. Clarac*, in 736 Numern. Viele historische Beylagen, die zwey Fünftheile des ganzen Bandes einnahmen, hatte Hr. *v. Clarac* als unwesentlichen Bestandtheil des Buches hinzugegeben, wozu noch der Umstand kam, dafs man namentlich in Deutschland Vieles an diesem *hors d'oeuvre* auszusetzen fand. Zweckmäfsiger wäre eine Geschichte der Sammlung gewesen, die der Vf. vielleicht nicht geben wollte, was wir ihm nicht verdenken können, da es ja leider bekannt ist, wie in Frankreich selbst die Wiffenschaft durch die Politik beherrscht wird. Im vorigen Jahre, und zwar, wie aus manchem Umstand sich schliessen läfst, höchst wahrscheinlich nach der „grofsen Woche des Volkes", ist die dritte Ausgabe des Antikenverzeichnisses erschienen. Sie ist frey von jenen Beylagen, liefert aber eben so wenig eine Geschichte der Sammlung, wozu das Buch nur einige zerstreute Nachrichten enthält, die wir sogleich zusammenstellen wollen, nachdem wir kurz erwähnt haben, dafs eine Nachricht über die verschiedenen Stoffe aus der früheren Ausgabe beybehalten worden, deren sich die Alten bey ihren Statuen bedienten, mit besonderer Rücksicht auf die Marmorarten, eine zweyte aber über den Louvrepallast neu hinzugekommen ist, wo der Vf. alles Nöthige zu sagen verstand, ohne die Namen Napoleon, Ludwig der XVIII sammt Carl X zu erwähnen. Ein grofser Theil nun der jetzigen Sammlung ist schon seit langer Zeit in Frankreich (S. 82). Franz I schickte den Franz Primatice, Schüler des Julius Romanus, mit dem Auftrage nach Italien, antike Statuen anzukaufen. Dieser übersandte deren an den König 184 und aufserdem eine grofse Menge Büsten, von denen ein Theil zu Fontainebleau aufgestellt wurde, welches daher *Vasari* ein neues Rom nennt. Heinrich IV vermehrte diese Sammlung, und der Cardinal Richelieu, sowie der Connetable von Montmorency, liefsen viele schöne Antiken aus Italien kommen. Mehreres wurde hinzugekauft, theils Einzelnes (f. No. 421), theils ganze Sammlungen, wie die des Grafen d' Orfay, Choiseul (S. 207). Von der Villa Borghese ist eben gesprochen worden, und auch das, was der Louvre aus der Villa Albani befitzt, hat Ludwig XVIII angekauft (S. 4). Die verschiedenen Kupferstichwerke, in denen die Statuen abgebildet sind, hat der Vf. ebendaselbst genannt. Der jetzige Totalbestand der königl. Sammlung von Bildwerken im Louvre beläuft sich auf 906 Numern, zu denen man noch einige hinzurechnen kann, da bisweilen zwey Bildwerke hinter einander unter derselben Numer genannt werden. Von dieser Summe kommen 262 Numern auf die Statuen, 180 auf die Büsten, 292 auf die Basreliefs, 288 auf die Inschriften, während der Rest verschiedene Gegenstände enthält. Einiges ist modernen Ursprungs; namentlich finden sich Statuen von mehreren französischen Feldherrn und Staatsmännern. Bey jedem Kunstwerk ist die

Höhe und Breite nach französischem Masse angegeben, ausserdem sehr oft die Werke, wo sich die Abbildungen der Denkmäler finden (vieles, namentlich in Bezug auf Inschriften, hat Hr. *v. Clarac* in den *additions* nachgetragen), und überhaupt bey den einzelnen Denkmälern vieles zusammengestellt, was theils in historischer, theils in exegetischer Hinsicht für die Kenntniss des Kunstwerkes wichtig ist. So finden sich zu No. 20 Bemerkungen über die Rüstung der Römer, namentlich der Kaiser, zu No. 39 über die Gestalt der Vasen, zu No. 46, 111 und 212 über griechisches und römisches Kostum, zu No. 52 über die Frisuren der Römerinnen, zu No. 76 über die Mithrasdenkmäler, zu No. 100 über die Fussbekleidung der Römer, zu No. 164 über die Gewohnheit der Römer, den Bart zu tragen, zu No. 232 b. eine Abhandlung über die Venus von Melos, wo dem Vf., der sonst die archäologische Literatur der Deutschen genau kennt und vielfach benutzt, eine lehrreiche Abhandlung über diese Statue in der Allg. Lit. Zeit. 1823 No. 277 entgangen ist, zu No. 597 S. 223—229 Belehrungen über den wesentlichen Inhalt des *marmor Choiseul* nebst Berechnung des attischen Talentes nach *Letronne*. Die Marmorvase des Grafen *d' Orsay*, auf die *Böttiger* in der Kunstmythologie I. S. 338 und 350 so viel Gewicht legt, und ihren wahrscheinlichen Untergang beklagt, findet sich zwar unter No. 738, ist aber dort bestimmt für unächt erklärt. Beyläufig finden sich auch Nachrichten über andere Kunstwerke, wie No. 469 S. 341 über den *Mars Ludovisi*, den Hr. *Raoul-Rochette* bekanntlich in einen Achilles umwandeln will. Nicht selten theilt Hr. *v. Clarac* eigenthümliche Ansichten über die Bedeutung von alten Bildwerken mit, wie über No. 73, wo er eine Nausicaa zu erkennen glaubt, die mit dem einen Fusse auf einen Ball tretend einer Quelle zueilt. Vielen Stoff zu Erörterungen giebt ihm das berühmte *Borghesische Mithras-Denkmal* No. 76 (abgebildet bey *Eichhorn de Deo Sole invicto Mithra* No. 4). Ohne sich sehr um die Deutung des Denkmals und der Worte *Nama Sebesio* zu bekümmern, die *Zoega* am einfachsten und natürlichsten durch „heiliger Quell" oder „ehrwürdiges Nass" erklärt hat (vergl. *Zoegas* Abhandlungen S. 137. 399—404), beschäftiget er sich mit den verschiedenen modernen Inschriften, die sich daran finden, und von denen Hr. *v. Clarac* selbst zwey zum ersten Mal entdeckt und bekannt gemacht hat. Dieser Theil der Abhandlung ist ironisch gehalten und gegen Hn. *Lajard* gerichtet; wir werden unten noch einmal darauf zurückkommen, und bemerken hier nur, dass Hn. *v. Clarac* und wahrscheinlich auch den übrigen französischen Archäologen *Seel's* Schrift über die Mithrageheimnisse, Aarau 1820, unbekannt geblieben ist. No. 217 wurde bisher (von *Winkelmann monum. inéd.* No. 82, und von *Visconti*) für Vulcan und Pandora genommen; Hr. *v. Clarac* aber mit Benutzung mehrerer Nebenumstände, die bey *Winkelmann* nicht deutlich ausgedrückt sind, entscheidet sich für Anchises, der vor der Flucht aus Troja das Palladium umarmt. Helena fleht die dabey stehende Venus um ihren Beystand an; eine Troerin blickt durch das Thor nach dem untergehenden Troja. Den *Borghesischen Fechter* (No. 262) hielt er für einen Deiphobus, der sich in der letzten Nacht Trojas gegen Ulyss vertheidigt, eine Erklärung, die schwerlich viele befriedigen dürfte. No. 451, bisher, nach *Visconti*, als Herkules nach seinem Siege über Cacus genommen, stellt nach Hn. *v. Clarac* den Ulysses bey dem Polyphem dar. Der Herkuleskopf des letzten ist restaurirt. Von No. 656 b. giebt zwar Hr. *v. Clarac* keine neue Erklärung, weist aber mit Recht eben sowohl die Ansicht *Visconti's* (Apollo mit einigen Musen), als die des Hn. *Raoul-Rochette monum. inéd.* 1. pl. 22. p. 71, zurück, der einen Achill unter den Töchtern des Lykomedes darin gesehen hatte. Lustig genug ist eine Figur, die der letztgenannte Gelehrte für einen Ulysses nahm, nichts mehr und nichts weniger als eine alte Frau. Ueber No. 712, den sogenannten Germanicus, wiederholt der Vf. seine vor einigen Jahren geäusserte Meinung, dass der *Marius Gratidianus* dadurch dargestellt sey, dem (Plin. XXXIII. 9, 46) die Römer in den einzelnen *vicis* der Stadt Bildsäulen aus Dankbarkeit errichteten, weil er ein Mittel erfunden hatte, die Aechtheit der Goldmünzen ohne grosse Mühe zu prüfen. Mit dieser Erklärung aber können wir ausser anderen Gründen schon deswegen uns nicht vereinigen, weil jener *Marius Gratidianus*, in Rom, gewiss nicht nackt gebildet wurde. Viel einnehmender ist die Meinung, welche *Thiersch* in den Epochen S. 292 vorgetragen hat, dass *Flamininus* als Wiederhersteller der griechischen Freyheit durch dieses Meisterwerk dargestellt sey. No 58. S. 340 tritt Hr. *v. Clarac* der gewöhnlichen, von *Visconti* aufgestellten Erklärung bey, *le Sommeil portant des pavots*, und verwirft die des Hn. *Raoul-Rochette*, der auch hier eine *Thetis* nebst *Peleus* ohne allen Grund zu sehen wähnte (*monum. inéd.* 1. pl. 5). Eben so wenig verträgt sich der Vf. bey No. 177. p. 343 mit *Heyne*, *Millin* und *Raoul-Rochette* in der Deutung des Basreliefs, welches diese für einen Achilles auf Scyros im Augenblicke der Entdeckung nahmen, während er der Meinung *Winkelmanns* und *Viscontis* treu bleibt, die den Zwist der Könige im Lager vor Troja darin erblicken, wodurch dieses Basrelief, mit dem dazugehörigen No. 200 vereiniget, wo die Auslieferung der Leiche Hektors abgebildet ist, erst seine wahre Bedeutung erhält. Wir sehen dann in diesen beiden Seiten desselben Sarkophags das A und Ω der ganzen Ilias. Zu No. 259 fügt er nachträglich S. 346 einen Zusatz, worin er die neuere Erklärung *Panofka's* zu widerlegen sucht, der in diesem Basrelief nicht die Geburt des *Bacchus*, sondern die des *Erichthonius* findet, eine Erklärung, der auch neulich Hr. Prof. *Lange* in einem *Propempticon* an Hn. Dr. *Ilgen* S. 7 beygetreten ist. Wenn man nun auch einigen Theilen der *Panofka'schen* Restauration (*Monum. inéd. de l' Institut de la correspondance archéolog.* tab. XII. 1. a.) uneingeschränkten Beyfall nicht gewähren kann, so ist doch nicht zu leugnen, dass das Erhaltene des Basreliefs der neueren Erklärung weit günstiger ist als der alten. Dagegen macht Hr. *v. Clarac* S. 348 richtig darauf aufmerksam, dass derselbe deutsche Archäolog bey der Erklärung von No. 521 in den *Annales de l' Institut* Vol. 1. p. 395 Mehreres

übersehen hat, was zu beachten war, weſswegen ſeine ſonſt geiſtreiche Meinung, daſs die Geburt des Apollo und der Diana dargeſtellt ſey, noch der vollkommenen Evidenz entbehre. — Unter den längeren Erklärungen, die der Vf. von einigen Kunſtwerken gegeben hat, zeichnen wir noch die von No. 751 *Suovetaurilia*, von No. 752 *Prätorianiſche Soldaten*, und von No. 768 *Prometheus*, als Bildner von Menſchen, aus, wobey wir noch den Wunſch nicht zurückhalten, daſs Hr. *v. Clarac*, wenn es ſpäter zu einer vierten Auflage ſeines ſchätzbaren Katalogs kommen ſollte, bey jedem Kunſtwerk genau angeben möchte, wo es am beſten abgebildet ſey. Endlich erfahren wir S. 262, daſs jetzt in Paris ein neues Muſeum errichtet wird, welches alle römiſchen und galliſchen Alterthümer enthalten ſoll, die man in Paris entdeckt hat.

Mit dem Katalog nun ſteht das unter No. 2 aufgeführte Buch in der genaueſten Verbindung, wie ſchon der Titel bezeugt. Sein Zweck iſt vorzüglich ein doppelter, einmal, um manche Meinungen *Visconti's*, die in neueren Zeiten angefochten worden ſind, zu vertheidigen, zweytens, um gegen Hn. *Lajard* zu polemiſiren. Einiges davon iſt ſchon in den Nachträgen zum Katalog mitgetheilt, worüber Rec. bereits oben berichtet hat; das Uebrige hat gröſstentheils früher im *Bulletin universel des sciences* geſtanden. Der hievon zu erwähnende erſte Abſchnitt S. 13—15 betrifft die weiblichen Figuren, die ſich am Fries des Parthenon auf vielen Wagen neben den Jünglingen abgebildet finden. Hr. Prof. *Müller* in den *Annales de l' Institut de corresp. archéol.* 1. *p.* 225 *sq.* hielt ſie für Perſonificationen des Kampfes ſelbſt, und nach Analogie des *Agon* und der *Palaeſtra* wollte er ſie *Hamillas* nennen; Hr. *v. Clarac* aber meint, daſs vielleicht bey den Panathenäen auch Frauen aufgetreten ſeyen, um die *Pyrrhicha* zu tanzen, wie wenigſtens ſpäter Frauen Wettrennen zu Wagen an dieſen Spielen hielten (*Böckh. Corp. Inſcr.* 1. *nr.* 1590. 1591), wonach jene Statuen ſolche kämpfende Mädchen und Frauen darſtellten. — S. 17—19 ſpricht der Vf. von den beiden Kirchenvätern *Athenagoras* und *Tatianus* als Quellenſchriftſtellern für die Kunſtgeſchichte; und wenn ſie gleich beide von einem ganz einſeitigen Standpuncte ausgingen, ſo behauptet doch der letzte vor dem erſten einen bedeutenden Vorzug. — S. 19—36 ſtellt Hr. *v. Clarac* Unterſuchungen an über das *Basrelief von Samothrace*, welches er im Widerſpruch gegen Hn. *v. Stackelberg*, der es für ein Bruchſtück eines alten Sitzes hielt, mit den meiſten übrigen Archäologen als Theil eines Frieſes betrachtet; und über die kleine Bronze des *Muſeum Nanianum*, jetzt im Beſitz des Grafen *Pourtalès Gorgier*, mit der Aufſchrift ΠΟΛΥΡΑΤΕΣΜΑΝΕΘΕΚΕ. Aus einer Menge von Einzelheiten, die hier mit Ruhe und nüchternem Urtheil geprüft werden, ſchlieſst der Vf., daſs dieſes kleine Bild, welches in neueren Zeiten ſo vielfach beſprochen worden iſt, ſeinen Urſprung einer ſpäteren Zeit verdankt, und zwar entweder der Periode des *Herodes Atticus*, oder gar dem 15—16 Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen faſst Hr. *v. Clarac* in folgenden Worten zuſammen: *Ce n'est qu'une imitation libre et sans caractère de quelque figure de l'ancien style, ou c'est plutôt une figurine dont on n'avait pas le modèle, et que l'on a cru, en lui donnant un style approchant de celui de l'Egypte, faire passer pour une production des premiers temps de la sculpture grecque.* Man mag nun über dieſe Sache urtheilen, wie man will, und etwas Sicheres läſst ſich ohne Betrachtung des Bildes ſelbſt nicht angeben, ſo muſs jedenfalls Rec. dieſs anerkennen, daſs hier ein franzöſiſcher Archäolog über dieſe Bronze unbefangener urtheilt, als eine Menge von deutſchen Gelehrten, die durch eine wunderbare *petitio principii* ſogleich an den Tyrannen *Polykrates*, an den *Theodorus v. Samos* und an vieles Andere dachten, worüber Hr. *v. Clarac* S. 28 eine kleine Schadenfreude nicht verbergen kann. Noch iſt aus dieſer Abhandlung zu erwähnen, daſs auf dem zuerſt erwähnten Basrelief das Ω in Αγαμεμνων nun vollkommen conſtatirt iſt. — S. 36—42 widerlegt Hr. *v. Clarac* zwey allerdings ſehr leicht zu widerlegende Einfälle des Hn. *Raoul-Rochette* über einige Puncte der alten Vaſenfabrication. Indem nun Hr. *v. Clarac* ſehr richtig ſagt: *Vraiment ce sont de ces hypothèses que l'on désirerait ne pas avoir à réfuter*, ſo wollen auch wir unſere Leſer nicht mit Aufzählung und Widerlegung dieſer Irrthümer langweilen. — Den Beſchluſs der Schrift macht eine *Réplique* gegen Hn. *Lajard* in Bezug auf das ſchon oben erwähnte Borgheſiſche Mithrasdenkmal (S. 45—80). Der wahre Nutzen, der aus dieſer langen Diatribe für die Wiſſenſchaft hervorgeht, iſt auſserordentlich gering, der Streit faſt rein perſönlich und der Ton daher auch ſehr heftig, was man überhaupt bey den Streitigkeiten neuerer franzöſiſcher Gelehrten oft zu bemerken Gelegenheit hat. Uebrigens wird Hn. *Lajard* dieſe *epiſtola galeata* nicht eben willkommen geweſen ſeyn.

l. s. g.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEER, b. Häsbert: *Oſtfrieſiſches Volksbuch.* Erſter Jahrgang auf das Jahr 1831. Nebſt einem Kalender als Zugabe. Herausgegeben von einer Geſellſchaft oſtfrieſiſcher Vaterlandsfreunde, mit einer Charte des im J. 1277 untergegangenen Reiderlandes. 1831. VI u. 177 S. 8. Nebſt Anhang von 52 S. (10 gr.)

Aus dieſem Volksbuche hebt Rec. folgende ſonſt noch wenig bekannte Thatſachen hervor: Ein Drittel Oſtfrieslands mit 52¾ □ M. und 148,746 Einw. iſt noch nicht angebauet. Der Urboden iſt Sand, über den ſich häufig Torf- und Marſch-Boden erhebt. Erſter bedeckt 12¾ □ M. — Oſtfrieslands Heringsfang an der ſchottiſchen Küſte wird nur noch durch die anſehnlichen Zuſchüſſe der Regierung von drey Geſellſchaften unterhalten. Die Gemeinheitstheilung geht vorwärts, der Schiffbau blüht in Emden wieder auf; übrigens verarmte dieſer einſt unter Preuſſens Hoheit reiche Seehafen durch die Unfälle ſeiner Rhederey und manche Plagen,

welche die holländische Interims-Regierung herbeyführte. Der Hafen und der Kanal nach dem Hauptfahrwasser der Ems werden mit Mühe und schweren Kosten gereinigt. Die reichen Privaten sind zum Theil in Emden und auch auf dem platten Lande verschwunden. Als Seeplatz für die Ein- und Ausfuhren Hannovers ausser Ostfriesland und Meppen liegt Emden am rechten Emsufer ungelegen. An der deutschen Nordsee gedeihen nahe am Meere alle Häfen am rechten Flussufer sehr schwierig, weil sie gegen den gefährlichen Nordwestwind nicht Schutz genug verleihen. Diess wird auch der Aufnahme des Bremerhafens in der Mündung der Geeste schaden, und die Schiffbarmachung der Oberems mit ihren bisher öden Ufern wird erst der Niederems Segen bringen, wenn die Oberems durch die Lippe mit dem Rhein verbunden seyn wird. Doch kann sehr wahrscheinlich die alsdann lebendigere Schifffahrt der Ems mehr Leer und Delfsyhl als Emden zufallen, da der bey Emden vorbeyfliessende Arm der Niederems so sehr zum Zuschlicken geneigt ist. Freylich hat Ostfriesland jetzt eine Drosteyregierung, aber den verlorenen Wohlstand hat das drückende hannöversche Zoll- und Licent-System noch nicht wieder aufkommen lassen. Noch immer fehlen Ostfriesland ein allgemeiner Deichband und eine vom Staat regulirte Abwässerung seiner Moor- und Siede-Ländereyen. Da der Staat Hannover Geld und Credit hat für solche gemeinnützige Unternehmungen, und als Staat jetzt trefflich ausgerundet ist: so muss man sich wundern, warum die reiche Generalcasse noch immer fortfährt, nicht im landesherrlichen, sondern im gutsherrlichen Sinn ihre Meier mehr gutsherrlich zu benutzen, als sie durch landesherrliche, der Förderung einer einträglichen Landwirthschaft gewidmete weise Gesetze reich zu machen. Unter den theilnehmenden Schriftstellern in diesem Volksbuche vermisst man ungern den Grundsteuerinspector *Stelzner*, einen der kundigsten Landwirthe und Rathgeber zu nützlichen Landesverbesserungen. Um den Fiebern zu steuern, ist eine dem Lande mangelnde Anlage von Wäldern nöthig, und nur zu vieler Sand- und Moor-Boden zu solchen im Grossen anzulegenden Unternehmungen vorhanden. Auch fehlt es zur Ausführung Hannover an geschickten Forstmännern nicht. Was der Standesherr von Aremberg in Meppen an der Oberems, durch Beschaffung grosser Holzbesamungen für seine Rechnung und durch ermunternde Vorschüsse an die Gemeinden, vermochte, das sollte Hannover auch wohl erreichen können, wenn es eifriger als bisher das Beyeinanderlegen der Baueräcker auf der Geest und das Einfriedigen derselben einleitete, und weniger homöopathisch als bisher seine der bäuer- und meierlichen Klasse in den Aemtern bestimmten Wohlthaten verbreiten wollte. Alle Prämien der Heringsbuysen in Emden schaffen den verlorenen Handel und die einträgliche Fischerey nicht wieder zurück, aber den Landbau gründlich zu heben und einträglicher zu machen, das muss besonders jeden patriotischen Ostfriesen als gemeinnützig, nothwendig und erreichbar ansprechen.

Dem Kalender, mit mancher mathematischen und nautischen Ausstattung für ein deutsches Küstenland, folgt in diesem Volksbuche ein geographisch-statistischer Ueberblick Ostfrieslands. — Entstehung des Meerbusens Dollart. Entwässerung versumpfter Ländereyen. Jahresgeschichte Ostfrieslands vom trefflichen *Arends* mit manchen speciellen Winken zum Bessern für die Regierung, Magistrate und Gemeinden. Blitzableiter. Anweisung zur Obstbaumzucht — neueste haus- und landwirthschaftliche Erfindungen — über Geneverbrennereyen — Tabellen und Anhang. Die Rathschläge dieses Volksbuches verdienen Beachtung, und eine so weise Regierung, als die hannöverische, wird die öden Wüsten des von der Natur in den Küsten reich begabten Landes im Lauf weniger Jahre zur Urbarmachung zu fördern wissen. Fabriken und Handel zu heben, ist oft unmöglich; aber viel natürlicher, eine schlecht benutzte Oberfläche durch Kameralvorschüsse agronomisch in eine höhere Vegetation zu versetzen. Die Producte der Viehzucht und der Raps sind immer verkäuflich in den anderen Drosteyen Hannovers.

A. L.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Essen*, b. Bädeker: *Ueber die Leitung des Einquartierungswesens in Kriegszeiten nach festen und billigen Grundsätzen.* Ein Handbuch für die mit diesem Geschäfte beauftragten Militär- und Civil-Beamten. Von *F. W. v. Mauvillon*, auswärtigem Mitgliede der königl. schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften. 1829. X u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec., der in dem letzten Kriege als Ortsbeamter und in höherer Sphäre im Einquartierungswesen manche Erfahrung sammelte, findet dieses Buch sehr zweckmässig und seinem Titel völlig entsprechend. Es giebt leider noch Länder genug, in welchen die Ausgleichung und Abtragung der Kriegs-Communal-Schulden noch lange nicht berichtiget ist, in denen man vielmehr, weil man die alten Stadteinkünfte nicht zu Stadtschuldabtragungen verwenden will, den Enkeln zu tilgen überlässt, was die Stadt doch wenigstens jenseit des Menschenalters nicht verschieben sollte. Uebrigens sind Rec. einige Länder bekannt, in denen eine praktische Verordnung für das Einquartierungswesen zum Druck bereit liegt, sobald ein neuer Krieg die deutschen Staaten behelligen sollte.

Das erste Hauptstück dieses Werkes liefert allgemeine Betrachtungen; das zweyte Vorbereitungen, welche schon in Friedenszeiten für die Einquartierung und Verpflegung marschirender Truppen gemacht werden können und müssen. Das dritte handelt von der wirklichen Einquartierung der Truppen, von den dabey betheiligten Behörden und deren Geschäften, das vierte von cantonnirenden Truppen; das fünfte hat Schlussbemerkungen. — Uebrigens haben die Reglements der deutschen Militärstaaten schon manches Nützliche dieses Werkes praktisch aufgenommen.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) POTSDAM, in der Deckerschen Oberhofbuchdruckerey: Zur öffentlichen Prüfung u. s. w. Programm: *Unsere Gymnasien und ihre Tadler*, nebst Jahresbericht von Dr. *Wilh. Herm. Blume*, Director. 1830. 30 S. gr. 4.

2) Ebendaselbst: Zur öffentlichen Prüfung im Gymnasium u. s. w. Programm: *Ueber die erste Entwickelung der Hellenen*, vom Prof. *Helmholz*. 1830. 41 S. *Jahresbericht* 42 — 55 S. gr. 4.

In einer Zeit, in welcher der Kampf des Humanismus und Realismus eine neue Stärke gewinnt, und in einem Lande, das durch die Blüthe seiner gelehrten Anstalten vielen anderen vorleuchtet, und wo gleichwohl auch gegen diese und ihre so gepriesene Einrichtung eine mächtige Reaction sich erhebt, muss die Stimme eines bewährten Schulmannes und Gelehrten aus eben diesem Lande Beachtung verdienen, wenn er gegen die aus der grösseren Erregung der Gemüther mehr und mehr einseitig sich entspinnende Bekrittelung der Gymnasien ankämpft.

Zuerst führt Hr. Director *Blume* die unklaren Tadler durch die Thatsache der geistigen Frische und Blüthe des Staates, welche, wenn die Gymnasien wirklich auf solchen Irrwegen wären, nicht Statt finden könnte, *ad absurdum*. Dann zieht er aus den verworrenen Anklagen gegen die Gymnasien besonders hervor: die Beschuldigung, die geistige Erziehung durch die *classischen Sprachen* sey der Zeit und dem Leben nicht gemäss, das nichtige Hin- und Hergerede über Vernachlässigung der Muttersprache, die Ansicht, dass nur in der Naturkunde das Ziel der Schulen zu suchen sey, die Weissagung von dem Untergange der volksthümlichen Tüchtigkeit ob der übermässigen Anstrengung in den Gymnasien, das Dringen auf gemeinnütziges Allerley, auf Realienkunde fürs gemeine Leben, auf flache encyklopädische Vielwisserey und glatte Abgeschliffenheit für die äusseren Formen des Lebens, die Vereinigung der sonst unklaren Tadler in Bekämpfung aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit, aller heilsamen Strenge in Erziehung und Unterricht und in Verdrängung aller höheren leitenden Ideen aus der Pädagogik. Die Ursachen dieser Erscheinungen werden gesucht: in der so allgemein verbreiteten Halbwisserey, in der Erschlaffung der mit der Schule in Gegensatz tretenden häuslichen Erziehung und der Vermehrung des in die Familien eindringenden Luxus und sittlicher Indolenz, welcher die Schule als ein Damm entgegentritt, in dem Gegensatz, in welchen häufig die Geschäftstüchtigkeit wackerer Männer mit rein wissenschaftlicher und allgemeiner formeller Bildung ohne Bewusstseyn ihres inneren Zusammenhanges tritt, in der eigenen mangelhaften Jugendbildung der Tadler, in der Masse geisttödtender Schreiberey und des Actenstaubes, zu welchem sich classisch gebildete Jünglinge weniger hingezogen fühlen, und dabey des *savoir faire* ermangeln, in der grossen Kluft zwischen Theorie und Praxis, welche die Gründlichsten nur Schritt vor Schritt, aber desto sicherer, durchglimmen, u. a. m. Bey der scharfen Charakteristik der Quellen des Tadels über die Gymnasien zeigt der Vf., wie alt, schon in den philanthropinischen Theorieen gegründet, die Grundzüge der heutigen Opposition, wie Deutschland nur durch den gegen sie ankämpfenden Ernst vor dem über Frankreich 1780 ergangenen Weltgeist gerettet sey, und was über alle kosmopolitischer Alltäglichkeit anheimgefallenen Völker ergehen werde. Für *Preussen* ist es von der höchsten historischen Bedeutung, dass, als es sich äusserlich in der bedrängtesten Lage befand, es seine Hauptsorge auf das Schulwesen richtete, und ein herrliche Zinsen tragendes Capital auf dasselbe verwandte. Die Jahre von 1813 haben bewiesen, dass es keine Siechlinge erzog. Aus so grosser Aufregung gingen auch freylich Ueberspannungen, wie die *Turnerey*, hervor, welche mit den jetzigen Tadlern das *Dringen auf unmittelbare Theilnahme* am öffentlichen Leben und sogar zu thätigem Eingreifen in dasselbe gemein hat, wenn auch die Verhältnisse der Zeit eine andere Richtung genommen haben, als vor einem Decennium oder in der *Basedow-Campe*'schen Periode. Der in Preussen gesteigerte Gewerbfleiss übt jetzt einen ganz besonderen Einfluss auf die pädagogischen Urtheile aus. Dennoch läſst das allgemeinere Interesse, wie es sich jetzt noch in der Verwirrung der Meinungen kund thut, für die Zukunft Erfreuliches erwarten: die classischen Studien werden ihre Stelle aus den vom Vf. schön angedeuteten inneren Gründen sich sichern.

Die Blüthe des Gymnasiums, das unter der Leitung eines so einsichtsvollen Directors in einer der Residenzen des preussischen Staates eine bedeutende Stelle unter den die geistige Bildung fördernden Gelehrtenschulen einnimmt, geht aus dem Jahresbericht hervor, und wird auch durch den zweyten Bericht in No. 2 bestätigt,

welcher ſowohl die fortſchreitende Blüthe des Gymnaſiums als die Sorgſamkeit der Behörden beweiſet, nebſt Disciplinar-Geſetzen, die im Geiſte moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Ernſtes und doch hervorleuchtender Milde abgefaſst ſind. Möchte es dem würdigen Vf. gefallen, den hier berührten Gegenſtand, wie er ihn jetzt gröſstentheils von ſeiner äuſserlichen Seite gefaſst hat, auch von ſeiner inneren noch tiefer zu verfolgen, und die geiſtigen Richtungen der Zeit, wie ſie ſich, aus der Höhe der Wiſſenſchaft herab, für den Jugendunterricht geſtalten, und zum Theil jetzt divergirend aus einander treten, zu erfaſſen!

Dem Jahrberichte No 2 iſt eine nicht ohne Fleiſs, jedoch in einem etwas abſprechenden und mitunter philoſophiſch-bombaſtiſchen Tone geſchriebene Abhandlung vorgeſetzt, welche zwar in unſerer A. L. Z. unlängſt (No. 135) bereits angezeigt worden iſt, aber in dieſem Zuſammenhange eine genauere Recenſion zu erfodern ſcheint. Der Vf. geht von dem Satze aus, daſs die *Prolegomena F. A. Wolfs* zum *Homer* den gröſsten Einfluſs auf geſchichtliche Unterſuchungen ausgeübt, und den griechiſchen und römiſchen Claſſikern zuerſt die hiſtoriſche Kritik abgeſprochen, dadurch aber den Glauben an ihre Unfehlbarkeit erſchüttert hätten. Bey dieſem ſo allgemein aufgeſtellten Satze iſt zweyerley unrichtig: 1) Nicht *Wolf zuerſt* prüfte die Kritik der Alten durchgreifend, ſondern die groſsen Philologen vor ihm hatten ſchon den Charakter der alten Hiſtoriker aufgefaſst, vor allen ein *Scaliger*, um nicht die Reihe der *Hieron. Wolf*, *Valckenaer* u. a. m. zu durchlaufen. 2) *Wolf* ſprach den Römern und Griechen nicht die hiſtoriſche Kritik oder die *philoſophiſche Kunſt*, die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes zu erforſchen u. ſ. w., ganz ab, ſondern ſagte nur *Proleg.* §. 13, ſie hätten nicht in dem Grade wie wir die geſchickte Methode im Philoſophiren und hiſtoriſchen Combiniren angewandt (*non adhiberetur ab hiſtoricis haec ſollertia philoſophandi, qua nos ingenii humani in rebus inveniendis progreſſus et menſuram indagavimus, poſtquam orbem terrae latius circumſpicere, atque plurium populorum ſimili cultu vitae utentium habitus et conſuetudines comparare didicimus*). Wie hätte *Wolf* auch einem *Thucydides, Polybius, Tacitus* hiſtoriſche Kritik abſprechen mögen? Hierauf geht Hr. *H.* auf die Herrſchaft der Sage in der Geſchichte über, und behauptet wieder ziemlich apodiktiſch: in Griechenland herrſchte die Sage *faſt unumſchränkt* bis Solon, und begleitete noch weit hinauf die geſchichtliche Zeit im Volke, in den Dichtern und in den Tempeln. Das heiſst mit klaren Worten wohl nichts Anderes, als: vor Solon giebt es keine Geſchichte, faſt alles iſt mythiſch, und nachher auch noch durch Dichter- und Tempel-Sagen entſtellt. Rec. weiſs wohl, daſs es jetzt, beſonders ſeit *Niebuhr*, Sitte geworden iſt, in der erſten hiſtoriſchen Periode eines Volkes überall nur Sage und Mythus zu finden; aber bey den Griechen möchte er denn doch nicht die ioniſchen u. a. Wanderungen, die Umwandlungen der Verfaſſungen, ſelbſt einen Codrus und Lycurgus nicht, für mythiſch erklären, viel weniger aber die ſchon lichtvolle Periode vor Solon, die Aenderungen der Archonten, Megakles und die Alkmäoniden, Drakon und die Echeten u. a. m. Auch aus der früheren Zeit ſchaut ſchon eine ächt hiſtoriſche Baſis hervor, und es iſt gewinnreicher, dieſelbe zu finden, als mit dem kurzen Machtſpruche *von Mythus und Sage* einzuſchreiten. — Der eigentliche Zweck der Abhandlung wird ſo angegeben: Der Vf. will das ſchon oft Verhandelte durch eine neue Zuſammenſtellung der Entſcheidung näher bringen; Homer wird für die reinſte Quelle der Sage gehalten. Die Schluſsfolge der *Wolf'ſchen* Prolegomenen ſoll noch einmal durchgemuſtert, daran die Vorſtellung von der Homeriſchen Zeit, wie ſie *Wolf* in ſeinen Vorleſungen aufſtellte, geknüpft, dieſer die entgegengeſetzte *Creuzer*ſche Anſicht gegenübergeſtellt, und nach einer Prüfung derſelben die Meinung des Vfs. über geſchichtliche Forſchung und über den hiſtoriſchen Charakter der Griechen dargelegt werden. Dabey werden die Behauptungen des Vfs. mehr durch neuere Gelehrte als durch die Quellen ſelbſt — angeblich des beſchränkten Raumes wegen — verbürgt.

Das Bekannte über den Charakter Homers als Naturdichters und ſein Zeitalter, wie *Wolf* dieſs aufgefaſst, wiederholend, wobey jedoch der Vf. ſich etwas weit verliert, und auf die ganze Schaar der orientaliſchen alten Gedichte kommt, liefert er eine kurze Inhaltsangabe der Prolegemenen, und führt die Anſichten der Gegner an, mit einem Panegyricus auf *Wolf* und Zurückweiſung der äſthetiſchen Urtheile. Die Anſicht, welche ſich dem Vf. über die Entſtehung der Gedichte Homers feſtſtellt, iſt die *O. Müllers* in ſeinen Proleg. und Orchom., doch ſo ausgeſprochen, daſs man ſie für die des Hn. *Helmholz* halten kann. Aus *Wolfs* Vorleſungen folgt ſodann noch eine Schilderung der erſten Entwickelung der Griechen, ganz ſo, wie ſie von dem Vf. in ſeinen Heften über griechiſche Alterthümer und Literatur niedergeſchrieben iſt, und begleitet mit einigen eigenen Anmerkungen, beſonders literariſchen Inhalts. Merkwürdig iſt es, daſs hienach *Wolf* ſchon *einen* Urſprung für Griechen, Zelten und Germanen, am Caucaſus zwiſchen dem Caſp. M. und dem Pont. Eux., geſucht hat, und die verſchiedenen Völkerzüge daher in Griechenland einwandern läſst, — eine wiederaufgefaſste Lieblings-Idee neuerer Forſchung. — Daſs ſeine Ideen über den Volksheroen Hellen, über den Namen Hellenen und die Landſchaft Hellas u. ſ. w. die allgemein jetzt angenommenen ſind, iſt bekannt; minder, daſs er die Aeoler zum Urſtamm der Hellenen macht. Weil eben *F. A. Wolfs* ſo einfluſsreiche Anſichten über die Entwickelung der Hellenen gegeben werden, ſo theilen wir einen kurzen Ueberblick derſelben mit.

Das ſich zuerſt bey den Urvölkern Griechenlands Entwickelnde iſt eine bürgerlich mechaniſche Ordnung zur bequemen Einrichtung des Lebens: von welcher ſie ſchon zur Geiſtescultur übergehen. Urſprünglich von Wurzeln und Kräutern lebend, dann von Baumfrüchten (δρύς), ſchon in der Bekleidung mit Thierhäuten und der Erbauung kleiner Hütten einen Fortſchritt beurkundend, bringen ſie Opfer, beginnen Viehzucht, aber nicht aſiatiſch-nomadiſch, häufig jedoch die Wohnungen wechſelnd und die Bewohner reizenderer Ge-

genden vertreibend. Faustrecht ist einziges Recht und Seeräuberey ehrenvoll, wie Jagd wilder Thiere mit Waffen, welche der Zufall, dann die Kunst giebt. Hieraus entwickelt sich die Heroenzeit. Um 1800 sammelt Phoroneus zerstreute Haufen in feste Wohnsitze — Beginn des bürgerlichen Lebens aus dem Familienleben. — Gemeinsame Verbindungen aus cyklopisch lebenden Menschen durch auftretende Helden geordnet. Bau von Häusern, auf Bergen — Verachtung des Fremden. Niederlassungen von Pelasgern in die durch Erdbeben bewohnbar gewordenen Gegenden des Ossa und Olympus unter Pelasgus u. s. w. Der jetzt aus Asien nachgewanderte Stamm der Hellenen, verschieden von den Pelasgern, zeigt höhere Bildung, vertreibt aber die Pelasger aus Thessalien, welche ausgewandert in ihrer Rohheit bleiben. Kolonisation aus Aegypten u. s. w. Die Ritterzeit beginnt mit den Argonauten: durch Eumolpus u. s. w. und Mysterien höhere Bildung, ihr Treiben gleich dem der heutigen Jongleurs in Asien. — In den Sitten zeigt sich viel Asiatisches im gewöhnlichen Leben, im Hesiod selbst Judäisches; allmähliche Verwischung desselben und Ausbildung des griechischen Charakters zum Gegensatz mit dem Orient. Dorther kam Mechanisches, das wissenschaftlich wurde. Zwischen 1500—1400 Beginn des Ackerbaues in Attika. — Βασιλῆες gleich Kaziken. — Alte Religion ein blosser *Complexus rituum* ohne Einmischung des Moralischen. Allmähliche Vereinigung über die Mythen und Grundideen derselben. Zwang nur in Ceremonieen. Entwickelung der Idee der Gottheit zuerst als Fetissos durch Ekstase vor Uebernatürlichem. Kronos und Uranos gehören der Pelasgischen Zeit; neues Göttersystem zur Zeit des Prometheus. Nicht moralische Vorstellungen durch Götter hervorgerufen, selbst der Begriff eines nothwendigen Urhebers ist zu philosophisch. Die ersten Götter *Stammgötter*. Unter den Mythen sind heilige Volkssagen dem geringsten Theile nach, etwa ein Dutzend von jeder Gottheit; die übrigen sind poetische Gebilde, und werden nicht Volksreligion. Fremde Namen und Bestimmungen über die Gottheit durch Fremdlinge gebracht und mit den griechischen verschmolzen. Umgestaltung derselben zu eigenthümlichen plastischen Bildern. Ihr Dienst wird fester mit der Bildung der Orakel. Zerstreutes durch Sänger consolidirt. Durch Gesänge für die einzelnen Stammculte nach und nach eine Geschichte der Gottheit. Höhere Gottheiten sind ursprünglich Abstractionen ohne persönlichen Charakter; ihr Cultus von einzelnen Orten ausgehend; kaum 30 haben bedeutende Verehrung, ihre Zahl verringert sich je nach Oberherrschaft einzelner Stämme; ohne Allwissenheit und Allgewalt. Priester erst durch Tempel zu deren Besorgung entstanden; immer nur in geringer Anzahl; Priesterthum nur Nebenbeschäftigung. Ursprung der Mysterien in der frühesten Zeit, Verbindungen durch talentvolle Köpfe entstanden, Jüngere bilden Zirkel um sie; schon früh Grade. Gebräuchen werden bald übernatürliche Kräfte zugeschrieben. Keine Spur im Homer von ihnen, doch ihr Entstehen in dieser Zeit. Nach Solon setzen sie sich an bestimmten Orten fest. Darstellung trefflicher moralischer und philosophischer Sätze in ihnen. Urlaute der griechischen Sprache asiatisch, doch schnellerer Cultur fähig; Ursprung der Sprache aus einer Ursprache und daher Aehnlichkeiten mit anderen Sprachen. Aeolisches und Dorisches am frühesten gesprochen, Lateinisch daher Aeolisch.

Diese Grundansichten *Wolfs* sind überall in die Wissenschaft eingedrungen, und für die mit denselben noch nicht Bekannten um so überraschender, als sie denselben sonst schon vielfach begegnet sind. *O. Müller* scheint mit Vielem übereinzustimmen, und Manches ausgeführt und tiefer begründet zu haben. Hr. *Helmholz* in seiner Durchmusterung macht darauf aufmerksam, dass die Ansicht *Wolfs* die des classischen Alterthums überhaupt, eines Thucydides u. a. m. ist, und das hellenische Leben als organische Entwickelung auffasst. Sonst wird nichts Eigenes über die Urzeit der Hellenen beygebracht, vielmehr die entgegengesetzte Ansicht, dass das geschichtliche Leben ein Abfall von ursprünglicher Vollkommenheit sey, dargestellt. Das Gemälde griechischer Urzeit, wie es *Creuzer* in seinen Briefen an *Hermann* über Homer und Hesiod entwickelt, wird nun nach seinen Umrissen aufgestellt. Der Vf. erklärt sich gegen die in die Anfänge der griechischen Geschichte eingepflanzte orientalische Priesterweisheit, fertigt aber diese Ansicht zu kurz als ein geschichtliches Wunder ab, ohne innere Prüfung. Die *Wolf*schen Andeutungen werden sodann noch gepriesen und mehr durch den Gegensatz ins Licht gestellt, etwas wortreich und ohne selbstständige Forschung. Die Ansichten des Vfs. über die alten Naturgottheiten und die jungen Götter sind noch die gewöhnlichen; nicht erkennt er darin das später erfundene mythologische System. Oft wird er dunkel, und stellt zu allgemeine, nicht durchgeführte, unbewiesene Sätze auf: z. B. „der Staat war ein religiöses Institut, der Begriff des Rechts, des *Bürgers*, des *Standes* gründete und beschränkte sich streng in dem Begriff der Gottheit". Rec. sieht nicht, wie man die griechischen Demokratieen religiöse Institute nennen kann; der Ausdruck gehört zu den blossen obligaten Redensarten! Wie war denn der Stand der Θῆτες oder Πενέσται in dem Begriff der Gottheit begründet und beschränkt? Auch auf den Sprachenzusammenhang als Beweis für die Verwandtschaft der alten Völker kommt der Vf., sowie auf die Menschenraçen; nur hier schweift er wieder ins Allgemeine, wie überhaupt ein solches sich Ergehen, ein Verfolgen des Fernerliegenden und Nichtfesthalten des eigentlichen Fadens und der Aufgabe zu der Eigenthümlichkeit des Vfs. zu gehören scheint. Dadurch wird die Auffassung des Gedankenganges erschwert, zumal da nicht übersichtlich bestimmte Gesichtspuncte aufgestellt sind, und darunter das Ganze logisch geordnet ist. In seiner Eintheilung der drey Sprachgeschlechter und demnach der drey verschiedenen Menschenarten, der scythischen, der semitischen oder serischen, und der sarmatischen oder japetischen, fehlt alle Begründung. Ist denn nicht der scythische und sarma-

tische Volksstamm wie benachbart, so auch verwandt? Und welche Bedeutung und Verbreitung haben denn die unbekannten Serer, um sie als Hauptgenus aufzustellen? Hr. *Helmholz* möchte gegen *Cuvier* und *Lacèpede* wohl nicht mit seiner Eintheilung auskommen, welche 1) eine *europäisch-arabische* oder *caucasische* Raçe, 2) eine *mongolische* und 3) eine *aethiopische* annehmen. In künftigen Schriften möchte dem gelehrten Vf., welchem es an Fleiss und mancherley Belesenheit, auch Empfänglichkeit für Ideen gar nicht mangelt, mehr Klarheit und logische Ordnung zu empfehlen seyn.

Lt. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Hamburg*, b. Hoffmann und Campe: *Paganinis Leben und Charakter*, nach Schottky dargestellt von *Ludolf Vineta*. Mit Paganinis Bildniss im Steindruck. 1830. II u. 52 S. 8. (12 gr.)

2) *Ilmenau*, b. Voigt: *Leben, Charakter und Kunst des Ritters Nicolo Paganini*; eine Skizze vom Prof. Dr. *F. C. J. Schütz*. Mit Paganini's Porträt. 1830. 98 S. 8. (12 gr.)

Die lebendige Auffassung des Charakters des grossen Musikers ist das Eigenthümliche der unter No. 1 aufgeführten Schrift. Ist Schottky *Paganinis* Freund, so ist Hr. *Vineta* ein glühender phantasiereicher Verehrer des Gottes der Violine, wie ihn *Castelli* nennt. — *Paganini* ist 1784 im Februar in Genua geboren. Sein Vater erzog ihn mit Härte zum Musiker, und *Francesco Gnecco*, welcher ihn als Künstler bildete, starb schon 1811. *Rolla* verwies den Jüngling an *Paer*, um sich zu vervollkommnen, und dieser an seinen Lehrer *Giretti* in Neapel. Lange dauerten und früh begannen seine musikalischen Reisen; er war ein gemüthlicher und genussreicher Mensch, der 14 Jahre alt dem strengen Scepter seines Vaters entwich, nirgends lange verweilte, und überall Beyfall fand. Dass er ein Criminalverbrechen begangen habe, ist falsch; aber er selbst mystificirt gern Unbekannte, jagt ihnen Schrecken ein, und zeigt sich wieder als ein Tiefsinniger, oder erklärt seine Vorliebe für die G. Saite. Sein kleiner Sohn Achilleo ist von der Sängerin Antonia Bianchi aus Palermo geboren, und verräth viel musikalisches Talent. *Paganinis* vom Sohne sehr geschätzte Mutter lebt noch. Der Plan des grossen Musikers ist, auf einer Villa im Arnothale seine Tage zu beschliessen.

Der Vf. von No. 2 beginnt mit Bemerkungen über die chaotische Zeit und über die Steigerung aller musikalischen Kunst, besonders unter den Violinisten u. s. w.; er tadelt mit Recht die von *Lephaleque* über *Paganini's* Leben gelieferten Notizen, und erwähnt der Persönlichkeit des Hn. *Curial*, welcher denselben begleitet. Was Hr. *Schütz* hoffte, dass *P.* selbst sein Leben und seine Kunst darstellen werde, das scheint nicht in Erfüllung zu gehen.

Der *erste Abschnitt* seiner Schrift schildert *P.'s.* Leben und Charakter. Sein Vater (wird bemerkt) war Kaufmann und ein Liebhaber der Musik, aber nichts weniger als Künstler. *Alessandro Rolla* in Mailand bildete zuerst *Ps.* Talent, Napoleons Schwester Elisa wurde seine Gönnerin; doch war sein Ruf nicht schnell begründet. Es ist bekanntlich die Manier des Vfs. nicht, den dargestellten Helden als das vollkommenste Muster des Materiellen und Geistigen darzustellen; daher verhehlt er manche persönliche Schwächen und Schattenseiten des grossen Künstlers nicht; doch lässt er ihm, wie sich gebührt, Gerechtigkeit widerfahren in manchen Zügen, die den Künstler und den Mann ehren, und schliesst mit den Auszeichnungen, die *P.* von hohen Häuptern erhalten hat. Der *zweyte Abschnitt* ist *Ps.* Virtuosität als Violinspieler gewidmet, und enthält manche neue Ansichten über seine Kunststücke, virtuelle ächte Kunstleistungen, Compositionen und Eigenthümlichkeiten als Tonkünstler. Der *dritte Abschnitt* schildert *Ps.* Compositionen und zwar so, wie ein Kenner sich darüber aussprechen kann. — Der Anhang ist eine musikalische Arabeske von *Isidor*.

X.

Strasburg, b. Schuler: *Essai sur le Duel et sur les lois qui le concernent*, par le Baron *A. de Seckendorff*. 1831. 27 S. 8. (8 gr.)

Nach einer vorausgeschickten Geschichte der Duelle und einer Ausführung über die Zeit, wann sie am ärgsten wüthes, schlägt der Vf. vor, wie er früher vor 26 Jahren versuchte, mit folgenden Formen Ehrengerichte zu gründen: a) die Richter sind Militärpersonen, wenn es die Parteyen sind, und b) halb Civil- halb Militär-Personen, wenn die Parteyen theils Militärpersonen, theils Civilisten sind, endlich c) alle Richter sind Civilisten, wenn die Parteyen Civilisten sind. Jede Herausfoderung muss dem Ehrengericht angezeigt werden, welches die Erlaubniss ertheilt, selbst wenn das Duell ausserhalb des Landes Statt finden soll. Nur der Reisende ist von dieser Verpflichtung frey. Die Strafe der Unterlassung wird bestimmt in Gemässheit der Beleidigung, des Vermögens des Beleidigers und der Stellung des Beleidigten. Der Vf. entwickelt die Einrichtung der Ehrengerichte und des unglücklichen Duellwesens, das so arg in Nordamerika wüthet, und bereichert die Schrift mit einer Anzahl Duellvorgängen, welche er bis zum Greisenalter in einem bewegten Leben wahrnahm. Wie wenn man diesen Ehrengerichten auch die Ausgleichung in Verbal- und materiell folgenlosen Real-Injurien überliesse? Denn diese Processe sind in einem Volke beginnender Civilisation sehr häufig. Uebrigens ist diese Abhandlung sehr gemeinnützig und ein neuer Beweis der literarischen Thätigkeit des jetzt in Frankreich sein ruhiges Alter verlebenden Ehrenmannes, der diese Schrift den französischen Kammern zur gesetzgeberischen Prüfung widmete. — Angehängt ist ein Verzeichniss lateinischer, französischer und deutscher Schriften über das Duell.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Frankreich in den J.* 1829 *und* 1830, von *Lady Morgan*, übersetzt von *C. Richard*. Erster Theil. 300 S. Zweyter Theil. 310 S. Dritter Theil. 300 S. 1830. 8. (3 Rthlr.)

2) Leipzig, in d. allgem. Niederländ. Buchhandl.: *Frankreich in den J.* 1829 *und* 1830, von *Lady Morgan*. Deutsch von Dr. *Friedr. Gleich*. Erster Band. 362 S. Zweyter Band. 347 S. 1831. 8. (3 Rthlr.)

Die Vfin. machte mit ihrem Gemahl im J. 1829 eine Reise nach Frankreich, und erneuerte in Paris ihre Bekanntschaft mit dessen Liberalen und Gelehrten. Sie kam nicht weiter als von Calais nach Paris, aber was sie in Paris sah und hörte, das sagt sie in diesem Werke nach ihrer Art freymüthig, und verkündigt an vielen Stellen den wahrscheinlichen nahen Untergang der den Gebildeten im französischen Volke verhassten Regierung. Sie fand in Calais alles englischer und niedlicher als im J. 1816, ebenso in Paris selbst die Wohnungen freundlicher, die Aufwartung besser, das Mobiliar für Britten bequemer. Ueberall sah sie in Paris, dass die auf den Beutel der Britten speculirenden Franzosen englische Sitten angenommen hatten, oder den Britten englische Bequemlichkeiten anboten. Mit Vergnügen nahm sie den Kampf der im Sinne der Charte königlich gesinnten Franzosen mit den Congregationisten gewahr. Letzte waren aber die schwächere Partey. — Viele Huldigung weiht sie dem General *Lafayette* und seinem Verwandten, dem berühmten Grafen *Tracy*, einem Greise und sehr unterhaltenden Gesellschafter, sowie dem alten Grafen *Segur*. Sehr humoristisch ist die lange Episode der jetzigen Romantiker in Frankreich und ihres Streits mit den sogenannten Classikern. Beiden Uebersetzern, sowie der Vfin., entging die Wahrnehmung, dass dieser rücksichtlich unserer Socialumwälzungen eben so geringfügige Streit als derjenige der Grünen und Blauen selbst einen der verehrungswürdigsten Denker und Schriftsteller, den Grafen *de Stutt de Tracy*, ansteckte; dass er in den Unterhaltungen mit der Lady es als etwas Wichtiges betrachtete, dass die Romantiker dem als Menschen nicht sehr achtungswürdigen *Voltaire* nicht als Dichter und Leiter seiner Zeitgenossen zu einer helleren Ansicht der Socialverhältnisse die Palme der Verehrung länger weihen wollen. In unseren Tagen tritt der Mensch überall zurück, und die Sache hervor. Auffallend waren Rec. die oft sehr kleinlichen Beobachtungen der Lady, die sogar den Anzug des Jünglings nicht vergisst, der ihr das Studium der Romantiker empfahl. Sie bleibt aber auch darin, wie in dem etwas dunklen Stil, ihren früheren Schriften getreu. Daher ist die zweyte Uebertragung nach einer französischen Uebersetzung viel fliessender als die Uebertragung des Originals selbst. Der Hauptwerth des Originals ist die treue Darstellung des höchst aufgeregten Zustandes in Frankreich, deren Gefahr Karls X Höflinge nicht begriffen hatten. Der Uebersetzer von No. 2 fügt einige Noten hinzu.

Bey dem jetzigen Franzosen ist nichts mehr zu bewundern als der Ernst, womit er erhabene, die Menschheit höher erleuchtende Ideen auffasst, und die Possentreiber und Müssiggänger unter seinen Landsleuten mit dem edlen *Paul Courier* verachtet, dessen Ehe mit der gelehrten Tochter eines Philologen seine Tage nicht verschönerte, ja die Wittwe sogar einmal in Verdacht brachte, am Morde ihres Gemahls Theil genommen zu haben. Eben so hoch steht jetzt in der Volksmeinung der französischen sehr zahlreichen Liberalen der Dichter *Beranger*, dessen Laune sehr beissend den Hof Carls X und seine Frömmlinge geisselt. Im J. 1829 waren berühmte Volksschriftsteller, ausser *Beranger*, *Victor Hugo*, *La Martine*, *de Vigny*, *Merimé*, *Vitet*, *Dumas*, *Beyle*, *Barante*, *Thierry*, *Mignet*, *Guizot*, *Capefigue*, *Etienne*, *Robert Lefevré*, *Montrol* u. s. w., alle in der Blüthe des Lebens in günstigen Glücksumständen und von einem unbescholtenen sittlichen Charakter. Wegen dieser höheren Sittlichkeit der Leiter der Revolution hoffet man, dass sie vielleicht bessere Früchte Frankreich und Europa bringen wird als die erste, wenn nicht abermals schlauere und in der Wahl der Mittel bösartigere Köpfe sich wieder des Ruders der Regierung bemächtigen. Wahrscheinlich ist es für Frankreich ein Unglück, dass vor der Vollendung der neuen Verwaltung in Frankreich die Revolution in Belgien ausbrach. Alle grossen Schriftsteller waren Politiker geworden, und ihre Rhetorik steht höher als die der oft ihr Volk zu Thorheiten verführenden Redner unter den Griechen und Römern. Keiner der jetzigen grossen Schriftsteller

trägt die Fesseln der Hofgunst. Ein *Walter Scott* war bemühet, die Lächerlichkeiten der Regierung Karls II als gesellschaftlichen Irrthum und die schauderhaften Verbrechen Ludwigs XI als Ueberspannung eines königlichen Humoristen darzustellen; dagegen herrscht in den jüngsten französischen Geschichtsforschern eine reine und keine übertünchte Wahrheit wie bey dem gefeierten Britten, der der Aristokratie Lobredner war und blieb. Der französische Schriftsteller hat nur den Ehrgeiz, Vielen nützlich zu seyn, und schreibt nicht mehr für wenige Verfeinerte und Dünkelvolle. — Die Philosophie stellt sich jetzt im französischen Volke wieder so hoch als unter den Alten, d. h. sie umfasst alles Wissenswürdige und wahrhaft Nützliche, und hat einen Ekel vor den vielen Verirrungen des menschlichen Geistes, desto mehr aber Durst nach Allem, was nach Freyheit schmeckt. Allgemein bekämpft die Wahrheit die Verfinsterung, welche die Congregation 1829 zu begründen beflissen war. Humoristisch geisselt die Lady mit Verstand und einiger Bitterkeit die französischen Unholde lasterhafter Sitten und menschenfeindlicher Grundsätze der *producteurs* mit der Religion des Pantheismus. Sie unterscheiden nicht Geist und Körper, und stellen jede Wahrheit als eine göttliche Offenbarung dar, erkennen nur eine Dreyeinigkeit des Verstandes, der Handlung und der Liebe, sind abgesagte Feinde der Congregationsregierung unter Karl X. Der eklektischen Philosophie huldigen *Cousin*, *Villemain* und *Guizot* (Mitarbeiter am *Globe*). *Cousin* ist jetzt weniger als früher Kantianer, weil er sich nicht mehr durch die Ueberspannung des Absoluten bey seinen Landsleuten lächerlich machen wollte. — Die französische Bildhauerey stellt jetzt ihre Helden in sehr leidenschaftlichen Momenten, also nicht in der steifen Manier der Vorzeit, dar, und überrascht durch ihre Meisterwerke. — Der junge französische Adel ist fast beschämt über seine Titel, die mit der öffentlichen Meinung nicht mehr im Einklang stehen. Er hat den Geist seines Zeitalters aufgefasst, und strebt nach öffentlichem Leben, Politik, Literatur und Wissenschaft. Verschwunden ist die Schule des Libertinismus wohl nicht ganz, aber der Lasterhafte vor seinen Landsleuten, was unter Napoleon noch nicht der Fall war. Er lacht über die Unwissenheit der Vorfahren, und erröthet vor deren Entwürdigung unter Ludwig XIV. Selbst die Ultras haben viel von ihren Erbvorurtheilen aufgegeben. Alle lieben ihre eigenen und weniger als vormals fremde Frauen. Als Sebastiani in Gegenwart der Vfin. die Verschmelzung des alten und neuen Adels wünschte, erwiederte *Lafayette:* Auch ich wünsche solche, aber bis zur Verdampfung. Die gescheitesten Franzosen haben jetzt überall eine hohe Anmasung, die Lehrer und Förderer der Interessen der Menschheit seyn zu wollen, welche sie den illiberalen Staatsverwaltern des Auslandes sehr gefährlich macht. Die Worte der jetzigen Franzosen haben die Kraft von Begriffen, die Redesätze sind frey vom eintönigen Rhythmus. Bewundert wird das würdige Betragen des Grafen *Loulé* und seiner Gemahlin, Don Miguels Schwester. — Spott trifft die noch übrigen französischen Stutzer. — Seit 1816 lebt und webt in Paris eine neue Generation. Die Theorie constitutioneller Freyheit wird nicht mehr wie in den Tagen Napoleons als eine Ideologie mit Schmach bezeichnet. Die Literatur verbreitete gesunde politische Begriffe und freysinnige Regierungsgrundsätze. Albern war der Versuch der überspannten Köpfe in der Congregation, vermöge der Charte despotisch herrschen zu wollen. Das Königthum konnte sich in Frankreich erhalten, fiel aber, weil es sich auf eine mächtige Aristokratie und Hierarchie stützen wollte. Die öffentliche Meinung will das nicht, und diese beherrscht jetzt die Throne und die Bettler. In England hat sich das Vorrecht der Erstgeburt eingewurzelt. Was die französische Charte Gutes hat, stammt aus der nordamerikanischen Verfassung. Die Aristokratie hat auch in England ihr Zenith erreicht. Eine völlige Trennung der Kirche vom Staat ist nöthig. Die Irreligiosität der französischen Laien ist ein Werk der schlechten Sitten der katholischen Priester. Nirgends herrschte mehr im J. 1829 im Volke politischer Fanatismus, jede freye Meinung war der Hierarchie und dem Despotismus ein Greuel. Die Erziehung der Jugend darf nicht dem Priester anvertrauet werden, aber in Frankreich war der Jesuitismus ein politisches und nicht mehr ein religiöses Gewebe. Daher kann bey fehlerhaften Schritten auch der jetzigen Regierung sehr leicht Frankreich ein republikanisches freyes Land werden. — Besuch bey dem fröhlichen *Beranger* im Gefängniss und seine ruhige Ergebung. — Prachtvoll fand die Vfin. die Gastfreyheit von Lafitte, Rothschild, Ternaux und Perrier, und sah Bodins Landbauschule zu Fromont. Alle Privatspeculationen gedeihen jetzt in Frankreich auf der Base des Gemeinwohls, andere aber selten. — Den 80jährigen *Marron*, Consistorialpräsidenten der reformirten Kirche in Frankreich, sah die Vfin. wieder. Er erzählte ihr, dass der Dichter Papst Pius VII, der ihn schätzte, ihm einst ein Couplet mit folgendem Schluss sandte:

Vertueux protestant, que je souffre à Vous voir;
Tirer Marron du feu n'est pas en mon pouvoir.

Pius nannte Marron den Papst der Protestanten, und schenkte einem Officier von der genfer Kirche in der Nacht, in der er sein Leben beschloss, einen stark vergoldeten Kelch zum Andenken; und als dieser ihm entdeckte, dass er ein Calvinist sey, erwiederte der Papst: sind wir nicht Kinder eines Vaters?

Behaglichkeit und Wohlseyn verbreitet sich in Frankreich sichtbar und glücklicherweise weniger als vormals ein gemeiner Luxus der Reichen. — Ludwig XIV war so unwissend erzogen, dass er kaum schreiben und lesen konnte. Seine Briefe sind ohne alle Orthographie und Denkmäler seiner Unwissenheit. Gleiche Erziehung erhielten seine Söhne. Die Verwaltung des Monarchen war eine Räuberhöhle, in der jeder Angestellte den Anderen fürchtete. Alle Stände hat eine Wuth zu lesen und zu denken ergriffen. In allen Classen herrscht ein Abscheu vor dem Feudalismus, und begründet das Zertheilen der grossen Güter. — Die Aristo-

kratie muss, wenn sie in Frankreich fortdauern will, nothwendig dem grossen Anstosse des eigentlichen Volks folgen. Ein Volk vieler kleiner Grundeigenthümer wie das französische kann man nicht leicht unterjochen oder betrügen. Auch die Doctrinären, die eine Art *juste milieu* bilden wollen, wie *Décazes*, haben eine alte und neue Schule, und knüpfen ihre Politik an metaphysische Vordersätze. Allen ihren Reden geben sie die Form einer scholastischen Demonstration. Sie sind eine Art Hegelianer. Den gewissen Ministerien, welche keinen offenen Gang annehmen wollen, ist die den Abstractionen und Wortsubtilitäten zugewendete Geistesrichtung von hohem Werth. Die Doctrinären entstellen unter Distinctionen und Definitionen die einfache Wahrheit. Sie sind meistens Köpfe starker Einbildungskraft, die sich täuschen lässt, und schwacher Beurtheilung, dunkel als Philosophen, dunkel als Theologen. Oberpriester dieser Secte ist der sonst gutmüthige *Royer Collard*. Der schlaue *Villemain*, der loyale *Guizot* und der Historiker *Barante*, die Grafen *Germain* und *Beugnot* und endlich Hr. *v. Keratry* sind seine Schüler. Die Politik und Religion dieser Herren ist phantastisch und sentimental. Nur die bejahrte *Genlis* blieb im Alter wie in der Jugend eine engherzige Hofschranze. Junge glänzende Schauspielerinnen trachten nicht mehr danach, sich an Liebhaber zu vertrödeln, die sie wechseln, sondern auf achtungswerthe Verheirathung in und ausser ihrem Stande; daher erklärt sich ihre jetzige Sittlichkeit. Im Archiv sah die Vfin. das Tagebuch Ludwigs XVI, und beweiset daraus klar die sehr vernachlässigte Erziehung dieses Fürsten. — Gross ist der Einfluss der vielgelesenen Zeitungen auf das Volk, weil bisher so viel Aberglauben und Vorurtheil unter den gemeineren Classen noch brütete. Jedes Stadtviertel hat jetzt in Paris seine Lehrsäle; denn jeder Franzose will im Alter noch lernen. Persönliche Auszeichnung ist jetzt das Ziel aller Franzosen. Eine Mahlzeit bey dem witz- und anekdotenreichen alten Grafen *Segur* und beym Baron Rothschild, durch dessen Küchenmeister Carême angeordnet, der den gastronomen *Maître d' hotel francais* schrieb. Carême ist der Nachfolger der unfehlbaren Küche des Vatikan. Carêmes Jahrgehalt ist höher als der irgend eines Tafelchefs eines europäischen Souveräns. Er lebt prächtig und hat eine eigene Loge in der Oper. Glänzend ist die Beschreibung der Rothschildschen Villa zu Boulogne, des dortigen rationellen Gastmahls und des Soupée im Salon der Fürsten v. Salm, wo sie den Protestantenpapst *Marron* wieder antraf, und die Streitfragen der Romantiker und Classiker akademisch debattirt wurden, sowie des Gastmahls bey Hn. *Ternaux* in St. Ouen im Schlosse, Garten und Park voll historischer Erinnerungen und vieler tausend Arbeiter in den Fabriken, welche seine Industrie ernährt. — Andenken an den Herzog von Rochefoucaud, vorher Liancourt, und dessen erhabene Tugenden. Er starb 1827 den 17 März. — Allgemein beschäftigte man sich in Frankreich mit der wirklich grossen Noth der Seidenweber in Lyon und der Weinbauer: Folgen der unglücklichen Verwaltung und Gesetze, welche die Fabrikindustrie auf Kosten der landwirthschaftlichen Nahrung zu sehr förderten. Der Weinbau wird in Frankreich viel zu sehr übertrieben in Oertlichkeiten, wo kein edler Wein gedeihen kann. Zugleich hat man den Verbrauch der Weine unmässig in den Städten besteuert und dadurch verringert. — Der Wohlstand der Mittelclasse wächst in Frankreich, aber freylich nur sehr langsam. — Zu den Bällen der Herzogin von Angouleme wurden keine jungen Damen zugelassen, welche nicht bescheinigt hatten, dass sie alle äusseren Formen der Religion strenge beobachteten. — Mit vieler Gleichgültigkeit sah das Volk der Feier des Frohnleichnamfestes durch den ganzen Hof zu, da es die Verbindung des Hofes und des Priesterthums fürchtet, und lieber gesehen hätte, dass die Charte seiner Freyheiten treu vollzogen worden wäre.

Was die Uebersetzungen dieses Werkes anlangt, so ist die erste aus dem englischen Original, die zweyte nach der französischen Uebersetzung verfasst. Die französische Uebersetzung hat aber als Zugabe eine Anzahl Noten, wodurch manche dunkle Stelle des Originals verständig erläutert wird. Beide Uebersetzungen sind gut; doch verlieren sie dadurch etwas von dem Zeitinteresse, dass die Vfin. im J. 1830 gar nicht in Paris war. Sie benutzte aber das Eintreffen ihrer Weissagungen, als das Werk bereits abgedruckt war, um am 10 Aug. 1830 eine Nachschrift hinzuzufügen.

A. H. L.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in d. neuen Societäts-Buchhandlung: *A. W. Ifflands Theorie der Schauspielkunst für ausübende Künstler und Kunstfreunde.* 1815. Erstes Bändchen. Mit 11 Kupfern. 220 S. Zweytes Bändchen. Mit 4 Kupfern. 187 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel dieses Werkchens ist nicht gut gewählt; denn rhapsodische Aufsätze über einzelne Gegenstände der Schauspielkunst, mit Biographieen berühmter Künstler untermengt, sind keine Theorie der Kunst. Wohl aber enthält dasselbe sehr schätzbare Beyträge zum Studium dieser Kunst, so dass wir es noch jetzt in aller Schauspieler Händen sehen möchten, und daher die verspätete Anzeige nachholen.

Das 1ste Bändchen enthält I. eine kurze *Biographie Eckhofs.* Sehr richtig ist die Bemerkung, dass der Eindruck, den er zurückliess, tief haftete. Rec., der ihn schon vor mehr als 50 Jahren in Gotha als Tellheim in der Minna sah, wird dessen erster Auftritt und der verweisende Ton: *Just!* ewig unvergesslich bleiben: daher ist die weitere Bemerkung S. 17, dass *Eckhofs* wohlklingendes Organ mit einfacher Gewalt zum Ziele gedrungen sey, sehr treffend. So leicht hingeworfen diese biographische Skizze ist, so ist doch jede Erinnerung des Andenkens an diesen wahrhaft grossen Künstler, dem *Schröder* nicht vollständige Gerechtigkeit widerfahren liess, dem Kunstfreunde willkommen. Das Nämliche gilt von dem IIten Aufsatze *über Eckhof*

ı *Friedrich Nicolai*, der befonders interessante Nachıten von feinem unübertrefflichen Spiele als Odoardo Emilie Galotti enthält.

Der III Auffatz über *Darftellung boshafter und riganter Charaktere* befchäftigt fich beynahe einzig der Zergliederung des Spieles des Franz Moor. Rec. te Gelegenheit, diefe Rolle nicht nur von *Iffland* fpiezu fehen, fondern auch im Zimmer declamiren zu :en; er mufs aufrichtig bekennen, dafs der Effect sser war, als ihn wohl felbft der Dichter fich dachte. er angenehm war die Senfation nicht, fondern em-end, zurückftofsend, wozu *Ifflands* grofse rollende gen das Ihrige beytrugen. IV. *Fragmente über eia wefentliche Erfodernisse für den darftellenden nftler auf der Bühne*; enthält manche vorzüglich des Gothaifchen Tanzmeifters *Mereau Reflèxions le maintien* (1760) gezogene feine Bemerkungen er den Anftand, welche von der Schaufpielerwelt herzigung verdienten. Sehr richtig ift auch die Berkung S. 98, dafs die Verbannung des *Fächers* in ncher Rückficht ein wahrer Verluft für die Bühne ift. en fo beherzigenswerth ift der Auffatz *über das Kom.* No. V ift ein fehr interessanter Auffatz *über den rtrag in der höheren Tragödie*. Wenn es demfelben ch hie und da an philofophifcher Tiefe, fowie an llftändigkeit der Entwickelung, fehlt, fo enthält er ch manche fehr wahre und finnige Bemerkung; z. B. 159: dafs in keiner dramatifchen Gattung das Mittelfsige fo unbefriedigt läfst, als in der Tragödie. Der und liegt wohl in dem hohen Grade von Idealifation, zum Wefen diefer Gattung gehört, und deffen Darlung das Publicum in der Glorie der *Wahrheit* erırtet, während gerade diefe Beobachtung der Wahrt auf dem höchften Puncte des Idealen auch die chfte Kunftftufe heifcht.

VI. *Bemerkungen über Liebhaber - Theater im lgemeinen;* ift eine fehr richtige Vertheidigung der fellfchaftstheater, unter der paffenden Einfchränng, dafs fie den gebildeteren Cirkeln vorbehalten iben, und nicht in bleibende oder ftehende Geıfchaftsbühnen ausarten. Auch Rec. hat Converfansftücke auf Liebhabertheatern in einer Vollendung ftellen fehen, wie fie auf keiner deutfchen Bühne geben werden konnten. Sehr richtig bemerkt der Vf. ch (S. 211), wie viel der befchränkte Raum der Säle diefen Vorzügen der Gefellfchaftstheater beytrage, d welche Nachtheile für die Darftellung ein grofser um haben müffe, wo der Schaufpieler oft mit dem iftigften Organ aus den Grenzen der Wahrheit und tur treten *mufs*, um verftanden zu werden. Schon r einfichtsvolle *Gretry* hat diefs in Abficht der ien und der Wirkung der Mufik bemerkt. Wie l mehr mufs es beym recitirenden Schaufpiele der ll feyn! Und doch fehen wir noch immer von der ıchtliebe und Glanzfucht der Grofsen ungeheuere Schaufpielhäufer mit unermefslichem Aufwande aufführen, in denen man für eitel Pracht and Raum nichts verfteht, wenn auch die Schaufpieler ihre Stimme bis zur höchften Unnatur anftrengen, ihre Lunge zerfprengen, und ihre Gefundheit zu Grunde richten; wobey denn alle feinen Schattirungen des Ausdrucks der Empfindung und Leidenfchaft in der Declamation verloren gehen müffen, aller Zweck der Schaufpielkunft, aller äfthetifche Genufs vernichtet wird, und die theatralifche Darftellung des *Menfchen*, der Bretter, die die *Welt* bedeuten, vollends in ein *Schaufpiel*, in ein Panorama, oder *ombres chinoises* fich verwandelt. Daher mufs auch die dramatifche Kunft zu Grunde gehen.

Der 1fte Auffatz im 2ten Bändchen über *den Hang, Schaufpieler zu werden*, enthält nur einige flüchtige Bemerkungen; ift indefs immer ein fchätzbarer Beytrag zu einem Lehrbuch für Theaterdirectionen, an dem es noch fehlt. Freylich müfsten aber dann auch nur gebildete Männer an der Spitze folcher Inftitute ftehen. — In dem 2ten Auffatze, *über die Bildung der Künftler zur Menfchendarftellung*, eifert S. 34 der Vf. mit Recht gegen den Ausdruck *Schaufpiel* und *Schaufpieler*. Diefer durchaus unpaffende Ausdruck mag wohl mit Schuld feyn, dafs die Kunft ganz verloren geht, und die Directionen der erften Theater den höchften Werth auf den Glanz der Decorationen, der Garderobe, der Paraden und Aufzüge legen, das Publicum dadurch *zu fich* herabziehen, und alle Empfänglichkeit für den reinen Zweck der dramatifchen Kunft, für den Genufs des *Schönen* und *Wahren*, entwurzeln. Rec. hat einft einem fehr berühmten Aefthetiker, ftatt der Benennung Schaufpielkunft, das griechifche: *Scenotypik* vorgefchlagen, und dazu nach langem Kampf deffen Einwilligung erhalten. Ohne diefe Entleihung aus der kurzen und kräftigen griechifchen Sprache, aus der eben defswegen fo viele Wiffenfchaften ihre Terminologie holen müffen, ift es wohl nicht möglich, im Deutfchen einen paffenden kurzen Ausdruck zu finden. Uebrigens beurkundet fowohl diefer als der folgende Auffatz: *über körperliche Beredfamkeit*, in welchem Grade *Iffland* des Mechanismus der dramatifchen Kunft kundig und Meifter war. Diefem mit dem höchften Grade von Ruhe und Befonnenheit verbundenen Studium hatte er feinen Ruf zu verdanken; denn ein genialer Künftler war er nicht, und fein Organ eben fo widrig, als fein Körperbau, die komifchen Rollen und zärtlichen Väter, z. B. den Effighändler u. f. w., ausgenommen, unvortheilhaft. Den Befchlufs macht die fehr interessante Biographie des wahrhaft bedeutenden Künftlers *Johann David Beil*, deffen hohes Talent Rec. ebenfalls noch zu bewundern Gelegenheit, und die daher für ihn doppeltes Intereffe hatte.

S. a. m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

GESCHICHTE.

SULZBACH, in d. Seidelschen Buchhandlung: *Karl Theodor, Kurfürst von Pfalz-Baiern u. s. w., wie er war, und wie es wahr ist*, oder *dessen Leben und Thaten.* Aus öffentlichen Verhandlungen und historischen Quellen genau dargestellt von *Felix Joseph Lipowsky*, k. b. wirklichem Central-Rath u. s. w. 1828. 20 Bogen. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es scheint, Hr. *Lipowsky* habe durch das, was er auf die Rückseite des Titelblattes seines Buches setzen liess, den Leser sogleich in den Stand setzen wollen, zu wissen, was er zu erwarten habe. Wir finden hier zwey biblische Sprüche, einen aus einem deutschen Schriftsteller, und einen aus einem römischen Dichter in folgender Ordnung: a) *Laudatur ab his, culpatur ab illis. Horat. Serm.* — b) *Quid autem vides festucam in oculo fratris tui, et trabem in oculo tuo non vides?* Matth. C. 7. — c) *Nolite judicare secundum faciem, sed justum judicium judicate.* Joh. C. 7. — d) „Ein grosser Mann ist nie ohne Feinde. Wage es nicht, die Grossen zu richten, ehe du selbst ein Engel bist.“ *Rupert Kornmann.* — Würde man aber diese Sentenzen unbeschränkt als feste und umwandelbare Regeln für die Beurtheilung öffentlicher Charaktere annehmen, wo würde zuletzt unparteyische Weltgeschichte, wo die Wahrheit einer Biographie bleiben? — Auch eine Stelle des Vorwortes deutet bereits dahin, wohin der Vf. seine Leser zu führen gesinnt sey; er sagt, man habe vielleicht zu vorlaut, zu übereilt, zu leidenschaftlich, aber eben darum auch ungerecht über den „guten Karl Theodor“ geurtheilt und abgesprochen. Er selbst, der Vf., fühle sich zu schwach, über „einen so ausgezeichnet grossen und weisen Regenten ein Urtheil zu fällen, beschränke sich also bloss darauf, ihn so darzustellen, wie er wirklich gewesen sey.“ In wiefern Hr. *L.* Wort gehalten, werden wir bald sehen.

Karl Theodor, aus dem Hause Pfalz-Sulzbach, ward am 11 Dec. 1724 zu Drogenbusch, ohnweit Brüssel, der Hauptstadt der damaligen österreichischen Niederlande, geboren. Nach einer Sitte damaliger Zeit wurde der junge Prinz in den Ordenshabit der Paulaner, aus besonderer Verehrung, die seine Eltern gegen den h. Franz von Paula hegten, gekleidet; und wenn das „*semper aliquid haeret*“ nicht ganz trügt, so könnte wohl auch bey ihm etwas Pfäffisches für seine späteren Tage hängen geblieben seyn. Einer seiner ersten Lehrer war der Jesuit P. *Staudacher.* Im Jahr 1732 kam er zu seiner weiteren Ausbildung an den Hof des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz zu Mannheim, und schon im folgenden Jahr wurde über seine dereinstige Verbindung mit der Prinzessin Elisabetha Augusta, ältesten Tochter des verstorbenen Pfalzgrafen Joseph Karl von Sulzbach, unterhandelt. Auch in Mannheim erhielt Karl Theodor einen von Ingolstadt her berufenen Jesuiten, P. *Franz Seedorf*, zum Lehrer. Da dieser Mann Professor der scholastischen Theologie gewesen war, so ist es kein Wunder, dass der junge Prinz, nachdem er mit Religions- und Sitten-Lehre kaum etwas im Reinen gewesen war, wirklich *Theologie* studiren musste, mit Einschluss anderer Vorbereitungswissenschaften, als Sprachen, Geschichte, Erdbeschreibung, Philosophie u. s. w. Dann besuchte er auf ein paar Jahr die Universitäten zu Leiden und Löwen. — Der Militärdienst wollte ihm, der vielen kleinen mit demselben verbundenen Förmlichkeiten wegen, niemals recht zusagen. — Schon in seinem 17 Lebensjahr übernahm der Prinz die Regierung des Herzogthumes Sulzbach; im folgenden Jahr vermählte er sich mit der vorhin erwähnten Prinzessin Elisabetha Augusta, und am 31 Dec. 1742 würde er nach des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz Tod, der in seinem 81 Jahre starb, dessen Nachfolger.

Die Versicherung, dass Karl Theodor Oesterreichs Vorschlag wegen Erzielung eines Friedens zu Beendigung des baierischen Successionskrieges, die baierischen Lande gegen die österreichischen Niederlande zu vertauschen (S. 22), sich sehr standhaft entgegengesetzt habe, hätte wohl eines *Beweises* bedurft, da er später gerade das Gegentheil zum allgemeinen Aergernisse gethan hat. Doch mit Beweisen scheint es Hr. *L.* nicht gar genau zu nehmen, denn er beweist nur gar zu gerne aus — seinen eigenen Schriften, die man noch wenig für kanonisch angesehen hat. Was er vollends mit den vielen Kernsprüchen aus römischen Classikern will (z. B. S. 35 aus Livius), begreifen wir gar nicht. Nach S. 39 soll der Kurfürst allen eitlen Prunk von seinem Hofe entfernt haben, und doch ist es notorisch, dass gerade der

pfälzische Hof zu seiner Zeit einer der splendideren war. — Durch das in Mannheim 1751 errichtete *Zuchthaus* sollten „böse Menschen auf den Weg der Tugend zurückgeführt werden" (S. 44). Jeder, der die Beschaffenheit der Zuchthäuser in Deutschland, besonders aus damaliger Zeit, kennt, weiss nur zu gut, dass sie in den meisten Fällen gerade das Gegentheil bewirken, und von „Zurückführen" kann schon gar keine Rede seyn, denn die wenigsten dieser Menschen mögen wohl früher auf dem Wege der Tugend gewandelt haben. — Noch weniger Gehalt hat das, was S. 46 über „Religion" gesagt wird. Welcher denkende Mensch wird jetzt noch glauben, dass ein Fürst seine hohe Religiosität dadurch an den Tag lege, wenn er ein Karmeliter-Hospitium durch mehrere Mitglieder verstärkt, oder irgend ein Capellchen baut, oder ein jesuitisches *Herz-Jesufest* in der Hofkirche einführt? — Es ist nicht wahr, dass andere Religionsverwandte — ausser den Katholiken — in der Pfalz, keine Kränkungen ihrer Rechte erfahren haben. (S. 47.) Sollte Hr. *L.* nicht wissen, wie unzählig viele Beschwerden aus der Pfalz an das vormalige *Corpus Evangel.* in Regensburg ergangen sind, und wie wenig der Hof auf deren Abschaffung Rücksicht nahm? — Sollte er es nicht wissen, dass während Karl Theodors Regierung es in München durchaus nicht dahin zu bringen war, dass den vielen pfälzischen Soldaten auch nur ein protestantischer Privatgottesdienst in der Kaserne gestattet wurde, und dass sie — mochten sie wollen oder nicht — den katholischen Gottesdienst besuchen mussten, in welchem sie zum Aergernisse der dortigen Bürgerschaft sich nicht immer auf das anständigste betrugen? — Dass Karl Theodor viele und vorzügliche Gebäude aufführen liess, dass er grosse Summen auf den Schwezinger Garten verwendete, — dass die Oper allein jährlich an zweymalhunderttausend Gulden kostete — das und noch Anderes weiss man freylich; doch möchten wir billig zweifeln, ob das „Künste und Wissenschaften befördern" heisse, und ob ein solcher Aufwand an einem Fürsten gut geheissen werden könne, dessen Einkünfte sich vielleicht kaum über zwey Millionen Gulden beliefen, und aus dessen Landen in wenigen Monaten Tausende seiner Unterthanen auswanderten, wovon freylich sein Panegyrist zu schweigen, oder höchstens etwas oberflächlich zu bemerken, für gut fand. Aber wie stehet es dafür mit dem: „wie er *war*, und wie es *wahr* ist"? — Die — erbärmliche — Vertheidigung der kurfürstlichen Liebesstreifereyen (S. 85 ff.), welche bis ins hohe Alter fortgesetzt wurden, lassen wir unberührt, und es mag dahingestellt seyn, ob *Zschokke* in dieser Hinsicht nicht moralischer aufgetreten sey, als der *Magister Schwarzrock* (Pfarrer Träger), der ihn desshalb feindselig angegriffen hat. Auch mit Hn. *L.* wollen wir darüber nicht rechten, wenn er sagt: „Wohl ist der gute Fürst dieser Liebschaften wegen vielseitig getadelt worden; aber sein Biograph ist nicht berechtigt (??), in diesen Tadel mit einzustimmen." (S. 86.) Freylich, er würde seinem Motto widersprechen: „Wage es nicht, die Grossen zu richten, ehe du selbst ein Engel bist." (Muss man dazu nothwendig ein Engel seyn?)

In der Geschichte der Theater-Reformation zu Mannheim ist der Vf. sehr auf der Oberfläche geblieben (S. 97 ff.); ächte Quellen, z. B. *Lessings* Leben, dessen Briefe an *Ramler*, *Eschenburg* u. s. w., zu benutzen, hat er nicht für gut gefunden, daher er mit seinem *war* und *wahr* wieder sehr ins Gedränge kommt. — Beyspiellos elend ist S. 122 ff. Karl Theodors Besitznahme des Kurfürstenthums Baiern erzählt. Nicht ein Wort von seinen heimlichen Umtrieben zum Besten Oesterreichs, zum offenbarsten Nachtheil seiner Agnaten und des Landes; — nichts von alle dem, was in dieser Epoche vorgegangen und in *v. Dohms* „Geschichte meiner Zeit" so actenmässig und einleuchtend dargestellt und geschrieben ist. Schämt sich Hr. *L.* nicht, sich zu stellen, als kenne er dieses meisterhafte Werk nicht? Schämt er sich nicht, seine sogenannte Biographie *wahr* und *unparteyisch* zu nennen; da er gerade das allerwichtigste Ereigniss im Leben dieses Fürsten ausgelassen hat, als ob gar nichts geschehen wäre, und so unhistorisch zu Werk gegangen ist, ja ihn überdiess, z. B. unter anderen S. 128, so erbärmlich vertheidigt? — Wahrlich nicht ihres Patriotismus und ihrer Verdienste halber sind *Hay* und *Obermayr* von München weg und in den Ruhestand gewiesen worden; (S. 159) die unparteyische Geschichte weiss das besser, und hat es laut genug gesagt. — Was der Kurfürst selbst über seine Besitznehmung Baierns niederschrieb (S. 128 ff.), ist ein sprechendes Zeugniss von seinem schwankenden und schwachen Charakter und merkwürdig genug, um nachgelesen zu werden.

Ob es dem Helden dieser Biographie zum Ruhme gereiche, dass er die von seinem geistlichen Rathscollegium beantragte Abschaffung der sogenannten heiligen Gräber, der Weihnachtkrippen u. s. w. verwarf; dass er den Gastwirthen zu München bey 12—24 Reichsthalern u. s. w. verbot, an Fasttagen jemanden Fleischspeisen vorzusetzen, lassen wir dahin gestellt seyn. Ueber solche Dinge sind die Ansichten der Frömmlinge und anderer ehrlicher Leute zu verschieden. — Wie häufig unter Karl Theodor in Baiern Bücherverbote erschienen, wie ein *Sterzinger*, *Milbiller*, selbst der später wieder rückwärts geschrittene *Westenrieder*, und andere wackere Männer behandelt wurden, ist allgemein bekannt. — Mit welcher Parteylichkeit S. 164 ff. die Geschichte des Illuminatenordens in Baiern und der tumultuarischen Inquisition, welche über denselben verhängt ward, erzählt wird; — wie der eigentlich geschäftigen Glieder, welche die Feuerbrände auswarfen, eines Exjesuiten P. *Frank*, eines *Cosandei*, *Grünberger* und anderer gar nicht gedacht ist, so wie der geheimen — jetzt aber ziemlich bekannten — Ursachen, — nicht im geringsten erwähnt wird, — dass endlich ganz verschwiegen blieb, warum man mit solcher Wuth verfuhr u. s. w., liegt am Tage. Wir sind weit ent-

fernt, die Fehler zu verkennen, die in der Verfassung des Illuminatenordens lagen, und die früher oder später seinen Sturz herbeyführen mussten; aber dass *in modo* gar sehr gefehlt und Mancher viel zu hart behandelt worden, z. B. des einzigen trefflichen *Meygenhofen* zu gedenken, lässt sich von keinem billig denkenden Mann leugnen. Und schwerlich wird Hr. *Lipowsky* das unter seinem vergötterten Karl Theodor erschienene Gesetz selber gut heissen: „dass auf der Universität Ingolstadt die Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie unterbleiben, nirgend nach *Kant* Philosophie vorgetragen und die griechische Sprache nicht mehr so eifrig, als sonst, gelehrt werden solle."

Nach S. 167 hatte sich der Kurfürst „überzeugt, dass seit Aufhebung der Jesuiten die katholische Religion zu sinken angefangen habe", und darum errichtete er die päpstliche Nuntiatur in München, und arbeitete dem Emser Congress einiger deutschen Bischöfe entgegen (!). — Dieses und noch Mehreres erzählt uns Hr. *L.* in dem Leben Karl Theodors, mit dessen Beschreibung er sich wohl keinen Ehrenplatz unter den deutschen unparteyischen Biographen erschrieben hat. Wie mochte er doch das Wort „Thaten" auf den Titel des Buches setzen? Es gehört ein *Türenne*, *Condé*, *Montecuculi*, ein *Heinrich* IV, ein *Gustav Adolph*, ein *Friedrich* II u. s. w. dazu, wenn von *Thaten* die Rede seyn soll; nicht bloss ein Fürst, der in üppiger Weichlichkeit dahin lebte, der Spielball schlauer Jesuiten, seines Beichtvaters, seiner Mätressen und das Land aussaugender Hofschranzen war.

Wir sind einige Male in Versuchung gerathen, die 20 Bogen durchzuzählen, um dem Leser sagen zu können, wie oft Hr. *L.* im Ganzen seine eigenen Schriften citirt habe: denn man wird nicht leicht ein Buch von so geringem Umfange finden, in welchem diese Eitelkeit höher getrieben wäre. Doch es war uns Leid um die edle Zeit, die wir damit zugebracht hätten.

L — S.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Dümmler: *Reise in Serbien im Spätherbst* 1829. Von *Otto v. Pirch*, Prem. Lieutenant. I Theil. 292 S. II Theil. 276 S. 1830. 8. (3 Rthlr.)

Dieses Werk gehört gewiss zu den lobwürdigsten Arbeiten dieser Art in der jüngsten Zeit. Sachkenntniss und geschmackvolle Darstellung, gute Beobachtung und gefälliger Stil zeichnen diese Reisebeschreibung aus, welche in gleichem Masse für die Belehrung, wie für die Unterhaltung des Lesers sorgt. Es ist dem Vf. gelungen, uns für die jugendliche Entwickelung, die politischen Schicksale und die emporstrebende Cultur des Volkes, das er schildert, eine lebhafte Theilnahme einzuflössen; die Unparteylichkeit und die Richtigkeit seiner Urtheile, das lebendige Colorit, das er seinen Volks- und Sitten-Schilderungen mitzutheilen weiss, die gründlichen geschichtlichen, geographischen und statistischen Kenntnisse, die er kund giebt, und die mannichfache Belehrung, die in ansprechender Form aus seiner Arbeit hervorgeht, gewinnen dem Vf. unsere Achtung, wie seinem Buche unseren Beyfall.

Diess Werk ist von einem sehr unterrichteten Militär geschrieben, und die militärischen Wissenschaften sind es, die die vorzüglichste Ausbeute daraus gewinnen. Serbien gehörte in geographischer Beziehung zu den am wenigsten gekannten Ländern Europa's; der Vf. hat diese Lücke ausgefüllt. Aber er hat mehr gethan. Er liefert uns von diesem zu einem neuen, unabhängigen Staatsleben erwachenden Volke so anziehende sittliche, culturgeschichtliche und volksthümliche Bilder; er giebt über die Literatur, die Poesie, die Sprache, über die gesellschaftliche Ausbildung, die politischen Zustände, über die bedeutendsten Personen, die Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen, mit einem Wort über alle politischen und sittlichen Interessen dieses neuen Volks so viele anziehende Notizen, dass er unseren aufrichtigen Dank dafür in Anspruch nimmt.

Der Vf. beginnt seinen Bericht mit einer historischen Schilderung des Landes und des Volkes. Seitdem durch den Frieden von Adrianopel die selbstständige Existenz Serbiens entschieden ist, gewinnt die Frage Interesse, zu welcher politischen Stellung diess Land einst berufen seyn möchte. Der Vf. ist der Meinung, dass die Keime einer schönen und kräftigen Ausbildung in den Serbiern erhalten seyen. Diess Reich ging nach einer augenblicklichen hohen Blüthe unter Stephan Duschan und seinem Sohn in den Stürmen unter, welche der Einbruch der Osmanen über diese Gegenden heraufführte. Die Schlacht von Amselfelde (Kossowa) vernichtete die politische Freyheit Serbiens; aber nur das *Reich* war untergegangen, nicht das *Volk*. Die Erhaltung des Volks, als solchen, wurde, wie in Griechenland, theils durch die Art, wie die Türken das Land in militärischen Besitz nahmen, theils durch seine eigene geistige Kraft möglich, welche sich in Sprache, Sitte, Religion und Geschichte unangetastet zu bewahren wusste. Kein Abfall fand in Serbien Statt, wie diess in Bosnien z. B. der Fall war, und dieser Treue für die Bewahrung des Altars verdankt das serbische Volk, wie das griechische, seine heutige Wiedergeburt. Seit 1792 in ununterbrochenem Kampf gegen die Pforte, erntet Serbien jetzt den Lohn für seine ausdauernde Treue — so wahr ist es, dass ein Volk, das sich *selbst* nicht verlässt, niemals ohne Hoffnung verloren ist. Seit 1804 stand Kara Georg (Czerni Georg) an der Spitze des Volks, und gelangte allmählich von dem Ansehn eines Anführers zu dem eines Fürsten. Sein Nachfolger in dieser Stellung war der jetzige Fürst, Milosch Obrenowitsch, ein Mann, der wahrhaft zum Wiederhersteller seines Volks geboren wurde. Unter den schwierigsten Umständen verzweifelte er nicht an der Vollbringung seines Werks, keine Eigenschaft, die diess zum Ziele

führen konnte, fehlte ihm; mit einem unbesieglichen Muth, der oft ganz allein, oder mit zwey oder drey Freunden, der allgemeinen Unterjochung widerstand, verbindet er Klugheit, Versöhnlichkeit, Milde, Scharfblick, und der Besitz aller politischen Tugenden hat ihm die Errichtung eines beynahe ganz unabhängigen Thrones in Serbien endlich möglich gemacht. Der Hattischerif, welcher die Selbstständigkeit Serbiens bewährt, ist erschienen, und das serbische Volk geht nun einer freyen und ungehemmten Ausbildung entgegen. Die Schilderung dieses seltenen Fürsten, seiner Familie, seiner Gattin und treuen Kampfgefährtin, seiner Umgebung, die Art, wie er sein neues Reich verwaltet, wo die bewundernde Liebe des Volks ihn umringt, die Feinheit seiner Politik, die ihm, wiewohl er weder lesen noch schreiben kann, einen Sieg nach dem anderen erringt, die Gemälde seiner erleuchteten Freunde, unter denen der Staatssecretär Dawidowitsch oben ansteht, nehmen den anziehendsten Theil des ersten Bandes ein. — Das Volk schildert uns der Vf. als einen kräftigen, unverdorbenen und für jede patriarchalische Tugend empfänglichen Menschenschlag. Das Verlangen nach Sittigung, nach Fortschritt in der Cultur ist Grossen und Geringen gemein, wie die Verachtung ihres alten Feindes; Institute aller Art bilden sich zu diesem Zweck; Fürst Milosch ist der Peter der Grosse seines Landes. Mit derselben natürlichen Klugheit, aber mit mehr Schonung und Vorsicht, wie jener, bildet er Heer und Volk, giebt Gesetzbücher, ordnet die Verwaltung, und sichert sein Volk vor den Eingriffen der Türken. Was dazu vor allen nöthig ist, worauf es ankommt, wenn er sich Europa anschliessen will, das erkennt er mit grosser Sicherheit, und führt es mit seltener Umsicht durch. Unter diesen Umständen stellt der Vf. den Serbiern das schönste Prognostikon; das Land wird zu Wohlstand und Sittigung emporblühen — getrennt von der Pforte durch seinen Sanitätscordon, werden seine Städte der Sitz des Handels zwischen dem Westen und dem Osten Europas werden; Strassen und Postanstalten werden diesen Handel beleben, und das eifrige Streben des thätigen, jedes Aufschwungs fähigen und liebenswürdigen Volks wird seinem Wunsch nach Sittigung entgegenkommen. Der Vf. betritt Serbien von Belgrad her; von hier, auf das Beste empfangen von allen Beamten des Fürsten, reist er zu diesem nach Posharewaz (Possarowitz). Hier folgen die trefflichen Schilderungen des Hofes und seiner Umgebung, dann wird das Land nach Poretsch, die schönen, malerischen Donauufer, das Gebirge um Maidempek, die alten Klöster, die Gegend der Mlawa-Quellen und endlich das Land um Jagodina geschildert. Die Gastfreundschaft, der patriarchalische Haushalt der serbischen Grossen, die anziehende Halbcultur der Kaufleute, die Thätigkeit und Liebenswürdigkeit der Frauen, die Schilderung der Brüder des Fürsten, die pittoresken Landschaftsgemälde, Sitte und Art des Volkes geben hier zu den gefälligsten Bildern Stoff, während die Schilderung der Türken in Jagodina von der Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe des Vfs. Zeugniss giebt. Besonders anziehend ist auch das, was der Vf. von der alten Kunstblüthe und dem vergangenen Glanze Serbiens S. 250 und folgende berichtet.

Den zweyten Theil erfüllt die Reise nach Tschatschak, nach Uschize, und endlich nach Kragujewatz, der fürstlichen Residenz, wo die neuen Schöpfungen Milosch's, seine weisen Pläne für die Zukunft, und sein klarer, volksthümlicher Sinn für Cultur am sichtbarsten werden. Unabweisbare Umstände nöthigen den Vf., von hier seinen Rückgang nach Belgrad zu nehmen, und die südlichsten Landstriche Serbiens unbesucht zu lassen. Ein sehr achtbarer und dankenswerther Anhang beschäftigt sich mit der Literatur des Landes. Für Serbien ist *Wuk Stephanowitsch* das geworden, was *Korais* für die neugriechische Sprache ist, der Schöpfer des prosaischen Ausdrucks. Der Vf. giebt das lange Verzeichniss aller serbischen Autoren unserer Zeit und ihrer Werke; wir überblicken mit Vergnügen die grosse Anzahl philosophischer, historischer, mathematischer Schriften, und die nicht geringe Zahl poetischer und schöngeistiger Arbeiten; die politische Literatur erwacht erst jetzt zum Leben, aber das schöne Element nationaler Begeisterung, das in den serbischen Volksliedern niedergelegt ist, ist in Europa hinreichend bekannt. Diese Lieder sind, in auffallendem Gegensatz zu den neugriechischen, alle *alten* Ursprungs; der Vf. giebt derjenigen Uebersetzung derselben, welche uns *W. Gerhard* mit Beyhülfe eines jungen Serbiers davon geliefert hat, den Vorzug, als treuer, klarer und mehr im Charakter der Urschrift. Unter den neuen serbischen Dichtern nehmen *Wuk Stephanowitsch*, *Karadschitsch*, *Widakowitsch*, *Doschenowitsch*, *Lucian Muschizki*, *Patschisch*, als Odendichter, *Rakitsch*, *Kowaczwitsch*, *Widkowitsch*, *Milutinowitsch* und *Brankowitsch* als Heldendichter die ersten Stellen ein, während unter den Dramatikern *Raitsch*, *Stoikowitsch* und *Widakowitsch* den grössten Ruf erworben haben. — Eine Prüfung der Charten und ein Anhang geographischer und topographischer Notizen macht den Beschluss des Werks. Hier sind höchst schätzbare Materialien für eine künftige genaue Geographie Serbiens in Menge niedergelegt.

Dieses schätzbare Reisewerk ist von dem Verleger mit Geschmack ausgestattet; der Druck ist rein und lobenswerth.

ang.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Greiz, b. Henning: *Kern des evangelisch-christlichen Glaubensbekenntnisses.* In einer Folge von Predigten zur dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession über ausgewählte Stellen derselben in Verbindung mit biblischen Texten gehalten von M. *Christian Ernst Anger*, Pfarrer und Superintend. zu Blankenhayn im Weimarischen. 1831. X u. 232 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter den vielen Predigten, welche bey Gelegenheit der letzten Säcularfeier gehalten, und dem Drucke übergeben worden sind, verdient diese Sammlung in mehrfacher Hinsicht besondere Auszeichnung. Schon der Gedanke, welcher den Vf. zur Haltung derselben veranlasste, beweist einerseits, dass er die Wichtigkeit jener Festfeier für unsere Zeit richtig erkannt, andererseits aber auch seinem Berufe, als Lehrer der *evangelischen* Kirche, ernst und gewissenhaft nachzukommen gestrebt habe. Er wünschte nämlich, wie er in dem Vorworte sich selbst ausspricht, seiner Gemeinde gleichsam eine officielle Erklärung darüber zu geben, was von ihm als der wesentliche, unterscheidende Inhalt des evangelischen Christenthums erkannt und festgehalten werde, und wie er in seiner Lehrweise dem kirchlichen Bekenntnisse ohne unwürdigen Servilismus und geistlosen Buchstabendienst, aber auch unverführt von neoterischer Ungebundenheit und Ungründlichkeit, auf eine geistigere Weise treu zu seyn glaube. Und diesem Endzwecke hat er durch Inhalt und Ausführung der hier mitgetheilten zwölf Reden auf eine Weise entsprochen, welche von der Festigkeit und Lebendigkeit seiner Ueberzeugung, von seinem begeisterten Eifer für evangelisches Christenthum, von Kraft und Würde seiner Darstellung das beste Zeugniss geben. Scheint auch der Vf. der Ueberzeugung zu seyn, dass der unvergängliche Werth des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses nicht bloss in dem Grunde, welcher durch dasselbe gelegt wurde, sondern auch in der Ausführung, in den einzelnen Lehren, welche die Reformatoren daraus herleiteten, zu suchen sey; so würde es doch hier unangemessen erscheinen, das Richtmass einer durch genauere Schriftkenntniss geläuterten Dogmatik an einzelne Lehren zu legen, welche wir in diesen Reden noch zu streng im Sinne der symbolischen Schriften durchgeführt und vertheidigt finden: denn der Vf. spricht als Lehrer der evangelischen Kirche, in der Mitte seiner Gemeinde, und hier ist es der Berufspflicht angemessener, die Grundlehren unseres Bekenntnisses aufrecht zu erhalten, als durch „neoterische Ungebundenheit und Ungründlichkeit" dem Indifferentismus immer mehr Nahrung zu geben.

Was die Ausführung betrifft, so hat der Vf. meist einen freygewählten biblischen Text zum Grunde gelegt, mit ihm einen oder einige Hauptartikel des Glaubensbekenntnisses in Verbindung gebracht, und daraus das Thema seines Vortrages abgeleitet. Die erste Predigt, gehalten am Sonnt. Jubilate, nach Jes. 61, 1—3, ist gleichsam der feierliche Prolog der nachfolgenden. Sie hat zum Gegenstande *das Jubeljahr*, und lehrt dasselbe betrachten als einen Zeitpunct erhebender Erinnerungen an eine grosse Vergangenheit, als einen Zeitpunct des erhöheten Bewusstseyns eines herrlichen geistigen Besitzes, als einen Zeitpunct freudiger Hoffnung für die Zukunft. In der zweyten Pred. schildert der Vf., nach 2 Cor. 3, 17 und Augsb. Conf. Art. 7, 15, 28, *die freye Kirche*; in der dritten, nach 1 Petr. 1, 19 und A. C. Einl. zum 2 Abschn., *die Ueberlieferung*. In der sechsten, nach 1 Cor. 2, 14 und A. C. Art. 2. 18, welche das Thema behandelt: *Der Mensch in seiner Schwäche und in seinem natürlichen Unvermögen*; in der siebenten: *Der Mensch unter dem Einflusse der göttlichen Gnade* (über Tit. 3, 4—8 und A. C. Art. 4—6), sowie in der zehnten, über Matth. 11, 28 und A. C. Art. 13: *das Sacrament*, schien uns hie und da das altdogmatische Element etwas zu grell hervorgehoben zu werden (z. B. S. 113. 182 u. a.), während die achte Predigt, über Gal. 5, 22—24 und A. C. Art. 20: *Die christliche Tugend*, sich von den Extremen des Alten und Neuen gleich weit entfernt hält. Die eigentliche Jubelpredigt (S. 190 fg.) hat zum Thema: *Fromme Wünsche für unsere evangelische Kirche am Morgen ihres vierten Jahrhunderts*; diese sind: „Möge die ev. K. auch im neuen Jahrhundert fest beharren bey dem Bekenntnisse christlicher, göttlicher Wahrheit, auf das sie gegründet ist; — es erneuere sich in ihr der warme, fromme Ernst des christlichen Lebens, mit welchem sie zum Daseyn kam; — sie müsse immer mehr von dem ächten Geiste und der christl. Eintracht beseelt werden, der die Frucht eines erleuchteten Glaubens ist." Disposition und Ausführung sind gleich gelungen. Gleichsam den Epilog dieser Predigtreihe bildet die zwölfte, am Reformationsfeste über Joh. 21, 2. 3 gehaltene; der Ge-

genstand ihrer Betrachtung sind: *Blicke in die Zukunft der Kirche.*

N. N.

Altona, b. Hammerich: *Aufschwung zu dem Ewigen,* in einer Reihe evangelischer Reden für die häusliche Andacht. Von Dr. *J. E. G. Johannsen,* Pred. in Glückstadt. – Zweyter u. letzter Band. 1825. XXIV u. 470 S. gr. 8. (1 Rthlr 18 gr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1821. No. 56.)

Was ein anderer Mitarbeiter an unserem Institute von dem ersten Bande gesagt hat, das kann gröfstentheils auf diese Fortsetzung angewendet werden. Die darin enthaltenen Kanzelvorträge gehören eben so, wie die früheren desselben Vfs., zu den besseren in der deutschen Literatur, indem sie sich durch eine sorgfältige Auswahl ächtchristlicher Wahrheiten, durch streng logische Anordnung der Materien und durch Lebendigkeit und Schönheit der Diction empfehlen. Sie erstrecken sich übrigens, wie S. VI der Vorr. gesagt wird, auf die zweyte Hälfte des Kirchenjahres, von Ostern bis Advent, auf solche Weise, dass jedem in diese Zeit fallenden allgemein wichtigen Feste, (d. h. dem Busstage, der Kinderconfirmation, Himmelfahrt, Pfingsten und der Reformationsfeier,) eine Betrachtung gewidmet, zu den übrigen Reden aber reichhaltige Bibeltexte frey gewählt sind.

Der Vorträge sind abermals 20, wovon die meisten sich über zusammenhängende Abschnitte aus der Bibel verbreiten. So wird die Unterredung Jesu mit der Samariterin in *zehn* Betrachtungen behandelt. Wir sind aber nach Durchlesung derselben noch immer ungewiss geblieben, ob bey Reden, die nur von 8 zu 8 Tagen, vor einem sich nicht stets gleichbleibenden Publicum gehalten werden, es zweckmäsig sey, sich an eine bestimmte Reihenfolge von Texten oder Wahrheiten zu halten. Wenigstens fühlten wir einen gewissen Zwang, und waren, so sehr auch der Vf. sich bestrebt hatte, uns zu unterhalten, dennoch froh, als wir zu der darauf folgenden Predigt am Reformationsfeste kamen. Warum wollen unsere Kanzelredner sich und ihren Zuhörern doch Fesseln anlegen, wo keine nöthig sind? Weder jene noch diese bleiben lange in derselben Stimmung, welche bey einer solchen Einrichtung des Gottesdienstes vorausgesetzt werden muss. Auch giebt es ja nur Eine und dieselbe religiöse Wahrheit, die aber auf die mannichfaltigste Weise vorgetragen seyn will, damit sie immer gleich neu und anziehend erscheine. Einerley Bibelabschnitte aber sind dieser homiletischen Hauptregel nichts weniger als günstig. Die Mannichfaltigkeit besteht vielmehr am liebsten mit einer scheinbaren Unregelmäsigkeit, wie man in dem Werke Gottes, der Natur, findet. Solche Predigten aber, die immer denselben Text festhalten, und auch eine Uebereinstimmung der Themen beabsichtigen, scheinen den künstlichen Gärten zu gleichen, an denen der Ungeschmack einer früheren Zeit Wohlgefallen hatte. — Da wir übrigens den Vf. als Schriftsteller von einer sehr vortheilhaften Seite kennen, nämlich von der, dass er überall das Rechte will, und die Sache meint, nicht aber sich und einen ungewissen Autorruhm: so halten wir es für Pflicht, ihm nicht nur diese unsere Ansicht, sondern auch noch andere Bemerkungen offen mitzutheilen, die sich uns bey der Durchlesung seiner Predigten aufgedrungen haben.

Wir finden an denselben eine allzugrosse Lebhaftigkeit zu tadeln. Der sel. *Reinhard* bereut es in seinen Geständnissen, dass er sich der Frage in seinen Kanzelreden zu oft bedient habe. Was würde er zu Hn. J. Vorträgen sagen? Sie bestehen zum Theil fast nur aus Fragen und Ausrufungen. Als Beyspiel führen wir die Rede S. 90 an, welche den *Abschied von der Jugendzeit an der Hand der Religion* behandelt. Sie enthält des Schönen und Trefflichen viel, und ist unverkennbar mit grosser Liebe ausgearbeitet. Besonders ist der erste Theil ungemein anziehend, und dessen Schluss überraschend schön. Aber die ganze Rede besteht fast aus Frage- und Ausrufs-Zeichen. Man sehe *selbst:* S. 103. „Wozu ward sie uns gegeben, diese ernste Lebensansicht? Wozu ward sie uns mitgetheilt, diese Kunde von unserer hohen Bestimmung für Zeit und Ewigkeit? Wozu ward sie uns eröffnet, diese Aussicht auf die Tugendbahn, die uns zu Heil und Frieden führen soll? Wie? sie sollte ohne Wirkung bleiben? Sie sollte unseren Willen nicht anspornen? Bloss auffassen sollten wir sie?" u. s. w. — S. 99. „Umschwebet sie in schönem Kranz, ihr Freuden alle, die ihr die Jugend dieser Kinder schmücket! Sie wollen eurer nie vergessen! Umstrahle sie in deinem Himmelsglanze, du ewiges Licht der Wahrheit, die aus Gott ist! Sie wollen deiner nie vergessen! Schaut freudig auf sie hin, ihr treuen Lehrer, die ihr sie zu Geistesbildung, Willenskraft und Herzensreinheit führtet! Sie wollen eurer nie vergessen! Entlasset sie mit froher Hoffnung, Väter, Mütter, die ihr sie liebend truget und leitetet! Sie wollen eurer nie vergessen! Blick huldvoll auf sie nieder, Vater in der Höhe! Sie wollen deiner nie vergessen!" u. s. f. Sehr oft hat es uns gedünkt, als wolle der Redner das Gemüth seiner Zuhörer gar nicht zur Ruhe kommen lassen, und es nur betäuben. — Wir wollen ferner den Vf. darauf aufmerksam machen, dass die meisten seiner oft sehr langen gereimten Eingänge, Gebete und sonstige poetische Stellen selten recht zum Ganzen passen. So können S. 139 die 5 Strophen am Anfange der *Himmelfahrtpredigt* bey einer jeden anderen gottesdienstlichen Versammlung gesprochen werden. Ja, der Vortrag dieses poetischen Gebetes dürfte sich mehr für den Liturgen, als den Prediger eignen. Die Theile dieser Predigt sind in 6 Reimzeilen angegeben, welche die Zuhörer und die Leser gewiss nicht in ihrem Gedächtnisse behalten haben. Hr. *J.* braucht sich nicht zu diesen Tändeleyen und zu ähnlichen als S. 451, wo jeder der 5 Theile der Predigt mit achtzeiligen Reimen schliesst, herabzulassen, um — einen flüchtigen Effect zu machen! — Wir erinnern endlich auch noch den Vf., dass Confirmationsreden nicht Predigten seyn sollen. Die Rede S. 110—138 ist viel zu lang, mit Stoff überfüllt, und abermals fast nur in Ausrufungen bestehend. Confirma-

tionsreden müssen nach unserer Ueberzeugung mehr aus kurzen und kräftigen Sentenzen bestehen, als ausführliche Abhandlungen seyn. Der Geistliche muss sich hier bloss als Vater denken, der zu seinen von ihm scheidenden Söhnen oder Töchtern spricht. Hier muss Lehre und Lehrton möglichst vermieden werden.

Nach diesen Ausstellungen können wir es uns nicht versagen, auch des Ausgezeichneten zu gedenken, das wir in diesem Bande gefunden haben. — Drey Vorträge haben uns ganz besonders angezogen, und wir glauben, dass sie jeder Predigtsammlung Ehre bringen würden. Nämlich 1) die Pfingstpredigt über Apostelgesch. 2, 1—3. Sie beantwortet die Frage: „Wie wir die Begebenheit des ersten christlichen Pfingstfestes würdig betrachten?" folgendermassen: „wenn wir nicht über das Wunderbare derselben grübeln, sondern uns an das Ausgemachte, Wesentliche und Wichtige derselben halten, und das Walten des Allweisen bey ihr mit Ehrfurcht bemerken." Wie hier geschieht, so sollte über mehrere biblische Geschichtsdata zu dem Volke geredet werden: mit solcher Schonung alles für ehrwürdig oder heilig Geachteten, mit solcher Klarheit, Sicherheit des Urtheils und solchen praktischen Rücksichten. — 2) Die Predigt über Joh. 4, 13. 14, welche die drey herrlichsten Vorzüge der Lehre Jesu (die fesselnde Gewalt, den unerschöpflichen Reichthum und die beglückende Kraft derselben,) zeigt. Hier scheint der Vf. sein ganzes Rednertalent entwickelt zu haben. Die Abhandlung ist ganz aus dem Texte geschöpft, und enthält einen grossen Reichthum von Gedanken. Besonders schön ist auch der Eingang. — 3) Die Predigt über Joh. 4, 16—19. Thema: „Die Worte Jesu zu der Samariterin: Rufe deinen Mann!" Sie ist durchweg voll überraschender Ansichten und Aufschlüsse. Schon das Thema spannt die Aufmerksamkeit, um nicht Neugierde zu sagen. Und so thut es auch die Ausführung. Man kann, wie bey einer hinreissenden Erzählung, nicht aufhören, bis man damit zu Ende ist. Wenn so von den Kanzeln gesprochen wird, dann kann es keine Plauderer und Schläfer in den Kirchen geben. Besonders gefiel uns S. 299. Z. 4 v. u. und die Feinheit, womit Hr. *J. S.* 301 die Wollüstlinge anredet. Selbst seiner Gewohnheit, Alles in Fragen und Ausrufungen zu verwandeln, hat er in dieser Rede Fesseln angelegt. — Die Sprache des Vfs. ist dabey sehr correct. Kleine Flecken sind nur mit der Eile der Feder zu erklären, z. B. S. 249: „*Entsinnet euch*," statt erinnert euch. S. 409: „*Lasset* uns den Muth nicht sinken *lassen*!" S. 453: „Nennet, welche Lage es sey auf Erden!"

xu.

LANDSHUT, in der Storoschen Buchhandlung: *Die Macht der göttlichen Religion Jesu in Krankheiten und im Tode.* Durch Beyspiele aus allen Ständen für Kranke und Sterbende zu ihrer Aufmunterung und Erbauung erwiesen und dargestellt von *Franz Joseph Rosenlächer*, fürstbischöflich-Brixischem geistl. Rath, Dekan, k. k. Schuldistrictsinspector und Pfarrer zu Lustenau in Vorarlberg. Zweyte vermehrte Auflage. 1825. XII u. 300 S. 8. (16 gr.)

Die Tröstung und Beruhigung der Kranken, sowie die Vorbereitung der Sterbenden zu dem letzten entscheidenden Augenblick des Lebens, gehört zu dem wichtigsten, aber auch zu dem schwierigsten Geschäft des Geistlichen. Es erfodert eine tiefe Kenntniss des menschlichen Herzens und des göttlichen Wortes, einen wahrhaft christlichen Sinn und ein zartes inniges Gefühl, wenn Trost und Hoffnung, Ergebung und Vertrauen, Friede und Fassung in das Herz der Bedrängten und Sterbenden gebracht werden soll. Die Erfahrungen seiner Amtsgenossen am Kranken- und Sterbe-Bette werden ihm dabey sehr willkommen seyn, und ihm über manche psychologische Erscheinungen Aufschluss geben. Mit Vergnügen nahm Rec. vorliegende Schrift in die Hände. Der Vf. derselben ist dreyssig Jahre lang in einer ziemlich bedeutenden Gemeine Seelsorger gewesen, und hat sich der Kranken allezeit liebreich und freundlich angenommen. Seine Beobachtungen und Erfahrungen beym Tode frommer Christen könnten also viel Lehrreiches und Erbauliches haben. Er hatte die Erfahrung gemacht, dass Kranke, wenn ihnen Beyspiele christlicher Dulder in Krankheiten und auf ihrem Sterbebette erzählt oder vorgelesen wurden, ganz besonders aufmerksam wurden, und dass man einen sehr heilsamen Eindruck davon nicht verkennen konnte. Deshalb sammelte er für vielbeschäftigte Seelsorger in mehreren Schriften zerstreut beide Nachrichten von dem erbaulichen Ende gutkatholischer Christen, um davon bey ihren Krankenbesuchen Gebrauch zu machen. Wenn aber eine solche Sammlung wahrhaft nützlich werden sollte, so musste die Auswahl verständiger und die Darstellung zweckmässiger seyn. In 65 Abschnitten findet man Nachrichten von dem Lebensende gläubiger und heilsbegieriger Katholiken, vom Simeon, Stephanus, Ignatius und Polykarpus bis zu Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg. Vieles von dem, was von den Heiligen und Märtyrern der ersten Jahrhunderte, von der Felicitas mit ihren sieben Söhnen, von Paulus dem Einsiedler, von der Theodolinde, Königin der Longobarden, von der heiligen Liderina zu Soidam und dem heiligen Johannes von Gott gesagt wird, ist sehr unzuverlässig, zum Theil legendenhaft und wenig erbaulich. Interessanter ist die letzte Hälfte des Buches, welche das Lebensende guter Katholiken aus der neueren Zeit darstellt, obgleich auch hier viel Triviales vorkommt. Der Vf. hat nicht so wohl seine eigenen Erfahrungen mitgetheilt, als Auszüge aus Lebensskizzen, Anhängen zu Leichenpredigten und anderen Erbauungsbüchern, z. B. aus der Linzer prakt. theolog. Monatsschrift, aus den Lebensbeschreibungen von Heiligen Gottes (Salzburg 1818), aus *Feddersens* Nachrichten, aus den Beyspielen des Guten u. s. w. ohne sonderliche Kritik und Auswahl. Könige, Päpste, Fürsten, Bischöfe, Geistliche, Gelehrte, Bürger und Bauern sprechen hier ihre Wünsche, Gebete und Hoffnungen unter den Vorempfindungen eines nahen Abschieds aus. Dann folgen Gebete und Anwendungen, die manches Gute enthalten, und den frommen Sinn des

Vfs. verbürgen, sich aber doch nicht über den Kreis gewöhnlicher Todesbetrachtungen erheben. Dabey ist die Sprache öfters wortreich und spielend, die Schreibart nicht rein und richtig. Man kann wohl nicht wie S. 85 sagen: *sich der Abtödtung ergeben*, und nicht wie S. X und anderswo schreiben: alle Mahle, da nicht von Mahlzeiten die Rede ist. Uebrigens erschien diese Schrift schon im Jahre 1814, die zweyte Auflage 1823, welche jetzt nur mit der Jahrszahl 1825 ein neues Aushängeschild erhalten hat.

R. d. e. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Bemerkungen über die Frage, was wünschen wir?* Oder Gedanken und Empfindungen in unserer aufgeregten Zeit zur Verständigung und Beruhigung seinen lieben Hannoveranern bescheiden mitgetheilt von *Franz Geo. Ferd. Schläger*, Pastor primarius und Senior ministerii in Hameln u. s. w. 1831. 128 S. 8. (6 gr.)

Diese Schrift ist aus den gemeinnützigen Blättern für das Königreich Hannover besonders abgedruckt. Die Absicht des Vfs. ist, versöhnend zwischen den Parteyschriften und für die Regierung aufzutreten, die Anklagen möglichst zu widerlegen, die Gewalt der Leidenschaften zu brechen, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und nicht zu schmeicheln. Der Vf. ehrt seinen König. Manches theilt er mit, von Leiden und Entbehrungen, welche er persönlich, sowohl unter französischer als unter westphälischer Regierung, erfuhr. Einiges scheint bisweilen geringfügig. Er gesteht, von der westphälischen Regierung in manchen Stücken, da sie viele Gebrechen und Missbräuche abstellte, ausgezeichnet worden zu seyn. Dagegen beging die folgende Verwaltung den Fehler, dem westphälisch-französischen Zwischenreich nicht einmal die Rücksicht zu widmen, dass es doch existirt hatte. Lächeln muss man, wenn der Vf. meint, dass Hannover, einer der unbevölkertsten Staaten, an Uebervölkerung leide; sie ist aber nur vorhanden, wenn man in den bisherigen Nahrungsbetrieben nichts, was nothwendig ist, um mehr Menschen zu ernähren, ändern will. Manches berührt der Vf. aus *Reinhards* und *Tzschirners* Schriften, um die Ursachen des Missvergnügens unter dem Volke zu erklären, obgleich beide Hannover nicht kannten. Er meint, dass man mit Wehmuth an die Trennung von den Lauenburgern denke; doch glaubt Rec., dass diese eine schnellere Justiz, leichtere Abgaben und weniger Bevorzugung des Adels unter dänischer Hoheit als unter dem Scepter Hannovers fanden, und dass in unserer Periode der Handelssperren die mehrere Ausrundung Hannovers ein Glück ist. Der Vf. erinnert die Mitbürger, wie viel Gutes ihnen die jetzige Regierung erwiesen habe, und theilt nicht die Ansichten des Adv. *Gans*. Ganz wäre der Weg zum Thron niemanden verschlossen gewesen. Der Vf. meint, dass die Aussichten der Unterthanen niemals günstiger in Hannover waren als in den Pariser Revolutionstagen des J. 1830. Auch er träumt von einem bisher unsichtbaren *comité directeur*, der die glücklichen Deutschen rebellisch gemacht habe. Die Nachahmungssucht war aber die einzige Verführung. Für die Göttinger Universität, glaubt der Vf., hätte wohl mehr geschehen können. Er hofft, das alte Zutrauen der Hannoveraner zu ihrer Obrigkeit werde sich erneuern, besonders bey freyer Presse; doch habe ihm die Censur nie wehe gethan. Der von *Jürgens* beschriebenen Nothwendigkeit durchgreifender Reformen lässt er Gerechtigkeit widerfahren, aber scharf tadelt er den jetzigen Finanzgeist. Einige Beweise kleinlicher Eitelkeit wollen wir dem Greise verzeihen.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Tübingen, b. Osiander: *Acht merkwürdige Tage aus dem deutschen Befreyungskriege im Herbst* 1813, zur Zeit der Hanauer Schlacht, des Durchzugs der retirirenden franz. Armee durch Frankfurt und des Einzugs der Alliirten in diese Stadt. Ein kriegerisches Gemälde zur Erinnerung an jene Schreckens- und Freuden-Tage, entworfen zu Frankfurt von einem Frankfurter. 1831. VI u. 42 S. 8. (7 gr.)

Der Titel giebt schon den Inhalt hinreichend an; ausserdem finden wir einige Anekdoten über die dortigen Vorgänge. Frankfurt hatte eine kurze Noth, und erfuhr nach dem Durchzuge zwar viel schwere Einquartierung, gewann aber als Stadt viel durch das Hauptquartier der Verbündeten, die daselbst bald für Gegner gefunden hätten. Man sieht, dass, wenn General *Wrede* nach der Schlacht bey Hanau alle irgend disponible Truppen nach Frankfurt detachirt hätte, Napoleon wohl schwerlich bey Frankfurt den Kampf erneuert haben würde, weil ihm die verfolgende Hauptarmee so nahe war.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

BERLIN, in d. Laue'schen Buchhandl.: *Der arme Heinrich* (,) ein erzählendes Gedicht des *Hartmann von Aue.* Metrisch übersetzt von *Karl Simrock.* Nebst der Sage von „*Amicus und Amelius*" und verwandten Gedichten des Uebersetzers. 1830. XXXII u. 110 S. kl. 8. (18 gr.)

Obwohl nicht zu leugnen ist, dass das Gedicht *Hartmann's von Aue* (*Ouwe*): „Der arme Heinrich", wie viele Gedichte des Mittelalters, so besonders auch der neueren Zeit, an Anmuth der Darstellung, an sicherer Zeichnung der einzelnen Charaktere, an vollendeter Schilderung der Vorfälle und Umgebungen, kurz an jedweder Vollkommenheit, die man nur immer an einem Gedichte zu finden erwarten kann, weit übertreffen dürfte: so lässt sich bey allen diesen Vorzügen und Vollkommenheiten, die es unleugbar besitzt, doch die Frage aufwerfen, ob es auch die heutige Welt noch anzusprechen im Stande seyn möchte. Und diese Frage glaubt Rec. in der That in Anregung bringen zu müssen, da hier zunächst von einer Uebersetzung des Gedichtes in unsere heutige Sprache die Rede ist; alle Uebersetzungen aber nicht sowohl für den einzelnen, der alten Sprachen und der alterthümlichen Anschauungsweise Kundigen, als für die grosse Anzahl Jener berechnet sind, welche zwar sich weder mit der alten Sprache noch mit der alten Anschauungsweise sehr vertraut gemacht haben dürften, dennoch aber die Vermächtnisse früherer Jahrhunderte, wenn auch nur obenhin, und gleichsam im Vorbeygehen, kennen zu lernen wünschen.

Nun ist aber die Art und Weise, wie die heutige Welt die Dinge anzuschauen und aufzufassen pflegt, und ihrer inneren Eigenthümlichkeit nach auch anschauen und auffassen muss, durchaus verschieden von der Betrachtungsart der Alten. Fügt Rec. noch bey, dass ein *Aussätziger* so eigentlich der Held des Gedichtes ist, so dürfte vielleicht schon diess allein hinreichend seyn, viele unserer Zeitgenossen von dem Lesen abzuschrecken. Nun kommt aber noch hinzu, dass die edelste Jungfrau sich entschliesst, für den Aussätzigen als Opfer zu fallen, damit er durch ihr Herzblut geheilt und erhalten werde. Eine solche Opferung des Reinen für das Unreine widersteht uns schon an und für sich selbst; unser Widerwille wird aber nicht wenig dadurch noch vermehrt, dass wir den Aussatz jetzt nicht mehr in seiner furchtbaren Wirkung durch eigene Anschauung, sondern nur durch Hörensagen kennen, und so fällt natürlich auch das lebendige tiefergreifende Mitleid hinweg, welches wir dem Kranken sonst schenken würden, und welches demnach gleichsam vermittelnd, und uns mit jenem Entschluss der Jungfrau aussöhnend aufträte, und nur das Ekelhafte der Krankheit tritt lebendig, aber auch seiner Natur nach uns unangenehm berührend vor unsere Seele. Aus eben dem Grunde wäre auch der *kranke* Philoktetes, obgleich nur an einer *Wunde*, aber an einer *unheilbaren stets eiternden* krank, kein Held für die neuere Tragödie, so sehr er auch durch sein uns lästiges Klaggeschrey das Mitleid der Vorwelt sich gewonnen haben mag. Sehr Viele werden daher das Urtheil *Goethe's* (Bd. 32. J. 1811) über *Hartmanns* Gedicht, wenn auch im Einzelnen etwas zu stark, im Ganzen gewiss aber, als auf die Natur des Menschen selbst gegründet, gerecht und weise finden. Aus dieser Ursache würde Rec. eine Erneuerung gerade dieses Gedichtes immer etwas bedenklich finden.

Hr. *Simrock* hat es jedoch einmal gewagt, den armen Aussätzigen in einem neuen Gewande in die Welt zu schicken, und so möge denn hier etwas näher untersucht werden, welch eine Gewandtheit er bey Zubereitung dieses neuen Gewandes an den Tag legte. Damit allein glaubt Rec. es hier zu thun zu haben.

Es ist eine längst gemachte Erfahrung, dass das Uebersetzen im Ganzen um so schwieriger wird, je näher die beiden Sprachen, die dadurch gleichsam in wechselseitigen Rapport gebracht werden, mit einander verwandt sind. Es scheint diess allerdings paradox; allein man mache den Versuch, und man wird sich von der Wahrheit dieses Satzes bald genug überzeugen. Denn braucht man hier fast nur die Wortschreibung zu ändern, so muss man da schon einzelne Ausdrücke vertauschen, und dort gar den ganzen Satz rein verändern, und gleichwie aus einer völlig fremden Sprache übersetzen. Begnügt man sich mit der Aenderung der Wortschreibung und dem Umtausche einzelner Ausdrücke, veralteter Wörter und Wortformen, so entstehen Ungeheuer, wie wir sie in *v. d. Hagen's*, *Büsching's*, *Tieck's* und Anderer Uebersetzungen mittelhochdeutscher Gedichte vor Augen haben. Man lässt bald den Schriftsteller in seiner ganzen Eigenthümlichkeit reden, ändert bald nur einzelne Wörter, bald aber macht man auch wieder den

reinen Dollmetscher. Hiedurch wird allein schon einleuchtend, dass neben einem grossen Scharfsinne und neben einer sehr ausgebildeten Auffassungsgabe, auch eine nicht gemeine Gewandtheit und Sprachfertigkeit erfodert wird, wenn die Uebersetzung nicht den Anblick eines Bettlerkleides gewähren soll, worauf man verschiedenfarbige Flecken zu setzen beliebte.

Erhöhet wird aber diese Schwierigkeit um Vieles noch, wenn der zu übertragende Schriftsteller ein Dichter ist. Hier macht der Abstand der alten und neuen Metrik, die Reinheit und die nicht selten vorkommende grosse Anhäufung gleichlautiger Reime dem Uebersetzer so viel zu schaffen, dass er oft von seinem Vorhaben ganz abstehen muss, ist er anders nicht leichtsinnig genug, ohne Bedenken und gleichsam frohes Muthes Pfuscher-Arbeit von Meister-Werken zu liefern.

Bey dieser Schwierigkeit, altdeutsche Gedichte in unsere neuere Sprache zu übersetzen, haben wir alle Ursache, mit der Leistung des Hn. *Simrock* zufrieden zu seyn. Einige leichte und auch leicht zu ändernde Fehler ausgenommen, mag man mit Recht die Uebersetzung musterhaft nennen. Ebendesshalb hält Rec. auch für seine Pflicht, diese Mängel einzeln hervorzuheben, um so mehr, da Hr. *Simrock* eine nicht gemeine Fähigkeit zu solchen Arbeiten sattsam beurkundet. V. 5 hat Hr. *S.* den Sinn der Urschrift verfehlt, wenn er sagt:

„Der hatte Fleiss und Müh gespart
auf gute Bücher mancher Art."

Das heisst offenbar: Er, *Hartmann*, las nie schlechte Bücher, sondern wendete alle Mühe und allen Fleiss nur auf gute. Diess steht jedoch gar nicht im Original. Dort heisst es:

„Er nam im mange schouwe
an mislichen buochen."

d. h. „er sah sich in verschiedenen Büchern um." Auch scheint dem Rec. diess eine Rüge zu verdienen, dass der Uebersetzer *Hartmann's* Stand nicht näher bezeichnet, obwohl die Urschrift diess thut. Das „*Ritter*" ist nicht hinreichend, denn es gab auch Ritter, die nicht Dienstleute (Vasallen) anderer Grossen waren, z. B. die sogenannten Semper-Freyen. Rec. würde übersetzen, treu der Urschrift:

„*Hartmann* war er genannt,
zu Aue war er Dienstmann.
Bücher wie er sie gewann (mislichê),
pflegt' er fleizzig durch zu sehn."

V. 19 findet Rec. zu tadeln, dass „*und*" in der Arsis unmittelbar vor dem stumpfen Reime steht. Diess kommt bey Dichtern des 13ten Jahrhunderts nur selten und ausnahmsweise vor (vgl. *Lachmann* zum Iwein S. 358). In der alten Sprache erwarten wir an dieser Stelle allemal „*unde*", nicht aber „*unt*". Diese Regel hätte Hn. *Simrock* auch bey der Uebersetzung befolgen sollen. Warum gab er nicht:

„Dass er | für die Müh' und die Zeit"?

Zwey Vorschlagsylben kommen in jenen Gedichten allgemein vor (vgl. *Lachm.* a. a. O.), und Rec. meint, dass dieser Brauch von Hn. *S.* mit Unrecht aufgegeben ward. — V. 25 wäre besser gesagt: „*Und bitte für seine Seelenheil.*" Das „*zu bitten*" wäre sogar in der Prosa steif und unstatthaft. — V. 54 sind die Worte:

„Unbefleckt vom Hauch der Scham
Prangte stets sein Leben"

unwahr. Heinrich schämte sich allerdings seines verflossenen, hoffärtigen Lebens, und zwar recht von Herzen (vgl. V. 378 u. s. w.). Auch steht diess keinesweges in der Urschrift, wo Rec. nur findet:

„in alle missewende
stuont sîn êre und sîn lîbn."

Diess sagt aber nichts weiter, als: „Sein Leben war stets ehrhaft", was denn auch neben der Hoffart recht wohl bestehen kann.

Ganz verfehlt ist V. 68—70:

„Er trug des Lebens Bürden zum Ziel,
Wie eine süsse Ehrenlast;
Sein Rath glich einer Brücke fast."

Das Original sagt:

„Er truoc den arbeitsamen last
der êren uber rücke.
er was des râtes brücke."

Diess heisst aber nur: Er trug die schwere Last weltlicher Ehre auf seinen Schultern. Er war eine Brücke, über welche man zu gutem Rathe kommen konnte. Der Uebersetzer scheint aber hier *Grimm's* Conjectur, wiewohl sie unnöthig ist, und einen Widerspruch in das Gedicht bringt, gefolgt zu seyn, und: „*Er truoc die arbeit sam ein last Der êren uber rücke* (Er trug die Beschwerde des Lebens wie eine Last der Ehre, d. h. freudig)", gelesen zu haben. Allein diess ist unwahr. Vor seiner Krankheit hatte der Ritter nicht eben über Beschwerde zu klagen, und in seiner Krankheit war er gar nicht etwa geduldig, wie Hiob, sondern, besonders in der ersten Zeit, heftig und übellaunig. Rec. würde daher übersetzt haben:

Er trug bis zu des Lebens Ziel
Weltlicher Ehre schweren Staat;
Er war ein Steg zu gutem Rath.
Und sang auch süss von u. s. w.

Denn was: „*Sein Rath glich einer Brücke fast*" eigentlich heissen soll, gesteht Rec. nicht zu verstehn. Glich sein Rath *fast* einer Brücke, so glich er ihr gar nicht. Sollte aber das „*fast*" in der alten Bedeutung: „*fest*" genommen werden, und „*einer Brücke fast*" „einer festen Brücke" bedeuten, so wäre diess höchst unzulässlich, und Hr. *S.* hätte auch seinem in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatz zuwider gehandelt.

V. 104 findet Rec. das Bild übertrieben, welches in der Urschrift ihm so ansprechend erscheint. Hr. *S.* übersetzt:

„An der Kerze mag man sehn
hiervon ein wahres Bild geschehn
die zur Asche sich verzehrt
da sie Licht und Glut gewährt."

Aber in neudeutscher Sprache kann man nicht sagen: man sehe ein Bild geschehn; und welche Kerze gewährt *Glut*? Vor solchem Ausschmücken eines von ei-

nem guten Dichter gebrauchten Bildes hat sich der Nachahmer allemal sehr zu hüten. Jedes Wort, welches einem durchdachten Bilde eines guten Dichters angefügt wird, beleidigt die Schönheit. Bey *Hartmann* lauten die Worte:

„Des muge wir an der kerzen sehen
ein wâres bilde geschehen,
daz si zeiner eschen wirt
enmitten dô si lieht birt."

Wie sehr sticht nicht schon das lebendige „*wir*" von dem todten „*man*" ab! Welche Kraft liegt in dem „*enmitten*"! Diess Wort kann und darf hier nicht fehlen, und Rec. begreift um so weniger, warum Hr. *S.* diess Wort verschmähte, da schon viele neuere Dichter, und zwar solche, die zu den besseren mit Recht gezählt werden, sich des Wortes bedienten. Warum übersetzte Hr. *S.* nicht die Verse etwa so:

Ein wahres Bild die Kerze beut,
die dich mit hellem Licht' erfreut,
Doch sieh', in Asche sie zerfällt,
inmitten da sie rings erhellt.

So konnte er dem Dichter näher kommen, ohne unsere Sprachweise zu beleidigen. Ganz aber wird der Dichter schwerlich zu erreichen seyn, denn auch in dem Ausdrucke „Licht *gebärend* untergehen" liegt eine grosse Schönheit.

Auch V. 128 — 132 scheint uns der Sinn der Rede nur halb wiedergegeben. Mit gutem Bedacht sagt der Dichter:

„Alse ouch Jobe geschach
dem edeln und dem richen,
der ouch vil jæmerlichen
dem miste wart ze teile
mitten in sîme heile."

Reichthum und höchste Armuth, „*der riche*" — „*dem miste*", bilden hier nothwendige Gegensätze, die der Uebersetzer mit Unrecht aufgab, da er:

Auch Hiob hatte diess Geschick,
der edle und weise,
der auch so kläglicherweise
dem Miste ward zu Theile
mitten in seinem Heile.

übersetzte. Weisheit und Armuth bilden keine Gegensätze; denn wie oft liegt nicht die Weisheit auf Stroh? Und darum nannte der verständige Dichter den Hiob hier nicht den „*Weisen*", sondern den „*Reichen*". Es war hier übrigens leicht, das ungefällige „*Mist*" wie das selbst kläglich klingende „*kläglicherweise*" zu vermeiden. Rec. gäbe die Stelle:

Auch Hiob hatte diess Geschick,
der edle und der hohe,
der einst auch dem Strohe
so kläglich ward zu u. s. w.

V. 136 vermisst Rec. das hier durchaus nothwendige Verbum. Es muss jedesfalls heissen: „*verhasst war*", es entsteht sonst eine zu fühlbare Härte.

V. 150 ist Hr. *S.* sehr weit hinter seiner Urschrift zurückgeblieben. *Hartmann* sagt:

„sîn swebendez herze daz verswanc,
sîn swimmende fröude ertranc."

Sein schwebendes Herz verschwang sich, seine schwimmende Freude ertrank. Der letzte Ausdruck erinnert an: „in einem Meere von Wonne schwimmen." Solche Malerey getreu und gleich lebendig wieder zu geben, muss allerdings der Uebersetzer meist verzweifeln. Hr. *S.* hat aber diese ausgezeichnet schöne Stelle wenigstens zur Hälfte verfehlt, wenn er übersetzt:

Die schwebende Lust in Leid versank,
sein hochragendes Herz ertrank.

Will man auch die erste Zeile, obwohl sie viel schwächer als das Original schildert, nicht antasten, so muss man doch den reinen Unsinn der zweyten etwas anschaulicher machen. Wunderbar, dass sich Hr. *S.* so verirren konnte! Ist das Herz ein hochragendes, so kann es nicht ertrinken; ertrinkt es aber, wie kann man es da hochragend nennen? Hr. *S.* hat übersehen, dass *Hartmann* mit grosser Kunst eine zwiefache Metapher braucht. In der ersten Zeile sind beide Ausdrücke „*swebend — verswanc*" der Waidmannssprache entnommen. Der Falk verschwingt sich, sagt der Jäger, wenn der Falk, indem er den Reiher verfolgt, gänzlich aus dem Gesichte des Jägers kommt, und sich dadurch verliert. Die zweyte Metapher führt uns jedoch aus der Luft in das Wasser, und daher ist das „*schwimmend*" auch das einzig schickliche Beywort, nicht aber das „*hochragend*", das von gegen die Wolken aufstrebenden, aber unten fest gewurzelten Gegenständen gebraucht wird.

V. 205. Hr. *S.* giebt hier:

Der arme Heinrich sprach erbost,
was gebt ihr mir so schlechten Trost."

und verunstaltet dadurch *Hartmanns* feine Schilderung. Der unglückliche Kranke, dem der Arzt alle Hoffnung, hergestellt zu werden, abspricht, wird sich nie *erbosen*, eher in Schmerz und Leid versinken, welches, wie Rec. meint, hier auch durch das Beywort „*arm*" ausgedrückt werden soll. Sollte aber auch ein guter Dichter die Absicht haben, einen Kranken über solch eine Antwort eines Arztes zürnen zu lassen, so wird er gewiss allemal den Zorn des Kranken uns durch Handlungen desselben bemerkbar machen, nie aber so kahl sagen: „Er ward zornig." Erbosen ist übrigens ein unedler Ausdruck, und stimmt daher nicht zu der edlen Sprache des Gedichtes. Warum behielt Hr. *S.* hier nicht die Worte des Dichters bey: „*Da sprach der arme Heinrich: Warum enttröstet ihr mich?*" *Enttrösten* ist allgemein verständlich, auch schon unserer heutigen Sprache wieder gewonnen, und dazu noch ein schönes Wort.

V. 275 behält der Uebersetzer das gewiss mehr unverständliche „*bede*", Zinns, Abgabe u. s. w., bey, ob hier gleich recht wohl gesagt werden konnte: „*Selbst durch Zinns und Steuer nicht.*"

V. 375 sagt Hr. *S.*:

„Der euer Uebel zu heilen
Rath wusste zu ertheilen."

Besser wäre in jeder Hinsicht: „*Der euer Uebel heilte, Oder euch Rath ertheilte*;" nämlich, der,

wenn er selbst nicht im Stande war, euch zu heilen, euch doch einen guten Rath gab, wie ihr etwa sonst geheilt werden könntet. — V. 466 wäre besser: *war von englischer Güete.* Vgl. das oben bey V. 19 Gesagte. — V. 623 lautet das Original:

> „Lâze wir *den* stërben,
> sô müezen *wir* vertërben.
> *den* wil ich *uns* vristen
> mit alsô schœnen listen,
> dâ mite wir *alle* sîn genësen."

Hr. *S.* übersetzt:

> Lassen wir ihn sterben,
> so müssen wir verderben.
> drum will ich sein Leben fristen
> mit meinen schœnen Listen.
> so wird es uns allen wohl ergehn.

Hiebey bemerkt Rec. 1) dass der Vers „*Drum will ich sein Leben fristen*" vier Hebungen hat neben klingendem Reime. Diess ist unerlaubt, und war von Hn. *S.* um so weniger zu erwarten, da er in der Vorrede ausdrücklich sagt, er hätte solche Verse vermieden. „*Sein*" darf hier nicht unbetont stehn, so wenig als „*Drum.*" 2) In demselben Verse darf das „*uns*" der Urschrift nicht fehlen. Es zeigt diess kleine Wort hier einen grossen Kenner des menschlichen Herzens an. Bedurften auch weder die Jungfrau noch ihre Eltern in der That einen Antrieb zur Hingebung weiter, als ihre Liebe und ihren reinen Sinn, so konnte diess doch die Jungfrau, da sie um die Erlaubniss, sich hingeben zu dürfen, nachsuchte, bey ihren Eltern nicht sogleich mit Sicherheit voraussetzen. Um nun diese für ihren Plan zu gewinnen, behält die Jungfrau bey ihrer ganzen Rede immer vor Augen, und stellt den Eltern vor: „dass es ihnen und den Ihrigen vor allen Nutzen bringe, wenn sie sich für den Herrn opfere". Daher sagt sie hier mit gutem Bedacht, und sogar mit Nachdruck: „Ich will ihn *uns* erhalten." V. 626 ist für jeden, der die alte Sprache nicht kennt, unverständlich. Rec. würde diese beiden Verse: *drum — Listen* etwa so geben:

> „Uns will ich ihn erhalten
> und so der Klugheit walten."

V. 640—642, übersetzt Hr. *S.*:

> Gedenkst du nicht an Gottes Gebot? —
> uns gebot er und bat er,
> dass wir Mutter und Vater
> sollen lieben u. s. w.

Diess „*gebot er und bat er*" klingt in unserer heutigen Sprache sonderbar; auch sagen wir nicht: Gott bat uns. Solche Sprachformen sind Reste der alten epischen Sprache, worin man recht gut von einem Gotte, wie von einem Könige (was auch oft geschieht), sagen konnte, *er gebot und bat.* Das hohe Alter dieser und ähnlicher Ausdrücke beweist schon der Stabreim (Anreim, Allitteration). Der Uebersetzer alter Gedichte muss jedoch bey solchen Redearten besonders behutsam seyn; denn nicht selten sind sie, wie z. B. hier, diese, dem heutigen Sprachgebrauche ganz entgegen. Ohnehin besteht ja der Geist des Alterthümlichen nicht in alten Formen und Wendungen, sondern in der einfachen natürlichen, doch aber gemüthlich tiefen Auffassung des Ganzen, kurz in der eigenthümlichen Anschauung der Dinge selbst. Und versteht nur der Bearbeiter alterthümlicher Werke diese fest zu halten und treu wieder zu geben, so mag er die alten Sprachformen gern Jenen überlassen, die, statt den Kern der Nuss zu geniessen, an der Schale nagen.

V. 658—61. *Hartmann* sagt hier:

> „Und lâstu uns uber dîn grap
> gestên von dînen schulden,
> dû muost von gotes hulden
> iemer sîn gescheiden;
> daz koufest an uns beiden."

Hr. *Simrock* giebt diess:

> „Doch lässest du an deinem Grab
> uns Eltern stehn durch deine Schuld:
> so muesze das von Gottes Huld
> dich auf ewig scheiden;
> das verdienst du an uns Beiden."

und fasste demnach die Urschrift falsch auf. Wie käme die Mutter der Jungfrau bey dem zartfühlenden *Hartmann* zu so harter Verwünschung? In *Hartmann's* Worten liegt weder *Wunsch*, noch *Verwünschung*; eine *Lehre* ist ihr Inhalt. Lässest du uns, sagt die Mutter, durch deine Schuld (Eigenwillen, da wir dir es nicht gestatten) an deinem Grabe stehen, so *wirst* (*muost sîn*) du dadurch auf immer von Gottes Huld geschieden; das erwirbst (nicht verdienest) du an uns beiden (durch deinen Ungehorsam). V. 725 bedient sich Hr. *S.* etwas zu starker und auch wohl den Meisten obendrein unverständlicher Ausdrücke; er lässt uns hören:

> „Das wær ein misgeschaffner Gauch,
> der in sich faszte diesen Rauch;
> ob es Weib sei oder Mann."

Der Dichter dagegen: der wäre ein sinnloser Thor (in der Urschrift: „*vil verschaffen*," was genau dem niederdeutschen *harde wanscapen*, sehr mangelhaft geschaffen, besonders: blödsinnig, sinnlos", entspricht), der in sich diesen Rauch (der Welt Freude und Lust, ein biblischer Ausdruck) aufnähme. Wenn man auch allenfalls *Gauch* noch für Thor nehmen kann, so ist doch „misgeschaffen" völlig unstatthaft, da es stets nur von leiblicher Ungestalt gebraucht wird, nie aber von geistiger Schwäche, wie es doch genommen werden müsste, sollte diese Stelle Sinn haben. Diesen Unterschied macht auch schon die alte Sprache zwischen misgeschaffen (*misseddn*) und verschaffen (*wanscapen*). Uebrigens kann dieser Fehler hier leicht verbessert werden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 1.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Berlin, in d. Laue'schen Buchhandl.: *Der arme Heinrich* (,) ein erzählendes Gedicht des *Hartmann von Aue*. Metrisch übersetzt von *Karl Simrock*. Nebst der Sage von „*Amicus und Amelius*" und verwandten Gedichten des Uebersetzers u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

V. 906 giebt Hr. *S.* der Jungfrau die Worte:

„Ihr habt der Kinder ja noch viel,
die lasst eure Freude seyn,
und entübriget euch mein."

Rec. würde lieber sagen: und entschlagt getrost euch mein. Entübrigen ist etwas gemein.

V. 906 „Und es völlig noch *gesagt*" l. getagt. V. 1088. Hier sagt Hr. *S.*:

Und deine Scham wird sicher grosz,
die du dann mit Recht empfähst
wenn du so nackend vor mir stehst.

Der Ausdruck: Scham empfangen gefällt uns nicht. Der Urschrift treuer würde man geben:

Deine Scham wird sicher grosz,
und sie befängt auch billig dich
wenn du so nackend trittst vor mich.

Wenn aber Hr. *S.* den Arzt, der die Jungfrau tödten soll, und dann auch tödten will, V. 1100 sagen läfst:

„Dafs ichs verrichten soll und sehn,
mir selber raubt es Glück und Ruh"

so hat er den Charakter des Arztes im Liede schlecht aufgefafst. Bey *Hartmann* sagt er nur:

Daz ich ez tuon sol unde sehen,
dâ hân ich michel angest zuo.

Ich, der ich es thun und sehen soll, ich scheue mich schon davor; — und nun du, die du es leiden sollst! — Allein dem ist gar nicht so. Er schickt sich bald darauf ohne Weiteres an, ihr den tödtlichen Schnitt beyzubringen, und will ihr nur Angst machen, damit er erfahre, ob sie auch freywillig den Tod zu leiden entschlossen sey. War doch sonst das Opfer vergebens. Hn. *Simrock's* Arzt ist ein Süfsling, nicht aber ein Meister, dem seine Kunst das Höchste ist, und der defshalb auch kein Bedenken trägt, selbst mit Anderer Herzblut seine Kunst zu bewähren. Rec. würde sagen:

„Dasz ichs verrichten soll und sehn,
mir selber geht schon Angst bey.
drum bedenke selbst es frey".

V. 1124, 25 hat der Uebersetzer *verzagt* und *sprach* gebunden. Bey Uebertragung mittelhochdeutscher Gedichte suche man wenigstens die in den Urkunden bewährte Reinheit der Reime zu bewahren, wenn man auch anderwärts wähnt, schlechte Reime binden zu können.

V. 1154 lesen wir:

„Könnt ihr meinem Herren
sein Heilthum wieder geben."

Diefs ist steif und geziert. Warum nicht einfach: „Könnt ihr meinen Herren Gesundheit wieder geben." In solchen Wortformen wie Heilthum liegt doch wahrlich keine Poësie. V. 1212 bedient sich Hr. *S.* des Zeitwortes „*pflegen*" in der Bedeutung „*gebrauchen*"; dieses duldet jedoch die neuere Sprache nicht. Wenigstens wird Jeder die Härte des Ausdruckes: „*Ein scharfes Messer — des er zu solchen Dingen pflag*", fühlen, und „*zu brauchen pflegte*" erwarten. Hr. *S.* giebt hier zwar nur die Urschrift treu wieder; allein er bedachte nicht, dafs *alte* und *neue* Sprache oft von einander abweichen, und dafs, was dort erlaubt, hier oft verboten ist.

V. 1222 übersetzt Hr. *S.*:

„Ein Wetzstein lag darneben,
daran thät ers streichen,
die Scharten auszugleichen."

Im Original steht nur:

„Nû lac dâ bî ein
harte guot wetzestein,
da begunderz ane strichen
harte müezeclichen
dâ bî ouch wetzen."

Hier ist die Urschrift sehr verfehlt. Einmal erwarten wir an einem Messer, das ein berühmter Arzt, der demnach auch viel zu thun hat, zu solch einem Geschäfte brauchen will, keine Scharten zu finden, worunter man denn doch ziemlich bedeutende Ungleichheiten in der Schärfe des Messers versteht. Dann aber hat auch Hr. *S.* das hier sehr bezeichnende und unerläfslich nothwendige: „*müezeclichen*, mit Musse," ausgelassen. Der Arzt wetzt sein Messer mit Bedacht sehr langsam, um der Jungfrau immer noch Zeit zu lassen, sich die Sache reiflicher zu überlegen, gleich wie der Jude in

Shakespeare's Kaufmann von Venedig sein Messer langsam und schlürfend wetzet, um seinem Opfer die Todesangst recht fühlbar zu machen. Beide haben bey ihrem Wetzen denselben Zweck, aber sie thun es in verschiedener Absicht. Den Juden treibt sein Hass und seine Bosheit, den Arzt seine Zuneigung und sein Mitleid, das Messer vor dem Gebrauche langsam und hörbar zu wetzen. Solche Züge dürfen aber in einem Gemälde nicht verwischt werden, wenn aus dem Werke eines Meisters nicht das Werk eines Stümpers hervorgehen soll.

Beygegeben ist dieser Uebersetzung eine von einem Ungenannten verfasste Abhandlung über den Charakter und die Bedeutung dieses Gedichtes. Obwohl sie nichts enthält, was nicht schon längst bekannt wäre, so werden sie doch die meisten Leser mit Dank aufnehmen, da sie das hie und da Zerstreute gut zusammenstellt. Rec. hätte freylich, nach der von Hn. *Simrock* in der Vorrede selbst gemachten Bemerkung darüber, mehr darin erwartet, wenigstens eine Betrachtung manches Alten aus einem neuen Gesichtspuncte.

Noch muss Rec. einer anderen Zugabe von Hn. *Simrock's* eigener Hand gedenken, und diese besteht in *verwandten Gedichten des Uebersetzers.*"

Das erste Gedicht „*König Robert*" behandelt die Sage, wie ein König Robert von England, durch eine von vergifteter Waffe ihm geschlagene Wunde dem Tode nahe, dadurch gerettet wird, dass ihm seine Gemahlin das Gift aus der Wunde saugt. Auch sie wird zum Lohn ihrer Treue am Leben erhalten. Diese Sage wird bey *Grimm*: *Armer Heinrich*, S. 158 erwähnt. Bey diesem Gedichte findet Rec. auffällig, dass König Robert als Heide geschildert, und doch durch die Erwähnung und Einflechtung der Kriegszüge der Dänen nach England das Ganze wieder in die christliche Zeit versetzt und an die Geschichte angeknüpft wird. Damals waren die Angelsachsen längst Christen. Die Sage hat sich aber vermuthlich erst in den Kreuzzügen gebildet, wo dergleichen Wunden und dergleichen Heilart öfters vorkommen mochten. In altgermanischen Sagen kommen wohl durch Zaubersprüche tödtlich gemachte Waffen, aber nicht vergiftete vor, und der Ausdruck *Brynhildar qvidha II. 20: eldi voro eggiar utan gorvar, enn eitur-dropom innan fádhar* (mit Feuer waren die Schneiden (des Schwertes) aussen belegt, aber mit Gift-Tropfen innen benetzt), den Hr. *S.* etwa gegen uns anführen könnte, ist bildlich zu nehmen, wie schon das *eldi* bezeugt, und sagt nichts weiter, als: das Schwert war scharf und tödtlich.

Von einzelnen Schwächen des Gedichtes bemerkt Rec. bloss, dass er bey den Versen:

„Sey mir Helm und Schild beronnen
von dem eignen Herzens-Blut"

nicht recht begreift, wie der Helm auf dem Haupte des Königs vom eigenen Herzblute beronnen werden, noch weniger aber, wie der Held, dem Helm und Schild mit seinem Herzblute beronnen ist, den fliehenden Feind hoch zu Rosse verfolgen kann. Solchen viel sagen sollenden, eigentlich aber nichts oder doch nur Unsinn sagenden Floskeln begegnet man aber bey unseren neuesten Dichtern zu oft, als dass es sich der Mühe verlohnte, viel darüber zu sagen.

Besser gelungen ist in jeder Hinsicht das zweyte Gedicht, die bekannte Sage vom *Blaubart* behandelnd. Das dritte ist eine gute Uebersetzung des auch bey *Grimm*: *Armer Heinrich*, S. 167 stehenden holländischen Volksliedes: *Het meysje al-over de vallebrug rêd* u. s. w. Unter No. 4 erhalten wir zwey Legenden von der *H. Odilia*. Ausser diesen Gedichten giebt uns Hr. *Simrock* noch die dem armen Heinrich verwandte Sage von *Amicus und Amelius* in Prosa erzählt.

Schliesslich bemerkt Rec. noch, dass wir nach der Vorrede zu Hn. *Simrock's* Uebersetzung des armen Heinrichs S. XIX von demselben wahrscheinlich eine Uebersetzung vom *Tristan* des *Gotfrit von Strassburg* zu erwarten haben. Er fragt nämlich an, ob es bey einer Uebersetzung dieses Dichters nicht zulässig oder räthlich wäre, auch bey Versen mit klingendem Reime *vier* Hebungen zu gestatten. Rec. glaubt, dass diess dort nicht geradehin unerlaubt sey, vorausgesetzt, dass dann solche Verse nur da angewandt werden, wo die neuere Sprache nicht im Stande ist, den Gedanken in gleicher Kürze auszudrücken, in welcher ihn die alte giebt. Auch würde es dem Rhythmus vortheilhaft seyn, wenn, eigentlich gegen die Regel, nie zwey Verse mit vier Hebungen und klingendem Reime gebunden würden, sondern der eine mit vier, der andere mit drey Hebungen. Dadurch würde das Schleppende solcher Verse vermieden. Vor allem wird aber der Uebersetzer stets des eingedenk seyn müssen, dass jeder Dichter mit seiner Sprache zu malen sucht, und dass man gewohnt ist, je nachdem ihm diess gelang, ihn mehr oder minder zu schätzen.

Rec. gesteht übrigens, dass er eine Uebersetzung des *Tristan* für sehr schwierig, ja, wenn er auf den Inhalt des Gedichtes Rücksicht nimmt, für sehr bedenklich hält. An jener lieblichen höfischen Redseligkeit übertrifft Gotfrit von Strassburg wie bekannt fast alle übrigen Dichter, und diese Breite wird um ein gut Theil noch dadurch vermehrt, dass dieser Dichter für gut fand, seine Helden und Heldinnen nicht selten in zwey Sprachen, der französischen und der deutschen, reden zu lassen. Ob aber diess, so lieblich es auch dort lassen mag, bey einer neuen Bearbeitung erlaubt seyn dürfte, daran zweifelt Rec. Man bedenke nur, wie sich ein Gemisch von Neudeutsch und Altfranzösisch ausnehmen müsse! Das Altfranzösische aber in Neufranzösisch zu verwandeln, dürfte noch weniger thunlich seyn. Ueberhaupt sind wir aber jetzt gewohnt, Gedichte in nur Einer Sprache zu lesen. Rec. würde daher, wenn der Tristan erneuert werden sollte, vielmehr rathen, die fremde Sprache bey der Erneuerung ganz hinweg zu lassen, um desto sicherer auf Gunst und Beyfall der Leser rechnen zu dürfen.

E. D. J.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERNBURG, b. Gröning, und HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Predigten* von *Heinrich Daniel Freund*, Pastor zu Siptenfelde im Herzogthum Anhalt-Bernburg. 1828. XVI und 147 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser zwölf Predigten äufsert sich in der Vorrede sehr bescheiden über die öffentliche Mittheilung derselben, und versichert, dafs nur die Aufmunterung einiger Gönner und Freunde und der Wunsch, das Urtheil der Kenner über seine Predigtweise zu vernehmen, und dem ihm vorschwebenden Ideale sich immer mehr nähern zu können, ihn zur Herausgabe bestimmt habe. Diesem Wunsche des Vfs. wird Rec. Genüge leisten, und nach Angabe der Hauptsätze dieser Predigten und der Vorzüge, die sie haben, auch auf die Mängel hinweisen, die er noch an denselben entdeckt hat. Die Hauptsätze sind: 1) das Wort Gottes, der sicherste Führer zur Seligkeit, über Luc. 11, 28. — 2) Hoffe, dulde und bete! über Röm. 12, 12. — 3) Wodurch der Christ zum Vertrauen auf Gott ermuntert wird; über Pf. 37, 5. — 4) Gottes Walten in der Erscheinung Jesu auf Erden; über das Evang. am Weihn. tage. — 5) Unsere Besorgnisse, Hoffnungen und Wünsche; (am Neujahrstage) über 1 Joh. 2, 17. — 6) Die Seelengröfse des sterbenden Jesus; (am Charfreytage) über Luc. 23, 46. — 7) Die Unsterblichkeit unserer Seele, (am Osterfeste) über Joh. 11, 25. — 8) Ermunterungen zur Bufse; (am Bufstage) über Röm. 11, 4. — 9) Die Entfernung Jesu von der Erde, (am Himmelfahrtsfeste) über Luc. 24, 50—53. — 10) Die Kraft des heiligen Geistes, (am Pfingstfeste) über 1 Cor. 2, 12. — 11) Dank gebührt Gott für den Segen der Ernte (am Erntefeste 1826), über Pf. 100, 4—5. — 12) Das Evangelium J. C. die alleinige Grundlage unseres Glaubens (am Reformationsfeste), über 1 Cor. 2, 4—5.

Zu verkennen ist an diesen Predigten nicht eine gewisse Einfachheit in der logischen Anlage, sowie eine edle Popularität in der Darstellung und in der Diction. Daher denn auch die Eigenschaft der Behaltbarkeit ihnen nicht abzusprechen ist. Auch hat es der Vf. überall auf Erbauung und Beförderung eines frommen Sinnes und Wandels abgesehen.

Dennoch aber kann Rec. diese Predigten nicht für vorzüglich erklären. Die Eingänge sind öfters zu entfernt vom Hauptsatz, und führen nur durch mancherley Umwege oder auch wohl Sprünge zum Hauptgedanken; der Text ist wenig oder gar nicht erklärt und benutzt; die Eintheilung entspricht nicht immer dem Hauptsatze; die Festbegebenheiten sind nicht immer genugsam berücksichtiget und christliche Momente nicht hinreichend benutzt. Auch fehlt es ganz an Eingangs- oder Schlufs-Gebeten.

Dafs die Eingänge nicht immer gehörig auf den Hauptgedanken vorbereiten, beweisen z. B. die erste und die sechste Predigt. Zur Begründung der zweyten Ausstellung, dafs der Text wenig oder gar nicht erklärt und benutzt ist, beruft sich Rec. auf die Neujahrs- und auf die Oster-Predigt. Dafs die Eintheilung nicht immer dem Hauptsatze entspricht, erhellet z. B. gleich aus der ersten Predigt, die folgende zwey Theile hat: 1) wie mufs der Christ Gottes Wort hören? 2) wie es bewahren? Dafs die Bedeutung und Begebenheiten der Feste mehr hätten können berücksichtiget werden, wird der unparteyische Leser z. B. in der Neujahrs-, in der Oster- und in der Reformations-Predigt finden. Als christliches Moment konnte in der dritten Predigt noch angeführt werden: die von Gott durch Christum getroffene Anstalt zur Seligkeit der Menschen — in der Oster-Predigt: die Auferstehung Jesu von den Todten, wie fern sie auch unsere ewige Fortdauer bestätiget — in der Himmelfahrts-Predigt: dafs wir, wie Jesus, des Himmels würdig zu werden streben müssen.

Obgleich endlich nicht jede Predigt mit Gebet begonnen und geschlossen werden mufs: so ist doch ein wohlgelungenes Eingangs- oder Schlufs-Gebet, besonders an feierlichen Tagen, gewifs an seinem Orte, und verfehlt nicht, guten Eindruck zu machen.

Da der Vf. noch ein junger Mann ist, so wird er, wenn seine Aeufserung in der Vorrede redlich gemeint war, diese Weise benutzen, und gewifs immer erbaulicher und segensreicher predigen.

7. 4. 5.

LEIPZIG, b. Kollmann: *Die Gattin im Umgange mit Gott bey den wichtigsten Veränderungen ihres Lebens.* Zur Erbauung für gebildetere Frauen, von M. *Karl Gottlob Willkomm*, Pfarrer zu Herwigsdorf bey Zittau. 1827. XII u. 276 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieses Erbauungsbuches ist bereits durch ein früheres ähnliches, das den Titel führt: *Die Jungfrau im Umgange mit Gott*, [vergl. Erg. Bl. 1826. No. 82 zur Jen. A. L. Z.] rühmlich bekannt, und Rec. darf auch von vorliegender Schrift hoffen, dafs sie ihren Zweck erfüllen, und Gattinnen, die christliche Erbauung suchen, in ihren besonderen Verhältnissen zu dieser Absicht nützlich seyn werde. Die 49 Abschnitte, in welche sie zerfällt, sind theils Belehrungen, theils Gebete, und haben folgende Ueberschriften: Dank für die bisherigen gnädigen Führungen (hier ist das Schicksal solcher berücksichtigt, denen es bisher wohl ergangen, und anderer, die eine traurige Jugend durchlebten, und nun sich glücklicher sehen) — die Flitterwochen — Ueberblick der neuen Verhältnisse — nöthige Besonnenheit bey den zu fassenden Gelübden — der Werth des christlichen Ehestandes — die Seltenheit glücklicher Ehen — Erfodernisse zu einer glücklichen Ehe — Dank für getroffene glückliche Wahl — Bitte um Weisheit zu Führung einer glücklichen Ehe — die bedenkliche Verwandlung des Charakters in der Ehe — Frauenwürde und deren Erhaltung — Warnung vor Schwärmerey in der Ehe — einige Verwahrungsmittel dagegen — gegenseitige Bildung der Gatten — die Schwiegereltern — christliches Verhalten gegen Dienstboten und Untergebene — Frauengesellschaften

— Vorsicht im Umgange mit anderen Frauen — Umgang mit anderen Männern — eigene Fortbildung im ehelichen Leben — Verhalten gegen unglückliche Familienglieder — Warnung vor Klätscherey und Zuträgerey — einige besonders zu berücksichtigende Feinde des ehelichen Glücks — Wirthschaftlichkeit — stille Wohlthätigkeit — die Gattin, des Hauses Priesterin — Hausfreunde — die ersten häuslichen Bekümmernisse — des Gatten Sorge — am Krankenbette des Gatten — erwachendes Misstrauen, Eifersucht — Rathschläge zu dessen Bekämpfung — erste schmerzliche Entdeckung — Bitte um Weisheit und Geduld — die misrathene Ehe — Mittel zur Wiedergewinnung verlorener Liebe — Mittheilung des Kummers an Andere — die Scheidung — die Potiphar — siecher Körper — Nahrungssorgen — Familienverdruss — unerfüllte eheliche Wünsche — beym Erwachen des Muttergefühls — nöthige Erinnerung an die Pflichten einer in Hoffnung lebenden Gattin — Beruhigung über mancherley Sorgen während der Schwangerschaft — die Schwangere — Gebet einer in Hoffnung lebenden Gattin a) am Morgen b) am Abend — wenn die Stunde der Entbindung naht.

Aus diesen einzelnen Abschnitten gehet hervor, mit welcher Umsicht der Vf. die besonderen Verhältnisse der Gattin berücksichtigt hat. Und da er überall von geläuterten religiösen Ansichten und Grundsätzen ausgeht, die Bibel fleissig benutzt und mit frommem christlichem Sinn gleichen Sinn zu wecken und zu beleben sucht, auch in reiner und edler Sprache redet: so glaubt Rec. dieses Andachtsbuch mit Recht empfehlen zu können, und im Voraus überzeugt zu seyn, dass jede Gattin, welche nicht etwa durch die immer allgemeiner werdende mystische und hyperpietistische Darstellung der Religion schon verwöhnt und wider alle kräftige und wahrhaft nährende und stärkende religiöse Geistesnahrung eingenommen ist, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen werde. Hie und da hat allerdings Rec. einen Anstoss gefunden; z. B. wenn der Vf. sagt, Gott habe im heiligen Eifer dem weiblichen Geschlechte das schmerzhafte Gebären auferlegt, wenn er von einem Gotte der Wollust und des Ehebruchs redet, wenn es S. 49 unverständlich heisst: die Thräne, die ich vor dir, o Gott! weinte, floss nicht im Jammer über einen Fehlgriff u. s. w., sondern war eine Frucht der Rettung, die wir hier im Lande der Unvollkommenheit behaupten. Doch diess sind nur Kleinigkeiten, die den guten Eindruck des Buchs bey Rec. nicht geschwächt haben. Möge es recht viele Leserinnen finden, welche die darin enthaltenen Belehrungen, Winke, Warnungen und Ermunterungen wohl beachten!

Auch durch Papier und Druck empfiehlt es sich.

7. 4. 5.

Ilmenau, b. Voigt: *Evangelischer Morgen- und Abend-Segen auf alle Tage des ganzen Jahres.* Ein christliches Haus- und Begleitungs-Buch durchs Leben. Aus eigenem Gemüth und aus dem Geiste der vorzüglichsten Andachtsbücher und Kanzelreden gezogen von M. *J. S. Grobe*, kön. baier. Oberpfarrer zu Tann. Mit einem allegorischen Titelkupfer. 1829. VI u. 727 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Herausgeber sagt im Vorwort: „Aufgefodert von dem Verleger, ein Andachtsbuch zu verfertigen, das auf alle Tage im Jahre Morgen- und Abend-Segen enthalte, habe ich kein Bedenken gefunden, mich dieser Arbeit zu unterziehen. Die Morgen- und Abend-Segen sollten nicht lauter Gebete, sondern auch religiöse Betrachtungen seyn. Dadurch, dass ich nicht nur aus dem Schatze meines Herzens gab, was ich vermochte, sondern auch die reichen Schätze würdiger Religionslehrer benutzte, hat das Publicum nicht verloren, sondern gewonnen."

Die hier mitgetheilten Morgen- und Abend-Segen füllen gewöhnlich Eine Seite, selten einige Zeilen mehr, bisweilen weniger. Oefters sind statt der prosaischen Andachten Lieder gegeben. Jeder Morgen- und Abend-Segen beginnt und endigt mit einigen gereimten Strophen. Dass der Vf. nicht lauter Gebete, sondern auch Betrachtungen giebt, missbilligt Rec. an sich nicht; aber es scheint ihm doch, als ob der trockene, das Herz unerwärmt lassende Betrachtungston zu oft angestimmt sey. Die Materien, welche dabey zum Grunde liegen, sind meist zweckmässig gewählt, aber oft nur im kalten Lehrton verarbeitet. Dass in einem solchen Andachtsbuche, in welchem jedem Monatstage sein besonderer Morgen- und Abend-Segen bestimmt ist, auf die festlichen Zeiten wenig, etwa nur am Weihnachts- und Neujahrs-Feste, Rücksicht genommen werden konnte, liegt in der Anlage des Buchs; und der gemeine Mann sieht es gern, auf jeden Tag des Jahres eine besondere Andacht zu finden. Indess wäre es wohl nicht undienlich gewesen, wenn der Vf. noch für die Hauptfeste der Christenheit, z. B. Todestag Jesu, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, besondere Andachten mitgetheilt, auch auf Beicht- und Communion-Tage, Geburtstage Rücksicht genommen hätte. Höchstens wäre dadurch das Ganze um zwey Bogen stärker geworden. Das auf den 7 und 8 März gegebene sogenannte goldne ABC hätte wohl durch etwas Gediegeneres und Erbaulicheres vertreten werden können. Uebrigens glaubt Rec., dass dieses Erbauungsbuch von denkenden Gottesverehrern mit Nutzen gebraucht werden könne. Druck und Papier sind gut. Das Kupfer, den Glauben darstellend, ist eine Zierde des Buchs.

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

BAUKUNST.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Handbuch zur Berechnung der Baukosten für sämmtliche Gegenstände der Stadt- und Land-Baukunst*, zum Gebrauch der einzelnen Gewerke und technischen Beamten, geordnet in 18 Abtheilungen von *F. Triest*, königl. preuss. Regierungsrath und Baudirector zu Berlin. 1825—1829. gr. 4. (19 Rthlr. 21 gr.)

Die vollständige Kenntniss der Baumaterialien, die richtige Angabe der Zeit und der Kräfte, welche eine jede nach technischen Principien bestimmte Arbeit bey einem Bau erfodert, ferner die Lebensbedürfnisse derer, die sich der Arbeit unterziehen, die Anschaffung der nöthigen Maschinen und Geräthschaften und deren Unterhaltung, sind die Basen, auf welche ein Bauanschlag begründet werden kann. Dass die Preise nach den Localverhältnissen sehr verschieden und wechselnd seyn müssen, versteht sich von selbst, und daher können die in vorliegendem Werke angenommenen, auf die in Berlin (versteht sich für gute Materialien und gute Arbeit,) üblichen begründeten Preise nicht für jede Gegend passend seyn. Da der Vf. dieses sein Werk für den Gebrauch der einzelnen Gewerke zu ordnen beabsichtigte, so theilte er dasselbe in 18 Abtheilungen, von denen die ersten zwölf die Berechnung und Angaben zu Ausmittelung der Preise aller einem jeden dieser Gewerke eigenthümlichen Arbeiten und dahin einschlagenden Materialien nicht nur im Bezug auf Neubauten, sondern auch auf Reparaturen enthalten, und zwar so, dass jede Abtheilung für eine gewisse Branche von Arbeiten bestimmt ist, und demnach ein geschlossenes Ganzes für sich bildet. Diese Abtheilungen zerfallen meistens wieder in zwey Abschnitte, deren erster das Arbeitslohn, der zweyte die Materialien nachweist. Der Vf. lässt sich dabey mit Recht nicht auf Belehrung über Constructionen ein, da diese als bekannt angenommen werden muss.

Nachdem der Vf. in einer Einleitung über Masse und Gewicht nach dem Edict für die Preussischen Staaten vom 16 Mai 1816, über die Berechnung der Linien und Constructionen für kreisförmige Lagen, die Berechnung der Flächen und Körper, sowie über Vergleichung einiger preuss. Münzsorten, gesprochen, handelt er in der 1 Abtheilung von den für die Maurerarbeiten zu veranschlagenden Arbeitslöhnen und zu dieser Arbeit gehörigen Baumaterialien. Die 2 Abtheilung enthält die Anschläge über das Lohn für Zimmermannsarbeit und diejenigen Materialien, welche sich auf Zimmerarbeit beziehen. Sie betreffen daher besonders den Grundbau bey Wohngebäuden, hölzerne Schälung und Brücken, Balkenlagen, Dach- und Wände-Verbindungen aller Art, Rüstungen, Fussböden, Decken, Treppen u. s. w. und was zum Ausbau gehört. Die 3 Abtheilung handelt von den Arbeiten des Steinmetzen, welche der Vf. in zwey Classen trennt, indem er zur ersten diejenigen Gegenstände rechnet, bey denen es bloss auf Bearbeitung der äusseren Fläche, der Lager und der Fugen, ankommt, und welche am meisten in Säulen, Pilaster, Gesimse, Plinten, Treppen, Gewänden um Thüren und Fenster, Schalungsmauern, und dem Vorrichten der Steine zu den Sculpturen bestehen; in die zweyte Classe setzt er alle diejenigen Gegenstände, welche ausser den genannten Arbeiten auch noch eine künstlichere Zusammensetzung erfodern. Dahin gehören Bogen, Nischen, Gewölbe. Die Preise sind mit Beziehung auf das in und um Berlin übliche Tagelohn berechnet, wie sich solches seit den durch die Gewerbsfreyheit eingetretenen Verhältnissen festgestellt hat, und können daher für andere Gegenden nicht zur Norm, doch zu einem Anhaltepuncte für das Anfertigen eines Bauanschlages dienen.

Die 4 Abtheilung enthält die Veranschlagung der Tischlerarbeiten, welche alle Gegenstände, die zur Bedeckung und Verschliessung der Oeffnungen im Aeusseren und Inneren eines Gebäudes, als Thüren, Thorwege, Fenster u. s. w., erfoderlich sind, überhaupt alle Gegenstände aus Holz in sich fasst, sobald die Zusammensetzung derselben mittelst Fugen, Nieten, Falzen, Haspen und des Leimes geschieht, oder mit dergl. Verzierungen, Kehlstössen u. s. w. Die völlige Trennung dieser Abtheilung in zwey Hauptabschnitte nach Arbeitslohn und Materialien, wie solche in den drey ersten Abtheilungen Statt fanden, hat der Vf. hier nicht für zweckmässig gehalten, und er hat daher den Bedarf an Materialien der Berechnung des Arbeitslohnes bey jedem einzelnen Stücke als Thüren, Fenstern u. s. w. sogleich beygefügt. Die 5 Abtheilung giebt Belehrung über Veranschlagung der Arbeiten des Schlossers, des Schmidtes, des Gelbgiessers und des Drathflechters. Da indess die dahin Bezug nehmenden einzelnen Stücke bey Neubauten und Reparaturen sehr mannichfaltig, und deren Werth nach Grösse und Gewicht leicht zu ermitteln ist, wenn einmal eine

Norm gegeben worden, so hat der Vf., um dem fünften Hefte keine übertriebene Ausdehnung zu geben, nicht alle bey dem Bauten vorkommenden Schlosser- und Schmiede-Arbeiten umständlich angegeben, und ihre Kosten berechnet; und da bey allen Beschlägen und künstlichen Schlosserarbeiten der Werth des Eisens gegen die Schwierigkeit der Arbeit gar nicht von Belang ist, und überdiess die Handwerker dieses Material in der Regel mit liefern: so findet hier auch, wie in dem vorhergehenden, die Tischlerarbeiten betreffenden Hefte, nicht allenthalben eine Trennung des Arbeitslohnes und des Materiales Statt. Der Vf. hat jedoch zur Ermittelung des Werthes des Eisens in dem zweyten Abschnitte das Nöthige zu sagen nicht verabsäumt. In dem sechsten Heft spricht derselbe über Veranschlagung der Arbeiten des Klempners, des Kupferschmidtes, des Schieferdeckers und des Bleydeckers, und läfst auch über die hier verhandelten Gegenstände keinen seiner Leser unbefriedigt. Im 7 Abschnitt handelt er die Veranschlagung der Glaser- und Töpfer-Arbeit ab. Die Glaserarbeiten werden sehr häufig bey Bauanschlägen als ein Gegenstand betrachtet, dessen genaue Bestimmung, in Hinsicht der Wahl des Glases, man sich bis zur Ausführung vorbehalten müsse, wo man den Gebrauch der Stuben, Säle u. s. w. festsetzt. Die Erfahrung lehrt aber, dass die daraus folgenden unbestimmten Angaben zu hohen Foderungen der Unternehmer oder zu Nachfoderungen Anlass geben. Der Vf. hat daher in diesem Abschnitte das Nöthige über die Materialien zu den Glaserarbeiten, namentlich im Betreff der grünen, weissen und gefärbten Tafelscheiben, sowie der Spiegelgläser, vorangeschickt, und hiebey die üblichen Masse, Berechnungen und Preise abhandeln zu müssen geglaubt. Ebenso das, was ausserdem zur Verglasung der Bleyfenster an Karniessbley und dergl. gehört; ferner die Kostenangabe für die verschiedenen Glassorten, sowie die tabellarische Ueberficht, bey welcher das Arbeitslohn, das Glas, der Bruch an Glas, das Karniessbley u. s. w. einzeln berechnet sind. Zu den Bauarbeiten von noch grösserer Wichtigkeit, obgleich auch sie oft für Nebensachen gehalten werden, gehören die Töpferarbeiten. Denn Eigenthümer und Miether von Gebäuden machen gleichen Anspruch auf die Anfertigung guter Oefen, bey denen die Absicht dahin geht, Brennmaterialien zu ersparen, die Zimmer anhaltend zu erwärmen, und die Kosten und das Unbequeme des Reparirens und Umsetzens zu vermeiden. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes hat daher den Vf. mit Recht bestimmt, dieser Abtheilung eine grössere Ausdehnung zu geben, als der Leser vielleicht erwarten wird, und hier das zu erläutern, was in neuerer Zeit die Oefen mit eisernen Feuerkasten, die schwarzen russischen Oefen mit engen Schornsteinröhren, und die Heizung mit erwärmter Luft in ihren Einrichtungen im Allgemeinen fodern. Die Angabe der Grundsätze, nach welchen die Sparöfen gesetzt werden müssen, die Erläuterungen dessen, was beym Setzen der Oefen überhaupt zu beobachten ist, welche Materialien zur Anfertigung guter Kacheln gehören, sind hierauf in dem Abschnitt vom Arbeitslohn und den Materialien zuerst angegeben, um daraus den Umfang der Arbeiten und die Bestimmung der Preise anschaulicher zu machen. Diesem folgen die Berechnungen und Preise des Arbeitslohnes und der Kacheln von drey Oefen verschiedener Gröfse, welche als Norm für alle übrigen von grösserem und minderem Umfange dienen können. In der 8 Abtheilung benutzt der Vf., bevor er zur Veranschlagung der Arbeiten des Dammsetzers übergeht, welche diese Abtheilung nebst der Arbeit des Brunnenmachers, des Drechslers und des Seilers enthält, die Gelegenheit, seine mehrjährigen Erfahrungen über die Erfodernisse zur Legung eines guten Steinpflasters in Berücksichtigung der Ansprüche mitzutheilen, welche man in neuerer Zeit an dasselbe macht, sowie die Hindernisse, welche oft bey der Ausführung Statt finden und leicht Mängel herbeyführen, die dann bey den Unkundigen einer nachlässigen Aufficht oder Ausführung Schuld gegeben werden, wiewohl diese Kenntnisse bey jedem Bauverständigen, der des Vfs. Werk benutzt, vorauszusetzen seyn sollten. Sie mögen indess hier darum nicht ganz am unrechten Orte stehen, da darauf allerdings die Ermittelung der Kosten begründet wird. Der Vf. giebt zuerst die wesentlichen Erfodernisse zur Herstellung eines guten festen Steinpflasters an, und handelt dann das Nöthige über die zum Pflaster benöthigten Materialien ab; darauf gründet er die Ermittelung des Arbeitslohnes und der übrigen Kosten desselben. Zuletzt folgen Bemerkungen über die Hindernisse, mit welchen man besonders im Betreff dieser Arbeit in Berlin zu kämpfen hat, welche die Ausführung erschweren und nachtheilige Folgen erzeugen müssen. Auch in Betreff des Brunnengrabens schickt der Vf. weitläuftige Prämissen voraus, da, um eine richtige Berechnung der Kosten der Brunnenmacherarbeit zu begründen, durchaus Kenntniss erfodert wird von den zur Auffindung der Quellen führenden Merkmalen, von der Beschaffenheit des Bodens, wie er sich nach der örtlichen Lage gestaltet, und in welchem Zusammenhange er mit Strömen und Bergen steht u. s. w. Den geringeren Theil dieses Heftes nimmt die Veranschlagung der Drechsler- und Seiler-Arbeit ein, da erste fast nur im Bezug auf Schaftgesimse, Rollen und Traljen an Treppengeländern, letzte aber nur als Taue, Leinen und Rüststränge vorkommen. Die 9 Abtheilung handelt von Veranschlagung der Arbeiten des Lehmsteckers, des Stroh- und Rohr-Deckers, und des Schindel-Spliess- und Spohn-Deckers. Auch hier sagt der Vf. das Nöthige zur näheren Erläuterung in der Einleitung, bevor er zur Veranschlagung der vorbenannten Arbeiten, des Arbeitslohnes und des Kostenaufwandes für das hiebey nöthige Material übergeht. Die 10 Abtheilung giebt Anweisung über Veranschlagung der Arbeiten des Bildhauers, des Stucateurs, des Staffirers und Lakirers, des Vergolders und des Tapezierers. Wenn hier der Vf. von Veranschlagung der Bildhauerarbeit spricht, so versteht sichs von selbst, dass nicht von grofsen Meisterwerken der Kunst, für die es natürlich keinen bestimmten Preis geben kann, die Rede ist, sondern nur von

solcher Arbeit, welche sich auf gewöhnliche Verzierungen ausserhalb und innerhalb der Gebäude, an Gliedern der Gesimse, der Capitäler, Friesen und Füllungen bezieht. Die hier für Bildhauerarbeit in Stein angegebenen Preise beziehen sich lediglich auf die Arbeit mit Ausschluss des Materiales und ohne Zurichtung der Glieder und Flächen von Seiten des Steinmetzers; in Holz aber auf die Bildhauerarbeiten mit Einschluss des Holzes und der Zurichtung desselben von Seiten des Tischlers oder, z. B. bey Säulenfüssen, des Drechslers. Bey Veranschlagung der Stucaturarbeiten nimmt der Vf. Bezug auf die eigentliche Stucaturarbeit, welche in Anfertigung gewisser Verzierungen an Wänden und Decken aus sogenannter Stuckmasse besteht, auf Stucaturmarmor- und Stuccolustro-Arbeiten, und endlich auf Mosaik in Stuckmarmor. Die Arbeiten des Staffirers und Lackirers beziehen sich meistens auf Anstrich der Fenster, Thüren-Lambris, Treppengeländer, Gesimse u. s. w., selbst Dächer u. s. w. und Stubenmalerey. Die des Vergolders ist unbestimmter, und wird in der Regel nach □ Füssen oder laufenden Füssen bezahlt. Die Angaben der Baukosten für Arbeiten des Tapezierers kommen hingegen nur vor, wenn in einem Gebäude Wände und Decken in Sälen und Zimmern verziert und Drapperien vor Eingängen, Thüren und Fenstern angefertigt werden sollen. Mit der 10 Abtheilung beschliesst derjenige Theil des Werkes, welcher die bey Veranschlagung der Gebäude am häufigsten vorkommenden Arbeiten umfasst.

In der 11 Abtheilung beschäftiget sich der Vf. mit Berechnung der Kosten im Betreff der Arbeiten des Spritzenmachers, der Feuergeräthschaften und der Böttgerarbeiten, in der 12 mit denen des Glockengiessers und der Arbeiten in Eisen. Die 13 Abtheilung enthält die Einrichtung in öffentlichen Anstalten als Casernen, Büreaux, Wachen u. s. w., nebst dazu gehörigen Utensilien. Die Einrichtungen der öffentlichen Anstalten hängen sowohl von der Anzahl der Personen, die darin aufgenommen werden sollen, als von deren Beschäftigungen ab. Die Oertlichkeit, wo das Gebäude errichtet werden soll, die Mittel, welche zur Ausführung angewiesen werden, die Vorschriften der Behörden, welche das Gebäude zu verwalten haben, schränken gewöhnlich den Baumeister ein, und geben ihm die Richtschnur, nach welcher er seine Entwürfe zu modificiren, und demnach seine Anschläge abzufassen hat. Allgemeine Vorschriften hier zu geben, war daher nicht möglich. Da nun die Einrichtung der Militärgebäude in neuerer Zeit am häufigsten vorkommt, so theilt der Vf. in der Kürze dasjenige mit, was die in neuerer Zeit erschienenen, vom königl. preuss. Kriegs-Ministerium ertheilten Vorschriften über die normalmässige Anlegung, innere Eintheilung und Einrichtung der verschiedenen Militäranstalten in den Haupt-Brigade-Orten innerhalb des preussischen Staates, in baulicher Beziehung enthalten. Es ergiebt sich daraus wirklich manche nützliche Einrichtung, welche bey Einrichtung anderer öffentlicher Anstalten in Anwendung gebracht, und daher auch von denjenigen Baubeamten benutzt werden kann, welche sich mit dergleichen beschäftigen. Auf diese Mittheilung läst der Vf. die Beschreibung der Utensilien und deren Preise folgen, wovon er die wichtigsten einzelnen Arten näher beschreibt. Die 14 Abtheilung enthält im 1 Abschnitte die Grundsätze über die Ausmittelung des Raumes zu Gebäuden, und der Vf. erörtert besonders die Frage, ob beym Bau schmaler oder tiefer Gebäude mehr Vortheil sich ergiebt, wobey er sich natürlicher Weise für die tieferen entscheidet. Im 2 Abschnitte spricht er nach einigen allgemeinen auf die Bauten Bezug nehmenden Bemerkungen besonders darüber, worauf man hauptsächlich bey der Aufnahme und Anfertigung der Taxen, sowohl für hölzerne als für massive Gebäude, zu sehen habe; welche Theile eines Gebäudes bey Aufnahme von Taxen besonders, welche weniger und welche gar nicht zu berücksichtigen sind, und wie endlich das dermalen übliche Verfahren bey Aufnahme von dergleichen Taxen sey; und im 3 theilt er noch in einer kurzen auszugsweisen Zusammenstellung diejenigen Bauverordnungen mit, welche theils in dem königl. preuss. allgemeinen Landrecht gegeben, theils für die Residenz Berlin entworfen sind, und wovon die ersten gesetzliche Kraft haben, sofern nicht Provinzial-Statuten gelten, letzte aber auf Veranlassung des königl. Ministerii für Handel und Gewerbe nach der Verfügung vom 20 Jul. 1820, als Entwurf für eine Bauordnung für die dasige Commun, zusammengetragen wurden. In der 15 Abtheilung giebt der Vf. eine zu übersichtlichen und schnellen Berechnungen dem Baumeister recht wünschenswerthe Uebersicht der Gesammtkosten der am häufigsten beym Bauwesen vorkommenden Gegenstände sowohl in Bezug auf Arbeitslohn, als Materialien, so dass, wenn derselbe z. B. die Anzahl der Schachtruthen der Fundamente und der Mauern über der Erde, die Anzahl der Feuerungen, die Quadratruthen der Putzarbeiten, die Anzahl der Balken und der Dachbinden, die Quadratruthen der Fussböden, die Anzahl der Thüren, Fenster, Oefen u. s. w. weiss, er die Gesammtkosten dieser einzelnen Bautheile in völlig fertigem Zustande angeben, und auf eine leichte Weise die Abschätzung des Ganzen in sehr kurzer Zeit bewirken kann. Der Vf. hat übrigens zugleich für jeden einzelnen Gegenstand die Materialien speciell angegeben, und sich hinsichtlich des Arbeitslohnes auf die in den vorhergehenden Abtheilungen angenommenen Preise bezogen, um die Ermittelung der Kosten für einzelne Gegenstände den Baumeistern ausserhalb Berlin, wo die in letztgenanntem Orte gewöhnlichen Preise nicht üblich sind, zu erleichtern, und ihm so einen sichereren Leitfaden zu geben, als wenn die Kosten im Ganzen ohne specielle Angaben der Materialien u. s. w. wären bestimmt worden. In der 16 Abtheilung, welche von Oekonomie beym Bauwesen, von Erfodernissen der Bauanschläge, der Entreprise- und Bau-Contracte, der Berichte und Gutachten, von Abnahme der vollendeten Bauten und der Form der Protocolle handelt, spricht der Vf. vortrefflich darüber, was unter sparsamem Bauen zu verstehen sey, von der Verdingung der Bauten, von der Ausführung öffentlicher Bauten für Rechnung des Staates, von dem Ausbieten der Bauunternehmungen, von der Form der Bauanschläge und den Grundsätzen, worauf es bey Würdigung der Bauten ankommt, über Wahl und Verpflichtung des Unternehmers, über allge-

meine und ſpecielle Bedingungen, von Form der Baucontracte, über Anzeigen und Auftragsberichte, gutachtliche Berichte, Rechtfertigungsberichte, und giebt endlich Formulare zu verſchiedenen Berichten, deren Studium manchen Baubeamten beſonders in kleineren Ländern anzuempfehlen ſeyn dürfte. Das 17 Heft handelt von der Führung und Leitung der Bauten; und wiewohl der Vf. ganz vortreffliche Anweiſung über dieſen praktiſchen Theil des Bauweſens giebt, ſo glaubt Rec. doch, daſs dieſe Lehre nicht in ein Handbuch zur Berechnung der Baukoſten gehört. In der 18 Abtheilung giebt der Vf. die Beſchreibung eines von ihm ſelbſt entworfenen Schauſpielhauſes nebſt ausführlichem Koſtenanſchlage zu dieſem Gebäude und neun lithographirten Blättern zur Erläuterung, welche Beſchreibung dazu dienen ſoll, dem angehenden Baumeiſter zu zeigen, auf welche Art die Anſchläge in ihrer Berechnung und Koſten zuſammengeſtellt und geordnet werden müſſen. Der Vf. hat hiezu ſehr zweckmäſsig den Bau eines Schauſpielhauſes nach einem gröſseren Maſsſtabe gewählt, da ein ſolcher Bau beynahe alle Gegenſtände umfaſst, welche in den zehn erſten Abtheilungen dieſes Werkes abgehandelt wurden, und die hier aufgeſtellten ſpeciellen Berechnungen und gegebenen Vorderſätze werden einen Maſsſtab geben, wie die Preiſe nach Localverhältniſſen zu ermitteln ſind.

Die neue Geſtaltung der Preiſe für Tagelohn und Baumaterialien nach Einführung der Gewerbsfreyheit in den preuſſiſchen Staaten, und der Umſtand, daſs die Technik ausgebreiteter und die Anfoderung an Tüchtigkeit der Arbeiter gröſser geworden iſt, hat in dieſen Staaten einen neuen Zuſtand hinſichtlich der Berechnung der Baukoſten hervorgebracht, und dieſe neuerdings nothwendige Berechnung hat der Vf. in dieſen 18 Abtheilungen geben wollen. Wir können verſichern, daſs er ſeine Abſicht erreichte. Jedoch nicht nur für den preuſſiſchen Staat oder etwa für Berlin allein, woher er das Maſs ſeiner Baupreiſe entlehnte, iſt dieſes Werk brauchbar. Denn wer nach den hier aufgeſtellten Grundſätzen verfährt, und die Angaben, welche auf Localverhältniſſen beruhen, mit den Verhältniſſen und Abweichungen in Maſsen und Gewicht, Transport u. ſ. w. jeder anderen Localität vergleicht; wer die aufgeſtellte Angabe deſſen, was zu einer jeden Arbeit gehört, herauszuheben verſteht, der wird an dieſem Werke einen Leitfaden finden, durch den er zu ſicheren Reſultaten geführt wird. Wer aber ohne Berückſichtigung des örtlichen Tagelohnes und des Werthes des Baumaterials nur nach dieſem Werke die Preiſe bey ſeinen Bauten beſtimmen wollte, würde groſse Unwiſſenheit verrathen.

F. G. C.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Eſſen*, b. Bädecker: *Die ſicheren Merkmale des Irrthums.* — Eine Predigt (,) am Sonntage nach dem Pfingſtfeſte 1827 über das Sonntags-Evangelium Joh. 15, 26 bis C. 16, 4 — gehalten von *Friedrich Mohn*, Pfarrer der kleinen evangel. Gemeinde zu Duisburg, der Provinzialſynode Aſſeſſor. — Auf Verlangen und auf Koſten einiger Gemeindeglieder zum Druck befördert von J. D. S. 1827. 16 S. 8. (2 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Aufrichtige Geſtändniſſe und freymüthige Bekenntniſſe in Anſehung ſeiner Predigt (:)* Ueber die ſicheren Merkmale des Irrthums. Von *Friedr. Mohn.* 1828. VI u. 16 S. 8. (3 gr.)

In No. 1 behandelt der Vf. ſeinen Gegenſtand ſo, daſs er zeigt, 1) daſs Alles, was mit der geſunden Vernunft und mit dem klaren Worte Gottes, und 2) was mit dem erhabenen Zwecke der Religion im Widerſpruche ſtehe, Irrthum ſey, und er thut dieſs mit einer Klarheit und mit einer Mäſsigung, die ihn billig vor aller Verketzerung hätten ſchützen ſollen. — Daſs ſie es aber nicht vermochten, ſieht man aus No. 2. In dem kurzen Vorberichte erfährt man noch Manches von der Veranlaſſung dieſer Schrift, und der Vf. erklärt ſich über die Grundſätze, nach denen er ſein Amt geführt habe, auf eine Art, mit welcher jeder Billigdenkende zufrieden ſeyn wird. Aus der Schrift ſelbſt erhellt, daſs die angeführte Predigt von der Elberfelder Kreisſynode angeklagt worden, weil ſie mit den ſymboliſchen Büchern im Widerſpruche ſtehe. Der Vf. erklärt, daſs er, wenn er ſich in der Predigt des Ausdrucks: *Lüge* bedient habe, dadurch Niemanden eines vorſätzlichen Irrthums habe beſchuldigen wollen, und bedauert, daſs ihm dieſer harte Ausdruck entfahren ſey. — Die angeblichen Irrthümer, deren man ihn beſchuldiget hat, ſind folgende: I. Es iſt Unwahrheit und Irrthum, (oder, wie der Vf. geſagt hatte, Lüge) wenn behauptet wird, daſs in dem Weſen, Menſch genannt, durchaus nichts Gutes zu finden, ſondern eitel Böſes ſey. II. Ferner, wenn behauptet wird, der Sohn Gottes habe durch ſein Blut den durch die Sünden der Welt *beleidigten* Vater verſöhnen, und durch ſein Blut den Zorn deſſelben beſänftigen müſſen. III. Wenn behauptet wird, der Menſch *könne* ſelbſt nichts thun, um ein Bekehrter und Wiedergeborner zu werden; er ſey Nichts als ein bloſses Gefäſs, in welches die Gnade ohne ſeine Mitwirkung hineinthue, was ihr beliebe. IV. Wenn behauptet wird, Gott habe ohne alle Gründe einen Theil der Menſchen von Ewigkeit her zur Seligkeit, einen weit gröſseren zur Verdammniſs beſtimmt, und ſchenke daher nur jenem, verſage aber dieſem den ſeligmachenden Glauben. V. Wenn behauptet wird, es ſey ſo ſchlimm nicht, wenn der Menſch recht tief in den Schlamm der Sünde verſunken ſey; denn, wo die Sünde mächtig geworden, zeige ſich auch die Gnade erſt recht mächtig. VI. Wenn behauptet wird, daſs der Geiſt Gottes noch auf eine andere Weiſe, als mittelſt der Gotteslehre wirke, und daſs der Gläubige auch in unſeren Tagen noch auf unmittelbare Eingebungen und Einwirkungen des Geiſtes Gottes rechnen dürfe. VII. Wenn behauptet wird, die Hauptſache im Chriſtenthume beſtehe in ſehr lebhaften und ſtarken Gefühlen, und daſs derjenige ein wahrer Chriſt ſey, der ſolche lebhafte und ſtarke Gefühle in ſeinem Buſen trage, mögen ſie übrigens kräftig auf ſeine Veredlung einwirken, oder nicht. — Der Vf. erklärt in der kurzen Nachrede, daſs es um den Kirchenfrieden ein köſtliches Ding, und er bereit und willig ſey, dazu Alles beyzutragen, was er ohne Verletzung ſeines Gewiſſens vermöge. Aber da, wo es das Heil unſterblicher Seelen, die der Sohn Gottes mit ſeinem Blute erlöſet hat, betreffe, des Kirchenfriedens wegen feige dem Kampfe auszuweichen, ſey nicht die Sache des rechtſchaffenen Mannes. — Liebe dem irrenden Bruder, aber Haſs dem verderblichen Irrthum! iſt ſeine Loſung.

Wir wünſchen dem wackeren Vf. Muth und Kraft zum ferneren Kampf für Wahrheit und Recht; die Elberfelder Kreisſynode aber ſchäme ſich, daſs ſie der vernünftigen Welt ein ſolches Aergerniſs gegeben hat!

..m..

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Reclam: *Reise im Norden Europa's, vorzüglich in Island, in den Jahren* 1820 *bis* 1821, angestellt von *F. A. L. Thienemann*, Med. Doct., zweytem Inspect. des königl. sächs. Naturalienkab. (zu Dresden) u. s. w., und *G. B. Günther*, Med. Doct. Beschrieben von Erstem. Mit 5 Abbildungen und 1 Landcharte. 1827. 408 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

2) Kiel, b. Maak: *Skandinavien und die Alpen.* Mit einem Anhange über *Island.* Von *Karl Victor Bonstetten.* Aus dem Französ. 1827. XXIV u. 111 S. gr. 8. (18 gr.)

Skandinavien und Island (vielleicht Thule der Alten) sind Länder, die man nur nennen darf, um bey jedem, dem Alterthum und Wissenschaft nicht fremd sind, das lebhafteste Interesse zu erregen. Nicht bloss ihre grossartige Mythologie, in der sich auch hier, wie immer, das ganze geistige Leben ihrer Erfinder abspiegelt, ist ein Gegenstand, der das eifrigste Studium verdient, weil er über den Urzustand jener nordischen Völker Aufschluss zu geben verspricht, sondern vor allen haben ihre Sagas oder Ueberlieferungen die höchste historische Wichtigkeit. Ohne Kenntniss derselben bleibt die Geschichte des ganzen Mittelalters unverständlich, ja noch jetzt erinnern Sprache und Sitten an jene Zeiten, als diese Söhne des Nordens Regel und Gesetz dem übrigen Europa gaben. Alles Männliche, Heroische und Grosse, das in diesen für uns noch immer dunklen Perioden geschahe, wem verdanken wir es anders als dem Rittergeiste, der von ihnen ausging? Kunst und Wissenschaft war in jenen barbarischen Zeiten zu ihnen geflüchtet, und hatte hier, sowie das Christenthum, gedeihlichen Grund und Boden gefunden. Mit einem Worte, in jenen Traditionen oder Sagen werden uns ganze Jahrhunderte aufgeschlossen, und die Lösung der Räthsel gegeben, die überall der geschichtlichen Forschung hindernd entgegentreten. Darum ist es sehr zu bedauern, dass man sein Augenmerk weit weniger auf solche Denkmäler der Vorzeit richtete, als sie es verdienen, ja von denen der Südländer kaum eine Kunde ihres Daseyns hat. Noch sind ganze Sagas-Bibliotheken in Dänemark, Schweden und Norwegen der gelehrten Welt so gut wie unbekannt, welche doch so reiche Fundgruben zu seyn scheinen; noch harren sie der Kritik und der Talente eines *Suhm* und anderer trefflicher Historiker des Nordens, um den Nutzen für Geschichte, Sprache, Alterthumskunde u. s. w. zu gewähren, den sie so gewiss versprechen. Jedoch auch für die Naturforschung sind jene Länder unerschöpfliche Archive, deren Documente nicht genug studirt werden können. Wir wollen nicht erwähnen, was die Sagen von der Vorwelt berichten, und wie manche Andeutung von einem früheren freundlicheren Klima der Nordgegenden sie enthalten, sondern nur das mit wenigen Worten, was sie uns noch jetzt sind. Die geognostische Beschaffenheit, die Kreide und der Muschelkalk Dänemarks, der Granit und überhaupt das Urgebirge Schwedens und Norwegens, deren Lauf, Höhe und Gestaltung, die Vulkane Islands, die Metalle, die Vegetation, das Klima in der Nähe des Polarkreises, das Nordlicht, die Einwirkungen und Erscheinungen des Sonnenlichtes, die Wirbel und Strömungen in den sie umgebenden Meeren, welche auch zugleich höchst interessante eigenthümliche Geschöpfe nähren, — alles diess und noch viel Anderes ziehet mit Recht die Blicke der Naturforscher auf sich. Unter ihnen ist jedoch Island eine wahre Wunderinsel, da sie an den sonderbarsten und widersprechendsten Phänomenen höchst reich ist. In der Nachbarschaft des ewigen Eises wüthet in ihren Eingeweiden eine immerwährende Feuergluth, die bald Eruptionen der Vulkane, bald Erdbeben, bald dampfende Fontänen erzeugt, und im Allgemeinen den auffallendsten Witterungswechsel bedingt. Während die Vegetation nur kümmerlich gedeiht, und die sogenannten Wälder aus Birkengestripp von kaum 6—8 Fuss Höhe bestehen, bewohnt ein grosser, starker und schöner Menschenschlag diess merkwürdige Eiland, und pflegt im Angesicht der erhabensten Naturscenen, wie sie nur der Norden, das Meer und die feuerspeienden Berge bieten, die Keime wahrer ungeheuchelter Gottesfurcht, Gastfreundschaft und jeglicher Tugend. Darum blickt man nicht ohne Rührung auf jenen Winkel der Erde, wo der Mensch mit sauerer Mühe das Wenige dem unfruchtbaren Lande und dem gefährlichen Meere abgewinnt, das kaum hinreicht, sein dürftiges Leben zu fristen, und ihn dennoch mit dem wärmsten Danke gegen die Gottheit erfüllt. Durch seine Todesverachtung hat der Isländer sich über die Menschheit erhoben, und die ihn überall umgebenden Gefahren und Schrecknisse haben sein Herz geläutert, und für die edlen und zarten Gefühle der innigsten Freundschaft empfänglich gemacht. Um

so mehr erheischt die Thatsache unsere Verwunderung, dass ein kleines Volk bey dem drückendsten Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse (da es weder Getreidebau, noch Holz hat) dennoch solche Fortschritte in der Wissenschaft machte, und eine grosse Menge Schriftsteller aufweist. *Eynard* zählt allein in seinem noch lange nicht vollständigen Verzeichnisse isländischer Schriftsteller deren 417 auf, die nur in isländischer Sprache schrieben, ohne der lateinischen Schriftsteller Islands zu gedenken. Die Sänger (Skalden) aus Island im Mittelalter, den Troubadours vergleichbar, nur dass jene Kampf, diese Liebe sangen, sind zu bekannt, als dass wir an diesem Orte hiebey länger verweilen wollten; allein auch in der neueren Zeit hat sich der poetische Sinn der Vorfahren auf die Nachkommen fortgepflanzt, wenn seine Producte auch jenen der Ureltern nicht gleichkommen sollten. Zur Zeit der Republik trieb Liebe zu den Wissenschaften die jungen Isländer nach Paris und Rom, und noch jetzt trifft man namentlich unter den Predigern die gebildetsten Männer an, die sich mit jedem anderen ihres Faches auf dem Festlande bequem messen könnten. Der trübe unfreundliche nordische Himmel, die langen Polarnächte, durch das Nordlicht wie durch Zauberschein erhellt, die Abgeschlossenheit von dem übrigen civilisirten Europa scheinen besonders den Studien und den Erzeugnissen einer spielenden Phantasie hold zu seyn. Daher, was letztes betrifft, wir so ausgezeichnete Mährchen aus dem Norden erhalten.

Aus allen diesen Gründen glauben wir die Anzeige zweyer Werke hier nachholen zu müssen, welche nicht allein den Norden, insonderheit Island, vom naturhistorischen Standpuncte aus betrachten, sondern auch zuverlässige Nachrichten über Verfassung, häusliche Einrichtung u. s. w. seiner Bewohner mittheilen. Vorzüglich verdient in dieser Hinsicht die erste Schrift unsere ganze Aufmerksamkeit, indem sie eine treue Schilderung des jetzigen Zustandes von Island liefert, während die zweyte gewissermassen Ergänzungen, sowohl rücksichtlich mancher geologischen Erscheinungen Dänemarks, Schwedens und Norwegens, in Vergleichung mit denen der Schweiz, giebt, als auch einzelne Blicke in die Vorzeit der Isländer, freylich nur fragmentarisch, thun lässt.

Island, sowie überhaupt die höheren nordischen Inseln, sind die eigentliche Heimath der Seevögel; daher man sie auch nur hier an ihren Brüteplätzen gehörig studiren kann, wesshalb *Naumann*, *Faber* u. a. Ornithologen jene Gegenden besuchten. Auch der Vf. von No. 1 scheint vorzugsweise deshalb nach Island gereist zu seyn. Denn obwohl wir ihn als einen kenntnissreichen und mit Botanik und Mineralogie vertrauten Mann kennen lernen: so leuchtet doch aus seinen Arbeiten hervor, dass er besonders die Zoologie und aus dieser die Ornithologie zum Hauptgegenstande seiner Bearbeitung gemacht habe. Wir verdanken ihm bereits die Aufhellung der Naturgeschichte der Robben und anderer nordischer Vierfüssler, welche er in der ersten Abtheilung seiner Reisebeschreibung (Leipz. 1824) der gelehrten Welt mittheilte. Dieses Buch macht nun die zweyte Abtheilung aus, und enthält die eigentliche Erzählung seiner in den Jahren 1820 bis 1821 nach dem europäischen Norden und insonderheit nach Island in Begleitung des Hn. Dr. *Günther* unternommenen Reise. Die dritte Abtheilung soll die ausführliche Beschreibung und nöthigen Abbildungen derjenigen Vögel, Fische, Mollusken, Crustaceen, Insecten, Pflanzen und Mineralien geben, welche unseren Reisenden irgend eine Merkwürdigkeit boten, die früherhin noch nicht gehörig erörtert worden war.

Das Ganze macht 3 *Abtheilungen* aus, wovon die *erste* die Reise von Leipzig nach Island, die *zweyte* den Aufenthalt in Island vom 7 Sept. 1820 bis den 23 Sept. 1821, und endlich die *dritte* die Rückreise darstellt. Jede dieser einzelnen Abtheilungen zerfällt dann wieder in mehrere Abschnitte, um dem Leser theils Ruhepuncte zu gewähren, theils aber auch um durch solche Gliederungen die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Es würde jetzt zu spät seyn, einen Ueberblick der ganzen Reise geben zu wollen; wir können nur auf Einiges aufmerksam machen.

Die gewöhnlichen isländischen Häuser bestehen meist aus Rasenstücken, und enthalten nur eine grosse Familienstube, wo Alles bey einander wohnt. Hölzerne Bettstellen sind gemeiniglich das einzige Hausgeräthe, welche an den Wänden hinstehen, und nur in der Mitte einen Gang freylassen. Ganz hinten sieht man einen bretternen, zierlich ausgeschnitzten Verschlag für den Hausvater und die Hausfrau, wo sich einige Stühle, ein Tisch und das einzige Fensterchen befinden. Wegen des Mangels an Holz werden die Wohnstuben nicht geheizt, indem die Bewohner, da sie der freyen Luft allen Zutritt verschliessen, selber hinlängliche Wärme erzeugen, daher man nur in den Küchen Feuer findet. Hörnerne gepresste und oft mit Inschriften versehene Löffel und hölzerne krugförmige Näpfe mit Deckeln machen das Essgeschirr aus; Spinnräder für Wolle sind die nöthigsten Geräthschaften zu häuslichen Arbeiten, und eiserne Kessel und Dreyfüsse das einzige Küchengeräth. Man kann sagen, dass der Isländer fast alle Handwerker in sich vereiniget, was um so nothwendiger ist, als sie meist ganz entfernt von einander wohnen. Im Winter machen jedoch Wollarbeiten ihre Hauptbeschäftigung aus, und in der That steckt auch der Isländer fast ganz in Wolle, indem meist alle seine Kleidungsstücke aus diesem Stoffe bestehen. Viehzucht ist für die mehr im Inneren des Landes wohnenden Familien ein Hauptnahrungszweig, was zugleich ihren Sitten in einem so rauhen Klima einen ganz besonderen Charakter verliehen hat. Die am Strande wohnenden Isländer beschäftigen sich besonders mit Fisch- und Seehunds-Fang, von denen der letzte ihre meisten Bedürfnisse befriedigt. Wäre überhaupt dieser Insel Holz zu Theil geworden, so würde es bey Ergiebigkeit seiner Meerproducte, trefflicher Viehzucht und der Genügsamkeit seiner Bewohner ein reiches Land zu nennen seyn. Alles Holz muss aber erst aus Norwegen gebracht werden, was sie dann meist zu Wohnungen, Kähnen und hölzernen Geräthschaften verwenden. Ein Brey aus Graupen oder Gerstenmehl in Fleischbrühe oder

Milch gekocht und oft mit isländischem Moos versetzt, was mehr im Binnenlande an einzelnen Oertern wächst, macht ihr Morgen- und Abend-Brot aus, während Fische, Rinder, Schöpse, Seehunde und Vögel das Fleisch zum Mittagsessen liefern. Selten werden des Sommers hindurch warme Speisen genossen, wo dicke sauere Milch mit süsser gemischt die gewöhnliche Nahrung ist. Ausserdem werden Blaubeeren (von *Vaccinium uliginosum*), Schwarzbeeren (*Empetrum nigrum*), Steinbrombeeren (*Rubus saxatilis*) und die schon selteneren Erdbeeren sehr geschätzt. Als Gemüsse benutzt man vorzüglich die Angelika, Löffelkraut (*Cochlearia officinalis* und *Grönlandica*) und Sauerampfer (*Rumex digynus*).

Die Männer, welche sich fast stets im Freyen beschäftigen, sind gross, schön und stark, und überhaupt von trefflicher Constitution. Dass der Engländer *Mackenzie* glaubt, ihr Rücken sey unproportionirt gebaut, scheint in ihrer Tracht den Grund zu haben. Sie tragen nämlich lange Jacken mit besonders langer Taille, was ihnen bey breiten Schultern und schmalen Hüften ein sonderbares Ansehn giebt. Meist ist die Farbe der Kleider blau oder braun. Unsere Reisenden fanden immer alle Theile des Körpers in gehörigem Verhältniss. Wegen Einfachheit der Lebensmittel, die sie grösstentheils nicht warm geniessen, bemerkt man herrlich weisse Zähne. Die Weiber von weniger starker Natur werden nicht selten hysterisch. Im Allgemeinen sind Gicht, Rheumatismus und Reissen wegen der Witterungsbeschaffenheit die gewöhnliche Plage, und rheumatisch-gastrische Fieber sind endemische Krankheitsformen. Acute und chronische Hautkrankheiten werden gleichfalls nicht selten beobachtet, die natürlichen Blattern bemerkt man jedoch seit langer Zeit nicht. Unstreitig ist der nordische Aussatz (*Lepra borealis*, *Spedalskled*, *Likthrd*) eines der scheusslichsten Uebel, und die Landesregierung hat in jedem Landviertel ein Spital für die damit Befallenen angelegt. Ausserdem erzeugen sich am häufigsten Augenleiden, und Staarblinde kommen sehr oft vor, wozu Schnee, blendendes Licht, Temparaturwechsel u. s. w. das Ihrige vor allen beytragen. Eine der gefährlichsten Krankheiten ist auch hier die Halsbräune, welche sehr viele Kinder frühzeitig und plötzlich dahinrafft. Oft erreichen die Frauen ein Alter von 90 Jahren, während die Männer nur selten 80jährig werden, da sie in früheren Jahren ihre Kräfte gewöhnlich übermäsig anstrengen müssen, und den Schädlichkeiten des Klimas mehr ausgesetzt sind.

Was die Producte jener Gegenden anlangt, so bemerkten unsere Reisenden viele Arten von Seehunden, welche auch in der ersten Abtheilung von No. 1 beschrieben und abgebildet sind; wie *Phoca littorea*, *barbata*, *grönlandica* und *annellata*. Sehr häufig war auch der Schneefuchs (*Canis Lagopus*), von dem es eine weisse und graubraune constante und nicht durch Alter bedingte Abart giebt. Der Eisbär (*Ursus maritimus*) gehört nur den höheren Eisregionen an, und erscheint bloss zum Besuche an Islands Küsten. Von den Nagethieren wurden ausser der Wanderratte (*Mus decumanus*), welche mit Schiffen hieher gepflanzt wurde, und keine grosse Verbreitung fand, noch die Hausmaus und die Waldmaus (*Mus sylvaticus L.*) bemerkt. Eine andere Art nannte der Vf. *isländische Maus* (*Mus islandicus*), welche jeder der beiden so eben angeführten Arten in Etwas gleicht, und auch wahrscheinlich aus deren Vermischung entstand. Jedoch pflanzt sie sich selbstständig und ohne Veränderung fort, und kann daher als eigene Art betrachtet werden; indess findet sie sich nur in Akur-eyri und dessen Umgebungen. Die vor 40 Jahren eingeführten Rennthiere haben sich im Inneren des Landes zu grossen Schaaren vermehrt, obgleich der Mangel an hinlänglichem Futter in kalter Jahreszeit viele tödtet, wenn sie auch von ihrem Erbfeinde, der Rennthierbremse, hier gänzlich verschont bleiben. Im Ganzen aber könnten sie sicherlich den Einwohnern viel Nutzen gewähren, was bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist. Wallfischartige Thiere leben in grosser Anzahl in dem isländischen Meere. Oft kamen sehr grosse Arten des Geschlechtes *Physeter* (besonders *Physiter macrocephalus* und *microps*) bis dicht vor die Kaufstadt, um Seehunde, deren ärgste Feinde sie sind, zu verfolgen. Auch stranden jährlich grössere und kleinere Wallfische an Islands Küste, aber zu einem eigentlichen Wallfischfange gebricht es an den dazu eingerichteten Schiffen, und wir müssen in der That bedauern, dass unser Vf. so wenig Gelegenheit hatte, ihre Naturgeschichte und Anatomie studiren zu können, da bekanntlich hier noch Manches der Aufhellung bedarf. Delphine sieht man besonders an den Küsten des Südlandes in bedeutender Menge. Wichtiger aber als alle diese genannten Thiere sind dem Isländer besonders seine Pferde, Rinder und Schafe, welche sich hier eigenthümlich ausbildeten, und den Aufenthalt auf diesem Eilande fast allein möglich machen.

Da man keinen Ackerbau treibt, so hat man auch kein zahmes Geflügel, wogegen wilde Vögel desto zahlreicher sind. Unter den während des Winters vom Vf. hier bemerkten zeichnete sich besonders der *Edelfalke* (*Falco islandicus*) aus, der vor Zeiten häufig lebendig gefangen, und von der dänischen Regierung, die ihn dann meist an andere Höfe verschenkte, oder zur Jagd (besonders der Reiher und Rohrdommeln) abrichten liess, aufgekauft wurde. Man sucht ihn jetzt in Island ganz zu vertilgen, weil er den Brüteplätzen vorzüglich der Eidergänse höchst nachtheilig ist, was eben so von den gemeinen Raben (*Corvus Corax*) gilt, die sich hier in grossen Schaaren aufhalten. Von den Singvögeln überwintert nur die Schneeammer, *Emberiza* (*Plectrophorus Mayer*) *nivalis L.*, deren Stimme der von unserer Dornengrasemücke (*Sylvia cinerea*) nahe kommt. Unter den Standvögeln ist das isländische Schneehuhn (*Tetrao islandicum Faber*) das häufigste, welches mit dem Schweizer sehr grosse Aehnlichkeit hat. Gegen *Faber* (Prodromus der isländischen Vögel S. 13) bemerkt unser Vf., dass diese Hühner den ganzen September hindurch in der Herbstmauser sind, wo die weissen Stoppeln oder Blutfedern in Menge vorkommen, daher wohl jener Schriftsteller sie nur in der Frühlingsmauser sahe, wo sie bunt sind, weil er sie nur als buntfarbig bezeichnet.

Ein höchst merkwürdiger Vogel ist die Wasserralle (*Rallus aquaticus*), der auch in Island überwintert. Den Sommer über wohnt er gewöhnlich in unzugänglichen Sumpfgegenden, weshalb er auch von vielen früheren Reisenden gänzlich übersehen wurde. Erst im Winter nähert er sich den menschlichen Wohnungen, und gab Veranlassungen zu ganz sonderbaren Mährchen. Ehemals galt er für einen heiligen Vogel, und seine Tödtung wurde von dem rächenden Schicksal durch Vergeltung gerügt. Die Eingebornen nennen ihn *Kildu-Svin* (Sumpfschwein). Er hält sich, fast kriechend wie eine Maus, unter Schnee und Eis auf, sich vom Wassermoos und Insecten nährend, ohne je zu fliegen. Seine Augen sind so feurig roth, dass sie zu leuchten scheinen, und vielleicht dient ihr Schein wirklich zur leichteren Auffindung der Nahrung, da er nur die Finsterniss liebt. Der Meerstrandläufer (*Tringa maritima L.*), welcher sehr zart und mit wenig dichten Federn besetzt ist, vermag die härteste Kälte zu ertragen, und lebt stets gesellig in Haufen von 20—100 zusammen, kleine des Nachts leuchtende Krebse suchend. Ausserdem überwintern viele Wasservögel in Nord-Island, worunter besonders mehrere Mövenarten genannt zu werden verdienen, wie *Larus marinus*, welche den todten Auswurf des Meeres, seltener den unbehülflichen Seehasen (*Cyclopterus Lumpus*) als Nahrung braucht, ferner *Larus glaucus* und *L. leucopterus Faber* (vielleicht aus Spitzbergen), und der durch seine Gattenzärtlichkeit merkwürdige *Larus tridactylus*. Die grosse Raubmöve (*Lestris catarrhactes*) und der Eissturmvogel (*Procellaria glacialis*) bleiben des Winters auf dem Meere, und kommen nur zur Brütezeit ans Land. Unter den überwinternden Entenarten verdient vor anderen der Eydervogel (*Anas mollissima*) unsere Betrachtung, und der Vf. hat sich auch wirklich bey Beschreibung ihres Nestes, Lebensart u. s. w. ziemlich lange aufgehalten. Bey dieser Gelegenheit wird auf Vertauschung der guten Dunen mit schlechten von anderen Vögeln aufmerksam gemacht. Die ächten sollen sich ausser der braunen Farbe mit weisslichem Kerne vorzüglich dadurch kenntlich machen, dass sie geschüttelt nicht aus einander stieben. Uebrigens ist die Anzahl dieser Vögel beträchtlich, könnte jedoch durch zweckmässigere Einrichtung, wofern man namentlich mehr Bruteyer beym Einsammeln der Eyer zurückliesse, noch beträchtlicher seyn, und so jenen für Island so erspriesslichen Erwerbzweig bedeutend erhöhen. Häufiger, als die gemeine wilde Ente (*Anas Boschos*), ist die Eisente (*Anas glacialis*), welche den ganzen nördlichen Polarkreis zu 10—20 gesellig bewohnt. Nach ihrem Gesange, den hier der Vf. durch Noten ausdrückt, hat sie in verschiedenen Ländern verschiedene Namen. Besonders ist sie durch zwey lange Schwanzfedern ausgezeichnet, und erleidet einen so beträchtlichen Farbewechsel, dass *Linné* daraus 2 Arten bildete (*A. glacialis* und *hyemalis*). Die *Bergente* (*Anas marila*) ist gleichfalls ein sehr nördlicher Vogel, der mit der Schellente (*Anas clangula*) zum Theil bey gelinderen Wintern in Island bleibt. Derselbe Fall ist mit dem *Singschwane* (*Cygnus musicus B.*), dessen Stimme bey hohem Fluge dem *Gack, Gack* unserer Gänse gleicht, in grösseren Schwärmen von älteren und jüngeren, männlichen und weiblichen Vögeln aber einem Glockenspiele nicht unähnlich seyn soll. Die übrigen Wasservögel aus den Geschlechtern *Mormon, Alca* und *Uria* bringen auch den Winter auf offenem Meere zu, und kommen nur bey Stürmen oder Annäherung des Polareises an die Küsten, indem bloss die *Teistlumme* (*Uria Grylle*) zu allen Zeiten häufig in den Buchten haust. Eine sonderbare Thatsache ist's, dass es Island gänzlich an Amphibien gebricht. Auch an Fischen war der *Eya-fiördr* während des Winters nicht sehr reich; nur *Salmo glacialis* und *S. arcticus* kommen häufig an die Küsten, und mehrere Forellenarten finden sich in den Flüssen. Unter den mannichfachen Krebsen ist *Inachus Maja* der grösste. In der Tiefe des Meeres, selten am Strande zeigte sich der nur auf den hohen Norden beschränkte *Astacus homaroides*, welchen die Isländer *Kampolambi* nennen, und der fast die einzige Nahrung der Bart-Robbe (*Phoca barbata*) zu seyn scheint. Auch gab es den Wasserfloh (*Gammarus Pulex*) in ungeheuren Schaaren, welcher unseren Reisenden bey dem Skelettiren grösserer Säugethiere durch sein schnelles Abnagen höchst behülflich war. Wenige Insecten aus der Käferfamilie wurden während des Winters lebend beobachtet, und an Würmern und Mollusken schien jene Gegend sehr arm; nur einige Medusen aus dem Geschlecht *Ocyrrhoe* wurden bey Stürmen an den Strand getrieben. Unfern der Landzunge *Otteyra* hielt sich in Tiefen von 12 Fuss der nordische Seestern (*Asterias arctica*) in Menge auf, und erreicht eine beträchtliche Grösse. An dem Strande hin blühten später noch unter dem Schnee *Saxifraga oppositifolia*, *Alsine rubella*, *Arenaria serpyllifolia*, *Königia islandica*, in höheren Bergthälern *Cerastium alpinum*, *Silene acaulis* und *Sedum villosum*. Wenige Lichenen und Moose bot der vulkanische Boden, und selbst die Ausbeute an eigentlichen Seegewächsen war im *Eya-fiördr* wegen geringen Salzgehaltes des Wassers höchst unbedeutend, bloss an einigen Stellen wuchs *Chordaria filum* bis zu einer Länge von 40 bis 50 Fuss und der Riesentang (*Laminaria arborea*). Sagten die Alten, dass das ägyptische Delta ein Geschenk des Nil sey, so kann man mit eben dem Rechte behaupten, dass Island ein Geschenk des Vulkans genannt werden müsste, da es nur durch jene unterirdischen Mächte sein Daseyn erhielt. Hiedurch finden überhaupt alle seine Producte ihre Erläuterungen, was insonderheit bey Betrachtung der geognostischen Verhältnisse in die Augen springt. Der Boden besteht fast durchgängig aus vulkanischer Wacke mit sehr kleinen Kugeln von Chalcedon und Zeolith. Ueberall bemerkt man Geröll, Obsidian und Lava, an mehreren Stellen auch formlosen Basalt von sehr feinem Korn mit fein eingesprengtem Chrysolithe.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Reclam: *Reise im Norden Europa's, vorzüglich in Island, in den Jahren* 1820 *bis* 1821, angestellt von *F. A. L. Thienemann* u. s. w. und *G. B. Günther* u. s. w.

2) Kiel, b. Maak: *Skandinavien und die Alpen.* Mit einem Anhange über *Island.* Von *Karl Victor Bonstetten* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Im März wurde ein Ausflug nach *Halbjarnastadr*, einem von *Hysavik* 2 Meilen ostwärts entfernten Orte, gemacht, wo sich ein fast ganz aus versteinerten Conchylien bestehender Felsrücken erhebt. Braunkohlen, sowie in Chalcedon und Jaspis umgewandelte Holzstücke (wahrscheinlich vom Treibholz), waren gleichfalls in jenen Gegenden vorhanden. Bey einem Nordsturme erhielt auch der Vf. die grosse Schnee-Eule (*Stryx nycteus*), welche zwischen den Tag- und Nacht-Vögeln zu stehen scheint. Sehr auffallend war das Geräusch des sich auf grossen Flächen senkenden Schnees, welches manche Beobachter mit Unrecht den Einwirkungen des Nordlichtes zuschrieben. Es wird hier mit demjenigen verglichen, das der Wind hervorbringt, wenn er auf ein grosses aufgespanntes Tuch, einen gelösten Segel und dergl. trifft, wobey noch ein Blasen oder Zischen bemerklich ist. Letztes rührt höchst wahrscheinlich von Entweichung der unter und zwischen dem Schnee befindlichen Luft her. Das Nordlicht, hier sehr ausführlich beschrieben, erklärt der Vf. als ein flimmernd leuchtendes elektrisches Meteor, welches besonders den Polarkreisen eigen sich an die höchsten Wolkenschichten bindet, und mit diesen gleiche Gestalt hat. Gewöhnlich erscheint es in der Richtung des magnetischen Meridians in beträchtlicher Höhe (bis 2 Meilen über der Meeresfläche), und zwar wegen seines schwachen Scheines nur in Abwesenheit des Sonnenlichtes und ohne alles Geräusch; denn jenes Schnee-Geräusch ist oft zufällig mit diesem Phänomen verbunden. Vielleicht ersetzt es hier die Stelle der Gewitter, da sich die Elektricität innerhalb des Polarkreises nie zu einem Gewitter ausbildet, und nur auf der südlichen Hälfte Islands einzelne schwache Gewitter vorkommen. Auf Nordisland und der noch nördlicheren Insel *Grims-ey* kannten auch die ältesten Leute jene Erscheinung nicht.

Der Zweck und Raum dieser Blätter erlaubt es nicht, Mehreres auszuheben. Wir bemerken nur noch, dass der Werth dieser Reisebeschreibung besonders darin besteht, dass vorzügliche Naturgegenstände hier ihre Würdigung finden; und wenn auch nur einzelne Zweige, wie vor allen die Ornithologie, die reichste Ausbeute erhielten, dagegen Pflanzen, besonders was die niederen Gewächse (Kryptogamen) anlangt, weniger berücksichtigt wurden: so ist diess doch dem Vf. gar nicht zum Vorwurf zu machen, da weder ein Einzelner alle Zweige der Naturwissenschaften gleichmässig umfassen kann, noch auch die Zeit zum Entwurfe einer vollständigen Naturgeschichte Islands hinreichend war. Auch hatten die Reisenden viele Gegenden und die ganze Westküste gar nicht besucht. Freylich hätten wir gewünscht, etwas Ausführliches über die isländischen Gebräuche bey Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und dergl. zu lesen, da sich gewiss auch hier noch viel Interessantes, noch manche aus dem Alterthum treu erhaltene Sitte vorfindet. Doch bot sich vielleicht zu Erfahrungen dieser Art weniger Gelegenheit; auch wissen wir nur zu gut, mit welchen Aufopferungen schon diese hier mitgetheilten Erfahrungen gemacht werden mussten. Die Leser werden daher dem Vf. gewiss Dank sagen, wenn sie auch bisweilen durch eingewebte längere naturhistorische Bemerkungen etwas gelangweilt, oder an manchen Stellen Wiederholungen und eine gewisse Breite finden sollten. Vorzüglich aber müssen wir bedauern, dass sich in dem sonst guten Druck mit lateinischen Lettern so viele Druckfehler eingeschlichen haben.

Der Vf. von No. 2, der sich auf dem Titel des Originals, dessen gelungene Uebersetzung vor uns liegt, nicht ausdrücklich genannt, sondern nur als *Auteur de l'homme du Midi et l'homme du Nord; des Recherches sur la nature* etc. bezeichnet hatte, der berühmte *Bonstetten,* war früher Landvoigt in Sanen, Amtmann zu Nyon und Abgeordneter nach der italiänischen Schweiz, wobey er genugsame Gelegenheit hatte, sich reiche Erfahrungen in der Natur und Menschenwelt zu erwerben. Die Stürme des Jahres 1798 trieben ihn aus seinem sonst friedlichen Schweizer Aufenthalte mit zerrissenem Herzen in den Norden, wodurch er jedoch in den Stand gesetzt wurde, den Bewohner des Nordens mit dem Südländer, die nordischen Alpen mit den Schweizergebirgen auf eine nicht nur für den Naturforscher, sondern auch für den Laien höchst lehr-

reiche Weise zu vergleichen. Während er das erste in dem *L'homme du Midi et l'homme du Nord* gethan, gab er in gegenwärtiger Schrift eine Parallele der geologischen Beschaffenheit des Nordens mit der des Südens, vorzüglich aber seines Vaterlandes, der Schweiz. Auf strenge wissenschaftliche Darstellung hat er jedoch, wie er auch selbst in der Vorrede sagt, es nicht abgesehen; wohl aber finden wir hier eine geistreiche gemüthliche Zusammenstellung der fraglichen Verhältnisse, die auch selbst Leser, die nicht eben vom Fach sind, ansprechen muss.

Das ganze Buch zerfällt in 2 *Abschnitte*, von denen der *erste* geologische Erinnerungen an Skandinavien (1 Abtheilung) und eine Vergleichung der Schweizer Alpen mit den Skandinavischen (2 Abtheilung), der *zweyte* aber Bruchstücke über Island enthält. Folgen wir dem Vf. im Gange seiner Untersuchung. Im 1 *Capitel* wird über den Nutzen der Reisen gesprochen, welcher besonders in der Erneuung unserer selbst bestehe. Im *zweyten* wird auf die Trümmer unbekannter Alpen aufmerksam gemacht, die man überall besonders in dem Norden Europas findet. Sie scheinen von dem Gebirgssystem der nordischen Alpen herzurühren, von denen einzelne Trümmer sogar bis nach Schlesien, ja bis tief in die Mitte unseres Vaterlandes geführt wurden. Ueberhaupt hat der Vf. hier einen Satz zur Sprache gebracht, der unsere ganze Theilnahme erheischt, dass nämlich die Gebirge eben so ihre besondere Physiognomik haben, als die Völker selber. In der That wäre es eine höchst dankenswerthe Arbeit, Parallelen zwischen diesen zu ziehen, und alle Beziehungen unter einander genügender zu betrachten, als es bisher in einzelnen, wiewohl geistreichen Schriften geschehen ist: wozu freylich ein eben so tüchtiger Naturforscher, als feiner Menschenkenner erfodert würde. Was nun jene Trümmer selbst anlangt, so sind es die Granitblöcke, an denen sich schon so häufig der Scharfsinn der Naturforscher versucht hat. *Linné* selbst hielt sie für Erzeugnisse des Erdinneren, welche nur späterhin vom Meere ans Land geworfen worden seyen. Wollen wir auch gerne zugeben, dass sich einige von ihnen krystallinisch an ihren Fundörtern bildeten, ohne dass sie hieher geführt worden seyen, so ist diess doch durchaus nicht mit allen der Fall, und den Landsleuten des Vfs. (*de Saussure*, *de Luc* u. a.) gebührt zuerst die Ehre, auf die eigentliche Ursache ihres Zerstreutseyns aufmerksam gemacht zu haben. Die vorzüglichste Ursache solcher Verbreitung ist unstreitig das Wasser gewesen, wie diess auch jetzt noch ähnliche Erscheinungen in der Schweiz gezeigt haben. Jedoch müssen die Revolutionen, welchen die Gebirge der Schweiz unterlagen, ganz anderer Art gewesen seyn, als die der Hochgebirge im Norden Europas. Denn während in jenen vorzüglich die Gipfel angegriffen erscheinen, und ihre Oberfläche gefurcht ist: so ist bey diesen vorzugsweise die Basis zernagt, was nach unserem Dafürhalten besonders von dem anfluthenden Wasser bedingt wurde. Im Norden sind auch jene Felsenblöcke weit häufiger, als in der Schweiz, und selbst der Abfall oder die Abschüssigkeit in beiden nach anderen Himmelsgegenden hin gerichtet. Das 3 *Capitel* betrachtet diese *Trümmer der mitternächtlichen Alpen* genauer, indem sie in *stillstehende* (Granitblöcke und dergl.), *reisende* (gewisse Sandarten, Gerölle) und *zusammengefügte* (einige Sandsteine, Puddingsteine, Breccie) eingetheilt werden. In Dänemark und einem Theile Schwedens beobachtet man jene Felsmassen mit grösserer Regelmässigkeit zerstreut, wie durch gleichmässige Strömung eines tiefen Meeres verbreitet, während dieselben in der Schweiz durch reissende Fluthen fortgeführt scheinen. Gewöhnlich haben diese zerstreuten Steine des Nordens ziemlich einerley Grösse, und beweisen, dass da, wo sie sich finden, noch nicht die Betriebsamkeit des Menschen den Boden baute, und dass die sie ausstreuende Revolution die letzte gewesen; widrigenfalls nothwendig sich das Ansehen der Erdoberfläche geändert haben müsste. Hiebey stösst die Frage auf, woher die Gleichmässigkeit jener Felsblöcke, die man im Dänischen *Feldsteine* zu nennen pflegt, rühre. Diese sucht der Vf. im 4 *Capitel* dadurch zu beantworten, dass er auf die ziemlich gleichförmige Zerklüftung alpinischer Felsmassen nach der Richtung ihrer Krystallisation aufmerksam macht. Unter der Annahme einer grossen Zertrümmerung konnten daher leicht jene ziemlich gleichmässigen Stücke durch gleichförmige Meerströmungen so regelmässig, wie man sie noch jetzt trifft, zerstreut werden. Sonderbar aber bleibt es, wie diess im 5 *Capitel* angegeben wird, dass, während sich dergleichen Granitblöcke in Schweden, Nordkap, Finnland, ja Brandenburg u. s. w. finden, keine in der Lombardey und jenseits des Garda-Sees getroffen werden. Bey dieser Gelegenheit wird die Hypothese aufgestellt, dass vielleicht der ganze bothnische Meerbusen eine vom Meere verschlungene Landschaft sey. In wiefern jene grossen Blöcke mit der Geschichte und Mythologie der Skandinavier in Verbindung stehen, zeigt das 6 *Capitel*. Sie bilden nämlich theils sogenannte Riesengräber (Erdhügel mit Granitkernen), theils freye und gewöhnlich in die Runde gestellte Opferaltäre, Tribunale oder die Sitze der Grossen und Richter bey den Volksversammlungen. Das 7 *und* 8 *Capitel* enthält Beobachtungen, die der Vf. auf einer Reise nach dem schwedischen Pachthofe Cullen und dessen Umgebungen machte. Hier konnte er die grosse Verschiedenheit der gutgenährten, mehr untersetzten, aber nicht eben durch Geist ausgezeichneten Dänen von den schmächtigeren, frugalen und mehr ingeniösen Schweden bemerken. Besonders war die Stille des Binnenlandes im schneidendsten Contraste mit der Lebendigkeit und Getöse an der Küste. Die einzelnen Pachthöfe des Schoner Landes glichen einer Arche Noah's, da man in einer fast todten und ziemlich öden Wüste bey ihrem Besuch auf das lebhafteste durch das seltene Beysammenseyn von Menschen und Thieren, welche gewöhnlich bunt durch einander mit den Kindern des Hauses in steter Bewegung und in Hofräumen eingeschlossen sind, überrascht wird. Obgleich *B.* selbst Zeuge eines Ausbruchs des Vesuvs war, so wurde er doch noch

mehr von dem Anblicke und dem Toben des an der Küſte brandenden Meeres erſchüttert, als vom Wüthen jener Feuermächte, wie ſolches das 9 *Capitel* ſchildert. Im 10ten wird die ſchöne Scene beſchrieben, welche man vom Culleneſ Leuchthurm herab beym Anblick der im Meere des Abends ſich gleichſam untertauchenden Sonne genieſst, wobey ſich allmählich düſteres Dunkel auf das brüllende Meer herabſenkt. Auſserdem wird die Phyſiognomik der nordiſchen Wälder, beſonders der an den Küſten, die wegen ihrer teraſſenförmigen Aufſtufung einen ganz beſonderen Anblick gewähren, näher erörtert. Wahrſcheinlich haben die weniger gehemmten Seeſtürme in Dänemark die Fichten ſehr verkümmert, während ſie in Schweden und Norwegen durch den Gebirgsſchutz groſs und ſchön ſind. Das letzte Capitel dieſer Abtheilung giebt noch einmal eine Parallele über die Gebirge des Nordens und Südens (d. i. inſonderheit der Schweiz). Beſonders findet hiebey die Kreideformation ihre Würdigung. Was aber überhaupt das nordiſche Land von dem ſüdlichen unterſcheidet, und ihm einen ganz eigenthümlichen Charakter verleiht, iſt die Natur und Menge der Seen, wie dieſs vorzüglich im Däniſchen der Fall iſt, wo ſich nicht ſelten grundloſe Seen, z. B. beym Dorfe Lyngby, finden.

Hiedurch wird zugleich der Uebergang zur *zweyten Abtheilung* gebildet, welche in ihrem 1 *Capitel* eine genauere Vergleichung der Schweizer mit den Skandinaviſchen Alpen enthält. Erſte haben ſchon in ihrer Phyſiognomik durch die hohen ſpizigen Piks, welche Sägezähnen nicht unähnlich ſehen (daher auch im Venetianiſchen die Alpen *Reſeghe, Sägezähne*, genannt werden), vor den nördlichen abgeſtumpft kegelförmigen viel Eigenes, wie denn ſelbſt ſchon die Lagerungsverhältniſſe andere ſind. Zu bedauern iſt freylich, daſs der Vf. nicht aus eigener Anſchauung den hohen Norden Schwedens und Norwegens kannte, wodurch dieſe Parallele noch genauer und intereſſanter gemacht werden könnte. So kennt er die Gletſcher jener Nordgegenden nur durch Hörenſagen, und gerade ſie verdienen eine groſse Aufmerkſamkeit, da ſie auf die Bildung der Flüſſe und der davon abhängenden Erſcheinungen ſo mächtigen Einfluſs üben, obſchon ſie gewiſs viel Uebereinſtimmendes mit den Schweizer Eisbergen haben. In der That gleichen beide Gebirgsſyſteme, ſowohl das des Nordens, als Südens, ungeheuren noch aufrecht ſtehenden Ruinen, die, ſoweit jetzt die Forſchungen der ausgezeichnetſten Geologen vorliegen, am beſten dadurch ihre Erläuterung finden, daſs man annimmt, ſie ſeyen aus dem Inneren des Erdballs hervorgehoben worden. Dieſer Gedanke dringt ſich einem unwillkührlich auf, wenn man jene ungeheueren Felſenſpalten betrachtet, die in der Schweiz und den italiäniſchen Gebirgen ſo häufig ſind, wie ſolches im 2 *Capitel, Thäler und Gebirge* überſchrieben, weitläuftiger aus einander geſetzt worden iſt. Doch ſcheint uns der Vf. viel zu einſeitig alle Höhlen im Inneren der Erde von Dämpfen herzuleiten. Dieſs möchte eher bey vulkaniſchen Gebirgen gültig ſeyn, wo dergleichen poröſer Boden ganz gewöhnlich iſt; allein wir treffen ſolche weitläuftige Höhlen auch in Gebirgen an, die offenbar neptuniſchen Urſprungs ſind. Wiewohl uns auch nicht die gewöhnliche Erklärungsart der langen Höhlungen, Schlotten und Karſten des Gypsgebirges zuſagt, nach der man ſie für leere, durch Auflöſung und Hinwegwaſchung der Salzthonmaſſen mittelſt Waſſer hervorgebrachte Räume hält, da ein ſolches Vorkommen jenes derben Salzthons weder erwieſen noch auch wahrſcheinlich iſt: ſo möchten wir ſie eben ſo wenig von bloſsen Dämpfen ableiten. Wenn ferner das Erdbeben durch die Erſchütterung der in jenen neben und unter dem Urgebirge ſich hinziehenden Höhlen befindlichen Dämpfe erklärt wird: ſo hat der Vf. gänzlich die Fortpflanzungsfähigkeit der Bewegung bey härteren und weniger elaſtiſchen Maſſen, wie dieſs die Urgebirge ſind, überſehen. Indeſs könnte man nicht ohne groſse Wahrſcheinlichkeit den Rückzug des Gewäſſers dadurch erklären, daſs man annehme, jene durch Exploſionen und vulkaniſche Wirkungen hervorgebrachten Oeffnungen und Höhlen unterirdiſcher Räume hätten zur Aufnahme des Waſſers gedient. Jene partiellen Sündfluthen ſcheint der Vf. von den ins Meer geſtürzten Gewölben herzuleiten, wodurch theils das Waſſer freyer hervortreten konnte, theils durch die fremden eingeſtürzten Maſſen zum Heraufdringen genöthigt wurde. Sonderbar bleibt es immer, daſs in der *Geneſis* bey Beſchreibung der Sündfluth von Abgründen der Erde die Rede iſt, welche ſich zum Herauslaſſen des Waſſers aufthaten.

Von S. 71 an folgen *Bruchſtücke über Island*, die zerſtreute Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche und Literatur der Isländer und überhaupt der Skandinavier enthalten. Sie wurden früherhin vom Vf. geſammelt, als er in Kopenhagen eine deutſche Ueberſetzung der *Saga* von *Regner Lodbrock* herausgab. Nachdem er ſpäterhin in ſein Vaterland zurückgekehrt war, fand er jene hieher bezüglichen Papiere wieder, und glaubte, daſs deren Herausgabe den Südländern nicht unintereſſant ſeyn müſste, da ſowohl jene nordiſchen Sitten ſo gut wie unbekannt ſind, als auch die Skandinaviſche Geſchichte für die eigene vaterländiſche von groſser Wichtigkeit iſt. In 6 *Capiteln* wird hier über Verfaſſung der Republik Islands, öffentliche Spiele der Isländer, Mahlzeiten der Skandinavier, Sigurd Ring, isländiſche Dichter und Geſchichtsſchreiber und Wichtigkeit der Geſchichte der Skandinavier allerdings ſehr viel Wiſſenswürdiges mitgetheilt; jedoch bezieht es ſich meiſt bloſs auf die Vergangenheit, ohne Angabe deſſen, was noch iſt. Seitdem hat ſich, obſchon jene Söhne des Nordens noch immer den alten Sitten ihrer Väter treu bleiben, Vieles geändert; wenigſtens haben wir von keinem ſolchen Trauerbiere wieder geleſen, oder einem Trinkgelage zu Ehren eines Verſtorbenen, wobey ſich ein Skandinaviſcher Fürſt in dem ungeheuren Bierbecher oder Bottig, woraus ein jeder ſchöpfte, erſäufte. Auch ſind ſeitdem die gröſseren Gebäude anders aufgeführt worden, als die Abbildung zeigt, welche unſer Vf. ſeiner Ueberſetzung von Regner Lodbrock beyfügt. Hier iſt nämlich ein ungeheurer isländiſcher Saal vom J. 1000 dargeſtellt, deſſen Dächer in Form

von Ochsenaugen unter dem Dache angebracht sind, wie denn wirklich auch früher die glaslosen Fenster der Isländer *Windaugen* (*Windaugh*, davon das englische *Window*) hiessen.

Wir freuen uns, dass die Uebersetzung dieses Werkes in die Hände eines Mannes gefallen ist, der dem Gegenstande gewachsen war, und durch mehrere Bemerkungen unter dem Texte manche dankenswerthe Erläuterung gab, so dass dieses Buch, bey hinlänglich gutem Papiere und Druck, eine eben so anziehende, als belehrende Lectüre gewährt. Sollten jedoch Leser sich nicht mit dem in geognostischer Hinsicht Gegebenen begnügen, wie denn auch der Vf. zunächst wohl nur diess für Laien niederschrieb: so würden für das Mineralogische zu einem weiteren Studium eben so *Steffens geognostisch-geologische Aufsätze* (Hamburg 1810) zu empfehlen seyn, als für das Historische die geistreiche Kritik der Geschichte von Alt-Dänemark im ersten Bande der Forschungen des trefflichen *Dahlmann* (Altona 1822) zu beachten ist.

sr.

BERLIN, b. Bethge: *Preussische Vaterlandskunde.* Abriss der Länderbeschreibung und Geschichte des preussischen Staats. Ein Lehrbuch für inländische Schulen und jeden wissbegierigen Preussen von *Ewald Friedr. Sophron Carus*, evangel. Prediger zu Köpenick b. Berlin. 1829. X u. 132 S. 8. (16 gr.)

Auch der Vf. dieser Schrift huldigt der schon oft ausgesprochenen Idee, dass bey dem geographischen Unterrichte von dem Vaterlande mit vorzüglicher Berücksichtigung ausgegangen werden müsse, und tadelt desshalb den geographischen Unterricht, der vom Allgemeinen und Fernen zum Besonderen und Nahen kommt. Ohne bey dieser in pädagogischer Hinsicht noch unbestimmten Frage zu verweilen, wenden wir uns zur Beurtheilung der Schrift selbst. Diese zerfällt in 2 Hauptheile. Der erste enthält die geographische Vaterlandskunde und zwar die allgemeine und besondere. Rec. hat beide, so weit ihm die Vergleichung möglich war, mit vieler Sorgfalt und Fleiss bearbeitet gefunden, wobey dem Vf. die Benutzung der neuesten Werke zu Statten kam. Kleine Unrichtigkeiten oder Unvollständigkeiten, sofern sie sich auf den Mangel an örtlichen Notizen gründen, die dem geographischen Schriftsteller nur selten zukommen, möchten daher eher entschuldigt werden, jedoch nicht ganz unbeachtet bleiben. Rec. beschränkt sich nur auf das, was ihm S. 20 über den Regierungsbezirk Merseburg, den zweyten im Herzogthum Sachsen, vorgekommen ist, zur Ergänzung oder Berichtigung. So hat Zeitz ein Gymnasium, Corrections- und Landarmen-Haus, merkwürdige Schlosskirche und nicht 7, sondern über 9000 Einwohner, kleines Domcapitel; ehemalige Hauptstadt des Stiftes, was hier fehlt. Uebergangen ist unter Thüringen: Rossleben und Donndorf, zwey beträchtliche gelehrte Schulanstalten von adelicher Stiftung und mit Freystellen versehen. Der zweyte Haupttheil enthält geschichtliche Vaterlandskunde, welche eine Vorgeschichte (bis auf Albrecht den Bär 1142) und dann I. II. III Zeitraum in sich fasst. Der Vf. hat darin das Merkwürdigste nicht ohne Fleiss und Sorgfalt in guter Ordnung und Zusammenhange mitgetheilt, so dass es als dienlicher Leitfaden für den Unterricht betrachtet werden kann. Als nützliche Zugabe ist dem Ganzen eine Tabelle mit einer Uebersicht des Flächenraums und der Bevölkerung der 11 Provinzen des Staates, eine kurze Uebersicht der Brandenburgischen Geschichte, sowie endlich ein Verzeichniss der Glieder des preussischen Königshauses, angehängt. Gewiss wird nach des Vfs. Wunsch diese Vaterlandskunde Lehrern und Schülern, die das Merkwürdigste des Vaterlandes näher kennen wollen, dazu behülflich, Eltern zur Mittheilung für ihre Kinder dienlich, und selbst Reisenden auf ihren Wanderungen nicht unwillkommen seyn.

D. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Wienbrack: *Vermischte Nachrichten aus dem Tagebuche eines reisenden Abentheurers aus der Oberwelt.* Ein würdiges Seitenstück zur Nachricht des Ungenannten aus der Innen- oder Unter-Welt. 1830. 94 S. 8.

Gespräche eines Wanderers aus dem Monde, der ein Arzt zu seyn scheint, mit einem Erdenbewohner. Sie sind sehr politischen Stoffs; denn der Vf. meint S. 59, „dass, sobald die Menschen anfangen, sich als eine einzige Familie zu betrachten, und es für Pflicht halten werden, für das allgemeine Wohl thätig zu seyn, alsdann der Gemeingeist allgemein, und das Leben hienieden nicht mehr so kummervoll als bisher seyn werde." — Das Ganze ist ein Quodlibet solcher politischer Denksprüche. Der Vf. sieht überall mit der Brille eines Arztes, aber darum doch haarscharf, und giebt jedem Rath, der ihn brauchen will, etwa in der Manier des bekannten sächsischen Wahrsagers, dessen Almanach jährlich von den britischen Blättern commentirt wird.

A. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

GEOLOGIE.

London, b. Murray: *Principles of Geology*, beiny an attempt, to explain the former changes of the earths surface by reference to causes now in operation. By *Charles Lyell*, Esq. F. R. S. Secr. of the geol. soc. etc. In two Volumes. Vol. I. 1830. 511 S. 8. (15 Schill.)

Obgleich es wohl als eine schwer durchzuführende Hypothese erscheinen mag, wenn man behauptet, dass alle die Veränderungen, die unsere Erde in früheren Zeiten erfahren hat, einzig durch Ursachen, die noch immer auf gleiche Weise wirksam sind, hervorgebracht wären: so läfst sich doch nicht leugnen, dass es ein im höchsten Grade angemessener Gegenstand einer geologischen Untersuchung ist, die Veränderungen der Erd-Oberfläche, die wir noch täglich vorgehen sehen, mit denen zu vergleichen, von denen uns die Spuren aus uralter Zeit vor Augen liegen, und an diese Vergleichung die Frage zu knüpfen, welchen Antheil an den älteren grossen Umformungen der Erd-Oberfläche diejenigen Ursachen haben konnten, die wir noch jetzt in ihrer fortwährenden Wirksamkeit beobachten. Eine *solche Vergleichung* ist es, die der Vf. sich vorsetzte, und seine Nachrichten von den Veränderungen, die sich noch jetzt auf der Erde ereignen, haben ein so grosses Interesse an sich selbst sowohl als in der Zusammenstellung mit jenen uralten Ereignissen, dass wir wohl glauben dürfen, unseren Lesern, sie mögen sich nun mehr für die physische Geographie der jetzigen Erde oder für die früheren Umbildungen derselben interessiren, einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit dem merkwürdigen Inhalte dieses Buches näher bekannt machen.

Der erste Abschnitt enthält allgemeine Betrachtungen über den Nutzen der Geologie, um unsere Kenntniss des jetzigen Zustandes der Erde und einzelner Gegenden, und unsere Kenntniss der Umstände, wodurch sie so geworden sind, zu vervollkommnen und zu berichtigen. 2 Abschn. Nachrichten von dem, was die älteren Philosophen über die Umbildungen der Erde wussten, und welche Theorieen sie daran knüpften. 3 Abschn. Eine kurze Uebersicht der neueren geologischen Theorieen, die bis gegen das Ende des 18ten Jahrh. aufgestellt sind. 4 Abschn. Hier werden die wichtigeren Untersuchungen von *Werner*, *Hutton* u. a. beurtheilt.

Im 5ten Abschnitte stellt der Vf. allgemeine Betrachtungen über die Ursachen an, welche den Fortschritten der Geologie so lange im Wege standen. Eine der wichtigsten lag in dem Vorurtheile, dass man das Daseyn lebender Geschöpfe nicht in eine so frühe Periode hinausrücken dürfe, dass also die ganze frühere Geschichte der Erde in einen bey Weitem kleineren Zeitraum zusammen gedrängt werden müsse, als wir jetzt anzunehmen Grund finden. Diese Voraussetzung machte es nöthig, heftig wirkende, mit dem jetzigen Zustande der Erde gar nicht vergleichbare Naturkräfte anzunehmen. Dieses musste um so mehr nothwendig scheinen, da wir die jetzt wirksamen Naturkräfte in ihrer unaufhörlichen Thätigkeit selten so verfolgen, dass ihre Wirkungen im Ganzen uns in dem rechten Lichte erscheinen. Manche dieser Wirkungen sehen wir in ihrem allmählichen Erfolge gar nicht, weil diese sich im Meere ereignen; andere bleiben dem Beobachter nur theilweise sichtbar, und es gehört daher schon eine Reihe von Beobachtungen und Schlüssen dazu, ehe man die Wirkungen der noch immer thätigen Naturkräfte mit den Erfolgen vergleichen kann, welche die Untersuchung des Inneren der Erdkruste uns zeigt.

Der Vf. setzt hier die Gründe aus einander, welche uns nöthigen, einen sehr langen Zeitraum für die Umformungen der Erd-Oberfläche anzunehmen; er bemerkt, dass die Verbindung der Beobachtungen in verschiedenen Gegenden uns belehrt, dass die Erfolge, die wir nach der Ansicht einiger einzelnen Gegenden als schnell hinter einander hervorgegangen ansehen könnten, durch lange Zeiträume getrennt gewesen seyn müssen; — wenn man an einem Orte einen plötzlichen Uebergang von einer Lage von fossilen Thieren zu einer anderen zu finden glaubt, so füllt nicht selten dieser Zwischenraum sich durch Schichten, die wir an anderen Orten als in der Zwischenzeit entstanden anerkennen müssen, aus. Im 6 Abschn. geht der Vf. zu Untersuchungen über, die die geologischen Phänomene selbst betreffen. Zuerst verweilt er bey den Beweisen, dass ehemals in den nördlichen Gegenden eine grössere Wärme geherrscht habe. Die Gegenden am mittelländischen Meere, vorzüglich *Sicilien* und *Calabrien*, haben in den neueren Erdschichten versteinerte Conchylien,

die sich noch im mittelländischen Meere lebend, obgleich nicht in so schönen, grossen Exemplaren, finden. Geht man aus der Gegend der noch thätigen Vulcane in die nördlichere Gegend der italiänischen Halbinsel über, so weichen die dort in den neuesten Erdschichten gefundenen fossilen Seethiere schon mehr von den in der benachbarten See lebenden ab; man findet noch manche mit den jetzt dort lebenden Seethieren gleichartige, aber die unbekannten Species fangen an die Oberhand zu gewinnen, und Arten der heisseren Gegenden kommen hier häufiger vor. Gehen wir zu dem mittleren und nördlicheren Europa über, und entfernen uns von dem Schauplatze neuerer vulcanischer Ausbrüche, so finden wir Knochen von Elephanten, Hyänen u. s. w.; und wir schliessen mit Recht, dass eben die Umstände, die im nördlichen Italien ehemals ein besseres Gedeihen der noch jetzt dort vorkommenden Seethiere begünstigten, die selbst Seethieren aus den tropischen Gegenden dort auszudauern gestatteten, auch in den nördlichen Gegenden von Europa vorhanden waren, und dass eine übereinstimmende Aenderung von Umständen in allen diesen Gegenden eine Veränderung in den Thiergeschlechtern hervorbrachte. Von den Gegenden, wo noch jetzt Vulcane thätig sind, wissen wir, dass sie noch jetzt Meeresboden, bedeckt mit jetzt lebenden Conchylien, hervorheben; in den Gegenden, die jetzt keine Vulcane mehr haben, sind solche Hebungen nur in Zeiten, da sie noch mit anderen Seethieren bevölkert waren, vorgekommen.

Dass der Mammuth noch in Sibirien einheimisch war, als dort schon kalte Winter diesem Thiere verderblich wurden, lässt sich, bemerkt der Vf., daraus nachweisen, weil die Menge der in Eis und gefrornem Erdreich aufgefundenen Knochen so gross ist, dass sie mehreren Generationen angehören müssen. Es lässt sich auch einsehen, dass diese Thiere, wenn warme Sommer mit sehr kalten Wintern zu wechseln anfingen, aber diese Aenderung langsam fortschritt, doch noch jene Gegenden bewohnen konnten, dass dann manche dieser Thiere in mit Schnee gefüllten Thälern verschüttet werden konnten, und doch in einer Reihe milderer Jahre, während jene Thäler sich mit Gletscher-Eis und herabgeschwemmter Erde füllten, neue Generationen hervorgingen, dass aber bey zu häufiger Wiederkehr kalter Winter endlich diese Thiere ausstarben.

Gehen wir von diesen neuesten Schichten zu den älteren über, so finden wir meistens unbekannte Thiere und Pflanzen, die indess den in der heissen Zone vorkommenden am meisten analog sind; — gigantische Reptilien, Crocodille u. s. w. und ebenso ausserordentlich grosse Farrenkräuter, deren Gedeihen bis zu dieser Grösse die Hitze und Feuchtigkeit eines tropischen Klima's vorauszusetzen scheint. Diese riesenmässigen Pflanzen finden sich bis zum 70ten Grade der nördl. Breite, und es wäre widersinnig, annehmen zu wollen, dass diese den secundären Formationen, den Kohlenlager insbesondere, eigenthümlichen Gewächse aus fremden Gegenden hieher geschwemmt seyn sollten. Vielmehr sind wir genöthigt, anzunehmen, dass sehr ausgedehnte Gewässer in diesen Gegenden an nahe gelegenen Inseln und trocknem Lande ihre Niederschläge erhielten, und dass die Flora dieser Länder in den Pflanzenabdrücken ihren vorwaltenden Charakter kenntlich macht. Es musste also in der nördlichen Hemisphäre, besonders zu der Zeit, als die ältesten Schichten sich bildeten, ein warmes und feuchtes, wenigen Abwechselungen unterworfenes Klima Statt finden, das sich während der tertiären Formationen je mehr und mehr zur Aehnlichkeit des noch jetzt bestehenden Klima's hinneigte.

7 Abschn. Können denn, fragt der Vf., solche Aenderungen des Klima's aus den noch jetzt wirkenden Naturgesetzen erklärt werden? Um diese Frage zu beantworten, macht er auf die bekannte Wahrheit aufmerksam, dass die Mittelwärme nicht von der geographischen Breite allein abhängt, sondern Europa ein vorzüglich mildes Klima hat; ferner dass auch die Mittelwärme noch nicht das Klima bestimmt, sondern gleiche Mittelwärme mit starken Differenzen der Sommertemperatur und Wintertemperatur, aber auch mit einem geringen Unterschiede beider verbunden seyn kann. Peking z. B. hat die mittlere Temperatur der englischen Küste, aber den Sommer wie in Cairo und den Winter wie in Upsala. — Betrachtungen über diese Ungleichheiten des Klima's in gleicher nördlicher Breite und über die Ungleichheit der nördlichen und südlichen Halbkugel in Hinsicht auf die Temperatur in gleichen Breiten führten den Vf. zu der Ueberlegung, wie sehr eine in den früheren Zeiten andere Anordnung der festen Länder und Meere eine Verschiedenheit des Klima's bewirken konnte. Noch jetzt bringen theils Erdbeben, theils langsam wirkende Ursache Aenderungen in den Grenzen des Meeres und des Landes hervor; und wenn diese im Verlauf von Jahrtausenden so weit fortgingen, dass, wie der Vf. als Beyspiel annimmt, Grönland im Meere verschwände, und dagegen von Lapland bis Spitzbergen neues Land hervorträte, so könnte diess gar wohl so allmählich geschehen, dass zu keiner Zeit die ruhige Ordnung der Dinge gestört würde, dennoch aber am Ende dieser Jahrtausende das kälter gewordene Europa nicht mehr die Thiere und Pflanzen hervorbrächte, die jetzt bey uns gedeihen, wogegen America mit einem milder gewordenen Klima entgegengesetzte Aenderungen erlitten hätte.

An diese Betrachtungen knüpft der Vf. mit Recht den Schluss, dass bey den immerwährenden Aenderungen der Erd-Oberfläche ein Wechsel des Klima's [nur fragt sich, in welchem Masse] unvermeidlich ist. In unserem jetzigen Zeit-Alter ist etwa ein Drittel oder Viertel der ganzen Erd-Oberfläche festes Land, aber dieses erstreckt sich vorzugsweise vom Aequator bis an den Nordpol, und dadurch ist das Klima unserer Halbkugel kälter, als es bey gleichmässiger Austheilung des festen Landes auf der ganzen Erde seyn würde. — Diese Behauptung scheint dem Rec. zwar von einer Seite einleuchtend, nämlich, dass die gemässigte Zone

der nördlichen Halbkugel wärmer seyn würde, wenn gegen den Polarkreis hin weniges Land, weniger hohe Berge und dagegen tiefes Meer, das sich nicht leicht mit Eis bedecken könnte, vorhanden wäre; aber von der anderen Seite scheint sie weniger einleuchtend, indem bey einer geringeren Menge festen Landes um den Aequator (wenn statt des festen Landes von Africa oder eines Theiles dieses Continents ein Meer dort wäre,) die uns von dorther mitgetheilte Hitze so groß seyn müßte, statt daß der Vf. S. 116 das Gegentheil behauptet. Dagegen scheint die Behauptung viel für sich zu haben, daß die Verschiedenheit der Temperatur, welche für denselben Punct der Erde in verschiedenen Jahrtausenden Statt finden kann, viel größer seyn mag, als die, welche zu gleicher Zeit in gleichen Breiten beobachtet wird, weil man sich die Umstände, welche die Pole der Erde kälter machen, so gehäuft denken kann, daß die tropischen Gegenden selbst dadurch eine verminderte Temperatur erhielten, und umgekehrt. In einem bestimmten Zeitpuncte wirken die Umstände, die einer Gegend Wärme zuführen, nothwendig mittelbar auch auf die, in gleichen Breiten entfernter liegenden Gegenden, statt daß in weit aus einander liegenden Zeit-Altern Umstände vorhanden seyn können, die ihre Wirkung auf entgegengesetzte Art über die ganze Erde verbreiten. Das feste Land von Grönland mit seinen Bergen ist eine Hauptursache des kälteren Klima's in Nord-America; aber wenn an der Stelle von Grönland sich ein von Eis freyes Meer befände, so würde nicht America allein, sondern auch Europa an Wärme gewinnen. Dagegen wenn die Umstände so wären, daß sie in den Polargegenden die Kälte vergrößerten, wenn dadurch, wie es wohl möglich ist, eine Trübung der Atmosphäre in den tropischen Gegenden, eine Abkühlung des Meerwassers durch die von den Polen in der Tiefe des Meeres kommenden Strömungen entstände: so könnten die tropischen Gegenden gar wohl in einen Zustand versetzt werden, der die Möglichkeit, daß einst (in unserem jetzigen Zeit-Alter nämlich,) dort eine reiche Vegetation Statt finden konnte, räthselhaft erscheinen ließe.

Wichtiger aber, als diese Betrachtung der Möglichkeit einer sehr viel niedrigeren Temperatur, ist die Betrachtung des Gegentheils, welches in einer früheren Periode Statt gefunden zu haben scheint. Wenn zu irgend einer Zeit das Meer die Polargegenden bis zum 40ten oder 30ten Grade der Breite eingenommen hätte, und dagegen mehr Land als jetzt in der heißen Zone vorhanden gewesen wäre, so hätte, sagt der Vf., gar wohl die jetzige tropische Temperatur sich bis in bedeutende Breiten, ja selbst bis zu den Polargegenden erstrecken können, und es könnte die Aenderung des Klimas der ganzen Erde wohl so weit gehen, daß alle Zeichen von Frost gänzlich von der Erde verschwänden. Wenn nun unter dem Aequator sich hohe Berge fänden und diese unbedeckt von Schnee, so würde die Erhitzung der Erde im Ganzen viel größer seyn, die warmen Strömungen vom Aequator her würden in dem die mittleren und die Polar-Gegenden bedecken Meere frey circuliren; die von den heißen Ebenen Aequator ausgehenden, über den Meeren sich mit D sten beladenden Winde würden warme Regen in Polargegenden führen, und so könnte das in der W ternacht am Pole entstandene Eis nicht lange besteh Wenn es also einmal einen solchen Zustand der E gab, so konnte die üppige Vegetation der jetzigen T penländer sich bis in die Polargegenden erstrecken. U in der That scheint nun, so gehen die Betrachtun des Vfs. im 8 Abschnitte fort, ehemals ein so warı Klima in den nördlichen Gegenden einheimisch wesen zu seyn. Die Uebergangskalkgebirge, die St kohlen u. s. w., die ältesten Schichten, welche H deutungen auf das Klima enthalten, zeugen für e große und gleichförmige Wärme vom 45ten bis 60 oder 70ten Grade nördlicher Breite und noch wei und zugleich tragen fast alle Länder dieser Gegen die Spuren einer Bedeckung vom Meere, aus dem v leicht nur einige Inseln, aus Urgebirgen und vulca schen Felsen bestehend, hervorragten, deren Ufer v Meere bespült das Material zu den Niederschlägen Meeres hergaben. Der Vf. theilt genauere Betracht gen über alle Umstände der Schichtungen dieser je von uns bewohnten Länder mit, und findet sich durch zu dem Schlusse geleitet, daß diese Gegen in jener Zeit den Inselgruppen des südlichen stillen M res, so wie wir es jetzt kennen, gleichen mocht wo es nicht an Vulcanen fehlt, wo Corallenriffe s über Gegenden ausdehnen, die unseren älteren Ka felsen, wenn man auch ihre Ausdehnung von den no amerikanischen Seen bis zum mittleren Europa rechn nichts nachgeben u. s. w.

Um des Vfs.' Gedanken noch näher anzugeb müssen wir einen Theil dieses Abschnittes etwas v ständiger mittheilen. Es läßt sich, sagt er, aus geo gischen Erscheinungen zeigen, daß in einer sehr e fernten Zeit einige Theile der kohlenhaltenden Schi ten über die Oberfläche des Meeres hervorgehob wurden, während andere zu größeren Tiefen hin sanken; die ersten wurden aber durch Ströme u Meereswellen zerstört, und lieferten die Materie neuen Lagerungen. Diese legten sich an die abgeri nen Ecken der vom Meere bedeckten älteren Schi ten, und die Bruchstücke, die in den neueren Co glomeraten eingeschlossen sind, setzen uns in Sta die Felsen zu bestimmen, von denen sie herstammt Auf diese Weise vergrößerten sich die aus der ersten P riode vorhandenen Inseln, und es entstanden neue Lä der in den nördlichen Gegenden. Die Erdbeben, w che in jenen Zeiten die Gestalt der Länder änderte waren so wie jetzt auf einzelne Länder beschränl indem z. B. einige Theile Englands Veränderungen litten, während die Lagen in Deutschland nicht schüttert sind. Während nun in einem sehr lang Zeitraume Vulcane ausbrachen und erloschen, Fels in einer Gegend zerstört und in einer anderen wied angehäuft wurden, bedeckte das Meer noch imm

die jetzt von uns bewohnten Gegenden, und die Vegetation glich wenigstens eine Zeit lang der Vegetation der jetzigen Inseln unter dem Aequator; indess kann unsere Vergleichung des Klimas während der secundären Formationen und während der Entstehung der älteren kohlenhaltenden Felsen, gegen unser jetziges Klima gehalten, noch nicht den Grad von Genauigkeit erreichen, den wir wohl zu erreichen wünschten.

Die tertiären Formationen erscheinen, als mit einer schnellen Aenderung des Klimas verbunden; aber bey genauerer Betrachtung zeigt sich doch zugleich, dass die Kälte erst da bedeutend wurde, als schon ein grosser Theil des alten Oceans in Land verwandelt war, und sich schon hohe Berge gebildet hatten. Die Appenninen müssen zu einer gewissen Zeit, die später als der eben betrachtete Zustand seyn musste, eine ganz schmale Erdzunge gebildet haben, an welche sich viel später die an die Appenninen gelagerten Länder anschlossen. Die höchsten Gipfel der Pyrenäen sind später als manche andere secundäre Formationen entstanden, und die tertiären Lagerungen am Fusse derselben haben noch keinen Theil an den Zerstörungen, welchen die älteren Schichten unterworfen sind, genommen; das ganze Entstehen dieser hohen Berge fällt also in den Zeitraum zwischen jenen Bildungen. — Diese Andeutungen, die der Vf. noch weiter ausführt, müssen wir hier übergehen, da die Behauptungen hier nicht mit Gründen können unterstützt werden; auch ist es hier nur hauptsächlich des Vfs. Bestreben, zu zeigen, dass die grosse Aenderung des Klimas sich als mit der Aenderung der Gestalt der festen Länder gleichmässig erfolgend ansehen läst.

Der Schluss dieses Abschnittes ist einigen Einwürfen gegen die Meinung von einer allmählichen Abkühlung der Erde gewidmet, und so viel erhellt aus unseres Vfs. Widerlegungen allerdings, dass die von *Fourier*, *Cordier* u. a. aufgestellten Hypothesen von einer ursprünglich viel grösseren Hitze des ganzen Erdkörpers auch noch nichts weniger als erwiesen sind, dass nämlich bey den für sie aufgestellten Gründen noch nicht genug Rücksicht auf die Umstände genommen ist, die der Vf. hier als die *einzigen* Veranlassungen des veränderten Klimas ansieht.

9ter Abschnitt. Der Vf. widerlegt hier die noch kürzlich von *Davy* geäusserte Meinung, dass in den frühesten Perioden nur die unvollkommensten Organisationen Statt gefunden haben, und die vollkommneren Thiere sich erst in den späteren finden. Diese Regel sey keinesweges allgemein, und es liessen sich eine Menge von Umständen denken, die uns die Ueberbleibsel der vollkommner organisirten Thiere entrissen, auch wenn diese wirklich vorhanden waren. Dagegen lässt sich das sehr späte Entstehen des Menschengeschlechtes wohl nicht leugnen. Der Vf. sucht die Behauptung zu widerlegen, dass sich also doch in dem Entstehen des Menschengeschlechtes eine Ausnahme von der von ihm angenommenen Regel, dass die Gleichheit der Anordnung in der Natur für Vergangenheit und Zukunft unveränderlich bestehe, darbiete. — Seine Betrachtungen gehen vorzüglich dahin, zu zeigen, dass die Entstehung des Menschengeschlechtes nicht so grosse Veränderungen im Zustande der Erde hervorbrachte, als manche Naturforscher anzunehmen geneigt gewesen sind, und dass die Wirkungen in der vom Menschen unabhängigen Natur vor und nach der Entstehung des Menschengeschlechts dieselben geblieben sind; — und dieses kann man nicht bezweifeln. Indess erhellt doch wohl, dass wir nicht im Stande sind, über *alle* Veränderungen, namentlich diejenigen, die sich in der belebten Schöpfung zugetragen haben, Rechenschaft zu geben.

10ter und 11ter Abschnitt. Veränderungen, welche die Erde durch Wasser erlitten hat, und noch erleidet. Die Veränderungen, welche durch die jährlich von den Bergen herabfliessenden Wasser hervorgebracht werden, und welche die Ströme durch ihre Krümmungen bewirken u. s. w., sind bekannt; der Vf. bemerkt, dass die ganz diesen Stromkrümmungen ähnlich gebildeten Thäler, wenn sie gleich mehrere hundert Fuss tief sind, auf eine ganz ähnliche langsame Entstehung hindeuten. Aber da wir hier unmöglich den sehr lehrreichen Betrachtungen des Vfs. Schritt für Schritt folgen können, so müssen wir uns begnügen, einige Erfahrungen aus der jetzt bestehenden Ordnung der Dinge anzuführen, die ganz geeignet sind, zu zeigen, dass die grossen geologischen Phänomene der Vorzeit auf ganz ähnlichen Naturgesetzen beruhen mögen. Der furchtbare Platzregen, der 1829 am 3ten und 4ten August einen Raum von 200 deutschen Quadratmeilen in Aberdeenshire und anderen Gegenden Schottlands betraf, rollte Felsen von 300 Pfund auf Abhänge hinaufwärts, brachte Haufen von grossen Steinen regelmässig zusammengehäuft hervor, führte Massen mehrere tausend Pfund schwer über tausend Fuss weit fort, und mehrere tausend Tonnen (also Millionen Pfunde) Sand und Steintrümmer wurden in diesen Tagen in die Thäler hinabgeführt. [Aehnliche Erzählungen von Wolkenbrüchen in Ungarn sind in *Baumgärtners* Journal für Mathematik und Physik. 5 Band mitgetheilt.]

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

GEOLOGIE.

London, b. Murray: *Principles of Geology* etc. By *Charles Lyell* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von der langsamen, aber doch bedeutenden Wirkung der Ströme giebt der Strom *Simeto* am Fusse des Aetna, der im J. 1603 durch einen Lavastrom in seinem Lauf gehemmt wurde, und sich durch diese Lava jetzt schon wieder ein 40 bis 50 Fuss tiefes Bette durchgerissen hat, einen Beweis. Ein noch merkwürdigeres Beyspiel von immer fortgehenden Veränderungen theilt der Vf. von dem *Niagara*-Wasserfalle mit. Dieser Wasserfall stürzt sich ungefähr 160 Fuss tief über ein Lager festen Kalkstein herab; da aber dieser auf einer mürberen Steinschichte ruht, die unten ausgewaschen wird, so stürzen oft grosse Stücke des ohne Unterstützung gebliebenen Kalkfelsens herab, und der Wasserfall muss also allmählich immer näher gegen den See *Erie* fortrücken, von welchem aus der Strom dem See *Ontario* zufliesst. Unterhalb des Falles fliesst der Strom zwischen hohen Ufern, in einem durch die Gewalt des Stromes gebildeten tiefen Bette fort, bis er bey *Queenstown* ein niedrigeres Land erreicht, in welchem er dem Ontario-See zuströmt. In den letzten vierzig Jahren ist der Fall ungefähr 50 Yards aufwärts fortgerückt, das heisst, um so viel hat das untere enge Strombette sich verlängert; und da man Grund hat, zu glauben, dass in einer uralten Zeit der Fall sich da befunden habe, wo bey Queenstown die hohe Ebene, die mit den Ufern des Erie-Sees ziemlich gleich hoch ist, sich endiget, und die tiefere Ebene anfängt: so läst sich berechnen, dass etwa zehntausend Jahre verflossen seyn mögen, ehe das felsige Flussbette allmählich so weit rückwärts verlängert wurde, als es jetzt der Fall ist. Der Wasserfall ist noch sehr weit von den Ufern des Erie-Sees entfernt; und wenn man das allmähliche weitere Einschneiden des Flussbettes, das Abstürzen der Felsen, die jetzt dem Wasserfalle zur Unterlage dienen, immerwährend den jetzigen Erfahrungen gemäss auf 150 Fuss in 40 Jahren rechnet, so werden noch 30,000 Jahre nöthig seyn, ehe der Fall an dem Ufer des Sees selbst ankommt. Träte aber diess Ereigniss ein, während der See selbst seine jetzige Grösse und Tiefe, (die jedoch durch Versandung abnimmt,) behält, so würde der ganze Boden des Erie-Sees trocken gelegt, und die untere Gegend überschwemmt werden. Der Vf. fügt dieser Erzählung keine weitere Betrachtung bey, aber es erhellt von selbst, dass diese unter unseren Augen, wenn gleich langsam, fortgehende Veränderung ganz geeignet ist, um mit dem verglichen zu werden, was wir in den Bildungen der Thäler, die in einer unbekannten Vorzeit entstanden sind, wahrnehmen.

Eine eben so interessante Betrachtung als die eben erwähnte theilt der Vf. über den *Mississippi* und die Veränderungen, die er in seinem gekrümmten Laufe hervorbringt, mit. Höchst merkwürdig ist hier unter anderen eine zehn englische Meilen lange, 220 Yards breite Lagerung von Treibholz, die sich in einem Arme des Stromes immer mehr sammelt. Obgleich diese ungeheure Masse schwimmend sich mit dem Steigen und Fallen des Wassers hebt und senkt, so ist sie doch, wie festes Land, mit Bäumen und Blumen bedeckt. Jedes Jahr kommen neue grosse Massen Treibholz den Strom herab, und die reichen, unerschöpflichen Wälder liefern immer neuen Vorrath. Die Gegenden, wohin der Strom diese Stämme und die übrigen Niederschläge des Flusses führt, sind reich an lebendigen Geschöpfen, die hier vielleicht ebenso mit jenen Niederschlägen vermischt gelagert bleiben mögen, wie es in manchen Gebirgsschichten der Fall ist, die man als Beyspiele gewaltsamer Revolutionen angeführt hat.

12 Abschnitt. Veränderungen, welche durch Quellen hervorgebracht werden. Die Quelle von *San Vignone* in Toscana hat durch die Niederschläge ihres Wassers einen langen Abhang mit Kalktufflagen, die hie und da 200 Fuss tief sind, bekleidet; und die Quelle von *San Filippo* bringt in 4 Monaten eine Steinschichte von 1 Fuss dick hervor. An anderen Orten lagern sich Kalkschichten mit darin eingeschlossenen Conchylien an, und geben harte Bausteine u. s. w.

13 und 14 Abschnitt. Beyspiele von neu entstehendem Lande. Der über 900 Fuss tiefe Genfer See ist da, wo die Rhone in ihn einfällt, viel flacher; eine ehemals an seinem Ufer liegende Stadt ist jetzt ½ deutsche Meile von dem Ufer entfernt, und man kann annehmen, dass an dem sich immer mehr erweiternden Abhange in dem Theile des Sees, der vor der Mündung der Rhone liegt, seit etwa 8 Jahrhunderten eine Tiefe von 600 bis 900 Fuss mit gelagerten Erdschichten aufgefüllt ist. — In Beziehung auf die Veränderungen, die man an den Ufern der Ostsee und ihrer Meerbusen

beobachtet hat, findet der Vf. zwar Bestätigungen für manche auch da stattfindende Alluvionen; aber die von Einigen angenommene Erniedrigung der Oberfläche der Ostsee erklärt er, — und wir glauben mit Recht, — für völlig unerwiesen, weil in anderen Gegenden der Ostsee-Ufer keine solche Erniedrigung merklich ist. Ob er darin Recht hat, dass er auch die Meinung, die nördlichen und westlichen Küsten der Ostsee höben sich langsam und allmählich hervor, ganz und gar verwirft, wagen wir nicht zu entscheiden; die genaue Vergleichung der Beobachtungen, die nicht durch veränderte Alluvionen scheinen erklärlich zu seyn, müsste hierüber entscheiden.

Die großen Veränderungen, welche die Ufer des mittelländischen Meeres an den Küsten Frankreichs erlitten haben, sind sehr bekannt. Wir wollen daher aus dem, was der Vf. darüber mittheilt, nur die Bemerkung ausheben, dass diese neuen Alluvionen, die erst in den letzten Jahrhunderten entstanden sind, keinesweges ganz aus weichen und lockeren Niederschlägen bestehen, sondern zum Theil aus Felsen, und dass man eine Canone, umgeben mit krystallischem Kalkstein, in jenen Gegenden gefunden hat.

Die Bemerkungen des Vfs. über die an der Mündung des *Ganges* entstehenden Anschwemmungen, über die Quantität der Niederschläge aus den Strömen, über die oft fast ganz horizontale Schichtung dieser Niederschläge, die sich in weitem Abhange bis zu der eigentlichen Tiefe des Meeresbettes erstrecken, über die darin sich gleichsam einbettenden Conchylien, Holzmassen u. s. w. müssen wir übergehen.

15ter und 16ter Abschnitt. Zerstörungen durch Fluth und Seeströmungen. Auf den *Shettlandischen* Inseln werden von der Wuth der stürmischen Wellen Felsstücke von 300 Cubikfuss zuweilen sehr weit fortgerissen. Die Ränder dieser Inseln bieten oft säulenförmige Ueberbleibsel dar, die endlich unterhölt und umgestürzt, zuweilen auch vom Blitze zertrümmert werden, und so, wenn man einmal die Erfolge tausendjähriger Zertrümmerungen offen da liegend sähe, einen Anblick gewähren möchten, der dem nichts nachgäbe, welcher sich dem geologischen Forscher in manchen der Länder darbietet, die ehemals aus dem Meere hervorgehoben sind. Einige merkwürdige Felsgruppen dieser Inseln sind abgebildet, und eine derselben beschreibt der Vf. (nach Dr. *Hibbert*) in folgenden Worten: Die erhabenste Scene ist die, wo eine grosse Porphyrwand der Zerstörung, welche die übrige Küste verheert hat, Widerstand leistend dem Ocean ein Bollwerk entgegen zu setzen scheint. Das Atlantische Meer, wenn es von Winterstürmen aufgeregt ist, bricht sich mit der Gewalt des zerstörendsten Geschützes gegen dieselben, und die Wellen haben mit ihrem unaufhörlichen Herantoben sich einen Eingang geöffnet. Dieser erweitert sich jeden Winter, indem die durch die Oeffnung herandrängende Wassermasse grosse Felsen ablöst, sie bis auf 180 Fuss fortstösst, und die Trümmer in ungeheuren Aufhäufungen zusammenbringt.

Von den schottischen und englischen Küsten theilt der Vf. gleichfalls interessante Nachrichten über die dort nach und nach eintretenden Veränderungen mit, die nicht minder bedeutend, aber etwas langsamer sind, als die von Erdbeben herbeygeführten. Die niedrigen Kalkklippen zwischen *Weybourne* und *Sherringham*, erzählt der Vf. nach eigener Untersuchung, werden unaufhörlich von den Wellen unterhölt. Man berechnete um das Jahr 1805 den jährlichen Verlust auf 3 Fuss, aber wegen des vom Meere abwärts gehenden Abhanges, vermöge dessen allmählich niedrigere Gegenden der Zerstörung bloss gestellt sind, also immer geringere herabgestürzte Massen eine Art Vormauer bilden, schreitet der Abbruch schneller (von 1824 bis 1829 um 50 Fuss) fort. An einem Puncte, wo noch vor 48 Jahren ein 50 Fuss hoher mit Häusern bebauter Felsen war, ist jetzt eine Wassertiefe von 20 Fuss. — Aehnliche merkwürdige Veränderungen führt der Vf. von vielen Orten an der englischen Küste an. Strecken von mehreren hundert Fuss lang und 70 oder 80 Fuss breit sind an manchen Stellen auf einmal ins Meer gestürzt; aber noch weit grösser war der Verlust an Land, wo im Jahre 1792 in *Dorsetshire* eine Strecke von 1½ engl. Meile lang und 1800 Fuss breit sich zum Theil 50 Fuss tief herabsenkte. Die Veränderungen, die sich in anderen Gegenden durch die Zerstörungen des Meeres zugetragen haben, müssen wir übergehen; so wie wir auch von dem 17 Abschnitt nur das bemerken wollen, dass er belehrende Betrachtungen über Anwachs und Abbruch an den Seeküsten, über die Wirkung der Strömungen u. s. w. enthält.

18ter Abschnitt. Hier geht der Vf. zu den Veränderungen über, die dem unterirdischen Feuer ihren Ursprung verdanken. Die genaue Betrachtung der Umstände, welche Zerstörungen durch Wasser und neue Bildungen durch Wasser veranlassen, leitet uns zu dem Schlusse, dass eben die Ursachen in verschiedenen Zeitaltern in denselben Gegenden ungleich wirken müssen, weil mit der veränderten Gestalt der Ufer, der Strombetten u. s. w. auch die von dieser Gestalt abhängigen Wirkungen anders seyn müssen; dagegen ist der Grund, warum Vulkane hier erloschen sind, und dort thätig bleiben oder werden, uns bey Weitem weniger bekannt. Der Vf. theilt zuerst die Umrisse der Gegenden mit, die noch jetzt Wirkungen des unterirdischen Feuers zeigen, um den sehr weit ausgedehnten Schauplatz kennen zu lehren, der noch jetzt diesen Wirkungen unterworfen ist. In Südamerika erstreckt sich die Reihe von Vulkanen durch 20 Breitengrade ohne Unterbrechung; aber diess ist nicht genug, sondern von Chili bis Mexiko ist die Zahl der Vulkane gross genug, um sie alle als verbunden anzusehen, und man kann sie vielleicht als von Cap Horn bis Californien einen ganzen Erdquadranten einnehmend ansehen. Eben so weit erstreckt sich die von den Aleutischen Inseln bis zu den Molucken fortgehende Reihe, zu welcher die Vulkane in Kamtschatka und Java und Sumatra gehören. Eine dritte, an Vulkanen, heissen Quellen und anderen Spuren unterirdischen Feuers reiche Gegend erstreckt sich bis zu den Azoren. Andere vulkanische Gegenden, wie Island, die Inseln an der südöstlichen Seite von Afrika u. a., sind theils begrenzter, theils noch

nicht genug bekannt. Der folgende Abschnitt enthält eine Sammlung von Nachrichten über die Wirkungen der Vulkane; und da es hier des Vfs. Absicht ist, die Gleichförmigkeit der Wirkungen in alter und neuer Zeit nachzuweisen, so heben wir einige sich darauf beziehende Bemerkungen aus. Als im Jahre 1538 der *Monte Nuovo* sich bildete, erhob sich die ganze Küste von Monte Nuovo bis Puzzuoli sehr bedeutend über den Meeresspiegel und behielt diese Höhe; die grosse Masse des Berges selbst, der 440 Fuss hoch über der Meeresfläche ist, und der unten 8,000 Fuss im Umfange hat, entstand in einem Tage. Die Heftigkeit der vulkanischen Wirkungen, die in den ältesten Zeiten in Campanien Statt gefunden haben, bemerkt der Vf., ist als Beweis aufgeführt worden, dass jetzt doch eine verhältnissmässige Ruhe in diesen Gegenden herrsche; aber man hat sich die ohne Zweifel in einer sehr langen Zeitfolge entstandenen Berge als schnell hinter einander entstanden gedacht, ohne zu überlegen, dass auch damals Jahrhunderte ruhig mögen vorbeygegangen seyn, so wie in der neueren Zeit der Vesuv zuweilen zu ruhen schien, und dann plötzlich durch neue Ausbrüche die ganze Gegend umgestaltete. Eine Erscheinung dieser Art hat selbst die neueste Zeit dargeboten, indem im Jahre 1822 der grosse Crater des Vesuvs durch eine 20tägige Eruption eine gänzliche Veränderung erlitt. Ganze 800 Fuss gingen von der Höhe des Berges verloren, der vorher 4200 Fuss, nachher nur 3400 Fuss hoch war, und ein Crater von furchtbarer Tiefe und etwa 4000 Fuss im grössten Durchmesser hatte sich in jenen Tagen geöffnet, in dessen Innerem man die Lagen, aus denen der Kegel, gleichsam aus concentrischen Bekleidungen von Lava und Sand, gebildet ist, wahrnimmt. Diese geneigten Lagen sind durch dichte Lavadämme unterbrochen, die bey früheren Ausbrüchen zuweilen tiefe Spalten ausgefüllt haben, welche bey den den Ausbrüchen vorangehenden Erdbeben entstanden seyn mochten. Alle diese Lavadämme müssen seit der grossen Eruption im Jahre 79 unserer Zeitrechnung entstanden seyn. Der Vf. beschreibt genau die Erdschichten, mit welchen Pompeji bedeckt ist, und theilt Bemerkungen über die Entstehung derselben mit. Die Vermischung solcher Lagerungen, die auf Entstehung durch Wasser deuten, mit denen, welche sich als eigentlich vulkanisch zeigen, könne uns nicht in Verwunderung setzen, da auch im Jahre 1822 noch ein Schlammstrom den Berg herunter lief, und die bey den Eruptionen oft entstehenden heftigen Regengüsse solche aus Asche und Staub hervorgebrachte Alluvionen öfter bewirken. Ueber den Zustand der verschütteten Städte Pompeji und Herculaneum selbst sind hier manche interessante Nachrichten zusammengestellt, unter denen die Bemerkung uns wichtig scheint, dass man bis jetzt wenig an die Untersuchung von Privatwohnungen gedacht, und vermuthlich aus diesem Grunde noch keine Bibliotheken weiter gefunden habe, dass aber das Aufsuchen von Papyrusrollen unstreitig wichtiger sey, als das Ausräumen öffentlicher Gebäude, deren Verzierungen und Bauart man an anderen Orten schon kennen gelernt hat. — Es ist bekannt, dass, so sehr auch diese Gegenden den Zerstörungen durch vulkanische Eruptionen ausgesetzt sind, dennoch die Einwohner, unabgeschreckt durch die erlittenen Unfälle, sich immer auf den Ruinen der zerstörten Städte wieder anbauen, und dass die Fruchtbarkeit des Bodens und die für Gewerbe und Handel passende Lage, verbunden mit der Ueberlegung, dass alle benachbarten, ohnehin schon bevölkerten, Orte in gleichen Gefahren schweben, hiezu die Veranlassung geben. Diese auf die zerstörten Städte immer wieder neu gegründeten Wohnungen geben dem Vf. Veranlassung, zu bemerken, in welchem Lichte sich diese Zerstörungen vielleicht einst nach Jahrtausenden zeigen könnten, wenn es geschehen sollte, dass eine scharf abgerissene Küste dem Geologen diese in langen Zeiträumen nach einander erfolgten Zerstörungen ganz offen vor Augen legte, und zu welchen Betrachtungen über den unglücklichen Zustand eines noch den chaotischen Veränderungen unterworfenen Zeit-Alters man durch die Beobachtung dieser Trümmer eben so gut veranlasst werden könnte, als manche Geologen zu ähnlichen Betrachtungen Anlass in den Erscheinungen gefunden haben, die sich uns in den in uralter Zeit gebildeten und zertrümmerten Erdschichten darbieten. „Und dennoch, fügt er hinzu, was war der wahre Zustand dieser Gegenden während des Zeitraumes dieser anscheinend grauenvollen Zerstörung? — Ein Klima, wo der Hauch des Himmels lieblich und anlockend duftet, eine kräftige und überreiche Natur, die in ihren Erzeugnissen kaum ihres Gleichen hat, eine Gegend, die das Feenland der Dichter und der Lieblings-Aufenthalt grosser Männer war. Zwar waren die Einwohner dieser Gegenden nicht frey von den Unfällen, mit denen das Menschengeschlecht umgeben ist, aber die schlimmsten Uebel gingen von moralischen, nicht von physischen Ursachen aus, und die traurigsten Ereignisse waren weit mehr solche, bey welchen der menschliche Wille einwirkt, als die, welche aus den unvermeidlichen Zerstörungen der unterirdischen Kräfte entsprangen."

21 Abschn. Erzählung der Veränderungen, welche der Aetna erlitten hat. Der 320 Fuss hohe obere Kegel stürzte bey dem Erdbeben von 1537 ein, und 1693 änderte sich die Höhe des ganzen Berges so merklich, dass er an manchen Orten nicht mehr gesehen ward, wo er früher sich über dem Horizonte gezeigt hatte. Im Jahre 1669, da die 450 Fuss hohen Monti Rossi entstanden, öffneten sich mehrere ungeheuere, Meilen lange, wenn gleich nur 6 Fuss breite Spalten; sie scheinen sich von unten herauf mit glühenden Materien gefüllt zu haben, und scheinen eine Erklärung über die Bildung der verticalen Porphyrdämme zu geben, die sich in einigen älteren Laven finden. Ein Lavastrom, der 15 englische Meilen durchlaufen hatte, ehe er das Meer erreichte, hatte dort noch 1800 Fuss Breite und 40 Fuss Tiefe.

Wir dürfen nicht länger bey den vielen interessanten Erzählungen verweilen, die der Vf. sowohl über den Aetna als über andere Vulkane hier mittheilt, aber eine weniger bekannte Erscheinung verdient doch noch hervorgehoben zu werden. Als man im Jahre 1828,

nach einem in jenen Gegenden ungewöhnlich heissen Sommer, in Catanea und anderen benachbarten Gegenden Mangel an Eis zu Abkühlung der Getränke hatte, wandte man sich an *Gemmellaro* in der Hoffnung, dass seine genaue Kenntniss des Aetna ihn vielleicht zu irgend einer Schneelagerung geführt habe, die anderen Bewohnern versteckt geblieben sey, und dieser wies auch wirklich eine kleine Masse nie aufthauenden Schnees nach, von der er glaubte, dass sie sich als ein mit Lava bedeckter Gletscher unter dieser Lava weiter erstrecke. Bey genauerer Untersuchung fand sich, dass die Lava mehrere hundert Yards weit über dieser Gletschermasse lag; aber die grosse Härte des Eises machte die weitere Untersuchung allzu kostbar; und als Hr. *Lyell* selbst kurz nachher die Gegend besuchte, hatte schon neuer Schnee wieder die Oeffnung ausgefüllt. Ohne Zweifel musste, so schliessen *Gemmellaro* und *Lyell*, bey einem früheren Ausbruche diese Eismasse sich mit Sand, Steinen, Schlacken und einer Lagerung von Staub und dergl. bedeckt haben, so dass die über diese schlechten Leiter wegfliessende Lava die untere Eis- und Schnee-Masse nur wenig zu schmelzen vermochte.

22 Abschn. Die Vulkane der Canarischen Inseln, Griechenlands u. s. w. Bemerkungen gegen die von *von Buch* aufgestellte Meinung über Erhebungscrater.

Die folgenden Abschnitte (23 bis 25) betreffen die Erdbeben. — Das Erdbeben in *Chili* am 19 Nov. 1822 hob in der Gegend von Valparaiso einen Landstrich, der auf 100,000 englische Quadratmeilen geschätzt wurde, um einige Fuss hoch; ein Theil des bisherigen Meeresbodens mit seinen Austerbänken und Muscheln wurde trocken. Bey den vulkanischen Ausbrüchen auf der Insel *Sumbawa* (im April 1815) war ein Raum von 1000 engl. Meilen im Umfange der Schauplatz der Ereignisse; dreyhundert englische Meilen weit wurde die Luft mit Asche erfüllt u. s. w. Von weit geringerer Grösse, aber dennoch höchst merkwürdig waren die Erfolge des Erdbebens in *Calabrien* 1783, bey denen der Vf. lange verweilt. Er knüpft an diese Erzählungen unter anderen Bemerkungen auch die, dass die Entstehung der Thäler durch die Wirkung fliessender Wasser erst dann ganz verständlich wird, wenn man die Wirkung der Erdbeben dabey mit berücksichtiget. Eine Erzählung nur der wichtigsten Erfolge der Erdbeben, die in den letzten 140 Jahren durch genauere Beschreibungen bekannt geworden sind, wird hier mitgetheilt, und der Vf. knüpft daran die Betrachtung: wenn schon aus diesen, meistens doch nur unvollkommen beschriebenen Fällen so bedeutende Veränderungen der Erd-Oberfläche nachzuweisen sind, wie gross würden nicht die Veränderungen erscheinen, die in 14 Jahrhunderten Statt gefunden haben. Städte, die bey einem Erdbeben versunken sind, mögen in späteren Erdbeben immer tiefer hinabgesunken seyn, und könnten gar wohl in grossen Tiefen noch verborgen, und in Felsen eingeschlossen, vorhanden seyn. Andere Gebäude können in Seen untergesunken, mit Niederschlägen des Wassers umgeben, und dann wieder hervorgehoben seyn u. s. w. Als ein Beyspiel dieser Art ist der Tempel des *Jupiter Serapis* zu betrachten, der den Beweis liefert, dass in einem Zeitraume von 1800 Jahren die Gegend von *Puzzuoli* sich zweymal durch Hebung und Senkung um mehr als 20 Fuss verändert hat. Auch die übrige Gegend hat deutliche Spuren einer Hebung von mehr als 20 Fuss, indem eine flache, aus Erdschichten im Meere angelagerte, Küste jetzt 20 Fuss oberhalb des Meeres liegt, und hinter sich eine steile, offenbar vom Meere ehemals unterhölte Bergwand hat. Der Tempel selbst zeigt an seinen 42 Fuss hohen Pfeilern bis zu 12 Fuss über den Piedestals Löcher von Bohrmuscheln, die nur in einem langen Verweilen unter dem Wasser des Meeres entstanden seyn können, und es erhellt daher, dass die noch aufrecht stehenden Säulen in dieser Stellung sich unter dem Meerwasser befunden haben, und dann wieder hervorgehoben sind. — Auch andere Tempel in jener Gegend sind so versunken, dass sie sich noch jetzt unter dem Wasser des Meeres befinden; auch einige römische Strassen sind unter dem Wasser kenntlich; und in anderen Gegenden sind Hebungen und Senkungen ganzer Gebäude vorgekommen, ohne dass diese dadurch zertrümmert sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Berlin, b. Riemann: *Neue Mährchen für Kinder reiferen Alters, von Polycarpus.* 1828. 118 S. in 12. (12 gr.)

Ein neuer Beytrag zur Unterhaltung und Nahrung für die jugendliche Einbildungskraft. Warum nicht? Rec. meint, dass aus diesem Keime so manches Gute entwickelt werden könne. Darum wird auch diese kleine Schrift der jungen Lesewelt nicht unwillkommen seyn. Sie trägt als Motto an der Stirn den Vers von *Goethe*:

„Erzähl' uns ein Mährchen, erzähl' es uns oft,
Dass ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder sie hören es gerne."

Das Ganze zerfällt in 7 Mährchen, welche insgesammt so anmuthigen und lieblichen Inhaltes, und so gut erzählt sind, dass sie recht viele lehrbegierige Leser zu finden verdienen, und hoffentlich bereits gefunden haben.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

GEOLOGIE.

LONDON, b. Murray: *Principles of Geology* etc. By *Charles Lyell* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

26 Abschnitt. Schlussbemerkungen. Mit Recht fodert der Vf., dass man an denjenigen, der die früheren Veränderungen auf der Erde aus dem, was sich jetzt ereignet, zu erklären sucht, nun nicht sogleich die Anfoderung machen dürfe, *alles* zu erklären, indem man bedenken müsse, dass auch die noch immer fortdauernden Wirkungen uns nur sehr unvollkommen bekannt sind. Er theilt dann noch allgemeine Betrachtungen über die Ursache der Erdbeben und der vulcanischen Eruptionen und über die Ausgleichung, die zwischen den das Land zerstörenden und wiederherstellenden Ursachen Statt findet, mit. Bey allen diesen und den in den vorigen Abschnitten mitgetheilten Nachrichten und Betrachtungen ist *von Hoffs* gehaltreiches Werk oft und dankbar benutzt worden.

Schon die wenigen Bruchstücke, die wir aus dieser geistreichen und auf eine genaue Bekanntschaft mit den Naturerscheinungen gegründeten Darstellung mitgetheilt haben, sind wohl geeignet, zu zeigen, wie sehr die Vergleichung der unter unseren Augen vorgehenden Ereignisse auf der Erdoberfläche mit denen, die sich in uralter Zeit begeben haben, die Aufmerksamkeit der Geologen verdient. Es lässt sich nicht leugnen, dass selbst Erscheinungen, welche die ganze Erde zu umfassen scheinen, sich, als dem Laufe unermesslicher Zeiträume angehörend, auf eben diesem Wege erklären lassen. Denn wenn gleich jetzt das feste Land der Erde ungefähr dieselbe sphäroidische Gestalt hat, wie das Meer, so folgt doch daraus nicht nothwendig, dass die jetzt festen Theile irgend einmal insgesammt flüssig gewesen sind, und sich nach den Gesetzen, wie flüssige Körper, gelagert haben; sondern indem die ganze Erde unregelmässige Hervorragungen aus dem sphäroidisch gestalteten Meere darbot, mussten die Alluvionen sich in Beziehung auf die um den Aequator einem grösseren Durchmesser entsprechende Oberfläche des Meeres so bilden, dass sie mit Hülfe unterirdischer Kräfte durch Hebung und Senkung so gut am Aequator als am Pole die Oberfläche erreichen und aus ihr hervortreten konnten. Und eben so möchten noch manche andere Erscheinungen sich erklären lassen.

Aber dennoch muss man, wie fast bey jeder neuen Hypothese so auch hier, warnen, nicht zu weit zu gehen. Die Möglichkeit eines wesentlich verschiedenen Zustandes der Erde, mochte er nun aus einer noch nicht so weit vollendeten Ausbildung, aus dem jugendlichen Zustande der Erde entstehen, oder aus einer merklich anderen Neigung der Erdaxe gegen die Bahn, oder aus dem Zusammentreffen der Apsidenlinie der Bahn mit den Nachtgleichen u. s. w., lässt sich doch nicht geradezu leugnen; und da es ungewiss bleibt, in welchem Grade die Umformungen der Oberfläche das Klima ändern konnten, so würde es Unrecht seyn, geradezu alle anderen Rücksichten aus den Augen zu setzen. Aber wenn man auch nicht ganz diese Rücksichten vergessen darf, ja wenn man ihnen auch mehr Werth beylegte, als Rec. ihnen beyzulegen geneigt ist, so wird man doch bekennen müssen, dass *Lyells* Werk zu den belehrendsten und geistreichsten Büchern gehört, und dass es sich durch eine höchst angenehme Darstellung und gute Schreibart eben so sehr als durch den Inhalt selbst auszeichnet.

Eine Darstellung des Tempels des Serapis, 33 kleine, elegante Holzschnitte, welche merkwürdige Felsen, Durchschnitte von Bergen u. s. w. darstellen, und 2 Chärtchen dienen dem Buche zu einer angenehmen Zierde.

B.

GESCHICHTE.

SCHWELM, b. Scherz: *Kleine Weltgeschichte zum Gebrauch für Bürgerschulen*, von Dr. *Rauschnik*. 1827. IV u. 187 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf. berichtet in der kurzen Vorrede, dass die von ihm übernommene Bearbeitung eines Lehrbuchs der Weltgeschichte zum Gebrauch für Gymnasien und *Volksschulen*, welches zur nächsten (also im Jahre 1828) Ostermesse erscheinen werde, ihn veranlasst habe, auch eine kleinere Weltgeschichte für *Bürgerschulen* — (wodurch unterscheidet er letzte von Volksschulen? Hat er vielleicht statt Volks- *gelehrte* Schulen sagen wollen?) — herauszugeben, wozu er seit längerer Zeit von mehreren Seiten aufgefodert worden, und dass diese Ausar-

bekung hinsichtlich der Darstellungsweise eine nicht ganz leichte Aufgabe sey, die er befriedigend gelöset zu haben hoffen dürfe; dass er aber seinen Fleiss für hinlänglich belohnt halten würde, wenn dem Büchelchen von praktischen Schulmännern dadurch, dass sie sich dessen zum Leitfaden bey ihrem Unterrichte bedienen, einige Brauchbarkeit zugestanden werde. — Rec. kann nun zwar, weil schon so viele brauchbare Leitfaden in diesem Fache vorhanden sind, dem fleissigen Vf. nicht gerade die Zusicherung ertheilen, dass dieser billige Wunsch so bald vollkommen in Erfüllung gehen werde, aber mit gutem Gewissen darf er behaupten, dass diess Werk sich ganz zu diesem Zwecke eigne, und dass es demnach mit vielem Fleisse und grosser Umsicht ausgearbeitet, auch ganz frey von groben Verstössen gehalten worden sey. Denn zu einem guten Lehrbuche der Geschichte *für die Jugend* aller Stände gehören bekanntlich nicht bloss eine planmässige Behandlung, eine sorgfältigere Auswahl aller einflussreichen Ereignisse, ein lichtvoller, leichtverständlicher Vortrag und ein fliessender Stil, sondern auch ein strenges Vermeiden aller näheren Schilderungen solcher unmoralischen Handlungen schlechter Regenten, welche die jugendliche Phantasie entzünden können, sowie alles unnöthigen Räsonnements, weil es dem Lehrer überlassen bleiben muss, beym mündlichen Vortrage die Ursachen der vorzüglichsten Begebenheiten zu entwickeln, die unausbleiblichen oder zufälligen Folgen derselben vor Augen zu legen, und es seinen Zuhörern anheim zu stellen, die Nutzanwendung davon zu machen. — Und alle diese Erfodernisse wird der Leser hier durchgängig berücksichtigt finden. Ja alle unmoralischen Handlungen, an welchen die Geschichte leider so reich ist, sind dermassen in Schatten gestellt worden, dass man das Buch unbedenklich auch dem unverdorbensten Schüler in die Hände geben darf. Hinsichtlich des Räsonnements erlaubt der Vf. sich zwar hin und wieder, zumal beym Uebergange zu einer neuen Zeitperiode, kurze Bemerkungen vorauszuschicken allein alle diese beurkunden eine so gesunde Urtheilskraft und eine so unparteyische Ansicht, dass gewiss jeder Lehrer solche bey seinem Unterrichte zu Grunde legen und nur näher erläutern wird. Rec. bleibt nun nicht viel mehr übrig, als das Publicum mit dem Inhalt und der Behandlungsweise des Stoffes etwas näher bekannt zu machen.

Die *Einleitung* beginnt mit dem Satze, dass der Mensch seine Bestimmung nur in Gemeinschaft mit anderen seines Gleichen erreiche; dass, um in der Menschheit und mit ihr leben und wirken zu können, eine Kenntniss ihres Wesens und ihrer Begebenheiten erfoderlich sey, und dass diese nur durch die Geschichte erlangt werden könne. Hierauf kommen, nach Erläuterung des Wortes: Geschichte, die Hülfswissenschaften derselben an die Reihe. Als solche werden hier nun Chronologie, Geographie, Statistik, Heraldik, Numismatik, Diplomatik, ja selbst Sphragistik und Epigraphik aufgezählt. Ob aber mit Erklärung der meisten dieser Zweige des menschlichen Wissens auf Bürgerschulen — wenn anders nicht etwa der Vf. Lyceen darunter versteht — die Zeit verplittert werden dürfe, ist eine Frage, die gewiss mancher Lehrer verneinen wird. Eben so möchte auch die Darstellung der verschiedenen Arten, auf welche die Geschichte vorgetragen werden kann, in einem solchen Büchelchen ziemlich überflüssig seyn. Die Einleitung schliesst mit der Eintheilung in 4 Hauptabschnitte: *alte*, *mittlere*, *neuere* und *neueste* Geschichte, bey welchen der Vf., was sehr zu loben ist, die überall gebräuchliche Ausdehnung beybehalten hat.

1ster Abschnitt. Alte Geschichte. Von dem Anfange geschichtlicher Nachrichten bis 476 *Jahr nach Christi Geburt.* Dieser wird wiederum in 4 *Zeiträume* unterschieden, denen ebenfalls ihre gewöhnlichen Grenzen gegeben worden sind. Rec. hat folglich nicht nöthig, sie näher zu bezeichnen; doch hält er für sachgemäss, bey dem ersten Zeitraum (*von der Gründung der ersten Staaten bis auf den Perser-König Cyrus*) etwas länger als bey den übrigen zu verweilen, theils weil gerade in dieser so sehr ins Dunkle gehüllten und vornehmlich nur mit Mythen angefüllten Periode der Geschichtsforscher ein ausgedehntes Feld vor sich hat, seinen Scharfsinn zu üben und seine Beurtheilungskraft zu zeigen, um so viel als möglich den Schleier zu lüften, und das Wahre vom Fabelhaften, das Wahrscheinliche vom Unwahrscheinlichen zu sondern; theils auch, weil deshalb in mehreren Handbüchern der Geschichte dieser Zeitraum so kurz als möglich abgefertigt wird. Mit Wohlgefallen wird der unbefangene Leser bald bemerken, dass der Vf. in diesem Werkchen nicht nur die gehörige Vollständigkeit und Genauigkeit gehandhabt, sondern auch dabey seine Phantasie möglichst gezügelt und selbst alles Wahrscheinliche als nicht erwiesene Hypothese vorgelegt habe. Er hebt nun diesen Zeitraum im §. 1 mit den Worten an: „Wann der Menschheit Daseyn begann, ist nach Jahren nicht anzugeben. Der Allmächtige, auf dessen Wink sie aus dem Nichts hervorging, verhüllte uns die Zeit und den Ort ihres Entstehens. Daher beschränkt sich Alles, was Gelehrte über den Ursprung unseres Geschlechts gesagt haben, nur auf Muthmassungen. Ob das Menschengeschlecht aus einem Paar, oder aus mehreren, entstanden sey, darüber sind von den Naturforschern verschiedenartige Meinungen aufgestellt worden. Es finden sich nämlich in Körperbildung und Hautfarbe der Menschen gewisse Verschiedenheiten, wodurch die Naturforscher veranlasst worden sind, 5 Hauptgattungen der Menschen anzunehmen u. s. w." Nachdem er diese nach *Hassel* classificirt hat, bemerkt er, dass die heilige Schrift uns dagegen lage, dass die Menschheit von Einem Paar abstamme, was auch um so unzweifelhafter angenommen werden dürfe, als darauf die zur Erhaltung der Menschheit unentbehrliche allgemeine Bruder- und Menschen-Liebe sich gründe; er theilt darauf seine Ansicht über den ersten Zustand der Menschen und über deren früheste Beschäftigungen mit, und schliesst diesen §. mit folgenden richtigen, aber leider nicht allgemein beherzigten Worten: „Wie nun der Anbau des Bodens, die Zucht des Viehes, und die Errichtungen von Wohnungen den

Begriff von Eigenthum ausbilden, wie gegenseitiges Bedürfniss bey verschiedenartigem Besitz zum Tauschhandel führen, wie aus dem Beysammenwohnen das Ansehen der Familienhäupter und daraus der Stammeshäupter hervorgehen konnte, woraus endlich gesellschaftliche Uebereinkommen, Ordnungen und Gesetze entstehen mussten: darüber lässt sich viel *anscheinend Wahres sagen, doch als geschichtlich wahr erweisen nichts.* Was die Sage davon aufbehalten hat, ist dunkel, verworren und des Beachtens nicht werth; vor dem Anfange regelmässig gebildeter Staaten giebt es keine Geschichte." — §. 2 handelt vom Paradiese, welches, wie der Vf. meint, am wahrscheinlichsten in der Landschaft Kaschemire gesucht werden dürfe. — §. 3 spricht vom ersten Staate, vom ersten Volke, und zwar insonderheit von den in der Bibel aufgeführten Reichen Babylonien und Assyrien. — Der §. 4 beschäftigt sich mit Indien und China, welche Länder der Vf. uralte Sitze menschlicher Bildung nennt, obschon sich keine geschichtlichen Thatsachen angeben lassen. Bey Indien insonderheit äussert derselbe, dass jede der 4 Hauptkasten der Hindus vielleicht früher ein besonderes Volk ausgemacht haben könnte. — Im §. 5 kommen die Hebräer an die Reihe, die natürlich ganz nach der Bibel geschildert werden. — Der §. 6 beschreibt die Phönizier. — Im §. 7 wird das Bemerkenswerthere über Klein-Asien, und im §. 8 über Aegypten berichtet. — Der §. 9 betrifft die älteste Kunde von Nord-Afrika, die sich natürlich fast nur auf Karthago beschränkt. — Im §. 10 treten endlich die Griechen vor, die schon weitläuftiger geschildert werden. — Der §. 11 stellt das alte Italien dar, und macht den Beschluss der ersten Periode. Der allgemeine, auf 17 Z. zusammengezogene Abriss dieses Zeitraums darf als Muster eines guten, gedrängten Vortrags gerühmt werden. — Bey den übrigen 3 Zeiträumen der alten Geschichte hat Rec. keine erheblichen Ausstellungen zu machen.

2ter Abschnitt. Geschichte des Mittelalters. Auch dieser weicht in Hinsicht seiner Eintheilung in 3 Perioden keinesweges von den gewöhnlichen Annahmen ab. — Im 2ten Zeitraume scheint Rec. die Schattenseite K. Karls des Grossen zu sehr in den Hintergrund gestellt worden zu seyn. — Auch wird hier vielleicht mancher tadeln, dass der Vf. S. 76 die Türken, ohne hier etwas über deren Entstehung zu erwähnen, zuerst mit folgenden Worten einführt: „Die Türken brachten dem arabischen Reiche den empfindlichsten Verlust, da ihr Sultan Mahmud im J. 1000 ein grosses Reich am Oxus, Indus und Ganges stiftete, dessen Nachkommen, unter dem Namen der Gasnaviden, später Delhi zu ihrem Sitze wählten;" und erst weiter unten S. 94 auf ihren Ursprung zurückkommt. Warum schreibt er aber noch Tartaren und nicht lieber Tataren? — Im 3ten Zeitraume hätte da, wo von den vorzüglichsten Staaten Italiens im Mittelalter gesprochen wird, Pisa, die Nebenbuhlerin Venedigs und Genuas, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen.

3ter Abschnitt. Geschichte der neueren Zeit. Dieser wird, da die *neueste* Geschichte als ein für sich bestehender Abschnitt behandelt ist, nur in 2 Zeiträume und zwar 1) von der Entdeckung Amerikas bis zum Westphälischen Frieden; und 2) von da an bis zum Ausbruch der französischen Revolution abgetheilt. — S. 119 nennt der Vf. die Manschuren (Mandscheu), bekanntlich ein von den Tataren und Mongolen verschiedenes Stammvolk, schlechthin *Tartaren*, und schreibt ihnen als Tataren die Eroberung von China zu.

4ter Abschnitt. Neueste Geschichte. Dieser wird weiter nicht in Zeiträume zerlegt, und ist im Ganzen mit eben der Sorgfalt, ja selbst, was gar nicht gemissbilligt werden kann, etwas ausführlicher behandelt. Indess möchte Rec. wünschen, dass der Vf. hin und wieder etwas mehr Genauigkeit in seinen Angaben angewendet hätte. So schreibt er den Sieg bey Kunnersdorf im siebenjährigen Kriege lediglich den Oesterreichern zu, ohne des russischen Heeres, das dazu so thätig mitwirkte, mit einer Sylbe zu gedenken; so lässt er im Frieden von Wien vom J. 1809, statt des Kreises Tarnopol, Ostgalizien an Russland abtreten; so macht er im J. 1814 keine einzige der Schlachten, die der Eroberung von Paris vorhergingen, namhaft u. s. w. Doch sind diess nur kleine Mängel, die jeder Lehrer leicht verbessern oder suppliren kann.

Rec. könnte nun schliessen, wenn er es nicht für Pflicht hielte, dem Leser von der eben so kräftigen als blühenden Sprache des Vfs. und von dem Geiste, der im ganzen Werke weht, eine Probe vorzulegen. Und hiezu wählt er unbedenklich den Eingang zum 4ten Abschnitt, der also lautet: „Die europäischen Völker, bey denen das geistige Leben durch des Despotismus eiserne Gewalt, oder der Glaubensgerichte blutige Gräuel nicht erstickt worden war, hatten, seitdem die Kirchenverbesserung Licht verbreitet, beträchtliche Fortschritte in ihrer Entwickelung gemacht, wodurch die grössten Theils aus dem Mittelalter auf die neue Zeit übergegangenen Staatsformen in manchen Fällen unzureichend wurden. Das noch immer herrschende Lehnssystem stand mit der Volksbildung in schreiendem Widerspruch. Der Druck desselben wurde da um so stärker gefühlt, wo eine über alles Verhältniss reiche und zahlreiche Geistlichkeit, die nur Rechte geniessen, aber keine Pflichten als Staatsbürger leisten wollte, ihn vergrösserte. Mehr als irgendwo war dieses in Frankreich der Fall. Die Mängel der Verwaltung konnten bey der unermesslichen Zerrüttung der Finanzen nicht mehr verdeckt werden, und dem Elende des unter unerschwinglichen Lasten erliegenden Volkes konnte nur abgeholfen werden, wenn die bevorrechteten Stände einen bedeutenden Theil ihrer Vorrechte aufopferten: doch das wollten sie nicht. Daher nahm denn das Volk selbst, was ihm nicht freywillig gegeben wurde; aber einmal zur Selbsthülfe genöthiget, nahm es mehr, als es anfangs verlangt und bedurft hatte, und von böswilligen Führern aufgereizt, setzte es seinen Foderungen keine Schranken mehr, stürzte endlich Thron und Altar, zerbrach alle Schranken der Ordnung, Sittlichkeit, Menschheit, und hörte nicht eher zu wüthen auf, bis aller Frevel erschöpft, und die Flamme seine Wuth in ei-

nem Meere von Blut erkauft hatte. Und zerstörend wie gegen sich selbst, erhob sich das französische Volk auch gegen andere Völker, wollte bey ihnen das zertrümmern, was ihm ein Gegenstand des Hasses geworden war; frey machen wollte es sie; es machte sie aber zügellos und arm und endlich auch abhängig, nachdem es selbst sich der unbeschränkten Herrschaft eines Einzigen unterworfen hatte u. s. w.

Noch muss Rec. bemerken, dass das Werk in 76 §§ vertheilt ist, und dass der Vf. zu Ende des 1ten, 2ten und 4ten Abschn. auch eine wohlgerathene Uebersicht des jedesmaligen Culturzustandes giebt, ja selbst die meisten Namen der ausgezeichnetsten Männer und Gelehrten aus jedem Fache des menschlichen Wissens und der Kunst bey jedem Zeitraume hinzufügt. Diess ist nun allerdings an sich sehr lobenswerth. Da aber dieses Lehrbuch vornehmlich zum Gebrauch der Bürgerschulen bestimmt ist, sollte der Vf. beym Niederschreiben dieser Menge von Namen seinen Zweck nicht aus den Augen gesetzt haben?

Das Papier ist recht gut; aber sowohl der Satz, als die Correctur scheinen von Anfängern in diesen Fächern besorgt worden zu seyn. Denn man findet nicht bloss genug Druckfehler, sondern auch gar nicht selten Wiederholungen einzelner, wohl auch von zwey Wörtern. Unter der Druckfehlern will Rec. nur Einen ausheben, nämlich S. 53, wo statt *Ulinius Plinius* zu lesen ist.

W. O. M.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in d. Allgem. niederländ. Buchhandl.: *Das Schloss von Coppet im Jahre* 1807. Historische Novelle aus dem Nachlasse der Gräfin *von Genlis*. Nach dem Französischen frey bearbeitet von *E. G. Hennig*. 1831. VI u. 156 S. 8. (1 Rthlr. 5 gr.)

In diesem nachgelassenen Spätling der Vfin. findet man ganz ihre bekannte Manier wieder, das Zurechtmachen von ihr aus unsicheren Ueberlieferungen bekannt gewordenen Thatsachen, wobey sie nie verfehlt, das *historique* unter den Text zu schreiben, das Apretiren der Liebe in süssliche Empfindeley, und das Polemisiren gegen Individuen, die es wagten, ein anderes Urtheil als das der Frau Gräfin zu haben. Hier trifft ihr Zorn einen berühmten deutschen Literator, der ungeschlacht, geistlos, bloss nothdürftig des Buchstaben erkennend seyn muss, weil er sich erkühnte, die Unfehlbarkeit der Aussprüche französischer Akademiker über das Drama: „Die Lehre der drey Einheiten", zu bezweifeln, ja sogar die griechischen Tragiker über die französischen zu stellen. Dafür muss er sich die schmählichsten Grobheiten von der guten Gesellschaft, sogar von der Frau *v. Stael* sagen lassen, die damit und mit der Bereitwilligkeit, einen Liebeshandel zwischen ihrer schönen Freundin und einem deutschen Prinzen zu unterstützen, ihren Part aufgesagt hat. Ueberhaupt erwarte man ja keine Charakteristik, keine treue Schilderung in dieser Novelle; klare Anschauung war nie ein hervorstechender Zug dieser Schriftstellerin, deren Figuren, die historischen wie die eingebildeten, sich alle gleichen, stets die Sprache der Salons reden, nicht die Natur aus erster Hand, sondern nur den conventionellen Begriff davon aufzunehmen im Stande sind. Daher kommt es auch, dass Flachheit sogar im Coppeter Salon sich einschleicht, dass Frau *v. Stael* einen Anstrich von *fadaise* hat, und man herzlich froh ist, dass die Vfin. sich kurz fasste, und nicht in die Bogen arbeitete.

Vr.

Vermischte Schriften. *Zürich*, b. Ziegler und Söhne: *Ueber das Apothekerwesen und die nothwendige Umgestaltung und Verbesserung desselben im Canton Zürich.* Eine Abhandlung, vorgetragen in der Sitzung der Gesellschaft der Aerzte des Cantons Zürich am 7 Juni 1830 von Dr. *Johann Rudolph Koechlin*. 1830. 36 S. 8. (4 gr.)

Persönliche Vortheile, Geldgewinn mag Niemand gern aufgeben, wenn auch die gesunde Vernunft auf das Sprechendste das Unrechtmässige derselben darthut. *Nihil humani a me alienum puto*, denken einige der selbstdispensirenden Aerzte in Zürich. Das Verschreiben der Arzneyen in die Apotheken, die Bereitung derselben nach einer verbindlichen Vorschrift (Pharmakopöe), die Visitation der Apotheken ist in allen Cantonen der Schweiz eingeführt, Zürich (und St. Gallen) ausgenommen. Die im J. 1810 in Zürich errichtete Cantonalapotheke ist bloss für die Recepte der Cantonalanstalten bestimmt. Eine zweyte öffentl. Apotheke des Cantons findet sich noch zu Winterthur. Die Gesellschaft der Aerzte des Cantons Zürich gab in den letzten Jahren die Anregung zu einer Verbesserung des Apothekerwesens, und das Sanitätscollegium beauftragte dann eine Commission zur Begutachtung einer solchen Verbesserung. Die Prüfung der Apotheker, die Einführung einer Pharmakopöe, einer Apothekertaxe und der Apothekenvisitationen u. s. w. wurden von der Commission vorgeschlagen und vom Collegium genehmiget; der Grundsatz der Commission jedoch, dass die Aerzte in Zürich und Winterthur die verordneten Arzneyen in die öffentlichen Apotheken verschreiben und keine Hausapotheken fernerhin halten sollten, fand bey dem Sanitätscollegium einen beharrlichen Widerspruch; die Stimmen waren getheilt, und so blieb die Berathung stehen. Die dürftigen dagegen aufgebrachten Gründe widerlegt unser Vf. in der zweyten Hälfte der Abhandlung von S. 26 an mit höchst bescheidenen Gründen. Diess ist der Hauptzweck der ganzen Schrift, deren erste Hälfte einige geschichtliche Momente des Apothekerwesens überhaupt und des Zürichschen im Speciellen heraushebt. — Möge dem Vf. die Freude zu Theil werden, seinen edlen Zweck erreicht und eine dem 19 Jahrhunderte entsprechende Umformung des Apothekerwesens im Canton Zürich herbeygeführt zu sehen!

A. z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Nürnberg, b. Stein: *Homilien über die Gleichnissreden unseres Herrn.* Ein Buch für fromme Familienkreise und kirchliche Andachten, in einer Reihe zusammenhängender Kanzelvorträge von Dr. *Johann Jacob Kromm*, evang. Pred. zu Grofskarben, im Grofsherz. Hessen. Erster Bd. 1 und 2 Quart. Mit besond. Rücksicht auf das Beste der neuen evang. Gemeinde zu Ingolstadt. 1830. VIII u. 481 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Sulzbach, b. von Seidel: *Biblische Fastenpredigten*, von *J. L. Pfeffer*, Beneficiaten und Kapl. an U. L. Fr. Pfarre zu Bamberg. Erster Thl. 340 S. Zweyter Thl. 326 S. 1830. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

3) Glarus, b. Schmid: *Predigten über freye Texte.* Von *J. H. Heer*, gew. erstem Pfarrer von Glarus. Erster Bd. 1830. XVI u. 386 S. gr. 8.

4) Leipzig, b. Nauk: *Dreyzehn Predigten*, von *A. H. A. Kritz*, Diak. zu Mückenberg bey Elsterwerda. 1830. VIII u. 118 S. kl. 8. (10 gr.)

5) Leipzig, b. Sühring: *Sechs Predigten*, gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig, im Kirchenjahre 1829 u. s. w. von M. *Rudolph Richard Fischer*, zweytem Nachmittagsprediger an der Kirche zu St. Pauli. 1829. VI u. 82 S. gr. 8. (12 gr.)

Wir stellen diese Predigten, welche von Verfassern herrühren, die einer verschiedenen Confession zugethan sind, und weder in Ansehung des christlichen Standpunctes, den sie einnehmen, noch in Ansehung ihrer Absicht, und eben so wenig in Ansehung der Form, in der sie sich bewegen, gleichartig genannt werden können, dennoch defshalb zusammen, weil sie zu manchen interessanten Vergleichungen Gelegenheit darbieten.

Was No. 1 betrifft, so hat Hr. *Kr.*, bekannt durch seine Bearbeitung der Parabeln, sehr natürlich diejenigen zu seinen Homilien gewählt, welche vom 1 Advent bis zum 2 Pfingstfeiertage gehen. Wir wählen hier zuerst die 4 Homilien über das Gleichnifs vom verlorenen Sohn, weil auch der Vf. von No. 2, Hr. *Pfeffer*, 5 Predigten über diesen herrlichen biblischen Abschnitt geliefert hat. Indem wir eine Vergleichung zwischen diesen Kanzelrednern aus zwey verschiedenen christlichen Kirchen versuchen, wollen wir zuvörderst den Inhalt überhaupt neben einander stellen:

Hr. *Kr.*	Hr. *Pf.*
1) Der verlorene Sohn in seiner Gedankenlosigkeit.	1) Des verlorenen Sohnes Entfernung von seinem Vater.
2) Der verlorene Sohn in seinem Elende.	2) Sein Elend in der Fremde.
3) Der verlorene Sohn in seiner Rückkehr.	3) Vorsatz der Rückkehr.
4) Die Aufnahme.	4) Wirkliche Rückkehr.
	5) Wiederaufnahme.

Die Unterscheidung, welche Hr. *Pf.* zwischen dem Vorsatz zur Rückkehr und der Rückkehr selbst macht, scheint uns wesentlich zu seyn, und hat ganz unseren Beyfall. Auch der Gedanke in der ersten Predigt ist bey ihm bezeichnender, als der Hauptsatz bey Hn. *Kr.* Die Entfernung kann wohl zum Hauptthema genommen werden, nicht aber die Gedankenlosigkeit, welche nur eine von den Ursachen war, warum sich der verlorene Sohn entfernte. Auch die übrigen Sätze drückt Hr. *Pf.* bestimmter aus. So ist bey 2) das: *in der Fremde*, bey 5) die *Wieder*aufnahme, mehr, als blofse Aufnahme, sehr bezeichnend. Dafs es Hr. *Kr.* mit dem eigentlichen Begriff einer Homilie eben nicht streng nehme, zeigt gleich die Ausführung, zu der wir uns nun wenden wollen. Gefiel ihm einmal das Wort Gedankenlosigkeit, so mufste auch Alles von diesem Begriffe ausgehen, und auf ihn zurückgeführt werden, was aber nirgends der Fall ist, sondern es kommen neben langen Ermahnungen an Eltern, die gar nicht hieher gehören, und neben einer blofsen, in der Reihenfolge begriffenen Analyse der Texteswort (V. 11—13), wobey ihr innerer Zusammenhang ganz unbeachtet bleibt, auch folgende seltsame Worte (S. 238) vor: „Betrachtet doch Br. in der heutigen Welt so viele Gedankenlose! Sie sind noch Kinder am Verstande, aber schon reif an Thaten, deren sich der Mann schämt, sie sind noch Kinder an Jahren, aber sie ahmen nach und thun, was vielleicht nur Männern und Greisen geziemen würde: sie sind noch unmündig, aber der verderbliche Weltgeist hat schon ihre Seele angesteckt und vergiftet." Wer mag dieses eine Schilderung der Gedankenlosigkeit nennen? Läfst sich diefs nicht eben so gut von dem Wollüstling und von anderen lasterhaften Menschen sagen? Das Ganze dieser Homilie verliert sich viel zu sehr in die niedrige Breite des gewöhnlichen Lebens. Da Hr. *Pf.* Fa-

stenpredigten hält, so beginnt er seinen ersten Vortrag mit einer nicht unzweckmäsigen, von der Zeit hergenommenen Einleitung. Er macht folgende Eintheilung: Die Entfernung war nachtheilig 1) für seine Zeit, 2) für seine Güter. Das Ganze ist tief aufgefaßt und zweckmäsig — besonders gelungen im 1 Theil — durchgeführt. Alles schliesst sich einerseits an lebendige Beyspiele der Schrift, andererseits so an das menschliche Herz an, dass überall die stärksten Nachklänge gehört und empfunden werden müssen. Bloss die Sprache sollte hie und da correcter und gewählter seyn.

Fast noch ausgezeichneter finden wir die zweyte Predigt des Hn. *Pf.*, welche das Elend in der Fremde schildert, und zeigt, wie 1) durch Schwelgerey — Armuth, 2) durch Hochmuth — Erniedrigung eingetauscht werde. Wir finden sie besonders deshalb vorzüglich, weil sie uns einen mit reicher Phantasie begabten Vf. kennen lehrt, der aber auch auf diesem Gebiete ganz, wie es seyn muss, im Dienste des Evangeliums arbeitet. Welche richtige Auffassung der gebrechlichen und durch die Sünde ganz entstellten menschlichen Natur! Wir theilen folgende treffliche Stelle mit: „Allein habt auch ihr, o Sünder, da ihr bey Begehung eurer Laster die Gaben des Himmels missbrauchet, wohl daran gedacht, dass die frommen Gedanken, die ihr unterdrücktet, die heiligen Regungen, denen ihr euch widersetztet, und die kräftigsten Heilmittel, wobey ihr euch nicht einfandet, dass — alle diese und andere Gnaden, die für euch verloren gingen, die Frucht des Schweisses, der Thränen und des Blutes eines göttlichen Heilandes waren? Ach! wenn ihr daran gedacht, so hättet ihr das Verdienst seines Todes in euch nicht zernichtet. Ihr würdet euch ohne Zweifel gescheut haben, die Frucht seines Kreuzes unter die Füsse zu treten, und — gefürchtet, die Quelle eures Heils und den Grund eurer Hoffnung zur Ursache eurer Verdammniss und zum Werkzeuge eures Verderbens zu machen. Seyd ihr aber weniger strafbar, als jener unglückliche Sohn, weil ihr hieran nicht gedacht habt?"

Hr. *Kr.* bleibt sich auch in seiner zweyten Homilie ziemlich gleich; und wenn schon Einzelnes gelungener scheint, so spricht doch das Ganze zu wenig an, woran schon die Worte: Den Geschickten hält man u. s. w., und ähnliche Gemeinplätze, erinnern. Der Klang der Becher kehrt auch bis zum Ermüden wieder. Man bedauert alle diese Mängel um so mehr, da im Uebrigen die Sprache viel Gefälliges und manchen Schwung hat. In seiner 3ten Predigt über den verlorenen Sohn handelt Hr. *Pf.* 1) von seiner Ueberlegung, 2) von seinem Entschluss. Möchten wir sie auch nicht ganz gelungen wie die zweyte nennen, so hat sie doch auch ungemein herrliche Stellen, und die Erwähnung des christkatholischen Tagelöhners, von dem gesagt wird, dass er die Gnadenmittel höher, als manches reiche Weltkind achte, übersieht man gern, wenn man die ächtchristliche Wahrheit so nachdrücklich hervorgehoben findet, dass der Sünder, wie der verlorene Sohn, nicht die Fürbitte anderer ansprechen, sondern sofort selbst zum Vater gehen solle. Durch solche und ähnliche Aeusserungen sind ja die Fesseln des Katholicismus auf Einmal zerbrochen. — Ist es bey Hn. *Kr.* schon anstössig, in der Einleitung zur dritten Homilie die Worte zu lesen: „Ihr, die ihr Geschmack am Guten findet" — was offenbar zu gemein ausgedrückt ist, so muss man noch mehr die Ausführung tadeln, indem er die Umkehr des verlorenen Sohnes zwar richtig aus den erfahrenen Leiden und Züchtigungen ableitet, dann aber auch von den Leiden eines Johannes, Luthers und Jesu redet, was gar nicht hieher gehört, wo die Leiden nicht als ein vorzügliches Erziehungsmittel für den Himmel geschildert, sondern bloss von Seiten ihres wohlthätigen Einflusses auf die Bekehrung eines Sünders aufgefasst werden musten. Ueberhaupt ist es ein häufig wiederkehrender Fehler bey unserem Vf., dass er Dinge mit hineinzieht, wie sie ihm gerade einfallen, darüber aber den wahren Zusammenhang einer Homilie gänzlich aus dem Auge verliert. Hr. *Kr.* überzeuge sich doch selbst, wie unnatürlich sich seine Fortsetzung an die Worte anschliesst: Musste nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen?

Rec. erkennt dagegen gern einige gelungene Stellen an, aber das Ganze leidet an sehr auffallenden Gebrechen. Durchgängig sind die beiden Begriffe Busse und Besserung verwechselt, und daher kommt es, dass der Schluss dieser Homilie, wo der verlorene Sohn bloss ein Tagelöhner werden will, theils ganz abgerissen dasteht, theils in einer ganz irrigen Bedeutung aufgefasst worden ist. Jener unglückliche Sohn ist jetzt auf dem Wege, wo Reue seine Seele erfüllt, der Glaube an das Herz seines Vaters ihn stärkt, und da will er erst bey diesem Vergebung suchen, der Zuversicht gewiss, dass dann das Uebrige, ein rechtschaffener Lebenswandel u. s. w. so schon nicht ausbleiben werde. Man muss erstaunen, wie man noch immer diese so einfache Heilsordnung des Christenthums übersehen kann.

In der 4ten Predigt, wo Hr. *Pf.* 1) die Rückkehr, 2) das Schuldbekenntniss des verlorenen Sohnes durchgeht, wollen uns die erwähnten Wallfahrten nicht recht, die Vertheidigung der Ohrenbeichte aber gar nicht zusagen. Scheinbar nimmt der Vf. auch etwas aus der vorigen Predigt zurück, wenn er sagt, die Christen möchten sich jetzt — in der Fastenzeit — statt des Herrn, den Aposteln, als Stellvertretern seiner Gnade, nahen. Unbilliges, z. B. förmliche Bestreitung der Lehren seiner Kirche, verlangen wir allerdings nicht von dem Vf., aber war es denn nöthig, hier dergleichen Dinge namhaft zu machen? Sie berühren jederzeit unangenehm, wenn man bedenkt, dass man Arbeiten eines aufgeklärten Katholiken vor sich hat. Sonst geben wir gern zu, dass z. B. die katholische Genugthuungslehre, die Messe u. s. w. in dieser, einem Protestanten nicht zusagenden, Predigt immer noch von der vernünftigsten Seite dargestellt worden sind. Die letzte Predigt behandelt die beiden Fragen: 1) Fühlt jener Vater noch Liebe gegen seinen Sohn? 2) Fühlt jener Vater Freude ob der Rückkehr seines Sohnes? Hier begegnet man so gelungenen Schilderungen der Vaterliebe Gottes gegen den Sünder, dass man zuweilen gar

versucht wird, zu glauben, derselbe Vf. könne Manches in der 4ten Predigt nicht gesagt haben. Einzelne Stellen des 2ten Theils erinnern an die Predigt *Theremins* von den Lügen des Teufels. Ungern enthalten wir uns, die Stelle abzuschreiben, welche klar macht, warum die Bekehrung eines Sünders für etwas so Erhabenes geachtet werden müsse. Auch der Schluss ist ungemein ergreifend.

Die vierte und letzte Homilie des Hn. *Kr.* über den verlorenen Sohn hat uns am besten gefallen, ob sie schon auch manches Ungehörige enthält, und namentlich bey der Schilderung des ältesten Sohnes des letzten stolze, sich selbst rechtfertigende Sprache, welches die Hauptsache ist, gar nicht hervorgehoben hat.

Aus dieser Vergleichung beider Kanzelredner ergiebt sich, dass Hr. *Pf.* seinen Gegenstand völlig beherrscht, eine klare und einfache Eintheilung sich zum Gesetz macht, und bey jeder Gelegenheit den Reichthum einer biblischen Stelle nach seiner ganzen Tiefe zu erschöpfen bemüht ist. Er hat etwas Originelles und Kräftiges in der Darstellung, und bloss einzelne fremde Wörter und zu weltlich gewordene Ausdrücke sollten ihm nicht entschlüpft seyn. Z. B. *heuer*, *linder* statt *lindernder* Balsam, *bass* behagt, *herabgeschleudert* statt *hinabgeschleudert* — Beides sehr verschieden — Geistestreiben als Substantiv u. s. w. Hr. *Kr.* ist, wie wir schon andeuteten, mit seinem Begriff von einer Homilie durchaus noch nicht aufs Reine; denn man vermisst nicht bloss den inneren Zusammenhang, sondern findet auch oft fremdartige Dinge auf eine sehr unnatürliche Art herbeygezogen. Dabey besitzt er jedoch Gewandtheit der Darstellung und durchgängig eine gebildete, fliessende und kräftige Sprache. Die Texte zu den Homilien sind sehr passend, namentlich auch an den Festtagen, jedoch mit Ausnahme des Charfreytags, gewählt, auch jederzeit von dem Standpuncte des Vfs. aus erschöpfend bearbeitet worden. Auch bey Hn. *Pf.* kann die Auswahl nur Beyfall verdienen.

Die unter No. 3 aufgeführten Predigten von Hn. *Heer* glauben wir etwas ausführlich beurtheilen zu müssen, indem sie sich theils sehr vortheilhaft auszeichnen, theils in einer Gegend erschienen sind, wo es leicht geschehen könnte, dass sie unter uns weniger bekannt würden. Wohl dem Pfarrer, der unter schweren Körperleiden, wie die Vorrede sagt, die ihn zuletzt nach siebzehnjähriger Amtsführung dieses sein Amt niederzulegen nöthigten, etwas so Tüchtiges zu leisten vermag! Das zahlreiche Subscribentenverzeichniss verbürgt die theilnehmende Liebe, die Hr. *H.* bey seinen Landsleuten genossen hat, und fortwährend geniesst. Man verlangte den Druck dieser Predigten, an der Zahl 19, alle von ziemlich bedeutender Länge, in denen man also durchgängig eine erschöpfende Darstellung findet, und die sich durch einen abgemessenen und fliessenden Vortrag nicht wenig empfehlen, durch einen guten Druck dem Auge zu Hülfe kommen, indem die zahlreich und zweckmässig angeführten Bibelstellen grössere Buchstaben haben, und mithin auch von dieser Seite nicht leicht etwas zu wünschen übrig lassen.

Um den Leser auf den rechten Standpunct zu versetzen, suchen wir vor allen Dingen an einer dogmatischen und moralischen Predigt ein bestimmteres Bild von der religiösen Ueberzeugung und der richtigen Behandlungsweise des Vfs. zu entwerfen. Die Predigt am hohen Donnerstage (Charfreytage?) über Matth. 27, 50—54, gewissermassen eine Homilie, benutzt den Text dazu, um zu zeigen, wie hier auf eine sinnbildliche Art die Kraft des Todes Jesu dargestellt werde. Man findet diese eingetheilt in die überzeugende, versöhnende, bessernde und Leben und Seligkeit wirkende. Beym ersten Theil gilt es die Worte: Wahrhaftig dieser war Gottes Sohn. Treffend wird hier die Grösse des sterbenden Erlösers zugleich aus seinem gesammten Charakter entwickelt, namentlich durch eine lebendige Darstellung dessen, was er in seinen letzten Tagen und Stunden that. Bloss S. 80 ist ein kleines Versehen, wo es scheint, als lasse Hr. *H.* Jesum, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, nach Golgatha gehen. Der 2te Theil wird an das Zerreissen des Vorhangs geknüpft, und man findet die bekannten Stellen aus dem Brief an die Hebr. 9, 14. 10, 14. 19. 20 und andere angezogen. Zur Begründung des dritten Theils dienen die Worte vom Erbeben der Erde, indem das im Erdensinn und in der Selbstsucht befangene Menschenherz einem Felsen gleich geachtet wird. Dann der Uebergang auf Dankbarkeit, Gegenliebe u. s. w. Treffend nach allen Seiten hin entwickelt, Gal. 2, 20, 1 Petr. 2, 23. Der letzte Theil beginnt mit Eröffnung der Gräber und dem Aufstehen der Heiligen: Anwendung auf das geistliche Auferstehen hienieden, Freyheit von Todesfurcht, Eingang in die ewige Herrlichkeit. Im Schluss zusammengedrängte Wiederholung und Anwendung auf die noch Unbekehrten und die bereits Gebesserten. Wir zweifeln kaum, dass jede theologische Partey diesen Vortrag mit Befriedigung lesen, und höchstens einige Wiederholungen für unnöthig erachten werde. Auch die Sprache ist durchgängig rein, populär und doch voll Salbung. Der Vf. beginnt jedesmal mit dem Text, dann folgt eine kurze Einleitung, und an diese fügt er ein treffendes Gebet: eine wahrscheinlich in der Schweiz bestehende Gewohnheit. Die 15 Predigt über Matth. 7, 1 möge zum Beweise dienen, wie Hr. *H.* moralische Gegenstände behandelt. Die Neigung, Andere lieblos zu beurtheilen: 1) ihre Merkmale, a) die Geneigtheit, von dem Nächsten ohne hinreichenden Grund Böses zu denken, b) die Bereitwilligkeit und Lust, Nachtheiliges von ihm zu reden. Alles mit gehörigen Einschränkungen und auch wieder im richtigen Umfange, dabey tiefes Eingehen in die Lebensverhältnisse. Die Verwerflichkeit ergiebt sich, weil obige Neigung a) den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit und dem Geiste des Evangeliums auf das Entschiedenste widerspricht. Also eigentlich drey Abtheilungen, was wir nicht tadeln wollen; denn warum soll denn die Symmetrie immer so ängstlich gesucht werden? Vorzüglich genügt die Durchführung im Lichte des Evangeliums, was gewöhnliche Moralprediger so oft unterlassen. b) Unlautere Quellen

der Neigung u. s. w. c) Verderbliche Früchte, mit besonderer Beziehung auf die ganze menschliche Gesellschaft. Einigen Wiederholungen begegnet man auch in diesem Vortrage. — Jedoch müssen wir auch auf einzelne Mängel dieser Predigten aufmerksam machen. Die letzte Predigt am Weihnachtsfeste genügt nicht als solche Festpredigt; denn nach Joh. 10, 27. 28 verbreitet sie sich über den Entschluss, wahre Christen zu seyn. Gewiss ein Thema, welches keine festlichen Anklänge darbietet. Auch ist die Eintheilung unlogisch: 1) was es heisse, ein wahrer Christ seyn, und im zweyten Theil der ganze Hauptsatz. Aehnlicher Mangel an Logik findet sich in der 13 Predigt. — Wir theilen noch einige Dispositionen, und dann die übrigen Themen mit. 8 Predigt Joh. 1, 52: Der Christ steht mit dem Himmel schon auf Erden in naher und steter Verbindung: denn 1) seiner Erkenntniss und seinem Glauben ist der Himmel enthüllt; 2) in sein, der Liebe geweihtes Herz senkt er sich mit Kraft und Friede herab, und 3) an jedem Orte, in jedem Augenblick stehet er froh harrend an seinen Pforten. 9 Predigt. Himmelfahrt, Joh. 16, 7: Dass auch der Verlust der theuersten und edelsten Menschen, nach Gottes Absicht, Gewinn für uns werden könne und solle. Beweis: a) unsere Liebe zu ihnen wird gereinigt, b) unsere eigene Kraft gestärkt, c) ein Band mit der unsichtbaren Welt geknüpft. Folgerungen: a) Unterwerfung unter den Willen des Herrn, b) Streben nach Beförderung der göttlichen Absichten im Verhältniss zu anderen Menschen. Diese Arbeit verdient besondere Empfehlung, da es nicht leicht ist, zweckmässige Himmelfahrtspredigten zu liefern. 10 Predigt, am Pfingstfeste 2 Korinth. 4, 6. 7: Die Apostel Jesu sprachen und wirkten aus göttlichem Antrieb und mit einer vom Himmel stammenden Kraft und Begeisterung. Wird bewiesen — aus dem Endzweck ihres grossen Werks — den unermesslichen Schwierigkeiten seiner Ausführung — den einzig möglichen Beweggründen, von denen sie angetrieben und ermuthigt seyn konnten — dem Erfolg, mit welchem dasselbe bekrönt (*gekrönt*) war. Auch hier glauben wir die Bemerkung zur vorigen Predigt wiederholen zu müssen. — Die himmlischen Führer, an deren Hand wir sicher durchs Leben gehen. Am neuen Jahrstage über 1 Kor. 13, 13: Glaube — Liebe — Hoffnung. Zwey Predigten über das Bild und den Segen eines christlichen Hauses über Apostelgesch. 16, 31. Das schnelle Wiederaufstehen des Christen, wenn er unvorsätzlich strauchelte, Luc. 22, 61. 62. Ostern. Thomas, oder das lehrreiche Bild eines redlichen Zweiflers Joh. 20, 24—29. Die Predigt gut, aber dem Feste nicht angemessen, welches mehr an Freude, Trost u. s. w. erinnert. Die Freude in dem Herrn Phil. 4, 4. Die rechte Betrachtung der Natur erhebt uns, indem sie uns demüthigt, Psalm 8, 4—7; mit zweckmässiger Benutzung merkwürdiger Ereignisse. Die folgende thut dieses in Ansehung geschichtlicher Nachrichten: Ermunterung zu gemeinnützigen, christlichen Werken, über 1 Chron. 29, 15—18 am Kirchweihfeste. Ephes. 6, 4: Von der Pflicht der Eltern, ihre Kinder christlich zu erziehen. Rec. liest eine solche Predigt um so lieber, da er so oft Manchen abgeschmackte Dinge über diesen Gegenstand vortragen hörte, der obendrein kein Kind zu erziehen wusste. Am Busstage über Gal. 6, 7. 8: Die apostolische Warnung, nicht auf das Fleisch zu säen. Das Vertrauen, das nie täuscht, zwey Predigten über Ps. 37, 5 und 118, 8. Die Pflicht, den Zorn beherrschen zu lernen, Ephes. 4, 26. Hier übersetzt Hr. *H.*; Zürnet — aber sündigt nicht, was unseren Beyfall hat.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Eisleben*, b. Reichardt: *Drey Predigten über die gegenwärtigen Zeitverhältnisse.* Gehalten und in Druck gegeben von Dr. *Karl Adolph Lindemann*, Diakonus an der St. Nikolaikirche zu Eisleben. 1831. 39 S. 8. (4 gr.)

Welche Veranlassung, ja fast Nöthigung die gegenwärtigen Zeitereignisse dem Prediger darbieten, das Gemüth der seiner Seelsorge Anvertraueten, unter dem Zwiespalte wie im Menschen- so im Natur-Leben, auf das Eine — das Dauernde und Ewige, hinzuweisen, und sie dadurch nicht nur in äusserer Ruhe zu erhalten, sondern ihnen auch innere Ruhe zu gewähren, hat wohl jeder dieses Standes empfunden. Bey dem religiösen Indifferentismus der grösseren Volksmenge ist diese Aufgabe zwar nicht leicht, aber, wenn sie richtig gelöst wird, desto erfolgreicher. Und Rec. freute sich daher, in diesen drey Predigten einen glücklichen Versuch dieser Art zu erkennen. Die *erste* derselben ist eine Neujahrspredigt, und beschäftiget sich nach Psalm 33 mit dem frommen Nachdenken über die vorzüglichsten Erweisungen der Vaterhuld Gottes in dem geschiedenen Jahre. Die *zweyte*, am Sonntag Jubilate über 1 Petr. 2, 11—17 gehaltene, hat zum Thema: Der ächte Christ ist zugleich der würdigste Bürger des Vaterlandes; diess wird dadurch gezeigt, dass das lautere Christenthum seine Bekenner zu weisen, zu anhänglichen und gehorsamen, zu wahrhaft freyen und frommen Bürgern bilde. — Die *dritte*, am Sonntage Exaudi über 1 Petr. 4, 7—11 gehaltene Rede behandelt die Frage: Was thut uns Noth beym Blick auf die gefahrdrohende Zukunft? Nämlich: ein wahrhaft frommer Sinn; ein menschenfreundliches, theilnehmendes Herz; ein gewissenhafter Berufseifer, und eine weise Benutzung der Vorsichts- und Klugheits-Regeln, welche Zeit und Umstände gebieten. Die Disposition ist, wie man siehet, natürlich, die Sprache des Vfs. rein und kräftig; nur in der Ansicht von der göttlichen Vorsehung fällt er in Widersprüche (z. B. S. 9. 10. S. 28. S. 33), über die wir jedoch an diesem Orte mit ihm nicht rechten wollen.

N. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Nürnberg, b. Stein: *Homilien über die Gleichnissreden unseres Herrn* u. s. w. Von *Johann Jacob Kromm* u. s. w.

2) Sulzbach, b. von Seidel: *Biblische Fastenpredigten*, von *J. L. Pfeffer* u. s. w.

3) Glarus, b. Schmid: *Predigten über freye Texte.* Von *J. H. Heer* u. s. w.

4) Leipzig, b. Nauk: *Dreyzehn Predigten*, von *A. H. A. Kritz* u. s. w.

5) Leipzig, b. Sühring: *Sechs Predigten* u. s. w. Von M. *Rudolph Richard Fischer* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Was No. 4 betrifft, so empfiehlt sich Hr. *Kritz* nicht wenig durch die Vorrede zu seinen 13 Predigten, die Rec. mit vielem Vergnügen gelesen hat, und die ihm sagte, dass ein namhafter Kanzelredner doch nicht ganz recht haben möchte, wenn er bey irgend einer Gelegenheit äussert, gedruckte Predigten müssten den Grund ihrer Erscheinung schlechterdings in sich selber tragen, weil jeder andere, durch den man ihr Entstehen zu rechtfertigen bemüht sey, als ganz unhaltbar erscheine. Hr. *Kritz* ist viel zu bescheiden, seine Arbeiten für Musterpredigten ausgeben zu wollen; im Gegentheil ist es ihm einzig darum zu thun, von der Kritik zu hören, wie weit es ihm gelungen sey, der Idee eines tüchtigen Kanzelredners zu entsprechen. Dabey legt er jedoch ein schönes Glaubensbekenntniss ab, das ihm Niemand nehmen soll, und welches auch kein Billigdenkender anfechten wird. Wir unsererseits können den Vf. nur ermuntern, auf einem so wohl gewählten Wege muthig fortzugehen, und jederzeit so, wie es diese Vorrede ausspricht, zu bedenken, was zum wahren Frieden dienet. Die 6 ersten dieser Predigten sind über die gewöhnlichen Evangelien am 3 Adv., Erscheinung Christi, 1 Epiph., 10, 15 und 14 (nicht 4) Trinitatis, die 5 folgenden über die Episteln am 2 Sonnt. nach Epiph., 9 Trinit. und 12 zweymal, am 13 Trin., und über Jerem. 8, 20 und Johann. 14, 6 die beiden letzten gehalten.

Wie die Hauptsätze sich durch Einfachheit empfehlen, z. B.: Von den Thränen, die Jesus über Jerusalem weinte — Was können geistig Kranke von den leiblich Kranken lernen. — Pauli Zuruf: Seyd nicht träge in dem, was ihr thun sollt u. s. w., so zeichnen sich auch die Dispositionen durch logische und ungekünstelte Eintheilung aus. Rec. ist eigentlich nirgends angestossen, ob er gleich hie und da Manches anders ausgedrückt, etwas weggelassen oder hinzugefügt haben würde. Diess gilt gleich von der 3 Predigt: Einige der gewöhnlichsten Fehler in der Kinderzucht, wo so disponirt wird: 1) es wird viel zu wenig Aufsicht über die Kinder geführt, 2) ihnen zu viel Wille gelassen, 3) gleichwohl ihnen oft zu hart begegnet, 4) in ihrer Gegenwart viel zu viel Lobens und Rühmens von ihnen gemacht. Warum, fragen wir hier, sollen 1 und 2 als besondere Theile geschieden werden? Könnte man nicht auch das Ganze viel einfacher, etwa nach *Dräseke*, so behandeln: Die meisten Eltern sind mit ihren Kindern viel zu wenig bekannt, und deshalb natürlich auch noch weniger bemüht, ihnen in allen Stücken mit einem guten Beyspiel voranzugehen. Der Vf. wird sich bald überzeugen, wie wir hierunter alles von ihm Gesagte mit begreifen, und dann auch noch Anderes, was eben so nothwendig ist, z. B. christliches Betragen der Eheleute, damit sie den Kindern kein Aergerniss geben, anführen können. Gerade die Disposition der zweyten Predigt: Einige wesentliche Merkmale des wahrhaft Weisen — ist in dem Sinne, wie wir es eben meinten, gelungen zu nennen: 1) eine edle und rege Wissbegierde; 2) eine tiefe Menschenkenntniss, besonders in Hinsicht auf das menschliche Herz; 3) ein frommer Glaube an Gott und Jesum und demüthige Verehrung und Anbetung dieses Göttlichen. — Sonst sind diese Predigten ziemlich kurz, was wir insofern billigen, als sie, bis auf eine, vor Landleuten gehalten wurden. Möge der Vf. auf der begonnenen Bahn fortwandeln, und dabey sich an der Hand guter Muster und durch den unvergleichlichen Schatz eigener Amtserfahrung eine immer grössere Ausbildung verschaffen!

In Beziehung auf die unter No. 5 angezeigten Predd. des Hn. *Fischer* kann sich Rec. um so kürzer fassen, als bereits in anderen Zeitschriften gerade die Ausstellungen gemacht worden sind, die wir auch am meisten hervorgehoben haben würden. Im Allgemeinen beurkunden auch diese Vorträge ein homiletisches Talent, nur dass man es ihnen zu sehr ansieht, dass sie wirklich in einer Universitätskirche gehalten worden. Wir wollen hiemit sagen, dass sie noch Manches in einer so abstracten Gestalt mittheilen, wie es eigentlich

nicht einmal von einer sonst gebildeten Gemeinde gewünscht werden kann. Diess gilt gleich von der 2ten Predigt am neuen Jahrestage, über Ps. 102, 26—28: Wie in dem christlichen Glauben an das Bleibende die Bedeutung des Flüchtigen uns klar wird. Eben so sind die Theile viel zu unbeholfen und gedehnt ausgedrückt. Ueberhaupt ist es uns mehrmals vorgekommen, als suchte der Vf. nur die gewöhnlichsten Dinge in eine etwas veränderte und auffallend klingende Form zu fassen. Das Nutzlose und Gefährliche eines solchen Strebens wird er vielleicht in seinem neuen Amte schon eingesehen haben. Wir können jüngeren Predigern keine bessere Regel geben, als ja nicht nach neuen Formen zu jagen, am allerwenigsten in Ansehung des Hauptsatzes und der Disposition, dagegen aus allen Kräften darauf hinzuarbeiten, die alte Wahrheit immer wieder durch neue Reize dem Gemüthe nahe zu bringen, sey es, dass man recht tief in die individuellsten Verhältnisse des menschlichen Lebens überhaupt hinabsteigen, oder sich ganz nach den Bedürfnissen seiner Gemeinde richten kann. Doch möge Hr. *F.* nicht etwa glauben, als ob es hiebey auf ein vornehmes Tadeln abgesehen sey; denn wir sagen es noch einmal, dass wir auch hier einem Mann begegnen, der nur zu angenehmen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen kann. Die Sprache ist verständlich, aber nicht ganz classisch, weil der Vf. z. B. oft das Zeitwort vor das Hauptwort stellt, was in solchen Fällen den Fluss der Rede stört, indem der ächt prosaische Stil darunter leidet. Es fehlt ihm freylich nicht an Vorgängern, die man aber auch schon oft genug getadelt hat.

Schliesslich können wir von allen diesen würdigen Männern nur mit einer gewissen Freude scheiden. Denn wir sehen abermals, wie bemüht jeder von ihnen ist, nicht bloss in seinem Amte sich nützlich zu machen, sondern auch Arbeiten zu liefern, die man einem grösseren Publicum mit Recht empfehlen darf, und die gewiss hier ihren Kreis finden, und weiteren Segen verbreiten werden.

λ.

AROLSEN, b. Speyer: *Predigten* von *Karl Friedrich Weigel.* 1830. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Sammlung enthält 25 Predigten. Zu Texten sind theils sonntägliche Perikopen, theils einige frey gewählte Schriftstellen des alten und neuen Testamentes genommen. Sie leisten ganz, was in ihren Hauptsätzen versprochen worden. Der Vf. hat immer den moralischen Zweck der Religion und besonders des historischen und positiven Theils des Christenthums vor Augen. Den mehrsten dieser Vorträge ist ein herzliches Gebet vorangesetzt. Die Eingänge derselben stehen mit den Hauptsätzen in schicklicher Verbindung. Die Texte sind richtig erklärt, und aus ihnen sind die meist moralischen Hauptsätze und deren Theile grösstentheils gehörig hergeleitet; auch versteht der Vf. die Kunst, den jedesmaligen Text auf die nützlichste und fruchtbarste Weise zu benutzen. Es werden lauter gemeinnützige, in das öffentliche Leben eingreifende Materien auf sehr zweckmässige Weise behandelt. Dazu kommt Lebhaftigkeit der Darstellung und erhabener Schwung der Rede. Der Vortrag ist zwar hie und da etwas gedehnt und wortreich, man wird aber durch die zweckmässige Anwendung der Wahrheiten auf die wichtigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens wieder entschädigt. Bisweilen sollte jedoch die Mittheilung der Gedanken nach einer genaueren Verbindung der Sätze geordnet seyn, wie z. B. S. 28: „Möchten wir dir, der du nicht bloss unser Schöpfer und Herr, sondern unser liebevoller Vater bist, durch Jesum Christum besonders uns geliebt hast, jeden Tag uns Beweise deiner Huld und Gnade giebst, und nichts von uns foderst, als Liebe, die da selig macht, wahre Liebe beweisen!" Der Anfang dieses Gebetes setzt einen anderen Gedanken voraus, und es sollte lieber heissen: Gott, der du nicht bloss unser Schöpfer und Herr, sondern auch unser liebevoller Vater bist, an jedem Tage uns Beweise deiner Huld und Gnade giebst, und nichts von uns foderst, als Liebe, die da selig macht, möchten auch wir immer wahre Liebe gegen dich beweisen! Diese Bemerkung gilt auch in Beziehung auf das Gebet vor der achtzehnten Predigt. Ueber die Epistel am zwölften Sonntage nach Trinitatis hat Hr. *W.* im Anfange derselben folgende Erklärung gegeben: „Die Christengemeinde zu Corinth zeichnete sich durch ihren Wandel so vortheilhaft aus, dass der Apostel Paulus sich ihrer freut, sie rühmt und *für seinen schönsten Empfehlungsbrief* bey Anderen hält." Diese Erklärung bezieht sich nicht zunächst auf den Text selbst; es sollte lieber dafür gesagt seyn: Der Apostel Paulus giebt in diesen Worten deutlich zu verstehen, dass er alles Gute, was er sich vornahm, und was er zu Stande brachte, auf Gott bezog. Er selbst, betheuerte er, wäre nicht im Stande gewesen, ein so grosses Werk (die Ausbreitung des Christenthums) vorzunehmen, viel weniger es auszuführen. Gott machte ihn fähig dazu. Es war dem Schüler Pauli, dem Timotheus, gelungen, verschiedene Missbräuche in der Gemeinde zu Corinth abzuschaffen, und darüber bezeigte Paulus grosse Freude; durch diesen bekam der Apostel auch genauere Kenntniss der Feindseligkeiten, welche seine Gegner gegen ihn zu erkennen gaben. Er hatte oft einen harten Kampf mit den Eiferern für das Alte zu bestehen, und auch hier zieht er eine Parallele zwischen Judenthum und Christenthum. Nach der Erläuterung des Textes sagt Hr. *W.*: „Wie aber hier dem Apostel seine Fähigkeit zur Verkündigung des Christenthums ein Geschenk Gottes ist, so ist dieser ihm die Quelle alles Guten. Es sind mancherley Kräfte, schreibt er an dieselbe Gemeinde (1 Cor. 12, 6), aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allem." Durch Anführung dieser Schriftstelle giebt unser Vf. zu verstehen, dass er sie für die Entwickelung seines Hauptsatzes noch passender finde, als diese Sonntagsepistel. Sein Thema heisst: „Wie wichtig und herrlich der Sinn des Christen ist, der ihn alles Gute als Geschenk Gottes betrachten lehrt." Dafür würde Rec. gesagt haben: Wie wichtig und erweckend dem Christen der Gedanke ist, dass er alles Gute, welches er geniesst, als ein Geschenk Gottes zu betrachten habe. Die sehr reichhaltige Epistel am Trinitatisfeste hat Hn. *W.* Stoff zu zwey Predig-

ten gegeben. Die zweyte ist von ihm mit der Bemerkung begleitet: Bey einem Theile dieser Predigt liegt aus *Pischons Philoikos* zweyter Abhandlung die funfzehnte und sechszehnte Betrachtung zum Grunde. In dem Eingange derselben ist folgender Satz nicht deutlich genug: „Doch unsere Morgenbetrachtung umschloss (enthielt) nicht alle die Puncte, die wir erwägen wollten. Einer blieb noch übrig. Richten wir jetzt auf diesen unser Nachdenken, und suchen die Spuren der weisen und guten Vorsehung, die auch in ihm verborgen liegen, gemeinschaftlich auf.“ Hr. *W.* wollte hier wohl sagen: Auf diesen Punct wollen wir jetzt unser Nachdenken richten, und die Spuren der weisen und gütigen Vorsehung, die auch in ihm verborgen liegen, gemeinschaftlich aufsuchen. Zum Texte dieser Predigt dienen hauptsächlich die Worte: Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Hierauf heisst es sogleich: „So müssen wir auch jetzt sprechen, indem wir die begonnene Betrachtung fortsetzen, und die Frage beantworten wollen: Warum sterben viele Menschen so früh: Kinder, die kaum geboren sind, oder schöne Hoffnungen geben, Erwachsene, die nicht bloss einzelnen Familien, oft der Welt ein Segen sind, während kaum nützliche, ja wohl schädliche Menschen ein hohes Alter erreichen, und Greise nach dem Tode sich vergebens sehnen?“ Der Aufstellung dieser Frage sollten erst, entweder in dem Eingange, oder hier, einige einleitende Gedanken vorangehen, weil sie geradezu an mögliche Sterbefälle erinnert, wovon aber in dem Eingange der Predigt nichts angedeutet ist. — Fragen thun zwar auch in geistlichen Reden eine gute Wirkung, allein sie dürfen nicht zu häufig gebraucht werden. S. 20 und 21: „Dass euch allen ins Herz dränge die *Mahnung*“ für Ermahnung. S. 272: Einst doch auf ein *besser* Land, statt besseres.

Wir fügen zum Schlusse die Hauptsätze der übrigen Predigten bey. I. Jesus Christus ein Gesandter Gottes (über Matth. 11, 2—10). II. Gott ist die Liebe (1 Joh. 4, 16—21). III. Christen sollen Gott den Herrn heiligen in ihren Herzen (1 Petr. 3, 8—15). IV. Wir thun wohl, wenn wir unser Werk mit Gott beginnen (Matth. 3, 13—17). V. Gross ist die Freude des Herrn an Allen, die ihm wahrhaft vertrauen (Matth. 8, 1—13). VI. Ueber den Segen der treuen Sorge im Berufe (Joh. 13, 12—16). VII. Auch mit geringer Kraft kann man zum Wohl seiner Mitmenschen beytragen (1 Cor. 12, 1—11). VIII. In der angenehmen Zeit erhört uns Gott, am Tage des Heils hilft er uns (2 Cor. 6, 1—10). IX. Nützet die Gelegenheit, besser zu werden (Ephes. 5, 15—21). X. Ueber den Einfluss der Tugend und Frömmigkeit auf das Wohl des Staates und die Pflichten, die daraus hervorgehen (Ps. 101, 6). XI. Ueber den Widerwillen gegen die Wahrheit (Joh. 8, 46—59). XII. Auch für eine nicht reiche Ernte sind wir Gott Dank und Vertrauen schuldig (Ps. 104, 13. 14). XIII. Warum müsse eine Ernte, und besonders eine gesegnete, auch in wohlfeilen Zeiten wichtig seyn, und wozu fodert sie auf? (Matth. 20, 15). XIV. Wie wichtig und herrlich der Stand des Christen sey, alles Gute als Geschenk Gottes zu betrachten (2 Cor. 3, 4—11). XV. Christen sollen Geweihete Gottes seyn (Röm. 12, 1—6). XVI. Betrachtungen über einige Erscheinungen in der Regierung Gottes (Röm. 11, 33—36). XVII. Fortsetzung derselben. XVIII. Wozu soll uns die Wahrheit dienen, dass nicht in äusseren Vorzügen, auch in Gaben und Kräften des Geistes nicht, sondern in einem guten, religiösen Herzen die wahre Glückseligkeit des Menschen zu suchen sey? (Luc. 11, 14—28). XIX. Hat gleich unsere Tugend die schönsten und grössten Belohnungen, so fehlt es ihr doch an Gehalt, wenn sie aus Lohnbegierde entspringt (Matth. 20, 1—16). XX. Womit kämpft der Christ bedrängten Zeiten am glücklichsten entgegen? (Ephes. 6, 10—17). XXI. Ueber ein Kleines kann es anders werden (Joh. 16, 16—23). XXII. Den Frommen blüht aus ihrem Verhalten unter traurigen Erfahrungen Glück und Freude auf (Ps. 126, 5. 6). XXIII. Wie bewahren wir uns den Glauben an die Vorsehung? (Matth. 8, 1—9). XXIV. Trösten können wir uns mit dem, was uns Gott durch Jesum Christum vom ewigen Leben geoffenbaret hat, und mehr konnte er uns nicht offenbaren (1 Thess. 4, 13—18). XXV. Unsere Wirksamkeit auf Erden hört mit dem Tode nicht auf (Joh. 16, 5—15).

C. a. N.

Breslau, b. Korn d. Aelt.: *Auswahl von Predigten,* gehalten von *August Thiel*, evangelisch-lutherischem Prediger an der Hospitalkirche zu Allerheiligen in Breslau. 1830. 429 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der würdige Vf. sagt in der Vorrede: „Der mehrfach ausgesprochene Wunsch, Abschriften einzelner meiner Predigten zu erhalten, die Auffoderung von Anderen, einen Theil derselben dem Drucke zu übergeben, vorzüglich aber die Aufmunterung älterer, im christlichen Leben und Denken wohl erfahrener Männer, bestimmte mich zu der Herausgabe vorliegender Predigten.“ Klarheit und Ordnung der Begriffe, inniges Gefühl der Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit der Religion, warmer Eifer, Glauben an Christum und an seine Erlösung zu befördern, und das Bemühen, Vorurtheile dagegen zu beseitigen, zeichnen diese Religionsvorträge vortheilhaft aus. Die Sprache ist edel; der Vortrag jedoch etwas zu weitläuftig; die Materien sind richtig vertheilt und gut bearbeitet, und die sittlichen Foderungen nie überspannt. Die Zahl dieser Vorträge beläuft sich auf zwanzig. Jeder geht zwar ein Eingang vorher, aber kein Gebet; nur der ersten ist der bekannte Segenswunsch: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit uns allen jetzt und allezeit“, vorangesetzt. Zu Texten sind die gewöhnlichen Perikopen genommen, welche deutlich erklärt und grösstentheils im Vortrage selbst gut benutzt sind, am wenigsten jedoch in dem Vortrage am ersten Osterfeiertage; hier ist vielmehr der Paulinische Ausspruch: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel (1 Cor. 15, 17), zum Grunde der Betrachtung gelegt. Der Vf. sagt hierauf: „Wir müssen

den Satz auch umkehren und bekennen: Christus ist wahrhaftig auferstanden, darum ist unser Glaube ewig wahr. Lasst uns erst, meine christlichen Freunde, in der Kürze die Gewissheit der Auferstehung uns recht klar machen, dann aber den Grund unseres Glaubens darin erkennen". Ueber die Gewissheit der Auferstehung Jesu hat sich Hr. *Th.* kurz erklärt; desto weitläuftiger hingegen ist von ihm der Einfluss, den diese grosse und wundervolle Begebenheit auf die Vorstellungen und Empfindungen der Apostel hatte, dargestellt worden. Und die Sätze: „Es sind nicht Menschen, die Hoffnung haben, die geneigt sind, zu glauben, welche sich von dem leisesten Scheine täuschen lassen, sondern nur zweifelnde, die genau prüfen, ehe sie glauben. Die furchtsamen Jünger, die alle fliehen, als der Herr gefangen wird, haben den Muth, vor Fürsten und Gewaltigen, vor den Völkern der Erde von dieser Auferstehung zu zeugen", stehen mit dem Vorhergehenden nicht recht in Verbindung. Die Versuchung Christi ist, nach Matth. 4, 1—11, am ersten Fastensonntage weitläuftig, dabey aber auch nach einer ganz eigenen Ansicht dargestellt. Es ist bisher eine fast allgemeine Behauptung gewesen, dass Christus sich darum in die Wüste begeben habe, um darin über die Führung seines beginnenden Lehramtes ungestört nachdenken zu können. Diese Behauptung aber will Hr. *Th.* nicht gelten lassen, er sagt (S. 129) im Gegentheil: „Nicht etwa ging der Herr hieher, um sich desto ungestörter vorzubereiten auf sein Amt, um die Mittel zu überlegen, deren er sich bedienen müsse, sein Reich auszubreiten, um die Lehrart zu finden, die er erwählen solle. Alles dessen bedurfte er nicht, er, das ewige Wort, welches wusste alles, was im Menschen war; sondern damit er vom Teufel versucht würde, das war die Absicht Gottes, ihr unterwarf sich der Herr". „Der Zweck seiner Sendung (heisst es S. 135) war nun kein anderer, als dadurch, dass er den Fluch der Sünde unschuldig trug, ein Lösegeld zu werden für die sündige Menschheit, so die heilige Gerechtigkeit Gottes, und seine unendliche Liebe in ihrer Vereinigung zu zeigen. Wie aber konnte er sich unschuldig beweisen, wenn er nicht versucht wurde? Wie aber konnte er versucht werden? Es ist eine nur zu gewöhnliche Meinung, Christus sey aus sich selbst heraus versucht worden, in ihm seyen die Gedanken entstanden, zu seinem Vortheile die Wunderkräfte anzuwenden, oder durch blendendes Schauspiel die Augen des Volkes auf sich zu ziehen, oder endlich ein Weltreich zu stiften, aber er habe den Keim des Bösen in sich erstickt durch das Wort der Schrift. Doch, wir wollen alle anderen Schwierigkeiten, die mit dieser Erklärungsweise verbunden sind, übergehen; nicht denken daran, dass die Schrift uns etwas Anderes erzählt, dass Christus seinen Jüngern selbst diese Begebenheit aus seinem Leben mitgetheilt haben muss, und kein Grund abzusehen ist, warum er es in dieser Form that u. s. w." Und S. 427 liest man: „Gerichtet ist der Teufel, aber er geht umher wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlinge, unseren Glauben will er fichten, ja, er verkleidet sich in einen Engel des Lichts, und die Liebe zu Gott vermischt er mit Wollust, die Demuth gegen ihn mit Hochmuth, den Eifer für seine Ehre mit Zorn gegen die Brüder." Die Schreibart des Vfs. hat auch ihre Eigenheiten, z. B. S. 127 *öfterer* für öfter. S. 362: „Denn auch unser Passahlamm ist *geschlachtet*", statt geopfert. S. 408: wenn der ganze Mensch mit *all'* seinen Kräften, für mit *allen* seinen Kräften. S. 415: all' deine Brunnen geben ja kein Wasser. S. 422. *Keckheit* — scheint für die Kanzelsprache nicht edel genug zu seyn, dafür lieber *Kühnheit*. Dass Hr. *Th.* in diesen Vorträgen oft auch die Andeutungen des A. T. zur näheren Ueberzeugung anwendet, verdient Beyfall. Druck und Papier sind gut.

C. a. N.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Frankfurt* a. M., b. Brönner: *Zwölf Homilieen von dem ehrwürdigen Cardinal Bellarmin.* Aus dem Lateinischen frey übersetzt und für unsere Zeit bearbeitet von *Wilhelm Frank*, landesherrlichem Dekan und Pfarrer zu Neckargemünd. Mit Genehmigung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs zu Freyburg, 1830. 159 S. 8. (12 gr.)

Die Predigten des Cardinal *Bellarmin*, welcher in den Jahren 1575 bis 1580 als Professor an der Universität zu Löwen in Belgien angestellt war, und der sich in denselben gewiss zum Vergnügen der Liberalen eben so freymüthig als unparteyisch ausgesprochen hat, verdienten aus diesem Grunde frey bearbeitet zu werden. Hr. *Fr.* sagt in seiner Vorrede: „Wenn *Bellarmin* nicht evangelisch oder biblisch gepredigt hat, so weiss ich nicht, was man mit diesem Ausdrucke bezeichnen will. Bey der Auswahl habe ich vorerst Rücksicht auf die positive Idee des Christenthums, auf den Tenor aller Offenbarung genommen. Alles Positive im Christenthum geht auf den Satz hinaus: die Menschheit ist von Gott und der Tugend abgefallen, und bedarf einer höheren Vermittelung, um mit der Gottheit wieder in Verbindung zu kommen. Dieses vermittelnde Wesen ist Jesus, und dieser Jesus ist der vom Himmel gekommene Sohn Gottes, aber Mensch geworden, und gesandt zum Heile der Menschen u. s. w. Ich wählte die freye Bearbeitung, weil jede Zeit ihre Eigenheiten hat, worauf man im Predigen vernünftiger Weise Bedacht nehmen muss." Da der Uebersetzer diess genau beobachtet hat, so können diese Homilieen nach dieser wohlgerathenen Bearbeitung auch jetzt noch als ein Muster in ihrer Art angesehen werden. Ihr Vf. leistet, was er als Regel angenommen und festgesetzt hat; der Uebersetzer hat das Ganze in einer deutlichen und edlen Schreibart vorgetragen; seine Periodismen ergeben sich ganz ungesucht aus dem jedesmaligen Stoffe, und alles, was zum Verstehen und zur Anwendung der gewählten Texte gesagt wird, ist nicht nur in einem fasslichen, sondern auch erbaulichen Tone abgefasst. Die feierlichen Tage, an welchen diese zwölf Homilieen gehalten worden, sind folgende: I. Am ersten Sonntage des Advents. II. Am zweyten Sonntage des Advents. III. Am dritten Sonntage des Advents. IV. Am Feste der Geburt des Heilandes. V. Am Feste des heil. Stephanus. VI. Am ersten Sonntage in der Fasten. VII. Noch eine Homilie für die Fastenzeit. VIII. Am Sonntage Lätare. IX. Am Feste der Himmelfahrt des Herrn. X. Am Feste des heil. Jacobus. XI. Am Feste der Himmelfahrt der Mutter des Herrn. XII. Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten.

C. a. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

1831.

MATHEMATIK.

DARMSTADT, b. Heyer: *Rechnungs-Aufgaben.* Zum Gebrauche für Lehrer und Schüler, vorzüglich in Volksschulen. *Erstes Bändchen.* Enthält Beyspiele zur Uebung im Numeriren, Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren mit unbenannten, gleichbenannten und ungleich benannten ganzen Zahlen. 1827. 92 S. *Zweytes Bändchen* (mit dem Namen des Vfs. Dr. *G. Lautenschläger*). Enthält Beyspiele zur Rechnung mit gemeinen Brüchen und Decimalbrüchen; ferner zur Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel, nebst Anleitung (?). 1829. 144 S. *Drittes Bändchen.* Enthält Anleitung und Beyspiele zur Lehre von den Verhältnissen und Proportionen, ihre Anwendung auf einfache und zusammengesetzte Regeldetri, einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung, Ketten- Gesellschafts-Rechnung und dergl., ferner das Nöthigste über Wechselrechnung, Banken und Staatspapiere. Der Anhang enthält vergleichende Mass-, Gewicht- und Münz-Tabellen besonders in Beziehung auf Preussen, Hessen, Frankreich und England. 1830. 282 und 110 S. 8. (Zusammen 1 Rthlr. 10 gr.)

War auch gerade kein Bedürfniss eines solchen Buches vorhanden, so kann vorliegendes doch, da es einmal geschrieben ist, wohl gebraucht werden. Vielleicht fühlte der Vf. das Erste selbst, da er das erste Bändchen ohne Namen herausgab. Welches Verdienst konnte es auch seyn, aus den ähnlichen Schriften von *Hermsdorf, Dobel, Wörlein, Baumgarten, Schellenberg, Krancke, Kries, Forstner, Diesterweg, Heuser, Jansen, Bronner, Hauschild, Bleibtreu, Petter, Unger*, die Hr. *L.* selbst nennt, und aus denen von *Koch, Engelbrecht* und A., die er nicht nennt, das Passende auszuwählen, und ein neues Büchlein daraus zusammenzustellen? Wir finden weder *Krancke's* strenge Oekonomie, noch *Diesterwegs* methodischen Gang, noch *Koch's* Real-Reichthum, und fragen, was denn nun eigentlich Hr. *L.* hinzugethan habe. „Aber, sagt der Vf., jene Bücher haben grösstentheils die Einrichtung, dass die einzelnen Blätter noch besonders aufgezogen, und so den Schülern vorgelegt werden, wodurch *der Gebrauch höchst unbequem gemacht und erschwert wird.*" Allein in welcher Volksschule hat der Vf. die Erfahrung gemacht, dass Vorlegeblätter höchst unbequem sind? Ferner findet er die frühere Schriften dieser Art theils zu theuer, wiewohl dies bey der *Diesterweg-Heuserischen* keinesweges der Fall ist, theils das in ihnen berücksichtigte Mass- und Gewicht-System nicht passend für seine Heimat, d. h. das Grossherzogthum Hessen-Darmstadt. Das macht dann freylich eine Reihe neuer Bändchen nöthig, und somit halten wir die Herausgabe derselben für vollkommen gerechtfertigt.

Die Numeration hat 113 Uebungsaufgaben erhalten, bey deren 108ter: „Kleopatra, Königin in Aegypten, verzehrte in einer Mahlzeit die Summe von X ccccIↃↃↃↃ Sesterzen, welches noch über DM oder IↃↃↃↃ sächsische Thaler beträgt," in sofern das Buch für Volksschulen, und zwar für die ersten Anfänge bestimmt ist, Rec. einiges Bedenken hat. Die Addition ist mit 70, die Subtraction mit 90 Beyspielen abgefertigt; die Multiplication hat mit Recht mehr (200) Nummern erhalten; ob aber die Einkleidung 133: „Den Flächeninhalt eines Dreyecks findet man, wenn man die Grundlinie mit der halben Höhe multiplicirt u. s. w.", mehr Belehrung als Verwirrung schaffen wird, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Der Division sind 17 Aufgaben zugewiesen, verhältnissmässig wohl zu wenig. In der 99 Aufgabe hätte weder von dem französischen Astronomen *Lalande*, noch von dem Halbmesser der Erde gesprochen werden sollen, und warum 109 statt der Ziffern die weitläuftigen Zahlnamen gesetzt sind, weiss Rec. sich nur aus einem Versehen zu erklären. Unter den 54 vermischten Aufgaben, welche ohne Zweifel sehr zweckmässig nach den 4 Species folgen, finden sich wieder einige allzu fremdartige und verwickelte, besonders die letzte, welche man eher in den römischen Antiquitäten erwartete, als in einem Rechenheftchen. Von den Species mit ungleich benannten Zahlen hat jede 25 Aufgaben, wozu noch 10 vermischte kommen, deren vorletzte wir aber wegen ihrer Unverständlichkeit weggewünscht hätten. Das Bändchen schliesst mit einer Uebersicht der Masse und Gewichte im Grossherzogthum Hessen und dem Einmaleins.

Der Inhalt des *zweyten* Bändchens ist aus dem Titel ersichtlich; eben so aus dem unbedeutenden Zusatz: „nebst Anleitung", die Aenderung des Plans, welche der Vorrede zufolge auf Verlangen einiger Lehrer vorgenommen wurde. Von nun an ist das Buch ein Mittelding zwischen Lehrbuch und Aufgaben-Sammlung, das seinem Titel nicht mehr entspricht.

Nimmt man dazu, was die Vorrede des dritten Bändchens sagt, dass das Buch zunächst für das Gymnasium und die Realschule zu Darmstadt bestimmt sey, so findet man sich darin eher zu Hause, und begreift auch leichter, wie die drey Bändchen eine dem Verleger genügende Abnahme finden konnten. Haben wir aber in dem ersten Bändchen manche Aufgaben als unverständlich für Volksschüler gerügt, so müssen wir jetzt umgekehrt einige als zu unbedeutend für die Zöglinge höherer Schulen tadeln. Man denke sich den Schüler eines Gymnasiums mit folgendem Exempel beschäftiget: „Höre, sagte Herr Spafs zu seinem Sohne Fritz, ich will dir Etwas zu verdienen geben. Von $2\frac{1}{12}$ fl. zähle geschwind $\frac{1}{12}$ fl., $\frac{1}{4}$ fl., $\frac{1}{3}$ fl. jedes einzeln ab. Für jede Ziffer, die dann Rest bleibt, bekommst du einen Groschen. Fritz rechnete frisch, und bekam —?" Die Erklärungen und Regeln sind im Ganzen klar und leicht fasslich ausgesprochen, und verrathen den gebildeten Lehrer, dem es leichter wird, sich im Abstracten als im Concreten zu bewegen. Dennoch können wir auf manche Erläuterung den Werth nicht legen, den Hr. *L.* ihr beyzulegen scheint. So dünkt uns der Anhang S. 81 mit der Versinnlichungstafel ziemlich überflüssig. Nicht wegen der Reinheit der Methode, wie gewisse Lehrer vorgeben, missfallen uns die geometrischen Versinnlichungen in der Elementar-Arithmetik, sondern weil uns die Erfahrung belehrt hat, dass die guten Köpfe derselben nicht bedürfen, die langsamen aber auch mit all diesen Krücken nicht vorwärts kommen, bis die Jahre ihnen die Augen öffnen; oft dagegen an solchen Symbolen kleben, und noch weniger zur Abstraction gelangen. In späteren Darstellungen mag der Nutzen grösser seyn, weil der Geist einer vielseitigeren Auffassung fähig geworden ist.

Das *dritte* Bändchen wäre besser in 2 Theile zerlegt worden, da die Käufer der ersten Hälfte nicht gern Käufer der zweyten seyn werden und umgekehrt. Münz-, Mass- und Gewichts-Tabellen sollte man, wofern sie nicht etwa ein ganzes Buch füllen, den Schülern in Landcharten ähnlichen Blättern in die Hände geben (wie z. B. die von *Rau* bey Winter in Heidelberg herausgegebenen). In manchen, anderen Schriften gelegentlich beygegebenen Tabellen wimmelt es gewöhnlich von Druckfehlern, welche, weil das Buch nur selten eine zweyte Auflage erlebt, nicht einmal corrigirt werden können; auch bieten sie gar keine Bequemlichkeit für das Aufschlagen dar. So hätten auch diese Rechnungs-Aufgaben füglich um ein Drittheil verkürzt werden können. Dass aber Kürze des Vfs. Neigung nicht sey, läfst sich an gar vielen Stellen entdecken. So werden z. B. gleich Anfangs den arithmetischen Verhältnissen, einem Gegenstand, den man sonst ohne Nachtheil der Deutlichkeit mit einigen Zeilen abfertigt, fast 5 Seiten gewidmet; der arithmetischen Proportion noch weitere 7 Seiten. Höhere Bildungs-Anstalten, wofür Hr. *L.* laut seiner späteren Geständnisse schrieb, bedürfen wohl schwerlich solcher Katechisationen wie folgende: „Es ist folgendes Verhältniss angeschrieben: 12—17. Was ist diess für ein Verhältniss? Antw. Ein arithmetisches. Wie ist hier 17 aus 12 entstanden? Antw. Indem 5 zu 12 hinzugezählt wurde. — Die Differenz ist also? Antw. 5 (oder, weil 5 zu dem ersten Glied gezählt wurde, kurz zu bezeichnen (?): die Differenz ist + 5)." Wird wirklich die Antwort so erfolgen, wie hier angenommen ist? Und was fragt denn der Lehrer, wenn diess nicht geschieht? Rec. hofft, dass jeder Lehrer auch ohne Hn. *Ls.* Anleitung einige Hülfsfragen thun kann; und kann er es nicht, dann reicht dieser Unterricht wahrlich nicht hin.

Die gelungnere Partie des letzten Bändchens ist ohne Zweifel die Darstellung des Münzwesens und der Geldrechnung, der Banken, der Wechselrechnung und der Staatspapiere. Eine ausnehmende Klarheit, eine zweckmässige Kürze und untadelhafte Ordnung machen diese Anweisung sehr schätzenswerth. Schade desshalb, dass sie nicht getrennt von den minder gelungenen Theilen des Buches verkäuflich ist. Sie würde in der gebildeten Classe viele Leser gefunden haben. Denn Mancher möchte über solche Gegenstände des Verkehrs belehrt seyn, wenn er nur die Belehrung nicht aus weitläuftigen Werken zusammensuchen müsste, oder wie hier, ohne gleichgültige Anhängsel kaufen könnte. Vielleicht gefällt es dem Vf., diesem Mangel durch eine besondere Arbeit abzuhelfen. — Ausserdem verdient die Weglassung der Auflösungen Lob; doch hätte durch weniger einförmigen Druck für die Uebersichtlichkeit besser gesorgt werden können. Wenn in erster Hinsicht der Missbrauch in Volksschulen auch nicht zu befürchten ist, so ist er es doch gewiss in der Realschule und dem Gymnasium einer ansehnlichen Stadt. Und warum denn der schulmeisterlichen Bequemlichkeit allzu weiche Kissen unterlegen?

Von einem zu erwartenden 4 Bändchen sagt zwar die Vorrede nichts; doch lässt es sich aus dem Zwecke des Ganzen vermuthen. Wir erwarten es mit einem günstigen Vorurtheil, weil die Brauchbarkeit der drey ersten Bändchen mit der Zahl gestiegen ist.

Ne.

Potsdam, b. Riegel: *Leitfaden für den Unterricht in der Formen- und Grössen-Lehre.* Von *W. v. Türk*, k. preuss. Regierungs- und Schul-Rath. *Vierte*, verbesserte und bedeutend vermehrte *Auflage*, mit einem Anhange, die wichtigsten Lehrsätze aus der Stereometrie enthaltend. Mit 10 Kupfertafeln. 1830. 317 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese vierte Auflage verdient mit Recht den Namen einer verbesserten und bedeutend vermehrten. Die anfänglichen 11 Kupfertafeln sind bis auf 20, der Text ist fast bis auf das Doppelte gestiegen, ohne dass der Preis des Werks erhöht worden wäre. Da sonach das Buch beynahe als ein neues zu betrachten ist, so finden wir uns veranlasst, demselben etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als in der Regel bey neuen Auflagen geschieht.

Wir haben uns gewundert, dass Hr. v. T. bey den

unverkennbaren Bestreben nach Vervollkommnung seines vielgebrauchten Werkes nicht auf den Gedanken gekommen ist, die katechetische Form der früheren Auflagen entweder ganz oder doch wenigstens gröſstentheils mit einer minder schleppenden zu vertauschen. Bey dem ersten Erscheinen des Leitfadens (wo wir nicht irren, im Jahr 1817) mag wohl der gänzliche Mangel an materiellen und methodischen Kenntnissen bey so vielen Lehrern eine solche stereotype Sokratik zum nothwendigen Uebel gemacht haben. Nach 14 Jahren aber, nachdem die alten Schulmeister entweder das Versäumte nachgeholt haben, oder pragmatisirt worden sind, will es Rec. nicht mehr passend vorkommen, wenn Hr. *v. T.* das „O ja!" der Kinder und das „Was ist das?" der Lehrer vordruckt. Wir wollen nicht leugnen, daſs der Lehrer dergleichen Fragen thun muſs, und daſs der Schüler dergleichen Antworten geben wird; aber ein Lehrer, welcher diese nicht selbst zu bilden versteht, ist noch nicht reif für den Beruf, der ihm anvertraut ist. Möchten doch überhaupt die Verfasser der Lehrbücher sowohl, wie die Schulvorsteher, endlich zu der Erkenntniſs kommen, daſs im Elementarunterricht jede consequente Methode scheitern muſs, die akroamatische, wie die katechetische und die heuristische. Das Lehrbuch muſs den Stoff liefern, der Lehrer selbst sich die Form wählen, die ihm nach den Umständen die angemessenste scheint. Freylich setzen wir dabey eine Bildung des Lehrstandes voraus, die ihm noch nicht an allen Orten gegeben ist, und an manchen Orten zu geben nicht einmal beabsichtigt wird. Desto mehr würden wir es einem Manne wie Hr. *v. T.* Dank wissen, wenn er — da bey schlecht gebildeten Lehrern doch einmal Nichts mit vorgezeichneten Methoden ausgerichtet wird — auch in dieser Schrift darauf hingewiesen hätte, was so sehr Noth thut.

Im Uebrigen finden wir in diesem Buch eine reiche Auswahl des Wissenswürdigsten aus der Elementargeometrie auf das faſslichste dargestellt. Der Vf. begnügt sich nicht, wie so viele halbgelehrte Pädagogen, die Schüler bis zum *magister matheseos* hinzuführen, und da aufzuhören, wo man anfangen sollte, sondern er giebt so viel Material, daſs der so Unterrichtete Etwas mit ins Leben hinüber zu nehmen hat, und zu jeder technischen oder wissenschaftlichen Laufbahn vorbereitet ist. Besonderer Fleiſs wird den Verhältnissen der Raumschnitte gewidmet; Rec. hält diese für die gelungenste Partie des ganzen Buches. Nur hätte er auch die gewöhnliche Lehre und Anwendung von der Aehnlichkeit der Figuren gern daneben gesehen, und er kann nicht wohl begreifen, warum die ersten Gründe der Feldmeſskunst einem solchen Publicum (Bürgern und Bauern) vorenthalten werden. Dieſs würde der formalen Bildung wohl keinen Eintrag thun, und der jugendliche Geist gefällt sich selbst in Versuchen, die vielleicht niemals zur Ausführung kommen werden. Die Stereometrie ist zu sehr als Anhang, d. h. etwas dürftig behandelt, obgleich mit einer neuen Theorie des Maſses bereichert, die aber schwerlich groſsen Beyfall finden dürfte. Hr. *v. T.* bleibt nämlich nicht bey der Quadrirung und Cubirung der Längenmaſse stehen, sondern er bildet auch Maſse aus ungleichen Factoren, denen er die Namen: *Riemenruthe* [d. h. ein Oblongum, dessen lange Seite eine Ruthe, die kurze aber 1/12 davon, also ein Fuſs ist], *Balkenruthe* [d. h. Parallelepipedum von 1° Länge, 1' Breite und 1' Dicke] und *Schachtruthe* [d. h. Parallelepipedum von 1° Länge, 1° Breite und 1' Dicke] beylegt. Wir finden diese Eintheilung wohl scharfsinnig, aber ganz unnöthig, und folglich von der Hauptsache ablenkend. Unsere geometrische Sprache ist zwar leider noch allzu arm, allein durch Erfindungen, deren Bedürfniſs Niemand fühlt, dürfte schwerlich gröſserer Reichthum erzielt werden. Und da doch der Vf. den stereometrischen Anhang ausdrücklich für Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen und dergl. bestimmt hat, so möchten wir wohl fragen, ob es recht sey, solchen Leuten Benennungen beyzubringen, welche nur die verstehen, die nach einem ähnlichen Lehrbuch unterrichtet worden sind. Ausserdem ist auch die Multiplicationstafel mit diesen Gröſsen verwickelt genug, um manche Schüler von der Erlernung abzuschrecken.

Von dem letzten Theile müssen wir noch einmal zu dem ersten, zu der Formen- oder vielmehr räumlichen Verbindungslehre zurückkehren, worin sich am meisten nachzubessern findet. Dort lesen wir S. 5, daſs Parallelen in der nämlichen Richtung laufen. Demnach wäre Richtung nicht die durch unseren Standpunct und einen ausserhalb liegenden Punct bestimmte Gerade, sondern jede auf eine gewisse, mit unserer Sehlinie rechte Winkel bildende Ebene unter eben solchen Winkeln gezogene Linie. Diese Definition möchte jedoch zu Verwirrung Anlaſs geben. Bleiben wir lieber bey Euklid, der ja doch, wie überall durchschimmert, der treffliche Führer des Vfs. gewesen ist. — S. 6 zählt der Vf. die combinatorischen Fälle des Parallelismus und Nichtparallelismus von 4 Linien auf, ist aber dabey weder vollständig, noch durch seine Anordnung klar. Es fehlt fürs erste der Fall: 3 L. in einerley Richtung, die 4 mit allen parallel. Dann aber muſste gezeigt werden, wie aus den 6 Fällen mit 3 Linien durch Zusatz einer neuen Linie eigentlich 3 . 6 Fälle entspringen, wovon aber wegen doppelten Vorkommens 6 ausfallen. Ueberhaupt dünkt es uns nicht wohlgethan, diesen Liniencombinationen groſsen Werth beyzulegen. So lange die Lehrlinge noch nicht im Stande sind, aus den concreten Fällen zu der Abstraction überzugehen — und dazu sind Kinder offenbar nicht reif — wird nicht viel mit diesen Uebungen gewonnen, und doch sind sie ungleich ermüdender als jeder andere Abschnitt der Geometrie. In jedem Falle aber hätte Hr. *v. T.* sich nicht auf endliche Linien (Strecken) beschränken, sondern die Vorstellung von unendlichen Linien zur Hauptvorstellung machen sollen. Die Striche in der nämlichen Richtung wären dann ohnehin weggeblieben. Durch dieselbe Beschränkung auf Striche wird die Anmerkung S. 9 unklar. Denn wenn die Linien bestimmte Längen haben, so kann es ja wohl treffen, daſs die Ausführung der Durchschneidung in der höchsten Anzahl von Puncten

zwar nicht unmöglich, aber technisch äusserst schwierig wird. — Wie der Uebergang zur 8 Stufe und das Fortschreiten in derselben gerechtfertigt werden kann, sieht Rec. nicht ein; vielmehr weiss er aus Erfahrung, dass gerade die Vorstellung von der Grösse der Winkel den Kindern am fremdesten ist. Der Ausdruck Winkel existirt nicht im geometrischen Sinne im gemeinen Leben, und die Eigenschaft *gross* scheint desshalb Ungebildeten auf die Schenkel zu gehen. Nun begünstigt aber die vorher erwähnte Ausschliessung der unendlichen Linien vom Unterricht vollends diesen Irrthum. Gleichwohl ist die erste Aufgabe in der 8 Stufe die: 4 gleiche Winkel zu bilden. In demselben Abschnitt wird der Ausdruck: *innerer* und *äusserer Winkel* in einer auffallenden Bedeutung gebraucht, nämlich von 2 Winkeln, deren Schenkel parallel laufen. Diess ist um so unstatthafter, da Hr. *v. T.* späterhin den Ausdruck *äusserer* Winkel nochmals in einer abweichenden Bedeutung gebraucht, nämlich gleichbedeutend mit convexer Winkel. Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass unsere pädagogischen Schriftsteller mit Sprachneuerungen vorsichtiger seyn möchten. Es verursacht Zeitverlust, unnöthige Streitigkeiten und schiefe Urtheile, wenn man sich mit Wörtern herumtreibt, die, obgleich dem Klang nach deutsch, doch Niemanden verständlich sind. So ist es auch mit den in der 11 Stufe erwähnten Gegenwinkeln. Hr. *v. T.* versteht darunter die aus dem Euklidischen Axiom verrufenen Winkel auf ungleichnamigen Seiten zweyer durchschnittenen und auf gleichnamiger Seite der durchschneidenden Linie. Wir haben gegen das Wort weniger einzuwenden, als gegen seine Vieldeutigkeit. Schon Euklid spricht von inneren Gegenwinkeln in einem Dreyeck und von Gegenwinkeln im Viereck in verschiedenem Sinne. Nun käme noch gar eine dritte Bedeutung hinzu, ausser dem, was andere Mathematiker hinzugethan haben. Und diess ist doch offenbar zu Viel.

Trotz dem bleibt jedoch das Buch des Hn. *v. T.* eines der brauchbarsten Hülfsmittel für Lehrer der niederen Schulen, und verdient um so mehr Lob, da sein Preis äusserst mässig, sein Druck sehr anständig (doch nicht ganz correct) und die Zeichnungen ungemein sauber sind.

A. K.

MEDICIN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Abhandlung über die Masern*, von *E. J. Thomassen à Thuessink*, Dr. der Medicin und Philosophie, Prof. der Arzneywissenschaft an der Universität zu Gröningen, beständigem Präsidenten des ärztlichen Provinzialcollegiums u. s. w. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. *G. Doden*, praktischem Arzte zu Leer in Ostfriesland. 1830. IV u. 169 S. 8. (16 gr.)

Wenn ein Exanthem, wie die Masern, so lange keinen Monographen fand, dass der Mangel einer vollständigen Abhandlung von den praktischen Aerzten lebhaft gefühlt wurde, weil die Nachrichten über diese Epidemie allenthalben in Zeitschriften zerstreut sind: so lag der Grund in nichts Anderem, als dass der Gegenstand zu viele Schwierigkeiten darbietet, und die Erfahrungen der meisten Aerzte zu arm sind, um den Ansprüchen an eine Monographie zu genügen. Dem viel erfahrenen und scharfsinnig beobachtenden Vf. war es vorbehalten, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Ihm allein vor so vielen Anderen, da er, so zu sagen, in der Heimat dieser oft verderblichen Krankheit lebt, und dort bey seinem ärztlichen Wirken ergraut ist, war es auch leicht, die Aufgabe auf eine Weise zu lösen, dass alle Schwierigkeiten in dem Masse beseitigt wurden, als sich ihm selbst häufig die Gelegenheit darbot, Maserepidemieen aller Art zu beobachten. Er hat alle Memorabilien aus denselben abstrahirt, sie mit denen anderer Beobachter zusammengestellt, und so das deutlichste Bild der Masern, wenn sie auch noch so bösartig in ihrem Verlaufe sich zeigen mochten, gewonnen. Alle möglichen Complicationen, in sofern nämlich betrachtet, als der gerade herrschende *Genius epidemicus*, wie allen Krankheiten, so auch den Masern sein Gepräge aufdrückt, sind mit Umsicht selbst nach ihren feinsten Schattirungen gezeichnet; eben so sind die Verbindungen, die sie mit anderen Krankheiten eingehen, und die Verwandtschafts*verhältnisse* zu solchen richtig aufgefasst. In gleichem Geiste finden wir Aetiologie, Diagnose und Prognose erörtert, und die Therapie im Einzelnen auf das genaueste angegeben, ohne die rationelle Richtung zu verlieren. Nur Eines vermissen wir ungern, dass nämlich den Sectionsresultaten zu wenig Aufmerksamkeit und kein besonderes Capitel gewidmet wurde. Die Hinweisungen auf die vielen bekannten Autoren beweisen das Vertrautseyn des Vfs. mit der Literatur aller Länder.

Diese wichtige Schrift, die mit einigen praktischen Bemerkungen des Uebersetzers schliesst, dem wir besonderen Dank für seine Uebertragung ins Deutsche schuldig sind, macht im Originale einen Theil des 3ten Bandes von des Vfs. „*Geneeskundige Waarnemingen*" (1828) aus, deren fernere Uebersetzung Hr. *Doden* den deutschen Aerzten nicht vorenthalten möge, da sie gewiss auch von wichtigem Gehalte und praktischem Interesse sind.

D. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 1.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Klein: *Handbuch der Geſchichte von Alt-Griechenland.* Auch als Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Lateiniſche, bearbeitet von *Friedrich Karl Kraſt*, Director des Gymnaſiums in Nordhauſen (jetzt des Johanneums in Hamburg), und der Groſsherzogl. S. Weim. Lat. Geſellſchaft in Jena Ehrenmitgliede. *Dritte verbeſſerte Original-Auflage.* 1825. XXII u. 322 S. 8. (18 gr.)

Man muſs dem Vf., der ſich in der Vorrede über die Herausgabe dieſer Schrift rechtfertigt, zugeben, daſs unter den Materialienſammlungen zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Lateiniſche, vornehmlich unter denen, die zur Zeit der erſten Erſcheinung dieſer Schrift (vor etwa 15 Jahren) vorhanden waren, ſich nur ſehr wenige finden, welche der Kenner im vollen Maſse zweckmäſsig eingerichtet nennen möchte, ſowohl hinſichtlich des Stoffs und der Zuſammenſtellung deſſelben, als auch der hinzugefügten lateiniſchen Redensarten und grammatiſchen Bemerkungen. Nicht ſelten war es auch bey Sammlungen der Art ein groſser Fehler, daſs bey Ausarbeitung des Textes nicht auf römiſche Darſtellung und römiſchen Gedankengang geachtet wurde, ſo wenig als auf Wendungen, die dem römiſchen Sprachgenius angemeſſen waren, ſo daſs es dem nicht geübten Ueberſetzer jedenfalls ſehr ſchwer fallen muſste, die Perioden in gutem Latein wieder zu geben. Auch die untergelegten Phraſen, erinnert der Vf. richtig, entſprachen in den früheren Schriften dieſer Art ihrem Zwecke keinesweges vollkommen; abgeſehen davon, daſs ſie oft in einem Latein abgefaſst waren, welches ein alter Römer nicht leicht für ſeine Mutterſprache anſehen würde, waren ihrer bald zu wenige, bald zu viele gegeben. Die *Döring-Schulziſche* Anleitung rechnet der Vf. zwar zu den ehrenvollen Ausnahmen; allein der Stoff derſelben iſt zu ſehr zuſammengeſucht. Ein groſser Vorzug des *Kraftſchen* Buchs beſteht darin, daſs ein einziger groſser Gegenſtand in demſelben dem jugendlichen Gemüthe vorgeführt wird. So wird ohne Nachtheil der Gründlichkeit ein doppelter Zweck verfolgt; einmal, die Schüler in der Auffaſſung und Sichaneignung des römiſchen Sprachgenius und römiſchen Sprachwendungen zu vervollkommnen, ſodann zugleich die Kenntniſs der griechiſchen Geſchichte, welche in den Schulen noch ſehr vernachläſſigt iſt, zu verbreiten. Da der erſte Zweck vorzugsweiſe die Thätigkeit des Verſtandes in Anſpruch nimmt, ſo gewährt der zweyte den Vortheil, daſs er vor der Ermüdung bewahrt, welche angeſtrengte Verſtandesthätigkeit nach ſich zieht.

Daſs nun der Vf. des groſsen Intereſſes wegen, welcher dem behandelten Gegenſtande inwohnt, eine neuere Bearbeitung der griechiſchen Geſchichte verſucht hat, kann nur gelobt werden, um ſo mehr, da man *K. O. Müller* (Orchomenos und die Minyer S. 15) durchaus beypflichten muſs, wenn er bey Erſcheinung ſeines erſten Bandes der Geſchichte griechiſcher Stämme und Städte klagt: „In Wahrheit, man hat von einer Geſchichte der Hellenen, die des Namens werth wäre, kaum einen Begriff, ein Gerippe, einen Schatten ſtatt des Lebenvollſten, nur abgeriſſene Bruchſtücke ohne innere Verbindung.“ „Man muſs,“ ſagt er, „geſtehen, daſs unter allen Theilen der griechiſchen Alterthumswiſſenſchaft gerade der Kern, *die Geſchichte*, auf unverantwortliche Weiſe wüſte liegt, und zu der hohen Lebendigkeit und Kraftfülle des helleniſchen Volkslebens, wie ſie ſich unmittelbar aus den redenden Alten ausſpricht, ein höchſt dürftiger und dürrer Commentar geblieben iſt. Das kommt daher, ſchlieſst er ſehr richtig, weil die meiſten jener helleniſchen Geſchichtſchreiber, deren England ſich rühmt, ohne eigentliche, ſprachwiſſenſchaftlich erworbene, tief eindringende Kenntniſs des Alterthums waren, und ſich *ſo* einem Werke unterzogen, das, als Gipfel einer Reihe von Beſtrebungen, auch für den Gröſsten ein groſses Unternehmen iſt. Wie hätten *ſie* darſtellen können, *wie* es geworden, denen es verborgen blieb, *was* es geworden?“ — Unter den engliſchen Geſchichtſchreibern, welche Griechenland zum Gegenſtande ihrer Forſchung und Darſtellung machten, und von denen *K. Otfr. Müller* redet, ſind vorzüglich zu nennen: *John Gillies* (1786. II Voll. 4.), *William Mitford* (London. 1784. III Voll. 4., deutſch in einer freyen Ueberſetzung von *K. C. A. Eichſtädt.* Lpz. 1800 fgg. 6 Tom. 8.), *Guthrie* und *Gray* (im 2ten und 3ten Theile der Weltgeſchichte, deutſch bearbeitet von *Heyne*) und *Goldſmith*. Das Werk von *Gillies* iſt, wenn er auch an Geſchmack und Genialität ſeinen Nebenbuhler *Mitford* übertrifft, doch ſehr oberflächlich. In dem letzten finden wir zwar ein Aggregat von müh-

ſam zuſammengeſuchten Notizen, aber ohne einen groſsartigen Plan, ohne ſcharfen Blick und ſelbſt ohne richtige Auffaſſung des Alterthums. Eigentlich tief eingehende Unterſuchungen findet man in dem ganzen Werke nicht; es iſt daher dem jetzigen Stande unſerer Literatur eben ſo wenig angemeſſen, als die Bearbeitung der helleniſchen Geſchichte, welche ſich in *Guthrie* und *Gray* findet. Von *Goldſmith* iſt daſſelbe zu ſagen; man kann ſeine griechiſche, wie römiſche Geſchichte höchſtens nur ein Leſebuch für Schüler nennen, deſſen zwiefache Ueberſetzung ins Deutſche keinesweges die Güte des Buches, ſondern lediglich den Mangel einer guten deutſchen Bearbeitung der griechiſchen Geſchichte, beweiſet.

Eine ſo groſse Menge von Geſchichten Griechenlands, welche jedoch ſowohl des Preiſes, als der inneren Anlage wegen, von dem Vf. nicht für zweckmäſsig erachtet wurden, war bereits vorhanden, als Hr. *Kraſt* es unternahm, dem bisherigen Bedürfniſſe abzuhelfen. Welche Foderungen an ihn als den Geſchichtſchreiber Griechenlands zu machen ſind, auf welche Weiſe er dem Bedürfniſſe abgeholfen, und jenen Foderungen genügt habe, wird weiter unten erörtert werden.

Was nun den nächſten Zweck des Buches betrifft, ein Uebungsbuch zum Ueberſetzen aus dem Lateiniſchen in das Deutſche zu ſeyn, ſo kann nicht geleugnet werden, daſs es demſelben, namentlich für die unteren Claſſen der Gymnaſien, durchaus entſpreche. Der Text iſt leicht und flieſsend und dem römiſchen Sprachgenius ſo angepaſst, daſs er ohne groſse Schwierigkeit übertragen werden kann. Auf ſehr paſſende Weiſe ſind lateiniſche Redensarten und Andeutungen zur feinen Latinität unter den Text geſetzt; in beiden verkennt man durchaus die Erfahrung und Gewandtheit des Vfs. nicht, — nur ſcheint durch eine gar zu groſse Anhäufung der überſetzten Phraſen ſelbſt Schülern der unteren Claſſen zu viel Vorſchub geleiſtet zu ſeyn. Uebrigens bezeugt auch die ſehr günſtige Aufnahme, welche das Buch gefunden hat, deſſen anerkannte Brauchbarkeit. Denn im Original hat es die 3te Auflage erlebt, und iſt obendrein im Würtembergiſchen durch Nachdruck vervielfältigt, deſſen weiterer Verbreitung aber der rechtmäſsige Verleger durch einen ſehr geringen Preisanſatz vorgebeugt hat.

Hinſichtlich des zweyten Zweckes, eine neue beſſere Bearbeitung der griechiſchen Geſchichte zu liefern, bemerkt der Vf. ſelbſt: er habe die beſten Quellen und Hülfsmittel benutzt; es habe aber auſserhalb ſeiner Grenzen gelegen, neue kritiſche Forſchungen anzuſtellen oder Hypotheſen vorzubringen. — In letzter Hinſicht geben wir ihm ganz recht; denn bey einem Handbuche der griechiſchen Geſchichte in einem Bande, und dazu für Schulen, kömmt es weit weniger darauf an, eigene Forſchungen anzuſtellen, als die Reſultate der beſten neueren Forſchungen in einem geſchmackvollen Gewande zu liefern. Hypotheſen würden nirgends weniger an ihrem Orte ſeyn, als in einem Buche, welches zuvörderſt der Jugend einen feſten Halt- und Stand-Punct geben ſoll. Jedoch können wir keinesweges in der tüchtigen Benutzung der Quellen und Hülfsmittel mit dem einverſtanden ſeyn, was der Vf. ſelbſt von ſeinem Buche ſagt. Die *Quellen* mögen zwar, wenigſtens die gewöhnlichſten, *geleſen* ſeyn, aber ohne daſs aus ihnen ſich in der Seele des Vfs. ein eigenes Bild geſtaltet hätte, ohne welches ein plaſtiſches Hervortreten eines Kunſtwerkes für den Leſer unmöglich zu bewirken iſt; — und, was die *Hülfsmittel* anlangt, ſo möchten wir geradezu behaupten, daſs von einer Benutzung derſelben, die bey ſo vielen trefflichen Arbeiten ſo leicht geweſen wäre, keine Spur anzutreffen iſt. Uns wenigſtens iſt der Einfluſs ganz unbemerkt geblieben, welchen *Rambachs* Schrift über Milet, *Th. Panofka's res Samiorum*, *Johannſens* Maſſilia, *Poppo's* Chios, *Höks* Creta, und vor allen *K. Otfr. Müllers* Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte auf die Ausarbeitung des Werks gehabt haben mögen; auch die an Ausbeute für die ältere griechiſche Geſchichte ſo reichen Reiſen *D. Clarke's*, *Will. Gells*, *Edw. Dodwells*, *Fr. C. H. Pouquevilles* ſind nicht benutzt. Wir geben zwar zu, daſs der Vf. ſich damit entſchuldigen könne, faſt alle jene Werke ſeyen früher erſchienen, als die erſte Ausgabe ſeines Buchs; aber dann durfte wenigſtens die Umarbeitung des Werkes in den ſpäteren Auflagen nicht verſäumt werden.

Was ferner die innere Einrichtung des Werkes betrifft, ſo erſcheint es zuvörderſt ſehr zweckmäſsig, daſs die Chronologie nach Olympiaden und Jahren vor und nach Chriſti Geburt angegeben iſt. Der eigentlichen Geſchichte iſt eine geographiſche Einleitung, eine Beſchreibung der Grenzen und die Topographie der einzelnen Landſchaften und Staaten vorausgeſchickt, die indeſſen gar zu dürftig erſcheint, und meiſtentheils gerade das Wichtigſte nicht enthält. Eine Charte iſt nicht angehängt; doch kann *Kruſe's* bekanntes Blatt mit Nutzen bey der Lectüre gebraucht werden. Die Geſchichte ſelbſt iſt in fortlaufender Ordnung erzählt, und in 3 Hauptperioden abgetheilt: 1) ungewiſſe Geſchichte bis auf den trojaniſchen Krieg, 1200 vor Chr.; 2) von Troja's Falle bis zu den Perſerkriegen, 1200—500 vor Chr.; 3) von den Perſerkriegen bis auf Alexander den Groſsen, 500—336 vor Chr., — die indeſſen eben ſowohl dem inneren Gehalte nach, als an äuſserem Umfang, ſehr ungleich ſind, und wohl nicht durchaus gerechtfertigt erſcheinen. Jedenfalls möchte die Abtheilung in 3 Abſchnitte weit zweckmäſsiger ſeyn, von denen der erſte die mythiſche Vorzeit bis auf die Perſerkriege (das Zeitalter der alten Götter, Heroen und halben Heroen), der 2te die folgende Zeit bis auf Alexander den Macedonier (die Entwickelung der Demokratie und der griechiſchen Philoſophie, und das Zerfallen des Volkslebens), und der 3te die macedoniſche Zeit, von Alexander bis auf die Schlacht bey Leukopetra (das Wiederzuſammenfaſſen der getrennten Beſtandtheile durch die Tyrannis, welche ſich in den macedoniſchen Könige verklärt, und der Untergang des helleniſchen Lebens durch das aufſteigende Römerthum) umfaſste. — Zweckmäſsig iſt noch hinzugefügt eine, wenn auch nur ſehr gedrängte Nachricht über die griechiſchen Inſeln und Koloniecn, weil ſie auf die Bildung des Occidents [illegible] gröſseren

Einfluss ausgeübt haben, als Griechenland selbst. Ganz kurz ist endlich noch, mit Uebergehung der macedonischen Geschichte, ein kurzer Abriss der Geschichte Griechenlands bis auf unsere Tage angehängt. Zum Schlusse ist eine kurze Nachricht über die vorzüglichsten griechischen Schriftsteller aus dem Grunde für zweckmässig erachtet, weil viele die Schule verliessen, ohne auch nur die nothdürftigste Kenntniss der griechischen Literaturgeschichte zu besitzen. Wenn aber, wie es auf jedem guten Gymnasium der Fall ist, nur Literaturgeschichte überhaupt vorgetragen wird, so dürfte dadurch ein Schüler eine bessere und reichere Auffassung der vorzüglichsten geistigen Leistungen Griechenlands erhalten, als Hr. *K.* durch diese Darstellung zu bewirken versucht hat.

Zuletzt noch einige Bemerkungen über Einzelnheiten. §. 1 ist überschrieben: Grenzen und Eintheilung von Altgriechenland (Nordgriechenland, Hellas oder Mittelgriechenland, und der Peloponnes), die grösstentheils den Angaben *Heerens* in seinem Handbuche der alten Geschichte entlehnt ist. Von Thessalien ist gesagt, dass es jetzt Janiah heisse, aber nicht, wesshalb; auch ist über Epirus, das jetzige Albanien, weder die Etymologie beygebracht, noch bemerkt, dass es selbst, und alle Länder, welche früher unter diesem Namen begriffen wurden, wie Aetolien und Akarnanien, am meisten dadurch von den Hellenen abgeschieden wurden, dass sie nicht zum Bunde der Amphictyonen gehörten. Ferner hätte angeführt werden können, dass die Völkerschaften von Epirus, als sie die griechische Sprache angenommen hatten, dorisch redeten, wesshalb sie sich selbst Ἀπειρῶται nannten, welcher Name häufig auf Münzen vorkommt. Auch die Römer bedienten sich häufig dieser Sprachform, was sich namentlich in dem Namen *Apirotica* (Aprikosen) zeigt, welcher nichts Anderes bedeutet, als: epirotische Früchte, — in der Entstehung also mit der *Pfirsiche* sehr ähnlich gebildet. Im §. 2 wird Mittelgriechenland, oder Hellas, jetzt Livadien, abgehandelt, ohne den Ursprung des letzten Namens für den ganzen Landstrich anzugeben. Ueberdiess muss bemerkt werden, dass stets bey den einzelnen Landschaften zwar die Breite und Länge derselben nach Meilen angeführt wird, meist nach *Heeren*, aber keineswegs mit der in demselben befindlichen Genauigkeit. So ist z. B. Phocis nicht 5 (S. 8), sondern 2 bis 5 Meilen breit, Argolis (S. 6) nicht 7, sondern 2 bis 7 Meilen. — Von Aetolien (S. 3) ist fast nichts bemerkt, als dass der Achelous und Evenus das Land durchströmen, — es ist nicht erwähnt, dass der erste der grösste Fluss Griechenlands ist, dass er wegen seiner Eigenschaften heutiges Tages Aspropotamo heisst, und dass an seiner Mündung das so berühmt gewordene Missolunghi liegt. Von Thermus ist nicht erwähnt, dass es, wenigstens in der letzten glänzenden Zeit (nach Polybius), die Hauptstadt des Landes gewesen, dass hier die jährlichen Bundesversammlungen (die Panätolien) gehalten worden, dass hier der Sitz der obersten Reichsbeamten gewesen sey. — Von der kleinen Landschaft Doris am Abhange des Oeta ist nur angeführt, dass sie Tetrapolis (nach Strabo) gewesen, ohne zu bemerken, dass bey Thucyd. I, 107 nur von einer dorischen Tripolis die Rede sey, während Tzetzes von einer Pentapolis, Andere sogar von einer Hexapolis sprechen. — Bey der Darstellung des Gebietes der ozolischen Lokrer (S. 3) wäre die Bemerkung an ihrer Stelle gewesen, dass Amphissa, im Inneren des Landes gelegen, nur die einzige eigentliche Stadt des Landes, die übrigen Orte nur Dörfer, κῶμαι, waren. Auch geschieht bey Naupaktos der Mythe keine Erwähnung, nach welcher der Ort seine Benennung erhielt, noch auch des späteren so wichtig gewordenen Namens Lepanto. — Wesshalb ein Theil des östlichen Lokris die epiknemidischen, warum Delphi in Phocis später Castri und früher Pytho geheissen, sucht man hier vergebens. Was über das Orakel zu Delphi und den *biceps Parnassus* gesagt wird, ist zu dürftig. — In der Beschreibung von Böotien wird jede nähere Erwähnung von Orchomenos, über die der von Eleusis ähnliche Etymologie dieses Namens, und vieles Andere vermisst, welches sich hinsichtlich der Oertlichkeit in *K. Otfr. Müllers* Orchomenos findet. — Von Theben ist bloss angeführt, dass es am Ismenos lag, nicht aber, was so wichtig ist, aus welchen Theilen es zusammengesetzt war. — In der Beschreibung von Attika ist zwar gesagt, dass Athen jetzt Setines heisse, aber weder hier, noch an einem anderen Orte, was so passend in einem solchen Buche seinen Platz gefunden hätte, angeführt, dass es derselbe Name sey; und dass das *s* hier, wie in vielen anderen Ortsnamen, εἰς sey, — wie das *n* in Nicaria und Negroponte nichts Anderes als ἐν. — Auch bey Eleusis konnte, da der neue Name Lepsina ist, bemerkt werden, dass der lateinische Name *Eleusina* gewesen, woraus sich denn die Umwandlung leichter erklärt.

Die äussere Ausstattung ist übrigens einem gewöhnlichen Schulbuche angemessen, und der Preis sehr billig.

Gn.

Leipzig, b. Dyk: *Napoleon, sein Charakter und seine Zeit*, nach der dritten Auflage von *W. E. Channing Analysis of the character of Napoleon Bonaparte*, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. *Karl Heinrich Hermes*. 1831. XXXIV u. 106 S. 8.

Die Charakterschilderung Napoleons von dem als Geschichtschreiber bekannten *Channing* wird hier mit einer Einleitung des Uebersetzers in die Geschichte der französischen Revolution und mit Anmerkungen am Schlusse begleitet, welche jene Schilderung berichtigen. Beide nehmen fast die Hälfte des Buches ein. Der Amerikaner betrachtet *Napoleon* als einen Unhold, welcher der Freyheit Feind war, und obgleich in einer Militärschule erzogen, zuerst im Dienst der Jacobiner auftrat, und dann mit Artillerie in Paris das ungestüme Volk niederschiessen liess. Der Vf. wirft dabey einen Schatten auf den Lord Wellington als Staatsmann, was vielen Britten angenehm war. Schon in Italien zeigte *Napoleon* Herrschsucht in Unterjochung alles Schickli-

chen unter dem, was sein Geist durchsetzen wollte. Von Napoleon ging die Idee der Expedition nach Aegypten aus. Dort bewährte die Ermordung der Gefangenen bey Jaffa, wenn sie auch nicht ganz willkührlich war; den Blutmenschen mit eisernem Willen. In Frankreich erregte er Empörung gegen die Staatsgewalt; unter dem Vorwande, dem Vaterlande Freyheit verschaffen zu wollen, führte er den Militärdespotismus ein, indem er jede Beschränkung seines Willens verwarf, jedoch ein System der Milde und Versöhnung annahm, das auch die Emigranten herbeyführte, die auf ihn und Karl X einen leidigen Einfluss gewannen; Frankreichs Glück suchte er in Eroberungen, und seiner Regierung eines unlenksamen Volkes wusste er durch die geheime Polizey, durch die zum Stummwerden verurtheilte Druckpresse, durch die Ermordung des Herzogs von Enghien, durch die Annahme der Kaiserwürde, durch die Herstellung der katholischen Kirche als Staatsreligion, obgleich jedermann wusste, dass er selbst nichts weniger als religiös war, durch Bauten, die zum Theil mehr Glanz als Nutzen gewährten, durch die Conscription, durch das leidige Continentalsystem, durch sein allgemeines Gesetzbuch Dauer zu verschaffen. Seine Politik war nicht immer klug, er vermehrte oft muthwillig seine Feinde, war unmoralisch im Kampfe mit den Gegnern; die Völker durch liberale Institutionen für sich zu gewinnen verschmähete er, behielt die Verschwendung einer Hofumgebung bey; zu seinem Verstande hegte er ein blindes Vertrauen, und sein Stolz wollte alle früheren Eroberer übertreffen. Immer entwarf er neue Plane für die Erweiterung seiner idealen Grösse, und wollte der Mittelpunct aller öffentlichen Einrichtungen seyn. Er glaubte sich mächtiger als das Gewissen, wollte mit seiner Familie und Verwandschaft alle Throne Europas besetzen. Den Vortheil seiner Lage, seinem neugeschaffenen Staat durch menschenfreundliche Einrichtungen eine Ueberlegenheit zu geben, übersah er ganz, ahmte die Sitten der alten Höfe nach, alle Auszeichnungen, welche er nicht besass, verachtete er, wurde ein Sclave der Etiquette, eroberte zu seinem Unheil Spanien und Moskau, statt in Smolensk die polnische Republik wieder herzustellen. Sein Kopf schwindelte ihm, wenn ihn das Glück verliess. Die Schläge des weiteren Unglücks zu mässigen, verstand er nicht. In seinem Charakter herrschten mehr Leidenschaften als Grundsätze. Als Wissenschaft verstand er den Krieg, aber das Technische desselben umfasste er nie, wenn er auch schnell grosse Operationsplane fasste. Die Ehrsucht des Mannes schuf seinen Ruhm, aber auch seinen Fall, er wollte lieber in Erstaunen setzen, als ohne Aufsehen ruhig regieren; alles übertrieb oder übereilte er, nur nie schöne menschenfreundliche Schöpfungen. Die Weltherrschaft schien ihm Gebühr, sein Wille Beschluss des Schicksals. Warnungen menschlicher Weisheit und der Vorsehung rührten ihn nicht, denn er war ohne moralisches Gefühl. Nur seine Feinde banden Verträge, für die niedrigste Schmeicheley war er empfänglich, Tyrann in seiner Familie und ohne alle sittliche Grösse. Daher konnte er Fouché und Talleyrand zu seinen Räthen wählen. Seine Gefangenschaft in St. Helena war gerecht, aber die dortige Behandlung des eitlen Mannes grausam ohne Noth. Sein Sturz war ein Glück für die Welt. Ueber die heilige Allianz denkt *Ch.* amerikanisch, und ebenso über den den Continent erdrückenden Despotismus, und wünscht Europa eine friedliche Revolution. — In eilf Anmerkungen bewährt der Uebersetzer seine Fähigkeit, mit mehr Kenntniss der früheren und neueren Staatengeschichte und der Tiefen der geistigen Verirrungen aus fixen Ideen, als *Ch.* besitzt, im Geiste eines Monarchisten mit republikanischen Verwaltungsgrundsätzen den Charakter des Mannes zu beleuchten, der unseren Continent so lange in Schrecken setzte.

K.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK. *Karlsruhe*, in der Braunschen Hofbuchhandlung: *Hundert fünfzig algebraische Aufgaben, von welchen fünfzig vollständig sowohl durch Räsonnement als Algebra aufgelöst sind.* Eine Zugabe zu den Lehrbüchern der Mathematik von *Fr. A. Nehrlich*, ausserord. Lehrer am grossherzoglich badischen polytechnischen Institute in Karlsruhe. 1830. 111 S. 8. (16 gr.)

Nachdem durch *Maier's* Algebra (die, in ihren neueren Auflagen vermuthlich verbessert, noch gegenwärtig in Karlsruhe gebraucht wird), hauptsächlich aber durch das ehemalige Dessauische Philanthropin und dessen Lehrbücher es factisch geworden ist, dass eine methodische Benutzung der algebraischen Gleichungen bis zum zweyten Grade hin auch von ziemlich jungen und ungeübten Lehrlingen leicht begriffen wird, und eine häufige Uebung durch dahin gehörige arithmetische und geometrische Aufgaben von grossem Nutzen für die fernere Erlernung und Anwendung der Mathematik ist: so sind nun schon mancherley algebraische Exempel-Bücher gedruckt worden. Das vorliegende kann immerhin für brauchbar gelten; doch hält es Rec. für rathsamer, dass die Methoden der Auflösung etwas classificirt, und besonders diejenigen Verfahrungsarten eingeübt werden, welche auf dem *kürzesten* Wege zum Ziele führen.

R. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 1.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

STUTTGART, b. dem Verf., u. TÜBINGEN, in Comm. b. Laupp: *Praktische französische Sprachlehre für Anfänger*, von C. G. Hölder, Dr. phil., Prof. am Gymn. zu Stuttgart. 1826. VIII u. 358 S. gr. 8. (20 gr.)

Diese neue französische Sprachlehre, durch Verordnung des kön. würtemberg. Studienrathes in den Lehranstalten dieses Staates eingeführt, ist ein Auszug aus einer unterdessen ebenfalls erschienenen grösseren französischen Grammatik von demselben Vf. Sie enthält das Wissenswürdigste für Anfänger im Ganzen vollständig, und die aufgestellten Regeln empfehlen sich fast durchaus durch Klarheit und Kürze. Doch haben sich hin und wieder auch Fehler und Mängel eingeschlichen, welche zu rügen Rec. sich um so mehr berufen glaubt, da der Vf. von den hier folgenden Andeutungen bey einer sicher bald zu erwartenden neuen Auflage wird Gebrauch machen können.

Das Buch zerfällt in *zwölf Capitel*, deren *1stes* von der Aussprache handelt. Der Vf. hat hier die von ihm für die französischen Buchstaben u. s. w. substituirten deutschen Laute im Ganzen richtig gewählt, und wird für etwaige hier anzutreffende Mängel von einem billigen Richter schwerlich scharfen Tadel zu fürchten haben. Es ist nämlich unmöglich, den französischen Lauten *ganz* entsprechende deutsche zu Papier zu bringen, und des Lehrers mündliche Unterweisungen müssen bey diesem Gegenstande immer das Meiste thun. Namentlich dürfen die dem französischen *ai, oi; eu, oeu; aim, ain, ein, im, in, ym, yn; om, on; au, eau; ch, j, g* u. s. w. entsprechen sollenden Laute nicht zu sehr urgirt werden. Manchmal hätte allerdings der Vf. dem eigenthümlichen Laute der französischen Buchstaben u. s. w. noch näher kommen können: — wir bezeichnen z. B. als mangelhaft die Angabe (S. 1), dass *g* vor *a, o, u* und den Mitlautern wie ein deutsches *g* laute, indem dieser Buchstabe von den Deutschen selbst so gar verschieden ausgesprochen wird; — aber zur Begründung eines so harten Urtheiles, wie es Hr. Abbé *Mozin*, der unter den französischen Sprachforschern ohne Zweifel einen bedeutenden Platz einnimmt, über die vorliegende Grammatik gefällt hat, reichen solche Verstösse nicht hin. Recht hat Hr. *M.*, wenn er (in seiner Beurtheilung der *Hölder'schen* Sprachlehre, in einer Beylage zum Hesperus, 1827, Nr. 155, 5) die Bestimmung des Vfs. tadelt, dass *aim, ain, ein, im* u. s. w. wie das schwäbische *ein* in *dein, Wein* u. s. w. ausgesprochen werden solle, und dass *om, on* wie das schwäbische *Lohn, Sohn* laute; denn seine Sprachlehre kündigt sich nicht als bloss für *Schwaben* berechnet an, darf also auch nichts, lediglich in diesem Lande Gebräuchliches als Norm aufstellen. Ebenso empfehlen wir Hn. *H.* zur Beachtung, was *Mozin* in seiner Beurtheilung Nr. 8 über die Nasenlaute (wo der Vf. zwar die Sache richtig verstanden zu haben scheint, aber die Fassung der Regel wird ändern müssen), und unter Nr. 15, 16, 17, 19 über einige Leseübungen gesagt hat, wiewohl auch Hr. *M.* mitunter sogar an *diesen* Stellen zu weit geht. Der Nr. 16 getadelte Satz: „*l' innocence de cet enfant est inconcevable*" ist so verschroben nicht, wie Hr. *M.* glaubt; denn der von ihm gegen denselben erhobene Tadel träfe nur den Satz: „*l' innocence des enfans est inconcevable*," gegen den auch wir ohne Bedenken das Verdammungsurtheil unterschreiben würden. Anderwärts hat dagegen Hr. *M.* dem Vf. grosses Unrecht gethan. So sagt er (§. 6 seiner Beurtheilung, Nr. 10): „S. 8 steht: Folgen *zwey* Sylben mit einem stummen *e* am Ende auf einander: so wird das *erste* (mit dem dumpfen Laute) ausgesprochen; *je le sais* (*sche l' sä*), *relevé* (*rel'wé*), *redemandé* (*red'mandé*). Anm. Ein Franzose wird zwar sagen *je l'sais*; allein er wird aussprechen *r'levé, j'ai r'demandé* etc." Das mag nun zwar Hn. *Mozin's* Ansicht seyn, aber die *allgemeine* ist es nicht. Vielmehr stimmen mit der von Hn. *H.* gegebenen Regel die meisten neueren Grammatiker überein. In dem vortrefflichen Werke des Hn. *Rammstein* (*Cours théorique et pratique de langue française etc. Nouv. éd.*, Wien, 1827) heisst es S. 37: „*Quand il y a deux e-muets de suite, on prononce ordinairement le premier*," und *Meseritz* sagt in seiner mit philosophischem Geiste abgefassten Grammatik (Giessen, 1813) S. 37: „Im Falle, dass mehrere *e muets* auf einander folgen, so ist es am besten, das zweyte zu verschweigen, besonders zu Anfang der Phrase." Rec. hatte selbst Gelegenheit, mit Franzosen aus den höheren Zirkeln der Hauptstadt wiederholt zusammen

zu seyn, und fand da *gewöhnlich* jene Regel beobachtet. Wir sagen *gewöhnlich*; denn in der Conversation nimmt sich der Franzose manche Freyheit in Rücksicht der Aussprache. — In den zur Uebung im Lesen beygefügten Stücken haben auch wir manches Ungehörige gefunden. Der Vf. kann sich zwar allerdings einigermaſsen damit vertheidigen, daſs die Stücke lediglich zum Lesen, nicht aber zum Uebersetzen bestimmt seyen; allein Rec. kommt hier auf einen schon früher (Jen. A. L. Z. 1826. No. 235) geäusserten Wunsch zurück, daſs solche Sätze mit Umsicht aus den Schriften französischer Classiker gewählt werden möchten.

Die *übrigen* Capitel enthalten das Nöthigste von der *Rechtschreibung*, dem *Artikel* und der *Declination*, dem *Haupt-*, *Bey-*, *Zahl-*, *Für-*, *Zeit-*, *Neben-*, *Vor-*, *Binde-* und *Empfindungs-Worte*. Auch in diesen Abschnitten ist einiges Mangelhafte. Z. B. S. 18 hätte der Vf. statt der in anderen Sprachen gebräuchlichen Benennungen für die Tonzeichen lieber die französischen wiederholen sollen. S. 19 ist die Angabe fehlerhaft, daſs der *accent grave* bloſs über *e* stehe. Rec. erinnert an die Präposition *à*, an die Adverbien *là*, *où* etc. Daselbst ist auch der Gebrauch des Circumflex nicht erschöpfend behandelt. — S. 21 ist die bloſse Anführung der Interpunctionszeichen und ihrer französischen Benennungen ziemlich unnütz. Auch Hn. *H.s* gröſsere Sprachlehre theilt im Ganzen diesen Mangel; denn, was sie über den gedachten Punct enthält, ist sehr mager, wiewohl sie anderwärts bedeutend vollständiger ist. Der Vf. könnte hier benutzen, was über diesen Gegenstand bey *Saigey* (in seinen erklärenden französischen Lehrstunden; Meissen, 1827, S. 18 ff.) und bey *Meseritz* (S. 302 ff.) gesagt wird. — S. 23, §. 14 muſste bemerkt seyn, wie die Franzosen eigentlich die Casus bezeichnen, da ihnen die Benennungen: „*Nominativ* u. s. w." fremd sind. Vergl. *Becks* Leitfaden für den ersten Unterricht in der französischen Sprache. Leipzig, 1823, und *Roquette's* französische Sprachlehre, Berlin, 1825. S. 23, No. 2 gehörte gar nicht dahin. — Die für die Einübung der Declination und der Conjugationen gewählten und vollständig aufgeführten Paradigmen verdienen Lob; auch das alphabetisch geordnete Verzeichniſs der unregelmäſsigen Verba entspricht seinem Zwecke; aber hin und wieder stöſst man in den letzten Abschnitten auf eine für Anfänger viel zu magere Definition. Z. B.: „Die Conjunctionen oder Bindewörter sind Wörter, welche vor die Zeitwörter gesetzt werden, um ihr Verhältniſs zu einander zu bestimmen (S. 344)." Das Tadelnswerthe solcher Erklärungen springt ohne Zweifel gleich in die Augen. — Auch die beygefügten deutschen Uebungsaufgaben können wir nicht durchaus billigen, wiewohl der Vf. mit groſser Zuversicht jedem Tadel derselben entgegen tritt. Einige Beyspiele mögen für uns sprechen. — S. 82: „Dieses abscheuliche System bietet uns eine zweifelhafte Zukunft dar, und die gefährlichen Entwürfe einer treulosen Staatskunst werden die kostbaren Vortheile dieser glorreichen Regierung vernichten." Unpassend für Kinder. — S. 278: „Mancher Fürst wurde bewundert und angebetet, während er regierte, dessen Andenken die Geschichte gebrandmarkt hat, weil er seine Unterthanen herabgewürdigt und dieselben seinem Ehrgeize geopfert hatte." — Aehnliche Sätze finden sich noch auf S. 284, S. 346, 357, 358, an welcher zuletzt genannten Stelle sich der Satz eingeschlichen hat: „*Ich will verdammt seyn*, wenn es nicht ein Spion ist." — Auch Hr. Abbé *Mozin* hat manche Ausstellungen an den eilf letzten Capiteln gemacht, und wir stimmen ihm in einigen Puncten bey. Vorzüglich ist bey einer künftigen Verbesserung des Buches Rücksicht zu nehmen auf die *Mozin*schen Bemerkungen *No.* 23 (den Gebrauch von *y* und *en* betreffend), *No.* 24 (über die Folge der Tempora), *No.* 26 (wo die Wortstellung gerügt wird, welche der Vf., ein *Deutscher*, nicht immer *französisch* genug wählt), *No.* 30 (wo statt *en* zu lesen ist *les*, für welches Versehen jedoch der Ausdruck *Barbarismus* zu derb ist), *No.* 31 (wo *à mille écus* das Richtige ist), *No.* 38 (wo es „*il nous a tous offensés*" heissen muss), *No.* 45 (wo Hr. *H.* freylich behauptet, der Ausdruck sey nur für denjenigen unverständlich, der kein Deutsch verstehe, Rec. aber versichert, daſs der von Hn. *Mozin* gerügte Satz in der That undeutsch ist), *No.* 47 (wo Hn. *M's* Behauptung gegründet ist, daſs man zu Paradigmen eigentlich nur wirklich gebräuchliche classische Formen wählen dürfe), und *No.* 51. Dagegen hat Hr. *M.* auch Vieles getadelt, was dem Buche eben nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, und wenigstens das harte Urtheil nicht zu begründen vermag, „daſs Hn. *H's.* Grammatik sich durch Mängel und Fehler vor vielen neueren auszeichne." Dahin rechnen wir die Bemerkung *No.* 20, wo Hr. *M.* nicht bedacht zu haben scheint, daſs die Grammatik für *Deutsche* bestimmt ist; *No.* 21, wo Hr. *M.* zu sehr ins Kleinliche geht; *No.* 22, wo bey Hn. *H.* nur in der Uebersetzung das Wörtchen *davon* fehlt, das französische Beyspiel aber keinen Tadel verdienen kann, indem man den Satz und Gedanken als nicht ganz vollständig anzunehmen hat; *No.* 23, wo zwey falsch gesetzte Kommata den schärfsten Tadel auf sich ziehen; *No.* 27, wo Hn. *H's.* Beyspiel nicht ganz verwerflich ist; *No.* 29, wo der Tadel um deſswillen gesucht erscheint, weil der besprochene Satz durchaus nichts Sprachwidriges enthält, und es bey solchen Beyspielen wenig auf den *Wohlklang* ankommt; *No.* 32, wo Hr. *H. Girault's* Autorität für sich hat; *No.* 33, wo der getadelte Satz keinen eigentlichen grammatischen Fehler enthält; *No.* 34, wo Hr. *H.* nur statt *vielmehr* hätte sagen sollen: „*um mich so auszudrücken*;" ferner No. 35, 36, 37, 39, 40, 41, 44, 46, 49, 50, wo Hr. *M.* bey seinem oft bitteren Tadel immer vergiſst, daſs er kurze, abgerissene Sätze und Beyspiele vor sich hat, daſs es bey denselben auf ästhetische Vorzüge nicht so sehr ankomme, und daſs eine Grammatik kein Lexikon sey.

Und nun noch ein Wort über die in der Vor-

reffe enthaltenen Winke im Betreff des Unterrichts in der franzöfifchen Sprache! Wenn der Vf. 1) gründliche Lefeübungen und 2) das Memoriren des Artikels empfiehlt: fo find wir ganz mit ihm einverftanden. Will er aber 3) neben anderen Aufgaben immer ein paar Zeiten von *avoir*, *être* und anderen Verbis auswendig lernen laffen, ehe der Schüler an den Abfchnitt von den Zeitwörtern gelangt ift: fo kann er dadurch der Sache nur fchaden, indem fich ohnfehlbar die Begriffe verwirren werden. Unnöthig und zeitraubend ift ferner 4) die Anordnung, dafs die Schüler die memorirten Regeln fämmtlich in ein befonderes Heft niederfchreiben follen. Auch empfiehlt der Vf.: 5) man möge die Schüler am Ende einer jeden Lection mit einer kurzen franzöfifchen Redensart *entlaffen* (oder richtiger: mit einer folchen bekannt machen). Allein das gefchieht beffer in einer befonders dafür beftimmten Stunde. Hr. *H.* führt 6) an, dafs er feine Sprachlehre in Lectionen eingetheilt habe; eine vielleicht manchem Lehrer als bequem willkommene Einrichtung, aber dem felbftthätigen Manne hemmend und empfindlich.

Der Druck des Buches empfiehlt fich zwar nicht durch Correctheit, aber doch durch weitläuftigen, den Augen wohlthuenden Satz. Hin und wieder hätte freylich Raum erfpart werden können. Der Preis ift nicht zu hoch angefetzt. Eine bereits erfchienene franzöfifche Ueberfetzung der deutfchen Aufgaben — für träge Schüler! — haben wir in diefer A. L. Z. 1828, No. 32 verdientermafsen abgefertigt.

DHES.

MEDICIN.

BRESLAU, b. Gofohorsky: *Prophylaktifches Heilverfahren bey Verletzungen vom tollen Hunde und bey Behandlung der eingetretenen Wuthkrankheit*, von Dr. *J. W. Hancke*, königl. Medicinalrathe u. f. w. 1830. XV u. 103 S. 8. (12 gr.)

Wie mochte der Vf. zu dem Entfchluffe kommen, eine Arbeit über einen Gegenftand zu liefern, der fchon fo oft und von fo denkenden Männern bearbeitet worden? Wir können in erfter Beziehung nicht die Titel der fämmtlichen Schriften hier anführen, des Raumes wegen, und in letzter nur auf die bündige und klare Bearbeitung diefes Gegenftandes von *Langenbeck* (f. Nofologie und Therapie der chir. Krankh. Bd. 3. S. 815) aufmerkfam machen, die der Vf. auch citirt, aber nicht genau berückfichtigt hat.

Nur der Umftand konnte den Vf. vermögen, feine Arbeit ans Licht treten zu laffen, dafs er auf möglich fichere Erfahrung gegründete Refultate dem ärztlichen Publicum vorlegte, die ficherer als die fchon angegebenen Mittel und Methoden zum Ziele führten. Diefs ift aber keinesweges der Fall, fondern man trifft hier nur fchon Gedachtes und Gefchriebenes. Der Umftand, auf die Vergleichung und Analogie der *Hydroph.* und des *Tetanus* eine rationelle Behandlung der erften zu gründen, ift nicht neu, und der Vf. nicht der Erfte, der diefen Weg einfchlägt. Wenn auch der rationelle Weg der einzige ift, auf dem wir zum Ziele gelangen können, fo können wir doch verfichern, dafs der Vf., geftützt auf jene Analogie, denfelben nicht erweitert, verbeffert und vervollkommnet hat; denn die Verficherung S. X der Vorrede: dafs das therapeutifche, chirurgifche und technifche Verfahren in diefer Schrift, nach der Erfahrung bewährter Aerzte und nach der gegebenen Anficht, dergeftalt angeordnet fey, dafs bey Befolgung der Vorfchrift der Verletzte gegen Hundswuth gefichert fey, mufs eben fowohl unter Umftänden im Stiche laffen, als die von Anderen angegebenen Methoden, von denen die des Vfs. doch nur eine Modification ift, und die leider fchon fo oft im Stiche gelaffen haben.

Die Demonftration über Anfteckungsftoffe im Allgemeinen giebt ebenfalls wenig Intereffantes; denn dafs die Contagien nur durch die Haut anftecken, ift eine gar zu bekannte Sache. Die Uebertragung und Weiterverbreitung des Wuthcontagiums durch den Magen, die der Vf. fo abfolut leugnet, ift, obwohl fie der Vernunft entfpricht, doch durch die Erfahrung fchon widerlegt. Das äufserliche Verfahren, die Bifswunde zu behandeln, fowie auch die innerliche Behandlung haben beide nichts Eigenthümliches, und find aus anderen Schriften zufammengefchrieben, wenn auch nicht wörtlich. Die innerliche Behandlung ift im Vergleich mit anderen Methoden wohl rationell, aber darum noch nicht zuverläffig, aus Gründen, die hier weiter nicht aus einander gefetzt werden können, und zwar eben fo wenig zuverläffig als die fchon bekannten Mittel und Methoden.

Von S. 39—102 handelt der Vf. von den Erfcheinungen, Urfachen und der Behandlung des *Tetanus* und der *Hydrophobia*, um die Analogie beider Krankheiten einleuchtend zu machen. Alles, was er hier giebt, ift fchon längft von Anderen gedacht, gefchrieben und gethan mit mehr oder weniger gutem Erfolge. So ift auch durch diefen Verfuch die Sache nicht gefördert, d. h. nicht weiter gebracht, als fie bisher war. Rec. darf den Vf., um ihn hievon zu überzeugen, wohl auf *Langenbecks* vortreffliche Bearbeitung diefes Gegenftandes verweifen, und kaum ift es zu begreifen, wie der Vf. nach einer genaueren Anficht derfelben es noch wagen mochte, diefelbe nur in einem anderen Gewande wieder zu geben. Es mag diefe Rede dem Vf. hart fcheinen; aber wir halten uns, aus Achtung vor der Wiffenfchaft, dazu verpflichtet, demfelben zu zeigen, dafs er fich die Mühe füglich hätte erfparen können. Nicht einmal erfahren wir hier etwas über *Siebers* Methode

und dessen Zusage einer sicheren Heilung dieser tückigen Krankheit, wodurch er neuerlich so viel Aufsehen erregt hat, die aber, so viel bis jetzt bekannt ist, nur noch in leeren Versprechungen besteht. Selbst die Zusicherungen, welche uns die Homöopathie in Hinsicht der Kanthariden giebt, sind von dem Vf. unberücksichtigt geblieben, und so ist seine Schrift weder durch Gediegenheit noch durch Vollständigkeit ausgezeichnet.

W—r.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Neue Untersuchungen über den Croup oder die Laryngotracheitis*, von *P. Blaud*, erstem Arzte an den Hospitälern zu Beaucaire, Mitgliede der Akademie des Gard-Departements, der königl. medic. Societät zu Marseille u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen, Anmerkungen und einer literarischen Skizze dieser Krankheit begleitet von Dr. *A. Clemens*. 1826. XIV u. 406 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Das Original erschien 1824 zu Paris unter dem Titel: *Nouvelles recherches sur la Laryngo-tracheite, connue sous le nom de Croup*, und bietet im Vergleiche zu der grossen Menge von Schriften über diesen Gegenstand so viel Eigenthümliches dar, dass man dessen Verpflanzung auf deutschen Boden nur billigen kann. Bekannt ist, welche widersprechenden Meinungen über den Croup aufgestellt worden; bekannt sind die daraus hervorgehenden Resultate in Betreff der Heilung desselben, welche lange schwankend blieb, bis Napoleon, veranlasst durch die zahlreichen Opfer, welche durch den Croup fielen, die Untersuchung durch ausgesetzte Preise erst recht anregte. Nun begannen allenthalben die genauesten Untersuchungen, die aber immer die Wahrheit, so nahe auch Einzelne ihr gekommen waren, nicht vollkommen erreichten.

Blaud sammelte in dieser Schrift Alles, was Bezug darauf hat, mit kritischer Genauigkeit, so dass sie uns den vollkommensten Ueberblick über das vor ihm Geleistete gewährt; er stellt dann seine und fremde Erfahrungen zusammen, indem sich ihm, bey seinem Aufenthalte zu Beaucaire an der Rhone und nicht weit vom mittelländischen Meere, zu Beobachtungen über Croup häufig die Gelegenheit darbietet, und kommt so zu dem Resultate, dass der Croup auf Entzündung beruhe, diese aber in ihren Ausgängen sich nicht immer gleich sey. Daher stellt er 3 Hauptarten auf, *Laryngo-tracheite myxagène* (*mucosa*), *pyogène* (*purulenta*) und *meningogène* (*membranacea* nach der Uebersetzung), denen er noch 3 combinirte Formen beyfügt, die *myxapyogène* (*mucopurulenta*), *myxa-meningogène* (*mucomembranacea*) und *pyomeningogène* (*mucopuromembranacea* des Uebersetzers, was demnach im Original *myxapyomeningogène* heissen dürfte).

Wir glauben, dass der Vf. in seinen Distinctionen zu weit ging, weil er den Croup geradezu als Entzündungskrankheit, als eine Phlogose, betrachtet. Vergleicht man aber die Charaktere einer Entzündung des Larynx z. B. bey Erwachsenen mit denen bey Kindern, so ist gewiss ein Unterschied unverkennbar, was *Lobstein* der Wahrheit nahe brachte, indem er neben einem katarrhalen Principe noch ein nervöses die Krankheit mit constituiren liess. Diese Rolle des Nervensystems bey dieser, wie noch bey anderen Entzündungen im kindlichen Organismus, charakterisirt unbestreitbar das Leiden als ein von der gewöhnlichen Phlogose verschiedenes; daher auch in Deutschland dafür der Name: „Neurophlogose, neuroparalytische Entzündung", zum Unterschiede von der Phlogose. Damit ist aber nicht gesagt, dass jede Entzündung des Larynx bey Kindern immer eine neuroparalytische seyn müsse, oder dass die Phlogose nicht auch hier ihren Sitz nehmen könne, da die Erfahrung lehrt, dass die, dem Kinde eigenen Neurophlogosen sich nicht selten auch zu Organen bey Erwachsenen verirren. Diess sind Ausnahmen von der Regel, wie sie den praktischen Arzt überhaupt im Leben nicht befremden werden. Und daher mögen des Vfs. Varietäten kommen, indem er Neurophlogose und Phlogose mit einander verwechselte, und eine in den kindlichen Organismus sich verirrende Phlogose eben so betrachtete, als die dort einheimische Neurophlogose.

Uebrigens verdient das Werk alle Beachtung. Es ist sehr reich an Thatsachen, beurkundet des Vfs. Scharfsinn bey Beurtheilung der verschiedenen Schriftsteller über Croup, und behandelt die Therapie auf eine bey den Franzosen aussergewöhnliche Weise, obgleich die nach dem Vf. von Mehreren, z. B. *Billard*, vorgenommenen Untersuchungen weiter führen. Die Zusätze, welche der Uebersetzer in einem besonderen Anhange gegeben, erhöhen die Brauchbarkeit des Ganzen, und dienen zur Vervollständigung, sowie auch die beygebrachte Literatur einen ganzen Bogen füllt. Die Uebersetzung ist übrigens rein und fliessend.

D. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

TOPOGRAPHIE.

1) Leipzig, b. Barth: *Der selbstlehrende Feldmesser, oder erster Unterricht in der Feldmesskunst.* Ein Handbuch für Amts- und Stadt-Feldmesser, Oekonomen, Forstmänner u. s. w., abgefasst von *W. E. A. von Schlieben*, königl. sächs. Lieutenant und Oberlandfeldmesser. Mit 10 Kupfertafeln und mehreren Tabellen. 1811. 358 S. 8.

2) Leipzig, b. Gleditsch: *Der Bosporus mit Umgebungen. Situationplan von Constantinopel und Umgegend.* Zur allgemeinen Encyklopädie von *Ersch* und *Gruber* gehörig. Gezeichnet *von Schlieben*, gestochen von *Carl Mare*, ord. Prof. u. Mitglied d. Akad. d. Künste zu Berlin. 1825. kl. Landkartenformat.

Es ist in Wahrheit unbegreiflich, wie man in einer so unvergleichlich schätzbaren Kunst und Wissenschaft, wie die *topographische Zeichnensprache* in unserer so lichtvollen Zeit geworden ist, so wenig verständliche und daher fast unbrauchbare *Situationen*, wie es die vorliegenden sind, dem zu achtenden Publicum vorzulegen wagen kann, da es doch vorzüglich in Sachsen so höchst ausgezeichnete, in der That einzige classische Werke giebt, (wie z. B. die meisterhaften topographischen Pläne und Karten des Majors *Becker* in Dresden), nach denen man sich doch einzig und allein bilden sollte, um wenigstens den Ausländern, die diese in Sachsen zuerst auf mathematische und physikalisch richtige Grundsätze basirte *Topographie* erst von uns empfingen, und sie nun auf das Vortheilhafteste bey ihren Landes-Vermessungen anzuwenden suchen, nicht nachstehen zu dürfen.

In No. 1. S. 110 schreibt der nunmehrige Herr Kammerrath und Finanz-Plankammer-Director *von Schlieben*: „Unter der Abdachungslinie wird, wie ich nochmals erinnern will, hier diejenige Linie des Berges verstanden, welche, wenn der Berg wie Fig. 173. Taf. VI in mehrere horizontale Schichten zerschnitten ist, selbige rechtwinklicht schneidet, wie dieses die Linie a. b zeigt." Diese Regel ist von Wort zu Wort *vollkommen* richtig, und demnach wird der Vf. zugeben müssen, „dass auch umgekehrt die hier gedachten Horizontallinien die von ihm dargestellten Abdachungslinien von allen Orten seiner Musterzeichnung ebenfalls *rechtwinklich* durchschneiden sollten", was aber, wie wir leider bemerken müssen, in der hieher gehörigen Zeichnung nur höchst selten einmal der Fall ist, wie diess sogar ein Nichttopograph gleich beym ersten Anblick wahrnehmen und auf das Genaueste nachweisen kann.

Wir wollen nur einige Stellen dieser missrathenen Zeichnung nach der eben buchstäblich angeführten, vom Vf. selbst niedergeschriebenen Regel beleuchten, und sehen, ob sie von ihm befolgt worden.

Zur Auffindung einiger festen Puncte, die bey Führung des Beweises über Richtigkeit oder Unrichtigkeit nothwendig sind, wollen wir von der o der No. 190 eine gerade Linie nach dem z, welches unter dem Worte „*Steinbruch*" steht, hinziehen; desgleichen ziehen wir auch eine Linie von dem y, welches unter dem Worte „*Lehmgrube*" steht, nach dem c, welches sich über der Fig. 176 befindet (der Durchschnittspunct, wo sich diese beiden Linien o z und y c durchschneiden, heisse g). Von g aus wollen wir längs der etwas fein gerathenen Schraffirung nach der Kuppe (a) dieses Berges zu so weit hinaufgehen, bis wir die zweyte oder mittelste Horizontallinie erreichen (dieser Punct heisse h). Von h aus gehen wir nun die nach der linken Rahmlinie zu liegende Bergschraffire rechtwinklich so weit hindurch, bis wir die von Hn. *von S.* längs des ganzen Berges herunter gezogene Abdachungslinie a b erreichen, welcher Punct dicht unter der vorgedachten mittelsten Horizontallinie liegt. (Dieser Punct heisse i.) Nun aber gehen wir unten, von vorgedachtem g aus, die Schraffire ebenfalls nach der linken Rahmlinie rechtwinklich so weit hindurch, bis wir unten an dieselbe nur erwähnte Abdachungslinie a b antreffen (welchen Punct wir k nennen wollen). Der oben angeführten von Hn. *von S.* ausgesprochenen goldenen Regel, oder diesen richtigen *Grundsätzen* zu Folge, liegt nun der gefundene Punct g ganz sicher in einerley Ebene oder Sohle mit k, so auch der Punct h mit i in einerley Ebene. Vergleichen wir nun aber diesen ganz flachen Abdachungswinkel g h mit der so sehr steilen Abdachung i k, bey dem so merkwürdigen, unnatürlichen Vorkommen, dass nämlich beide Abdachungen einerley söhlige Weite oder Entfernung haben: so ist es ganz unbegreiflich, wie der Vf. bey solchen *festen* Grundsätzen einen sol-

chen Mißgriff vorzeichnen konnte?! — Dieser Hauptfehler heiße A.

Gehen wir von g aus, längs der Strichlage, so weit hinunter, bis wir den untersten Theil des Bergfußes erlangen (dieser Punct heiße c); von c aus aber gehen wir durch die ganz dunklen Schraffire rechtwinklich bis an den gleich daneben liegenden ganz flachen Bergrücken (dieser Punct heiße d): so finden wir den flachen Rücken d g kaum bemerkbar größer wie c g, wo es doch des Hn. *von S. Regel* ganz klar und deutlich verlangt, und es ja so recht buchstäblich einleuchtend mit sich bringt, daß bey der so dunklen Schwärze der Schraffire g c bey Weitem noch nicht halb so viel söhlige Entfernung derselben für den flachen Fallwinkel g d Statt finden sollte. — Dieser Hauptfehler heiße B.

Eine ähnliche, wohl möchte Rec. sagen, eine noch unnatürlichere Darstellung, eine offenbare Verwirrung oder totale Verzeichnung, finden wir auch auf und an den Rücken dieses vorgeblichen Muster-Berges, zwischen der Zahl No. 173 und darüber bey dem Worte „*Felsen*." Dieses unnatürliche sonderbare Vorkommniß heiße C.

In der Fig. 174 an und auf dem Bergrücken, zwischen No. 172 und 182, so auch auf dem Rücken gleich unter der No. 174 finden sich ebenfalls zwey solche Verstöße wie bey dem Berge No. 173; wir bezeichnen sie mit D und E.

S. 111 spricht Hr. *von S.* (als pseudolehmannischer Zeichner) unter anderen in Angabe 3: „Endlich *wage* man sich an einen einzelnen Berg, wie Fig. 173 und 174. Taf. VI."

Das sind nämlich diese beiden eben jetzt besprochenen, und wie deutlich nachgewiesen, wegen ihrer großen Fehlerhaftigkeit und ihres Wirrwarrs nutzlosen Phantasiegebilde, die man uns hier für Musterzeichnungen von Bergen anpreisen will, mit den Unformen und Mißgestalten A. B. C. D und E, auf die Rec. den Leser, nur durch das in diesem Fache verkehrte Wirken des Hn. *von S.* veranlaßt, sich ungern genöthigt sah aufmerksam zu machen.

Wohl hat der Vf. in gewisser Art Recht, dieses ein „*Wagen*" zu nennen, weil sich ja der angehende Zeichner beym Copiren derselben an offenbare Verkehrtheiten macht, sich dabey verdirbt, und noch obendrein um die edle Zeit bringt. Wie wir es auch in *Schippans* Vorlegeblättern zu Belehrung im Situationzeichnen u. s. w., Vorwort S. 4, wir glauben faßlich genug, ausgedrückt finden.

S. 110 oben spricht Hr. *von S.* von der Schätzung der Böschungswinkel, und sagt dann Zeile 8: „Welche richtige Zeichnung und welches scharfe Augenmaß dazu gehört, ist wohl Jedem begreiflich."

Uns ist es aber wieder ganz unbegreiflich, wie Hr. *von S.* bey Bearbeitung dieser *Musterzeichnungen* und auch noch bis auf den heutigen Tag, wie wir weiter unten finden werden, in dieser Branche ein so verblendetes Augenmaß gehabt hat und noch haben muß; denn sonst würde derselbe doch wahrlich seiner schriftlich mitgetheilten goldenen Regel mehr Folge geleistet, und nicht ganz unnatürliche Situationen dem Publicum vorgelegt haben, wodurch nur hervorgehet, daß derselbe diese goldenen Grundsätze aus einem anderen topographischen Werke unverstanden rein abgeschrieben habe.

Auch in No. 2 finden wir, und zwar unter dem Scheine der Zart- und Feinheit des Stiches der Bergschraffirung, welches dem Plane, hinsichtlich des weichen Ansehens, nur zur Schminke dienet, unzählige der Natur ganz widersprechende Vorstellungen (Mißgestalten) und Hauptverirrungen hinsichtlich des dargestellten Oberflächenansehens der Gebirge. Hr. *v. Schl.* hat hier die in seinem „selbstlehrenden Feldmesser" angeführte *goldene Regel* der Topographie ebenfalls ganz und gar nicht anzuwenden gewußt. So finden wir z. B. an der unteren linken Rahmecke, zwischen den beiden Namen „*Berg Bulgurhe*" und „*Berg Aalem Taghi*", gerade in der Gegend, wo die Magnetnadel mit ihrer Nachweisung der Weltgegenden angegeben ist, ein ganz sonderbares Vorkommniß beym Zusammentreffen zweyer Gebirge, wo sie eine ziemlich sanfte Schlucht bilden. Der flache Fuß des Berges nämlich, worauf die gedachte Magnetnadel bezeichnet ist, liefert das Wasser bey nassen Zeiten von dem Puncte, wo das Wort „*Süd*" steht, (ganz nahe an der linken Rahmlinie) weg, und zwar nach dem Puncte hin, wo die Wasserlinie des *Gök Sa* ihren Anfang nimmt; hingegen der Fuß des diesem gegenüber liegenden Berges, „*Berg Aalem Taghi*", liefert dasselbe in derselben Rinne oder Bergtelle, von letztgedachtem Puncte wieder zurück, (merkwürdig genug!) bis an *dieselbe Stelle*, wo das vorhin gedachte Wort „*Süd*" steht, also wo jener Berg das Wasser erst hergebracht hatte! — Wir erlauben uns daher, den Hn. *v. S.* zu fragen: Welcher Fuß von diesen beiden Bergen ist wohl der *richtig* und welcher der *unnatürlich* gezeichnete?? — und: Wo würde wohl bey nassen Zeiten das Wasser in dieser Telle eigentlich hinfließen?? — von Süd nach Nord, oder von Nord nach Süd??? — Hier ist also wieder ein unnatürliches, wenig nutzbares Bild, welches jener Regel gänzlich widerspricht. — Diese Mißgestalt heiße F.

Ein ganz ähnliches, sonderbar merkwürdiges Vorkommniß finden wir auch an der oberen Randlinie, gleich unter dem Worte „MIT UMGEBUNG." Dieser Hauptfehler heiße G.

Ferner in der Gegend bey Burgas, wo das Wort „3. *Wasserleitung*" steht, läuft das Wasser in der Thalsohle, *ohne künstliches Druckwerk* (!), wie bey vorigen Bergen, bergauf und bergab; es läuft demnach auf dem Papier ganz nach des merkwürdigen Zeichners federleichtem Commando. Dieses abermalige Begehen eines Hauptfehlers heiße M.

Und so könnten wir noch eine unendliche Anzahl solcher unnatürlichen Bergpartieen, theils auf diesen nur zu schön geschminkten sogenannten Situationsplan, theils auf anderen von Hn. *v. S.* gefertigten Situationen, theils aber auch auf solchen Situationen, die von Meh-

reren seiner Untergebenen unter seiner Direction gezeichnet worden sind, anführen.

Es ist zu bedauern, dass Hr. Prof. *Mare* sein so ausgezeichnetes Künstlertalent und seine schöne Zeit an ein so übel dargestelltes Gebirgsbild verwendete. Sein meisterhafter Grabstichel verdiente eine bessere Bestimmung. Solche Darstellungen aber, so herrlich sie auch eingekleidet seyn mögen, kann das topographische Publicum nicht brauchen.

Wollte Jemand nach den hier abgehandelten von *S.'schen* Schraffirzeichnungen Modelle verfertigen, so würde er wahrlich in keine geringe Verlegenheit gerathen, und wir würden so wunderliche Reliefs erhalten, wie sie auf Gottes Erdoberfläche, dem Naturgesetze zu Folge, nie dagewesen sind, und auch nie, selbst nicht durch die schrecklichste Katastrophe einer Erdrevolution veranlasst, vorkommen können. — Diese Reliefs würden ebenfalls genüglich nachweisen, dass des Hn. *v. S.* Situationslehre und *Musterzeichnungen* sich durchaus nicht auf ein natürliches System, sondern nur auf die vor 55 Jahren übliche und heutigen Tages leider noch grösstentheils in Sachsen an mehreren königlichen Instituten nur zu beliebte unwissenschaftliche Empirie stützen und Arbeiten darstellen, die wegen ihrer Fehlerhaftigkeit dem resp. Erfinder als wahre topographische Verstösse zu eigener Benutzung überlassen werden sollten. — Man sehe *Lehmanns* Anleitung zum Gebrauch des Messtisches. — *C. A. Backer* das Aufnehmen mit dem Messtische im Sinne der *Lehmann*'schen Lehrart, als praktische Ergänzung und nothwendige Erläuterung derselben. Einleitung; 1829. Dresden und Leipzig bey Arnold. — *Leipziger Literaturzeitung* 1829. No. 285 und 300. S. 2639. — *Siborne* Situationslehre, London 1822. — *Leipziger Zeitung* No. 154 auch vom 29 August and No. 187 vom 8 1831. — *H. A. Schippans* Vorlegeblätter zur Belehrung im Situationszeichnen und als Vorbereitung zum Aufnehmen. Vorwort S. 3 bis 5. 1829. — *Geographische Ephemeriden* 1829. XXIX Band, 10 Stück. — *Hesperus* 1828. No. 192 und 193. — *H. A. Schippans* Prüfung der in des k. sächs. Ingenieur-Premier-Lieutenants, nunmehrigen Hauptmann Horrers herausgegebenen Vorlesungen über die Militärgraphik abgehandelten Situationzeichnung. Freyberg 1828, bey Craz und Gerlach. 8. 26 S. — *Sachsenzeitung*. No. 170. 175. 179 und 200. 1831. — *F. A. W. Netto* Taschenbuch zur Selbstbelehrung im Situationszeichnen 1727. S. 29 und 30; Berlin bey Herbig. — In letztem heisst es: Diese Lehre kann durchaus von keinem Anderen als von einem der Theorie vollkommen Kundigen mit Richtigkeit ausgeübt werden; denn der, welcher die Theorie nicht in allen ihren subtilesten Einzelheiten ganz genau kennt, kann auch nicht begreifen, wie es möglich ist, im *Grundrisse die Flächenform* auszudrücken. Oberflächliche Kenntniss der Theorie aber führt zu einem fehlerhaften Ausdruck des Terrains, an welchem mehr oder minder *alle* unsere Karten, *keine ausgenommen*, reichhaltig sind. Der Dünkel der meisten Kartenfabricanten gestattet ihnen leider nicht, sich vollkommene Einsicht in die Theorie zu verschaffen, und indem sie diese als leicht mit ihrem Genie zu übersehen glauben, üben sie ihre eigenen Ansichten darüber aus, und verbessern so die reine Lehre in der beliebten Manier *à la Ballhorn*.

Es scheint beynahe einer späteren Generation aufbehalten zu seyn, hierüber zu gesunden Ansichten zu kommen, wenn anders unser jetziger Zeitgeist aus der Nebel- und Dunst-Atmosphäre in die der gesunden Vernunft übergehen kann. Aus diesem Grunde scheint auch alles Predigen darüber bisher nichts gefruchtet zu haben, und hat nur den geringen Nutzen gehabt, dass hie und da noch ein Einzelner sich die Mühe nimmt, desshalb die Theorie genauer zu studiren.

Die nur unlängst wieder durch Hn. *v. S.* zu Tage geförderten Situationen sind zwar *etwas Neues*, aber mitunter so unüberdacht und willkührlich behandelt, dass, wenn sie in der Wirklichkeit existiren sollten, die Natur aufhören würde, Natur zu seyn!

Schliesslich machen wir hier noch auf eine wichtige Stelle aufmerksam, welche schon früher in vorerwähnter Prüfung u. s. w. S. 25 angezogen, und vom königl. sächs. Hauptmann *Backenberg* in seinem Lehrbuche der Kriegswissenschaft S. 139, Anmerkung 3, ausgesprochen worden ist. Hier heisst es: „Aber eben so falsch lässt sich ein Plan beurtheilen, wo man durch verschönerte, erdichtete, steilere oder flächere Böschungen, auf Unkosten der Natur und ihrer ähnlichen Darstellung, die Gleichförmigkeit in der Zeichnung wegzubringen, oder Höhen durch eine grössere Schwärze (und gänzlich falsche Strichlagen), als ihnen eigentlich zukommt, herauszuheben sucht. Man zeichne die Natur, wie sie ist, ihre Formen sind mannichfaltig und schön, nur ihre wahre Darstellung ist lehrreich und nützlich, das Gegentheil aber dem Militär (auch dem Geognosten, Forst- und Berg Mann, dem Land- und Wasser-Baumeister u. s. w.) oft sehr schädlich."

FRB.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Wolbrecht: *Petronella die polnische Einsiedlerin auf dem Anna-Berge in Ober-Schlesien.* Historische Erzählung aus der Zeit der letzten Unruhen in Polen. Von *Daniel Dittmann.* 1ster Theil. 268 S. 2ter Theil. 226 S. 1831. 8. (2 Rthlr.)

Eine schöne, vornehme, junge Polin erhebt sich durch ein glückliches Naturell, und die Liebe zu einem edelgearteten Deutschen, über die Frivolität ihrer Landsmänninnen und Standesgenossinnen, die lockeren verderblichen Lebensmaximen ihrer leichtfertigen Tante. Eine schwache Stunde eint sie nicht mit dem Geliebten, sondern giebt sie in die Gewalt jener Tante und eines boshaften Bewerbers. Sie entgeht ihr durch die Flucht aus ihrem Vaterlande. Im strengen Klausnerleben meint sie ihre Schuld abzubüssen, die tiefste Verborgenheit sich zu sichern. Nach Jahren erfährt sie den

Tod ihres Geliebten; seinen und ihren Sohn, dessen Mörderin sie sich wähnte, pflegt sie in seiner Krankheit, ohne früher, als nachdem er gestorben, zu wissen, wie nahe sie ihm verwandt war. Losgerissen von allen irdischen Banden, ist ihr der Tod der befreyende Friedensengel.

An diesen Roman knüpft sich ein Abriss der Geschichte Polens von der ersten Theilung an bis dahin, wo es mit Russland vereinigt ward. Nicht allein eine Chronik der Hauptbegebenheiten, die in diesem Zeitraum in dem unglücklichen Lande sich zutrugen, wird gegeben, wir finden auch philosophisch-statistische Ueberblicke von den intellectuellen Zuständen des Reichs, in ihren Ursachen und Wirkungen. Es wird gründlich dargethan, wie die erst in nicht fernen Jahrhunderten eingeführte Leibeigenschaft die schädlichsten Einflüsse hatte, und den Sturz des Reichs beschleunigen half. Wie väterlich weise die preussische Regierung in den abgetretenen polnischen Provinzen waltete, wie Sittigung und unparteyische Ausübung der Gerechtigkeit bezweckt wurde, wird mit Beyspielen belegt. In der Gestalt des Pater Seraphins geht das wohlthätige Wirken des Geistlichen hervor, wenn er seine Gewalt über die Gemüther dahin wendet, vernünftige Aufklärung zu verbreiten, die Mächtigen zur Billigkeit und Nachsicht zu bewegen, von den Untergebenen Neid und Widerspenstigkeit zu entfernen, beide zu gegenseitigem Vertrauen zu leiten, und dadurch allgemeine Zufriedenheit zu gründen.

Die Schreibart ist weder fliessend, noch in der Wortfügung musterhaft, aber körnig und natürlich.

Vir.

STUTTGART, b. Hallberger: *Erzählungen und Phantasiestücke*, von *Ludwig Bechstein*. 1ster Band. 238 S. 2ter Bd. 334 S. 3ter Bd. 226 S. 4ter Bd. 256 S. 1831. 12. (6 Rthlr.)

Ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, ohne in Nachahmerey zu verfallen, hat der Vf. sich nach *Weisflog*, *Hoffmann* und *Jean Paul*, in seinen Phantasie- und Nacht-Stücken, gebildet, und darf in: „*Zettelträgers seligen Nächten*", in dem „*Naturforscher*" sich jenen an die Seite stellen. Aber so keck, so überströmend sprudelt ihm nicht die Phantasie wie bey *Hoffmann*; noch erreicht er *Jean Pauls* genialen Humor. Die Vision, in dem Geiste des letzten gedichtet, ist von trüber Färbung, und recht geeignet, furchtsamen Gemüthern, die dem verkündeten Kometen angstvoll entgegen sehen, jeden frohen Augenblick zu verkümmern.

Die geschichtlichen Erzählungen mischen zu rechten Theilen, und auf rechte Weise, Wahrheit und Dichtung. Am wenigsten befriedigen „*die beiden Rosen*", Erzählung aus der Zeit des spanischen Feldzugs. Hier werden eine Menge Nebenpersonen ohne Grund und Ursache angewendet, bald als müssige Zuschauer, bald als scheinbar eingreifende, dann wieder spurlos verschwindende Figuren. Keine hilft dazu, die Untreue des jungen Officiers an seiner ersten Braut zu motiviren; sein Leichtsinn, eine Neigung, die bloss Begierde, Einbildung, nicht ächte Liebe war, hätte auch vollständig hingereicht, seinen Wankelmuth zu erklären, die Nemesis hätte ihn ohnediess erreicht, wenn sie auch nicht das Gewand eines deutschen Bauerburschen angezogen hätte, und in diesem unverrichteter Dinge nach unsäglichen Drangsalen wieder heimgekehrt wäre. Entweder müsste die Geschichte ganz kurz, oder viel ausgeführter seyn, der Guerillakrieg sich in der That und Wahrheit damit verschlingen, und man von diesem, sowie dem Leben und Weben in Spanien, mehr als oberflächliche Andeutungen erhalten.

n.

LEIPZIG, b. Focke: *Bibliothek historischer Romane und Erzählungen*, in Originalwerken der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller, mit Beyträgen von *W. Blumenhagen* u. a. m. 10ter Band. *Procida*, *die Bürger von St. Jean sur Saone*, und *Charlotte Corday*, von *Eduard Gehe*. 1831. 294 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1830. No. 95.]

Ernst, würdig, frey von romanhaften Zusätzen, ohne auspinselnde Notizen für den Costumier und Decorateur, erfüllen diese historischen Novellen den Begriff der Gattung. Sie ermitteln geschichtliche Thatsachen, durch befriedigende Erläuterungen, durch Darlegen von Beweggründen, die, wenn sie nicht ihre Hebel waren, es doch recht füglich seyn könnten. Weder Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit vermisst man, eher ein gewisses romantisches Element, eine rege Spannkraft, die den Leser mitten in die Handlung versetzt, und lebhafte Theilnahme bedingt. Dass in der Novelle *Charlotte Corday* kein sentimentaler Schnickschnack, kein Getändel mit hohlen Phrasen, welche Schwärmerey bezeichnen sollen, vorkommt, dass man Marats getreue Schilderung, sowie die der damaligen Greuelscenen, ohne physischen Ekel lesen kann, ist ein seltenes Verdienst, das von der Urtheilskraft wie von dem Zartgefühl des Vf. ein rühmliches Zeugniss ablegt.

F. k.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1831.

MEDICIN.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Handbuch über die Behandlung und Verhütung der contagiös-fieberhaften Exantheme, als: der Blattern, des Scharlach- und Petechial-Fiebers, der Masern und Rötheln;* nach den Grundsätzen der empirischen Pathophysiologie. Vom Dr. *H. Eichhorn.* 1831. VIII u. 518 S. 8. (3 Rthlr.)

Die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes und der Umstand, das ärztliche Publicum so viel als möglich, durch eine gedrängte Darstellung der Ansichten und Erfahrungen des Vfs. über die contagiös-fieberhaften Exantheme, auf die Resultate seiner Forschungen aufmerksam zu machen, verpflichten den Rec., die Sache genau und umfassend einer unparteyischen Beurtheilung zu unterwerfen, und selbst an manchen Orten etwas speciell zu verfahren.

Einleitung S. 1—39. Nachdem der Vf. die Grundformen der Exantheme, als: *Stigmata, Macula, Rubedo, Papula* etc., 14 an der Zahl, unter einfacher und klarer Explication aufgeführt hat, wird der Begriff der Blattern dahin festgestellt: dass man ächte Menschenblattern und modificirte oder Variolen und Varioloiden im Gegensatze zu den Varicellen und der Vaccine unterscheidet, mit der Bemerkung, dass das Contagium der Variolen und Varioloiden identisch ist. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird weiterhin klar gemacht. Demnächst zeigt der Vf. die Unrichtigkeit und Unzulänglichkeit der bisher über die Exantheme aufgestellten Begriffe, und giebt uns dafür S. 3 folgenden: „Hautkrankheiten sind dynamisch-materielle Veränderungen der Textur und Farbe der Haut und ihrer Anhänge, die entweder ursprünglich und ausschliesslich in derselben ihren Sitz haben, oder bey denen, wenn sie die Folgen von allgemeinen inneren Krankheitsprocessen sind, durch die Functionen, besonders durch die Perspiration der Haut allein die Productionen auf und in derselben bedingt werden.“ Hauptsächlich, glaubt der Vf., müsse bey dieser Definition der Nachsatz fest gehalten werden, weil dadurch die Grenze der Exantheme scharf und unwandelbar bestimmt werde. Ob diese Definition die richtige und also ganz umfassend ist, bleibt dem Urtheile des Lesers überlassen, da die Definitionen eine sehr schwer zu lösende Aufgabe, hier wie überall, bleiben werden.

S. 6. §. 2 folgt die Eintheilung der Hautkrankheiten in natürliche Familien nach ihren Ursachen; der Vf. giebt hier vier Familien oder Gattungen an, nämlich: I. *Exanthemata febrilia contagiosa;* diese werden durch specifische Contagien hervorgebracht und zwar durch einen eigenthümlichen organischen Process, der im Lymph- und Drüsen-Systeme vor sich geht, und durch die Blattern- u. s. w. Anlage bedingt wird. Die spontane Ansteckung erfolgt bey ihnen niemals durch die Haut, wie das bisher alle Aerzte fälschlich angenommen haben, sondern durch die Lungen. Diese Annahme scheint Rec. consequent; denn, geht der Bildungsprocess des Contagiums im Lymph- und Drüsen-Systeme vor sich, und zieht er, wie diess das primäre Fieber u. s. w. beweist, das Blutsystem mit in seinen Cyklus, so muss auch das Lymph- und Blut-System der Träger des Contagiums, und die Lungen müssen das vorzüglichste, wenn auch nicht alleinige, Organ der Ausscheidung des Krankheitsstoffes in Gasgestalt seyn. Wollte man dem Vf. hier einwenden, dass der zoochemische Process in den Lungen, Resorption des Sauerstoffs und Ausscheidung des Kohlenstoffs u. s. w., die Ausscheidung des Contagiums nicht gestatte, sondern dass hiedurch gerade jenes decomponirt werde, so muss man bedenken, dass selbst die Menge des durch Einathmen wirkenden Sauerstoffs nicht im Verhältniss steht zu der ausgeschiedenen Menge des Contagiums, und dass also noch vieles unzersetztes Contagium in die den Kranken zunächst umgebende Atmosphäre übergeht, welches hinreicht, die Krankheit in solchen Individuen wieder hervorzubringen, in denen die Blattern- u. s. w. Anlage noch nicht getilgt ist. Zu den Exanthemen, welche durch ein *Contag. vaporosum* sich diesem nach fortpflanzen, rechnet der Vf. auch die Kuhpocken, wie es Rec. scheint, mit Unrecht; denn es ist ihm nicht bekannt, dass sich diese anders als ein fixes Contagium verhalten, und anders als auf unmittelbare-mechanische Weise fortpflanzen. II. *Exanth. febrilia non contagiosa*, als: *Erysipelas, Miliaria, Essera, Urticaria, Zoster, Aphthae* etc. Sie haben ihren Grund nach dem Vf. in Entzündung der Schleimhäute, namentlich der des Darmkanals, in dem damit verbundenen Fieber und in der durch beide entstandenen Kakochemie. Von diesen Exanthemen haben aber nur die Aphthen ihren Grund in Entzündung der Schleimhäute des Darmkanals; die übrigen entstehen allerdings wohl nur in Folge einer Alteration der Säfte

und des Blutes. Die Kakochemie wird hier aber nicht, wie der Vf. unrichtig behauptet, durch Entzündung und Fieber, bedingt, sondern umgekehrt, diese beiden Erscheinungen werden durch die Kakochemie bedingt, und treten hier als durch die heilende Kraft der Natur hervorgerufene Erscheinungen auf, sind daher kritisch, und durch sie kehrt die Harmonie des Ganzen wieder. Der Vf. hätte diesen Umstand sehr gut dazu benutzen können, um die nicht contagiösen Exantheme von den contagiösen zu unterscheiden, von denen er mit Bestimmtheit behauptet, sie seyen durchaus nicht kritisch. III. *Exanth. contagiosa chronica*, entstehen durch specifische nicht flüchtige Contagien; die Ansteckung erfolgt durch die Haut und unmittelbare Berührung. Rec. glaubt, dass der Vf. mit mehr Recht die Kuhpocken hieher hätte bringen können; wenn ihr Verlauf auch nicht gerade chronisch zu nennen ist, so passt das Charakteristische dieser Familie doch besser für sie, als die für die erste Familie aufgestellten Charaktere. IV. *Exanth. chronica non contagiosa*. Hieher rechnet der Vf. Muttermäler, Finnen, secundäre Petechien, Leberflecke u. s. w. Von S. 18—39 entwickelt er seine Ansichten über die Erfahrung in der praktischen Medicin, und macht ihr den Vorwurf, dass sie über keine Krankheit eine wahre Erfahrung, d. h. eine solche besitze, wie sie nach dem Vf. nur durch eine sinnliche Erkenntniss erlangt werde, die auf Wahrnehmung, Beobachtung und gründliche empirische Forschung beruhe. Rec. erkennt diesen Vorwurf theilweise an, gesteht aber auch, und diess thun gewiss Viele mit ihm, dass diese Aufgabe noch lange nur ein *pium desiderium* bleiben wird, da die durch Gegenversuche erworbenen und der Erfahrung Glauben gebenden Beweise in vielen Krankheiten sehr schwer und in manchen gar nicht zu liefern seyn werden. Mit den Exanthemen verhält sich diess freylich ganz anders; hier kommen die Sinne dem Erforschen zu Hülfe, und schützen bey der erfoderlichen Gewandheit, sie richtig zu gebrauchen, vor Verirrungen. Diess hätte der Vf. bey den oft harten Vorwürfen, welche er hier der praktischen Medicin gemacht hat, wohl bedenken mögen. Auch *Zimmermann* hat in seinem unsterblichen Werke „über die Erfahrung in der Arzneykunde" schon manche gute, aber leider zu wenig und in mancher Hinsicht bisher gar nicht beachtete Winke gegeben. Daher ist dem Vf. zu danken, dass er sich hier die Mühe gegeben, Manchen aus dem tiefen Schlafe, in den ihn sein Alltagsleben versenkt hat, aufzurütteln, und manche alte eitle Praktiker werden hier erinnert, dass man nach dem, was *Zimmermann* und der Vf. über Erfahrung sagen, 30 Jahre Arzt seyn und viele Kranke gesehen haben kann, ohne auf wahre und wahrhafte Erfahrung auch nur den mindesten Anspruch machen zu können.

Erste Hauptabtheilung. Pathophysiologie der contagiös-fieberhaften Exantheme u. s. w. Der Vf. versucht hier die Pathophysiologie derselben auf die Gesetze der Causalität und der Erfahrung zu gründen, und geht S. 42 zum ersten Abschnitte der Abtheilung über, der die empirisch-physiologische Erforschung der Erscheinungen, welche das Incrementum der contagiös-fieberhaften Exantheme begleiten, nämlich: der Gesetze der Ansteckung, der Regeneration der Contagien, der Entstehung der Hautausschläge und des primären Fiebers, umfasst. Dass die Contagien materieller Natur sind §. 5, schliesst der Vf. daraus, dass sie oxydabel, durch Oxygen zerstörbar sind, und widerlegt hiedurch allerdings die von Manchen kund gewordene Meinung, als wären die Contagien nur eine temporäre Kraft oder Eigenschaft der Säfte u. s. w. Auch zeigt der Vf., dass sie ätzender Natur sind, dass die Art ihrer Einwirkung auf den Organismus zoochemisch ist, und dass die Regeneration derselben nicht in Efflorescenzen auf der Haut, sondern im Inneren des Organismus vor sich geht. Diese letzte Behauptung erörtert der Vf. im ersten Capitel S. 51 weiter, und führt den Beweis für dieselbe durch die am 5 bis 7 Tage künstlich hervorgebrachte secundäre Kuhpockenpustel, was an irgend einer beliebigen Stelle des Körpers geschehen kann. Diese Beweisführung, das wird dem Vf. Niemand streitig machen, ist die bündigste, und man kann demnach die Regeneration der Contagien im Inneren des Organismus als Thatsache annehmen. Im zweyten Capitel des Abschnittes werden die Gesetze der Regeneration der Contagien im Inneren des Organismus, der Entstehung und Bedeutung des primären Fiebers und der Hautausschläge genauer physiologisch erforscht. Hier zeigt der Vf., dass die Regeneration der Contagien im Drüsen- und Lymph-Systeme hauptsächlich vor sich geht, und die Art und Weise, wie diess wahrscheinlich geschieht. S. 160. §. 21, hebt der Vf. die wichtige Bedeutung des primären Fiebers, das bey Kuhpocken am 3—4—5 Tage entsteht, und nach 12—24 Stunden wieder nachlässt, hervor, und beweist durch *Gegenversuche*, dass die Blattern- u. s. w. Anlage mit Beendigung desselben völlig getilgt ist; wenn nämlich nach Ablauf des primären Fiebers eine wiederholte Impfung erfolglos bleibt, was nicht der Fall ist, wenn das primäre Fieber nicht da gewesen, und die Blattern- u. s. w. Anlage durch die Impfung nicht getilgt ist. Nach den Grundsätzen, die der Vf. über die Exantheme aufstellt, können diese nicht kritisch seyn, und das Exanthem kann nicht zurücktreten, was bisher fälschlich geglaubt wurde S. 168—170. Denn, schliesst der Vf., wenn die secundären Kuhpockenpusteln an jeder Stelle des Körpers hervorgebracht werden können, so zeigt diess deutlich, dass der Organismus durch und durch durchdrungen ist vom Contagium, und dann muss das Zurücktreten des Exanthems gar nicht Statt finden können. Im zweyten Abschnitt, S. 173, erörtert der Vf. physiologisch die Akme und das Wesen der contagiös-fieberhaften Exantheme und die Tilgung der Anlage zu denselben. Nach ihm ist mit Beendigung des primären Fiebers die Akme eingetreten und die Tilgung der Anlage beendigt. Alle Erscheinungen, sagt der Vf., welche nach dieser Zeit eintreten, mögen sie auch noch so stürmisch seyn, gehören zur Abnahme der Krankheit, so z. B.: die Eiterungsperiode bey den Menschenblattern, die Randröthe u. s. w. bey den Kuhpocken. Dieser Satz, wenn er ein wahrhafter ist, muss für die Praxis sehr wichtig seyn, und die Aufmerksamkeit aller

denkenden Aerzte in einem hohen Grade um so mehr auf sich ziehen, als er der bisherigen Annahme, nach welcher jene secundären stürmischen Erscheinungen für die Akme gehalten wurden, direct zuwider ist. Das Wesen der Exantheme ist nach dem Vf. der Regenerationsprocess, und die Wirkung desselben Tilgung der Anlage; er wird bedingt durch die thierische Wärme, durch Erhöhung derselben gesteigert, durch Verminderung aufgehalten. Die Lymphräume der Lederhaut und die Lymphdrüsen überhaupt hält der Vf. für die materielle Basis des Regenerationsprocesses der Exantheme. Er glaubt, dass derselbe dadurch zum Tilgungsprocess der Anlage werde, dass die inneren Auskleidungen der Lymphdrüsen mit ihrem Contentum fluidisirt, und nach dieser Umwandlung nicht wieder hergestellt werden. Von S. 189—200 erörtert der Vf. die Frage: wesshalb die geimpften Exantheme milder verlaufen und weniger schützen, als die durch spontane Ansteckung entstandenen, und wesshalb sich die bisher geimpften Kuhpocken am wenigsten schützend gezeigt haben. Er findet den Grund darin, dass bey geimpften Exanthemen weniger Contagium einwirkt, welche Angabe nach den Versuchen, die der Vf. angestellt hat, keinem Zweifel unterworfen seyn kann. Darin liegt nach ihm auch der Grund, dass die bisher angestellten Impfungen der Kuhpocken nicht schützen gegen Menschenblattern. Die Impfer liessen theils aus Unkenntniss der Sache, theils aus Vorurtheil und Nachlässigkeit, zu wenig Kuhpockencontagium einwirken; der Regenerationsprocess wurde dem gemäss zu schwach angeregt, und die Blatternanlage nicht genügend getilgt; Rec. wünscht, dass man hauptsächlich diesem Umstande Aufmerksamkeit schenken möge.

Im dritten Abschnitte untersucht der Vf. physiologisch die das Decrementum der Exantheme begleitenden Erscheinungen, als: das secundäre Fieber, die Halonen und Randröthe, die Schorf- und Narben-Bildung, die Nachkrankheiten und den Kuhpockenausschlag u. s. w. Das secundäre Fieber ist der äussere Reflex des im Inneren des Organismus vor sich gehenden Zerstörungsprocesses des Contagiums, und unterscheidet sich dadurch vom primären Fieber, welches als der äussere Reflex des im Inneren vor sich gehenden Regenerationsprocesses des Blattern- u. s. w. Contagiums angesehen wird. Die secundären Entzündungen, Halonen und Randröthe entstehen nur durch Coagulirung der Lymphe vermittelst der Hautperspiration, und dieser Ansicht zu Folge, deren Richtigkeit die gesunde Vernunft wohl nicht zu bezweifeln vermag, haben die Randröthe und Halonen bey den Kuhpocken und Menschenblattern mit dem Wesen derselben nichts zu thun, und können keine wesentlichen Merkmale abgeben, wie das bisher fälschlich geglaubt wurde. Manche falsche Ansicht, wie die namentlich, dass das secundäre Fieber durch Resorption des Blattereiters entstehe, ist dadurch widerlegt. Durch denselben Process, durch welchen die Papeln, Pusteln und die Hautröthe gebildet werden, wird auch die Abschuppung herbeygeführt, und bey den Blattern und Kuhpocken die Kruste oder der Schorf gebildet. S. 212, §. 31 sagt der Vf. über die Narben der Kuhpocken: dass sie gerade dann am grössten und tiefsten sind, wenn der Kuhpockenprocess im Inneren des Organismus sehr träge durch zu wenig von Aussen einwirkende Kuhpockenlymphe angefacht war, wenn z. B. nur zwey oder drey Kuhpocken gesetzt wurden, und dass sich gerade kleine runde Narben bilden, wenn 16—20 Kuhpocken hervorgebracht worden sind. Man sieht hieraus, wie falsch man bisher über diese wichtigen Thatsachen geglaubt hat, und zu welchen Irrthümern eine so falsche Ansicht führt, wie z. B. zu dem, die Aechtheit der früheren Kuhpocken nach den Narben beurtheilen zu wollen und zwar auf die bisher allgemein angenommene Art, dass man da, wo wenig mehr von der früher vorgenommenen Vaccination zu sehen ist, ihre Schutzkraft bezweifelte, und umgekehrt sie da annahm, wo recht deutlich die Narben sich vorfinden, die nichts beweisen.

Nachkrankheiten sind nach dem Vf. Bestrebungen des Organismus, den wesentlichen Krankheitsprocess noch länger fortzusetzen, und daher können sie nur da vorkommen, wo die Anlage zu den Exanthemen durch und während des primären Fiebers nicht vollständig getilgt, und wo das Contagium im secundären Fieber nicht vollständig zerstört wurde, wo also der Process zu träge und unvollkommen vor sich geht.

Die zweyte Hauptabtheilung umfasst die Behandlung und Verhütung der contagiös-fieberhaften Exantheme. Nachdem der Vf. die Prognose derselben festgestellt hat, wird im ersten Capitel dieser Abtheilung die Verhütung der Ansteckung und die allgemeine Behandlung der vielleicht schon Angesteckten angegeben. Zu diesem Behufe werden nun angeführt: 1) die Quarantaine, welche aber nach Ansicht des Rec. auf eine der Sache angemessene und besser als bisher bestimmte Zeit fest zu setzen ist; denn in mancher Hinsicht ist man namentlich in neuester Zeit sehr oberflächlich, gedankenlos und unweise dabey verfahren; 2) die Zerstörung der Contagien in den Krankenzimmern und der in die Lungen der Individuen schon eingedrungenen; es geschieht diese Zerstörung durch frische kühle Luft, durch sauere Räucherungen; 3) die zur Verhütung der Ansteckung innerlich empfohlenen Mittel. Unter diesen will der Vf. nur Nutzen gesehen haben von der Anwendung des *Merc. dulcis*, des *Tart. stibiat.* und der Mineralsäuren. Die bisher empfohlenen übrigen Mittel werden von dem Vf. mit Recht verworfen, und namentlich der Unsinn über die Schutzkraft der Belladonna so recht ans Licht gestellt. Die Blutentziehungen werden aus Gründen, die in dem Werke selbst nachzusehen sind, verworfen. Die Behandlung während des primären Fiebers, die, wie der Vf. sagt, regulirend auf den Bildungsprocess der Contagien wirken soll, besteht in der Anwendung einer sauerstoffreichen Luft, der Mineralsäuren (die vegetabilischen werden von dem Vf. verworfen, und das Räsonnement hierüber ist sehr interessant und lehrreich); der Metalloxyde und Metallsalze, vorzüglich des *Merc. dulc.*; der *Antimonialia*, welchen der Vf. eine grosse Wirkung zuschreibt, und vorzugsweise hier wieder dem Brechweinsteine; des Schwefels. Indirect zerstörend

auf die Contagien wirken auch die Neutral- und Mittel-Salze, deren wohlthätige Wirkung darin besteht, dass sie sich mit dem durch die Contagien jedesmal indifferenzirt werdenden Cruor des Blutes verbinden, diese Indifferenzirung verhüten, und das Contagium also frey machen, welches dann durch die Lungen in grösserem Masse ausgeschieden wird. Ganz dieser Ansicht zuwider ward bisher ziemlich allgemein angenommen, dass sie hier nur als Derivantia und Antiphlogistica wirkten. Fernerhin empfiehlt der Vf. auch die Anwendung der Kälte, des kalten Waschens u. s. w. auf eine demselben eigenthümliche Weise. Nach *Curris* wurde bisher allgemein geglaubt, dass das kalte Wasser in der Form des Sturzbades nur erschütternd auf das Nervensystem wirke u. s. w. Der Vf. zeigt aber, dass die Heilkraft dieses Mittels nur darin besteht, dass es mehr noch als trockene kühle Luft die Wärme des Körpers vermindert. Da er nun früher schon zeigte, dass der Regenerationsprocess der Contagien während und unter dem primären Fieber durch Wärme gesteigert, durch Kälte gemindert wird, so ergiebt sich allerdings hieraus auch die Heilkraft der Kälte, aber zugleich auch der Moment der Anwendung, nämlich: bisher wandte man, ohne Berücksichtigung des primären und secundären Fiebers und dessen hoher Bedeutsamkeit, noch sehr häufig die Kälte während des letzten an, wodurch, wie der Vf. diess deutlich zeigt, direct geschadet werden musste, weil hier die thierische Wärme den Zerstörungsprocess der Contagien begünstigt u. s. w. Ganz anders verhält es sich demnach, wenn kalte Waschungen, die der Vf. allen anderen Anwendungsarten vorzieht, während des primären Fiebers angewendet werden; hier hemmen sie nach der auf wahre Erfahrung beruhenden Thatsache, dass die höhere Ausbildung aller Contagien durch thierische Wärme geschieht, indem sie diese vermindern, auch die ganze Krankheit in ihrem Fortschreiten. Gelingt diess, so müssen auch das secundäre Fieber und die Nachkrankheiten gelinder seyn; denn die Stärke dieser wird durch die Stärke des Regenerationsprocesses der Contagien bedingt. Es versteht sich aber ganz von selbst, dass man in vielen Fällen, wie diess auch der Vf. will, mit kühler, frischer Luft u. s. w. ausreicht, und nur darin, dass man nicht gehörig specialisirt und individualisirt, liegt es, dass man so oft Schaden statt Nutzen stiftet, wie denn sehr häufig kräftige Waffen in den Händen Unkundiger grosen Schaden anrichten, was doch vernünftigerweise wohl nicht den Waffen zur Last fallen kann. Rec. ersucht übrigens, diesen Punct in dem Werke selbst etwas näher ins Auge zu fassen, da er von hoher Wichtigkeit für die Sache ist.

Im dritten Capitel dieser Abtheilung wird die Behandlung des secundären Fiebers und der Abtrocknungsperiode angegeben. Sie ist sehr einfach, und richtet sich ganz nach der Lage der Dinge. Excitirende und schweisstreibende Mittel werden jedoch, wie namentlich der Campher u. s. w., von dem Vf. verworfen, und mässig warme Bäder von demselben zur Hervorrufung des nützlichen Schweisses in dieser Periode angerathen. Weiterhin wird noch der Nebenzufälle als Localentzündungen u. s. w. Erwähnung gethan. Die Nachkrankheiten behandelt der Vf. auf bekannte Weise S. 322; jedoch werden auch hier die schweisstreibenden Mittel entfernt, und *Hydr. mur. mit.* und *Squilla* bilden die Hauptmittel.

Die dritte Hauptabtheilung umfasst die Veranlassungen des Nichtschützens der Vaccina und die Verhütung der Blattern bey Vaccinirten. Im Eingange zu dieser Abtheilung geht der Vf. die Blatternepidemieen bey Vaccinirten in den Jahren 1823 bis 29 verschiedener Erdtheile und Länder durch, und giebt S. 395 die allgemeinen Resultate dieser Epidemieen an, nämlich: die bisher Vaccinirten können sowohl von Variolen als auch von Varioloiden befallen werden. Dieser Umstand hat nun nach den Gesetzen, die der Vf. über das Wesen der Vaccina aufstellt, darin seinen Grund, dass hie und da Variolen und Varioloiden entstehen, je nachdem die Blatternanlage durch die Vaccina völlig getilgt worden — also: bey völliger Tilgung entstehen gar keine Blattern; bey unvollkommener Varioloiden; bey ganz fehlgeschlagener Tilgung Variolen, und diese Erscheinungen werden sämmtlich dadurch bedingt, dass man zu wenig Impfpusteln setzte, und die Menge des Vaccinnecontagiums nicht hinreichte, den Tilgungsprocess bis zu dem Grade anzufachen, als es die individuelle Blatternanlage erfoderte. Die Annahme *also, dass* eine oder zwey Impfpusteln eben so stark schützen, oder den Tilgungsprocess eben so stark anregen, als 16—20 Impfpusteln, ist durch die dem Werke beygefügte Tabelle auf das Evidenteste vernichtet. Sie zeigt, wie die Zahl der mehr oder weniger Geschützten in dem Masse abnimmt, als die Zahl der Kuhpockenpusteln bey ihnen steigt. Diese Erfahrung ist unumstösslich, also von hohem Werthe für Alle, die sich mit dem Impfen der Kuhpocken befassen, und verdient daher auch recht viele Aufmerksamkeit. S. 400 folgt die allgemeine Beschreibung der Varioloiden, die Eintheilung der Blattern bey Vaccinirten in 6 Grade und ihre Diagnose von den Varicellen. Nachdem der Verlauf der Varioloiden von dem Vf. kurz angegeben ist, wird der Unterschied zwischen ihnen und den Variolen dahin bestimmt, dass bey den Varioloiden stets das secundäre Fieber fehle; dass die Pusteln kleiner bleiben; dass sie gelinder verlaufen u. s. w.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 1.

MEDICIN.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Handbuch über die Behandlung und Verhütung der contagiös-fieberhaften Exantheme* u. s. w. Vom Dr. *H. Eichhorn* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nun führt der Vf. die 6 Grade der Blattern bey Vaccinirten auf, nach den Entwickelungsstufen, auf welchen die äussere Form der Blattern stehen bleibt, nachdem sie mehr oder weniger modificirt sind, das Exanthem unvollkommener ausgebildet, und die ganze Krankheit abgekürzt wird, und je mehr also die Pockenanlage durch die vorhergegangene Vaccination getilgt ist. Sie sind folgende: *variolae verae non modificatae; varioloides purulentae; varioloides lymphaticae; varioloides verrucosae; varioloides papulosae; febris varioloidosa.* S. 408 bemerkt der Vf. hiezu, dass man diese verschiedenen Grade nicht als eben so viele Varietäten der Varioloiden betrachten dürfe; dass sie ferner nur verschieden sind hinsichtlich der Entwickelung einer und derselben Krankheit u. s. w. S. 413 wird dann die Diagnose der Varicellen von den Varioloiden sehr umsichtig und klar angegeben; und nachdem der Vf. im ersten Abschnitte einige unhaltbare Meinungen mehrerer Schriftsteller hierüber beseitigt hat, wird im ersten Capitel dieses Abschnittes als Ursache des Nichtschützens der Vaccina die Störung des wesentlichen Krankheitsprocesses der ächten Vaccina genauer erörtert. Sie wird herbeygeführt durch topische Zerstörung der Kuhpockenpustel; durch allgemeine Störung derselben, nämlich: 1) durch Arzneymittel; 2) durch fieberhafte Krankheiten; 3) durch die zu kurze Lebensdauer der Kuhpockenpusteln bey starker Pockenanlage. Im zweyten Cap. d. Abschn. werden als Ursache des Nichtschützens der Vaccina die falschen Kuhpocken genauer untersucht, charakterisirt und ihre so mannichfaltigen Beziehungen klarer als je hervorgehoben. Im dritten Capitel widerlegt der Vf. die Annahme einer Regeneration der Pockenanlage und die Hypothese über die Degeneration der Kuhpockenlymphe. Im vierten Capitel wird gezeigt, wie die vor erfolgter völliger Tilgung der Pockenanlage abgelaufene Lebensdauer der Kuhpockenpusteln die häufigste Veranlassung des Nichtschützens derselben ist. Der Vf. beweist hier factisch, dass nur der kleinste Theil der bey den Vaccinirten vorgekommenen Blattern von dem Nichtschützen der Vaccina abzuleiten sey. Dass ferner die Revaccinationen, in der Art und unter den Cautelen, wie sie bisher vorgenommen sind, mitunter zu falschen Resultaten geführt haben, nach S. 474, und dass vorzugsweise der Dr. *Dornblüth* zu Plau in Mecklenburg keinen Glauben verdiene, weil er seine Revaccinationsversuche auf eine chaotische und daher durchaus unglaubhafte Weise vorgenommen habe. S. 487 folgt die Beschreibung der Grade der modificirten Kuhpocken. Im zweyten Abschnitt der dritten Hauptabtheilung giebt der Vf. die Mittel zur gänzlichen Verhütung der Blattern an. Sie bestehen nun: I. in Vermehrung der Zahl der Kuhpockenpusteln, in den Vorsichtsmassregeln dabey, und in Feststellung einer mittleren Zahl von vielen Pusteln, die von dem Vf. von 12—20 nach Verhältniss der Individualitäten angegeben wird. Darüber aber hinauszugehen, hält der Vf. nicht für rathsam. S. 502 werden die Zeichen der schützenden Vaccina angegeben, und unter diesen die hohe Wichtigkeit des primären Fiebers vorzugsweise hervorgehoben. Der Vf. fasst nun das Ganze dieses Umstandes unter 8 Puncte zusammen, und stellt S. 506 die Behauptung als Resultat auf: es tritt in den meisten Fällen, wo 12—20 Pusteln vorhanden sind, das primäre Fieber am 3 bis 5 Tage ein, und lässt vor Eintritt des secundären wieder nach, und wo diess der Fall ist, da sind die Individuen vollkommen geschützt. In allen den Fällen aber, wo das primäre Fieber entweder gar nicht eintritt, oder mit dem secundären Fieber und dem Erscheinen der Randröthe zusammen fliesst, ist Verdacht vorhanden, dass die Individuen nicht geschützt sind, und dieser Verdacht ist dann um so grösser, je stärker das Fieber zur Zeit der Randröthe wurde. Das Weitere hierüber muss im Werke selbst nachgelesen werden, wo der Leser höchst interessante Ansichten und Thatsachen findet. II. In der Probeimpfung, als einem Beweise, dass durch die erste Impfung der Regenerationsprocess der Kuhpocken vollkommen erreicht, und somit auch die Blatternanlage vollkommen getilgt ist. Sie wird vorgenommen 24—48 Stunden vor dem Erscheinen der Randröthe aus den bey dem Individuum vorhandenen Pusteln. Hieraus ergiebt sich nun ein Resultat auf dreyfache Weise, nämlich: 1) sie

haftet gar nicht, und das Individuum ist vollkommen geschützt; 2) sie haftet unvollkommen, und das Individuum ist unvollkommen geschützt; 3) sie haftet ganz, und das Individuum ist gar nicht geschützt. Ausnahmen und Nebenumstände sind von dem Vf. sehr umsichtig angegeben. III. Wenn bey 12—20 Kuhpockenpusteln am 8 oder 9 Tage sich einige auffallend kleiner als die übrigen zeigen, so sind die Individuen vollkommen geschützt, und um so mehr, wenn dabey das primäre Fieber vor dem Eintritte des secundären vollkommen wieder nachgelassen hatte. Die Gründe, worauf diese Behauptung beruhet, s. S. 511 u. s. w. IV. Die Grösse der Pusteln, das Nachschwären und der Kuhpockenausschlag geben Verdacht, dass die Individuen nicht geschützt sind. V. Die Kuhpockennarben geben nur in einem Falle ein sicheres Zeichen der schützenden Vaccina, nämlich: wenn man ihre Zahl und ihren Durchmesser berücksichtigt; in den übrigen Fällen entsteht nur Verdacht, dass die Individuen nicht geschützt sind, nämlich: sind mehr als 12 kleine Kuhpockennarben vorhanden, die nicht mehr als drey Linien im Durchmesser haben, so sind die Individuen vollkommen geschützt, die Narben mögen nun etwas länglicht, punctirt, gefurcht, am Rande scharf begrenzt seyn, oder nicht u. s. w. Aus dem nun, was der Vf. noch ferner über die Narben und ihren Werth als Zeichen einer ächten Vaccina sagt, geht klar hervor, wie unrichtig man bisher geurtheilt hat und berathen gewesen ist; wie unnütz in manchen Ländern die gesetzlich auszustellenden Pockenscheine sind, da sie nur darthun, dass Pockennarben da sind, und 12 — 20, als Wahrscheinlichkeit des Geschütztseyns, findet man bey Tausenden der in früherer Zeit und auf die frühere Weise Geimpften nicht.

Rec. schliesst die Anzeige dieses Werkes mit dem Ausdrucke völliger Zufriedenheit über das, was der Vf. geleistet hat. Er hat mit vielem Interesse und wahrer Belehrung dasselbe gelesen, und muss daher wünschen, dass recht viele öffentliche und Privat-Aerzte sich dasselbe zu verschaffen suchen und studiren mögen. Nur ein Umstand möchte diesem Wunsche entgegen stehen, und leider gerade bey den mehr beschäftigten und sich der Praxis widmenden Aerzten, der nämlich, dass der achtenswerthe Vf. sich den ihm schon von Anderen gegebenen Wink nicht hat zur Nachachtung dienen lassen, und in dem Aeusseren seiner Schreibart höchst nachlässig gewesen ist. Diction und Interpunction sind unter aller Kritik. Kürze im Ausdruck vermisst man nun vollends, und daher ist das Werk bis zu 500 Seiten angewachsen, das, ohne der Deutlichkeit der Darstellung Abbruch zu thun, füglich sich hätte in höchstens 300 Seiten zusammen fassen lassen. Dieser Umstand verdient auch hier abermals starken Tadel; denn er ist der Grund, warum manche theoretisch und praktisch stark beschäftigte Aerzte das Buch nicht lesen und von ihm werden zurückgeschreckt werden. Wir ersuchen daher den Vf. unter Versicherung unserer vollen Achtung, sich bey einer zweyten Auflage die Mühe nicht verdriessen zu lassen, diesen Fehler durch eine bündigere Schreibart und durch Entfernung einer höchst widrigen Ueberfüllung des Periodenbaues wieder gut zu machen.

W — — — — r.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Oldenburg, in d. Schulze'schen Buchhandlung: *A Sentimental Journey through France and Italy, by Mr. Yorick. Yorick's empfindsame Reise durch Frankreich und Italien*, mit erläuternden Bemerkungen zum Behuf des Selbststudiums und Schulgebrauchs, herausgegeben von *W. Gramberg*. 1822. VIII u. 204 S. 8. (14 gr.)

Ueber den Zweck dieser neuen Ausgabe eines Werkes, dessen Werth allgemein anerkannt ist, äussert sich der Herausgeber selbst in einem deutschen Vorwort: „Um das Studium der englischen Sprache in Deutschland haben sich mehrere Lehrer derselben dadurch verdient gemacht, dass sie *Oliv. Goldsmith's* allbeliebten *Vicar of Wakefield* mit einer Accentuation zur Erleichterung der Aussprache, und mit erklärenden Anmerkungen herausgaben. So geistreich nun aber auch dieses Buch ist, so feine Bemerkungen, so lebendige und naturgemässe Schilderungen es auch enthält, so ist es doch grammatisch zu leicht, *als dass es den fortschreitenden Schüler länger als nach einmaligem Durchlesen zu fesseln vermöchte.*" [Verstehen wir den falsch construirten Satz und die unrichtig ausgedrückte Meinung des Herausgebers recht, so will er wohl eigentlich sagen: als dass es nach einmaligem Durchlesen dem fortschreitenden Schüler noch weiteren Stoff zur Belehrung über den Geist und Bau der Sprache bieten könnte. Eine Behauptung, deren Richtigkeit wir nicht zugeben. Sogar der schon geübte Schüler wird, selbst nach *mehrmaligem* Durchlesen des erwähnten Werkchens, immer noch *sehr Vieles* darin zu lernen finden.] „Mithin schien es dem Schreiber dieses nicht unzweckmässig, der *deutschen Jugend* ein Buch in die Hände zu geben, *welches* auch die Geübteren hinlänglich *anstrengte*, und dabey zugleich die nicht-grammatikalischen Schwierigkeiten möglichst *zu heben* (!). Das ist also der eine *Hauptzweck* bey der Herausgabe von Yoriks (*sic*) Reisen. Die Anmerkungen sollen die Sachen aus Geographie, Geschichte und Literatur erläutern, den Zusammenhang anschaulich darstellen, auf den Geist des Ganzen und Einzelnen aufmerksam machen, und ohne Polemik oder Apologie zum Nachdenken veranlassen." — Die zweyte Rücksicht, welche er sich bey seinen Anmerkungen vorsetzt, wird seyn: „alle in den gewöhnlichen Wörterbüchern, [illegible] entweder gar nicht oder doch ungenügend erklärten Wörter zu erläutern, auf eigenthümliche Redensarten und Constructionen aufmerksam zu machen, und so einem künftigen *Lexikographen Materialien zur Nachweisung* darzulegen."

Des Herausgebers Hauptzweck bey dieser Ausgabe wäre demnach, ein englisches Lesebuch für die deut-

sche Jugend zu liefern. Aber gerade zu diesem Zweck hält Rec. die Wahl des Werkes, seines Inhalts wegen, für unpassend; denn so geistreich und witzig, so unterhaltend und belehrend die Lectüre desselben für den Erwachsenen auch seyn mag, so kann man sich doch nicht verhehlen, dass darin manche Zweydeutigkeiten, manche schlüpfrige Anspielungen und Schilderungen enthalten sind, welche die so erregbare Phantasie der Jugend auf Gegenstände leiten, die auf die Moralität derselben leicht nachtheilig einwirken könnten. Der Herausgeber selbst muss die Richtigkeit dieser Bemerkung zugestehen, da er ja S. 202, Note 3 sagt: „*Sterne* setze in Cap. 25" [durch die Schilderung der Scene mit der „*fille de chambre*" zu Paris] „die Einbildungskraft eines feinfühlenden Lesers doch *nicht wenig in Verlegenheit*." Fühlte denn aber der Herausgeber nicht zugleich, dass ein solches Werk nicht für die Jugend ist, und folglich von dem pädagogischen Gebrauch, den er damit beabsichtigte, nothwendig ausgeschlossen bleiben sollte? Aber abgesehen davon, dass sich dasselbe schon seines Inhalts wegen nicht für die Jugend eignet, so erfüllt die vorliegende Ausgabe die Foderungen an ein zweckmässiges englisches Lesebuch überhaupt auch darum nicht, weil sie durch unzählige Druckfehler entstellt ist. Wir haben die Mühe nicht gescheut, deren über *hundert*, grossen Theils sehr Sinn entstellende, aufzuzeichnen, die wir zum Belege unserer Versicherung hier anfügen könnten, wenn diess an seinem Orte wäre.

Schon die angeführten Gründe dürften wohl hinreichen, um behaupten zu können, dass diese Ausgabe ihrem eigentlichen Hauptzweck nicht entspricht. Indess könnten ihr die beygegebenen deutschen Noten wohl noch einen Werth in Bezug auf die Erklärung des englischen Textes geben, wenn dieselben wirklich Alles leisteten, was man, nach der Vorrede, von ihnen zu erwarten berechtiget ist. Aber leider wird auch in dieser Beziehung jede Erwartung getäuscht. Vieles wird in diesen Noten erklärt, was keiner Erklärung bedarf. Eigentliche Belehrung über die Construction der Sprache, oder über eigenthümliche Redensarten, findet man hier nicht; höchstens wird hin und wieder ein, nach der Meinung des Herausgebers, ausgelassenes Wort ergänzt. Manche Erklärungen geben sogar nicht einmal den richtigen Sinn des Textes, und *Materialien für den Lexikographen* fand Rec. durchaus keine, die nur einer Erwähnung verdienten. In der That, ein Lexikograph müsste von allen Hülfsmitteln entblösst seyn, und seine eigentlichen Quellen, woraus er zu schöpfen hat, gänzlich verkennen, wenn er zu einer so fehlerhaften Arbeit, wie die vorliegende ist, seine Zuflucht nehmen wollte. Die hier mitgetheilten geographischen und historischen Angaben sind zwar meistens richtig, aber gewiss nur sehr wenige erwachsene Leser werden ihrer bedürfen, und für die Jugend ist, wie wir schon bemerkt haben, das Werk nicht geeignet. Bis auf einige literärische Notizen und Citate wäre somit, nach unserer Ansicht, in dieser Ausgabe nichts geleistet, und ihr Zweck in jeder Hinsicht verfehlt. Doch der Leser mag selbst urtheilen. Zu diesem Ende theilen wir die Noten zum *ersten* Capitel mit. Diese mögen einen Maasstab zur Beurtheilung des Werthes der übrigen geben.

S. 1. — „*They order, said I, this matter better in France — You have been in France? said my gentleman* —." Hiezu Note „1) Der Verfasser führt den Leser mitten in ein Gespräch *hinein* (!), welches wahrscheinlich auf einem Kaffeehause geführt wird" — und der Herausgeber führt *seine* Leser mit dieser Note gleich in den Geist seiner übrigen ein. Ebendaselbst Note „2 *packet* für: *packet - boot*, (*sic*) Postboot" (*sic*). Die Erklärung ist falsch. Das Compositum muss heissen: *packet - boat*, deutsch, Postschiff oder Packetboot, aber nicht *Postboot*. S. 2. Note 3) erklärt das *droit d'aubaine*. Diese Note ist passend, aber der Herausgeber irrt auch hier, wenn er sagt: „*nur* die Schweizer und Schotten waren diesem Gesetz nicht unterworfen"; denn die Portugiesen, die Savoyarden, die Bewohner von Cambray und von Avignon unterlagen demselben gleichfalls nicht. Ebendaselbst Note 4) erklärt, wer die *Eliza* war, von welcher Yorick spricht. Hiebey haben wir Nichts zu erinnern. S. 2 und 3. Yorick steht in seiner Idee dem Könige von Frankreich gegenüber, und macht ihm Vorwürfe über die Härte des *droit d'aubaine*. Weiter unten sagt er dann: „— *When I had finished my dinner, and drank the King of France's health, to satisfy my mind, that I bore him no spleen, but on the contrary, high honour for the humanity of his temper — I rose up an inch taller for the accommodation*." Hiezu macht der Herausgeber folgende Anmerkung: „5) *I rose up* — erhob ich mich — vom Essen — einen Zoll grösser wegen — aus Stolz über diese — dieser *Nachgiebigkeit*." Diese ganze Note ist überflüssig und obendrein *accommodation* unrichtig durch *Nachgiebigkeit* übersetzt. Sowohl nach der Bedeutung des Worts an und für sich, als nach dem Zusammenhang, worin es hier gebraucht ist, heisst es *Aussöhnung*. S. 3. Note „6) *livre*, gewöhnlich zwanzig *sous*, in Paris aber — *livre parisis* — (?) 25 *sous*, also, da 2 *sous* = 1 Gr., 2 *livres etwa* (!) 20 Gr." Die Wichtigkeit dieser Anmerkung wollen wir nicht antasten; ohne sie wüsste der Leser nicht, wie theuer der Wein war, welchen Yorick damals trank; nur hätte der Herausgeber, der Vollständigkeit wegen, auch das Rechenexempel für die Pariser *sous* machen sollen, also, da 2 *sous* = 1 Gr., 2 Pariser *livres* = (etwa?) 25 Gr. Ebendaselbst Note „7) *airily adv.* leicht (,) lustig;" ist überflüssig; denn sollte auch *airily* in manchen Wörterbüchern nicht stehn, so findet man doch sicher das Adj. *airy* in einem jeden, und auch der Schüler weiss, dass die angehängte Sylbe *ly* aus dem Adjectiv ein Adverb bildet. S. 4. Note „8) *frame*, Rahmen, nennt er den Körper, in sofern er die Wohnung — das Gehäuse — der denkenden Seele, des eigentlichen Ichs ist." *Frame* ist hier in einer seiner gewöhnlichsten Bedeutungen gebraucht, und welcher Leser wird sich wohl dieselbe nicht selbst erklären können, wenn er dieses Wort in folgender Stelle findet: „*I felt every vessel in my*

frame dilate — the arteries beat all cheerly together"? Ebendaselbst Note „9) *the most physical precieuse, — la dame la plus precieuse, qui se connoit en physique*, die *eigensinnigste Naturforscherin* (?), welche auch in den zartesten Bewegungen des Geistes und Gemüths *um* (?) die nothwendigen Resultate materieller Erregung und Rückwirkung sieht." „*Eigensinnigste Naturforscherin*", befriedigt eben so wenig, als „*grösseste physikalische Precieuse*", wie man in den deutschen Uebersetzungen findet. *Sterne* setzt mit seiner *most physical precieuse* den deutschen Uebersetzer allerdings nicht in geringe Verlegenheit. Die Dame läfst sich besser denken, als mit dem rechten deutschen Namen nennen. Wir sehen in dieser *physical precieuse* eine satirische Anspielung des Verfassers auf die Philosophie der Encyklopädisten, welche zu seiner Zeit in Frankreich allgemein herrschte; so dafs sie selbst unter den Damen der höheren Stände Anhängerinnen hatte, welche ihre Lehrsätze zu verstehen affectirten, und häufig darüber räsonnirten. Ebendaselbst Note „10) *what a moment*, für: *what lucky a moment*." Diese Ergänzung zeigt, dafs der Herausgeber die Sprache des Affects nicht von einer schleppenden Weitschweifigkeit zu unterscheiden weifs.

Noch rechnet sich es der Herausgeber zum Verdienste, das Werk in 32 Capitel abgetheilt, und diese mit Ueberschriften versehen zu haben. Die Eintheilung in Capitel findet man jedoch in anderen früheren Ausgaben; nur sind in der vorliegenden mehrere Capitel der älteren in eins zusammengefafst. Uns dünkt diese Neuerung nicht einmal zweckmäfsig; denn wir halten die kürzeren Capitel der älteren Ausgaben dem pädagogischen Zweck angemessener, als die längeren der vorliegenden. Die Ueberschriften des Herausgebers, obgleich dem Inhalte angemessen, sind jedoch durch Fehler entstellt. So z. B. setzt er die Pluralform für die des Possessivcasus, wie S. 24, 27, 42, 56, 100, 106 und 116, wo er überall „*the authors*" statt *the author's* und S. 24 „*mens*" statt *men's*, S. 175 „*the beggars*" statt *the beggar's* schreibt. Rücksichtlich biographischer Nachrichten über *Sterne* verweist der Herausgeber auf das Conversationslexikon, und das Handbuch der englischen Sprache u. s. w. von *Nolte* und *Ideler*. 3te Aufl. Thl. I. S. 220 ff. In dieser Beziehung machen wir noch aufmerksam auf: *The British Plutarch* 3 *Edition. London, Charles Dilly. Vol. VIII*, und besonders auf die deutsche Uebersetzung desselben, mit literarischen Anmerkungen von Hn. Hofrath *Meusel*. Züllichau, in der Frommannischen Buchhandlung 1794. 8. Hätte unser Herausgeber nur in *Heinsius* Bücherlexikon nachgeschlagen, so würde er in seinem Vorwort nicht gesagt haben, dafs er keine Vorarbeiten gefunden habe; denn schon im Jahr 1794 ist zu Halle bey Renger eine Ausgabe von *Yorick's sentimental Journey* mit deutschen Anmerkungen und einem Wortregister erschienen. Auch die Angabe, dafs *Sterne* 1761 seine Reise nach Frankreich gemacht habe, ist unrichtig; denn derselbe reiste erst 1762 zum ersten Male dahin.

G. Mr.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Laue: *Algier und Paris im Jahre* 1830. Zwey Novellen. Zweyter und dritter Band. *Die Juliustage.* Eine Novelle, von *Ludwig Rellstab.* 1ster Theil. 381 S. 2ter Theil. 385 S. 1831. 12. (3 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 60.]

Das Abentheuerliche, das im ersten Bande ganz an der rechten Stelle war, findet sich nur noch im Anfang dieser Novelle, die auch denen, welchen die erste unbekannt geblieben, nicht unverständlich seyn wird. In Algier fallen noch Errettungen im Augenblicke des Todes, recht eigentlich, wo das Schwert gegen den Hals gezückt ist, vor; der für todt geglaubte Vater des einen wunderbar geretteten Jünglings tritt wieder zu den Lebenden, seine Tochter trennt sich nicht ohne Schmerzen von ihrem Adoptivvater, dem gütigen Araber. Die Franken sämmtlich treffen zu den Juliustagen in Paris ein, erkennen und finden sich aber erst, nachdem die gefahrvollen Stunden vorüberrauschten. Ein summarischer pragmatischer Abrifs jener Tagen, und der bangen, die vorangingen, füllt viele Blätter dieses Buchs. Die bekannten jungen und älteren Männer der ersten Novelle sind eifrige, aber nicht fanatische Volksfreunde; zu ihnen gesellen sich Verwandte und Helfer, unter denen wackere originelle Personen, z. B. der ehemalige kaiserliche Oberst Clermont, nun verschollen und geächtet, der gewandte und gutherzige Malthefer Giacomo u. a. m. Ein entschiedener Charakter ist auch der Schweizerofficier, der den Begriff von Soldatenehre in der festesten Treue für die Person des Monarchen, dem er den Eid geleistet, setzt, und darum dem gewissen Tod für eine Sache entgegen geht, für oder wider die er, als Meinung aufgestellt, keine Partey nimmt; dabey ist er verständig, wohlgesinnt, und ein Mädchen von ganzer Seele liebend, deren Familie an ihm, dem eingefleischten Royalisten, dieser seiner Grundsätze wegen, Anstofs nimmt. Auch seine Geliebte ist eine anziehende Gestalt, so wenig sie erscheint, wie denn überhaupt die Frauen in einer Erzählung zurücktreten müssen, die viel weniger Roman, als Chronik welthistorischer Begebenheiten, ist.

Vix.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

WINTERTHUR, in der Steinerischen Buchhandlung: *Blicke in die Bibel*, in freyen Abhandlungen und Erklärungen einzelner Stellen, vorzüglich des Alten Testaments, von *Johann Georg Müller*, weiland Doctor der Theologie und Professor in Schaffhausen. — Nebst einem Anhange hinterlassener Noten zur Bibel von *Johannes von Müller*. — Nach dem Tode beider Brüder herausgegeben von *Johannes Kirchhofer*, V. D. M. Erster Theil 1828. XXVIII u. 435 S. Zweyter Theil. 1830. XII u. 634 S. 8. (3 Rthlr. 2 gr.)

Der verewigte Vf. wollte keine historisch-kritische Einleitung in die Bibel für solche schreiben, die sich dem gelehrten Studium der heiligen Schrift widmen, sondern — wie er in dem von ihm hinterlassenen und von dem Herausgeber mitgetheilten Entwurfe einer Vorrede sich darüber erklärt — eine *religiöse Erläuterung und Erklärung einzelner Stellen*, worin ausschliessend nur Rücksicht auf die darin enthaltenen religiösen und moralischen Vorschriften genommen werden soll. Der Herausgeber, ein ehemaliger Schüler und innigster Verehrer des sel. *Müller*, hat dabey nur das Verdienst, dass er, acht Jahre nach dem Tode desselben, aus dem zum Theil druckfertigen Manuscripte und aus den vorliegenden Materialien das Ganze so ordnete und bearbeitete, dass der Zweck des Vfs. erreicht werden konnte. Er liess sich dabey von der Hoffnung leiten, welche auch *Müllers* Freunde veranlasst hatte, ihm diese Arbeit aufzutragen, dem theueren Vollendeten ein würdiges Denkmal der Verehrung setzen zu können; ein Denkmal, das bey seinen Lesern eben solche dankbare Verehrung erweckte. — In der Vorrede werden uns noch, ausser kurzen Nachrichten von den Schriften und Verdiensten des Verstorbenen, interessante Auszüge aus Briefen desselben an den nun auch vollendeten Antistes *J. J. Hess*, und aus dessen Antworten mitgetheilt. — Noch berichtet der Herausgeber, dass der Selige sich bis wenige Wochen vor seinem Tode mit dieser Schrift beschäftigt, ihr die schönsten Stunden des Tages gewidmet, und, wenn es ihm gelungen, einen Abschnitt derselben mit Liebe und Erfolg zu behandeln, dessen mit dankbarer Freude gedacht habe. — „Seine evangelische Rechtgläubigkeit, heisst es S. XVIII, beruhte auf tiefer Forschung und auf eigener Erfahrung; in Allem suchte er die Wahrheit ohne Einseitigkeit; sein Wahlspruch in der Schriftauslegung war: Alles göttlich, und Alles menschlich. Wie es ihm daher bey Lebzeiten erging, so wird es auch jetzt seinem Buche ergehen: hie und da werden sich Stimmen dagegen erheben; Einigen wird er zu wenig, Anderen zu viel geben." Obgleich ausschliesslich für denkende Bibelverehrer geschrieben, möchte diese Schrift doch auch studirenden Jünglingen zu empfehlen seyn, neben dem Gebrauche eigentlich gelehrter Exegeten. — Was die Form des Werks betrifft, so halte dieselbe die Mitte zwischen freyer Betrachtung und eigentlicher Auslegung. — Es dürfen nicht über alle Stellen Erläuterungen erwartet werden. Es erscheine Manches als fragmentarisch; der Vf. würde bey längerem Leben solche Stellen weiter ausgeführt haben. — Für ungebildete Leser hat der Herausgeber einige Anmerkungen, aber unter seinem Namen, hinzugefügt. — Dem zweyten Bande, welcher eine Einleitung in die Propheten und in das N. T. enthält, ist ein Auszug aus *J. von Müllers Noten zur Bibel* beygefügt worden, der bis ans Ende seines Lebens täglich in der heil. Schrift, als Studium und zur eigenen Erbauung, gelesen, und dabey seine Anmerkungen, oft nur als Glossen, aufgeschrieben hat. Der Herausgeber hofft, dass die Erfahrung, was diese Urkunden einem so hohen Geiste waren, auch diejenigen zu dem Lesen derselben zurückführen werde, die sie bisher bloss als eine Nahrung für das Volk ansahen.

Nach einigen vorläufigen Bemerkungen S. 1 u. f. folgen *die fünf Bücher Mosis* S. 63 f. *Uebersicht des ersten Buchs Mose*. S. 69 f. — *Ueber das zweyte und fünfte Buch Mose* S. 253. — *Anmerkungen zum zweyten Buch Mose* S. 266. — *Zum dritten Buch Mose* S. 308. — *Zum vierten Buch Mose* S. 310. — *Zum fünften Buch Mose* S. 318. — *Ueber das Buch Josua* S. 336. — *Ueber das Buch der Richter und Ruth* S. 345. — *Ueber die Geschichte Sauls* S. 356. — *Geschichte Davids* S. 366. — *Ueber die Geschichte Salomos* S. 406. — *Ueber die Geschichte der Königreiche Juda und Israel und die Rückkehr aus Babylon, Esra, Nehemia und Esther* S. 410. — *Einzelne Bemerkungen über die Geschichte der Kö-*

nigreiche Juda und Iſrael in den Büchern der Könige, der Chronika, des Nehemia und Esra S. 419. — *Zuſätze* S. 430. — Wer die früheren Schriften des Vfs. geleſen hat, wird auch in dieſer einen Reichthum von geiſtvollen und originellen Anſichten und Bemerkungen erwarten, und ſich in dieſer Erwartung nicht getäuſcht ſehen. — Die Bemühungen der *Maſorethen* ſchlägt der Vf. hoch an, und iſt der Meinung, daſs eine ſolche „Bibliolatrie", welche die Theologen für die wahre Aufklärung ſo ſchädlich fanden, es geweſen ſey, welche die Bibel erhalten habe. — Auch das Verdienſt der Kritiker um die Berichtigung des Textes der Bibel verkennt er nicht; weniger iſt er der ſogenannten höheren, conjecturirenden oder Sach-Kritik gewogen, die auf bloſser Willkühr, auf dem Privatgeſchmack und Privaturtheil des Kritikers beruhe, und die man dazu gebraucht habe, dem Chriſtenthume ſein Individuelles, Poſitives zu nehmen, und es zu einer bloſs natürlichen Religion herabzuwürdigen. — Ueber *Sprache der heil. Schrift* und hebräiſche Beredſamkeit wird viel Treffliches geſagt, und bemerkt, daſs „*die ächtbibliſchen Redensarten*, getreu überſetzt, und wie ſie das religiöſe Herz ſelbſt nachſpricht, wie Luther that, religiöſen Gemüthern immer die liebſten ſind, indem ſie ſich darin ſelbſt wieder erkennen." — Wenn von vielen Theologen und Pädagogen unſerer Zeit geredet wird, welche aus Unkenntniſs der Volks- und Kindes-Natur der Jugend und dem Volke die Bibel entreiſsen, und ihnen ihre „miſerabeln, matten, platten, wortreichen und geiſtloſen Mährchen, Kinder- und Volks-Bücher" als Erſatz dafür geben wollten: ſo muſs das wohl dahin berichtigt werden, daſs deren doch ſo ſehr Viele nicht waren, und daſs die Meiſten nur nicht die ganze Bibel, ſondern Auszüge aus derſelben, von der Jugend und dem Volke geleſen wiſſen wollten, wogegen auch wohl wenig einzuwenden ſeyn möchte. Daſs in manchen dieſer Auszüge die Erzählungen der Bibel moderniſirt und verwäſſert erſchienen, ohne irgend eine Spur des alten, treuherzigen Tons in denſelben, kann freylich nicht geleugnet werden. — Es gebe, neben dem der unmittelbaren Erbauung, noch mancherley lehrreiche Geſichtspuncte, die beym Leſen der Bibel ins Auge gefaſst werden können. — Es ſey eine von den unendlich vielen unerkannten Wohlthaten der Vorſehung, daſs dieſe uralten Bücher nicht nur durch alle Zeiten ſich erhielten, ſondern in trefflichen Ueberſetzungen dem gemeinen Mann in allen chriſtlichen Ländern bekannt wurden. Denn nicht bloſs als Religionsbuch ſey ihm die Bibel wichtig; ſondern er ſehe auch Proben darin, wie weit es der menſchliche Geiſt in Kraft und Schönheit des Ausdrucks und in Stärke, Reichthum und Erhabenheit der Gedanken gebracht habe. — Gegen die Sagenhypotheſe wird allerdings manches Erhebliche vorgebracht, wobey wir jedoch die Härte nicht billigen können, mit welcher die verſchiedenen Urheber und Vertheidiger derſelben behandelt werden. Der Vf. hätte bedenken ſollen, daſs kein Sterblicher berechtigt ſey, über die verborgenen Abſichten Anderer zu urtheilen. Auch ſeine Erklärungsweiſe, obwohl gemüthlicher, wie die getadelte, dürfte vielleicht von manchen Schwierigkeiten gedrückt werden. Rec. iſt es nicht ganz deutlich geworden, welches die eigentliche Meinung des Vfs. ſey; ſie iſt nicht die alte, die überall eine unmittelbare göttliche Eingebung annimmt. Indem er die Erzählungen der Bibel als eigentliche Geſchichte gelten läſst, und meiſtens bey dem Buchſtaben derſelben ſtehen bleibt, ſcheint er darin ein Walten der ſpecielleſten Vorſehung zu erblicken. — Die Geſchichten von der Schöpfung, vom Paradieſe und vom Falle beruhen ihm, wenige von Moſes herrührende Zuſätze ausgenommen, auf Erzählungen der erſten Menſchen, die vielleicht ſo oder anders in Schrift gefaſst, und in Noahs Arche über die Waſſer der groſsen Fluth hinüber gerettet wurden. — Obgleich der Vf. für ſeine Perſon überzeugt iſt, daſs alle Menſchengeſchlechter von *einem Blute* abſtammen, ſo könnte doch auch die Meinung derer, welche mehrere Stämme annehmen, die richtige ſeyn; nur behauptet er, daſs der Stamm, der von Adam herkomme, — *deſſen* Geſchichte kennen wir; *der* wurde ſo von der Vorſehung gebildet, und durch eine poſitive Intervention ſo gezogen, wie Moſes beſchreibt. Ein Analogon haben wir davon in der Geſchichte des Volkes Iſrael, das lange das einzige Volk war, deſſen ſich Gott anzunehmen ſchien, und das endlich doch, eben durch die Vorzüge, welche Gott ihm gab, das Salz der Erde für alle Völker wurde. — Adam beſchreibt ſein erſtes Erwachen, und erzählt, wie er die Welt werden ſah, ſeinen Kindern und Enkeln, und Einer, Seth wahrſcheinlich, in deſſen *Familie* die Schreibekunſt vermuthlich einheimiſch geweſen, mochte es ſo oder anders in Schrift oder Bild verzeichnen. — Der Vf. ſcheint ein eigentliches Sprechen Gottes mit den erſten Menſchen anzunehmen, das freylich „eine Thorheit" in den Augen der Weltweiſen, eine bloſse Kinderſage ſey, welche Gott vermenſchliche. Aber eben durch *poſitive* Geſetze wollte er ſeine Oberherrſchaft den Menſchen offenbaren, worauf doch zuletzt alle *Religioſität* beruhet. — *Gott ſprach und der Menſch lernte ſprechen:* Hier iſt der hiſtoriſche Urſprung der Sprache, weder ein Wunder, noch eine eigene Erfindung des ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen. — In welcher Sprache, durch welche Töne Gott ſich den Menſchen verſtändlich gemacht habe, ſey eine [illegible] Unterſuchung, die nur vom Weſentlichen abführe. — Ob bey dem Sündenfalle die Schlange geredet habe, oder die Luſt im Weibe die redende Schlange geweſen, darüber möge jeder denken, wie es ihm am vernünftigſten ſcheint. — Der Vf. erklärt ſich gegen die Behauptung, daſs die Menſchen ſich aus einem urſprünglich *rohen* thieriſchen Zuſtande allmählich durch ſich ſelbſt und natürlich entwickelt haben, ohne Zuthun höherer Einwirkung, die den Menſchen herabwürdige und zum Fatalismus führe. Die entgegengeſetzte Meinung finde ſich auch bey Plato und in den Sagen anderer Völker. Es ſey aber ein charakteriſtiſcher Unterſchied dieſer Sa-

gen von den mosaischen, dass nach den meisten derselben doch *nach* jenen Göttererscheinungen der Zustand der Menschen eben so *roh und thierisch* geschildert wird, wie jene Philosophen den der ersten Menschen überhaupt annehmen. So die Griechen vor Orpheus, die Peruaner vor Manco Capack, und manche Naturvölker, die es eben so noch sind. Könnten aber nicht diese von einem cultivirteren Zustande durch mancherley Wanderungen und Unglücksfälle in diesen rohen *herabgesunken* seyn? Giebt es nicht selbst bey einigen Spuren, ja Beweise davon (wo z. B. wie bey den Amerikanern und bey den Hindus uralte Trümmer von ungeheueren Gebäuden sind, die unmöglich von den tiefgesunkenen gegenwärtigen Einwohnern herrühren können)? — Die uralte Sage in den Profanscribenten stimme damit überein, dass einst Götter auf die Erde gekommen, die der Menschen Töchter beschlafen haben, und daraus eben die *Heroen* entstanden seyen. Moses sagt, dass sie *Menschen* nach Adams Bilde gewesen; ein *Gerücht* von ihren gewaltigen Thaten, nicht schriftlich aufgezeichnet erhielt sich von ihnen unter den späteren Enkeln Noahs, und ihren sich in der Welt ausbreitenden Stämmen; aber eben dieses Gerücht vergrösserte jene Menschen im Lauf der Zeiten zu übermenschlichen Wesen. Am liebsten behielt die menschliche Lust die Sage von ihren *Lüsten* im Andenken; daher weiss man von so vielen Ehebrüchen des Zeus und der ganzen olympischen Familie. — Es sind Träumereyen, den alten Mythen, wenige vielleicht ausgenommen, einen hohen, geistigen Sinn zu unterschieben; sie ist etwas *Unheiliges*, die Geschichte der Kainiten und der von ihnen verführten Sethiten. Selbst, wo ein erhabener Sinn in den Fabeln liegt, werden sie fast allemal durch die lüsterne Einbildung befleckt. Eben das Lüsterne in diesen Fabeln hat in unserer Zeit unter den schönen Geistern Deutschlands ihnen wieder so viele Freunde gemacht. — Aus dem Texte lasse es sich nicht erkennen, ob die Sündfluth particulär oder allgemein gewesen. Das Letzte lassen nicht nur Spuren einer ehemaligen Ueberschwemmung auf der ganzen Erde vermuthen, sondern auch die Verheissung, dass eine solche Ueberschwemmung nie wieder kommen sollte. — Es ist historisch merkwürdig wegen der Erfindung der Schifffahrt, dass entweder hier zuerst diese grosse Erweiterung der Herrschaft des Menschen über die Natur und über das Meer anfing, oder dass schon in der antediluvianischen Zeit eine hohe Kunstcultur gewesen seyn müsse. — Die Geschichte der Patriarchen, Abraham, Isak und Jacob, ist reich an schönen Zügen. Jacob wird gegen die Vorwürfe derer, die ihn gegen seinen Bruder Esau so sehr in den Schatten stellen, vertheidigt und gezeigt, dass der Familiengeist, das *Θεῖον*, sich am reinsten in ihm erhalten habe. — Joseph in Aegypten. — Moses ist dem Vf. ein Mann Gottes, der nächst Christus seines Gleichen nie auf Erden hatte. Man muss in ihm nicht bloss einen klugen Staatsmann, sondern einen göttlichen Gesandten sehen. — Josua als Patriot einer der wenigen vollkommenen Beyspiele in der Geschichte. Die Manier, wie er mit den besiegten Einwohnern des Landes verfuhr, wird damit entschuldigt, dass es Sitte der Zeit war, dass die Kriege im Alterthume überhaupt barbarischer geführt wurden, als zu unseren Zeiten, und Niemand auch nur daran zweifelte, ob es so recht sey. — Das *Buch der Richter* oder der Heerführer Israels, das israelitische Heldenbuch, schildert den Zustand eines Volks, das zwar nicht in der mächtigsten, aber der allerfreyesten Verfassung lebte. — Das *Buch Ruth* ist eine der lieblichsten idyllenmässigen Familiengeschichten, wo man zweifelhaft ist, auf welcher Seite, bey Naëmi, der Ruth oder Boas, mehr Edelmuth und Zartgefühl sey. *Samuel* wird gegen die Vorwürfe des Eingriffs in die Rechte der königlichen Gewalt, die ihm hin und wieder gemacht werden, sehr gut vertheidigt. — Auch Saul, David und Salomo werden sehr gerecht gewürdigt. — In den *zwey Büchern der Chronik* wird die Geschichte mit ungemein religiösem Sinne geschrieben, der sich bis in den einzelnen Redensarten verräth. Noch deutlicher, als in den *Büchern der Könige*, werden hier z. B. die Unglücksfälle der Regenten auf religiöse und moralische Ursachen zurückgeführt. Der Verfasser muss ein sehr frommer, gemüthlicher, der väterlichen Religion treu anhänglicher Mann gewesen seyn. — Wie ein Gewitter vom Herrn brach zur Zeit des lasterhaften Ahabs Elias hervor, ohne dass man nur weiss, ob er wirklich ein Israelit oder ein Fremdling gewesen. Alle seine Thaten haben den Charakter einer fast niederdrückenden Kraft, und von solchen Thaten sah man noch kein Beyspiel in Israel. — Beynahe von gleicher Kraft, nur etwas milder und mehr in dem Mass menschlicher Grösse, ist Elisa, sein Schüler, der noch fortfährt, gegen das allgemeine Verderben, obgleich eben so vergeblich, zu zeugen. — Das *Buch Esther* hat manche Spuren persischer Sitten, wie sie im Alterthum waren, und zum Theil noch sind. Die Macht und despotische Majestät des Königs ist ganz orientalisch. Bey der Vasthi sey es nur weibliche Laune gewesen, dass sie nicht habe erscheinen wollen. (Diesem Urtheile kann Rec. nicht beystimmen. Daraus, dass sie schön war, folgt noch nicht nothwendig, dass sie auch eitel gewesen sey. Das Weib von gemeinem Sinn wäre gekommen, hätte sich gern anschauen und bewundern lassen. Vasthi that Recht, dass sie nicht erschien. Nach persischer Sitte war es Unverschämtheit vom Weibe, wenn es sich öffentlich sehen liess.) Dem Edicte, „dass ein jeglicher Mann der Oberherr in seinem Hause sey," — dass die Herrschaft der Männer durch ein königliches Edict — und zwar in Asien! — bestätigt werden soll, das ist auch Laune, ein ächter Orientalismus — sieht man es an, dass es *inter pocula* gegeben wurde. — Ueber *Esra* und *Nehemia*. Seit dem Exil hielten die Juden fester an Jehova. — Nehemia, der die Mauern Jerusalems wieder bauet, ist als *Vorbild* derer anzusehen, welche die gefügten Mauern der Gemeine des Herrn

hauen. Schon Manche haben dieses Werk unternommen, und haben im Feuer des Streitens doch etwa aus menschlicher Schwachheit Schritte über die Schnur hinaus gethan, wie Luther; Nehemia aber wich kein Haarbreit von der Mässigung, von der Umsichtigkeit und geraden Rechtschaffenheit ab. — Er zeigt Eifer für die Erhaltung der Reinheit der vaterländischen Sprache, — um durch diese die Nationalität und Individualität rein zu erhalten. Wenn man es bey uns den vornehmen Eltern so machte, die viel mehr darauf halten, dass ihre Kinder gut französisch, als dass sie gut deutsch sprechen lernen!

Wir haben uns bemüht, unseren Lesern einen gedrängten Auszug zu geben, um ihnen einen Ueberblick dessen zu verschaffen, was sie hier zu erwarten haben; wobey wir jedoch befürchten müssen, manches Interessante übersehen zu haben. Man muss die ganze Schrift lesen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie der Vf. dem todten Skelett Geist und Leben einzuhauchen versteht. Gern möchten wir, wenn es Zweck und Raum dieser Blätter verstattete, originelle Erklärungen einzelner Stellen, oder allgemeine geistvolle Bemerkungen, theils religiösen, theils moralischen, theils auch politischen Inhalts, ausheben; es genüge aber, die Schrift im Allgemeinen auf das nachdrücklichste empfohlen zu haben.

Leider scheint *Joh. Georg Müller*, wenigstens im Kreise des Rec., unter Gelehrten und Ungelehrten zu den bereits vergessenen Schriftstellern zu gehören, obgleich er es wegen des inneren Gehalts seiner Schriften sehr verdient, dass sein Andenken unter uns erneuert, und fortwährend in Ehren gehalten werde. Wir wünschen, dass diese verspätete Anzeige etwas dazu beytragen möge, diesem Nachlasse eines „ächten Gottesgelehrten" die freundliche Aufnahme zu bereiten, die er so sehr verdient, und auf seine belehrende und ermunternde Stimme, die aus dem Grabe um so gewichtiger zu uns spricht, aufmerksam zu machen. Wir behalten uns vor, vom zweyten Theile noch besonders Bericht zu erstatten.

†—m—†.

KLEINE SCHRIFTEN.

MUSIK. *Kempten*, in der Köselschen Buchdruckerey: *Neue Volks-Gesang-Schule*, oder gründliche Anleitung, den Gesang sowohl in den öffentlichen Schulen, als auch beym Privatunterrichte, auf die leichteste und zweckmässigste Art zu lehren. Von *Mathias Waldhoer*. Erster, für sich allein bestehender Theil. Enthält bey 600 systematisch geordnete Beyspiele im 1, 2 und 3stimmigen Gesange zur Bildung der Stimme und des Gehöres und zur Uebung im Treffen leichter Volksmelodieen. 1831. X und 90 S. 4. (16 gr.)

Unter der grossen Zahl von Gesang-Anleitungen, die seit einigen Jahren erschienen sind, und sich besonders jetzt mehr, als je, zu vermehren scheinen, darf die vorliegende nicht übersehen werden. Durch Plan und Anordnung, wie durch Ausführung, worin der Vf. als sachkundiger und durch Erfahrung gereifter Mann erscheint, zeichnet sie sich vortheilhaft aus. Die Vorrede enthält gute Bemerkungen über Gesang und dessen Einrichtungen, worauf Rec. jedoch den Leser aus Mangel an Raum verweisen muss. Nachdem hierauf in der Einleitung von der mehrfachen Wirkung des Gesanges auf Geist und Herz und seiner Wichtigkeit für Schul-, und Volks-Unterricht geredet ist, wird 1) vom Singunterricht bloss nach dem Gehöre (der freylich, nicht wie ehemals, auch wohl hin und wieder noch jetzt, *ausschliessend*, sondern nur *vorbereitend* getrieben werden muss, wenn er nicht nachtheilig wirken soll) gehandelt, und das erfoderlich Methodische beygefügt. 2) Im Singunterrichte nach Noten, für die Volksschulen, der, ohne kunstgemäss zu seyn, dennoch anziehend gemacht werden kann, muss das Hauptaugenmerk des Lehrers Anschaulichkeit seyn. Stufenweis und in einander greifend sind die beygegebenen Beyspiele mit allmählicher Erweiterung in auf- und absteigender Ordnung, mit neben und aus einander liegenden Intervallen, so dass nach dieser bis zur 31 Lection gehenden Vorübung der Schüler auf dem Puncte des Treffens der diatonischen Tonleiter stehen kann. Von hier beginnt die Uebung mit halben Tönen und die Kenntniss der Erhöhungs-, Erniedrigungs- und Auflös-Zeichen. Bey der Uebung in halben Tönen hat der Vf. mit Recht die von ihm schon vorher beobachtete, allmählich sich vergrössernde Methode befolgt, wodurch die Anschaulichkeit gewinnt. Eben so ist die Lehre von den Tactarten mit langen und kurzen Noten und Figuren, die einander ähnlich und von sich selbst abgeleitet sind, sowie in mehreren Beyspielen für die einzelnen besonderen Intervalle, abgehandelt. Nachdem zur Uebung in den harten und weichen Tonarten für jede einzelne Beyspiele mitgetheilt sind, beginnt der zweystimmige Gesang, und zwar zuerst in Terz-, und alsdann in Sept-Gängen mit grosser Mannichfaltigkeit und Abwechselung und pädagogischer Sorgfalt. In den nun dreystimmigen Sätzen wird der Lehrer eine leichtere Ausübung, als sonst gewöhnlich, wahrnehmen, weil der Vf. auf den vorhergegangenen zweystimmigen Gesang gebaut, und demselben die dritte Stimme meist natürlich angepasst hat. Rec. kann daher diese *Gesangschule* nach ihren Eigenthümlichkeiten und Vorzügen mit Recht allen Lehrern, denen Unterricht im Gesange obliegt, aufs beste empfehlen.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Köhler: *Des M. Fabius Quinctilianus zehntes Buch*, übersetzt nebst kritischen und grammatischen Bemerkungen von M. *Christ. Gottl. Herzog*, Professor an der Fürstlich Reuss. Landesschule zu Gera. 1829. XVI u. 214 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. Prof. *Herzog* hatte bisher seine gelehrten Bemühungen zwey römischen Geschichtschreibern zugewendet, und in der Bearbeitung derselben gezeigt, dass er sowohl durch Betretung des historischen Weges, als auch durch Scharfsinn und feines Gefühl, zur gründlichen Kenntniss ihrer Sprache zu gelangen beflissen war. In obiger Uebersetzung erscheint er nun als Bearbeiter eines neuen Feldes, und mit Freude heissen wir ihn auf demselben willkommen. Die Vorrede enthält viel Schätzenswerthes. Unter anderen spricht sich darin ein aufs Gediegene ausgehender und das Bedürfniss der Zeit und der Schulen kennender Lehrer aus. Einer der Beweise davon ist die einsichtsvolle Würdigung des Quinctilianischen Werks in pädagogischer, psychologischer und rhetorischer Hinsicht. Sie ist nicht ein blosser Wiederhall der Lobpreisungen, die demselben gleich bey der Wiederherstellung der alten Literatur in Italien und seiner damals allgemeinen Einführung in die Schulen zu Theil ward, sondern man erkennt sie als das Ergebniss der eigenen Bekanntschaft mit dem Werke und der vielleicht im Lehramt selbst gemachten Erfahrung. Beyfallswürdig ist auch Hn. *H.'s* Ansicht von den Bedingungen einer guten Uebersetzung, und seine Entrüstung über die von geschmacklosen Verdeutschern so oft an dem Genius der Muttersprache verübten Frevel wird sicherlich von Vielen getheilt werden. Von seinem, an den Classikern gebildeten Geschmack zeugt auch der Anstoss, den er (diess sind seine Worte) an der steifen, widerwärtigen, geschraubten Prosa nimmt, die noch jüngst einen Alterthumsforscher und berühmten Uebersetzer theilweise unverständlich und dem grösseren Publicum unzugänglich machte. Wundern muss man sich daher, warum er, bey seiner Ausstellung an *Walchs* steifer und holperichter Verdeutschung des Agricola, nicht auch über dessen Stil, wie er in der Vorrede und den Beywerken zu der sonst schätzbaren Bearbeitung dieser Schrift an dem Tage liegt, einen ästhetischen Horror hat laut werden lassen. Was nun die Uebersetzung Hn. *H.'s* selbst betrifft, so würde man sie weit unter ihrem Werthe schätzen, wenn man bloss sagte, sie übertreffe ihre Vorgängerin, die *Reuscher'sche*. Zu dieser verhält sie sich wie eine in edlem Anstand und reiner Schönheit auftretende Matrone zu einer geschminkten, mit Plunder und Tand behangenen Dirne. Am besten und auch am kürzesten ist sie gewürdigt, wenn man bezeugt, dass sie nach den verständigen, in der Vorrede aufgestellten Grundsätzen gearbeitet ist. Wenn aber auch sie, freylich in weit weniger Stellen, als jene, den Sinn der Urschrift verfehlt hat, so erklären wir uns diess daher, dass Hr. *H.* vielleicht noch nicht lange genug mit Quinctilian vertraut ist. Und doch, Rec. spricht aus Erfahrung, bedarf es eines mehrjährigen und gründlichen Studiums seines Werkes, ehe man die Zuversicht haben kann, hinter das Verständniss der Sprache, besonders in den ästhetisch-kritischen Partieen, gekommen zu seyn. Man wird darin in ein Feld geführt, das *in seinem ganzen Umfange* vorher noch von keinem römischen Schriftsteller ist bearbeitet worden, und die Gegenstände und Wahrnehmungen in dieser neuen Welt werden in einer Sprache dargestellt, die zwar zum Theil schon von Cicero geschaffen worden ist, die aber demjenigen, der nicht vorläufig mit den rhetorischen Schriften dieses Mannes genaue Bekanntschaft gemacht hat (und fast vermuthen wir Hn. *H.* in diesem Fall), als neu und ohne ein Analogon in dem gewöhnlichen römischen Idiom erscheinen muss. Wenn daher aus diesem Grunde schon Missgriffe beym Auffassen dieser neuen Ideenbezeichnungen natürlich und möglich sind, so haben sie noch einen anderen Umstand zur Ursache, nämlich den, dass man nicht auf die noch vorhandenen Quellen zurückgeht, aus denen Quinctilian geschöpft hat. Denn so reich an Einsicht und Geschmack, und ein so selbstständiger Denker er auch war, so hat er doch mehr oder weniger den Stoff verarbeiten müssen, den schon vor ihm so viele griechische Vorgänger behandelt haben. Vorläufiges Studium der Rhetorik des Aristoteles und besonders aller ästhetisch-kritischen Schriften des Dionysius von Halikarnassus ist eine unerlässliche Bedingung zum sicheren Verständniss der Quinctilianischen Sprache.

Auch wird es nützen, die Schriften des Hermogenes und des Demetrius Phalereus studirt zu haben; denn diese Spätlinge, freylich nur Aehrenleser aus der reichen Ernte der classischen Zeit, ersetzen doch manchen der Theoristen, die Quinctilian noch vor Augen gehabt hat. Dass endlich die genaue Kenntniss auch der rhetorischen Schriften des Cicero dem Studium des Quinct. vorausgehen müsse, ist eine sich von selbst verstehende Bedingung.

Wir gehen nun zu Bemerkungen über einzelne Stellen, sowohl in der Urschrift, als in der Uebersetzung, über. Cap. 1. §. 1. *Sed haec eloquentiae praecepta, sicut cognitioni sunt necessaria, ita non satis ad vim dicendi valent* — „doch so unentbehrlich auch die *bereits* gegebenen Regeln des Stils sind, so sind sie doch, um der Rede *Nachdruck zu geben*, nicht hinreichend." Hier ist zuerst zu bemerken, dass statt „*bereits* gegeben" wohl richtiger stünde „*so eben* gegeben" — nämlich in den zwey vorhergehenden Büchern. Dann ist in der Uebersetzung nach *unentbehrlich* das Wort *cognitioni* nicht ausgedrückt. Hoffentlich räumt Hr. *H.* der *cognitioni* gegen *Spaldings cogitationi* ihr Recht ein, das Rec. anderswo (Jen. A. L. Z. Ergänz. Blätt. 1827. No. 60. S. 90) mit zureichenden Gründen geltend gemacht zu haben glaubt. Regeln, sagt Q., müssen zwar kennen gelernt werden, oder sind *zu wissen nöthig*, aber *non satis ad vim dicendi valent*, was, nach der feinen Latinität und dem Sinn des Schriftstellers, nur bedeuten kann: „*sie machen* deswegen noch keinen *zum Redner*", oder — sie sind noch kein hinreichendes Mittel zum *Rednerseyn*. Wer hier von *Nachdruck der Rede* spricht, schiebt dem Autor einen einseitigen und unrichtigen Gedanken unter. Er würde dadurch nur auf eine der drey, von den Alten angenommenen Stilarten, das *grave et ponderosum dicendi genus*, hinweisen; und doch gehört die Handhabung der zwey anderen; des *mediocre et temperatum* und des *tenue, subtile, acutum*, ebenfalls zu den Fertigkeiten, die ein Redner besitzen muss, und für die auch in den Theorieen Regeln gegeben werden. Das Wesen der Rede besteht doch wohl noch in mehreren anderen Eigenschaften, als bloss im *Nachdruck*. Was soll nun aber *vis* hier bedeuten? — Der Grieche hat den Vortheil, jedes Verbum durch Vorsetzung des bequemen τὸ zu einem Substantivum zu gestalten. Der Römer, dieses Vortheils beraubt, hat dafür ein anderes Auskunftsmittel in den Worten *vis* und *ratio* gefunden, was aus so vielen Stellen in Ciceros Schriften erhellt. Unter seiner Feder wird das einfache τὸ γράφειν zu *scribendi ratio*, das τὸ λέγειν zu *dicendi vis*, und nach dieser Analogie würde er von einem, der *das Disputiren* nicht recht innen hat, *non satis vim disputandi consecutus est* gesagt haben. Noch ein anderer Grund, warum *vis dicendi* hier nur schlechtweg *dicere*, ein *Redner seyn*, bedeuten darf, ist der, dass in der Sprache der Theorie *dicere* der technische Ausdruck ist, wodurch das durch Kunst und Regeln gebildete Reden von dem, durch die Natur dem Menschen zur gewöhnlichen Gedankenmittheilung verliehenen *loqui* unterschieden wird. Unter den vielen Stellen, wo *vis* nur paraphrasirend steht, wollen wir nur Eine anführen. Nachdem Q. in mehreren Capiteln die Wege, wie man *ad dicendum* gelangt, angezeigt hat, fügt er Cap. VI noch als Hülfsmittel das Geistesgeschäft hinzu, welches in der Kunstsprache *cogitatio* genannt wird. Diese Geistesthätigkeit nun, die am Eingang des Capitels ganz einfach als *cogitatio* auftritt, erscheint nicht lange darauf in paraphrastischer Gestalt; denn am Ende des §. 2 heisst es — *sed ad hanc cogitandi vim perveniri non potest*. Schliesslich machen wir noch auf die Partikeln *sicut* — *ita* aufmerksam. Sie dienen Quinct. häufig zu einer eleganten Periodengestaltung, und müssen deutsch durch *zwar* — *aber* gegeben werden. Dem gemäss lautet der bisher besprochene Satz also: Zwar sind die *so eben gegebenen* Regeln zu wissen nöthig, aber sie helfen nicht genug zum *Rednerseyn*, wenn nicht die sogenannte ἕξις hinzukommt. §. 2. *nam neque solida atque robusta fuerit unquam eloquentia, nisi multo stilo vires acceperit.* „Denn *nicht nur* dürfte die Beredsamkeit niemals gediegen und *selbstständig* werden, wenn sie nicht durch fleissiges Schreiben erstarkt ist". Das *nicht nur* an der Spitze des Satzes ist sonderbar auffallend; es lässt in der Ideenreihe ein unumgängliches *sondern auch* erwarten, von dem aber in der Urschrift erstlich und dann auch in der Uebersetzung selbst nicht die geringste Spur ist. Wahrscheinlich hat Hr. *H.* schreiben wollen: „denn *nicht wohl* dürfte d. B. *jemals* u. s. w." Ferner würde Quinct. sich wundern, hier eine *selbstständige* Beredsamkeit zu finden, da er mit *robusta* doch nur eine *kräftige, feste* hat andeuten wollen; denn *selbstständig*, auf Beredsamkeit oder — was besser wäre — auf Stil und Sprache bezogen, heisst doch wohl im Deutschen nichts Anderes, als — von Nachahmung frey — ein eigenthümliches Gepräge habend — den Abdruck der eigenen Individualität zeigend und dgl.? — *Qui autem scierit, quo quaeque sint modo dicenda* u. s. w. „Wer aber gelernt hat, was und *auf welche Weise* gesprochen werden muss u. s. w." Hier ist unserem Quinct. ein Gedanke untergeschoben, den er nicht gehabt hat, und auch nie hat haben können; denn das *Was*, der Stoff oder die Materie einer Rede, wird wohl in keiner Theorie gelehrt und also auch nicht *gelernt*, weil der Stoff von dem Gegenstand und von der Zeit und den Umständen jedesmal herbeygeführt wird, und in dem Geiste des Denkers seine Quelle hat. Stünde geschrieben *quae et quomodo*, so hätte Hr. *H.* richtig übersetzt, und wir müssten mit Quinct. rechten; da aber *quo quaeque sint modo dicenda* steht, so muss übersetzt werden — „auf welche Weise jegliche Sache oder jeglicher Gedanke ausgedrückt werden müsse." §. 3. *Nam certe, cum sit in eloquendo positum oratoris officium dicere ante omnia est.* „Denn auf jeden Fall geht das Sprechen, da des Redners Beruf im freyen Vortrag

besteht, allen anderen vor.“ *Eloqui* als *freyer Vortrag* ist ganz unpassend, und erscheint als Gegensatz des ebenfalls gewöhnlichen *de scripto dicere*, was weit von dem Gedanken des Schriftstellers entfernt liegt. Die von selbst sich ungesucht darbietende Bedeutung von *eloqui* ist — *Mittheilung durch Rede*, und unter den drey Mitteln, in diesem Geschäft einen Habitus sich zu erwerben, steht die Uebung im Sprechen oben an. Ueberdiess leidet die Verdeutschung ziemlich an Kraftlosigkeit und Mangel an schönem Rhythmus wegen nicht genau berechneter Wortstellung. So klein auch der Satz in der Urschrift ist, so zeichnet er sich doch durch Kraft und Numerus aus. — Um Raum noch für Wichtigeres zu ersparen, machen wir Hn. *H.* nur im Allgemeinen aufmerksam, dass der noch übrige Theil des dritten Paragraphen in der Uebersetzung ganz unverständlich ist, vermuthlich durch Schuld des Setzers, der, statt nach *Schreiben*, die Parenthese nach *augenscheinlich* hätte endigen, und vor *aber*, wo ein neuer Satz anhebt, ein Punctum setzen sollen. §. 4. *Igitur eum, qui res invenire et disponere sciet, verba quoque et eligendi et collocandi rationem perceperit, instruamus, qua ratione* u. s. w. „Demnach wollen wir den, der den Stoff aufzufinden und zu ordnen verstehen *dürfte*, auch die *Theorie*, die Worte zu *wählen* und zu setzen, gefasst hat, anweisen, wie er u. s. w.“ Bey dem unpassenden *dürfte* wollen wir nicht verweilen, wohl aber bey *ratio*, als *Theorie* gegeben. Es ist hier ein zweyter Fall, wo *ratio*, wie oben *vis*, zur blossen Periphrase des Verbums dient, und Quinct. hat nichts Anderes sagen wollen, als — wer die Worte zu *wählen* gelernt hat oder versteht, was doch wohl nur Sache der Uebung und des Gefühls ist. Oder giebt es in den Rhetoriken der Alten eine *Theorie*, die Worte zu *wählen*, und kann es überhaupt eine geben? Was die *ratio collocandi*, das Setzen oder besser, das *Stellen* der Worte betrifft, so geschieht diess nach dem Gefühl des Numerus, in welchem die oratorische Prosa sich zu bewegen pflegt. §. 5. *Ei velut opes quaedam parandae sunt, quibus uti possit. Eae constant copia rerum ac verborum. Sed res propriae sunt cujusque causae aut paucis communes.* „Ein Solcher muss sich gleichsam gewisse Schätze anschaffen. *Es ist* bekanntlich ein Vorrath von *Materialien* und Worten. Indess der *Stoff* ist jeder *Sache* eigenthümlich oder nur wenigen gemeinschaftlich.“ Das impersonale *Es ist* widerstrebt dem Verstand und der Grammatik. Beide verlangen *Diess sind*, weil handgreiflich auf die eben erwähnten *Schätze* zurückgewiesen wird. Dann ist stösend und verwirrend zugleich, dass die identischen Worte, *rerum* und *res*, zuerst durch *Materialien* und gleich darauf durch *Stoff* ausgedrückt werden. Im Griechischen steht immer, zur Bezeichnung der Bestandtheile eines Redewerkes, πράγματα und λέξεις; *res* und *verba* im Lateinischen. *Res* muss der Deutsche durch *Gedanken* wiedergeben. Diese, und nicht *Materialien*, sind dem jedesmaligen *Gegenstand* (*causae*) inhärirend, oder bieten sich, als ihm eigenthümlich, zugleich mit ihm dar. — In der gleichfolgenden Stelle, wo Quinct., im Gegensatz der Gedanken, von den *Worten* spricht, *sed cum sint aliis alia aut magis propria aut magis ornata*, verstösst die Uebersetzung stark gegen die lateinische Grammatik und auch gegen den Wortsinn. Sie lautet: „Aber da *für diesen und jenen Fall* immer *andere* theils *geeigneter*, theils *gewählter* sind, so ist die Wahl schwer, wenn nicht u. s. w.“ Dass Hr. *H. aliis* für den Dativus genommen, und diesen von *proprius* hat abhängen lassen, ist schon ein grosser Verstoss; ein noch grösserer aber ist, dass er glaubte, das Wort *alius* könne je *dieser* und *jener* bedeuten, und *proprius*, von ihm *geeignet* übersetzt, von einem Lateiner im Sinne von *accommodatus*, *aptus* gebraucht werden. Ein kurzes Erwägen dieser Unmöglichkeit musste auf die, ohnediess gleich in die Augen fallende Wortverbindung führen. *Aliis* ist der von *magis* abhängige Ablativus, und *aliis alia*, in Bezug auf Worte, heisst — die *einen* mehr als die *anderen*. Die falsche Beziehung des *aliis* auf *propria* hat auch das Missverstehen dieses technischen Beyworts zur Folge gehabt. *Verba propria* sind in der Rhetorik die *eigenthümlichen*, zur schlichten, ursprünglichen Bezeichnung der Objecte und Gedanken in jeder Sprache vorhandenen Worte, neben welchen dann, Anfangs aus Noth, später aber vom Schönheitsgefühl erzeugt, die *translata*, *figurata* und, wie sie hier Q. nennt, *ornata* aufgekommen sind. Der Sinn obiger Stelle also wäre: Da unter den, entweder zur einfachen Bezeichnung dienenden, oder Schönheit bezweckenden Wörtern die einen vorzüglicher sind als die anderen, so müssen u. s. w. §. 8. *Nobis autem copia cum judicio paranda est, vim oratoriam, non circulatoriam volubilitatem spectantibus.* „Wir müssen uns dagegen, *wenn* wir einen *kraftvollen Vortrag*, nicht eine *geläufige Zungendrescherey* beabsichtigen, einen Vorrath mit *Besonnenheit* anschaffen.“ Hier muss erstlich *circulatoria volubilitas* auf deutsch durch *marktschreyerische Zungengeläufigkeit* gegeben werden; dann ist die ihr gegenüberstehende *vis orandi* nicht *kraftvoller Vortrag*, sondern, was neben dem Gedankengang auch die Latinität fodert, *wahre Beredsamkeit*, wie sie ihrem *Wesen* nach seyn soll. Ferner ist *spectantibus* nicht conditional *wenn wir*, sondern causal *weil wir* zu nehmen, und statt *Besonnenheit cum judicio* stände wohl richtiger — mit *Geschmack* und *Verstand*, oder mit *verständiger Wahl*. Endlich ist, durch nicht gut berechnete Wortstellung im Deutschen, die Kraft des Gedankens verloren gegangen. Quinct. hatte im Vorhergehenden ein albernes Verfahren gewisser Redejünger gerügt. In obiger Stelle hebt dann der Gegensatz mit *Nobis autem* an, dem dann sogleich das vorzüglichste Glied des Gedankens folgen musste — *copia paranda est*. Vielleicht käme Folgendes der Urschrift näher: Wir aber müssen uns einen Vorrath mit Wahl und Verstand anlegen, weil wir eigentliche, wahre Beredsamkeit, nicht marktschreyerische Zungen-

geläufigkeit beabsichtigen. — Der Schlufssatz in §. 15 *quia, quae doctor praecipit, orator ostendit*, ist so gegeben: „Weil der Redner das, was der Lehrer als Regel aufgestellt hat, *vorzeigt*.“ Hier ist der schöne Numerus des Lateinischen verloren gegangen, ein Tempus verfehlt und ein ungeschickter Ausdruck zum Vorschein gekommen. Besser vielleicht lautete die Stelle: Weil, was der Lehrer als Regel aufstellt, der Redner angewendet vor die Augen bringt, oder in Wirklichkeit zeigt." In §. 16 und den folgenden zeigt Quinct. den Nutzen, den theils das Anhören, theils das Lesen einer Rede bringt. Von jenem sagt er — *Excitat, qui dicit, spiritu ipso, nec imagine rerum et ambitu, sed rebus ipsis.* Diese Stelle, allerdings eine der schwierigsten im Quinct., hat Hr. *H.*, zu unserer Verwunderung, also gegeben: „Es regt der Sprechende schon durch das lebendige Wort auf, und er begeistert nicht durch *Schilderung* (!!) und das *Imposante* (!!!) der *Gegenstände*, sondern durch die *Sachen* selbst.“ Wenn auch jemand, durch haarspaltende Spitzfindigkeit und die genialste Hermeneutik, in *imago* und *ambitus* den so eben stigmatisirten Sinn zu finden sich abgemüht hätte, so müfste er doch seine Ausbeute augenblicklich wieder aufgeben, wenn er nur ein wenig auf den Gedankengang achtet. Aus diesem ergiebt sich klar, was der Schriftsteller sagen wollte, und auch sagen mufste. Auf diesem Wege und durch einfache grammatische Analyse glauben wir zum Verständnifs der schweren Stelle gelangt zu seyn. Wir sollten also das gewonnene Resultat hier mittheilen. Aber da dasselbe schon in der oben erwähnten Recension No. 60. S. 99 niedergelegt ist, so verweisen wir dahin, um hier noch Raum zu Bemerkungen anderer Art zu behalten. Unmittelbar nach obiger Stelle folgt: *Vivunt enim omnia et moventur* und dann *excipimus nova illa, velut nascentia, cum favore et sollicitudine.* welcher letzte Satz also verdeutscht ist: wir nehmen diese neuen Erscheinungen, die gleichsam vor uns aufgehen, mit Theilnahme und *Besorgnifs* auf. Wie kann *sollicitudo*, augenscheinlich das Homogene von *favor*, hier *Besorgnifs* bedeuten? — Von §. 19 an werden die Vortheile des Lesens angeführt. *Lectio libera est nec actionis impetu transcurrit.* „Die Lectüre ist frey, und *eilt* nicht mit dem Feuer *einer öffentlichen* Rede *an uns vorüber*.“ Hier ist der Sinn gänzlich verfehlt durch das Mifsverstehen von *actio* und *transcurrere*. Schon beym Niederschreiben der deutschen Phrasis hätte Hr. *H.* sich fragen sollen: wie kann die Lectüre *an einem vorüber* eilen? Diefs würde auf die richtige Bedeutung von *transcurrere* geführt haben. Es ist ja der Lesende zu denken, der eine vor ihm liegende geschriebene Rede *vom Anfang* bis *zum Ende durchgeht*. Diefs geschieht mit Mufse und Bedächtlichkeit, und nicht mit dem unaufhaltsamen Forteilen (*impetu*), zu welchem derjenige genöthigt ist, der dem *Halten einer Rede* beywohnt. *Actio* ist hier nicht die *öffentliche Rede* selbst, sondern der *Act des Redens*; und zu *transcurrere*, als *durchgehen von einem Ende zum anderen*, findet Hr. *H.* eine Parallelstelle weiter unten, *Lib. X. 5. 8. — scripta lectione secura transcurrimus.* — Auch das Lesen der Dichter (§. 27) nützt zur Beredsamkeit — *namque ex his in rebus spiritus, et in verbis sublimitas et in personis decor petitur.* „Denn von ihnen entlehnt man in den *Thatsachen* Leben, in den Worten Erhabenheit, in den Charakteren *Würde*.“ Hier fragt man sich, wie konnten *res*, denen hier *verba* so handgreiflich gegenüberstehen, dem Uebersetzer als *Thatsachen* erscheinen? Und dann noch — was kann wohl *Leben* in Thatsachen bedeuten? Und endlich — wer sucht je Thatsachen bey *Dichtern?* Verwandeln wir also die Thatsachen in *Gedanken*. *Decor*, griechisch πρέπον, ist nicht *Würde*, sondern schickliche, angemessene Darstellung. §. 28. *Meminerimus tamen, non per omnia poetas esse oratori sequendos, nec libertate verborum, nec licentia figurarum.* Den letzten Satz giebt Hr. *H.*: „weder in der Freyheit *des Ausdrucks*, noch in der Unbeschränktheit *grammatischer Figuren*.“ *Verba* sind hier nicht *Ausdruck*, was Quinct. durch *elocutio* oder *oratio* gegeben hätte; sondern blofs die einzelnen Worte. Welche Freyheit die Dichter mit diesen sich erlauben, besagt deutlich der unmittelbar folgende Paragraph. Und nun vollends *grammatische Figuren!* Diese sollen bey Dichtern angetroffen werden? Hr. *H.* weifs gewifs, dafs die sogenannten grammatischen Figuren in der oratorischen Prosa einheimisch sind, und dafs das ganze Heer derselben von griechischen Sophisten zum Behuf der Wohlredenheit theils ausgedacht, theils auch, was richtiger ist, erst aus den Redewerken der blühenden Periode, von Perikles oder Antiphon an bis Demetrius Phalereus, abstrahirt worden ist. An diese also hat Quinct. nicht gedacht. *Licentia figurarum* ist der freye, den Dichtern zustehende Gebrauch der *bildlichen Sprache*, der *oratio figurata* im Gegensatz der *proprietas sermonis*; denn im §. 29 heifst es von den Dichtern — *non semper uti propriis possunt, sed depulsi recta via, necessario ad eloquendi quaedam deverticula confugiunt.* Wenn auch einer Seits die Noth des Metrums zu einer solchen Freyheit treibt, so stellt doch Quinct. noch einen anderen und zwar wichtigeren Grund von der Verschiedenheit der prosaischen und dichterischen Rede auf.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Köhler: *Des M. Fabius Quinctilianus zehntes Buch* u. ſ. w. Von M. *Chriſt. Gottl. Herzog* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Die Dichter nämlich, fügt Quinctilian §. 28 hinzu, pflegen ein *genus ſcribendi* zu befolgen — *quod oſtentationi comparatum eſt et ſolam petit voluptatem*. Dieſen erſten Satz giebt die Ueberſetzung — eine Schreibart, die auf *Blendung* berechnet iſt: — Wie kann aber, grammatiſch etymologiſch betrachtet, *oſtentatio* einem Interpreten je die Bedeutung von *Blenden* darbieten? Der einzig wahre Sinn wäre nicht verfehlt worden, wenn Hr. *H.* an den vielumfaſſenden Theil von Schriftwerken gedacht hätte, den die Alten mit dem Namen γένος ἐπιδεικτικὸν bezeichnen, eine Gattung, die, neben der Leiſtung einer angenehmen Unterhaltung, vorzüglich geſchickt war, ein *glänzendes Darſtellungstalent* oder, nach unſerer Art zu reden, einen *ſchönen Geiſt* zu zeigen — ἐπιδείκνυσθαι — *oſtentare*. Daſs die zahlloſen proſaiſchen Schriften dieſer Gattung aus der *guten, alten* Zeit der Griechen, bis auf ein Bruchſtück des Sophiſten Prodikus bey Xenophon und einige Producte des Iſokrates, verloren gegangen, iſt ſehr zu bedauern, weil ſie nach Cicero's Zeugniſs, *Orat. Cap.* 11, eben nicht werthlos waren. Dieſer Gattung ſtehen alle diejenigen Schriftwerke gegenüber, die einem praktiſchen Zwecke dienen, und daher in ihrer Darſtellungsart nach dieſem ſich richten müſſen. Klar iſt alſo die Urſache, warum Quinct. dem Redner die Nachahmung der Sprache des Dichters, als welcher unter den auf *oſtentatio* Ausgehenden obenan ſteht, nur mit der gröſsten Einſchränkung erlaubt. Ja er geht noch weiter, und rechnet faſt die Geſchichtſchreibung zu dem *genus oſtentationi comparatum*; daher denn auch das Leſen der Geſchichtswerke zwar als nützlich zur Bildung des Stiles, aber dabey doch wiederum eine gewiſſe Wachſamkeit empfohlen wird. Denn §. 31 heiſst es: *Hiſtoria eſt enim proxima poetis et quodam modo carmen ſolutum — totumque opus non ad actum rei pugnamque praeſentem, ſed ad memoriam poſteritatis et ingenii famam componitur.* Hier hat Hr. *H. ad actum rei* überſetzt: *zur Ausgleichung* einer Sache und *ad pug. praeſ.*: zu einem *perſönlichen* Kampf. Beides unrichtig. Die erſte Phraſis iſt nichts Anderes als die ſonſt gewöhnliche *ad rem agendam*, und in der Sprache des Forums bedeutet *rem agere* eine Sache *vor Gericht verhandeln*; und da *praeſens* der handgreifliche Gegenſatz von *poſteritas* iſt, ſo kann damit kein *perſönlicher*, ſondern ein in der Gegenwart und vor den Augen einer Verſammlung durchzuführender Kampf gemeint ſeyn. Uebrigens iſt hier *ad ingenii famam* der beſte Commentar zur obigen *oſtentationi* — nicht um zu *blenden*, ſondern um der Welt einen *ſchön begabten Geiſt* zu zeigen. Im §. 32 wird, neben der Schreibart des Salluſtius, auch die des Livius dem Redner als unangemeſſen widerrathen — *neque illa Livii lactea ubertas ſatis docebit judicem, qui non ſpeciem expoſitionis, ſed fidem quaerit.* Die *lactea ubertas* iſt durch *goldreine Wortfülle* und *ſpecies expoſitionis* durch *blendender Schein* der *Darſtellung* verdeutſcht. Wiederum zwey Verſtöſse. *Lacteus goldrein!!!* Wir wünſchten, der Ueberſetzer hätte ſich zum richtigen Verſtändniſs dieſer Stelle einige Fragen vorgelegt. Erſtlich, ob Quinct., ſicherlich ein eben ſo feiner Sprachkenner und Kritiker, wie Aſinius Pollio, in der Schreibart des Livius gerade die *Reinheit* anerkennen und noch dazu herausheben konnte. Doch zugegeben, daſs er die vermeinte *Patavinitas* nicht erkannte, ſondern unbedingt Reinheit der Sprache in Livius fand, ſo frägt ſichs zweytens, ob das lautere, von jeder Peregrinität freye Idiom Latiums, auf welches ja ſelbſt die Rhetoren in den Schulen ſchon ſo eifrig drangen, ein Etwas war, das der Wirkung einer Rede vor Gericht Eintrag thun konnte, und deſswegen von Quinct. widerrathen werden muſste. Dann hätte bedacht werden ſollen, ob es nicht der abſurdeſte und des geſchmackvollen Q.'s unwürdigſte Miſsgriff wäre, zur Bezeichnung der Eigenſchaft *Reinheit* den metaphoriſchen Ausdruck *lacteus* zu wählen — ein Miſsgriff, der höchſtens nur demjenigen begegnen kann, der in *lac* nichts als die *Farbe* ſieht, und dann von dem Begriff *weiſs* mit einem ſonderbaren Satze auf *rein* überſpringt. Unſeres Schriftſtellers Gedankengang aber war weit natürlicher. Er wollte in *lac* nichts weiter, als die *Subſtanz*, von ſeinen Leſern gefühlt

wissen, und ihnen die Rede des Livius unter dem Bilde von Milch, die in *milder, süsser Fülle* aus dessen Feder herquoll, vor die Phantasie bringen. Uebrigens war auch schon im vorhergehenden §. von dem *uberi jucundoque succo* gesprochen worden, *quo historia orationem alere potest.* Das Wort *expositio* verdeutscht Hr. H. durch *Darstellung,* und lässt glauben, er habe es für *elocutio* genommen, was es doch nie bedeuten kann. *Expositio* aber ist in der Rhetorensprache derjenige Theil einer Rede, der gewöhnlich *narratio* genannt wird, und gänzlich im *Sprechen zum Verstande* (*docere*) besteht. Bey diesem Theile nun darf es der Redner nicht auf *species* anlegen, weil nach dieser der Richter nicht verlangt. *Species* aber enthält hier nicht den Begriff von *Blendung* und *Schein,* sondern bedeutet, seiner Natur und dem Gedankengange nach, ganz einfach — *Schönheit.* Nicht nach Schönheit, auf die in der *narratio* der Historiker ausgeht, sondern nach Wahrheit fragt der Richter. — Der Anfang des §. 83 — *Adde, quod M. Tullius ne Thucydidem quidem aut Xenophontem utiles oratori putat* — enthält noch einen Grund der Unthunlichkeit der Nachahmung des historischen Stils. Die schlichten Worte *adde, quod* sind verdeutscht durch „ich wage diese Behauptung, weil.“ Warum hier, bey einem so leisen Anklang der Urschrift, die Uebersetzung in einem so lauten Schall ertönt, ist uns ein Räthsel. — In §. 85 klagt Quinct. über etwas, worüber er schon früher im *Prooem.* 1. 1. §. 10 und §. 13. 14 sich weitläuftiger ausgelassen hatte, nämlich dass, zur vollständigen Bildung des Redners, mit der Rhetorik nicht auch Philosophie, namentlich Moral, verbunden wird, — *a philosophorum lectione ut essent multa nobis petenda, vitio factum est oratorum, qui quidem illis optima sui operis parte cesserant.* Der letzte Satz ist gegeben — die jenen in dem besten Theile *ihrer Geisteswerke nachstanden.* Gänzlich verfehlt, sowohl nach der Latinität, als auch nach dem Gedankengange! Es muss heissen, — die jenen den besten Theil *ihres Geschäftes überlassen* (abgetreten) haben. Wir bitten Hn. *H.* das erwähnte Prooemium nachzulesen. Aus diesem ergiebt sich, erstens, dass *opus* nicht *Geisteswerke,* die hier, besonders in der Pluralität, ganz wie aus der Luft gekommen zu seyn scheinen, bedeuten kann, sondern — das *Geschäft* oder die *Leistung* und *Aufgabe* eines Rhetors anzeigt; zweytens, dass *cedere* mit einem Ablativ verbunden, z. B. *loco,* so viel heisst als — von einem Platze sich wegbegeben, von ihm weichen, und dass, nach hinzugekommenem *Dativus commodi, loco cedere alicui,* zu eines Gunsten von einem Platze weichen, die deutsche Phrasis sich ergiebt: einem einen Platz einräumen oder überlassen. Hätte Quinct., statt des selteneren Ablativus *parte,* den gewöhnlicheren Accusativus *partem,* der aber wegen des intransitiven *cedere* ein absoluter *more Graecorum* ist, gesetzt, so wäre vielleicht der Missgriff nicht vorgefallen. Denn *partem cedere* — einen Theil *abtreten,* eine der glücklichsten wörtlichen Uebersetzungen, auf deren treffendste Gleichheit mit dem Lateinischen man nur nicht mehr achtet, läuft einem, so zu sagen, von selbst in die Hände. Eine treffende Parallelstelle ist *Tacit. Histor.* 2. 3. — In §. 43 spricht Quinct. von den Schriftstellern der alten Zeit, bey denen allein ihre Liebhaber *naturalem eloquentiam et robur* anzutreffen glauben. Hier ist *robur* unrichtig durch *Ernst* gegeben; *Kraft* oder *Kern* hätte gesetzt werden sollen. *Ernst* drückt die ästhetisch-rhetorische Sprache durch *severitas* aus; und von *Ernst* kann nur die Rede seyn, wenn der Inhalt und die Materie eines Redewerkes in Betrachtung kommt. Gleich darauf wird die Schreibart der Neueren entgegengestellt, und *lascivia et deliciae* als ihr Charakter angegeben. Diese Worte, der handgreiflichste Gegensatz der eben erwähnten *naturalis eloquentia et robur,* übersetzt Hr. *H. Witzeley* und *Tändeley,* und bezieht sie sonach ebenfalls auf die *Gedanken* eines Schriftstellers; denn doch nur in Bezug auf diese kann *gewitzelt* und *getändelt* werden. Warum aber bedenkt man doch nicht, dass Quinct., so wie alle Rhetoren, in dem Capitel *de elocutione* ihr ganzes Räsonnement einzig und allein auf die λέξις, die Einkleidung, die Form, den Ausdruck der Gedanken richten, die Gedanken selbst aber, die *res* oder πράγματα, gänzlich aus dem Spiele lassen, und begreiflicher Weise auch lassen müssen? Die Nichtachtung dieses Umstandes zieht dann das Missverstehen so vieler Stellen in griechischen und lateinischen Rhetorikern nach sich, wie so manche andere Uebersetzungen zur Genüge beweisen. Mit obigen Worten also hat Quinct. weiter nichts gemeint, als das Ueppige, Gezierte und Geblümelte des Ausdrucks, ganz das, was Lib. 2. 5. 22 *hujus recentis lasciviae flosculi* sind. — In §. 44 wird von den bekannten drey Redeweisen gesprochen, deren jede ihre Liebhaber hat. *Sunt, qui rectum dicendi genus sequi volunt;* nach Hn. *H.* — die der *regelmässigen* Art des Ausdrucks *treu bleiben* wollen. Kann wohl *sequi* — streben nach — ausgehen auf etwas — in *treu bleiben* verwandelt werden? *Rectum* als *regelmässig* ist gänzlich verfehlt. Quinct. spricht von der sogenannten niederen Schreibart. Diese aber vorzugsweise als die *regelmässige* zu charakterisiren, hat ihm, schon der Natur der Sache nach, wohl nicht in den Sinn kommen können. Nehmen wir also das Wort in der bey ästhetisch-kritischen Schriftstellern üblichen Bedeutung, nach welcher *rectum dicendi genus* die *schlichte* und *gerade* Redeweise ist, die nur auf die *proprietas sermonis* ausgeht, und nicht, wie es §. 29 heisst, *recta via depellitur et ad eloquendi quaedam diverticula deflectit.* Man vergleiche Lib. 2. 5. 11, wo ebenfalls *sermo rectus et secundum naturam enunciatus et qui nil habere ex ingenio videtur* steht. Von den Freunden dieser schlichten und geraden Redeweise sagt Quinct. gleich darauf: *quae minimum ab usu quotidiano recedunt. Illi sana*

et vere attica putant. Hier giebt Hr. *H. sanus* durch *kunstgerecht!!!* Gegen die Möglichkeit dieser Bedeutung protestirt schon das römische Idiom, und dann noch besonders die ästhetische Kritik, die von jeher in dem Atticismus eher jede andere Eigenschaft, nur nicht *Kunstgerechtheit*, gefunden hat. Zudem schliesst auch der klare Gedankengang der ganzen Stelle das Beymischen des Begriffs *Kunst* aus. Zum Verständniss der Bedeutung des Wortes *sanus* verhilft *Cicero Brut.* 13 — *Asiatici oratores parum pressi et nimis redundantes, Rhodii saniores.* Ebendaselbst 55 heisst es von Cotta — *nihil erat in ejus oratione nisi sincerum, nihil nisi siccum atque sanum.* Und dann handelt vom Atticismus fast das ganze Cap. 82. Den Liebhabern des schlichten, einfachen Stiles stellt dann Quinct. diejenigen gegenüber, *quos elatior ingenii vis et magis concitata et alti spiritus plena capit*, nach Hn. *H.* — die eine *kräftiger auftretende, lebendige* und hochbegeisterte *Genialität* anzieht. Hier scheint die Uebersetzung den ihr obliegenden Kampf mit der Urschrift unterlassen, und sich ein wenig in die Region des Bombastes verirrt zu haben. Hat wohl Quinct. den Gemüthszustand, wo der erhabene, schwungvolle Stil eintritt (denn von diesem spricht er hier), je mit *Genialität* bezeichnen können, falls Hr. *H.* diesen in der ästhetischen Terminologie gangbaren Ausdruck nach seiner wahren und allgemein angenommenen Bedeutung gebraucht hat? Und daran ist wohl nicht zu zweifeln; denn einem Worte mit so feststehendem und ausschliesslichem Sinn, wie Genialität, einen anderen, willkührlichen unterzulegen, kann Einem, der von dem Leser verstanden werden will, nicht leicht begegnen. Abgesehen also, dass von *Genialität* hier gar nicht die Rede seyn kann, ist auch der deutsche Ausdruck an sich noch höchst sonderbar; denn eine Genialität, die *stark auftritt*, oder auch nur, die *lebendig* ist, muss bey jedem, der in einem Prädicat mehr als einen leeren Wortschall sucht, ein Kopfschütteln veranlassen. — In §. 45 ist unserem Quinct., der sonst so sehr der Klarheit sich befleissigt, etwas begegnet, was er hätte vermeiden sollen. Er hat nämlich zwey Sätze, von denen der zweyte in der strengsten Abhängigkeit mit dem ersten steht, und unmittelbar nach demselben eintreten sollte, durch ein hässliches, in Parenthese zu stellendes Einschiebsel von einander gerissen. Dass die neueren Herausgeber, wir haben *Lünemann, Gernhard* und *Zumpt* zur Hand, dieses nicht gemerkt haben, ist zu verwundern; aber noch wunderbarer ist, dass sie eine Interpunction annehmen, bey der eine Gedankenfolge entsteht, die fast an Unsinn grenzt. Der Text muss nämlich also gestellt seyn, und wir bezeichnen die zusammengehörigen Glieder mit anderer Schrift: *Paucos enim,* qui sunt *eminentissimi, excerpere in animo est,* (*facile est autem studiosis, qui sint his simillimi, judicare,*) *ne quisquam queratur, omissos forte aliquos, quos ipse valde probet.* „Ich kündige, sagt Quinct., bey meiner Autorenmusterung sogleich an, dass ich nur *die Vorzüglichsten auszuheben* Willens bin, *damit sich niemand beklage*, wenn er etwa die von ihm Geschätzten übergangen sieht. *Ueberdiess* ist es ja den Literaturkennern ein Leichtes (*facile est autem studiosis*), zu beurtheilen, welche andere Schriftsteller den Vorzüglichsten am nächsten kommen.“ Man sieht, dass der störende parenthetische Satz seine Stelle besser am Ende erhalten hätte. Doch kann er immerhin in der Mitte stehen, wenn er nur als Einschiebsel anerkannt wird. Aber die genannten Herausgeber setzen nach *animo est* ein volles Punctum, lassen *Facile autem est* als den Anfang eines neuen Satzes auftreten, und von diesem dann den folgenden *ne quisquam queratur* abhängig seyn. Und so übersetzt auch Hr. *H.* „Ich gedenke nämlich einige Wenige, die am meisten hervorragen, auszuwählen. Den Freunden der Wissenschaft ist es *aber* leicht zu beurtheilen, welche diesen am ähnlichsten sind, *damit sich* nicht etwa einer beklage, es wären vielleicht einige ausgelassen worden, die er für seine Person schätzt.“ Die so handgreifliche Gedankenwidrigkeit zwischen Vorder- und Nachsatz in der Uebersetzung hätte doch wohl die Aufmerksamkeit ein wenig wecken und genauere Nachforschung veranlassen können. Schliesslich würden *studiosi* als *Freunde der Literatur* sich besser ausnehmen, als als Freunde *der Wissenschaft;* denn von dem, was man im Deutschen *Wissenschaft* nennt, ist hier nicht die Rede.

Wir überspringen jetzt einen beträchtlichen Raum, und versetzen uns in diejenigen Stellen, wo Quinct. die Charakterisirung der Schriftsteller vornimmt, weil das richtige Auffassen und das Wiedergeben der dazu gebrauchten Ausdrücke eine besondere Schwierigkeit hat. Unter den Eigenschaften des Archilochus, §. 60, findet sich auch *plurimum sanguinis atque nervorum*, nach Hn. *H.* — viel *Geist* und *Leben*. Das ist wohl Etwas, aber nicht das Rechte. Der menschliche Körper ist, wie in der ästhetisch-kritischen Sprache der Alten am Tage liegt, eine Fundgrube, aus der zur Bezeichnung desjenigen Körpers, in welchem ein Redner oder Dichter seine Gedanken vor Augen stellt, mancherley Ausdrücke, als *tori, lacerti, ossa, caro, cutis* und, so wie in obiger Stelle, *sanguis* und *nervi* hervorgeholt werden. Da es aber für diese Metaphern in den neueren Sprachen selten Analoga giebt, und Umschreibung allemal Verwässerung ist, so müssen dieselben beybehalten, und dem Scharfsinn und dem Gefühl das Herausfinden ihrer Bedeutung überlassen werden. Wem diess nicht gelingt, der mag sich behelfen, wie er kann. Den Stesichorus, §. 62, der bekanntlich aus dem Gebiet der Lyrik oft in das epische hinüber streifte, stellt Quinct. unter anderen auch dar, als *epici carminis onera lyra sustinentem.* Dieses treffliche Bild ist in der Uebersetzung gänzlich verloren gegangen; sie lautet: er sucht die Schwierigkeit *eines* epischen Gedichts *durch* die Lyra zu *besiegen.* Und ausserdem, dass das Deutsche „die Schwierigkeit eines Gedichtes durch die Lyra besiegen“ höchst wunderlich klingt, verfehlt es auch gänzlich

den von Q. beabsichtigten Sinn. Dieser ist: des St. Lyra, grossen Gegenständen geweiht, war dem epischen Gesange gewachsen, oder vermochte die mächtige Schwere des Epos zu ertragen. Wenn weiter unten den Stesichorus der Tadel trifft, *modum non tenuit, sed redundat atque effunditur*, so mildert gleich darauf Quinct. diese Ausstellung durch folgende zarte Reflexion: „*quod ut est reprehendendum, ita copiae vitium est.*" Diess ist nicht nur ganz gegen den grammatischen, sondern auch gegen den Sinn des Schriftstellers also verdeutscht: „was *eben so* tadelnswerth, *als leidige Folge* allzugrosser Fülle ist." Es muss heissen: „was *zwar* tadelnswerth, *aber* Schuld der Fülle oder des Reichthums ist". Quinct. erscheint hier als einer, der mit der einen Hand *nimmt*, aber gleich darauf wieder mit der anderen *giebt*, in einem Satze tadelt, und in dem anderen augenblicklich Entschuldigung folgen lässt. Die elegante, von Quinct. so häufig beliebte Satzbildung durch *ut* und *ita* repräsentirt überall, wo sie vorkommt, das logische Verhältniss, welches unsere deutschen, mit *zwar* und *aber* gestalteten Redesätze darbieten. Der erste ist concessiv, der andere restringirend. Daher ist auch der tadelnde Ausdruck „*leidige* Folge" ganz gegen den Sinn des Schriftstellers. Was wir über *ut* und *ita* bemerkt haben, wird Hr. *H.* bey genauerer Bekanntschaft mit Quinctilians Sprache bestätigt finden. In der Charakteristik des Aeschylus §. 66 heisst es — *sed rudis est in plerisque et incompositus;* nach Hn. *H.* — aber in den *meisten Stellen* ist er *ungelenk* und *grell*. Beide Prädicate sind verfehlt. *Rudis*, in der ästhetisch-kritischen Sprache, heisst das, was noch pure Natur ist, was noch nicht Bearbeitung und die veredelnde Hand der Kunst erfahren hat, daher *roh* oder auch *rauh*; und das darauf folgende *incompositus* ist zunächst *uneben*, *holperich*, *nicht schön gefügt*, was dann zu *ungebildet* führt. Roh und ungebildet ist Aeschylus dem Quinct. in Bezug auf Sophokles und Euripides, die ihn durch eine vollendetere Sprache und kunstgemässere Führung des Drama hinter sich zurücklassen. *In plerisque* heisst entweder *meisten Theils* oder *in sehr vielen Stücken*. In den *meisten Stellen* ist eben so sehr wider die Latinität, als wider den Sinn des Ganzen. In §. 68 ist die Eigenschaft des Euripides, *sententiis densus*, übersetzt — *gedrängt voll von Gedanken*. Der deutsche Ausdruck lässt glauben, Euripides steche hervor durch Fülle der Gedanken *überhaupt*, etwa wie Thucydides, von dem es bey *Cicero de Orat.* 2. 13 heisst: *ita creber est rerum frequentia, ut verborum prope numerum sententiarum numero consequatur.* Quinctilian aber meint hier *speciell* die *sententiae*, von denen er *Lib.* 8. *cap.* 5 handelt. Es sind die von Euripides so häufig angebrachten philosophischen Reflexionen, von den Griechen γνῶμαι, den Franzosen *Pensées* und den Italiänern *Concetti* genannt. In §. 69 steht unter anderen von Menander — *omnibus rebus, personis, affectibus est accommodatus*, was doch nichts Anderes bedeuten kann, als — zur Darstellung aller *Gegenstände*, Personen und Gemüthsbewegungen ist er geschickt. Nach Hn. *H.* aber heisst es: *er hat* alle *Umstände*, Personen und Gemüthsbewegungen *getroffen*. Sonderbar! Erstlich *res* als *Umstände* und dann — Umstände *treffen!* Wir vermuthen, Hr. *H.* hat hier einen Maler, der *trifft*, im Sinne gehabt. Würde aber dann die Stelle nicht besser lauten: „treffend sind von ihm Gegenstände, Personen und Gemüthsbewegungen dargestellt"? Endlich: Dem deutschen Präteritum *er hat getroffen* müsste im Lateinischen *accommodatus fuit* oder *se accommodavit* vorangehen. Wie §. 70 *meditationes*, denen die vorhergehenden *judicia* zur Erklärung dienen, *Monologe* bedeuten können, ist uns ein Räthsel. Auch giebt, was hier mehr als bey irgend einer Stelle nöthig gewesen wäre, keine Anmerkung erwünschten Aufschluss. In der Charakteristik der griechischen Historiker, §. 71, heisst es: *Densus et brevis et semper instans sibi Thucydides; dulcis et candidus et fusus Herodotus*; „gedrängt und kurz und immer *sich selbst anregend* ist Thucydides; lieblich und *treuherzig* und *redselig* Herodotus." Wahrscheinlich hat der bekannte Ausdruck, *candor animi*, zu der hier unrichtigen Bedeutung *treuherzig* verführt. Aber es ist nicht vom Gemüth und Charakter, sondern von der *Elocutio* des Herodotus die Rede: daher ist *candidus klar, lauter, durchsichtig*. In demselben Sinne ist Livius unserem Quinct. (*Lib.* 2. 5. 19) ein *auctor candidissimus et maxime expositus*, den er wegen seiner Klarheit dem Verständniss der Jugend für angemessen hält; so wie er von dem dunkleren, weniger durchsichtigen Sallustius sagt, *ad eum intelligendum jam profectu opus est*. Der hier an *candidus* begangene Missgriff fällt um so mehr auf, da weiter unten, §. 101, *clarissimus candor* richtig durch *ungetrübteste Klarheit* gegeben ist. Das zweyte Prädicat *diffusus*, als *redselig*, deutet ebenfalls auf eine gewisse Disposition des Charakters hin. Es ist aber der klare Gegensatz der *densitas* und *brevitas* des Thucydides, daher es denn den Sinn von *umständlich* oder *ausführlich* hat. Um uns endlich auch noch die Eigenschaft des Thucydides zu berühren, so ist *sibi instans* nicht — *sich anregend*, sondern, als das Gegentheil der Herodotischen Umständlichkeit, *sich drängend*, *vorwärts eilend*, *sich nicht aufhaltend*. Aus diesem Grunde wird auch §. 102 dem römischen Thucydides, dem Sallustius, eine *immortalis velocitas* beygelegt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Köhler: *Des M. Fabius Quinctilianus zehntes Buch* u. s. w. Von M. *Christ. Gottl. Herzog* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der Charakteristik der Redner, §. 77, heisst es, nach vorhergegangener Schilderung des Demosthenes: *Plenior Aeschines et magis fusus, et grandiori similis, quo minus strictus;* nach Hn. *H.* — *Wortreicher* ist Aeschines und *breiter*, und dem *Pathetischen* ähnlicher, je weniger er *bündig* ist. Quinct. will hier keinen Tadel ausdrücken, sondern nur Verschiedenheit bezeichnen. Nun ist aber *wortreich* und *breit* in unserer ästhetisch-kritischen Sprache ein Etwas, das keinen guten Klang hat. Sagen wir also lieber im Sinne Quinctilians: mehr Fülle und mehr Ausführlichkeit findet sich bey Aeschines. Dann geben wir, ohne uns zuerst um die lateinischen Worte zu bekümmern, dem Uebersetzer zu bedenken, ob in dem Satze, bloss deutsch genommen, „je weniger *bündig* ein Redner ist, desto mehr ist er *ähnlich* dem *Pathetischen*“, Wahrheit und Richtigkeit des Gedankens anzutreffen sey. Diess hätte auf die wahre Bedeutung von *strictus* aufmerksam machen sollen. Es ist diess hier nicht im dialektischen Sinne genommen, um Bündigkeit im Denken und Schliessen anzudeuten, sondern es zeigt die Eigenthümlichkeit des Stils oder der Elocution an, in Folge deren Aeschines nicht wortkarg ist, und die Gedanken *ins Kurze fasst*, was dann Raum giebt zu einer gewissen *Grossartigkeit* und *Pracht der Sprache*. *Grandis* ist nämlich hier so viel wie *grandiloquus*; vom *Pathetischen*, das doch einzig seinen Sitz in den *Gedanken* hat, konnte Quinct. nicht sprechen wollen. Ferner sagt er von Aeschines, *carnis tamen plus habet, minus lacertorum*, nach Hn. *H.* — „doch hat er mehr *Körper*, aber weniger *Geist*.“ Diess ist zwar eine beliebte und im gemeinen Leben oft gebrauchte antithetische Phrasis, aber auf unsere Stelle ganz unrichtig angewendet, indem Quinct. an *Geist* nicht im Entferntesten gedacht hat. Der Redekörper des Aeschines, hat er sagen wollen, zeigt mehr Masse und Fleisch, aber weniger Nerv, Muskeln, Straffheit. Es gilt hier wieder das oben, §. 60, Gesagte. Hyperides wird geschildert als *dulcis imprimis et acutus*; nach Hn. *H.* — ganz besonders angenehm und *pikant*. Sicherlich sind Hn. *H.* alle Zeugnisse und Urtheile der Alten über Hyperides bekannt. Wie hat er ihm dann eine so ganz neue und unerhörte Eigenschaft andichten können? Die Ursache ist wahrscheinlich diese, dass er *acutus*, wie oben *strictus*, auf den Geist oder das Denkvermögen bezogen hat; denn von daher doch wohl nur entspringt das Pikante. Aber mit diesem Wort wird hier nur etwas Materielles, die Sprache und Redeweise, bezeichnet. So wie *vox acuta* eine *milde*, *zarte*, *feine* Stimme bedeutet, im Gegensatz der *starken*, *kräftigen*, *eindringlichen* — *gravis*: eben so steht *acumen orationis* dem *grave et ponderosum dicendi genus* gegenüber, und das seltenere *acumen* ist nichts Anderes, als das gewöhnlichere *tenuitas*, *lenitas*, *subtilitas*. Das Delicate und Milde in Hyperides Sprache ist der Grund, warum ihn gleich darauf Quinct. nur *minoribus caussis par* seyn lässt. Zum Verständniss des Prädicats *acutus* dient auch noch eine weiter unten, Cap. 5. §. 2, vorkommende Stelle, wo dem Hyperides eine dem rauheren und starren Idiome der Römer nicht leicht erreichbare *subtilitas* zugeschrieben wird. Obgleich Hr. *H.* diese Eigenschaft, sonderbar genug, *Glattzüngigkeit* übersetzt, so zeigt diess doch einige Annäherung an den richtigen Sinn des Wortes. Wenn Lysias, den uns Quinct. §. 78 als *subtilis atque elegans* zeigt, in der Uebersetzung als *scharfsinnig* und geschmackvoll vorgeführt wird, so wissen wir nun, dass *subtilis* nicht auf den Verstand oder das Denkvermögen bezogen werden darf. Von Isokrates, §. 79, heisst es unter anderen: *auditoriis enim se, non judiciis compararat*, „er hatte sich nämlich für Privatkreise, nicht für öffentliche Gerichte *bestimmt*.“ Las etwa Hr. *H. destinaverat?* Wo nicht, so muss *compararat se* gegeben werden, — er hatte seine Redeweise eingerichtet — sich gebildet oder geschickt gemacht u. dgl. Gleich darauf ist der Satz — *in compositione adeo diligens, ut cura ejus reprehendatur* — verdeutscht: „in dem *Periodenbau* ist er so *gewählt*, dass u. s. w.“ Wenn hat je *compositio* Periodenbau bedeutet? Zur Bezeichnung dieses Begriffs hat Cicero ein ganzes Heer von Wörtern, nur dieses nicht, eingeführt. *Compositio* ist hier die σύνθεσις ὀνομάτων, die Wortfügung oder Wortstellung. Wie diese gehandhabt werden kann, zeigt das köstliche Werkchen des Dionysius; und welche musikalische und rhythmische Effecte dadurch hervorzubringen Isokrates bis zum Fehler sorgsam (*diligens*) gewesen, berichten Andere und hier auch Quinct. Schliesslich machen wir auf das Unpassende — *gewählt* im Periodenbau — aufmerksam. Von Demetrius Phalereus heisst es §. 80 *primus*

inclinavit eloquentiam; nach der Ueberſetzung: „er gab der Beredſ. zuerſt eine *ſchiefe Richtung.*" Las etwa Hr. *H. declinavit?* Denn *declinare* heiſst von einer geraden Linie abbeugen, oder abbringen, wodurch dann das Schiefe entſteht. Aber Quinct. ſchrieb *inclinavit*, und bezeichnete dadurch Demetrius als den, der die auf ihre Höhe gelangte Beredſamkeit zuerſt *zum Sinken brachte.* So ſehr hängt von der Beachtung ſelbſt einer Sylbe das richtige Treffen eines Bildes ab. Uebrigens hat Quinct. Ciceros Bemerkung (*Brut.* 9) vor Augen gehabt, und dem dortigen *inflexit* ſein *inclinavit* untergeſchoben. Von den Stoikern wird §. 84 geſagt — *rebus magis acuti, quam oratione magnifici;* „mehr in Anſehung *des Stoffes* ſcharfſinnig, als im Vortrag *erhaben.*" Was heiſst wohl — im *Stoffe* ſcharfſinnig ſeyn? Und wie kann, was die Aeſthetik als *erhaben* erkennt, im Vortrag liegen? Richtiger vielleicht ſtünde — ſie waren mehr ſcharf in den *Gedanken* (ſcharfe Denker), als *prächtig* und *glänzend* in der Sprache. Die Charakteriſtik des Livius, §. 102, ſchlieſst alſo: *ideoque immortalem illam Salluſtii velocitatem diverſis virtutibus conſecutus eſt,* „daher hat er jenen unvergleichlichen *Gedankenflug* d. S. durch Tugenden anderer Art erreicht." *Gedankenflug* iſt doch wohl zu deutſch nichts Anderes, als der Zuſtand, wo, wie Quinct. Lib. 1. Cap. 8. §. 5 ſagt, *ſublimitate rerum animus adſurgit ex earumque magnitudine ſpiritus ducit.* Kann aber einen ſolchen *Aufſchwung* des *Geiſtes* ein lateiniſch Redender durch *velocitas* bezeichnen? Dazu noch iſt die von unſerem Kunſtrichter geprieſene Eigenſchaft nicht eine nur hie und da hervorſtechende, ſondern durchgängig in Salluſts Schriften herrſchende. Dieſs ſchon ſollte auf die richtige Bedeutung der *velocitas* geführt haben. Und dieſe iſt — die Lebendigkeit im Erzählen oder das Eilen und raſche Fortſchreiten von einem Moment der Begebenheit und Handlung zum anderen, ganz der Gegenſatz des gefliſſentlichen Ausmalens und der gemüthlichen Umſtändlichkeit des Livius. Mit einem Worte: Salluſtius iſt, wie ſein Vorbild Thucydides, *ſemper inſtans ſibi.* In dem nämlichen §. iſt Servilius Nonianus, ein Geſchichtſchreiber und Q.s Zeitgenoſſe, alſo geſchildert: *elati viri ingenii et ſententiis creber, ſed minus preſſus, quam hiſtoriae auſteritas poſtulat:* „*geiſtreich* und fruchtbar an Gedanken, aber weniger *geregelt*, als es die Würde der Geſch. fodert." Hier hat der Ueberſetzer einen Mann von *hohem Geiſt* (*elati ingenii*) zu einem *facetus, ingenioſus, feſtivus* gemacht; denn mit dieſen Worten drückt der Römer das deutſche *geiſtreich* aus. Der Ernſt und die Würde der Geſchichte verlangt, daſs ihr Schreiber *preſſus*, das iſt, nicht üppig und luxurirend in Sprache und Darſtellung, ſey, ſich vor Ueberladung hüte, und Auswüchſe und unnütze Schöſslinge hübſch wegſchneide, gleich einem *frondator ſurculos exuberantes falce prement.* Auſserdem, daſs es unmöglich iſt, in *preſſus* je den Begriff *geregelt* zu zwängen, wäre auch der Ausdruck *geregelt ſeyn* in unſerer Stelle höchſt vag und unbeſtimmt. Endlich iſt *creber ſententiis* nicht von *Fruchtbarkeit an Gedanken* im Allgemeinen, wie man nach der Verdeutſchung glauben ſoll, zu verſtehen, ſondern es iſt, wie oben §. 68, das häufige Einweben philoſophiſcher Sentenzen oder Reflexionen gemeint. In §. 106 wird Demoſthenes und Cicero in Parallele geſtellt. In demjenigen, was das eine groſse Hauptgeſchäft eines Redners iſt, in der *inventio*, ſind ſich beide gröſstentheils ähnlich; in dem Anderen aber, der Sprache und Darſtellung (*eloquendo*), herrſcht einige Verſchiedenheit. In Bezug auf das letzte heiſst es, nachdem *denſior ille, hic copioſior* vorangegangen iſt, *ille concludit adſtrictius, hic latius; pugnat ille acumine ſemper, hic frequenter et pondere;* nach Hn. *H.*: jener *faſst* ſeine Gedanken *bündiger*, dieſer *breiter:* jener kämpft immer mit *Scharfſinn*, dieſer häufig auch mit der Worte Gewicht. Hier iſt zuerſt der deutſche Ausdruck „er *faſst* d. G. *breit*, er *faſst* ſie *bündig*", ziemlich ſonderbar; dann läſst er auch in Ungewiſsheit, ob das Wort *concludit* richtig verſtanden iſt. Aus *bündig* aber und *Gedanken faſſen* muſs man ſchlieſsen, daſs es im dialektiſchen Sinne genommen iſt, und auf des Demoſthenes Gedankengedrängtheit hindeutet. Da aber die *Elocutio*, denn von dieſer bloſs iſt die Rede, es nicht mit dem Denkproceſs, ſondern mit der Sprache und der Geſtaltung der Rede, zu thun hat, ſo ergiebt ſich, daſs *concludit* in Bezug auf dieſe zu verſtehen iſt. Unter den vielen Bezeichnungen des griechiſchen περίοδος oder περιβολή findet ſich bey den Römern auch *concluſio verborum* oder *ſententiarum*, und von einem Schriftſteller oder Redner, der die Worte in einer längeren Reihe unter einander verflicht, und in einen wohlgeordneten und ſchön abgerundeten Kreis zuſammenſtellt, heiſst es *concludit orationem*, in Gegenſatz von demjenigen, der *membratim dicit* oder *membris minutioribus orationem carpit.* Nun iſt zwar, nach Dionyſius Halik. Cap. 58, bey Demoſthenes die zerſchnittene und kurzſätzige Schreibart, τμητικὸς λόγος καὶ βραχυλογία, vorherrſchend; aber als Meiſter ſeiner Kunſt weiſs er die Hörer, ſtatt ſie immer von κῶλον zu κῶλον vorwärts zu treiben, auch auf Perioden ausruhen zu laſſen; nur ſind dieſe bey ihm *knapper* und kurzgefaſster, beym Römer aber *breiter* und ausgedehnter. Nun auch ein Wort von *acumen.* Daſs dieſes unter lauter Ausdrücken, die auf die *elocutio* Bezug haben, nicht *Scharfſinn* bedeuten kann, iſt klar. Der *ſcharfſinnige* Demoſthenes würde hier in unſerer Ideenreihe ſich eben ſo ausnehmen, wie oben der *pikante* Hyperides. Es iſt alſo *acumen* eben ſo viel als *ſubtilitas* oder *tenuitas.* Das *leiſere Auftreten* des Demoſthenes in *der Rede* (denn *pugnat*, eine gewöhnliche Metapher, iſt hier nichts weiter als *dicit*) im Gegenſatz des *derberen* des Cicero wird vielleicht aus folgendem Beyſpiel, wir benutzen *Quinct. lib.* 8. 4. 2, können erſehen werden. Der eine begnügt ſich, zur Bezeichnung eines Individuums, mit dem dünnen, ſchlichten Ausdruck *fur*, der andere ſetzt dafür *raptor*; der *adulter* des einen wird in dem Munde des anderen zum *expugnator pudicitiae*; der *ſacrilegus* verwandelt ſich in *hoſtis ſacrorum religionumque*, und aus *ſicarius* wird ein *crudeliſſimus carnifex civium.* Von dieſen einzelnen Ausdrücken kann nun leicht auf das Verhältniſs ganzer Sätze geſchloſſen werden. *Cicero de Orat.* 2, 29 ſagt zwar, *ad docendum*, d. h. wenn der Redner belehren will, oder, was beſſer ausgedrückt iſt, ſich an den Verſtand der Hörer

wendet; *acumen desideratur*, und es könnte beym ersten Anblick *acumen* ziemlich befriedigend als Scharfsinn übersetzt werden. Bey näherer Ansicht aber wird man finden, dass er mit *acumen* die Sprache des Verstandes gemeint hat, d. h. eine solche, die sich *aller Kraft, Fülle* und *Stärke* begiebt, und nur in schlichten, einfachen und eigenthümlichen Ausdrücken dem Hörer ihre Gedanken überliefert; denn in dieser Stelle sind drey Gattungen der Rede neben einander aufgestellt, *lenitas orationis, acumen* und *vis*. Wer nun gleichwohl in dieser Verbindung die mittlere Gattung durch *Scharfsinn der Rede* übersetzen will, wie es auch gewöhnlich geschieht, der thut eben etwas, das nicht angemessen ist, weil Scharfsinn nur dem Denken zukommt.

Wir überspringen abermals viele Paragraphen, die zu Bemerkungen Anlass gaben, und versetzen uns zu der Charakteristik des Seneca §. 129. Nachdem Quinct. dessen vielfache literarische Leistungen (*omnem fere studiorum materiam tractavit*) erwähnt, ihm als Philosophen zwar *diligentia* abgesprochen, aber dabey doch andere Verdienste zugestanden hat, kommt er auf den eigentlichen Gegenstand seiner Kritik — die *elocutio*. In dieser, sagt er, *pleraque corrupta sunt etc.*, und fügt dann den Wunsch hinzu: *velles eum suo ingenio dixisse, alieno judicio*; „es wäre zu wünschen, dass er *in* seiner *Genialität* gesprochen, mit der Urtheilskraft eines Anderen". Wie kann von dem, was der Deutsche *Genialität* nennt, bey Seneca die Rede seyn? Und wenn Quinct., im Widerspruch mit sich selbst, ihm diese Geisteseigenschaft hier zugestanden hätte, würde er sie dann bloss mit dem einfachen Wort *ingenium* haben ausdrücken können? *Ingenium* verhält sich zu *judicium* wie *Verstand* zu Urtheilskraft oder *Geschmack*, und Quinctilians Sinn ist, dass Seneca, was er als Denker erfunden, durch die geschmackvolle Feder eines Anderen möchte in Rede gefasst haben. Dass übrigens Quinct. hier seine Worte ein wenig auf Schrauben gestellt und selbst senecaisirt hat, ist nicht zu leugnen. Weiter unten heisst es: *si rerum pondera minutissimis sententiis non fregisset, consensu potius eruditorum, quam puerorum amore comprobaretur*; nach Hn. *H.*: „wenn er die *Würde des Gegenstandes* nicht durch die *kleinlichsten Kraftsprüche beeinträchtigt* hätte, so würde er u. s. w." Wie konnte Hr. *H.* auf *Würde* des *Gegenstandes* und auf *beeinträchtigen* verfallen, da *Kraft* der *Gedanken* und *schwächen* so klar vor den Augen stehen? Auch hätten wir nicht *minutus* im dynamischen Sinn *kleinlich*, sondern nur im mathematischen, *klein*, genommen. Diess hätte dann auch *sententiae* in der richtigen Bedeutung erblicken lassen. Diese sind nicht *Kraftsprüche*, die ausserdem auch die Würde nicht beeinträchtigen könnten, sondern, im technischen Sinne, *Sätze, Redeglieder*. Im Ganzen ist hier Senecas Fehler getadelt, in Folge dessen er kräftige Gedanken in kleine, zugespitzte Sentenzen zerstückelt, und, anstatt sie in voller Masse und Wucht hinzustellen, in kurze Sätze zerbröckelt. Auch ist seine Antithesensucht im Tadel mit inbegriffen, bey der ja gewöhnlich auf *minutas sententias* Jagd gemacht wird. Die treffliche Charakteristik des Seneca schliesst also: *digna fuit illa natura, quae meliora vellet, quae, quod voluit, effecit*. Es liegt in diesen Worten ein gewisses elegisches Bedauern und ein sanfter mit Anerkennung gepaarter Wunsch. In der Uebersetzung sind sie fast zu einer erbitterten Strafsentenz geworden. Sie lautet: „*Schuldig* war ein solches *Talent*, *etwas* Besseres zu *wollen*, das, was es wollte, auch ausführte." Die *vier* verfehlten Ausdrücke lassen sich vielleicht also berichtigen: *Werth* war dieser *Geist*, *das* Bessere gewollt *zu haben*, der, was er wollte u. s. w.

Schliesslich noch etwas über einige Stellen aus dem Capitel 2 *de imitatione*. In §. 13 heisst es von dem Unwesentlichen beym Nachahmen: *Ideo plerique, cum verba ex orationibus excerpserunt aut aliquos compositionis certos pedes, mire a se, quae legerunt, effingi arbitrantur*, „desshalb glauben die Meisten, wenn sie *wörtlich Stellen* aus Reden ausgezogen haben, oder einige bestimmte *Glieder* einer *Periode*, das, was sie gelesen, werde von ihnen wunderschön *verarbeitet*." Zuerst hätte hier, der Klarheit und des Numerus wegen, die deutsche Wortstellung sich nicht so sclavisch nach der lateinischen richten sollen. Das Verbum *ausgezogen haben* muss erst nach *Periode* eintreten. Dann sind *verba* doch wohl nur *Wörter*, höchstens *Phrasen*, mit denen man seinen Sprachschatz bereichert; *wörtlich Stellen* aus anderen in seine Producte übertragen, würde doch gar zu sehr zum *imitatorum pecus* stempeln, und ist auch ganz gegen den Sinn des Schriftstellers, der ja gleich hinterdrein über das Schicksal der *Wörter* in einer Sprache, sowie Horatius *ad Pisones v. 70*, seine Betrachtung anstellt. Bestimmte *Glieder* einer *Periode* (*pedes compositionis*) ist ganz falsch. *Compositio* als Periode kennt der Lateiner nicht; es ist *Wortstellung* nach den Gesetzen des Wohllautes und Numerus. In wieweit die oratorische Prosa es der Poesie in eigenen *rhythmischen Reihen* (*pedes*) nachthue oder nachthun dürfe, lehrt in jeder Rhetorik das Capitel vom Numerus. *Effingere* endlich ist nicht *verarbeiten*, sondern *nachbilden*, so wie §. 15 *imaginem virtutis effingere*. Der Satz in §. 16: *Verbis atque numeris sunt non multum differentes, vim dicendi atque inventionis non adsequuntur* lautet also: „In Worten und *Periodenbau* verrathen sie nicht viel Abstand, die *Genialität* des Ausdrucks aber und der *Erfindung* erreichen sie nicht." *Numeri*, als *Periodenbau*, ist nach dem oben Erwähnten nun wohl eine *res explosa*. In *vis dicendi* liegt ganz einfach das *Wesen*, das *Eigentliche* der Sprache und des Ausdrucks. Die hier wiederum so unpassend auftretende *Genialität* läst fast vermuthen, dass Hr. *H.* die ausschliessliche, in der Sprache der Kritik geltende Bedeutung dieses Wortes, je nach den Umständen, in eine ihm beliebige umstempelt. Was endlich das Wort *inventio* anlangt, so ist dasselbe zwar den Alten ein bequemer und prägnanter *Terminus technicus* in Bezug auf ein Redewerk, und der durch das Reflexionsgeschäft aufgebrachte und zu einem schönen, harmonischen Organismus gestaltete Stoff tritt ihnen in dem Worte εὕρεσις augenblicklich vor die Seele. Dem ist aber nicht so mit dem deutschen Ausdruck *Erfindung*, der mehr die Art und den Act, als das, was es den Alten ist, das Product der Erfindung, andeutet. Da nun der *inventio* allemal die *elocutio*, d. h. die

Form und die Hülle der Gedanken, gegenübersteht, so könnte man vielleicht *inventio* nicht unschicklich den *inneren Gehalt* (πράγματα) eines Redewerks verdeutschen. Solche verkehrte Nachahmer also erreichen nicht nur das *Wesen* der Sprache und das *Eigentliche* des Gehaltes eines Geistesproductes nicht, sondern, fügt Quinct. hinzu, *plerumque in pejus declinant*, nach Hn. *H.* — sie *sinken* meistens zum Schlechteren *herab*. Zuerst muss, der deutschen Grammatik gemäss, *hinab* stehen, denn die Richtung geht nach einem Object *hin*; dann bedeutet in *clino* die Präposition *de* nicht *hinab*, sondern *seitwärts*, von einer geraden Linie *ab*, und endlich ist hier nicht von einem *Hinabsinken*, sondern von einer *Richtung* zum Schlechteren die Rede. Weiter sagt dann Quinct., *fiuntque pro grandibus tumidi, pressis exiles, fortibus temerarii, laetis corrupti, compositis exultantes*, nach Hn. *H.* — sie werden, statt erhaben, schwülstig, statt *gedrängt trocken*, statt kräftig verwegen, statt blühend *verschroben*, statt *gemessen geziert*. Zuerst ein Wort über *pressus*. Das deutsche *gedrängt* wird gebraucht in Bezug auf *Gedanken*, deren einer nach dem anderen, in kerniger Substanz und unumgeben von erweiternden Nebensätzen, hart hinter einander folgt. Hätte nun Quinct. *pressus* in diesem Sinne genommen, konnte er dann die Abartung dieser Eigenschaft durch *exilis, dürr, mager*, oder auch, wie Hr. *H.* will, durch *trocken* ausdrücken? Wenn aber auch *pressus*, das überall ausschliesslich ein Prädicat der *Elocutio* ist, beym ersten Anblick auf *Gedanken* wäre bezogen worden, so musste doch das, worein es, wenn es übertrieben wird, ausarten kann, nenne man es nun *mager* oder *trocken*, auf die wahre Bedeutung führen. Diese wäre zunächst — *nicht eben sehr fleischig* oder auch — *nicht sehr saftig*: und da *Fleisch* oder *Saft* ja eine hergebrachte bildliche Bezeichnung der Rede ist, so würde *pressus* auch auf diese bezogen worden seyn. Will man aber dieses Bild fallen lassen, und sich nur an das darunter Verstandene halten, so hat man dann *Schmuck* oder *Luxus* der Rede. Wer diesen verschmäht, von dem heisst es: *premit orationem*. Sucht man für *pressus* mit seiner Abart *exilis* einen Ausdruck, so bietet sich, vielleicht nicht unpassend, *schmucklos* und *kahl* dar. *Laetus*, als *blühend*, ist sehr gut gegeben; aber auch *corruptus* als *verschroben?* In der ästhetischen Sprache ist *corruptus* das, was das Maass des Schicklichen und Rechten überschreitet; sehr oft kann es *geschmacklos* verdeutscht werden. Da aber das hier zu *blühend* keinen guten Nebenklang hat, so schlagen wir vor — *mit Schmuck überladen*, oder, um es auch mit einem Wort abzuthun, *blümelnd*. *Compositus*, als *gemessen*, scheint Hr. *H.* im Sinne von *Anstand, wohlgeordneter Haltung*, genommen zu haben, dem dann *exsultans geziert* als Abart entsprechen sollte. *Compositus* aber ist, wer durch wohlberechnete Wortstellung einen gefälligen Rhythmus in die Rede bringt, und *exsultans* der, dessen Worte in einem widerlich *hüpfenden* Numerus sich bewegen, ein Fehler, der, wie Quinct. 8. 9. 66 sagt, aus ungebührlichem *brevium syllabarum contextu* entsteht, und einen *sonum paene puerilium crepitaculorum* zur Folge hat. Schliesslich nun noch die Stelle aus §. 17 *Qui inane illud atque frigidum extulerunt, antiquis se pares credunt, qui cultu carent, Atticis.* „Die jene *geistlose* und frostige Manier *aufgefrischt* haben, dünken sich den Alten, die der *Geschmacksbildung* ermangeln, den Attikern gleich." *Inane* als *geistlos* ist ganz verfehlt. Es bedeutet *leer* an *Schmuck* und *oratorischer Zuthat*, und soll die Redeweise der Römer in den älteren Zeiten anzeigen, die *kalt* und *farblos* war, weil sie damals noch die Hülfe der Kunst entbehrte. *Efferre* ist nicht *auffrischen*, sondern ganz wie das griechische ἐκφέρειν, z. B. *Dion. Halic. p.* 956. §. 5. *Edit. Reisk. tom.* 6, und das deutsche *produciren*, hervorbringen; denn die affectirenden Alterthümler zu Quinctilians Zeiten pflegten in jener Manier der Alten zu schreiben. Wenn *cultu carere Geschmacksbildung* entbehren bedeuten könnte, so hätte Quinct. den Attikern eben kein schmeichelhaftes Compliment gemacht. Es ist aber diess ein die attische Redeweise charakterisirender Ausdruck und so viel, als eine *schlichte, einfache*, von *Schmuck* und *Prunk freye* Schreibart haben. Quinct. lacht über die Jüngerlein, die, weil sie schmucklos schrieben, sich auch schon, wozu doch mehr gehört, für Attiker hielten. Endlich gab es auch Affen des Sallustius und Thucydides. Sie glaubten ihre Muster zu erreichen oder noch zu übertreffen, wenn sie in ihren Schriften *praecisis conclusionibus obscuri* waren, nach Hn. *H.*: durch *abgebrochenen Ideengang* dunkel. Wunderbar! Hat wohl je ein Kritiker in Sallustius und Thucydides gefunden, dass sie den *Gang* der *Ideen abbrechen?* Und können überhaupt die *praecisae conclusiones*, offenbar hier das Charakteristische ihrer Schreibart, selbst der Latinität nach je diesen Sinn haben? *Praecidere conclusionem* ist der Schreibeprocess, wo man alles *Ueberflüssige in* der Rede wegschneidet, und den *Gedanken* in einen *kurzen, knappen* Satz *drängt*.

Der bereits verbrauchte Raum erinnert uns, die Kritik nicht weiter fortzusetzen. Möge Hr. Prof. *H.* in der Sorgfalt und Umständlichkeit derselben einen Beweis unserer Achtung finden, und aus dieser wieder auf unsere warme Theilnahme an allen seinen literarischen Leistungen schliessen! Eine sehr schätzbare Zugabe hat die Uebersetzung durch die hinter derselben befindlichen Anmerkungen erhalten. Wir haben viele mit Vergnügen gelesen, und Hn. *H.s* Verdienste als Sach- und Wort-Erklärer von Neuem bestätigt gefunden. Doch wollen wir auf der anderen Seite auch nicht verhehlen, dass er öfter in seinen Erklärungen von Stellen und einzelnen Wörtern aus grammatischen Eigenheiten auf Resultate kommt, die nicht Stich halten, indem sie nicht aus dem Inneren heraus entwickelt worden sind, und auf gegebenem historischem Boden ruhen, sondern aprioristisch hineingetragen, und durch philosophisches Construiren, wobey der dazu aufgebotene Scharfsinn zuweilen an Spitzfindigkeit grenzt, gefunden worden sind. Diess begegnet, wie wir hie und da gesehen haben, auch manchen anderen Gelehrten unserer Zeit, und wir kommen bey dieser Ausstellung an Hn. *H.* in den von *Montaigne* irgend wo bezeichneten Fall — *de donner une nazarde à Plutarque sur le nez de l'auteur.*

—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1831.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Dessau, b. Ackermann: *Lieder der Griechen*, von *W. Müller*. 1ste und 2te Sammlung. 1822. 8. (12 gr.)

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Neue Lieder der Griechen*, von *W. Müller*. 1stes u. 2tes Heft. 1823. 8. (12 gr.)

3) Leipzig, b. Voss: *Neueste Lieder der Griechen*, von *W. Müller*. 1824. 8. (6 gr.)

4) Coblenz, b. Hölscher: *Mittheilungen aus der Geschichte und Dichtung der Neu-Griechen*. 1825. Erster Band. 218 S. Zweyter Band. 318 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Es ist unstreitig eine der verdienstlichsten Bemühungen der neueren Zeit, die Bruchstücke der Nationalpoesie aller Völker, mögen sie sich nun schriftlich in Klöstern, oder in Weniger Händen, oder nur noch im Munde des Volkes erhalten, zu sammeln, um aus denselben das innerste Leben der Nation zu erkennen. Unter den Deutschen verdient zuvörderst *Herder* die grösste Anerkennung, welcher nicht allein die Reliquien deutscher Volkspoesie gesammelt, sondern auch die Stimmen der Völker alterthümlicher Vorzeit, wie des mittelaltrigen Lebens, unserem Ohre hat ertönen lassen. In England waren schon *Percy's* treffliche *reliques of the ancient poetry* etc. erschienen, — sie wurden indessen hauptsächlich durch *Herder* erst der Aufmerksamkeit des grösseren deutschen Publicums empfohlen. Frankreich und die meisten bedeutenden Länder des europäischen Occidents unternahmen später ähnliche Sammlungen, so dass sich vorzüglich dadurch erst ein tieferes Verständniss der Eigenthümlichkeit vieler Völker eröffnet hat. Die letzten Jahre sind darin sehr fruchtbar gewesen, dass sie uns auch die Volkslieder solcher Stämme gebracht haben, welche bisher fast ganz isolirt von dem geistigen Treiben des neueren Europa's lebten. Zu den poetischen Productionen der letzten Art gehören *Rhesa's* lettische Lieder, die unvergleichlichen serbischen Lieder, übersetzt von *Talvj*, und die von *C. Fauriel* veranstaltete Sammlung neugriechischer Volksgesänge, deren Charakterisirung der Zweck dieser Zeilen ist.

Durch alle erwähnten Bemühungen, namentlich auch *Fauriel's*, werden wir, wie *Goethe* (Ueber Kunst und Alterthum. V, 3. S. 190. 191. — 1826) sehr richtig bemerkt, immer mehr in den Stand gesetzt, einzusehen, was Volks- und National-Poesie heissen könne. „Denn eigentlich, sagt er, giebt es nur Eine Dichtung, die ächte, sie gehört weder dem Volke, noch dem Adel, weder dem König, noch dem Bauer; wer sich als wahrer Mensch fühlt, wird sie ausüben; sie tritt unter einem einfachen, ja rohen Volke unwiderstehlich hervor, ist aber auch gebildeten, ja hochgebildeten Nationen nicht versagt." — Nach dem Gesagten findet das Unternehmen *Fauriel's* schon durch sich selbst seine Rechtfertigung; aber auch dazu dient es, über die Sitten, den Charakter und den Geist der heutigen Griechen mit mehr Bestimmtheit und Billigkeit zu urtheilen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Zwar war schon früher in Reisebeschreibungen und ähnlichen Werken Manches von neugriechischen Volksgesängen mitgetheilt worden, aber dieses bestand, wie *Wilhelm Müller* in der Vorrede zu seiner Uebersetzung *Fauriel's* sehr richtig anführt, theils in so abgerissenen Bruchstücken, theils trat es so entstellt und unverständlich auf, dass es uns kaum einen Blick durch das Dunkel verstattete, in welches die eigenthümliche Poesie der Nachkommen eines Volkes verhüllt lag, das vor allen anderen in jeder Beziehung des Lebens und der Kunst ein Volk der Poesie genannt zu werden verdient. — Auch in Deutschland wurden Sammlungen neugriechischer Volksgesänge versprochen; aber keiner unter *Fauriel's* Vorgängern hat unter so glücklichen Verhältnissen sein Unternehmen beendigt, wesshalb auch seine Sammlung erst auf einigen Reichthum und ziemliche Vollständigkeit Anspruch machen kann. Der Grund zu derselben ward durch mehrere Lieder gelegt, welche ihm der berühmte neugriechische Schriftsteller *Koray* zu seinem Gebrauche mitgetheilt hatte; ausserdem wurde er auch durch *Andreas Mustoxidi* von Korfu mit Beyträgen unterstützt, die um so reichlicher ausfielen, da jener selbst früher die Herausgabe einer ähnlichen Sammlung beabsichtigt hatte. Den grössten Theil der Lieder aber erhielt *Fauriel* aus verschiedenen Theilen Griechenlands, in denen er durch seine Pariser Gehülfen Verbindungen angeknüpft hatte, von Eingebornen zuge-

ſandt, die ſein Unternehmen als ein vaterländiſches betrachteten, und deſshalb gern unterſtützten. Da *Fauriel* auf ſolche Weiſe ein und daſſelbe Lied in mehreren Abſchriften erhielt, und ſich des Raths und der Hülfe gelehrter Griechen bey Anwendung der Kritik erfreute, ſo nannte man ihn mit Recht nur den Zwiſchenträger jener gelehrten Neugriechen, um ihr Werk dem franzöſiſchen Publicum in die Hände zu liefern. Immerhin bleibt ſeinem groſsen Fleiſse und ſeiner Sorgfalt, ſowie ſeiner, wenn auch proſaiſchen, franzöſiſchen Ueberſetzung, der im Ganzen Richtigkeit und Treue nachzurühmen iſt, verdientes Lob. — Die beſte Anerkennung für *Fauriel's* Beſtrebungen war es unſtreitig, daſs, nachdem 1824 ſeine Sammlung in Paris bey Didot erſchienen war, ſchon im folgenden Jahre (1825) in Deutſchland zwey Ueberſetzungen derſelben erſchienen. — Die eine, (No. 1—3) von dem verſtorbenen *Wilhelm Müller* in Deſſau, iſt dem Neugriechiſchen metriſch nachgebildet, und giebt den ganzen Inhalt des franzöſiſchen Werkes, bis auf einige Abkürzungen in der Einleitung und im Commentar. Die andere (No. 4), von einem Ungenannten zu Coblenz, giebt in dem erſten Bande ganz unverkürzt die *Fauriel'ſche* Einleitung, — in dem zweyten die klephtiſchen und vermiſchten hiſtoriſchen Lieder des erſten Theils der *Fauriel'ſchen* Sammlung. Dieſer Ueberſetzer hat, wie er ſelbſt geſteht, einer gröſseren Freyheit des Ausdrucks Raum gegeben, welcher, dem Original Vers für Vers folgend, ſich einerſeits zur Ungebundenheit der Proſa herabläſst, andererſeits aber, bald in gröſserer, bald in geringerer Annäherung an die Form des Originals, dem Inhalte gemäſs ſich zu trochäiſchen oder jambiſchen Rhythmen erhebt. Daher iſt dieſer Ueberſetzung gröſsere Treue nicht abzuſprechen, als der *Müller'ſchen*, welche aber im Ganzen viel leichter und lieblicher tönt. Auch hat in der letzten gewiſs die gröſsere äuſsere Oekonomie mitgewirkt, daſs ſich zu derſelben wegen des niedrigeren Preiſes mehr Käufer gefunden haben, die Coblenzer aber mit dem zweyten Bande *Fauriel's* ins Stocken gerathen iſt.

In der Einleitung, welche *Fauriel* ſehr paſſend der Sammlung vorausgeſchickt, und die *Wilh. Müller* ſehr abgekürzt, der Coblenzer ganz vollſtändig wiedergegeben hat, wird zuerſt gezeigt, wie ſich zwar ſehr bald nach dem Untergange des alten Hellenthums, aber keinesweges plötzlich, ſondern ganz allmälich die Sprache des Volks von der alten Schriftſprache trennte. Es geſchah ganz natürlich, daſs, als das Volk das Verſtändniſs der Schriftſprache verloren hatte, es nothwendig wurde, den Dialekt des Volks zum ſchriftlichen Gebrauche auszubilden, damit darin abgefaſst werden könnte, was unmittelbar zur Erbauung, Belehrung und Ergötzung des groſsen Haufens dienen ſollte, nämlich Gebete, geiſtliche Geſänge, Legenden, Romane und Chroniken. Anfangs wurden dergeſtalt ganz natürlich die Volksdialekte mit der Schriftſprache vermiſcht; die letzte verlor immer mehr, während jene nichts gewannen. Die Poeſie ward mit hineingezogen in dieſe Verwirrung und Umwälzung; das Metrum, das Maſs der Quantität, jenes charakteriſtiſche Eigenthum des alten griechiſchen Verſes, unterlag allmälich dem Accente und dem Reime. So entſtand der ſogenannte *politiſche* Vers gegen das Ende des 11ten Jahrh., welcher die erſte Grundlage einer neuen Volkspoeſie bildete. Einige alte Sprachdenkmale in dieſer Form ſind nur hiſtoriſch, nicht durch ſich ſelbſt merkwürdig. In der Mitte und in der letzten Hälfte des Mittelalters war bekanntlich das Griechiſche im byzantiniſchen Reiche ſo heruntergekommen, daſs es eines ſehr kräftigen Anſtoſses bedurfte, um aus der Verdumpfung emporgerüttelt zu werden. Dieſer Anſtoſs ging aus durch die occidentalen Völker, durch die Franken, in den Kreuzzügen. Wie der romantiſche Rittergeiſt des Weſtens in Vorderaſien Turniere und Gottesurtheile einführte, Reiche gründete, Rechte, Ehren und Titel verlieh, ganz in der Weiſe des Abendlandes; wie er das unter den Germanen naturgemäſs und kraftvoll emporgeſchoſſene Gewächs des Lehnsweſens, durch Verpflanzung nach dem Orient, zu einer karrikaturähnlichen, lebloſen und in ſich zerfallenden Fratze ſtempelte: ſo auch machte ſich der poetiſche Geiſt fränkiſcher Ritter Platz bey den damals durchaus in ſich haltloſen Griechen. Hauptſächlich war es der Roman, welcher bey ihnen Theilnahme und Nachahmung fand. Die Gegenſtände, welche zu dieſen nachgebildeten neugriechiſchen Romanen genommen wurden, waren keinesweges ſtets dem Mittelalter entlehnt, ſondern vielmehr ſehr oft romantiſche Einkleidungen antiker Fabeln und Geſchichten, nur nach fränkiſchem Muſter. So wurde, vielfach geſchmückt, im Romanengewande die Geſchichte des macedoniſchen Alexanders und die Beliſars in jener Zeit bearbeitet. Unter den neugriechiſchen Ritterromanen dieſer Periode ſind nur wenige, wie der Erotokritos des *Vincenzio Kornaro* von Kreta, aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts, von griechiſcher Erfindung und Ausführung; die meiſten ſind entweder Ueberſetzungen oder Nachbildungen aus dem Provenzaliſchen oder Franzöſiſchen, gewöhnlich jedoch mit veränderter Localität der Fabeln, um ſie populärer zu machen. Das Intereſſe für den Roman hatte indeſſen, obwohl daſſelbe vom 14 bis 16 Jahrh. durchaus vorherrſchte, nicht ganz den Geſchmack an jeder anderen poetiſchen Richtung verdrängt, wie ſich denn namentlich mehrere hiſtoriſche Dichtungen aus dieſer Zeit erhalten haben, z. B. die poetiſche Darſtellung der Eroberung von Morea durch eine Schaar von Kreuzfahrern 1206, die Erzählung eines Augenzeugen von der Schlacht bey Varna, welche Sultan Amurat im Jahre 1444 gegen die Ungarn gewann, eine Klage über die Einnahme Konſtantinopels durch die Türken 1453, ſowie über die groſse Peſt, welche 1498 die Inſel Rhodos verheerte. Alle dieſe dichteriſchen Erzeugniſſe ſind nicht allein wegen der intereſſanten Gegenſtände merkwürdig, ſondern vorzüglich auch deſshalb, weil die Darſteller zugleich Zeitgenoſſen der erzählten Begebenheiten waren, und daher mit groſser Lebendigkeit und vielem Gefühl das Erlebte

schildern.

Alle diese Erzeugnisse neugriechischer Poesie erfreueten sich indessen keiner allgemeinen Anerkennung und Verbreitung durch alle Volksclassen, weil eines Theils die romantisch-ritterlichen Ideen nicht überall Wurzel geschlagen hatten, anderen Theils alle diese Dichtungen sich nur schriftlich, also langsam fortpflanzen konnten. Unter der Menge fand diese Poesie schon deshalb wenige Leser, weil das niedrige Volk nicht lesen konnte, und so blieben namentlich die Bergbewohner des inneren Griechenlands ohne alle Berührung mit dieser Poesie. Ganz anders aber verhielt es sich mit der Volkspoesie, welche unsere Sammlung umfasst; eine Stimme des Volks, aus demselben hervorgegangen, nicht auf Papier geboren und hinsterbend, sondern in lebendigem Gesange entsprungen, wird sie von jedem Hellenen verstanden, und schwebt auf Liedesflügeln von Mund zu Mund, von den Vätern bis zu späten Enkeln.

Diese letzte und neuere Volkspoesie wird von den Neugriechen selbst in 3 Classen eingetheilt. (S. *Wilh. Müllers* Uebers. I. XVII; Coblenzer Ausgabe, I, 33.) Die erste Classe umfasst die häuslichen oder Familien-Lieder, die zweyte die geschichtlichen, die dritte endlich die romantischen oder idealen. Die häuslichen Lieder werden bey häuslichen Festen, herkömmlichen Gebräuchen und Feierlichkeiten des Familienlebens, Gedächtnisstagen und ähnlichen Veranlassungen vorgetragen. Die Festtage, an denen vorzugsweise häusliche Gesänge gesungen werden, sind: der Tag des heil. Basilius (1 Jan.) und der erste März. Was über beide Feste, und namentlich über das bey'm Frühlingsanfange gewöhnlich gesungene Schwalbenlied von *Fauriel* beygebracht wird, ist äusserst bemerkenswerth; nicht minder interessant sind die Notizen über andere Abtheilungen der häuslichen Lieder, wie die Abschieds- und Reise-Lieder (Cobl. Uebers. I. S. 37. 39), die Hochzeitslieder (S. 42. 43), und endlich die Leichengesänge, Todtenklagen (S. 49. 53. 54). — Unter den historischen Liedern sind unstreitig am ausgezeichnetsten die klephtischen Gesänge, deren Gegenstand der Kampf der Klephten (von κλέφτης), der nördlichen Räuber, gegen die Miethsoldaten der Paschas ist. Alles, was über diese kühnen Gebirgsbewohner, die keinesweges gewöhnliche Räuber sind, sondern geschützt durch ihre Kraft und das vortheilhafte Terrain ihre Unabhängigkeit gegen die Pforte bewahren konnten, was ferner über die Armatolen, über die Abtheilungen derselben, über die Weise der Kriegführung und den Aufenthalt der Klephten (S. 58. 59. 60. 95) gesagt ist, erscheint zum Theil als neu, immer aber äusserst anziehend. Die dritte Classe, romantische oder ideale Lieder umfassend, begreift vielerley Gegenstände in sich, als deren Mittelpunct gewöhnlich die jugendliche Liebe erscheint.

Von allen drey Classen neugriechischer Volkslieder sind in den 2 Bänden der Coblenzer Ausgabe nur die Gesänge des ersten *Fauriel*'schen Bandes enthalten, nämlich die historischen, vorzugsweise klephtischen Lieder, — und die vermischten geschichtlichen Gesänge. Die häuslichen und idealen Lieder, welche bey *Müller* und *Fauriel* den zweyten Band füllen, sind von dem Coblenzer Herausgeber nicht erschienen. — Unter den klephtischen Gesängen gestehen wir ohne Weiteres dem zehnten, welcher nicht den gewöhnlichen Gegenstand, Kampf und Schlacht, sondern den Abschied und den Tod eines berühmten Klephtenhäuptlings behandelt, den Preis zu. Vom Eingange an bis zum Schlusse ist die Darstellung so einfach, so natürlich, und wiederum so grossartig und ergreifend, dass man dreist dieses Lied dem Schönsten an die Seite stellen kann, was die Volkspoesie anderer Nationen aufzuweisen hat. Was die Uebersetzung betrifft, so hat der Coblenzer Bearbeiter hier nicht selbst übersetzt, sondern sehr passend eine treffliche, in *Goethes* Kunst und Alterthum IV, Heft 1, befindliche, Uebertragung eingeschoben; auch die *Müller*'sche Uebersetzung ist sehr gelungen, und sonderbar erscheint es, dass sie gerade gewöhnlich frey ist, wenn die andere wörtlich, wörtlich aber, wenn die andere frey erscheint. Nicht minder schön, als das Grab des Dinos, erscheint das 17te Lied; die Inschrift auf dem Säbel des Kontogiannis, eines der berühmtesten Klephtenhäuptlinge in den Thessalischen Gebirgen in der zweyten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, der wahrscheinlich auch an den Bewegungen in Morea im Jahre 1770 Theil genommen hat (*W. Müllers* Uebers. I, 35. Coblenzer II. 79). — Beide Uebersetzungen sind gut gerathen, aber sowohl wegen der grösseren Genauigkeit, als des mehr poetischen Schwunges, müssen wir der *Müller*'schen den Vorzug geben, wie eine Vergleichung rechtfertigen wird:

Original:	*Coblenzer Uebersetzung:*
Ὅποιος τυράννους δὲν ψηφεῖ,	Wer vor Tyrannen nie gebebt,
Κ᾽ἐλεύθερος ᾽ς τὸν κόσμον ζῇ,	Und frey auf dieser Welt gelebt,
Δόξα, τιμή, ζωή του,	Dem ist für Ehre, Ruhm und Leben,
Εἶν᾽ μόνον τὸ σπαθί του.	Allein sein gutes Schwert gegeben.

Müllersche Uebersetzung:

Wer nicht vor Tyrannen bebt,
Frank und frey auf Erden lebt,
Ruhm hält mehr als Leben werth,
Dem allein gehört diess Schwert.

Gn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEMFÖRDE u. HANNOVER, b. Helwing: *Die Beschneidung der Juden.* Eine Anweisung für Beschneider, Aerzte und Wundärzte u. s. w., von Dr. *Ph. Wolfers.* 1831. VIII u. 56 S. 8. (12 gr.)

Auch unter dem hebräischen Titel: ברית קרש.

Der Zweck dieses Buchs ist, den Beschneidern eine genaue Anweisung zu geben, wie sie der religiösen Pflicht nach rabbinischer Vorschrift mit Sicherheit Genüge leisten können, so wie auch dieselben auf die Gefahren einer fehlerhaften Behandlung, oder ei-

nes nicht erworbenen Sachkenntniſs aufmerkſam zu machen; zugleich aber auch Aerzten und Wundärzten eine nähere Kenntniſs des rabbiniſch nothwendigen oder erläſslichen Verfahrens dabey zu verſchaffen, damit ſie in dringenden Fällen, ohne den religiöſen Intereſſen entgegen zu handeln, einſchreiten können. Endlich macht der Vf. noch polizeyliche Vorſchläge zur Verhütung unglücklicher Operationen und zur beſſeren Befähigung der zum Beſchneiden berufenen Perſonen. In allen dieſen Beziehungen genügt ſeine Schrift, und verdient allgemeinere Verbreitung.

Die Einrichtung derſelben iſt zweckmäſsig, die Darſtellung kurz und klar, und geeignet, auch jüdiſchen Beſchneidern von einiger Bildung in die Hände gegeben werden zu können. Das erſte Capitel §. 1—10 giebt eine Ueberſicht der *anatomiſchen* Theile, welche der Beſchneider kennen muſs. Rec. iſt der Meinung, daſs dieſe §§. etwas ausführlicher und für Nicht-Aerzte deutlicher hätten behandelt werden müſſen. Indeſs reicht das Geſagte hin, um ein Streben nach näherer Erkenntniſs zu wecken, welches aus den Phyſiologieen leicht befriedigt wird. Im zweyten Capitel, §. 11—30, iſt die Rede von der *Beſchneidung* ſelbſt und den dabey nöthigen rabbiniſchen Vorſichtsmaſsregeln, der Aufſchiebung derſelben, und endlich dem geſetzlichen Verfahren dabey. Das dritte Cap. §. 31—32 handelt von dabey vorkommenden *chirurgiſchen* Maſsnehmungen, bey ſtarker Blutung und etwanigen Abnormitäten. — Das vierte, §. 33—58, giebt ſehr beherzigenswerthe Winke über die Schädlichkeit der Sitte, das Blut nach der Beſchneidung mit dem Munde auszuſaugen. Es iſt kaum begreiflich, daſs dieſs nicht ſchon ſeit Jahrhunderten beachtet worden, und zur Abſtellung eines Gebrauchs geführt hat, der zwar in ſehr löblicher Abſicht eingeführt wurde, aber offenbar ſowohl für das Kind als für den Beſchneider die übelſten Folgen haben kann. Endlich entwirft der Vf. im fünften Cap. §. 59—63 eine polizeyliche Ordnung, vermöge deren er hofft, daſs fernerem Unglücke Einhalt gethan werde. Die Regierungen, welche dieſe Vorſchläge, beſtimmte Beſchneider mit Sicherung ihres Gehaltes oder ihrer Sporteln anzuſtellen und zu beaufſichtigen, geratfen finden, werden dennoch Manches darin modificiren müſſen, je nach der Zahl der Gemeinden, deren Gröſse, deren Entfernungen von einander u. ſ. w.

Sollte das Buch noch eine Auflage erleben, wie dieſs allerdings zu erwarten iſt, ſo möge der Vf. einige Mängel deſſelben nicht unberückſichtigt laſſen. Dahin rechnen wir die Anordnung des Materials. So ſcheint uns die Definition der Beſchneidung §. 11 nicht am rechten Orte zu ſtehen; ſie gehört ſogleich in den Eingang, wo auch vom *Mohel* die Rede iſt, deſſen Name erſt §. 12 erklärt wird. Auch müſste im zweyten Capitel die Ordnung der Materien anders geſtellt ſeyn, nämlich: Beſchreibung der Operation nach rabbiniſchem Geſetze, §. 20. Anweiſung zur zweckmäſsigen Ausführung §. 21—30. Nothwendige Rückſichten in Betreff des zu Beſchneidenden §. 15—19. Nothwendige Eigenſchaften des *Mohel* §. 13, welcher letzte §. ohnehin noch ausführlicher ſeyn ſollte. Denn auſser der Geſundheit und Reinlichkeit, muſs man von dem Acte der Beſchneidung auch Menſchen von gewohnter Uebereilung und Unachtſamkeit, von leidenſchaftlichem Charakter und dergl. ausſchlieſsen. — Eben ſo wenig halten wir die Unterſuchung über die Nothwendigkeit der Beſchneidung bey den Juden S. 48—50 für dahin gehörig, oder nach dieſen wenigen Worten für erwieſen. Auf keinen Fall wird man aber zugeben können (§. 61), daſs die Beſchneidung *nicht zum Weſen des Judenthums* gehöre, zumal da der Vf. ſelbſt bald nachher ſagt: „Wer das Gebot der Beſchneidung aufhebt, der hebt das Judenthum auf." Die ganze Angelegenheit muſste entweder als Einleitung oder als Schluſs eine Abhandlung für ſich bilden, wenn ſie überhaupt nöthig wäre, nachdem die Beſchneidung aller Welt als Pflicht der Moſaiten bekannt iſt. — Der äuſseren Form wäre zunächſt eine beſſere Correctur ſowohl des Satzes, beſonders der hebräiſchen Stellen, die faſt alle unverſtändlich geworden ſind, — als auch der Schreibart, zu wünſchen. Undeutſch ſind folgende Ausdrücke. Im Vorwort: die *ſich mir dargebotene* Gelegenheit S. VI. „Wer *den* gewöhnlichen *Unterricht der Moheln* (Plur.) kennt, wie alle wiſſenſchaftliche Zurechtweiſung (Anweiſung) *ihm* (Sing.) fehlt" u. ſ. w. Daſ.: „*Anderſeits.*" Daſ. „*langjährig* geübte." Daſ. „damit ich bey einer etwa folgenden Auflage u. ſ. w. benutzen *kann* (könne)." VIII: „eine *Maſſe* von Gefahren." §. 1: „und der zu Operirende mancherley Gefahren ausgeſetzt *werden kann*" (ſtatt *iſt*). §. 19 Fälle, die *die* Operation *contraindiciren* (?). §. 24. Das dem Kinde *umgebene* Kiſſen. §. 31. *Einen* Fall — — *habe* ich *begegnet.* §. 32. Dieſen *möglichſt* vorkommenden Fällen. §. 62. Nach dieſer *meiner dargelegten* Anſicht, wende ich mich *an* die Beſchneidung u. ſ. w. §. 15. Die — — Koſten *ſteht* (?) allezeit der Kreis. — Auch iſt der Ausdruck *Nöled Mohel* §. 49 in *Nolad Mahul* (נולד מהול) zu verwandeln. — Der Preis für 3½ Bogen auf ſchlechtem Druckpapier iſt zu hoch.

Zz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

THEOLOGIE.

1) Kassel, b. Mefsner: *Religionsbekenntnifs für Ifraeliten in Fragen und Antworten.* Zum Gebrauche derer, welche die Confirmation verrichten. 1812. IV u. 20 S. 8. (4 gr.)

In's *Hebräifche* übertragen unter dem Titel: תורת אמונת בית ישראל.

In's *Franzöfifche* übertragen unter dem Titel: *Profession de Foi pour les Israélites etc.* Cassel, Paris et Amsterdam chez Tourneisen et Dufour.

[*Deutfch* und *Hebräifch* von dem damaligen Mitgliede des weftphälifchen jüdifchen Confiftoriums, Dr. *Heinemann:* Franzöfifch von dem Sprachlehrer *J. Louis* in Deffau.]

2) Berlin, im Büreau für Literatur und Kunft: *Religions-Lehre der Ifraeliten in Fragen und Antworten.* Zum Gebrauche bey Einfegnungen. Von J. *Heinemann*, Dr. Phil., Lehrer der Relig. und Infp. am Weylfchen Seminar. 1829. XII u. 36 S. 8. (6 gr.)

3) Ebendafelbft: *Religions-Gefetze der Ifraeliten.* Als Leitfaden beym Unterrichte in der Religion. Von *J. Heinemann*, Dr. u. f. w. 1830. X u. 70 S. 8. (6 gr.)

Auch unter dem Titel: מצות דת ישראל.

4) Breslau, b. Adlerholz: *Die mofaifche Sittenlehre zum Gebrauche für Lehrer und Schüler* (,) dargeftellt von Dr. *J. A. Francolm*, erftem Infpector und Oberlehrer der königl. Wilhelmsfchule. 1831. XVI u. 361 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Als die Juden aus einem mehr als taufendjährigen Schlummer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachten, und fich in ihnen zum erften Male das Gefühl regte, fich den Nationen Europa's, unter welche fie das Schickfal geworfen, an Bildung nähern zu müffen, traf es fich, dafs damals das Streben, Religions- und Moral-Lehren, wie überhaupt die Philofophie, populär zu machen, allgemein war. Durch *Mendelsfohn* fchon an und für fich mit diefem Streben in Verbindung gebracht, behielten fie diefe Richtung bis jetzt. Hiemit vereinigte fich, dafs, obwohl *Mendelsfohn* felbft feinem Leben und feinen Schriften nach (man erinnere fich an die „Ritualgefetze" Berlin 1778, „Jerufalem" Abfchn. II. S. 127 u. f. f.) im beftehenden Judenthum verharrte, dennoch bald die ceremoniellen Gefetze bey Seite gefetzt, und nur Stellen aus dem alten Teftamente gefammelt wurden, aus denen fich *modern-natürliche* Religions- und Moral-Lehren entwickeln liefsen. Diefe Sprüche waren nur eine doch einmal nothwendige Verzierung ihrer fonft ganz von dem mofaifchen und altteftamentlichen Geifte verfchiedenen Bearbeitung. Diefe Richtung ward, als man von chriftlicher Seite darauf aufmerkfam wurde, von Vielen gelobt: es bildete fich die Meinung, man erhalte hier einen reinen Deismus, und man rathfchlagte fchon, ob nicht eine deiftifche Secte vom Staate geduldet werden müffe. (Schon in *Dohm's* bekannter Schrift, *Herder's* Adraftea u. a. O.) Viele glaubten auch, dafs diefs die Juden zunächft zum Chriftenthume führe; allein darin irrte man fehr. Denn geftützt auf die Behauptung, die mofaifche Religion enthalte durchaus keine Dogmen, deren Wefen man verachtete, ftellte man fich in diefer mofaifch-deiftifchen Schule dem Chriftenthume mehr gegenüber, als jenes feiner felbft unbewufste, frühere rabbiniftifche Judenthum jemals gethan hatte. Hatte fich diefer Deismus in *Mendelsfohn* nur bedingt ausgefprochen, fo that er fich offener in dem bekannten Sendfchreiben an *Teller* (von Dr. *Friedländer* 1799), und mehr oder weniger ausgearbeitet in den Schriften von *Peter Beer*, *Wolff*, *Salomon*, *Joelfon*, *Kley*, *Auerbach* u. A. kund (Religionslehrbücher, Predigten, Charakter des Judenthums u. f. w.). Wenn diefe Schule bedeutende Köpfe erweckt hätte, fo würde fie vielleicht eine hohe Stelle in der Gefchichte der Philofophie und Völkerentwicklung eingenommen haben. So aber befchränkte fich ihr Streben nur auf Volk und Jugend, und erhob fich nicht aus diefer Sphäre. Was hat fie nun hier für Wirkungen hervorgebracht? Im Zufammenhange mit dem erwachenden Geifte des Volkes waren deutfche Predigten, beffere Schulen, endlich der Verfuch, die geltenden Ritualgefetze umzuftofsen, und neue an deren Stelle zu fetzen, die nächften Folgen. Aber — die deutfchen Predigten haben zum Theil wieder aufgehört (z. B. in Deffau, wo fie zuerft eingeführt wurden); der neue Tempel in Hamburg wird faft mehr von Chriften, als von Juden befucht (wie fich jeder, der nach Hamburg kommt, leicht überzeugen kann); bitterer Hafs trennt

die Neuerer von der alten Synagoge, die an Stärke noch bey Weitem überwiegt — man sieht hieraus, dass die Richtung eine falsche war. Was einem Volke Fremdes, zum Theil erborgter Schmuck, geboten wird, blendet einen Theil einige Zeit lang, und erscheint dem anderen bald antinational, antireligiös. Reiner Deismus genügt höchstens dem denkenden Kopfe, kann aber nie Volksreligion werden, weil er aus Räsonnement, nicht aus dem Gemüthe entspringt. Die unausbleibliche Folge ist — Indifferentismus gegen alles Religiöse, der die jüngere Generation mit Leerheit und Schaalheit durchdrang, höchst schädlich für ein Volk, in dem sich das Gefühl des Besseren wieder zu regen begann.

Hat also die erwachende Aufklärung unter den Israeliten durch ihre falsche Richtung Spaltung und leere Resultate zu Wege gebracht, so müssen wir Versuche der neuesten Zeit, Elemente, die bis jetzt in der jüdischen Religion galten, nicht so schnell zu entfernen, an das Bessere des Talmuds [vergl. Fragmente aus dem Talmud von *Jacob Weil*. Frcf. a. M. 1809. Auch den 35sten Literaturbr. von *Mendelssohn* u. a.] eine dem Geiste des alten Testaments nähere Bearbeitung des letzten zu knüpfen, und den national-religiösen Charakter nicht abzuschneiden, sondern zu veredeln, höchst billigen, und als einen wahren Fortschritt des *Volkes* bezeichnen. Solche Versuche sind zum Theil in Baiern gemacht, und Lob verdient die *hist. des institutions de Moïse et du peuple hebreu par J. Salvador*. [Brüssel. 1829. 3 Thl. 2 Ausg.]

Von den vorliegenden Schriften ist No. 1 ein früherer Versuch, hervorgegangen aus augenblicklichem Bedürfnisse des westphälischen Consistoriums, der in No. 2 von demselben Vf. völlig umgearbeitet erscheint. Die hebräische Uebersetzung ist rein, die französische oft deutsch-französisch. In No. 2 und 3 strebt nun zwar der Vf., die Religion der Juden dem neueren Geiste anpassender zu machen, aber er kann sich dagegen von dem früher Geltenden durchaus nicht lossagen. Wie kann denn der Geist der Forschung und Geschichte zufrieden seyn mit folgender Behauptung (S. 22): „Die Gebote und Verbote, welche Mosche von Gott empfangen, sind ihm vollständig mit der bestimmtesten Bedeutung, Erklärung, Auslegung und Anwendung überliefert worden. Jene schrieb er auf — und heissen das *schriftliche* Gesetz; diese theilte Mosche seinen gelehrten Zeitgenossen — mündlich mit, und heissen *mündliches* Gesetz, weil sie auch nachher von Mund zu Mund übertragen, und *endlich durch den Talmud auf uns gekommen sind*. Beide — sind *ein und dasselbe* und von einander *unzertrennlich*.“ Der Talmud mit allen seinen Widersprüchen, Träumereyen, Ausgeburten einer verbrannten Phantasie soll von Moses herrühren, und dem alten Testamente gleich stehen! Freylich könnte man den Maimonides, das Buch Cosri u. a. citiren, aber was haben *Talmudisten* (wie diese auch sind) nicht sonst noch behauptet! Hr. D. *H.* führt *Pirke Aboth* 1, 1 an, aber תורה bedeutet ja sogar im gewöhnlichen Sprachgebrauch *nur* die fünf Bücher Mose's. Auf jeden Fall ist es verderblich, diess zum Religionsgrundsatz bey dem Unterrichte von dreyzehnjährigen Knaben zu machen. — Eben so wenig konnte es uns gefallen, wenn S. 1 gesagt wird: „Er hat unsere Väter Abraham, Jizchak und Jakob — seiner besonderen Liebe und Gnade gewürdigt, *ihre Nachkommen sich zum eigenthümlichen Volke erwählt* u. s. w.“ Und wenn zehnmal der Vf. Stellen wie: וִהְיִיתֶם לִי סְגֻלָּה מִכָּל הָעַמִּים [2 B. M. 19, 5] angeführt hätte, so sind sie doch aus einem Religionsunterrichte zu verbannen, da sie vor dreytausend Jahren, aber nicht jetzt, ausgesprochen werden durften. Damals waren sie eine Wahrheit, jetzt längst nicht mehr! So geben die Juden ihren Gegnern nur leichtere Waffen in die Hände.

Mit No. 3 sind wir bey Weitem zufriedener. Dreyhundert und vier Gebote und Verbote sind hier als Leitfaden beym Unterricht aus den 5 Büchern Mosis zusammengestellt. [Bekanntlich sind es eigentlich über sechshundert; der Vf. überging aber die durchaus nicht mehr anwendbaren.] Der Vf. thut diess unter I bis IV ohne Ueberschriften, jedoch ohne dass wir den Zusammenhang der Gesetze unter den einzelnen Rubriken einsehen. Auch hier hält er sich, der Erklärung nach, oft an den Talmud, so dass z. B. לא תגנב [2 B. Mos. 20, 13] unter den Zehngeboten: „ihr sollt nicht *Menschen* stehlen“, aber לא תגנבו [3 B. Mos. 19, 11] überhaupt: „ihr sollt nicht stehlen“, bedeute; oder dass לקדשו [2 B. Mos. 20, 8] heisse, „beym Eingang und Ausgang des Sabbaths durch das Sprechen einer Segensformel (bey den Juden קדוש und הבדלה genannt) die Weihe des Tages bezeichnen.“ — Der Vf. hat sich durch diese kurze Zusammenstellung der mosaischen Gebote vielen Dank erworben, indem die leichteste Uebersicht gewährt, und zu verschiedenem Gebrauche nicht geringe Mühe erspart wird. Da er aber Willens ist, wie aus der Vorrede erhellt, ein grösseres „Lehrbuch der israelitischen Religion“, das sich über alle Theile weitläufig verbreiten soll, nächstens erscheinen zu lassen, so geben wir ihm hiemit zu erkennen, dass ihm, wenn er sich hier an dieselben Grundsätze hinsichtlich des Talmuds hält, keine Billigung zu Theil werden kann; denn so werden sowohl die schon gethanen als noch zu thuenden Schritte zur Bildung der Juden gehemmt. Wenn er hingegen den Talmud, obgleich auch nur mit der vorsichtigsten Auswahl, zur Erklärung anwendet, und (eine seltene Tugend bey grösseren Religionsschriften) die Weitschweifigkeit vermeidet, so würde er auf die passendste Weise, von der alten Synagoge ausgehend, den Neueren nacharbeiten, und nicht gegen den Geist unserer Zeit kämpfen.

In No. 4 erhalten wir die mosaische Sittenlehre für „Kinder vom eilften Jahre an“ bearbeitet. Entweder soll der Lehrer nach dieser Schrift stückweise *frey* vortragen, oder das Kind das Buch von Stelle zu Stelle lesen. Daher ist es eine fortlaufende Anrede an „mein Kind“. Also eine Anrede von 361 eng gedruckten,

grofsen Octavseiten! Das arme Kind! Und warum gerade „die mosaische Sittenlehre“? Wir können sehr wohl die beyläufig 34 Stellen aus den 5 Büchern Mosis, die zu Ueberschriften dienen, wegnehmen, und etwa die goldenen Sprüche des Pythagoras, oder Einiges aus dem Epiktet dafür setzen. Wir bemitleiden den Lehrer, der einer solchen Schrift zur Erklärung der einfachsten Sätze bedarf, aber noch mehr bedauern wir das Kind, dessen sittliches Gefühl durch das Lesen einer 361 Seiten langen Schrift in einer breiten, geschwätzigen, matten Sprache, deren Eintönigkeit durch die Unzahl einsylbiger Wörter gehoben wird, verfeinert und ausgebildet werden soll. Die Einleitung, in welcher der Vf. auf 60 Seiten von den Eigenschaften Gottes und dem Zweck des menschlichen Lebens spricht, fängt folgender Masfsen an: „Das Allerwichtigste, mein Kind, das ich dir zu verkündigen (!) hätte, um dich für die Lehren der Religion empfänglich zu machen, (!) weisst du bereits schon (!) dadurch, dass du ein Mensch bist, du weisst nämlich, *dass ein Gott ist.* Betrachte die Erde, auf der du dich befindest, die weiten Fluren, die sich vor deinen Blicken ausdehnen, die Berge und Wälder u. s. w. — und du fühlst in dir, dass Gott u. s. w.“ Welche Logik! Welcher Stil! Hienach ist sehr oft von den „Naturwesen“ die Rede. Ohne weiteren Uebergang handelt nun der Vf. „die Zehngebote“ von S. 60 bis 145, aber nur als neun, ab. Hier fängt er eben so musterhaft die Erklärung des ersten Gebots an: „Die Religion beruht auf *die* (!) Erkenntniss Gottes; diese muss also zuerst gegeben werden. Es wird daher der Welt vor allen Dingen bekannt gemacht, dass Gott ist, dass er das Schicksal der Menschen lenkt.“ Endlich werden „die Pflichten gegen Gott“ von S. 145 bis 198, „gegen Menschen“ bis S. 343 und „gegen Thiere“ bis S. 349 ohne inneren Zusammenhang, nach einzelnen Stellen der Schrift, erklärt. Schliesslich bemerken wir, wie ungerecht die sogenannten Lehrer der Moral gegen die Jugend handeln, wenn sie den Unterricht nach dem Grundsatz leiten, der Zweck des Lebens bestehe in der Ertödtung aller sinnlichen Wünsche, in der Zurückweisung aller Foderungen des Körpers, (so hier S. 30. 38 und weiter;) oder den Kindern immerfort vorsagen: „Wer bereitet unsere Nahrung? Doch nicht der Landmann, der den Boden anbaut?“ (S. 158.) In der heil. Schrift heisst es: sechs Tage sollst du *arbeiten*, und die menschliche Gesellschaft ist es, in die der junge Mensch mit Grundsätzen, die dieser angemessen sind, eingeführt werden soll. So aber geschieht es im Gegentheil nur zu leicht, dass im Treiben der menschlichen Welt der Jüngling bald alle die schönen Lehren vergessen hat.

L. Ph.

HAMBURG, b. Herold: *Geschichte der göttlichen Offenbarungen für Bibelfreunde und zur Belebung des religiösen Sinnes.* Von E. A. F. Krämer, Dr. und Prof. am Johanneum zu Hamburg. 1830. XXIV u. 219 S. gr. 8.

Unter den zwey Titeln, welche der Vf. dieser Schrift vorsetzte, hat Rec. den gewählt, von dem er glaubt, dass er dem Inhalte am meisten entspreche. Der Nebentitel heisst nämlich: *Geschichte der Juden und ihrer Religion bis zur Erscheinung Jesu. Zum Gebrauche für Gymnasien und Realschulen* u. s. w. So wenig ein Lehrbuch ein gutes Erbauungsbuch, und ein Erbauungsbuch ein gutes Lehrbuch seyn kann: so wenig kann ein gelungenes Lehrbuch für die höheren oder gelehrten Schulen zugleich für die niederen oder Volks-Schulen brauchbar, oder wenn es in diesen brauchbar ist, zugleich für jene passend seyn. Der Vf. bemerkt selbst S. XXII und XXIII, er hätte kürzer, aber auch ausführlicher, seyn können, wenn er nicht jeder der auf den beiden Titeln bemerkten (so sehr verschiedenen!) Bestimmungen ein Genüge zu leisten gesucht hätte. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird kein aufmerksamer Leser in Abrede stellen; aber jeder wird auch fragen: und warum suchte denn der Vf. zwey nichts weniger, als ganz gleichartige, Zwecke, die Belehrung der Kinder und die Erbauung der Erwachsenen, durch ein und eben dasselbe Mittel zu erreichen? Warum machte er in jener Hinsicht sogar zwischen Gymnasiasten und blossen Realschülern keinen Unterschied? Dieses musste ihn in einem Betrachte zu einer Kürze und in anderem Betrachte zu einer Weitläuftigkeit verleiten, die der Brauchbarkeit seiner Schrift in jedem Falle Eintrag thut. Weder den Vortrag, noch das Materielle der Schrift findet Rec. so, dass er sie für ein gutes Lehrbuch erklären könnte. Jenem fehlt es an der Bündigkeit, Folgerichtigkeit, und dem stufenweisen Fortgange vom Leichteren zum Schwereren, der keinem brauchbaren Lehrbuche zu erlassen ist; dieses enthält zum Theil Sachen, worüber der Jugend, welcherley Schulen sie auch besucht, der Unterricht nicht zuträglich ist. Von Beidem könnten Proben genug mitgetheilt werden, wenn solches der Raum hier verstattete. Es dürfte überall eine schwer zu lösende Aufgabe seyn, die Geschichte der göttlichen Offenbarungen, oder, was dem Vf. dasselbe zu seyn scheint, die Geschichte der Juden und ihrer Religion, so zu beschreiben, dass sie zum Lesebuche in Schulen dienlich wäre. Aber Hr. Dr. *Kr.* legt, wie S. XV f. zeigt, einen allzu hohen Werth darauf, dass der Religionslehrer der Jugend den *historischen* Weg einschlage: eine Methode, von welcher sich, so beliebt sie auch eine Zeitlang war, unsere besseren Kinderlehrer aus bewährten pädagogischen und psychologischen Gründen losgesagt haben. Der S. XVI f. bezeichnete Stufengang des Religionsunterrichtes der Jugend umfasst 4 Cursus, für deren dritten der Vf. seine Schrift bestimmt, weil es „an einem Buche fehle, worin der genaue und strenge Zusammenhang der Bibel nachgewiesen wird.“ S. XXI. — Besser, als zum Schulgebrauche, eignet sich die Schrift zum Lesen für Erwachsene, um, mittelst einer Uebersicht des Hauptinhaltes der alttestamentlichen Schriften, den religiösen Sinn zu wecken und zu beleben. Der Vf. erzählt auf eine nicht unangenehme Art. Er macht, wo es geschehen kann, auf den Zusammenhang des Ganzen, auf Ursache und Wirkung, auf Quellen und Folgen der

Handlungen u. s. w. aufmerksam. Er begleitet die erzählten Thatsachen hie und da mit Bemerkungen und Anwendungen, mit Warnungen und Ermunterungen, die ihres Zweckes, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu befördern, nicht verfehlen werden. Er hält sich zwischen der Wunderscheu und der Wundersucht so ziemlich in der Mitte. Wie gesagt: für ein Erbauungsbuch mag die Schrift eher gelten, als für ein Lehrbuch; und will Hr. *Kr.*, seinem Versprechen gemäss, das N. T. auf eine ähnliche Weise bearbeiten, so kann es seiner Arbeit nur zum Vortheile gereichen, wenn er dabey allein die Bedürfnisse des Volkes, und nicht zugleich die der Schuljugend, berücksichtigt.

Auf unrichtige Ausdrücke, wie S. 5 „Gott erbarmte sich seiner *liebenden* (statt *von ihm geliebten*) Menschen". S. 73. „Er war so *in den Willen* (statt *dem* Willen) des Herrn ergeben" u. s. w., „dass, wenn ihn auch Gott verwerfen wollte, er es ihm *anheimstellte*" (statt *sich ihm unterwarf*: ein Mensch kann dem anderen etwas anheimstellen, oder seinem Willen überlassen; in Beziehung auf Gott ist der Ausdruck nicht edel genug) — ist Rec. nur selten gestossen. Von den Sadducäern heisst es S. 209: sie hielten sich für Gerechte, „die ohne Rücksicht auf Belohnung das göttliche Gesetz bloss um seinetwillen beobachteten"; und weiter unten: „Durch ihre ausgestreueten Lehren hinderten sie die Menschen an der Veredlung ihrer Sitten und Gesinnungen und an einem ernstlichen Streben nach Vollkommenheit im Guten, und brachten so der Bildung und Besserung des Volkes nicht geringeren Nachtheil, als die Pharisäer." Diesem nach wäre reine Tugend keine Tugend, und der unbedingte Gehorsam gegen den Willen Gottes hätte keinen Werth! — Druck und Papier sind beyfallswerth.

—hr—.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Meine Antwort auf die Schmähungen des Geh. Hofr. und Prof. Schlosser in Heidelberg* in den Heidelberger Jahrbüchern im Maiheft dieses Jahrs, von *A. H. L. Heeren*. 1831. 20 S. 8. (2 gr.)

Hr. *Schlosser* hatte in der Anzeige des zweyten Theils des von ihm und D. *Bercht* in Frankfurt herausgegebenen *Archivs für Geschichte und Literatur* den Hn. Hofr. *Heeren*, zwar ohne ihn zu nennen, aber mit ganz unzweifelhafter Bezeichnung seiner Person, unter diejenigen „Wortführer, Schriftsteller und Lehrer der Jugend gesetzt, die ein Spiel mit der Wahrheit treiben, das deutsche Volk förmlich betrügen und durch leeren und hohlen Schall der Worte um die Erkenntniss bringen, nach welcher es so eifrig strebe." Gegen diese schmähliche Beschuldigung vertheidigt sich Hr. *H.* in obiger Schrift mit Kraft und, wie wir glauben, zur Ueberzeugung aller Parteylosen. Er führt namentlich die Gründe an, warum in den verschiedenen Ausgaben seiner *Geschichte des Europäischen Staatensystems* einige, auf die damaligen Zeitumstände und besonders auf Napoleon, bezügliche Stellen umgeändert worden sind, und versichert, im Vertrauen zu seiner gerechten Sache, dass sein Charakter bis in den Eintritt ins Greisenalter rein und unbefleckt geblieben sey. Ob es bey dieser Vertheidigung nöthig war, die persönlichen Verhältnisse, in denen er mit Hn. *Schl.* gestanden oder nicht gestanden, vor das Publicum zu bringen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da wir uns nicht berechtigt glauben, jenes, wenn auch falsche und harte, Urtheil aus persönlichem Hasse herzuleiten. Auch finden wir keinen hinreichenden Grund zu der Eröffnung (S. 10), wie der sel. *Niebuhr* sich vor drey Jahren bey Hn. *H.* „einführen liess", wie er von ihm freundlich empfangen, wie *N.* seine in der Jen. A. L. Z. abgedruckte Recension der *Ideen* bereuet, und wie sie als Freunde geschieden sind. Am allerwenigsten aber können wir den Ausfall auf den sel. *Voss* billigen, der uns S. 11 höchst unangenehm überraschte. Hr. *Schlosser* soll *Vossens* Lieblingsjünger gewesen seyn. „Wie sollte (sagt nun Hr. *H.* von Hn. *Schl.*) in *dieses* Gemüth wahre Empfindung kommen, wo nur die schwärzesten Leidenschaften und der wildeste Zankgeist herrscht? Diesen, mit ein paar fixen Ideen, hat Hr. *Schlosser* allerdings *von seinem Lehrer und Meister* geerbt. In Wahrheit das schlechteste Erbtheil." — Hat Hr. *Heeren* vergessen, wie oft *Voss* auf *Heyne's* öffentliche Vorwürfe des schnödesten Undankes diesen aufgefodert hat, die Anschuldigung zu beweisen? Hat er vergessen, dass weder *Heyne* noch dessen Freunde der Auffoderung genügten, und jener den Vorwurf des Undanks und der Impietät immerfort wiederholte? Wer in solchem Fall die Kunst des Schweigens zu üben für unehrenhaft achtet, den beseelt *der wildeste Zankgeist?* Und wenn Hr. *Heeren* wirklich jenes vergessen hätte, als er diese Schrift abfasste: so musste er doch dessen eingedenk bleiben, was er selbst, in Beziehung auf Hn. *Schlosser*, den er einen *Voss den zweyten* nennt, und auf *Schlossers* Freund, Hn. D. *Bercht*, in dieser Schrift selbst (S. 11) gesagt hat: „Die Verfolgungen dieser *Lästerschule* enden bekanntlich, wie einst die Inquisition, auch mit dem Tode nicht. Sie werden dann vielmehr am heftigsten, *weil der Mund verstummt ist, der die Antwort geben könnte*."

Bdf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

JURISPRUDENZ.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Ueber die vorzüglichsten Streitfragen, welche bey Separationen überhaupt, und besonders in Stadtgemeinden vorzukommen pflegen*; von *Ferd. Fried. Weichsel.* 1829. 76 S. 8. (6 gr.) *)

Der Vf. liefert keine systematische Entwickelung der wichtigsten, bey Separationen vorkommenden, Rechtsfragen, keine Erörterung der bey den einzelnen Rechtsfragen in Erwägung kommenden Zweifels- und Entscheidungs-Gründe, sondern nur eine einseitige Parteyschrift in einer Streitsache, welche für die Partey selbst, deren Vertheidigung er übernommen hat, von Interesse seyn mag, deren Mittheilung aber für die gelehrte Welt und den juristischen Praktiker kein vorzügliches Interesse hat. Muss bey Mittheilungen von Rechtsfällen schon ein Decernent, welcher, nachdem er mit unparteyischem Auge alle Gründe für und wider betrachtet hat, das Resultat dieser Prüfung mittheilt, mit Strenge in der Auswahl der dem Publicum vorgelegten Fälle verfahren, weil er oft, von seiner Subjectivität bestochen, Rechtsfälle für wichtig und allgemein interessant hält, die von keinem besonderen Interesse für Andere und diejenigen erscheinen, denen die Ueberwindung gerade dieser gefundenen Zweifel und Schwierigkeiten weniger Mühe gemacht haben würde: so muss bey einer Mittheilung von einseitigen Parteyschriften eine noch grössere Strenge in der Auswahl beobachtet werden, weil der Schriftsteller nicht der, mit ruhiger Parteylosigkeit prüfende, Decernent, sondern der, für seine Partey beseelte und oft zu warm für sie eifernde, Sachführer ist. In einer solchen, für einen der streitenden Theile gelieferten, dem Publicum durch den Druck zur Prüfung vorgelegten, Parteyschrift verlangt man dann nicht bloss, dass der mitgetheilte Fall bisher unerkannte theoretische Wahrheiten an das Licht stelle, Lücken ausfülle, oder Unvollkommenheiten in der Theorie aufdecke, wie einer der ersten Juristen Deutschlands, *Gönner*, in der Vorrede zu seinen auserlesenen Rechtsfällen mit Recht von jedem öffentlich mitgetheilten Rechtsfalle fodert; sondern man macht auch begründete Ansprüche an die Form der Darstellung. Alle diese Foderungen finden wir aber in vorliegender Schrift sehr wenig befriedigt. Die nennenswerthen Rechtsätze, welche sich hier entwickelt finden, sind, neben minder wichtigen, zum Theil gelegentlich ausgeführten, hauptsächlich folgende. Die Gemeindegründe sind nicht Eigenthum des Magistrats, sondern der Gemeinde-Mitglieder; — der Magistrat kann ohne Zustimmung der Bürger, die sämmtlich vorgeladen, von denen aber ⅔ erschienen seyn, und nach der Mehrzahl der Erschienenen einen Beschluss gefasst haben müssen, keine Verleihungen oder Veräusserungen der Bürgergüter vornehmen; — jeder Bürger hat, nach dem Gesichtspunct der Societät beurtheilt, gleichen Antheil an der Gemeinheit; ein Rechtsatz, durch den jene Frage, die jeder, welcher Separationen von Stadtgemeinheiten je bearbeitet hat, für die wichtigste und schwierigste erkannt haben wird: nach welchem Verhältniss ist zu theilen? kurz sich entschieden findet.

Der Vf. hat seinem Rechtsfalle kein vollständiges Sachverhältniss vorausgeschickt, und die Gegengründe zum Theil nur oberflächlich berührt, so dass die aus dem vorliegenden *facto* sich ergebende Haltbarkeit seiner Ansicht nicht gehörig zu prüfen ist; auch kann es hier nicht der Ort seyn, uns in weitläuftige Rechtsausführungen und Widerlegungen einzulassen. Nur wollen wir bemerken, dass wir zwar mit dem Vf. den Magistrat nicht für den Eigenthümer der Gemeindegründe halten können, dass jedoch die Verleihungen nach der Stimmenmehrzahl der erschienenen zwey Drittheil der Regel des römischen Rechts in *l. 28 D. comm. divid.*

*) Da diese Schrift auch einen Theil der unter dem allgemeinen Titel erschienenen: *Abhandlungen über verschiedene praktisch-wichtige Rechtsmaterien* ausmacht: so war sie zwey Mitarbeitern an unserem Institut, jedem unter dem verschiedenen Titel, zur Beurtheilnng übertragen worden. Beide Recensionen gingen fast gleichzeitig ein. Die erste, welche alle drey in jenem Werke vereinten Abhandlungen umfasst, ist in unserer A. L. Z. No. 228 abgedruckt; wir lassen hier auch die zweyte folgen.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

quod in re communi melior sit conditio prohibentis quam disponentis entgegenstehen; dass die S. 10 der Kämmerey unbedingt abgesprochene Befugniss, einen Antheil bey Separationen erhalten zu können, in vielen Fällen anerkannt werden muss, z. B. wenn von Seiten der Kämmerey eine Schäferey, welche in der, der Theilung unterworfenen, Gemeinheit zu hüten berechtigt ist, verpachtet worden; wenn die Kämmerey eine Ziegeley, die in der Gemeinheit den Thon zu graben befugt war, in Pacht ausgethan, und viele andere denkbare Fälle. Denn in solchen Fällen muss die Kämmerey, damit sie zur Deckung der auf der Kämmereycasse ruhenden Abgaben von der verpachteten Schäferey und Ziegeley die erfoderlichen, bisher genossenen, Einnahmen erhalten kann, bey der Separation der Gemeinheiten ihren Antheil für Schäferey und Ziegeley nach Maasgabe der bisher ausgeübten Nutzung bekommen.

Auch können wir nicht dafür halten, dass bey Theilungen von Stadtgemeinheiten jeder Bürger gleichen Antheil haben müsse. Wir wissen nicht, für welche Landstadt der Vf. in dieser Parteyschrift die Vertheidigung führt. Die meisten Landstädte sind aber aus Ackerbau treibenden Dörfern entstanden; ja die Geschichte lehrt, dass viele der grösseren Städte aus Bebauern von Ackerland und Dörfern sich gebildet haben. Man erinnere sich nur, wie unter König Heinrich I die in des Vfs. Nachbarschaft liegenden Städte Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt und Goslar aus Dörfern erwuchsen. Für dergleichen aus Ackerbau treibenden Dörfern aufgeblühte Städte kann, wenn nicht entgegenstehende Observanzen oder gar Verträge vorliegen, nur der Grundbesitz, und das durch den Grundbesitz bedingte Durchwinterungsprincip, neben der ausgeübten Benutzung, die Berechtigung und den Repartitionsfuss bey der Separation bestimmen, wenn nicht das bey der Bildung der Stadt schon vorhandene, oder durch spätere Benutzung erwachsene Recht der Betheiligten den letzten gewaltsam geraubt werden soll.

Die Form, in welcher diese Schrift erscheint, kann gleichfalls keine Ansprüche auf Gediegenheit machen. Anführungen, wie S. 12, sind nur Ausfälle auf den Gegner, ohne rechtlichen Einfluss auf die vorliegende Rechtsfrage; Angriffe wegen der unverantwortlichen Weise, wie Hypothekenbücher in früheren Zeiten von Patrimonialgerichten angelegt seyn sollen, liefern S. 27 kein Moment für die Entscheidung der Sache; Ausdrücke, wie S. 52: „Ein Mischmasch der Begriffe", wie sie S. 45 in „herauspräsumirt", „Rechtsverhältnisse auf den Kopf stellen", „herauspräsumirten und intabulirten Eigenthümer", „nachgeplauderte Vermuthungen", sich häufen, gehören nicht in eine der Wissenschaft gewidmete Schrift; ja auch gegen die Grammatik wird gesündigt, wenn S. 7 es heisst: „ohne dem äusseren Rathe".

Diese Bemerkungen mögen den Vf. misstrauisch machen gegen die Zuversicht, mit welcher er, nach dem auf der Rückseite des Titelblatts enthaltenen Vorworte, zu kühn und selbstgefällig hervorgetreten ist.

Z. J. H.

PHILOLOGIE.

1) Karlsruhe, b. Müller: *De optima latini lexici condendi ratione* disputat *E. Kärcher*, Badensis Lycei Caroliruhensis Professor. 1826. 47 S. gr. 8. (15 gr.)

2) Karlsruhe, b. Braun: *Schulwörterbuch der lateinischen Sprache in etymologischer Ordnung*, von *E. Kärcher*, Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Zweyte verbesserte Auflage. 1826. 377 S. 8. (12 gr.)

3) Leipzig, in d. Hahn'schen Verlagsbuchhandlung: *Lateinisch - deutsches und deutsch - lateinisches Schul - Wörterbuch*, bearbeitet von *E. Kärcher*, Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Erster oder *lateinisch - deutscher* Theil. 1826. 548 S. Zweyter oder *deutsch - lateinischer* Theil. 1822. 519 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die unter No. 1 angeführte Abhandlung zerfällt in drey Theile. In dem ersten sucht der Vf. zu zeigen: *Nisi quam plurimarum linguarum habeamus rationem, non posse fieri, ut in lexico aliquo condendo partibus nostris rite fungamur.* Der zweyte Theil behandelt folgenden Gegenstand: *In explicandis nominibus (subst., adjj., advv. etc.) a verbis (quae κατ' ἐξοχὴν Grammatici dicere solent) nos proficisci debere, quibus latissima et quam plurimis rebus conveniens notio contineatur.* Der dritte Theil hat die Ueberschrift: *Latissimam quamque singularum vocum notionem primam esse putandam, ceterisque anteponendam.* Diese Inhaltsangabe zeigt schon, dass es des Vfs. Absicht nicht war, über alle hieher gehörigen Gegenstände zu sprechen. Demungeachtet hätten wir gewünscht, dass derselbe einen, für lateinische Lexikographie höchst wichtigen Punct nicht unberücksichtigt gelassen hätte. Wenn nämlich durch unsere lateinischen Lexica Sicherheit in der Kenntniss der lateinischen Sprache erzielt werden soll: so ist es nöthig zu wissen, welche Bedeutung jedes Wort in jedem Zeitalter nicht allein, sondern bey jedem einzelnen Schriftsteller dieses Zeitalters hatte. Wiewohl man nun bisher diese Rücksicht nicht ganz vernachlässigt hat: so konnte doch durch die Art, nach der man verfuhr, für die Sicherheit der Kenntniss der lateinischen Sprache wenig gewonnen werden. In unseren Wörterbüchern stehen die Bedeutungen der Worte der verschiedenen Zeitalter und Schriftsteller, der Dichter und Prosaisten, so durch einander, wie sich eine Bedeutung aus der anderen zu ergeben schien. Allein wie kann bey einem solchen Verfahren gelernt werden, in welchem Zeitalter, von welchem Schriftsteller ein Wort

und in welcher Bedeutung es gebraucht würde? Unsere Lexica sollten deſswegen verschieden seyn für die verschiedenen Zeitalter, und in jedem Zeitalter müſste wieder jeder einzelne Schriftsteller sein verschiedenes Lexicon erhalten. Nur nach Vollendung dieser Arbeit könnte man an die Ausarbeitung eines allgemeinen Lexicons gehen.

In dem ersten Theil seiner Abhandlung sagt der Vf.: *Quamquam inter omnes constat, certas linguas, quales sunt l. latina, gallica, itala etc. arctiore quadam cognatione inter se contineri, ita ut una praecipue ceterarum fons atque origo habeatur, id tamen minus adhuc inter grammaticos valuit, omnes linguas, tanquam innumeros rivulos, ex uno fonte profluxisse. — Nam si diversissimos populos aequali modo et secundum easdem leges cogitata efferre intelligimus, ita ut saepissime miro modo congruant; si cogitationum, ut ita dicam, officinam omnibus omnium terrarum populis eandem esse constat: quid tandem erit, quod miremur, in sonis quoque diversorum populorum analogiam et similitudinem quandam inesse? — — — id certe poterit vindicari, omnes omnium terrarum homines, secundum easdem leges, iis corporis partibus, quae sunt sonorum eliciendorum, quales guttur, lingua etc., eodem fere modo uti: neque utique a divini numinis sapientia abhorrere, sicut omnes ubique plantae aequali modo et gignantur et crescant, ita et sonos ubique, aequali fere modo, et nasci (unde vocabulorum radices) et crescere (unde vocabula ipsa); unde fieri certam aliquam omnium linguarum cognationem.* Obgleich gegen diese Demonstration des Vfs. sich nichts Gegründetes dürfte einwenden lassen: so können wir ihm doch nicht beystimmen, wenn er hiedurch die Uebereinstimmung vieler Worte verschiedener Sprachen, wo der Laut selbst nicht Nachahmung eines Naturlautes oder eines Gefühles ist, erklären zu können glaubt, ohne zu der Annahme seine Zuflucht zu nehmen, daſs solche Worte von einem Volk zum anderen übergegangen seyen. Denn um einen Gegenstand mit den nämlichen oder ähnlichen Lauten zu bezeichnen, ist es nöthig, daſs auch die nämlichen oder ähnliche sinnliche Wahrnehmungen vorausgegangen sind. Demungeachtet theilen wir die Meinung des Vfs., daſs zur Auffindung der Grundbedeutungen der Worte die Vergleichung recht vieler Sprachen nur förderlich seyn kann. Mit welchem Scharfsinn der Vf. dieser Regel folgt, wollen wir an einem Beyspiele zeigen. S. 19 schreibt er: *Sic Latinorum spondere vulgo est vovere; Graecorum σπένδειν = libando sacrificium facere. Quarum significationum neutram primitivam et genuinam esse, germanica lingua probatur, in qua spenden est = dare, offerre.* (Hiebey bemerkt der Vf. in einer Note: *Valde igitur errat Varro, cui spondere idem esse videtur quod dicere. Quid tunc sibi vellet spondere filiam? anne hoc idem, si dicam: dicere filiam? quod omni sensu caret. Quid tunc sibi vellet sponte? ex. c. sponte fecit?*) *Ex qua iam ultro istae duae significationes proficiscuntur, quum 1) σπένδειν sit κατ' ἐξοχὴν offerre diis, 2) spondere = promittere se aliquid daturum, vel praestiturum esse. Quaecunque enim plurimarum vocum significationes quodammodo a simplici recedunt, eae non possunt non esse derivatae. Jam cur respondere sit contra loqui, facile expediemus; nihil enim aliud est quam referre cf. Ovid. Met. 2, 35. vel reddere cf. Ovid. Met. 6, 329. Et quod dicunt Latini animum despondere, pro animum abiicere, quid amplius erit quod nos offendat? Atque vox sponte quid est quod sibi velit? Cui primo nulla alia significatio inesse poterat quam dandi. Erat igitur spons = datio, oblatio, unde, quum haec propria significatio obsolevisset, ceterae ejus notiones metaphoricae manarunt, ut, si ex. c. dico, sponte mea feci, id dicam: ego ipse mihi indidi mentem ut hoc facerem; ego ipse quasi obtuli alteri hoc meum factum.*

In dem zweyten Theile der Abhandlung haben uns die Erörterungen des Vfs. nicht so wie in dem ersten befriedigt. Denn warum sollen wir bey Herleitung der *Nominum* nur von den *Verbis* ausgehen? Der Vf. giebt dafür keinen Grund an, und sucht nur durch Beyspiele von Herleitungen seinen Satz zu erläutern. Sollten aber die Nomina nicht eben so früh entstanden seyn können, als die Verba? Und wenn auch die letzten zum Theil früher entstanden wären, als die Nomina: so berechtigt dieſs uns noch nicht zu jener Behauptung; denn sobald einmal Nomina da waren, können diese nicht Veranlassung zur Bildung ganz unabhängiger Nomina geworden seyn, und von diesen wieder sich Verba gebildet haben? Oder ist der Vf. der Meinung, daſs nie ein Nomen, auch nach weiterer Bildung der Sprache, gebildet worden sey, dem nicht ein Verbum zum Grunde liege? Auch scheint uns der Vf. nicht überall bey den in diesem Abschnitte sich findenden Herleitungen die nöthigen Grenzen gewahrt zu haben. Wie oft werden solche Herleitungen bloſses Spiel! So urtheilen wir von der S. 23 angegebenen Herleitung des Wortes *cruor = id quod e corpore gruat i. e. excedat = sanguis.*

Die Ansichten, welche der Vf. im dritten Theil seiner Abhandlung ausspricht, theilen wir ganz, und wir finden die hier beyspielsweise vorgenommenen Berichtigungen früherer Lexikographen in Ansehung der Anordnung der Wortbedeutungen sehr an ihrem Orte.

Was No. 2 anlangt, so wird vielleicht für Viele die von dem königl. preussischen Ministerium ausgegangene und von Hn. *von Kamptz* unterzeichnete Verordnung jede weitere Empfehlung dieses Buches unnöthig machen: „Durch die Verfügung vom 17 Januar v. J. ist das K. Consistorium bereits beauftragt worden, zur Bekanntmachung des, von dem Prof. *Kärcher* in Karlsruhe herausgegebenen etymologischen Schullexikons der lateinischen Sprache, un-

ter den Lehrern seines Bezirks auf eine angemessene Weise mitzuwirken. Da nun eine neue Ausgabe dieses Werks bevorsteht, so fodert das Ministerium das K. Consistorium hiedurch auf, diese Veranlassung zu benutzen, die gedachte Schrift nochmals zu empfehlen, und darüber das Nähere durch die Amtsblätter bekannt zu machen. Berlin, den 6 August 1825." Rec. kann das Buch empfehlen.

No. 3 ist zwar von geringem Umfange; wir können aber aus eigener Erfahrung versichern, dass das Buch für die Bedürfnisse der Schüler auf Gymnasien vollkommen ausreicht, und dass die Gediegenheit seines Inhaltes höchst selten andere Bücher ähnlicher Art vermissen lässt. Die Wohlfeilheit des Preises kommt den Bedürfnissen der Schüler sehr zu Statten.

— st —

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Handbuch für Volksschullehrer beym Gebrauche der Bibel in der Schule.* Von *Joh. Ludolph Parisius*, Superintendenten, erstem Prediger und Director des königl. Schullehrer-Seminars zu Gardelegen in der Altmark. Mit einer Charte von Palästina. *Zweyte*, verbesserte und sehr vermehrte *Auflage.* 1829. VIII u. 202 S. 8. (16 gr.)

Der im Fache des religiösen Volksunterrichts schon vortheilhaft bekannte Vf. hat mit dieser Schrift sich um jenen abermals verdient gemacht. Rec., dem die erste Auflage nicht zu Gesichte kam, beschränkt sich bey seiner Beurtheilung nur auf diese zweyte, deren baldiges Erscheinen als ein günstiges Kennzeichen ihres Werthes betrachtet werden kann.

Das Ganze zerfällt in drey Theile. Vorangehen allgemeine Betrachtungen über die Bibel und den Gebrauch derselben in Volksschulen, worin an ihr Alter, ihre Geschichte, Wichtigkeit, Einfluss auf Bildung, Unterricht und Belehrung durch sie erinnert wird. Durchgängig mit gehöriger Kürze und Fasslichkeit. *Wie* aber und zu *welchem* Zwecke die Bibel in der Schule gebraucht werden soll, lehrt der zweyte Abschnitt. Man soll sie brauchen nicht zum Lesenlernen, jedoch für Fähigere zu Leseübungen, hauptsächlich aber zur Beförderung der Religionskenntniss, des richtigen Verständnisses der Bibel und ihres Gebrauchs. Wiefern nun die Bibel zur Leseübung anwendbar wird, geschieht durch sorgfältige Auswahl solcher für jenen Zweck geeigneten Stellen. Dabey ist aber auch dahin zu sehen, dass die Kinder mit dem Inhalte der Bibel gehörig vertraut, die Geschichte derselben hinlänglich kennen und ihre Wahrheiten verstehen lernen. Wie dieses bewirkt werden könne, ist auf eine anschauliche Weise dargethan. Ueber das Auswendiglernen der biblischen Sprüche werden nützliche Winke mitgetheilt. Die Erfodernisse in Ansehung der Kenntnisse eines Lehrers, der die Bibel mit Nutzen gebrauchen will, sowie der Hülfsmittel, deren er sich zur Erlangung derselben bedienen soll, sind in den zwey folgenden Abschnitten angezeigt.

Der zweyte Theil enthält folgende Abschnitte: Besondere Belehrungen über die Bibel, Einleitung in dieselbe, in das alte Testament, mit lehrreichen Bemerkungen; in das neue Testament. Nach einer kurzen Beschreibung von Palästina, welcher Rec. jedoch eine andere Stelle, etwa am Ende des Abschnitts, angewiesen haben würde, folgt eine Uebersicht der biblischen Geschichte. In der Folge wird nun von der Religions- und Staats-Verfassung des jüdischen Volks, sowie von den Sitten und Gebräuchen desselben in den häuslichen und geselligen Verhältnissen, gehandelt. Dieses geschiehet immer, wo es thunlich ist, mit besonderer Beziehung auf Bibelstellen, die dem Gesagten zur Erläuterung dienen. Mit Recht aber hat sich der Vf. in dieser Beschreibung überall nur auf das Wichtigste beschränkt, und nur das ausgehoben, was zum Verständnisse der Bibel dient.

In dem letzten Abschnitte werden zum besonderen Gebrauche biblische Bücher, Capitel, Abschnitte und Stellen nachgewiesen, und dabey diejenigen bemerkt, welche in der Schule auszuwählen oder zu überschlagen sind, worauf eine Angabe biblischer Erzählungen folgt. Mit dem am Schlusse befindlichen alphabetischen Verzeichnisse einiger in der deutschen Bibel vorkommenden dunkeln oder nicht ganz verständlichen Wörter und Ausdrücke mit beygefügter Erläuterung dürfte der Vf. der Mehrzahl von Volksschullehrern einen angenehmen Dienst erwiesen haben.

Rec. hält diese Schrift für eine der nützlichsten in diesem Fache, und wünscht daher, dass sie von vielen Schullehrern gebraucht werde.

D. R.

SCHÖNE KÜNSTE. *Nordhausen*, b. Landgraf: *Wiesenblumen*, von *Elise Ehrhardt.* Zweyte verbesserte Auflage. 1831. VIII u. 160 S. 12. (12 gr.)

Wenn in unseren antipoetischen Zeiten Gedichte eine zweyte Auflage erleben, so müssen sie entweder dem Geschmack der Menge schmeicheln, d. h. recht ins Grelle, Ungemeine abschatten, oder den Besseren durch unverkennbare Schönheiten gefallen. Erstes war bey einer Dichterin nicht zu fürchten; die zweyte Vermuthung wurde Gewissheit. Durch innige Empfindung, zartes Ahnen, frommes Erkennen und Anschauen der Natur, in ihren wandelnden Erscheinungen, wie in ihren ewig bestehenden, durch Anmuth der Darstellung ziehen diese Gedichte unwiderstehlich an, die ausserdem noch das höchst seltene Verdienst der Vfin. beurkunden, keine Tonart anzuschlagen, kein Tonstück zu versuchen, für das sie nicht die rechten Anklänge in sich spürte, zu dessen Ausführung sie sich nicht vollkommen befähigt glaubte.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Riemann: *Versuch eines vollkommen consequenten Systems der Mathematik*, vom Professor Dr. *Martin Ohm*, an der königl. Universität u. s. w. I Theil. *Arithmetik und Algebra* enthaltend. *Zweyte* umgearbeitete, durch viele neue erläuternde Beyspiele verdeutlichte *Ausgabe*. 1828. 418 S. II Theil. *Algebra und Analysis des Endlichen* enthaltend. *Zweyte Ausgabe*. 1829. 455 S. Nebst einer Figurentafel. III Theil. *Differentialrechnung* enthaltend. Mit vielen erläuternden und Uebungs-Beyspielen. 1829. 285 S. IV Theil. *Differential- und Integral-Rechnung* enthaltend. Mit vielen erläuternden und Uebungs-Beyspielen, so wie mit 54 Integraltafeln versehen. 1830. 234 S. Anhang 99 S. 8. (8 Rthlr.)

(Der 1 und 2 Theil auch unter dem Titel: *Lehrbuch der niederen Analysis* u. s. w. Der 3 und 4 Theil nebst dem noch erscheinenden 5ten: *Lehrbuch der höheren Analysis* u. s. w.)

Hr. Prof. *Ohm* hat laut der Vorrede zu dem ersten Bande keine andere Absicht, als für die gesammte Mathematik das zu geben, was Euklids Elemente für das Studium der Geometrie so wichtig gemacht hat. Weil er aber fühlt, dass das Unternehmen die Kräfte des Einzelnen weit übersteige, so hat er dasselbe mit Vorbedacht einen *Versuch* genannt. Doch glaubt er wegen der entschiedenen Wichtigkeit und Nothwendigkeit der beabsichtigten Arbeit, besonders nachdem der erste und zweyte Theil die zweyte Auflage erlebt haben, sich über sein Streben nicht mehr rechtfertigen zu müssen. Und so will er denn in 8—9 Bänden, wovon die beiden ersten als Lehrbuch der niederen Analysis besonders verkäuflich sind, und wovon auch, wie aus dem Titel ersichtlich, bis zum Erscheinen des 3 Bandes die 2te Auflage nothwendig geworden war, die gesammte Mathematik in einem vollkommen consequenten System darstellen.

Rec. hat hiedurch die dreyfache Aufgabe erhalten, über die Nothwendigkeit und Ausführbarkeit eines solchen Werkes im Allgemeinen, dann über das Gelingen oder Misslingen der Ausführung, so weit sich diess aus den vier vorliegenden Bänden beurtheilen lässt, und endlich über das Verhältniss der zweyten Auflage der ersten Bände zu der ersten sich näher zu erklären.

Was den ersten Punct betrifft, so ist wohl kein Zweifel, dass ein vollkommen consequentes System, wie in jeder Wissenschaft, so ganz besonders in der systematischsten unter allen, der Mathematik, überaus wünschenswerth wäre. Und da es sich nicht leugnen lässt, dass die vorzüglichsten Arbeiten unserer vorzüglichsten Mathematiker von diesem Ziel weit zurückgeblieben sind, so muss jeder Versuch auf diesem Felde die Aufmerksamkeit aller Freunde der Mathematik in Anspruch nehmen. Allein wir fürchten, es werden noch lange bloss Versuche sichtbar werden, da fast eine übermenschliche Intelligenz zu einer gelungenen Ausführung zu gehören scheint. So sehr wir zwar überzeugt sind, dass unter den jetzt in Deutschland schreibenden Mathematikern gerade Hr. *O.* der rechte Mann ist, einen solchen Versuch zu wagen, so gern hätten wir doch gesehen, dass er das Beywort: *vollkommen consequent* weggelassen hätte. Er konnte sich selbst immer ein solches Ideal vorhalten, aber dem Publicum hätte die Verheissung eines Systems oder höchstens eines „consequenten Systems" genügt. Wir wollen indess darum denen nicht beystimmen, welche an der etwas schroffen Aussenseite des Vfs. Anstoss nehmen, und ihm seine selbstgefälligen Ausdrücke zu hoch anrechnen; diese Tadler verweisen wir auf die sehr lesenswerthe Vorrede des dritten Theiles, und insbesondere auf folgende Stelle, die ein höchst interessantes Geständniss enthält: „Wer sich eigene Bahnen zu brechen veranlasst sieht, sieht sich leider auch, bey aller Bescheidenheit und bey aller Achtung der Verdienste Anderer, nur zu oft dem Vorwurfe der Anmassung ausgesetzt. Möchte Jeder von diesem Fehler so frey seyn, wie sich der Vf. frey davon fühlt; ja möchten die Herrn Verleger es nicht, der Menge wegen, für nothwendig finden, dass ein Name und einige Aemter und Titel des Vfs. als Aushängeschild dienen, und der Vf. würde seine Schriften anonym herausgeben, weil er dann hoffen dürfte, dass keine Persönlichkeit dazwischen treten könnte, und dass die einfache Wahrheit sich desto freyer und ungehinderter Platz machen dürfte. So aber

kann er immer nur wiederholt auf die Unsicherheit und Ungewissheit hinweisen, mit denen die meisten Resultate im höheren Kalkul nach den Zugeständnissen der grösten Analysten dastehen, wiederholt darauf aufmerksam machen, dass die Quelle aller dieser Uebel nur darin zu suchen sey, dass die Elemente nicht als Wissenschaft, sondern als Kunstfertigkeit angesehen und getrieben werden, dass daher das Höhere in der Mathematik nur in den Elementen dieser Wissenschaft gesucht und gefunden werden müsse und könne." Aber auch ausserdem lehrt die gemässigte Polemik gegen eine Stelle in der nichts weniger als bescheidenen Encyklopädie des Hn. *Hegel*, welche in die nämliche Vorrede eingeflochten ist, uns in Hn. *O.* einen Mann kennen, der von Dünkel wohl mit mehr Recht freyzusprechen ist, als mancher seiner Tadler. Liest man vollends, was der Vf., nachdem er einige entgegengesetzte Ansichten berühmter Männer über mathematische Gegenstände zusammengestellt, als Folgerung ausspricht, und worin er zur Toleranz mahnt, so wird man die Billigkeit seines Urtheils gern anerkennen, und Anderen zur Nachahmung vorhalten.

Was also dem Hn. *O.* besonders ein neues System zu erfodern schien, ist die Unsicherheit des höheren Kalkuls, welcher Operationen mit allgemeinen Grössen vornimmt, ohne immer untersucht zu haben, ob den Resultaten unbeschränkte Gültigkeit zukomme, und nun entweder in den Fehler verfällt, vieldeutige und schwankende statt eindeutiger und bestimmter zu gebrauchen, oder sich in Einzelheiten verlieren zu müssen, die den Zusammenhang der Wissenschaft kaum erkennen lassen. Deshalb urtheilt Hr. *O.* richtig über *Cauchy*, der die Unzulässigkeit des ersten Verfahrens am schonungslosesten aufgedeckt, aber selbst wieder auf dem zweyten Wege sich verirrt hat: er habe niedergerissen, ohne wieder aufzubauen. Und dieses Aufbauen ist der eigentliche Zweck des vorliegenden Werkes. Wir haben daher das Wesentlichste der Leistungen des Hn. *O.* gerade in der ersten Abtheilung desselben zu suchen; und damit die Leser nach demselben auf das Gebäude schliessen können, will Rec. die vornehmlichsten Begriffe und den Gang hervorheben, welcher in der vorliegenden niederen Analysis herrscht, und über die consequente Durchführung der angenommenen Grundsätze durch die höhere Analysis erst dann sich weitläuftiger erklären, wenn später, wo nicht das ganze Werk, doch wenigstens der noch zur höheren Analysis gehörige 5 Band erschienen seyn wird.

Nach Hn. *O.* heisst nun jedes Ding, welches selbst keine Zahl, dagegen ein Vielfaches irgend eines anderen Dinges ist, oder als ein solches betrachtet werden kann oder muss, eine *Grösse*, jenes andere Ding die *Einheit* oder das *Gemäss*, die Zahl des Vielfachen aber das *Mass* dieser Grösse für diese Einheit (Gemäss). Sonach ist die Zahl der höhere Begriff und die Grössenlehre nur ein besonderer Fall der Anwendung der Zahlenlehre: und es geht aus diesen Voraussetzungen folgendes Schema der mathematischen Disciplinen hervor:

Mathematik.
- I. Zahlenlehre.
  - 1) Elementar-Zahlenlehre.
  - 2) Höhere Zahlenlehre.
- II. Grössenlehre.
  - 1) Allgemeine.
  - 2) Besondere.
    - α) Raumgrössenlehre.
    - β) Kraftgrössenlehre.

Rec. kann sich mit dieser Grundvorstellung nicht recht befreunden. Ihm erscheint nicht die Zahl als der höhere Begriff und überhaupt gar nicht als real verschieden von der Grösse. Vielmehr ist die Grösse das Absolute, unabhängig von menschlicher Vorstellung Existirende, welches aber der menschliche Geist vermöge seiner Beschränktheit nicht stätig aufzufassen und mitzutheilen vermag. Die Zahl ist die discrete Vorstellung des ausser uns stätig Existirenden. So wie das Wort eine beschränkte, einseitige, aber die einzig mögliche Darstellung des Gedankens und Gefühls ist, so ist die Zahl eine eben solche Darstellung des unendlichen Raumes und der Zeit. So wie aber das Wort nicht die einzelnen Fälle des Seyns wiederholt, sondern nur die Vorstellung davon anregt, so macht sich auch die Zahl in der Idee wieder unabhängig von der ihr zu Grunde liegenden stätigen Grösse. Und in diesem Sinne ist auch die Zahlenlehre die Logik der gesammten Mathematik zu nennen, und geht ihr in der wissenschaftlichen Folge voran, während in der Natur der Begriff Zahl erst aus dem von Grösse und von Einerleyheit gewisser Grössenvorstellungen hervorgeht.

Ferner erklärt Hr. *O.*, die Analysis (Arithmetik, Algebra, Analysis des Endlichen, Differential- und Integral-Rechnung, Differenzen-Rechnung, Variations-Rechnung u. s. w.), welche man passender den *Kalkul* nennen sollte, hat es nicht mit den Grössen, sondern nur mit dem Verhalten (den Gegensätzen und den Beziehungen) der sieben Operationen zu einander zu thun. Diese Operationen sind aber drey *directe* (Addition, Multiplication, Potenziren) und vier *indirecte* (Subtraction, Division, Radication und Logarithmation). Er findet also — und diess ist eigentlich die Grundlehre seines Systems — drey Arten von Operationen, deren jede eine directe Operation nebst einem doppelten Gegensatze enthält. Dieser doppelte Gegensatz fällt indessen bey der Addition und Multiplication wegen Gleichheit der Resultate in einen einzigen zusammen (wegen $a + b = b + a$ und $a \cdot b = b \cdot a$). Die Erscheinungen bey diesen Operationen sind es, welche man bisher irrig für Eigenschaften der Zahlen ausgegeben hat. Es giebt deshalb keine negativen Zahlen, sondern nur *Differenzen*, welche entweder positiv, sofern für $a - b$ $a > b$, oder 0, wenn $a = b$, oder negativ, wenn $a < b$ ist, erscheinen. Statt also drey Fälle in eine Rechnung einzuführen, wird mit einer Differenz gerechnet, welche die drey Fälle in sich

fasst. Nachdem der Begriff der Differenz vorläufig auf ganze unbenannte Zahlen beschränkt ist, wendet sich die Untersuchung auf die zweyte Art von Operationen, und findet die allgemeinste Form in dem *Differenz-Quotienten* $\frac{\alpha - \beta}{\gamma - \delta}$, welcher mit Ausnahme des Falls, wo $\gamma = \delta$, folglich der Nenner gleich 0 ist, die *reale* (reelle?) Zahl genannt wird. Diese umfasst also alle ganzen und gebrochenen positiven und negativen Zahlen nebst der Null. Hierauf wird die *ganze Potenz* a^b definirt als ein Product aus b gleichen Factoren; die *Differenz-Potenz*, $a^{\alpha - \beta}$ als den Quotienten $\frac{a^\alpha}{a^\beta}$ vorstellend, wo a^α und a^β ganze Potenzen sind; dann die *absolute Wurzel* $\sqrt[b]{a}$, wo a positiv ganz oder gebrochen, b aber positiv ganz ist, und welche nur *eindeutig* (einförmig) und die einzige, allemal existirende (rationale oder irrationale) absolute Zahl vorstellt, die mit b potenzirt a wiedergiebt; hernach die *reelle Potenz* $a^{\frac{\pm m}{n}}$ als $\left(\sqrt[n]{a}\right)^{\pm m}$ vorstellend, daher nur unter der Voraussetzung, dass a positiv ist, und dann allemal eine und nur eine einzige Bedeutung hat; zuletzt der *reelle Logarithme* $\overset{b}{\log}$ a (oder a ? b), unter der Voraussetzung, dass a und b positiv sind, welcher allemal eine reelle Zahl vorstellt, und nur eine einzige, nämlich diejenige, x, welche $b^x = a$ macht. Wir sehen, dass Hr. *O.* hier schärfer unterscheidet und definirt, als gewöhnlich geschieht; dessbalb kommt er erst später und auf einigen Umwegen zu dem weitesten Begriff, zu der *allgemein numerischen* Zahl $p + q \cdot i = p + q \cdot (\pm \sqrt{-1})$, womit endlich ganz allgemein operirt werden kann. In jeder zusammengesetzten Rechnung muss nun von der absoluten Zahl bis zu der allgemein numerischen aufgestiegen werden, um ihre unbeschränkte Gültigkeit nachzuweisen. Sodann wird nachgewiesen, dass der Gleichung vom mten Grade m Werthe von der Form p + q · i genügen, wesshalb $\sqrt[m]{a}$ ein mdeutiges oder mförmiges Zeichen genannt wird. Diess begründet die nicht genug einzuschärfenden praktischen Regeln: den Ausdruck $\sqrt[m]{a}$ nicht als nothwendig einen gewissen Sinn habend anzusehen, und für die Wurzelform nicht eher eine der von ihm repräsentirten speciellen Formen zu setzen, bis man sich für den besonderen Fall überzeugt hat, dass gerade dieser Werth und nicht einer der übrigen dafür gesetzt werden könne und dürfe. Allein diese Definitionen folgen einander nicht unmittelbar, sondern um eine jede zu erhalten, werden die Rechnungen mit den bereits bekannten Ausdrücken bis auf den Punct durchgeführt, wo sich die neu aufzustellende Definition leicht ergiebt. Die *Gleichungen* zerfallen in *Bestimmungs*-Gleichungen und in *identische*, auch in *algebraische* und *transscendente*. Die Auflösung von m Bestimmungs-Gleichungen für m Unbekannte (Hr. *O.* schreibt „*der Unbekannte*", nämlich Buchstabe, gegen Gebrauch und Analogie) wird hauptsächlich nach 4 Methoden gelehrt, nach der Substitutions-, Combinations-, der englischen und französischen Methode. Auch andere Methoden werden als in gewissen Fällen vortheilhaft erwähnt. Auf die Anleitung zur Auflösung gewisser Gleichungen folgt jedesmal eine Untersuchung über die Grenzen der Werthe von x, eine sehr zweckmässige Gewöhnung zur Vorsicht und zur Verallgemeinerung der Ansichten. Bey den kubischen Gleichungen wird die Cardanische Regel erörtert, wobey die vorausgeschickte Erwähnung der französischen Auflösungs-Methode für Anfänger sehr erleichternd ist. Der irreducibele Fall muss natürlich verschoben werden, obgleich es nicht unpassend gewesen wäre, durch ein Beyspiel denselben zu antecipiren. Der Cartesischen (Harriotischen) Auflösungsweise wird gar nicht gedacht; warum, sieht Rec. nicht ein. Verhältnissmässig kurz werden die biquadratischen Gleichungen behandelt, mit welchen sich die besondere Betrachtung der einzelnen Gleichungsarten schliesst. In Beziehung auf alle diese Auflösungen wird noch von dem Auflösen der Gleichungen durch Substitution aus anderen, zugleich mit ihren Auflösungen gegebenen Gleichungen geredet. In einem Anhange werden technische Regeln, Winke und Warnungen ertheilt, auch die Grössenlehre einstweilen berücksichtigt. So weit der erste Theil.

Der *zweyte* beginnt mit der Entwicklung der arithmetischen Reihen, und giebt ausser dem Gewöhnlichen die zu der Factorielle $a^{m|d}$ gehörigen Formeln, sowie die Erklärung der Facultät m! und des Zeichens xn. Hieran knüpft sich leicht die Lehre von den figurirten Zahlen. Zur Einsicht in die Sätze $\overset{n}{T}m = \overset{n}{S}m - 1$ und $\overset{n}{T}m = \overset{n}{S}m - \overset{n-1}{S}m$, wie auch $\overset{n+1}{S}m + 1 = \overset{n}{S}m + 1 + \overset{n+1}{S}m$, sowie in alle übrigen dieses Capitels, ist sehr passend ein bis zu n = 8 und m = 7 ausgeführtes Schema der figurirten Zahlen vorangestellt.

Das folgende Capitel geht zu der combinatorischen Analysis, als Vorbereitung zu dem binomischen Lehrsatze, über. Für den Ausdruck: Complexion wird der deutsche: Verbindung gebraucht. Die Permutationen gehen den Variationen und diese wiederum den Combinationen voraus. Nach den nothwendigen Definitionen folgen in der gedrängtesten Uebersichtlichkeit die 6 Lehrsatz-Formeln. I) Ns. $\overset{m}{P}(a, b, c, d, \ldots) = m!$;

II) Ns. $\overset{m}{P}(a^\alpha, b^\beta, c^\gamma \ldots) = \frac{m!}{\alpha!\ \beta!\ \gamma! \ldots}$;

III) Ns. $\overset{n}{V}(a, b, c \ldots) = m^{n|-1} = [m - (n-1)^{n|1}]$;

IV) $\text{Ns.}\ \overset{n}{V'}_{(a,\ b,\ c\ldots)} = m^n$; V) $\text{Ns.}\ \overset{n}{C}_{(a,\ b,\ c\ldots)} = \frac{m^{n-1}}{n!} = m_n$; VI) $\text{Ns.}\ \overset{n}{C'}_{(a,\ b,\ c\ldots)} = \frac{m^{n|1}}{n!} = \frac{[m+(n-1)]^{n|-1}}{n!} = [m+(n-1)]_n$; wobey P = Permutation ohne Wiederholung, P' = Permutation mit Wiederholung, ebenſo V und V', C und C' gilt. Die Buchſtaben des griechiſchen Alphabets α, β etc. heiſsen Wiederholungs-Exponenten. Die gefundenen Wahrheiten werden ſodann zur Auflöſung einiger unbeſtimmter Aufgaben der Zahlenlehre angewendet. Von den combinatoriſchen Aggregaten, welche die Fortſetzung der combinatoriſchen Analyſis bilden, ſagt Hr. *O.*, er habe dieſe von dem Prof. *Rothe* in Erlangen gemachte Erfindung ſogleich nach ihrer Erſcheinung aufgefaſst, und wie ſein eigenes Kind gepflegt, eine Erklärung, welche uns veranlaſst, auch ſelbſt der Ueberzeugung zum Trotz, daſs die meiſten unſerer Leſer dieſe ſchon vor 11 Jahren bekannt gemachte Erfindung kennen, die dahin gehörigen Definitionen etwas näher anzugeben. Denn welchen Vortheil dieſe ſinnreiche Zeichenſprache der Ausbildung der Wahrheiten ſelbſt gewähre, kann jeder leicht ſchätzen, der es weiſs, wie oft die ganze Schwierigkeit einer Wahrheit in der Unbequemlichkeit der dafür gebrauchten Symbole liegt. Und überhaupt, wenn durch jedes neue, gleichviel, ob erfundene oder herübergeholte, Wort die Ideenwelt bereichert wird, warum ſollte es nicht auch durch jedes mathematiſche Symbol geſchehen?

Jeder Buchſtabe des kleinen deutſchen Alphabets ſtellt Null oder eine ganze poſitive Zahl vor. Ein ſolcher Buchſtabe hat einen *ſtehenden* Werth, wenn er eine völlig beſtimmte ganze Zahl vorſtellt; einen *durchlaufenden* aber, wenn er nach und nach jeden Werth der natürlichen Zahlenreihe erlangt, und zwar einen *unbeſchränkt* durchlaufenden, wenn er nach und nach in jede ganze Zahl bis ins Unendliche übergeht, einen *beſchränkt* durchlaufenden, wenn nur ein ſolcher Abſchnitt der natürlichen Zahlenreihe durchlaufen wird, deſſen Zahlen gewiſſen gegebenen (gewöhnlich in Gleichungen ausgedrückten) Bedingungen entſprechen. Für unbeſchränkt durchlaufende Werthe ſind alſo jedesmal auch unendlich viele Bedeutungen möglich, während durch mehrere Beſchränkungen die Werthe auf einen einzigen, ja auf keinen reducirt werden können. $a^{\mathfrak{a}}\,b^{\mathfrak{b}}$ bezeichnet eine Reihe von unendlich mal unendlich vielen Gliedern des Anfangs $a^0 b^0$, $a^1 b^0$, $a^2 b^0$ u. ſ. w. $a^0 b^1$, $a^1 b^1$, $a^2 b^1$ u. ſ. w. *in inf.* Dagegen $a^{\mathfrak{a}}\,b^{\mathfrak{b}}$ mit der Beſchränkung $\mathfrak{a} + \mathfrak{b} = \mathfrak{c}$, wofern $\mathfrak{c}$ nicht ſelbſt wieder ein durchlaufender Werth iſt, giebt der Reihe nur $\mathfrak{c}+1$ Glieder; denn da weder $\mathfrak{a}$ noch $\mathfrak{b}$ eine negative Zahl bedeuten darf, ſo kann keins von ihnen kleiner als 0 ſeyn, folglich keines gröſser als $\mathfrak{c}$. Die Summe aller Glieder, welche ein ſolcher mit durchlaufenden Werthen der deutſchen Buchſtaben behafteter Ausdruck liefert, wird mit einem vorangeſetzten S bezeichnet, während der Ausdruck ſelbſt in eckige Klammern eingeſchloſſen, die beſchränkenden Gleichungen aber ſo dicht wie möglich unter denſelben geſetzt werden. Der Ausdruck ſelbſt heiſst das *allgemeine Glied* der Summe, die ſo bezeichnete Summe ſelbſt ein *combinatoriſches Aggregat.* So iſt $\underset{\mathfrak{a}+\mathfrak{b}=n-1}{S}\left[\frac{(\mathfrak{a}+1)^{m|1}}{m!}\right]$ die Summe von n Gliedern der figurirten Reihe der mten Ordnung. Und es vereinigt ſich in dieſem combinatoriſchen Aggregat der Ausdruck für das allgemeine Glied und die Summe in einem einzigen. Das erſte würde durch $\overset{n}{T}m$ und die letzte durch $\overset{n}{S}m$ zwar angedeutet, aber nicht definirend dargeſtellt worden ſeyn. Um die Beſchränkung auf gerade oder ungerade Zahlen zu bezeichnen, wird der Buchſtabe $\mathfrak{t}$ gebraucht, ſo daſs die zwey beſchränkenden Gleichungen $\mathfrak{a} = 2\mathfrak{t}$ oder $\mathfrak{a} = 2\mathfrak{t}+1$ entſtehen. Doch kann die Bedingung auch oft mit den Buchſtaben des allgemeinen Gliedes ſelbſt aufgeſtellt werden, z. B. $\underset{\mathfrak{a}+\mathfrak{b}=n}{S}\left[\frac{(-1)^{\mathfrak{a}}x^{\mathfrak{a}}}{\mathfrak{a}!}\right] = \underset{2\mathfrak{a}+\mathfrak{b}=n}{S}\left[\frac{(-1)^{2\mathfrak{a}}x^{2\mathfrak{a}}}{(2\mathfrak{a})!}\right] + \underset{2\mathfrak{a}+\mathfrak{b}+1=n}{S}\left[\frac{(-1)^{2\mathfrak{a}+1}x^{2\mathfrak{a}+1}}{(2\mathfrak{a}+1)!}\right]$

Mit dieſer durch eine Reihe von Lehrſätzen modificirten Bezeichnungsmethode ſchreitet nun Hr. *O.* weiter zu dem binomiſchen Lehrſatze, welcher ſich jetzt ſo ausnimmt:

$(a+b)^x = a^x + x_1 . a^{x-1} b + x_2 . a^{x-2} b^2 + \ldots + x_{\mathfrak{a}} . a^{x-\mathfrak{a}} b^{\mathfrak{a}} + \ldots$

unter x_1, x_2, x_3 u. ſ. w. die Ausdrücke x, $\frac{x.(x-1)}{2}$, $\frac{x.(x-1).(x-2)}{1.2.3}$ u. ſ. w. verſtanden, oder kürzer:

$$(a+b)^x = S\left[x^{\mathfrak{a}} . a^{x-\mathfrak{a}} . b^{\mathfrak{a}}\right]$$

Der Satz wird anfangs für den Fall nachgewieſen, daſs x eine ganze poſitive Zahl iſt, ſpäter aber für den weiteren Fall, daſs x eine negative ganze Zahl, und auch für den, daſs $(a+b)^x$ eine reelle Potenz iſt. Die materielle Ausdehnung dieſer Wahrheiten geſchieht im trinomiſchen, quatrinomiſchen und polynomiſchen Lehrſatze, in der Anwendung auf Factoriellen $a \pm b^{m|r}$ und auf Binomial-Coefficienten.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Riemann: *Versuch eines vollkommen consequenten Systems der Mathematik*, vom Prof. Dr. *Martin Ohm* u. s. w. I — IV Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hierauf werden die ganzen Functionen eines einzigen veränderlichen Ausdrucks erklärt, und ihre allgemeinen Eigenschaften entwickelt, indem auch hier wieder die Darstellung durch combinatorische Aggregate angewandt wird. Die Auflösung der höheren Gleichungen ist die Aufsuchung der Werthe von x in der Reihe $A_0 + A_1 . x + A_2 . x^2 + A_3 . x^3 + \ldots + A_m . x^m$, welche die ganze Function zu Null machen, und ist nur als eine einzige von den zahlreichen Eigenschaften der ganzen Functionen anzusehen. Die Betrachtung der übrigen Eigenschaften führt dahin, dass wir mit der unendlichen Reihe im Allgemeinen ganz analog der endlichen operiren, obwohl sie im Speciellen nur dann gebraucht werden kann, wenn die Summe aller ihrer Glieder eine bestimmte endliche Zahl von der Form $p + q i$ wird, d. h. wenn sie convergiren, nicht aber, wenn sie divergiren. Von den unendlichen Reihen will nun Hr. *O.* vornehmlich Folgendes gemerkt haben: A. wenn sie *allgemein* sind: 1) Sind zwey unendliche Reihen nach x einander gleich für jedes x, so sind die Coefficienten der einzelnen gleichnamigen Potenzen von x einander gleich; und ist die eine identisch $= 0$, so sind ihre einzelnen Coefficienten identisch $= 0$. 2) Wird eine unendliche Reihe gesucht, welche gewisse Eigenschaften haben soll, so ist die Form der Reihe bereits gegeben, also sind nur noch die vorläufig mit A_0, A_1, A_2 u. s. w. bezeichneten Coefficienten derselben so zu suchen, dass den Bedingungen der Aufgabe genügt wird, und diess führt zur *Methode der unbestimmten Coefficienten.* 3) Diese Methode darf aber nirgends angewandt werden, wo man nicht vorher schon nachgewiesen hat, dass eine solche Reihe, wie man sie sucht, existirt, weil die Annahme der Form, wenn sie nicht existirt, zwar einen Widerspruch in sich schliesst, der sich irgendwo äussern muss, der aber nicht nothwendig in der Unmöglichkeit der Bestimmung der Coefficienten sichtbar werden wird, sondern oft eben nur darin sich zeigt, dass die so gefundene Reihe ein unrichtiges Resultat enthält. B. Wenn sie *numerisch* sind und alle einzelnen Glieder reell: 1) Eine Reihe ist dann gewiss convergent, so oft von irgend einem ihrer Glieder ab diese Glieder schneller oder eben so schnell abnehmen, als die geometrische Reihe $1 + x + x^2 + x^3 \ldots$ für den Fall, dass x kleiner als 1 oder $x = \frac{\mu}{\nu}$, aber $\mu < \nu$ ist. 2) In einer unendlichen Reihe ist das erste Glied grösser als die Summe aller übrigen Glieder, wenn jedes Glied $<$ oder $=$ ist der Hälfte des vorhergehenden Gliedes. 3) In einem solchen Falle ist der Werth der Reihe positiv oder negativ, je nachdem ihr erstes Glied positiv oder negativ ist. 4) Im Allgemeinen erkennt man die Convergenz einer unendlichen Reihe daran, dass man n ihrer ersten Glieder addirt, und diesen Ausdruck für den Fall betrachtet, dass das in ihm befindliche n immer grösser und grösser, und zuletzt ohne Grenzen grösser wird, und wenn er selbst dann doch nicht unendlich wird, sondern höchstens einer bestimmten endlichen Zahl sich immer mehr nähert, ohne sie je erreichen zu können. 5) Eine nach ganzen Potenzen von h fortlaufende Reihe kann für sehr klein genommene Werthe von h allemal convergent werden, so oft nicht einer der Coefficienten der Reihe unendlich gross wird. — Die Verbindung zweyer unendlichen Reihen von der Form $F(x) . F(y) = F(x + y)$ zur Bestimmung der Coefficienten führt endlich auf die natürliche Potenz, die natürlichen Logarithmen, und die Entwickelung der trigonometrischen Functionen, auf die künstliche und endlich zuletzt auf die allgemeine Potenz. Von dieser letzten a^x ist dann zu merken: 1) dass sie allemal unendlich viele wirklich von einander verschiedene Werthe habe, wenn x imaginär ist; 2) dass sie nur n von einander wirklich verschiedene Werthe habe, wenn $x = \pm \frac{m}{n}$ und der Bruch $\frac{m}{n}$ dabey in seinen kleinsten Zahlen ausgedrückt ist, und diese n Werthe von $a^{\pm \frac{m}{n}}$ sind zugleich die

n Werthe von $\sqrt[n]{(a^{\pm\frac{m}{}})}$; 3) dass, wenn x eine positive oder negative ganze Zahl ist, alle Werthe von $e^{x \cdot \log a}$ oder a^x in einen und denselben, nämlich in die Differenz-Potenz zusammenfallen. — Mit der künstlichen Potenz $e^{x \cdot La}$ (wo a nothwendig positiv ist) ist zugleich der künstliche Logarithme $\overset{a}{\log}\, b$ (wo die Basis a nothwendig positiv ist) gegeben, wenn man darunter den Ausdruck x versteht, welcher a^x d. h. $e^{x \cdot La}$ $= b$ macht. Die Zahl $\frac{1}{La}$ (La als natürlicher Logarithme der positiven ganzen Zahl $+ a$ genommen) wird der Modul des künstlichen Logarithmen genannt. Der zweyte Band schliesst mit Betrachtungen über den Gebrauch der gefundenen Werthe allgemeiner Potenzen.

Dem *dritten* Bande ist eine allgemeine Einleitung vorausgeschickt, um diejenigen, welche das Lehrbuch der höheren Analysis allein zu besitzen wünschen, mit den Hauptzügen der von dem Vf. vorgetragenen niederen Analysis bekannt zu machen. Die höhere Zahlenlehre beginnt darauf mit dem einfachen Taylorschen und Maclaurinschen Lehrsatz; die Begriffe der Ableitung, Ableitungs-Rechnung, der Differenz, des Differenzen-Quotienten $\frac{\Delta y}{\Delta x}$, des Differential-Quotienten $\frac{dy}{dx}$ und des Differentials werden erklärt. Der Differential-Coefficient $\frac{dy}{dx}$ ist nichts Anderes als die Ableitung. Die Methode der Grenzen ist dem Wesen nach die Ableitungs-Rechnung, aber in dem Gange ihrer Entwickelung und in der Anwendung von ihr abweichend. Diese Abweichung ist aber nicht immer zu ihrem Vortheile; die Ableitungs-Rechnung gewährt dagegen dieselben Vortheile, ohne ihre Nachtheile mit ihr zu theilen. — Die höheren Gleichungen und Partial-Differentialien nach mehreren Veränderlichen werden so behandelt, dass daraus eine systematische Ableitungs- und Differenziirungs-Methode für alle möglichen entwickelt gegebenen Functionen hervorgeht. Der dritte Theil schliesst mit der Bestimmung der Abhängigkeit der Ableitungen von einander, wenn die Veränderlichen selbst auf eine bestimmte Weise von einander abhängen, und mit Anwendungen dieser Beziehungen zwischen den Ableitungen zur Auffindung der Ableitungen und der Differentialien von verwickelt durch Gleichungen gegebenen Functionen, sowie auch zur Uebertragung der Unabhängigkeit.

Vierter Theil. Bemerkungen über die directen Entwickelungen in Reihen. Wie aus den gegebenen Reihen für F_{x+h} auf die Ableitungen $d^r F_x$ geschlossen werden kann, sowohl im Allgemeinen als auch für besondere Werthe von x. Hierauf wird die Ableitungs- (Differential-) Rechnung mit Anwendungen auf analytische Untersuchungen, mit Betrachtung der Eigenschaften homogener Functionen, mit Zerlegung der gebrochenen Functionen in ihre Partial-Brüche, endlich mit Bestimmung der $\frac{0}{0}$, der grössten und kleinsten und der Grenzwerthe geschlossen. Zugleich enthält dieser Band die ersten Begriffe der Zurückleitungs-Rechnung und das Verhältniss der letzten zur Integral-Rechnung; die Gesetze des Integrirens oder Zurückleitens nebst Integrations-Methoden für entwickelt gegebene Functionen; zuletzt das Praktische bey dem Integriren der entwickelt gegebenen Differentialien. Drey Anhänge enthalten einige der wichtigsten Anwendungen der Differential- und Integral-Rechnung auf Geometrie, Statik und Mechanik, worauf die Integraltafeln folgen.

Diess Alles trägt Hr. *O.* mit derselben logischen Schärfe vor, welche man aus seinen früheren Schriften schon gewohnt ist, und erleichtert die Uebersicht und das Auffassen des Zusammenhangs durch vorausgeschickte oder angehängte Anmerkungen. Die Beweise sind sehr kurz, aber bündig, bey leichteren Sätzen gewöhnlich dem eigenen Scharfsinn des Lesers überlassen. Wenn Hr. *O.* hiebey seinen Lesern oft zu Viel zugemuthet zu haben scheint, so ist zu bedenken, dass diess Buch nicht für Unvorbereitete geschrieben ist, und dass die bisher allgemein übliche Euklidische Methode der ausführlichen Beweise uns wirklich ein wenig verwöhnt hat. Ohne einen gewissen Grad von Heuristik anzuwenden, muss jedes Lehrbuch schwerfällig und ermüdend ausfallen, am allermeisten ein solches, welches mehr darauf berechnet ist, einen neuen Zusammenhang der mathematischen Wahrheiten nachzuweisen, als den längst bekannten mit Beyspielen zu belegen, oder denselben dem minder gereiften Publicum zugänglicher zu machen. Die Beweisart ist übrigens die synthetische, wie sich auch in einem systematischen und nach Euklids Elementen gearbeiteten Werke nicht wohl anders erwarten lässt. Auch in den berühmten Euklidischen Elementen gehören die apagogischen Beweise offenbar zu den Misständen, welche aus einer zu engen Verbindung der Beweise mit der geometrischen Zeichnung entsprungen sind. Was einmal erfunden ist, dessen Richtigkeit soll geprüft werden, und hiezu dient die Synthesis, wie zum Erfinden die Analysis. — Vielleicht erwartet Mancher in einem solchen Werke viele Neuerungen in Zeichen und Ausdruck. Wir können aber versichern, dass Hr. *O.*, so lang es thunlich war, das Bestehende beybehalten, und nur da, wo er wesentliche Lücken oder Zweydeutigkeiten antraf, sich Abänderungen oder Zusätze erlaubt hat.

So ausgezeichnet uns nun im Ganzen dieses Werk erscheint, so würden wir uns doch dem Verdacht der Lobrednerey oder Unaufmerksamkeit aussetzen, wenn

wir nicht zugleich mit dem Guten auch manches Misfällige herausheben wollten, und wir glauben auch diess letzte dem Vf. schuldig zu seyn.

Da einmal das Buch ein Gegenbild zu Euklids Elementen, und mehr als System, denn als Anweisung betrachtet werden soll, so müssen vor Allem die Unterbrechungen durch praktische Regeln höchst auffallend seyn. Es kann nichts verbessern, dass die Folge der Paragraphen nicht durch diese praktischen Capitel durchläuft; die Anwesenheit dieser Stellen selbst passt nicht in das Ganze. Wer erwartete wohl in dem vollkommen consequenten System der Mathematik die Regeln vom Heben der Divisionsausdrücke (Brüche) mit bestimmten Zahlen? Setzte Hr. *O.* wirklich voraus, dass seine Leser damit unbekannt wären, dann wäre für die ersten zwey Bände gewiss noch ein Band Einschiebsel nöthig gewesen, um die anderen beiden verständlich zu machen. Sollte aber hiedurch Vollständigkeit erzielt werden, warum würde dann nicht schon mit den Rechnungsvortheilen bey dem Addiren und Subtrahiren der Anfang gemacht? Warum sehen wir Nichts von Proportionen, Kettensatz? Warum wird für den Gebrauch der Logarithmentafeln auf die oft dürftige Einleitung in dieselben verwiesen? Warum — und diess ist doch offenbar eine billigere Foderung — übergeht Hr. *O.* die Cartesische (Harriotische) Regel? Warum die Lehre von den Kettenbrüchen? den geometrischen Reihen? Alles diess sind nicht unwichtige, historisch ausgeprägte Rechnungsformen, welche die Leser weit mehr vermissen werden, als die trivialen praktischen Regeln. — Eben so wenig vermögen wir uns damit zu befreunden, dass Definitionen — gleichviel, ob wichtige oder minder wichtige — in Anmerkungen beygebracht, andere ganz übergangen werden, wie z. B. *symmetrisch* I Th. S. 319. Definitionen, seyen es auch blosse Verbal-Definitionen, müssen entweder in den Text eingeflochten seyn, oder wie bey Euklides in Gruppen voranstehen. Dagegen würde es schwerlich misfallen haben, wenn der Gebrauch der Klammern (Parenthesen) etwas mehr als Nebensache behandelt worden wäre. Die ganz leichten Regeln über diesen Gebrauch sind in Regeln eingekleidet, und das $a . b + c = (a . b) + c$ sieht eben so wichtig aus, als der Maclaurinsche Lehrsatz. Diess hätte den Anmerkungen zugewiesen werden sollen. Selbst über die combinatorischen Aggregate konnte mancher Satz aus dem Text in die Noten verwiesen werden. Wenn man die Symbolik (Formenlehre) zu sehr unter die realen Sätze mischt, so eignet man ihr eine Unabänderlichkeit und Absolutheit zu, die ihnen nicht gebührt, und führt vielleicht manchen Anfänger irre.

Die zweyte Auflage der niederen Analysis ist mit Beyspielen reicher ausgestattet als die erste. Gewiss ein wesentlicher Vorzug, selbst wenn das Werk zur ersten Erlernung der mathematischen Wissenschaften um seiner sonstigen Eigenschaften willen nicht ganz geeignet erschiene. Auch hat sonst manche Veranschaulichung Platz gefunden, wofür der Leser dankbar seyn wird. Denn in dem Vortrage der Mathematik kann nicht genug nach Anschaulichkeit gestrebt werden, wenn man die Wissenschaft zum Gemeingut der Gebildeten und nicht zum Arcanum einiger Auserwählter machen will.

Druckfehler sind dem Rec. wenig aufgestossen; doch sind auch nicht alle in einem dem vierten Theile angehängten Verzeichniss enthalten, z. B. I Th. S. 56 heisst es: „a : b, welches aus dem Multiplicanden a und dem Multiplicator b besteht." Diess scheint eher Versehen als Druckfehler zu seyn. S. 190 „Irrationaler Wurzeln Nenner und Zähler muss unendlich gross (?) gedacht werden." S. 191. „Denn wäre $\sqrt[c]{a} \overline{\overline{<}} \sqrt[c]{b}$, so wäre auch $\left(\sqrt[c]{b^c}\right) \leqq \left(\sqrt[c]{b^c}\right)$." S. 313. $\sqrt[3]{216} = 4$ u. s. w. Auch hinsichtlich der äusseren Ausstattung können wir dieses Werk unbedenklich zu den vorzüglichsten Erscheinungen der mathematischen Literatur im letzten Jahrzehend zählen, und scheiden von dem Vf. mit dem herzlichen Wunsche, dass es ihm nicht an Gesundheit und Lust fehlen möge, seine Arbeit zu vollenden.

Ns.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

POTSDAM, b. Vogler: *Sendschreiben an Hn. V. F. L. Petri*, Prof. der alten Literatur am Collegium Carolinum *der pranget als obscurer Splitterrichter* in Braunschweig. Im Auftrage des Verfassers, *Karl Friedrich Bartels* aus Hildesheim, herausgegeben von *Eduard Schopenhauer*. 1831. 32 S. 8. (6 gr.)

Als Motto steht auf dem Titel: *Geziemender Freymuth und energische Jugendkraft.* Die letzte bewährt diese Schrift allerdings; ob auch der *geziemende* Freymuth anzuerkennen sey, werden die Leser aus einer einfachen Relation leicht selbst abnehmen.

Hr. *Bartels* hatte einem Buchhändler in Braunschweig seine *Charakteristik der Uebersetzer des Pindarus* zum Verlag angeboten; der Verleger befragte Hn. Prof. *Petri* um sein Urtheil, welcher den Druck abzulehnen rieth. Die Gründe nimmt er aus der wissenschaftlichen sowohl als aus der moralischen Beschaffenheit der Schrift her, aus der letzten besonders; denn er schliesst mit folgenden Worten: „Was aber den Abdruck seines Werkes unserem Gefühle nach unmöglich macht, ist der unverständige (*unanständige?*) Ton, mit welchem er auftritt, und die groben Schmähungen, die er sich gegen die ehrwürdigsten Männer, als *Seebode*, *Grotefend* u. m. a. erlaubt." Dieses Schreiben theilte nun der Buchhändler, wir wissen nicht, ob dazu beauftragt, nebst der abschläglichen Antwort auf jenes Anerbieten, dem Hn. *Bartels* mit, welcher hierauf (wie

S. 4 erzählt wird) denselben „auf die Unhaltbarkeit und Absurdität jener Beurtheilung aufmerksam machte, und ersuchte, den fraglichen Kritiker zu einer Rechtfertigung und Begründung seines Tadels zu veranlassen.“ Da diess nicht geschah, so übersichickte Hr. *Bartels* die Pindaruspapiere an Hn. *Schopenhauer*, zugleich mit einem an Hn. Professor *Petri* gerichteten Sendschreiben, dessen Schluss folgendermassen lautet: „An Ew. W. ergehet die dringende und ergebenste Bitte, sowohl Ihrer Kritik Ehre und guten Namen zu retten, und dieses durch Gründe und Beyspiele darzuthun, als auch dieses Sendschreiben zu widerlegen, und sehe ich einer gründlichen Beleuchtung meiner Behauptungen sehnsuchtsvoll entgegen; denn im Unterlassungsfalle erscheinen Sie als ein kenntnissschwacher Gelehrter.“ Hr. *Schopenhauer* gab nun diess Alles der Publicität Preis. Denn (so spricht er sich im Eingange der Vorrede aus) „Pflicht des Einzelnen ist es, dem frechen Unwesen der literarischen Ignoranten mit energischem Kraftarme zu steuern, und zu diesem Zwecke das Treiben dieser Ehrengilde mit grellen Farben zu schildern, und ist damit das Erscheinen dieses Sendschreibens hinreichend gerechtfertigt.“ Und auf den Hauptgrund, aus welchem Hr. *Petri* den Verlag des Werkes widerrieth, erwiedert er S. 14 Folgendes: „Dass der hochgelahrte Herr Professor *Petri* Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden nicht im Stande ist, leuchtet aus dem Tadel des unanständigen Tones hervor, auf welchen er groses Gewicht legt; denn jeglicher Gelehrter, der als Schriftsteller erscheint, welches unseres Wissens vom Herrn *Petri* nicht geschehen ist, muss es sich gefallen lassen, dass seine Leistungen mit strengem Tadel verfolgt werden, und wird die Wissenschaft durch eine einzige scharfsinnige Recension oftmals mehr gefördert, als durch bändereiche Werke. Den hohen Gewinn aber, der der classischen Literatur aus der Charakteristik erwächst, hat der neidische Kritiker absichtlich unerwähnt gelassen. Sonder Zweifel haben ihm die Directoren *Seebode* und *Grotefend* in *Hannover* Gefälligkeiten erwiesen, und nennt er diese theils aus Dankbarkeit theils aus Unkunde die ehrwürdigsten Gelehrten.“

Auf jenes Sendschreiben folgt in vorliegender Schrift eine lateinisch geschriebene *Censura viri cuiusdam doctissimi de libello Bartelsiano, Pindari versionem Botheanam recensente.* Wir wissen nicht, wer der Vf. dieser nicht eben tief eingehenden *Censura* ist: Hr. *Bartels* nennt sie in seiner S. 20 folgenden *Beleuchtung des vorstehenden Räsonnements* einen kritischen *Gallimathias* und den Vf. einen *Professor*. Der Hauptsinn dieser Beleuchtung aber ist S. 24 kurz zusammengedrängt in folgenden Worten: „Wenn *Bothe* den klaren Sinn der Urschrift verfinstert, und durch den Ausdruck — Fremdartiges dem Schriftsteller aufbürdet, so erscheint damit jegliche Rechtfertigung der Botheschen Worte als Abgeschmacktheit.“ Und Hr. *Schopenhauer* fügt S. 30 hinzu: „Wir machen einen Jeglichen auf die Wortfülle und Gedankenarmuth in vorstehender Kritik aufmerksam, die der obscure Berichterstatter aus keinem anderen Grunde in lateinischer Sprache abfasste, als um diese fehlerhaften Eigenschaften durch die Latinität etwas zu bemänteln; denn hätte er vorstehendes Räsonnement in deutscher Sprache geschrieben, so würde der an Pleonasmen und Worten reiche, an Gründen und Gedanken aber arme Vortrag um so klärer hervorgetreten seyn.“

Zuletzt wird nun noch Hn. *Bartels* Charakteristik der — Uebersetzer des Pindarus, unter Beyfügung einer Probe pindarischer Verdeutschungen von demselben, als ein Werk angekündigt, „das im Laufe dieses Sommers erscheinen und die Bahn brechen soll für eine geistreiche und geschmackvolle Uebersetzungsmanier des Pindarus.“

Die gelieferte Probe ist der Anfang des ersten Olympischen Siegesgesanges, und wir bekennen gern, dass, wenn man nicht gerade eine metrische Uebersetzung verlangt, über manches Ueberbieten des einfachen Pindarischen Ausdrucks (wie gleich im Anfange: *Dem Wasser gebührt die Krone*, ἄριστον μὲν ὕδωρ), und manche Härte in der Wortfügung (*Hochsänger, die den Kronossohn preisen*, *zum reichen Heerde Hierons gekommen*, ἱκομένοις) hinwegsieht, man hier den Sinn und Geist der Pindarischen Lyrik wieder findet. Angehängt ist noch eine doppelte Preisaufgabe von Hn. *Bartels*. „Für jeglichen Irrthum nämlich, der dem Vf. in dem Sendschreiben durch unwiderlegbare Gründe sollte nachgewiesen werden, wird dem siegreichen Wettrenner ein Preis *von einem Ducaten* zugesichert. „Demjenigen aber (heisst es weiter S. 32), der eine hinsichtlich des Sinnes und Geistes der Urschrift vollendetere Uebersetzung liefert, als jene Probe, wird ein Preis von *fünf und zwanzig Ducaten* zugestanden, und werden zu diesem literarischen Wettrennen namentlich eingeladen der Pindarusverdreher *Thiersch* und die literarischen Handwerker *Grotefend* in Hannover, *Petri* in Braunschweig und *Seebode* in Hildesheim, der als Schlackeninspector pranget am literarischen Schachte!“

Wir fügen nichts hinzu, als dass diese Relation die eigenen Worte der Vff. enthält.

Dn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

ÖKONOMIE.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Anleitung zur wahren Kenntniss und zweckmässigsten Behandlung der Bienen, nach drey und dreyssigjähriger genauer Beobachtung und Erfahrung.* Von *Nicolaus Unhoch*, Beneficiaten in Oberammergau. *Drittes Heft.* Mit 5 Steintafeln. 1825. 246 S. 8. (1 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1825. No. 80.]

Nachdem uns Hr. *U.* in den beiden vorhergehenden Heften mit seinen schätzbaren Beobachtungen über die Bienen und neuen Entdeckungen erfreuet hat, lässt er in diesem dritten Hefte auch seine Behandlung der Bienen, wobey er sich — wie er schon in der Vorrede zum ersten Hefte sagte — bisher sehr wohl befunden hatte, nachfolgen. Dieses Heft besteht aus 10 *Capiteln*, die Rec. alle nach der Reihe durchgehen wird.

Erstes Capitel. Von der Behandlung der Bienen im Frühjahre. Der 1ste §. hat folgende Ueberschrift: „*Wann ist es Zeit, sich nach den Bienen umzusehen?*" Diese Frage wird ganz kurz abgefertigt, dagegen viel vom Einsetzen der Bienenstöcke in ein Zimmer gesprochen, wo die Bienen den Winter über besser als im Bienenhause in Ruhe stehen, und darum weniger von ihren Vorräthen zehren sollen. Rec. giebt der Sache seinen ganzen Beyfall; denn es ist wahr, dass die Bienen dann weniger zehren. Nur macht Hr. *U.* dabey den Fehler, dass er die Bienen in den Stöcken verschliesst, und manches Andere, was zur Aufsicht im Winter nicht vergessen werden darf, ganz ausser Acht lässt. Denn zu der Zeit, wenn er erst nach den Bienen sich umzusehen anfängt, kann schon mancher Schade vorgefallen seyn. §. 4 hat folgenden Inhalt: „*Wenn die Bienen im Stocke unruhig werden, und auszubrechen suchen.*" Eben diess ist eine Folge von dem Verschliessen der Stöcke. Hr. *U.* will einen solchen unruhigen Stock an einen kälteren Ort gebracht wissen, um die Bienen wieder in Ruhe zu bringen: aber hat man denn allemal gleich einen solchen? Dagegen hat Hr. *U.* §. 9: „*Ein schlechter Bienenstock verräth sich selbst durch gewisse Kennzeichen*", seine glückliche Beobachtungsgabe in der Darstellung der Anzeigen schlechter Stöcke abermals bewiesen, und Alles so getreu wieder gegeben, wie es in der Natur gefunden wird. *Zweytes Capitel. Vom Füttern der Bienen.* Wenn man weiss, dass der Vf. seine Bienen in Körben und Kastenstöcken hält: so wird man sich nicht wundern, dass bey solchen der Fall nicht selten eintritt, wo sie gefüttert werden müssen, um sie nicht vor Hunger umkommen zu lassen. Die Beschreibung (S. 30) der Art, die Bienen vermittelst eines kleinen Kästchens von Oben in dem Stocke zu füttern, ist Rec. nicht begreiflich. *Drittes Capitel. Vom Rauben der Bienen.* Es ist zu loben, dass Hr. *U.* hier vor dem Gebrauch schädlicher Mittel warnt, wodurch schon oft grosser Schaden und Unglück entstanden ist, wenn man z. B. aus Rache die Räuber mit Gift umzubringen sucht. Rec. muss aber nach seinen mehrjährigen Erfahrungen entgegnen, *dass der Besitzer des beraubten Stocks allemal selbst die Schuld hat*, und auf keinen Fall der Besitzer des Räubers; er lässt durchaus keine Ausnahme gelten. Hr. *U.* äussert zwar, dass er im Besitz eines geheimen Mittels sey, wodurch er auf eine leichte Art seine Bienen zu Räubern machen könne. Rec. bietet ihm seinen ganzen Bienenstand zu einem Versuche dieser Art an. Alle beraubten Stöcke sind krank, und sind auch bey genauer Untersuchung niemals als völlig gesund befunden worden; gesunde werden nur alsdann von Räubern angefallen, wenn sie einen kranken schon völlig ausgeraubt haben. Hr. *U.* lehrt auf zweyerley Art die Räuber vermittelst dazu verfertigter und auf der Kupfertafel vorgestellter Maschinen einzufangen, und alsdann sie mit dem beraubten Stocke zu vereinigen. Wenn er aber §. 10 seine von ihm sogenannten Spurbienen beschreibt, so klingt es von einem so erfahrnen und alten Bienenkenner seltsam, wenn er hinzufügt: „Von dieser Gattung habe ich aber noch in keinem Bienenbuche etwas gelesen, und vermuthlich hat sie noch Niemand so genau beobachtet, als ich". Es sind aber die kleinen schwarzen Näscher, die Jedermann kennt, welche er fälschlich Spurbienen, hernach aber selbst auch Raubbienen und Näscher genannt hat. Ferner sagt er weiter: „Es redet zwar auch Hr. Schullehrer *Lukas* von einer gewissen Gattung Spurbienen, die, bevor ein Bienenstock schwärmt, vorausgehen sollen, um für den jungen Schwarm einen Wohnort auszusuchen; allein diese sind mit den obengenannten schwarzen, kleinen Bienen nicht zu vergleichen u. s. w." Hier hat er ganz Recht. Hätte er aber bey *Lukas* nur S. 67 nachgelesen: so würde er wohl gefunden haben,

dass er damit bey Weitem nichts Neues entdeckt hat. *Viertes Capitel. Von den Krankheiten der Bienen.* §. 1. „*Wie man sich vor den Krankheiten der Bienen schützen soll*". Das hat Hr. *U.* zu sagen vergessen, indem er wieder auf die im Winterlager unruhig gewordenen Stöcke zurückkommt, und hier das nachholt, was er oben im ersten Cap. §. 4 vergessen hatte. Bey der *Ruhr* §. 2 hat er weder gesagt, was das für eine Krankheit sey, noch die Ursache ihrer Entstehung angegeben; dagegen schweift er ab, und spricht bloss vom Aussetzen der Bienenstöcke im Frühjahr, damit sich die Bienen reinigen können. Die Krankheit der Faulbrut kennt er gar nicht; er hält nur das für Faulbrut, wenn die Bienen ihre Brut aus den Zellen reissen, und sie auf den Boden herab werfen. Er meint, dass, wenn diese Brut einige Tage im Stocke liegen bleiben müsste, sie alsdann in Fäulniss überginge. Eine sonderbare Meinung hat er in §. 6 von der Buckelbrut und von den Arbeitsbienen, dass sie nämlich, in Ermangelung der Königin, das Geschäft des Eyerlegens selbst übernähmen. Man sollte glauben, als könnten die Arbeitsbienen diess auf beliebige Art thun oder nicht, ohne darin von der Natur abhängig zu seyn. §. 7 will er von einer s. g. Tollkrankheit schreiben, geräth aber auf fremdartige Dinge; Rec. ist seit etlichen 50 Jahren von einer solchen Krankheit nichts vorgekommen. Von der sogenannten Hörnerkrankheit, die der Vf. eigentlich für keine wahre Krankheit hält, von den Bienenläusen, von schwachen Stöcken und von der Weisellosigkeit hat er viel Wahres gesagt; doch das, was über die Weisellosigkeit gesagt wird, ist nur eine Wiederholung des §. 9 des ersten Cap. Hr. *U.* ist wohl ein vortrefflicher Beobachter der äusseren Gegenstände, aber nicht in dem Grade ein Ausleger der Natur der Bienen, indem ihm die dazu erfoderlichen Kenntnisse der Natur zu fehlen scheinen. *Fünftes Capitel. Ueber die Verbesserung der Strohkörbe.* Diese Aufschrift fasst nur einen Theil von dem Inhalte des Capitels; es wird auch gelehrt, wie neue Strohkörbe zu verfertigen sind. Rec. hält den gegebenen Rath zur Verbesserung der Strohkörbe für unstatthaft. Der Vf. will lauter theilbare Körbe haben, und räth, die einfachen Körbe zu zerschneiden und in theilbare zu verwandeln. Was aber die Verfertigung der neuen Körbe betrifft, so scheint dieselbe viel zu umständlich. In den meisten Gegenden und Ländern werden die Bienenkörbe nach verschiedenen Formen aus freyer Hand gemacht, und so gut gearbeitet. *Sechstes Capitel. Von den nöthigen Geräthschaften.* Rec. hat auch manche unnöthige Geräthschaften angetroffen, zum Beyspiel den Spiegel im Bienenhause. Der Vorrath von Bienenkästchen, Strohkränzen und Körben gehörte wohl zum vorigen Capitel. Manche Geräthschaften, die eben nicht nöthig sind, sind bloss für Liebhaber, als eine Stiege, die so künstlich gebauet wird, dass sie zugleich zu einem Stuhle oder Tische gebraucht werden kann; eine Schraubenmaschine, womit man die schwersten Bienenstöcke mit leichter Mühe aufschrauben und untersetzen kann; eine Wage, womit man jeden Bienenstock auf dem Platze, wo er steht, oder frey wägen kann. Dagegen vermisst Rec. die Gefässe zum Honig und Wachsmachen, die Wachspresse und Bienenleiter, die alle wesentlich nothwendig sind.

Siebentes Capitel. Vom Schwärmen der Bienen. Unter dem „Schwärmen" ist nicht Alles angedeutet, was in diesem Capitel enthalten ist, indem auch die Kunst, Ableger zu machen, vorkommt. Vom Schwärmen selbst hat Hr. *U.* viel Lehrreiches gesagt; nur das hat Rec. lächerlich geschienen, dass, wenn man beym Schwärmen die Königin fangen wolle, man sich dazu erst mit Bienenhaube und Handschuhen versehen, sie alsdann beym Abfliegen geschwind haschen und an beiden Flügeln sanft halten solle. Wenn Hr. *U.* bey Schwärmstöcken, die Nachschwärme gegeben haben, viel darauf hält, dass sie alsdann mit anderen volkreichen Stöcken, die nicht schwärmen, versetzt oder verlegt werden: so sollte es Rec. wundern, wenn er nicht zuweilen auch den Schwärmstock dadurch weisellos gemacht hätte; oder hat er dergleichen Vorfälle vielleicht gar übersehen? Das Verschliessen der Fluglöcher bey Vereinigung zweyer Schwärme ist unnöthig, und das Einsperren einen oder zwey Tage lang schädlich, zumal wenn man rechnet, wie viel dann die Bienen an der Tracht verlieren. Das Kastenexperiment mit den Keilbretern S. 164 ist schon vielmal ausführlich erzählt, und hier doch noch einmal wiederholt. Alles mag Rec. nicht unterschreiben, was über das Vorliegen der Bienen gesagt wird; der Vf. ist noch zu wenig Naturkenner, ob er gleich ein guter Beobachter ist. Er lehrt auch künstliche Schwärme oder Ableger machen, durch Theilung des Mutterstocks; ebenso verfährt er, wenn er von zwey oder drey Stöcken nur Einen Ableger macht. Damit sagt er freylich nichts Neues; man müsste denn seine Körbe, Kästen und Keilbreter und die damit anzustellenden Operationen dafür annehmen wollen. Dann lehrt er Ableger aus Strohkörben nach Art des Hn. *Birkenstock* machen, wonach die Körbe sich wie die Kästen nach vertikaler Richtung theilen lassen. Auch diess ist nicht neu. Wenn er aber eine umständliche Beschreibung nebst Kupfern von dergleichen Körben hier beyfügt, und ihre Verfertigung lehrt: so gehörte diess alles eher in das fünfte Capitel. Auch das Austrommeln der Bienen ist nicht vergessen, wodurch aber Mancher sich schon um seine ganze Bienenzucht gebracht hat. Die Lehre vom Untersetzen der Bienenwohnungen (sollte wohl heissen: der Kränze oder Körbe und Kasten) hat ganz unschicklich auch hier ihren Platz gefunden. Den Beschluss des Capitels macht die Frage: Ob auch die Dronen zum Schwärmen etwas beytragen? Man weiss freylich nicht, wie der Vf. auf diese Frage kam, doch ist sie für den Bienenvater interessant, weil noch Niemand weiss, wozu die Dronen eigentlich da sind; auch Hr. *U.* kennt ihre Bestimmung nicht. Dass sie von der Mutterbiene abstammen, hat er schon im ersten Hefte erklärt; Andere hingegen haben aus Erfahrung und genauer Beobachtung erkannt, dass sie von den weiblichen Arbeitsbienen abstammen, die man schon lange darum Dronenmütter genannt hat, weil man mit Augen gesehen hatte, dass sie die Eyer dazu legten. Das Eyerlegen der weiblichen Arbeitsbienen leugnet Hr. *U.* zwar nicht; aber er

behauptet, dafs ſie dieſelben nur im Nothfall, wenn die Mutterbiene verloren gegangen wäre, legten. Aber ein ſo willkührlicher Gebrauch dieſes Naturvermögens iſt den Thieren, die nach ihrem Inſtincte handeln müſſen, nicht verliehen. Der Vf. hat ſich mit dieſer Beobachtung getäuſcht. Von den Dronen ſpricht er S. 192: „Wenn ihre Zahl überhand nimmt, ſo wird ein Bienenſtock an Honig und Volk arm". Ferner S. 193: „Wenn die Zahl der Dronen bey einem Bienenſtocke zu ſehr überhand nimmt, ſo mache ich mir gar nichts daraus, einen Theil derſelben auch mitten im Sommer abzufangen, welches ich ſchon öfters gethan, und zwar ohne Nachtheil des Stocks". Weiter: „Ich habe daher immer ein paar Dronenkäfige in Bereitſchaft, womit ich unter der Zeit, wenn es nöthig iſt (?), einen Theil derſelben abfange, und beſonders im Herbſte, wenn einige ſchwächere Stöcke zu viele Dronen haben, um ſie deſto eher von ihren Abzehrern zu befreyen". Dafs die Dronen in einem Stocke eben nicht nöthig ſind, ſiehet man daraus, dafs oft einzelne Stöcke das ganze Jahr hindurch keine Drone zeigten, und doch ſo geſund als andere waren.

Achtes Capitel. Von der Honig- und Wachs-Ernte. Hr. *U.* hält ſeine Honigernte im Herbſte, wo er die Honigkränze und Käſten abnimmt. Es iſt freylich wahr, dafs der Honig im Herbſte reinlicher und wohlſchmeckender iſt; aber den Bienenſtöcken iſt es nachtheilig, weil ſie dadurch an Kraft geſchwächt werden, und im Frühjahre ſich auf den künftigen Sommer nicht ſo vorbereiten, als wenn ſie ihren geſammelten Vorrath bis gegen Ende des Monats April behalten.

Neuntes Capitel. Von den Feinden der Bienen. Hier ſagt Hr. *U.* S. 223: „Die Landleute haben meiſtens die Meinung, dafs ein Bienenſtock, wenn er einmal 5—6 Jahre alt iſt, zur ferneren Zucht nichts mehr taugt; daher müſſe man ihn, wenn er anders ſchwer an Honig iſt, abthun, wenn man ſeinen Nutzen davon ziehen wolle u. ſ. w. Sie ſagen: wenn einmal die Wachsfladen bis auf den Boden herab ſchwarzbraun ſind, und der Stock ſein Alter hat: ſo iſt es Zeit, ihn zu tödten, oder er ſtirbt von ſelbſt". Hierauf antwortet der Vf.: „Wenn man aber einem ſolchen Strohkorbe von Jahr zu Jahr einmal von dieſer, ein anderesmal von der anderen Seite die ſchwarzen Fladen, und beſonders die Dronenfladen, ausnimmt: ſo bleibt derſelbe um ſo länger gut, weil er jährlich wenigſtens zur Hälfte etwas Neues bauen kann". So klug auch der Rath des Vfs. ſcheint, ſo mufs ihn Rec. doch als einen verderblichen verwerfen, weil dergleichen Stöcke, wenn man ſie auf dieſe Art zwey Jahre hinter einander beſchneidet, davon ſo geſchwächt ſind, dafs ſie darüber ſchlecht werden, und ſelbſt eingehen. Es iſt ein Vorurtheil, wenn man meint, ein Bienenſtock müſſe eingehen, wenn ſeine Tafeln im Lager ſchwarz ausſehen; wenn der Stock ſonſt bey guten Kräften iſt: ſo kann er die untauglichen Tafeln gar bald ausſchroten. Mit Recht eifert dagegen der Vf. gegen das Bienentödten, und eben ſo wahr iſt die Bemerkung, dafs die Eigenthümer ihren Bienen meiſtens ſelbſt aus Unwiſſenheit ſchaden. *Zehntes Capitel. Vom Ueberwintern der Bienen.* Was vom Verſchlieſsen der Fluglöcher im Winter bey Bienenſtöcken zu halten ſey, darüber hat Rec. ſchon oben ſeine Meinung zu erkennen gegeben; ſeine Bienenſtöcke ſetzt er mit geöffneten Fluglöchern ein, und ſtellt einige Mäuſefallen hinzu. Wenn auch einzelne Bienen aus den Stöcken herausfliegen — was den Winter über ohnehin oft geſchieht, wenn ſich die Witterung verändert, — das kümmert ihn nicht, weil dieſs gewöhnlich auch in der gröſsten Kälte bey ſolchen Stöcken geſchieht, die auf ihrem Stande ſtehen. Vor Einwinterung der Bienenſtöcke ſollte wohl oft eine Reduction nöthiger ſeyn, als das Einfüttern der ſchlechten Stöcke, die ihr Winterfutter nicht eingetragen haben. Denn nach dieſer Methode des Vfs. werden nur für das Frühjahr mehr oder weniger Qualbienen erzogen, die den Untergang des Bienenſtandes bereiten. Der Zweck der Einwinterung einer ſolchen Bienenzucht iſt nach dem Vf., die Stöcke alle glücklich bis zur nächſten Tracht im Frühjahre durchzubringen. Rec. aber will ſie auch recht kraftvoll durchgebracht wiſſen, weil ſie ſonſt keine Tracht benutzen können. S. 241 ſtellt Hr *U.* von einem jungen Stocke folgende Berechnung ſeines Gewichts auf, als:

4 Mafs Honig wiegen . .	11	Pfund, das Mafs zu 2¾ Pfd.
An Wachs nach Verhältniſs des Honigs wie 1 zu 20	½	—
An Holz von 5 Käſtchen mit einem Deckel und Bodenbret, ...	10	—
Das Bienenvolk à Pf. 5504 Bienen, ...	3	—
Das Bienenbrod	2½	—
	Summe 27 Pfund.	

„Dieſes Gewicht von 27 Pfund, ſagt Hr. *U.*, ſoll ein junger Bienenſtock im Herbſte im Käſtchen haben, womit man ihn ſicher einſetzen kann (?), und was ihm daran mangelt, ſoll ihm noch beygegeben werden; mangelt ihm aber zu viel an Honig, und iſt er dabey noch ſchwach an Volk: ſo vereinige man ihn dreiſt mit einem anderen ſchwachen Stocke, welches allezeit das Sicherſte iſt. Einen Bienenſtock hingegen, der 4 oder 5 Aufſätze mit Käſtchen hat, ſoll man wenigſtens mit 30 bis 40 Pfund über den Winter einſetzen, und beſonders Magazinſtöcke (!), die beynahe noch ſo viel Volk haben, als ein anderer Stock, wenn man nicht Gefahr laufen will, denſelben zu verlieren". „Dieſe meine hier angegebene Beſtimmung des Gewichts will ich aber, fährt er fort, keinesweges als eine allgemeine Regel für alle Orte und Gegenden vorſchreiben, ſondern jeder Bienenhalter mufs ſich ſelbſt nach ſeiner Gegend und Lage richten; alsdann wird er bald einſehen, wenn er ſeine Bienenſtöcke im Herbſte und im Frühjahre wieder wiegt, wie viel ein Bienenſtock für ſeine nöthige Winternahrung gebraucht hat, und aus dieſem kann er alſo leicht auch für künftige Jahre ſeine Rechnung machen". — Der Vf. hat alſo obige Angabe des Gewichts hiemit wieder für völlig unſicher erklärt, wie ſie es auch wirklich iſt. S. 245 findet ſich ein Druckfehler, der zu einem groſsen Miſsverſtändniſſe Anlaſs geben kann, wenn man auf Z. 9 und 10 v. o. die Worte

liest: „Sollte ein oder der andere Stock mitten im Winter zu bauen anfangen“, — im Winter bauet kein Bienenstock. Man muss das Wort *bauen* in *brausen* ändern. — Ausserdem wiederholt der Vf. den Rath, man solle von Unten ein Paar hölzerne Keilchen einstecken, oder besser: man solle den Bienen Luft geben. Er sagt: „Es ist nichts Seltenes, dass ganze Bienenstöcke, wenn sie zu wenig Luft hatten, erstickt sind (!) u. s. w.“ Warum verschliesst er ihnen denn da das Flugloch? Druck und Papier sind schön, aber die 5 Kupfertafeln waren so nöthig nicht.

Ks.

Ulm, b. Ebner: *Vollständige Anweisung, Aurikeln, Nelken und Balsaminen von seltener Schönheit und Grösse im freyen Lande, wie in Töpfen, zu erziehen.* 1826. 8. (12 gr.)

Wenn auch der Vf. nur einen Auszug aus anderen Büchern liefern wollte, so hätte er doch das Ausgezogene richtig vortragen sollen. Wir haben aber viele Mängel gefunden, unter denen wir nur einige bemerkbar machen wollen. Der Vf. zählt die Aurikel zu den schönsten Gartenblumen; allein die Aurikel müssen im Topfe unterhalten werden, wenn sie auf Schönheit Anspruch machen sollen. Ganz zu missbilligen ist, den Aurikelsamen nach der Saat mit Erde zu bedecken, ebenso die besäten Töpfe im freyen Garten hinzustellen. Bey diesen Methoden wird der wenigste Same keimen, und die wenigen hervorgekommenen Pflanzen werden sich bald wieder verlieren. Die Bemerkung, dass nicht aller Same im ersten Jahre aufgehe, verräth Mangel an Sachkenntniss. Wenn der Same auf Schnee gesät, oder nur oben auf die Erde ausgestreut, zugleich klein geschnittenes Moos dünne darüber gestreuet, und der Topf oder Kasten, worein gesät ist, in eine frostfreye Kammer, oder auch in ein ausgehobenes Mistbeet, worüber die Fenster gelegt sind, gebracht worden: so werden in 6 Wochen bis 2 Monaten alle Samen keimen. Aurikel ins freye Land zu pflanzen, ist keinem Blumisten anzurathen, indem sie sehr leicht in einem einzigen ungünstigen Frühjahre, oder bey häufigem Glatteise, sämmtlich zu Grunde gehen können. Aurikel wollen ihrer Natur zufolge in einer stets gleichen, warmen Temperatur stehen, und blühen auch schon frühzeitig, wozu sie schon an und für sich eine solche wärmere Temperatur nöthig haben. Sind sie also im freyen Lande dem rauhen Winde ausgesetzt: so blühen sie schlecht, und gehen bis zum nächsten Frühjahre ganz gewiss zu Grunde. Rec., selbst ein grosser Freund der Aurikel, welche er über 20 Jahre cultivirte, könnte ganz andere Erfahrungen darüber mittheilen. — Was die Nelkenzucht betrifft, so ist zwar von dem Vf. recht Vieles hierüber gesagt, aber nur alles das, was hundert Andere auch schon gesagt haben. So über die Ueberwinterung der Nelken, wobey die alte Mühseligkeit noch beybehalten worden. Nelken erfrieren im Freyen nicht, sondern verlangen nur Schutz gegen späte Fröste, und Vorsorge, dass das Wasser um sie herum nicht gefriere. Stehen sie im Freyen: so dürfen sie nur mit Baumlaub bis an die Spitzen der oberen Blätter überdeckt, und müssen auf einen besonders erhabenen, trockenen und leichten Boden gepflanzt werden; hier werden sie weder durch Nässe, noch durch Frost leiden. Nelken in Töpfen aber überwintert man am leichtesten in einem ausgehobenen Mistbeete; wenige Stöcke braucht man auch nur in einen hellen Vorplatz zu stellen, wohin die Kälte nicht zu heftig dringt. Aber selbst in das ausgehobene Mistbeet muss man erst trockenes Baumlaub legen, um die Töpfe bis an den Rand hinein zu setzen, und den Regen abzuhalten. Ueber die künstliche Befruchtung durch Samenstaubvermischung ist gar nichts bemerkt; auch scheint der Vf. das bekannte Mittel, einfarbige Nelken schnell verschiedenfarbig *zu machen*, nämlich durch Bereitung von Salpeter-*Erde*, oder die Art und Weise, wie man vorzügliche Nelken mit grossen Blumen sich erzieht, und dergleichen längst bekannte Sachen, nicht zu wissen. Ganz ungenügend ist, was er über die Zucht der Balsaminen sagt; überhaupt aber rathen wir ihm, sich erst mit der Blumenzucht bekannt zu machen, bevor er Anderen Lehren darüber ertheilen will.

R. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. Leipzig, b. Cnobloch: *Ueber weibliche Bildung und besonders über die Errichtung einer weiblichen Lehranstalt in Verbindung mit einer höheren Schule zur Bildung künftiger Lehrerinnen und Erzieherinnen;* mit Nebenbemerkungen von einem sächsischen Schulmanne. 1828. IV u. 48 S. 8. (5 gr.)

Der uns unbekannte Vf. legt dieser Schrift zwey Sätze zu Grunde, welche er mit Scharfsinn zu vertheidigen weiss: 1) Alle Schulen sollten *öffentliche* seyn, und können es, ohne dass dazu ein besonderer Fonds vorhanden ist; 2) Vermischter Unterricht beider Geschlechter hat manche Nachtheile, ja sogar Gefahren; überall sollten *Töchterschulen* von den Schulen der Knaben und Jünglinge gesondert seyn. Was er nun über die Einrichtung dieser Töchterschulen, über die Wahl der Lehrgegenstände, über die Lehrmethode und über die dabey zu benutzenden Bücher sagt, verräth einen denkenden und erfahrnen Pädagogen; auch wie mit dieser Schule eine *Bildungsanstalt für künftige Lehrerinnen* verbunden werden könne, in welcher junge Frauenzimmer, die sich zu Lehrerinnen der Jugend ihres Geschlechts bilden wollen, durch Unterricht, durch gute Muster und durch eigene Uebung sich zu jenem Geschäft geschickt machen, hat der Vf. vortrefflich gezeigt. Wir empfehlen diese Schrift allen Eltern und Erziehern, denen die Bildung der weiblichen Jugend am Herzen liegt, und bemerken nur noch, dass Hr. *Schubart* in seiner *Schule der weiblichen Jugend* (Jen. A. L. Z. 1831. No. 231) auf dieselbe Rücksicht genommen hat.

M. G.

ERGÄNZUNGBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HALLE, b. Gebauer: *Commentationis de Agathonis vita, arte et tragoediarum reliquiis particula:* quam ad veniam litteras in acad. Frider. Halensi docendi rite impetrandam — — publice defendet *Fridericus Ritschl*, Philos. Doctor. 1829. 24 S. 8.

Der Vf. dieser Schrift, welcher glückliches Talent, Gelehrsamkeit und stilistische Gewandtheit vereinigt, beabsichtigt eine ausführliche Abhandlung über den Tragiker *Agathon*, der durch den Roman *Wieland's* auch einem grösseren Publicum nicht unbekannt ist. Da Zeit und andere Verhältnisse ihn hinderten, das Ganze zur Zeit bekannt zu machen, so hob er die Untersuchung über die chronologischen Bestimmungen von Agathons Lebensalter heraus. Wir übergehen billig die so oft für und wider dergleichen Monographieen junger Gelehrten vorgebrachten Demonstrationen, und fassen das Geleistete ins Auge, erfreut, endlich den Anfang gemacht zu sehen zu einer gründlichen und wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte der griechischen Tragödie, welche Gefahr lief, durch die Anziehungskraft der Komödie aller Anhänger beraubt zu werden.

Es galt hier die Gewinnung nur weniger Resultate, und noch dazu aus kargen und sich oft widersprechenden vereinzelten Ueberlieferungen. Um so erfreulicher ist es aber, den Vf. sich durch alle Schwierigkeiten glücklich hindurchwinden zu sehen, ohne dass er einer sich darbietenden Untersuchung eines mit der Hauptsache zusammenhängenden Datums aus dem Wege gegangen wäre. Wir möchten eher behaupten, dass er in diesem Streben fast die Grenze überschritten hätte; namentlich hält es den Gang der Untersuchung zuweilen auf, dass er es sich zu sehr angelegen seyn liess, alle die in den mannichfaltigen chronologischen Verwirrungen von Anderen begangenen Irrthümer namhaft zu machen.

Der Vf. geht von einer Aussage des Marcellinus in der *vita Thucydidis* §. 30 aus, welcher den Agathon einen Zeitgenossen des Thucydides nennt, und sucht von hier aus zu ermitteln, mit welchem Rechte Agathon ein Zeitgenosse desselben heissen könne, ohne jedoch später, nachdem er zum Ziele gelangt ist, auf diesen Ausgangspunct zurückzuweisen. Hiebey stiess er auf das angefochtene ἐπεὶ μὲν ἔζη Ἀρχέλαος, das er nicht auf den König A., sondern auf den Philosophen bezogen wissen will, wie uns scheint, etwas gewagt. Denn wenn unter den Namen der übrigen Zeitgenossen des Thucydides der des Archelaus ohne Zusatz stände, wollten wir gern, nach der vom Vf. angedeuteten näheren Verbindung zwischen Philosophie und Poesie, an den Philosophen und nicht an den König denken; so steht aber die Anführung des Archelaus ausser aller Beziehung zu jenen früheren, und enthält offenbar etwas Neues. Das ἐπεὶ des folgenden Satzes weist auf den früher (§. 25) erwähnten Aufenthalt des Thucydides in Thracien hin, von dem sich Marcellinus in ein weitläuftiges Auskramen bunter Notizen verirrt hatte. Hier in Thracien war er dem von geistreichen Männern besuchten Hofe des Archelaus nicht fern; es wird daher seiner dermaligen Unberühmtheit zugeschrieben, dass er nicht wie die vorher erwähnten Choerilus und Agathon an den Hof dieses Königs gezogen wurde. Thucydides lebte in seinem thracischen Exil bis zum Jahre 403, also während ganzer 11 Jahre der Herrschaft des Archelaus in Macedonien; und mit seiner Rückberufung kann man auch annehmen, dass der grössere Ruhm des Thucydides anbricht.

Hierauf wendet sich der Vf. zu Aelian. V. H. XIII, 4, wo erzählt wird, dass Agathon in einem Alter von 40 Jahren zugleich mit dem Euripides am Hofe des Archelaus an einem Trinkgelage Theil genommen habe. Es musste daher die Regierungszeit des Archelaus und wegen mancher Verbindung beider, die seines Vorgängers, des Perdikkas, ausgemittelt werden, was bey den auffallend verschiedenen Angaben und widersprechenden Zeugnissen eine sehr schwierige Sache ist. Die Resultate sind, für den Perdikkas 23 Jahre — Ol. 91, 3, für Archelaus 14 Jahre — Ol. 95, 1 (Diodor. XIV, 37). Die Zeugnisse, die in eine Uebereinstimmung zu bringen waren, sind, ausser dem eben erwähnten, Diodorus XIII, 49, wo erzählt wird, dass Archelaus Ol. 92, 3 die Pydnäer bekriegt habe, obgleich Diodor an der ersten Stelle sagt, Archelaus habe 7 Jahre regiert, ferner Thucydides VII, 9, aus dem hervorgeht, dass Perdikkas Ol. 91, 3 noch lebte, Athen. V. p. 217 E, der ausser den fünf verschiedenen Angaben über die Regierungszeit des Perdikkas noch zu erkennen giebt, dass Archelaus erst eine geraume Zeit nach dem Tode des Perikles seine Regierung angetreten habe, dann der Armenische Eusebius, der nach einer Angabe Diodors dem Archelaus 17 Regierungsjahre, Georgus Syncellus, der ihm 14, und Eusebius im *Canon chronicus*, der ihm 24

giebt. Der Vf. unterwirft nun die chronologischen Königsverzeichnisse, die sich bey dem Eusebius finden, einer genauen Prüfung, und ermittelt zuerst die Regierungszeit des Perdikkas, die die Autorität des Marsyas und Philochorus für sich hat. Nun wird die Summe der Jahre von Caranus bis auf Alexander M. vom Eusebius auf 453 angegeben, die übrigen Könige mit Ausnahme des Archelaus regieren 439 Jahre, es bleiben daher für denselben 14 Jahre übrig, die von dem sicheren Datum Ol. 95, 1 rückwärts gezählt werden müssen. Auf diese Prämissen gestützt, konnte daher der Vf. in der widerspenstigen Stelle Diod. XIV, 37 ἑπτὰ in τεσσαρεσκαίδεκα verwandeln, eine Emendation, deren Sicherheit auch aus paläographischen Gründen hinreichend fest steht. Die Sicherheit des für den Perdikkas gewonnenen Resultats wollen wir noch auf einem anderen Wege feststellen. Die Summe der Regierungsjahre der macedonischen Könige von Caranus bis auf Perdikkas, den Vorgänger des Archelaus, giebt Eusebius auf 353 an. Es muss daher Perdikkas gerade 100 Jahre vor Alexander M., bis auf dessen Regierungsantritt nach demselben Eusebius von Caranus an gerechnet 453 J. verflossen, zur Regierung gekommen seyn, d. i. 436. Diese 100 Jahre werden nun ausgefüllt von Philipp, welcher 23 Jahre regierte, von den Königen Orestes bis Perdikkas 3, welche, wie *Clinton* beweist (*F. H. pag.* 242 *Ed. Krueg.*), 40 Jahre regierten, und den Regierungen des Perdikkas und Archelaus, für welche sich ein Rest ergiebt von 37 Jahren, der nun, mit Hinzuziehung der oben angeführten Angaben, zwischen dem Perdikkas und Archelaus in 23 und 14 getheilt werden muss. Wie die Bedenklichkeiten, welche *Clinton* gegen die Annahme von 23 Jahren, S. 238, erhebt, zu beseitigen sind, müssen wir hier übergehen. Aus unserer Auseinandersetzung geht aber zugleich hervor, dass Perdikkas von 436 d. i. Ol. 85, 4 *extr.* herrschte. Diess müssen wir voraus bemerken, um davon bey der Widerlegung einer Emendation des Vfs. auszugehen. Ganz besondere Berücksichtigung nämlich verdient Athen. V. p. 217. E. eine lückenhafte Stelle, an welcher *Casaubon's* und *Schweighäuser's* Scharfsinn gescheitert ist, und die uns auch der Vf. nicht ganz richtig gefasst zu haben scheint. Athenäus tadelt den Platon darüber, dass er im Gorgias, dessen Zeitverhältnisse in die Regierung des Archelaus fallen, gleichwohl den Perikles einen νεωστὶ τετελευτηκότα nenne. Zu einer Zeit, in welcher man noch so habe vom Tode des Perikles sprechen können, könne Archelaus noch nicht zur Regierung gelangt seyn. Um seinen Tadel zu unterstützen, sucht er nachzuweisen, wie gross diese Differenz sey. Er geht aus von dem Vorgänger des Archelaus, dem Perdikkas, dessen Regierungszeit fünffach verschieden angegeben wird: 41, 40, 35, 28 und 23 Jahre. Aus diesen nimmt er die kleinste Angabe, die des Marsyas und Philochorus, offenbar nicht als ob er sie für die richtigere hielte (eine Meinung, die der Vf. S. 10 ausspricht), sondern, um zu zeigen, wie selbst bey der möglichst kleinsten Differenz zwischen dem Tode des Perikles und dem Regierungsantritt des Archelaus der Ausdruck Platon's unpassend erscheint. Er sagt: τούτων οὖν διαφόρως ἱστορουμένων λάβωμεν τὸν ἐλάχιστον ἀριθμόν: so spricht man keine positive Annahme aus. Nun fährt Athenäus fort: Περικλῆς δ' ἀποθνήσκει κατὰ τὸ τρίτον ἔτος τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου, ἄρχοντος Ἐπαμείνονος, ἐφ' οὗ τελευτᾷ (Lücke) Περδίκκας, καὶ τὴν βασιλείαν Ἀρχέλαος διαδέχεται. Die Lücke hat nun offenbar eine Bestimmung über das Ende der Regierung des Perdikkas, wenn man jene Regierungszeit von 23 Jahren nimmt, enthalten. Es musste daher Athenäus, wie der Vf. richtig bemerkt, den Anfang der Regierung des Perdikkas, oder, wie wir bestimmter aufstellen zu können glauben, dasjenige Regierungsjahr des Perdikkas der Zahl nach wissen, in welches der Anfang des peloponnesischen Krieges fällt; dieses ist das 6te. An dieses hält er nun die verschiedenen Angaben über die Dauer der Regierung des Perdikkas, und schon aus der kleinsten ergiebt sich, wie ungenau sich Platon ausdrückte. So gewinnt alles inneren Zusammenhang. Da dieser dem Vf. entging, so konnte auch sein Versuch zur Ergänzung der Lücke nicht gelingen. Er füllt nämlich so aus: Ἐπαμείνονος [ἀφ' οὗ ἔτεσιν ὀκτὼ πρότερον τὴν Μακεδόνων ἀρχὴν Περδίκκας διαδέχεται, καὶ βασιλεύει ἕως Πεισάνδρου (nämlich ἄρχοντος)] ἐφ' οὗ τελευτᾷ τε Περδ. κ. τ. λ. Dabey setzt er das als gewiss hin, was Athenäus nur versuchsweise annimmt. Auch würde die Rede concinner seyn, wenn anstatt διαδέχεται καὶ stände διαδεξάμενος. Wir ergänzen, theils auf unsere Argumentation gestützt, theils geleitet durch die Worte des Vfs., so: Ἐπαμείνονος, τοῦ ἔτεσι πεντεκαίδεκα πρότερον ἄρξαντος ἢ Πείσανδρος, ἐφ' οὗ τελευτᾷ κατὰ Μαρσύαν τε καὶ Φιλόχορον Περδίκκας κ. τ. λ., ohne jedoch behaupten zu wollen, dass wir unfehlbar das Rechte getroffen. Wir halten nur diesen Versuch dem inneren Zusammenhange der ganzen Stelle für angemessen. Auch der Vf., ob er gleich S. 13 *certi aliquid* vorbringen will, konnte auf nichts, als Annäherung an das Wahre, Anspruch machen, seinen eigenen Versprechungen ungetreu werdend.

Im folgenden Capitel rückt der Vf. seinem Ziele näher, indem er die Nachricht von dem gleichzeitigen Aufenthalte des Agathon und Euripides bey Archelaus zu weiteren Schlüssen benutzt. Euripides hat Olymp. 92, 4 den Orestes in Athen auf das Theater gebracht. Die *Ranae* des Aristophanes, die auf den Tod des Euripides und Sophokles basirt sind, wurden Ol. 93, 3 gegeben. Folglich muss innerhalb dieser beiden Zeitpuncte der Aufenthalt des Euripides in Macedonien, sein und des Sophokles Tod fallen. Den Tod des Euripides chronologisch noch genauer zu bestimmen, lässt die völlige Unvereinbarkeit der Zeugnisse über den Tod des Sophokles, der nach dem des Euripides erfolgte, nicht zu. Agathon aber, damals 40 Jahre alt, muss zwischen Ol. 82, 4 und Ol. 83, 3 geboren seyn. Durch das μειράκιον νέον τι ἔτι im Protagoras des Plato, welcher Ol. 87, 2 gehalten worden ist, gewinnt aber das gefundene Resultat nicht die Festigkeit, wie der Vf. glaubt, deren es auch nicht weiter bedarf. Der Vf. setzt jedoch, das μειράκιον auf 16 Jahre anschlagend, das Geburtsjahr des Agathon in Olymp. 83, 1, ein Resultat, welches auch *Krüger*,

(*Clinton. F. Hellen. Lipſ.* 1830 im *Index ſ. v. Agatho*) ſpäter als Hr. *Ritſchl*, aber unabhängig von ihm, gefunden zu haben erklärt.

Bey der Unterſuchung über das Todesjahr des Agathon bringt er die Erklärung des oft beſprochenen ἀπολιπὼν μ' ἀποίχεται und ἐς μακάρων εὐωχίαν *Ariſt. Ran.* 83 und 85 zu der Gewiſsheit, daſs nicht Agathons Tod, ſondern ſeine Reiſe nach Macedonien, von dem Dichter gemeint ſey, womit auch andere Angaben ſich gut vereinigen; namentlich die Verſpottung des Agathon in den Thesmophoriazuſen, die, wie nach Hn. *Ritſchl* noch genauer von *R. Hanow* in *Exercitt. critt. in comic. graec. Lib. I.* (*Hal.* 1830) S. 85 *ſqq.* gezeigt worden iſt, Ol. 92, 2 aufgeführt wurden, und bey denen Agathon zugegen geweſen ſeyn muſs. Der Scholiaſt zu *Ariſt. Ran. l. c.* ſagt nun, daſs Agathon bis an ſein Ende bey dem Archelaus gelebt habe; mithin muſs er noch vor Ol. 95, 1, etwa Ol. 94, 4 geſtorben ſeyn, was aus den von uns kurz angegebenen Prämiſſen ſich als richtiger Schluſs erweiſt.

Die vielſeitige und gründliche Umfaſſung dieſes einzelnen Theiles vom Ganzen, ſowie die ſelbſt den dunkeln und trockenen Theilen der Unterſuchung Licht verleihende Klarheit des Vfs., läſst uns eine treffliche Schrift erwarten, mit welcher er uns recht bald beſchenken möge.

A. T.

LEIPZIG (ohne Angabe des Verlegers): *De argumento et conſilio librorum Platonis, qui de republica inſcripti ſunt*, disſeruit *Godofredus Stallbaum.* 1829. 78 S. 8.

Dieſe Schrift, welche der Vf. zur Feier des Jubiläums des Hn. Hofr. *Beck* verfaſst hat, findet ſich auch abgedruckt in der *Bibliotheca Graeca* von *Jacobs* und *Roſt.* (*B. ſcriptorum orat. pedeſt. Vol. XIII. Sect. I.*) Die eigentliche Abhandlung beginnt S. XVII. Zuerſt verbreitet ſich der Vf. über die Langwierigkeit des über den erwähnten Gegenſtand geführten Streites, und daſs er auch jetzt noch nicht beygelegt ſcheine. Hierauf führt er die Gründe derjenigen an, welche die Meinung haben, das platoniſche Werk handle von dem Staat, und es ſind dieſelben aus Proclus entlehnt. *Cf. Platonis omnia opera, cum commentariis Procli in Timaeum.* Baſel, b. Valder, 1534. — Hierauf werden die Gründe derer erwähnt, welche den Zweck des Werkes in die Darſtellung der Gerechtigkeit ſetzen, ebenfalls nach Proclus. So bereitet ſich der Vf. den Uebergang zu dem, was in neuerer Zeit über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden, und hier verweilt er zuerſt bey *Morgenſterns* Arbeit. Dann wird *Schleiermachers* Anſicht ausgeführt, und gegen dieſelbe und *Morgenſterns* Anſichten nicht mit Ungrund hervorgehoben die Ausführlichkeit in Behandlung der politiſchen Gegenſtände, und daſs ſie zum Theil zur Erklärung der Gerechtigkeit auch nicht das Mindeſte beytragen. Eben ſo iſt das S. XXV gegen *Schleiermacher* erhobene Bedenken, daſs er die Einheit des Werkes durch die von ihm aufgeſtellte Anſicht zerſtöre, nicht als unbegründet anzuſehen. Weil nun Hr. *St.* keiner der von dieſen Gelehrten vorgebrachten Anſichten beytreten kann, ſo ſtellt er S. XXVII eine andere auf. Sie iſt folgende: „*voluiſſe Platonem proponere imaginem perfectae et conſummatae virtutis, qualis in omni hominum vita, tum privata tum publica et communi, cerni deberet, eiusque oſtendere vim et praeſtantiam; ſimulque pernicioſas ſophiſtarum et civilium virorum opiniones refutare, qui quum omnis virtutis tum domeſticae tum publicae rationes perverterent, cuiusvis turpitudinis patroni extiterant ac defenſores.*“ Daher habe Platon den Begriff der Gerechtigkeit aufgeſucht, und dieſelbe in der menſchlichen Seele aufgefunden, und den Staat dieſer auf das Genaueſte entſprechend gebildet. Damit dieſs deutlicher werde, ſtellt der Vf. zuerſt die οἰκειοπραγία ἠθικὴ der einzelnen Menſchen, dann den vollkommenſten Staat nach Platon dar. Hierauf wiederholt er S. XL ſeine Anſicht von dem Zweck des platoniſchen Werkes, und knüpft daran eine für die Löſung der Aufgabe nicht ſehr entſcheidende Ausführung über die Verbindung zwiſchen Politik und Moral bey den Griechen, und Platons Anſichten über beides. Als Gründe für ſeine Behauptung führt er die gleiche Ausführlichkeit in Behandlung beider Gegenſtände und ihre enge Verbindung an, und ſucht es zu erklären, warum das Geſpräch mit der Frage über die Gerechtigkeit beginne und zu Ende gehe. So, meint er, löſten ſich auch alle Zweifel, welche wegen der Benennung des Werkes, und der Erwähnung deſſelben in ſpäteren Schriften Platons, erhoben worden ſeyen. Was die Benennung des Werkes betrifft, ſo ſpricht er ſich darüber S. LVIII auf folgende Weiſe aus: „*Duas maxime ob cauſas philoſophum putamus inſcriptionem operis ab optima republica potius quam a perfecti hominis imagine ducendam indicaſſe. Primum enim per eam univerſae disputationis ſumma facillime in memoriam revocatur.* (Dieſer Grund iſt *Morgenſtern* abgeborgt, welcher S. 30. No. 10, nachdem er behauptet hat, Platon habe, wenn auch das Werk περὶ δικαίου handle, doch den Titel Περὶ Πολιτείας gebrauchen können, ſchreibt: „*Tali enim titulo, qui ab eiusmodi imagine ductus eſt, facillime in memoriam revocatur totius operis compoſitio et forma, atque hoc ipſo ſententiarum praecipuarum ſeries, quam in imagine illa celerrime quaſi contuemur.*“ — „*Deinde hac inſcriptione, niſi fallor, illud conſequi ſtuduit, ut virtutis, quae in animis hominum cernitur, notionem ad informandam optimae civitatis imaginem traductam et adhibitam eſſe certius conſtaret.*“ Hierauf redet der Vf. noch kurz über die zur Frage gehörige Stelle in dem Timäus und in den Geſetzen, und verbindet damit die Unterſuchung über die Abfaſſungszeit des platoniſchen Werkes, die paſſender abgeſondert wäre vorgetragen worden. S. LXXIV bis zu Ende findet ſich eine Wiederholung des Geſammtinhaltes der Abhandlung.

Sollen wir nun unſer Urtheil über Hn. *Stallbaums* Schrift ausſprechen, ſo iſt deſſen ganze Anſicht nicht neu, ſondern ſie gehört dem Proclus; doch hat er ſie, ohne ihren Urheber zu nennen, damit man ihr das Alter nicht ſo leicht anſehe, friſch herausgeputzt. Man

vergleiche nur mit Hn. *Stallbaums* Angaben über den Zweck des platonischen Werkes folgende Stelle des Proclus: εἴη ἂν καὶ ἡ δικαιοσύνη κατ' αὐτὸν πολιτεία ψυχῆς, καὶ ἡ ἀρίστη πολιτεία δικαιοσύνη πόλεως. εἰ δὲ ταῦτα ἀληθῆ, καὶ ὁ περὶ δικαιοσύνης διδάσκων εἰ μὴ ἀτελῶς αὐτὴν διδάσκοι, τὴν πανταχοῦ δικαιοσύνην ὁρῶν, περὶ πολιτείας διδάσκει, καὶ ὁ περὶ τῆς ὀρθῆς πολιτείας λέγων, εἰ πᾶσαν ὁρώη καὶ μὴ τινὰ, πάντως ἐρεῖ καὶ περὶ δικαιοσύνης, τῆς ἐν ἑνὶ πολιτείας οὔσης, καὶ ταττούσης τὸν ἐν ἡμῖν δῆμον, διὰ τοῦ ἐν ἡμῖν ἐπικουρικοῦ, κατὰ τὴν τοῦ ἐν ἡμῖν φυλακικοῦ κρίσιν. Doch nicht allein die Sache selbst, sondern auch die Art der Beweisführung ist aus Proclus genommen, wie Jeder leicht finden wird, welcher S. XXIX, XXXII, XXXIII und XXXVIII, wodurch die Ansicht des Vfs. S. XXXIX begründet wird, mit der Stelle bey Proclus: Τοιαῦτα δὴ τούτων — — ἡ δικαιοσύνη vergleicht. Man vergleiche ferner *Stallbaums* Worte S. LV: „*Atque hoc loco video aliquid dicendum esse — — cernatur*" mit folgenden Stellen aus Proclus: „ὅτι δὲ καὶ Πλάτων ταύτην ἔχει περὶ τούτων τὴν δόξαν — — παρὰ τῶν ποσῶν τῶν ὑποκειμένων διεστήκατον, und mit der späteren: μὴ οὖν λέγωμεν δύο σκοποὺς — — φαμὲν ἀλλ' ἕν. — Die Stellen sind zu lang, als dass wir sie hier abschreiben könnten; wir dürfen aber Jedem, den die Sache interessirt, die Vergleichung mit der Ueberzeugung überlassen, dass er uns beystimmen wird, und bemerken nur noch, dass selbst die Benennung des Werkes Περὶ Πολιτείας von Hn. *St.* auf dieselbe Art erklärt wird, wie von Proclus: τὸ δὲ τῆς ἀρίστης πολιτείας εἶδος, καὶ τὰ τῆς πολιτικῆς δικαιοσύνης, τήν τε οὐσίαν μίαν εἰλήφατον, καὶ διὰ ταῦτα ἄρα καὶ τὸν ἕκαστον ἡμῶν φησὶν βλέπειν εἰς τὴν ἐν αὑτῷ πολιτείαν, οὑτωσὶ καὶ τῷ ῥήματι λέγων.

G. F. R.

KURZE ANZEIGEN.

LATEINISCHE SPRACHE. 1) *Erlangen*, b. Palm u. Enke: *Handbüchlein lateinischer Sprichwörter und Denkverse.* Für Schulen und zum Privatgebrauche. Von *J. M. Fleischner.* 1829. XVI u. 120 S. kl. 8. (10 gr.)

2) *Nürnberg*, b. Schrag: *Anthologie lateinischer Gedächtnissübungen*, von *Carl Ludwig Roth*, Rector des k. b. Gymn. in Nürnberg. Erstes Bändchen: *Stellen aus Dichtern.* 1829. XIV u. 186 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf. von No. 1 setzt als bekannt voraus, wie nützlich die Einübung zweckmässig ausgewählter lateinischer Sprichwörter und Denkverse sey. Er bemerkt ferner, dass manche der bereits vorhandenen ähnlichen Sammlungen viele Gedanken, Ansichten und Auffoderungen enthalten, welche ganz ausser dem Kreise des Schülers liegen, oder offenbare Immoralitäten oder zweydeutige Anspielungen in sich schliessen, dass sie auch in Ansehung ihrer Form, zumal da, wo die Sprichwörter alphabetisch oder unter allgemeinen Rubriken nach ihrem Hauptinhalte zusammengestellt sind, viel vermissen lassen. Die Sprichwörter dürfen durchaus nichts Gemeines, Anstössiges und Unsittliches enthalten; sie müssen auf Bildung des Verstandes und Herzens gleichmässig einwirken, in einer edeln Sprache abgefasst seyn, die gehörige Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren beobachten und in passende Abschnitte getheilt seyn. Hr. *F.* hat jedoch dieses von ihm selbst entworfene Vorbild nicht völlig erreicht; und wenn auch im Ganzen die Auswahl der Sprichwörter und Denkverse löblich erscheint, so hätte man doch weder 1) Sätze, die eben nicht der besten Latinität angehören, wie z. B. gleich der erste: *Sursum corda;* noch 2) andere, deren Sprache nichts weniger, als edel, heissen kann (z. B. S. 7: *Asinus ad lyram*, er stellt sich wie der Esel zum Lautenspiele — S. 9: *Satietas fastidium parit:* wenn die Maus voll ist, schmeckt ihr das Mehl bitter — S. 16: *Serviendum est tempori:* hänge den Mantel nach dem Winde — S. 65: *Nulli per ventos assa columba venit:* es fliegt keinem eine gebratene Taube in das Maul — das.: *Luxurians asinus saltando comminuit grus.* Wird's zu wohl der Geis, geht sie auf das Eis — S. 120: Kommen am Bronnen zusammen Sibylle, Kamille, Petrille: Horch, da beginnt das Geschnatter: Wer war's denn? und wie denn? und wo denn? u. s. f.), noch endlich 3) spitzfindige, triviale und ganz unnütze Witzeleyen (z. B. S. 119: *Pater mea in silvam filium tuum lupus est — Qui patrem suum necat et carnem pauperibus dat, non peccat — Tu canis es canis et de canis cane Decane, De cane non cano, cane Decane, cane* u. s. f.) erwarten sollen. Da Hr. *F.* einen Commentar zu diesem Büchelchen versprochen hat, so hilft er darin den gerügten Mängeln vielleicht einigermassen ab. Der Druck des Büchleins ist nicht eben ökonomisch eingerichtet.

No. 2, als dessen Herausgeber sich ein, durch seine verdienstvolle amtliche Wirksamkeit achtbarer und durch seine pädagogischen und philologischen Schriften als besonnener Gelehrter hinlänglich bewährter Mann genannt hat, sucht der Ausbildung des Gedächtnisses auf eine andere Weise zu Hülfe zu kommen. Er theilt, um in dieser Schrift den Schülern nicht allein eine Mitgabe fürs thätige Leben, sondern auch eine Anregung für eigentlich classische Studien darzubieten, nur Stellen aus Classikern mit. Auf das rein Gnomische hat er sich dabey nicht beschränkt; denn diess ist zu ermüdend, und passt nicht für das zarte Alter. Hauptsächlich ist Virgil benutzt worden, und Hr. *R.* hat überdiess vieles aus den Elegikern ausgehoben, zu welchen dem Schüler aus triftigen Gründen der Zugang versagt ist, die aber doch *einzelne* schätzbare Stellen in Menge enthalten. Manche Stücke sind auch vorzüglich in der Absicht aufgenommen, um *die Quantität* bey Eigennamen einzuüben, und von Horatius vornehmsten Massen finden sich ebenfalls einige Proben. Den Gebrauch des Büchleins denkt sich der Hgbr. so, dass in den jüngsten Classen von Schülern von 8 — 10 Jahren wöchentlich etwa vier Verse, in den höheren von Schülern zwischen 9 und 11 Jahren wöchentlich etwa 6 Verse gelernt, und dass dieses ungefähr fünf Jahre fortgesetzt werde. Dann mögen die Schüler anfangen, die Dichter selbst zu lesen, wozu sie auf diese Weise gut vorbereitet sind. Da das Buch durchaus nicht zum Uebersetzen, sondern bloss zum Memoriren bestimmt ist, so hat Hr. *R.*, damit man frühe anfangen könne und die schweren Stellen keinen Anstand verursachen, namentlich auch, damit das Aufgeben und Erklären von Seiten des Lehrers, sowie das Lernen des Schülers zu Hause, erleichtert werde, eine *Uebersetzung* sämmtlicher aufgenommener Stellen beygefügt. Rec. billigt dieses Verfahren. Dann, wenn er auch, wie der Vf. (Vorr. S. XII), „nach innerster Ueberzeugung jedes ungeeignete Erleichterungsmittel einer geistigen Anstrengung" verwirft, so kann doch, da dieses Buch bloss und allein zum Auswendiglernen bestimmt ist, kein Missbrauch mit der Uebersetzung getrieben werden, die vielmehr allerdings als fördernde Zugabe zu betrachten ist. In Hinsicht auf die Auswahl kann Rec. das Buch empfehlen. Eine Sammlung prosaischer Stücke, über welche sich Hr. *R.* ebenfalls in der Vorrede äussert, hält Rec. für weniger zweckmässig, indem sich die Prosa minder zu Gedächtnissübungen eignet, und durch den Mangel der anlockenden dichterischen Anmuth in dieser Beziehung weit grössere Schwierigkeiten darbietet.

Druck, Papier und Preis verdienen Anerkennung.

DBES.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

MINERALOGIE.

LIEGNITZ, b. Doench: *Zur Geschichte des Bergbaues in Deutschland*, von *Carl Friedrich Mosch.* 2 Bände. 1829. 1ster Band. VIII u. 344 S. 2ter Band. 280 S. 8.

Dieses Werk ist in einzelnen Heften erschienen, welche, etwas abgeändert gegen die Bändetitel: „Versuch einer Geschichte des Bergbaues in Deutschland" überschrieben sind. Der erste Band besteht aus drey, der zweyte aus zwey Heften. Ob zu dem letzten noch ein Heft erscheinen werde, weiss Rec. nicht, da eine nähere Erklärung über den Plan des Ganzen nicht vorliegt, um solches daraus entnehmen zu können. In keinem Falle ist aber die Arbeit mit den vorliegenden zwey Bänden geschlossen; denn sie befassen höchstens nur die eine Hälfte derselben, nämlich das Mittelalter, welches der Vf. bis auf *Agrikola* herabführt, und nach der Vorrede soll das Werk in zwey Hälften zerfallen, wovon die zweyte für die neuere Zeit bestimmt ist.

Eine recht tüchtige Geschichte des deutschen Bergbaues wäre ein höchst interessantes und sehr nützliches Werk. Die „Beyträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues, vornehmlich aus den mittleren und späteren Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von *Joh. Friedrich Gmelin*" (Halle, 1783) enthalten eine wichtige Vorarbeit dazu; und obgleich dieses treffliche Buch noch keine eigentliche Geschichte des deutschen Bergbaues genannt werden kann, worauf auch der bescheidene Titel keine Ansprüche macht, sondern vielmehr als ein zweckmässig geordnetes Quellen-Verzeichniss angesehen werden muss: so ist doch dadurch schon recht Vieles, und Rec. möchte sagen, in seiner Art noch Unerreichtes geleistet worden. Aber jetzt, beynahe ein halbes Jahrhundert nach *Gmelin*, ist viel Grösseres, Vollständigeres, und selbst mit dem gehörigen Fleisse und der angemessenen Kritik nicht einmal sehr schwierig, zu erreichen. Seit jener Zeit hat die berg- und hüttenmännische Technik ihren Aufschwung genommen. Es lag in der Natur der Sache, dass man mit dem Vorwärtsschreiten sich auch mehr rückwärts umsah, dass man das Geschichtliche dieses interessanten Industrie-Zweiges mehr aufzuhellen bestrebt war, und in der That sind seither zahlreiche historische Nachrichten in den Beschreibungen von einzelnen Bergwerken und von ganzen Bergbau treibenden Gegenden und Ländern niedergelegt worden: namentlich vermögen die Zeitschriften von *Lempe*, *von Moll*, *Karsten* u. A., das bergmännische Journal u. dergl. eine grosse Ausbeute in dieser Beziehung zu liefern. Auch das in der neueren Zeit so emsig betriebene Studium der allgemeinen vaterländischen Geschichte des Mittelalters, die vielfach veranstalteten Sammlungen und Herausgabe von Urkunden, die im Ganzen so sehr erleichterte Zugänglichkeit und Benutzung von Archiven und Registraturen u. s. w. tragen sehr viel dazu bey, dass ein solches Werk mit dem glücklichsten Erfolge unternommen werden kann. Und dennoch hatte seit *Gmelin* bis auf unseren Vf. sich niemand damit in dem Umfange befasst, den sich jener Schriftsteller bereits vor so geraumer Zeit als Aufgabe gestellt hatte.

Rec. wünschte sagen zu können, diese Lücke in unserer Literatur wäre durch die Arbeit des Hn. *Mosch* ausgefüllt. Dieses ist aber keineswegs der Fall. Seine Arbeit entspricht, weder dem Gehalte, noch der Form und Behandlung des Materials nach, den Ansprüchen, welche eine auch noch so bescheidene Kritik daran zu machen vollkommen berechtigt ist. Es ist nicht zu leugnen, dass Hr. *M.* mit vielem Fleisse gesammelt, auch eine grosse Masse von Material, welches wenigstens zum Theil nicht zu dem allgemein bekannten gehört, zusammengetragen hat: aber es ist weder gehörig gesichtet, noch sonst durch einen durchlaufenden, eigentlich geschichtlichen Faden verbunden oder durch allgemeine Gesichtspuncte und Ansichten beherrscht und geordnet.

Der *erste Band* giebt uns zuerst eine unzureichende bruchstücksweise Anschauung von der älteren Geschichte des Bergbaues in Deutschland auf 44 Seiten, und dann folgt die Ueberschrift: „*Die Bergwerke im Mittelalter überhaupt*", unter welcher sich Nachrichten über den Bergbaubetrieb dieser Periode in Deutschland, nach einer geographischen, jedoch nicht streng durchgeführten Ordnung (Schlesien macht den Anfang), an einander reihen. Innerhalb eines jeden geographischen Abschnitts (die übrigens durch keine Sonderung in dem stets fortlaufenden Texte kenntlich werden) findet sich dann eine Art von chronologischer Anordnung. —

Der *zweyte Band* enthält dagegen eine Reihe von besonderen Aufsätzen, deren Aufschriften Rec. als Inhalts-Andeutung hier mittheilt: „*Die Bergknappen. Die Gewerken. Die Bergsprache. Berg-Predigten. Bergreisen und Reime. Die Bergkrankheiten und Unglücksfälle. Die freyen Bergstädte.*“

Rec. ist der Meinung, dass eine Geschichte des Bergbaues mehr enthalten müsse, als blosse Nachrichten über die Entdeckung, den Fortgang und Untergang einzelner Werke und des Bergbaues ganzer Länder, über die geschlossenen Ausbeuten und Zubussen, über das Reich- und Armwerden der Gewerken u. s. w.; dass darin mehr gefunden werden müsse, als wir bey den meisten Bergchroniken-Schreibern des 16ten und 17ten Jahrhunderts anzutreffen gewohnt sind. Das Vorschreiten der bergmännischen Technik, die Erfindungen, welche dafür besonders erheblich waren, in ihrer ersten Entstehung und in ihrer ferneren Entwickelung nachzuweisen; — den Keim der vielen Institute, welche mit dem Bergwesen in rechtlicher und administrativer Beziehung zusammenhängen, z. B. die Entstehung und Fortbildung der Regalität der Bergwerke, des eigenthümlichen deutschen Bergrechts, der Berggerichte, des Knappschaftswesens, der Bergstädte u. dergl., nachzuweisen: diess und noch viel Anderes sind Hauptaufgaben einer Geschichte des deutschen Bergwesens, welche unser Vf. entweder ganz vernachlässiget, oder, wo dieses auch theilweise nicht der Fall ist, doch so zerstückelt und zerrissen und nicht mit seiner eigentlichen Geschichte verbunden bearbeitet hat, dass man sein Buch für nichts Anderes, als für ein Haufwerk von rohem, ungeschtetem und unverbundenem Material von höchst ungleichem Werthe, ansehen kann. Aber auch blosses Material zu sammeln, zu Nutz und Frommen für Andere, welche mehr Beruf haben, dasselbe zu sichten, zu ordnen, zweckmässig an einander zu reihen und zu einem Ganzen zu verarbeiten: diess ist für den vorliegenden Gegenstand selbst noch recht verdienstlich, — und in der That findet Rec. darin den Hauptwerth des genannten Buchs von *Gmelin*. Letztes ist in solcher Beziehung darum so nützlich, weil es — wie es dem Historiker jeder Art geziemt und wohl ansteht — über die benutzten Quellen überall die getreueste Rechenschaft giebt. Selbst aber abgesehen davon, dass Hn. *M.'s* Werk, hinsichtlich der Anordnung seines — allerdings oft guten und neuen Stoffs, nicht dem *Gmelin*'schen an die Seite gesetzt werden kann, so geht ihm auch beynahe alle Quellen-Nachweisung ab, und das gelieferte Material kann nicht einmal der erfoderlichen Controlle unterworfen werden. Der Vf. erklärt sich zwar darüber in der Vorrede, jedoch auf eine Weise, die bey einem historischen Schriftsteller, besonders in einem Fache, welches einen so grossen Reichthum der mannichfaltigsten und zerstreutesten Quellen bedarf, nicht als Entschuldigungsgrund für einen solchen Unterlassungsfehler angenommen werden kann. Rec. führt Hn. *M.'s* eigene Worte in diesem Bezug an: „Gerne hätte freylich der Vf. die benutzten Schriften bey jeder aufgestellten Behauptung als Belege citirt; da aber dadurch der Raum hätte ausserordentlich beengt, die Sache vertheuert, und manche Schrift gar vielmal aufgeführt werden müssen, zog er es vor, am Ende der ganzen Arbeit sämmtliche benutzte Schriften anzugeben.“ Wenn also das Werk wirklich noch seine Vollendung erhalten sollte (was man fast bezweifeln muss, da die fünf Hefte, welche die zwey ersten Bände bilden, alle im Jahr 1829 erschienen sind, und seitdem — so viel der zu den Subscribenten gehörende Rec. weiss, — nichts mehr davon erschienen ist): so werden wir zuletzt noch ein dickes Bücherverzeichniss erhalten, womit aber der Kritik, die Schritt für Schritt folgen muss, sehr wenig oder gar nicht gedient seyn kann.

Dass der Vf. keinen eigentlichen durchgreifenden Plan bey seiner Bearbeitung hatte, geht schon einigermassen aus der Reihenfolge hervor, nach welcher dieselbe entstanden ist. Der Umschlag der einzelnen Hefte giebt darüber folgende Rechenschaft: „Da der Vf. durch die jetzt erscheinenden Hefte auf seine Arbeit erst aufmerksam machen will, und hofft, dass man ihm noch unbekannte Nachrichten aus Archiven und Registraturen, gegen Erstattung der Copialien, zur Vervollkommnung der Bergwerksgeschichte gern mittheilen wird, so erwartet er Entschuldigung, *wenn er die Herausgabe der Schrift mit dem zweyten Bande beginnt.*“

Wenn Rec. auch oben die Meinung äusserte, dass die meisten Gegenstände, welche in dem zweyten Bande in eigenen Aufsätzen abgehandelt sind, eigentlich zum grösseren Theile Hauptobjecte der in fortlaufender chronologischer Bearbeitung *aufzustellenden* Geschichte des Bergwesens bilden müssten: so ist er doch weit entfernt, zu behaupten, dass dieselben nicht auch einer mehr oder weniger scharf abgesonderten eigenen Bearbeitung fähig wären; manche eignen sich sogar vorzüglich dazu, wie z. B. *Bergsprache*, *Bergreisen und Reime*, und *Berg-Predigten*. Aber Hr. *M.* hat es gerade bey diesen Abschnitten genügend bewiesen, dass er sich zu einer solchen gesonderten Bearbeitung dieser Gegenstände *nicht* eigne. Bey der *Bergsprache* werden nur die allerbekanntesten Ableitungen von slavischen Worten aufgeführt, und dann folgt ein 18 Seiten langes alphabetisches Verzeichniss von bergmännischen Redensarten, die sich bey *Hertwig*, *Schönberg* und in alten Bergordnungen oder ihren Anhängen viel vollständiger antreffen lassen. Sprachforschliches von irgend einem Belange ist bey unserem Vf. nicht zu suchen. Hienach kann man schliessen, dass auch in dem Abschnitte über *Bergreisen und Reime* nicht viel Eigenes von Hn. *M.* zu finden seyn wird; er hat ohne Sichtung und ohne Kritik einige 60 Seiten Bergreisen und Reime wieder abdrucken lassen, Gutes und Schlechtes, Aelteres und Neueres durch einander, und überlässt dem geneigten Leser selbst, ein Urtheil darüber zu fällen. Der Abschnitt *Bergpredigten* besteht zum grössten Theile aus Stellen, die dem allgemein

bekannten *Mathesius* entnommen sind. Rec. kann nicht umhin, hier zu bemerken, dass in dem ganzen Buche sich eine gar grosse Vorliebe für den Protestantismus kund giebt, über dessen Geschichte häufig mehr eingeflochten wird, als wegen des nothwendigen Zusammenhanges mit dem Bergwesen gerade erfoderlich zu seyn scheint.

Rec. hält das Werk in seiner ganzen Anlage für so verfehlt, dass man es ihm gerne erlassen kann, in das Einzelne der eigentlichen Geschichte einzugehen, wo er recht Vieles zu rügen finden würde. Er wünscht aber, dass durch diesen ganz verfehlten Versuch sich Männer, denen die freylich seltene Combination des Wissens zusteht, dass die vaterländische Geschichte ihnen eben so aufgeschlossen vorliegt, wie ihnen die berg- und hüttenmännische Technik in ihren verschiedenen Verzweigungen bekannt ist, nicht abschrecken liessen, von Neuem Hand an eine solche interessante und nützliche Arbeit zu legen, welche einer vielseitigen und freundlichen Aufnahme und Anerkennung im Voraus völlig versichert seyn könnte.

Druck und Papier des vorliegenden Werks sind mehr schlecht, als gut zu nennen. Da keine Verlagshandlung auf dem Titel, sondern bloss die Druckerey genannt wird, so weiss Rec. nicht anzugeben, ob es in den Buchhandel gekommen, oder bloss für die Subscribenten gedruckt worden ist.

Kii.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Leich: *Ueber Goethe. Literarische und artistische Nachrichten.* Herausgegeben von *A. Nicolovius.* Erster Theil. Mit zwey Schattenrissen. (*Goethe's* Eltern.) 1828. XIV u. 27½ Bogen. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Aehnliche Schriften über *Goethe* und dessen Verdienste besitzen wir mehrere. So z. B.: *Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden*, von *Varnhagen van Ense*, erstes Stück 1823, wovon aber, soviel Rec. bekannt, kein zweytes herausgekommen ist. Dann sammelte ein Anderer „Sämmtliche auf *Goethe* verfertigte Gelegenheits- und andere Gedichte"; auch erschienen noch andere dergleichen Producte, welche S. 19—36 der gegenwärtigen Schrift verzeichnet sind. Hr. *Nicolovius*, den öffentlichen Nachrichten zufolge ein Grossneffe des Herrn *von Goethe*, wollte ein Werk zu Tage fördern, mittelst dessen das Monument unseres grossen Dichters erst in seiner würdigsten Ansicht vollendet werden sollte, das ist: „eine Uebersicht der *sämmtlichen* Urtheile über *Goethe* seit seinem ersten Auftreten bis auf unsere Tage." Diese beginnt S. 37 und geht bis S. 412 einschliesslich, ist aber — wie in der Vorrede versichert wird — noch nicht zu Ende. Eine vollständige Literatur aller *Goethe'schen* Werke, verbunden mit *Auszügen* aus den Urtheilen der gediegensten unter seinen Zeitgenossen, wäre freylich eine erwünschte Gabe; es würde aber ein so bände- und bogenreiches Werk werden, dass nur durch die sorgfältigste Auswahl der darauf gewandte Fleiss Anerkennung verdienen dürfte.

Dieser erste Band enthält 1) das *Verzeichniss der Ausgaben sämmtlicher Werke Goethe's*; 2) die *Ausgaben der einzelnen Schriften.* Genau chronologisch hätte eigentlich mit den letzten der Anfang gemacht werden, die ersten aber diesen nachfolgen sollen, weil jene doch früher, als diese, gedruckt worden sind. Manchmal ist auch der Nachdrücke erwähnt, doch bey Weitem nicht vollständig. So z. B. würde es uns sehr wundern, wenn die früheren „*Sammlungen der Werke*" den damals berüchtigten Nachdruckern, Frank und Schramm in Tübingen, Fleischhauer in Reutlingen u. s. w. entgangen wären. Unter den Nachdrücken von „*Werthers Leiden*" vermissen wir gerade den schönsten, der 1775 unter der Firma „Frankfurt und Leipzig" — wir wissen nicht mehr, in welchem Winkel von Schwaben — herausgekommen ist, und hinsichtlich des Drucks, der Lettern, des Papiers und der Correctheit mit dem Original der ersten Ausgabe wetteifern konnte, auch zuverlässig alle Cottaischen weit übertraf. — 3) *Die durch Goethe und seine Werke veranlassten Schriften.* Da man bey manchen der angeführten Schriften sich vergeblich fragen wird: wie kommt Saul unter die Propheten? so hätte billig bey jeder bemerkt werden sollen, in wiefern dieses oder jenes *Goethen* und dessen Werke berühre; was man aber nicht selten vergebens sucht. Nachahmungen von „*Werthers Leiden*" aus den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrh. könnten eine Unzahl angeführt werden. — Bey der Schrift: *Goethe's Philosophie*" konnten auch die Auszüge aus dessen (damals) sämmtlichen Schriften im ersten Bändchen des „*Beytrags zur Weisheit und Menschenkenntniss*", Gotha bey Ettinger 1780 ff. S. 61—82, erwähnt werden. — 4) *Goethe in lateinischer* und 5) *Goethe in griechischer Sprache*, betrifft die Uebersetzungen *Goethe'scher* Producte in eine oder die andere dieser alten Sprachen. — 6) *Urtheile über Goethe.* Das reichhaltigste Capitel des ganzen Buchs, gegen das sich freylich aber auch das Meiste erinnern liesse. Nur Einiges zur Probe! Wozu Auszüge auf zwey gross Octavseiten aus dem „Brief des Pastors zu *** an den Pastor zu ****"? Doch nicht wegen des höchst unvollkommenen Urtheils eines Ungenannten, das gar wenig sagen will? — S. 50 „*Hamann*". Höchst unbedeutend. — S. 51. Im Göttinger Musenalmach für 1775 (denn von diesem kann nur die Rede seyn,) befinden sich nicht zwey Stücke, mit *W.* bezeichnet, die von *Goethe* seyn sollen; denn „die Pfandung" und „der Besuch um Mitternacht", welche diesen Buchstaben haben, sind von *Leisewitz*, dem Verf.

des „Julius von Tarent". Die noch immer nicht zu verachtende Recension des Werthers von *Claudius* ist zwar S. 55 abgedruckt, aber nicht das Spätere von ihm, als er *Goethen* für den Verfasser des „Prometheus" hielt. — Eine der besten Recensionen von Werthers Leiden, im 74 oder 75ten Jahrgange der Erfurtischen gelehrten Zeitung, scheint dem Vf. nicht bekannt zu seyn. Bey Gelegenheit der Anführung der Schrift des Hauptpastors *Goeze* zu Hamburg hätte auch seines damaligen immer schlagfertigen Waffenträgers, des Lic. *Albrecht Wittenbergs* daselbst, gedacht werden können. Er redigirte die Altonaer politische Zeitung unter dem Titel: „Reichspostreiter", die auch literarische Artikel enthielt, und *Goethen* anfeindete, so oft etwas Neues von ihm gedruckt erschien. Zum Dank dafür ist dieser Redacteur im „Prometheus" als Postreiter, aber ohne Kopf, abgebildet, und auf dem Rumpf steht ein grosses lateinisches W. (Auch *Lessing* hat ihn 1779 in seiner bekannten theologischen Fehde mit *Goezen* einmal sehr derb abgefertigt.) Was sollen gelegentliche Aeusserungen in Briefen, (wie z. B. S. 57) die im Grunde mehr von Anderen, als dem Gefeierten selbst, sagen? — Was will man mit *Lavaters* Wörterschwall (ebendas.) über ein — nicht einmal ganz getroffenes Bild in der Physiognomik? — Die „Berichtigung" (S. 61) gehört nicht hieher, so wenig als der Abdruck der *Lieder* S. 65 und 66; sonst hätten mit gleichem Recht auch der „Prometheus" — die „trostreiche und wunderbare Historia" (S. 21), die „entsetzliche Mordgeschichte" (ebendas.) u. s. w. abgedruckt werden können. — Warum musste das lange Geschwätz aus dem „Magazin der deutschen Kritik" von S. 67 bis 72 wörtlich eingerückt werden, und wer wird sich jetzt und künftig noch darum bekümmern, was dieser oder jener Ungenannte und Unbekannte im Jahr 1774 über ein Buch gesprochen hat, das grosses Aufsehen erregte? Sogar aus den schon vor 50 Jahren oft genug verspotteten Kritiken des Dr. *Christian Heinrich Schmid* in seinem Leipziger „*Almanach der deutschen Musen*" wird uns S. 76 aufgetischt, mit einer Zugabe eines elenden Einfalls in Versen. — Wie geringfügig ist nicht die Aeusserung von *Musäus* S. 92, wie schief das *Schubartsche* Urtheil S. 102 und so ganz dem entgegen, was *Merk* in Darmstadt, *Goethe's* vertrauter Freund, z. B. über „*Clavigo*" gesagt hat. — Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alles ausziehen wollten, was uns in diesem Buch überflüssig und zwecklos zu seyn scheint.

No. 7. *Kupferstichsammlung auf Goethe's Person und Werke bezüglich.* Wir vermissen unter den Porträts dasjenige, welches vor einigen Jahren der Leipziger Modezeitung beygelegt war, und — wenn wir nicht irren — zu den besseren gehört — das kleinere in der Physiognomik, von welchem *Lavater* sagt: „Hier endlich einmal *Goethe*" u. s. w.; denn wenn dasselbe auch schon einmal unter den Urtheilen erwähnt ist, so gehörte es doch wesentlich in diese Rubrik. Auf dem Titelblatte zum 3 Stück des *Reichardschen* Theaterjournals 1777 findet sich eins als Vignette, und endlich mangelt auch das im „Ehrentempel deutscher Gelehrten". — No. 8. *Musikalische Compositionen zu Goethe'schen Dichtungen.* No. 9. *Goethes Bildniss auf Medaillen*, in Sculptur u. s. w.

Der Anhang enthält a) *Wielands* Brief an *Friedrich Heinrich Jacobi*, welcher unter dem 10 Nov. 1775 *Goethe's* Ankunft in Weimar berichtet, und b) ein gemeinschaftlich von *Goethe's* Vater und Mutter an den damaligen königlich dänischen Consul *Schönborn* in Algier geschriebener Brief, in dessen erster Hälfte schwerlich jemand den pünctlichen, genauen, nur etwas steifen und altmodischen Juristen verkennen wird, der seinen Sohn lieber als Rathsherrn der löblichen Reichs-, Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Main gesehen haben dürfte, als am Hofe des Herzogs von Weimar, wo, wie er schreibt, „dieser *singulare* Mensch die dortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkchens unterhalte, auch das Schlittschuhfahren und anderen guten Geschmack einführe." *Die Nachschrift der Mutter*, mit ihrer holden Gemüthlichkeit, wird ebenfalls Jedermann mit grossem Vergnügen lesen, trotz aller Sprach- und Schreib-Fehler, die wir um Vieles nicht missen möchten. Wir würden diesen Brief zum Beschluss gerne abdrucken lassen, überzeugt, den Dank unserer Leser damit zu verdienen; weil aber der Verfasser des Buchs gar zu sehr gebeten hat, man möchte es nicht thun, sondern diesen Brief und den *Wielandschen* als seines Herrn Verlegers ausschliessliches Eigenthum betrachten: so mag es dabey sein Verbleiben haben, um so mehr, da der letzte bey diesem Buche, das leicht zu vielen Bänden anwachsen könnte, seine Befriedigung nicht gefunden zu haben scheint. Wenigstens ist eine Fortsetzung, auf die wir lange gewartet haben, bevor wir den ersten Band anzeigten, zur Zeit nicht erschienen.

S — s.

ERGÄNZUNGSBÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 1.

GESCHICHTE.

1) München, b. Franckh: *Taschenbuch für die vaterländische Geschichte*, herausgegeben von *Joseph Freyherrn von Hormayr*. Neue Folge. *Zweyter* Jahrgang. 1831. 452 S. *Dritter* Jahrgang. 1832. 450 S. 12. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Historisches Taschenbuch*. Mit Beyträgen von *Passow*, *Raumer*, *Voigt*, *Wachler*, *Wilken*, herausgegeben von *Friedrich von Raumer*. *Erster* Jahrgang. Mit dem Bildnisse des Cardinals Richelieu. 1830. VIII u. 460 S. — *Zweyter* Jahrgang. 1831. Mit dem Bildnisse des Kaisers Maximilian II. 1831. 604 S. *Dritter* Jahrgang. 1832. Mit dem Bildnisse Ferdinand II. 1832. 604 S. 12. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr.)

Unter den historischen Taschenbüchern, deren Begründung schon in frühere Zeit fällt, nimmt unstreitig einen der ehrenvollesten Plätze das des Hn. *von Hormayr* ein, welches eine lange Reihe von Jahren in Wien erschien, und sich nur der Geschichte des österreichischen Kaiserstaats widmete, seitdem der Herausgeber aber in baierische Staatsdienste übertrat, eine neue Folge begann, und von nun an auch Darstellungen aus der Geschichte Baierns und anderer Theile Süddeutschlands aufgenommen hat. Weil diese Taschenbücher mit Recht den grösten Beyfall fanden, nichts desto weniger aber nur einen beschränkten Umfang hatten, so schien es Hn. *v. Raumer* (Erst. Jahrg. 1830. Vorwort S. VII) „möglich und erlaubt, Darstellungen aus allen Theilen der Weltgeschichte für ein zweytes historisches Taschenbuch zu sammeln und dem Publicum vorzulegen.“ Wenn dieses, wurde an demselben Orte verheissen, dem Unternehmen seinen Beyfall schenke, so sollten dem ersten Jahrgange noch mehrere folgen. Jener Beyfall scheint nicht ausgeblieben zu seyn, was sich wohl erwarten liess, da schon der erste Band mit so reichen Gaben berühmter Namen ausgestattet war; es ist seitdem ein äusserlich noch reicher ausgestatteter zweyter und dritter Jahrgang erschienen, und hoffentlich wird auch die Fortsetzung nicht ausbleiben.

Was nun die neue Folge des *Hormayr'schen* Taschenbuches betrifft, so unterscheidet sich der *zweyte* Jahrgang von der Weise gewöhnlicher Almanache durch mehrere sehr tüchtige historische Arbeiten, deren Verfasser es selbst verschmäht zu haben scheinen, dem streng wissenschaftlichen Tone zu entsagen; — auf der anderen Seite nähert er sich aber derselben wieder auf beyfallswerthe Art dadurch, dass er ausser streng historischen Aufsätzen auch mehrere Gedichte (Romanzen und Balladen), Sagen, Legenden und malerische Darstellungen mittelaltriger Burgen aufgenommen hat. Ein Gedicht, überschrieben: *Joseph Fraunhofer*, vom Hn. Staatsminister *Eduard von Schenk*, dem auch dieser Jahrgang gewidmet ist, leitet das Taschenbuch selbst ein. Der Gegenstand des Gedichts ist die Verschüttung des armen Straubinger Glasersohnes und Spiegelschleiferlehrlings Joseph Fraunhofer durch den Einsturz des Hauses, in welchem sein Meister arbeitete, und die nach einer wunderbaren Rettung ihm durch Kurfürst, später König, Maximilian und König Ludwig bewiesene Huld. Das Gedicht ist nicht ohne alles Verdienst; jedoch hätte von dem Dichter aus dem Versmasse weit grösserer Vortheil gezogen werden können, als hier geschehen ist; auch hätte im Ganzen auf die Sprache bey Weitem mehr Sorgfalt gewandt werden müssen. Wer möchte z. B. folgende Zeilen, wenn sich auch sonst gegen dieselben nichts einwenden lässt, hinsichtlich der Sprache poëtisch nennen?

> Sein (Kurfürst Maximilians) erstes Wort ist: „Rettet! Arbeitet noch *geschwinder!* (!?)
> „Die hier verschüttet liegen, es sind ja meine Kinder!“ —

Oder wer möchte die folgenden Verse billigen?

> „Joseph Fraunhofer heisst er, ist schmächtig von Gestalt,
> „Ein Glasersohn aus Straubing, und vierzehn Jahr' erst alt.“

Im Folgenden ist unstreitig das historische Gemälde des Herausgebers, welches eine Ahnentafel des *Geschlechts der Kaunitze* giebt (S. 9—103), die im Allgemeinen am meisten anziehende Arbeit. Zuvörderst wird von dem frühesten Ursprunge des Geschlechts berichtet, welcher sich in einer Sage erhalten hat. Ein König slavischer Völkerschaften soll nämlich in grauer Vorzeit mit seinen kriegslustigen Schaaren einen Zug nach dem Süden unternommen haben; aber indem er

immer weiter vorwärts drang, hielt ihn plötzlich nebst seinem Heere ein grosser See auf. Als nun über das, was geschehen sollte, Streit und Rathlosigkeit entstand, da stürzte sich plötzlich einer der Heeresfürsten mit seinem Streitrosse in das Wasser, erreichte glücklich das jenseitige Ufer, kehrte auf derselben Furth zu den Seinigen zurück, und brachte, zum Zeichen der Leichtigkeit des Ueberganges, zwey Seeblumen von ungewöhnlicher Höhe und Grösse, welche er im Hinüberschwimmen erhascht hatte, mit herüber. Ungestümer Jubel brausete ihm tausendstimmig entgegen; der König aber setzte ihm die eine Seeblume zwischen die Adlerflügel seines Helms, die andere aber in seinen rothen Schild, zum Gedächtnisse des kühnen Wagestücks. Das ist das ursprüngliche und älteste Wappen der Kaunitze und der von denselben herstammenden Geschlechter; andere Embleme, welche wir ausserdem in demselben noch sehen, sind später hinzugekommen. — Auch später tritt aus der Mythenzeit des mächtigen Czechenvolkes, als dieses in dem heutigen Böhmen ein Reich gegründet hatte, jener Heldenstamm in die reichhaltige Sagenwelt hinüber. So soll *Suislav* aus diesem Geschlechte gegen die Magyaren bey Merseburg, und unter seinem Herzoge Boleslav auf dem Lechfelde vor dem beängstigten Augsburg gestritten haben. Nach diesem kommen noch einige der Mythe angehörende Kaunitze vor; *geschichtlich* aber wird erst jenes Suislav's Ururenkel *Otto*, welcher dem Hauptzweige des weit verbreiteten Geschlechts den Namen gab nach einer festen Burg, welche er zwey kleine Meilen südwestlich von Brünn über der Iglawa erhob, und Kanice, Kanize, Kaunitz nannte. (S. 10.) Unter ihm und seinen nächsten Descendenten kommt schon häufiger und vielfacher Hauserwerb vor. Sein Sohn *Wilhelm* (S. 12) war zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa im Kampfe gegen die lombardischen Städte eine der heldenmäsigsten Erscheinungen, und er zeichnete sich in mehreren Schlachten dergestalt aus, dass ihn der Kaiser selbst zum Ritter schlug. Wie er aber gross und unüberwindlich gewesen seyn soll in Drang und Schlacht, so soll er nicht minder erhaben gewesen seyn in Frömmigkeit und christlicher Demuth. Um nämlich den Fluch zu tilgen, den er auf sein Haupt geladen hatte, wegen vielfacher Gräuel, die er mit den Seinigen auf einer Heerfahrt gegen Oesterreich verübt, wallfahrtete er nach Rom, und nach seiner Rückkehr erbauete er auf Geheiss des heiligen Vaters am Fusse seiner Burg Kaunitz für hundert edle Jungfrauen ein Kloster, bedeutsam: *zur Himmelsrose* genannt, dessen erste Aebtissin seine Schwester Miroslawa wurde. Darauf kommen, ausser einigen unbedeutenderen, mehrere Kaunitze vor, welche auf dem Marchfeld 1378 gegen Ottokar von Böhmen für Rudolph von Habsburg (S. 16), bey Ampfing und Mühldorf 1322 für Ludwig den Baiern stritten; — andere von diesem Geschlechte wirkten aber zu derselben Zeit daheim für den Frieden, oder fochten draussen kühn für fremde Interessen als fahrende Ritter in Polen, Sachsen und am Rhein. Bemerkenswerth ist, was im weiteren Verlauf der Erzählung der Vf. als Katholik über die Reformation urtheilt. Er gesteht (S. 20) zu, dass die erhabene Lehre des Katholicismus in vielen Ländern als Schirmdach gemissbraucht worden sey, unter welchem die Fürsten, beharrlichen Schrittes und meist gut geschützt, zugleich dem Ziele des Absolutismus entgegenrückten, unter dem sie auf die Rechte der Stände, auf Nationalität, auf Sitte und Sprache bald unterirdische Minen, bald offenen Sturm anlegten, und um die Lossprechung von den (selten treu bewahrten) Wahlcapitulationen und Inauguraleiden nie verlegen seyn durften. „Unter dem eifrigen Trachten nach Einer Heerde unter Einem Hirten, heisst es, wünschten sie zugleich auch in ihrem Reich nur Ein Eigen, nur Einen Beutel, Eine Wehr, und jenen, die auf altes Recht und Herkommen trotzend widerstanden, auch nur Einen Kopf, um auf die *mildeste* Weise, aber doch *auf einmal* damit fertig zu seyn! Die Jesuiten waren für den Absolutismus nicht minder thätig, als für Rom. Aber auch *er* galt ihnen nur als das bequemere Werkzeug. Die Fürsten sollten, wo es Noth that, um so unbedingtere Knechte des Knechtes der Knechte Gottes seyn." „Das lag, schliesst der Vf., aber weder in jener erhabenen Lehre, noch in dem Wesen der Hierarchie, die unter einem Gregor, Alexander und Innocenz vielmehr selbst die Vormauer der Freyheit und die Wiege des dritten Standes, die Feindin des starren Feudalismus gewesen ist!" — Wir gestehen, dass uns eine so freye, vorurtheilslose Sprache von einem Anhänger der alten Kirche innig erfreut, und als ein schönes Zeichen der neueren Zeit *erscheint*; gleichwohl können wir in diesem Räsonnement eine gewisse Einseitigkeit nicht verkennen, die auf der einen Seite strenge richtet, auf der anderen aber nicht ganz billig verfährt. Die Hierarchie ist zwar allerdings öfter, und namentlich unter Gregor VII, dem grössten Manne seines Zeitalters und dem erhabensten Charakter, welcher jemals den heiligen Stuhl geziert hat, die Vormauer der Freyheit und die Verfechterin des neu sich bildenden dritten Standes gewesen, aber gewiss hat sie nicht immer, wenn die Nachfolger Petri drohend das flammende Wort erhoben, oder den Bannstrahl auf Fürsten und Könige schleuderten, die Freyheit um ihrer selbst willen beschützt, wie man diess namentlich von den grossen Innocenzen, Alexandern und Bonifazen sagen kann, die, wenn auch noch der Riesengeist grosser Vorgänger in ihnen wohnt, doch keinesweges die Unbefangenheit und Reinheit des Charakters derselben in sich bewahrt haben; vielmehr war es sehr oft nur der Geist der Opposition gegen die in den Lagern erblühete feldherrliche Kriegermacht des römisch-germanischen Kaiserthums, von welchem das Gebäude der Hierarchie überwältigt zu werden schien. Unter der schützenden Obhut der Hierarchie und des Lehnswesens waren die Völker der neueren Zeit in der Wiege be-

schirmt, und später kräftig zur Cultur emporgewachsen; als aber von ihnen im Verlaufe der Zeit die geistige Freyheit und Mündigkeit errungen war, erschien jedes Streben jener beiden Leiter vergeblich, den vorigen Zustand zurückzuführen. Als mit der Krisis des Mittelalters Hierarchie und Lehnswesen ihre Bestimmung erfüllt hatten, kehrten sich beider Waffen gegen einander nicht mehr um des theueren Zöglings willen und seines Heiles wegen, sondern um sich selbst zu verderben. In der Schwäche und Zerrüttung aber, welche aus so furchtbarem Kampfe entstand, blüheten, ungezügelt und der Verwirrung sich erfreuend, aus dem Germanenthum die neuen Elemente auf, welche die abgelebten Pfleger, die nach dem Gange der Geschichte kein Recht mehr hatten, die Welt zu zügeln, zur Seite schoben, und kräftig eine neue Ordnung der Dinge schufen. Allein auf solche Weise scheint die Entstehung und die Nothwendigkeit der Reformation gefasst werden zu müssen. Das Feudalwesen hat hinsichtlich der Heranbildung der neueren Zeit eben so grosses Verdienst, wie das Papstthum. Beide sind die Schaalen einer grossen Waage; die eine hat nur Bedeutung im Gegensatze zur anderen, niemals ohne dieselbe. Nicht allein die Entartung der Zeit und die Erbsünde Einzelner hat das Lehnswesen wie die Hierarchie gestürzt, dem Protestantismus und dem freyen Bürgerthum emporgeholfen (S. 21), sondern es war das Sichüberlebthaben jener Institute, ihr desshalb geschichtlich nothwendiger Untergang und das dieserhalb eben so nothwendige Emporkommen der neuen Elemente. Als das mittelaltrige Leben immer mehr dahinstarb, und am Ende des 15ten Jahrhunderts die Sonne, deren Nähe schon lange durch eine lichte Dämmerung verkündet war, deutlich ihre ersten Strahlen warf, da war es fast dem Geringsten, der ein kindliches Gemüth in Einfalt bewahrt hatte, nicht schwer, jene morsch gewordenen Throne zusammenzubrechen, — und der Grösste selbst hätte es auf demselben mit Riesenkraft und Riesenwillen nicht vermocht, sie zu erhalten gegen die herandringende Zerstörung. — Trefflich ist ferner die Schilderung des „halbverrückten, bald tyrannischen, bald zärtlich schwermüthigen Kaisers Rudolph, der immer mit *Tycho Brahe* nach den *Sternen* schaute, aber niemals mit seinen verzweifelnden Ministern auf die *Erde*, und zuletzt eine seiner Kronen nach der anderen dem Matthias hinreichen musste;" — und eben so wahr sind die Bemerkungen über die Folgen der gewaltsamen Unterdrückung der neuen Lehre im südlichen Deutschland, namentlich in Böhmen. — Auf dem weissenBerge, am letzten Tage des alten Böhmens (S. 25. 36), fiel *Ulrich Kaunitz*, ein eifriger Protestant, und als Todten noch traf ihn Todesurtheil und Acht. Seine Söhne erster Ehe, Karl und Friedrich, wurden zum Schwert verurtheilt (S. 28), aber später begnadigt auf ewigen Kerker und auf Verlust alles Vermögens. Die Söhne zweyter Ehe, Max und Leo Wilhelm, welche der Empörung ganz fremd waren, behielten Austerlitz und die Trümmer des alten Reichthums. Die Söhne Ulrichs aus erster Ehe wurden später ihrer Haft wieder entlassen, und erhielten selbst einen kleinen Theil des früheren Besitzthums zurück. Der Sohn Friedrichs, des zweyten unter beiden, Namens Rudolph, vermählte sich später mit Elisabeth, der einzigen Tochter des zu Eger ermordeten Waldsteins, Herzogs von Friedland, und der Gräfin Harrach, und so kam an das Kaunitzsche Haus (S. 29) der Rest des ungeheueren Reichthums der Waldsteine. Nachdem dann noch von einigen weniger bekannten Mitgliedern des Kaunitzschen Hauses die Rede gewesen ist, wird (S. 30) *Max Ulrich* erwähnt, der zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges lebte, vielfach in auswärtigen Geschäften gebraucht wurde (im Reiche, in Rom und in Spanien), sich mit der Erbtochter des Rittbergischen Grafengeschlechts in Westphalen vermählte, und am Ende seines Lebens noch das Gestirn seines Sohnes *Wenzel Anton* aufsteigen sah, der lange nur von den Oesterreichern *der alte Fürst par excellence*, oder *unser grosser Fürst* genannt wurde. Die Darstellung des Lebens und Charakters des ausgezeichneten Mannes ist mit grosser Liebe ausgeführt und wirklich vortrefflich zu nennen. Schon von der Jugendzeit an erkennt man in dem Streben nach tüchtiger, vielseitiger Bildung auf Universitäten und Reisen den künftigen grossen Staatsmann. Dann folgen Maria Theresiens Sendungen Kaunitzens ins Ausland, nach Italien (S. 34), nach den Niederlanden (S. 35) und andere (bis S. 50). Die politische Thätigkeit des Fürsten im Cabinet zu Wien ist zwar sehr interessant dargestellt, doch ist offenbar zu weitläuftig von den Weltbegebenheiten die Rede, deren skizzirte Anführung allerdings nothwendig war, aber das Biographische nicht zu sehr in den Hintergrund treten lassen durfte. Von S. 52 ist von Kaunitzens Thätigkeit im Inneren die Rede, wie von der Gründung der Akademie für morgenländische Sprachen, von seiner besseren Behandlung der Künstler und Gelehrten, und zuletzt von dem grossen Plane, der ihn fast sein ganzes Leben beherrschte, Baiern durch Tausch zu erwerben, von dem aber nachgewiesen wird, dass er keinesweges von Kaunitz erfunden, sondern schon seit langer Zeit im österreichischen Cabinet verfolgt worden sey (S. 71. 73. 75). Schon der grosse Eugen bot statt Münchens dem Kurfürsten Max Emanuel das wohlbekannte Brüssel, das stolze Mailand, oder das üppige Palermo zur Hauptstadt an, was aber misslang. Die letzten Tage des grossen Mannes kann man nicht lesen, ohne ergriffen zu werden. Die Darstellung der äusseren Erscheinung des Fürsten, seines Privatcharakters und vieler, bisher unbekannter Züge seines häuslichen Lebens beschliessen die in würdiger Sprache vorgetragene Arbeit.

Unter den Poesieen findet sich wenig Ausgezeichnetes. So leidet z. B. das Wiegenfest zu Gent, von *Anastasius Grün*, bey mehreren nicht schlechten Gedanken an poetischer Mattigkeit und Ungewandt-

heit in der Sprache, sowie an offenbaren sprachlichen Unrichtigkeiten, z. B. S. 105:

„Willst in den Himmel du steigen,
Der (?) beste Staffel ist diess!"

„Dem Herzen Lieb' und Treue
Und Kraft gen (? manche Last!" (S. 107.)

Nichts Besseres läst sich von *Karl Egon Eberts:* Ahnensaal in Heiligenberg (S. 129) sagen. Das Gedicht bietet durchaus nichts Originelles dar; der Gedankengang ist offenbar einer bekannten *Matthison*'schen Elegie entnommen, die schon unzählige Male von jungen Poeten benutzt wurde. Dass das Gedicht sich besser lesen läst, rührt daher, dass es in *ottave rime* abgefasst ist; im Uebrigen ist wenig Phantasie über das ganze Gemälde ausgegossen und die Sprache oft sehr holpricht. — Unter den Balladen und Romanzen von *Johann Gabriel Seidel* (S. 180, fgg.) sind einige ihres Inhalts wegen nicht uninteressant; keine indessen hinsichtlich des Stoffs und der Behandlung ganz ausgezeichnet. — Das letzte Gedicht von *Eduard Duller*: der Ritter von Marquardstein, ist ausgezeichnet durch sehr schöne Sprache und mehrere wirklich ergreifende Stellen.

Unter den historischen Aufsätzen ziehen vorzüglich an die malerischen Darstellungen alter Burgen und Dome, wie des *Aggsteins* (S. 108), welcher eine der bedeutendsten Stromburgen unter der Enns, oberhalb des Wienerwaldes, auf einer hohen Felsspitze an der Donau ist (S. 116), die, nachdem sie in den Händen mehrerer edler Geschlechter gewesen war, neuerdings an das Haus Beroldingen kam, welches sehr viel für die Erhaltung der schönen Ruinen gethan hat. Ferner: die *Rosenburg* in Unterösterreich (S. 191), ausgezeichnet durch Lage, Umfang und einst auch Pracht, jetzt im Besitze der Grafen von Hoyos (S. 205), die ebenfalls als grossmüthige Erhalter der Ruinen genannt zu werden verdienen; — dann: der *Dom zu Bamberg* (S. 169), dessen Hauptschicksale nur kurz und skizzirt angegeben sind bis auf die Verschönerungen, welche König Ludwig von Baiern dem herrlichen Gebäude hat angedeihen lassen. — Zuletzt können wir einen Aufsatz nicht übergehen, welcher die Heerfahrt Andreas III, des Venetianers und letzten argadischen Königs in Ungarn, nach Oesterreich im Jahre 1291 behandelt (S. 135 — 168). Der Vf. ist der Senator der königl. Freystadt Raab, *Johann Czech*. Durchgängig ist in dem Aufsatze zwar eine gewisse Trockenheit und eine eigene Sprache nicht zu verkennen, wie S. 149, wo es heisst: *das* Kürzere ziehen, und S. 150: sich nichts *anmerken* lassen; dafür aber wird man auf der anderen Seite durch Umsicht, Sorgfalt und sehr gründliche Benutzung der Quellen erfreut.

Wie nun das *Hormayrsche* Taschenbuch durch Mannichfaltigkeit, so ist das *Raumersche* ausgezeichnet durch eine strengere Auswahl, durch Ausdehnung des Inhalts über das ganze Gebiet der Geschichte und durch die Theilnahme sehr berühmter Historiker. Die Spenden, welche der Herausgeber selbst gereicht hat, sind die bedeutendsten unter den dargebotenen.

Im *ersten* Jahrgange ist es die Geschichte Ludwigs XIII und des Cardinals Richelieu, welche derselbe vor unseren Blicken sich entwickeln läst (S. 1 — 167). Es ist sowohl dieser, wie der im zweyten Jahrgange von demselben Vf. befindliche Aufsatz, Bruchstück eines grösseren Werks über neuere Geschichte, mit dessen Ausarbeitung sich derselbe schon seit mehreren Jahren beschäftigt; diesem Umstande ist es auch zuzumessen, dass manche Thatsachen aus dem dargestellten Zeitraume nicht erwähnt werden, weil sie an einem anderen Orte abgehandelt sind. Der Aufsatz ist in zwey Abschnitte abgetheilt: I. Vom Tode Heinrichs IV, bis zur Einführung Richelieu's in den Staatsrath (1610 — 1624); — II. von dem letztgenannten Zeitpuncte bis zu seinem und König Ludwigs XIII Tode (1624 — 1643). — In dem ersten Abschnitte wird nach den Quellen die Zeit der nach Heinrichs IV Tode eingesetzten vormundschaftlichen Regierung dargestellt; Sully's Ungnade und Abgang, des Marschalls d'Ancre und seiner Gemahlin Intriguen und Cabalen, und der Königin Mutter Maria von Medici schwankendes und leidenschaftliches Regiment, bis die letzte, um, wie sie hoffte, sich die Herrschaft zu erhalten, ihren mündig gewordenen Sohn ersucht, den im *Sept. 1622* zum Cardinal erhobenen Richelieu, Bischof von Luçon, in seine Dienste zu nehmen. Als Ludwig XIII nach langem Widerstande zuletzt einwilligte, und Richelieu den 29 April 1624 in den Staatsrath einführen liess, hielt Maria ihre Herrschaft für befestigt (S. 62); der König aber war entschlossen, den ehrgeizigen Günstling seiner Mutter von allen wichtigen Angelegenheiten und Geheimnissen fern zu halten. Ganz anders aber gestalteten sich die Verhältnisse, als Ludwig und Maria vermutheten und bezweckten: beide nämlich mussten sich vor Richelieu's Kraft des Geistes und Charakters beugen, und auf die schlaffe, schwankende, nichtige Regierung, die seit dem Tode Heinrichs IV Statt gefunden hatte, folgt nun eine andere, die durch Kraft, Thätigkeit und Strenge als das vollkommene Gegenstück der früheren erscheint.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 1.

GESCHICHTE.

1) München, b. Franckh: *Taschenbuch für die vaterländische Geschichte*, herausgegeben von *Joseph Freyherrn v. Hormayr* u. s. w. 2 und 3 Jahrg.

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Historisches Taschenbuch.* u. s. w. Herausgegeben von *Friedrich v. Raumer* u. s. w. 1—3 Jahrg.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Abschnitte erscheint Richelieu in seiner ganzen Grösse und Herrlichkeit; ja schon wenige Monate nach dem Antritte seines Amtes machte er Alles, wie sich *Siri* in seinen *Mémoires* V, 758 ausdrückt: ohne ihn verordneten die Behörden nichts, ohne seine Beystimmung athmeten König und Königin nicht. — Hierauf wird nun beschrieben, wie R. in jeder Beziehung grossartig gewaltet, wie er Maitressen und Günstlinge vom Hofe entfernt, Wissenschaften und Künste unterstützt, dem Einflusse Roms entgegengearbeitet, zugleich aber auch das politische Selbstständigkeitsgefühl der Hugenotten gebrochen, wie er, eitlem Reichthum entsagend, nach seinen eigenen Worten seinen Ehrgeiz auf Höheres gerichtet habe, nämlich auf einen Platz in der Weltgeschichte. Dieser Wunsch, sagt Hr. *v. Raumer* (S. 83), ist in Erfüllung gegangen; denn wenn wir Richelieu auch nicht jenen edelsten Geistern gleich stellen wollen, in denen sich die höchste Kraft und Milde verklärend durchdrungen haben, so erscheint er doch wie ein Riese, nicht bloss wenn wir ihn mit allen seinen Nebenbuhlern in Frankreich, sondern auch wenn wir ihn mit gleichzeitigen Lieblingen anderer Könige, mit Buckingham und Olivarez vergleichen. Das Streben Richelieus gegen das Haus Oesterreich ist sehr anschaulich geschildert, und so führt uns denn der Vf., nachdem er noch von der Thätigkeit des grossen Mannes auf Vermehrung der Seemacht, Erweiterung des Handels, Unterstützung der Colonieen, Anlage von Kanälen u. s. w. geredet, bis an das Sterbebette desselben, auf dem er so gefasst und gross verscheidet, wie sein ganzes Leben gewesen war. — Die ganze aus den besten Quellen geschöpfte Arbeit ist *nur* Mosaik, nicht ein grossartiges Oelgemälde, welches wie in einem Gusse sich aus dem Geiste des Schöpfers hervorgeboren hat. Wir lieben niemals den Rhetor in der Geschichtschreibung; aber hier ist, dünkt uns, zu wenig in äusserer Beziehung für den grossen Stoff geschehen. Es ist Alles von Anfang bis zu Ende in einer so genannten *juste milieu* gehalten, die niemals scharfe Ecken hervortreten lässt, sondern, immer besorgt, dass man scharfe Individualitäten bemerken möge, sofort abschleift, so dass das ganze Gemälde, welches ursprünglich auf ein plastisches Kunstwerk angelegt war, so sehr dem Niveau der Grundfläche genähert wird, dass man fast kein Hervortreten der Gestalten mehr gewahrt. Ueberdiess kann uns die oft wiederkehrende Weise, nach Art eines Anwaltes Grund 1, 2, 3, 4 *für* eine Behauptung anzuführen, und dann eben so Gegengrund: 1, 2, 3, 4 *dagegen*zustellen, um so weniger gefallen, da diese Weise offenbar zur Manier geworden ist, die uns niemals zusagt, am wenigsten in der Geschichtschreibung. Auch vermissen wir durchaus die Einfachheit der Darstellung, welche die Historiker des Alterthums so sehr auszeichnet; — nicht selten haben wir uns über einzelne Züge amüsirt, aber niemals, oder doch nur auf sehr unbedeutende Weise, sind wir wahrhaft ergriffen worden.

In dem *zweyten* Jahrgange findet sich gleich im Anfange eine grosse historische Arbeit des Hn. *v. Raumer*, *die Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V bis zum westphälischen Frieden*, und zwar die erste Hälfte dieses Abschnitts, von 1558—1630 Auch dieser Aufsatz ist ein Bruchstück aus dem grösseren, schon oben angeführten Werke des Vfs. Im Ganzen gilt von dieser Arbeit dasselbe, was von der Geschichte Ludwigs XIII gesagt wurde. Der Vf. selbst gesteht zu, dass seine Darstellung trocken, zerrissen, finster, ja widerwärtig geworden, und dass die Gemüthsstimmung des Schreibenden nur zu sehr in das Geschriebene übergegangen sey. Vielleicht, meint er, habe er aber desshalb ein um so treueres und wahrhafteres Bild jener unglücklichen Zeiten gegeben, was um so weniger in Abrede gestellt werden kann, da die Quellen so mangelhaft und formlos sind.

Der übrige Inhalt der beiden Jahrgänge (denn über den dritten Jahrgang beider Taschenbücher behalten wir uns eine besondere Anzeige vor) bietet viel Erfreuliches dar. Zuerst zwey treffliche Schilderungen des berühmten Geschichtschreibers von Ostpreussen, *Johannes Voigt*, — im ersten Jahrgange: *Das Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und sein Fürstenhof in der herrlichen Marienburg*, welches durch

feine Gemüthlichkeit uns ungemein anzieht, und nur zuweilen etwas zu fehr ins Einzelne fich verliert; und im zweyten: *Herzog Albrecht von Preussen und das gelehrte Wesen seiner Zeit*, in welchem Auffatze uns das wenig gekannte, aber äufserft rege und anziehende geistige Leben und Treiben des nordöftlichen Deutschlands zur Zeit der Reformation und der enge Zufammenhang des bedeutenderen Theiles der Bevölkerung des Ordensstaates mit den Reformatoren in Wittenberg vor die Augen geführt wird. — Von *Ludwig Wachler* findet fich ebenfalls in jedem Jahrgange eine kleine hiftorifche Arbeit: 1) *Paul Ludwig Courier im Verhältniss zu seiner Zeit*, in welcher zum Theil nach feinen eigenen Schriften, zum Theil aus Zeitfchriften und Sammlungen von Pamphleten diefer merkwürdige, unbiegfame, freyfinnige Mann und fein tragifcher Tod gefchildert wird. Die zweyte Arbeit befchreibt die *Vorbereitung und den Ausbruch des Aufstandes der Griechen gegen die osmanische Pforte*, und ist nach wenigen, aber den besten und neuesten Quellen bearbeitet, nämlich nach der *histoire moderne de la Grèce depuis la chûte de l'empire d'Orient*, Genève, 1828, 8, und nach dem *Cours de la littérature grecque moderne*, 2 ed., Genf, 1828, 8, beide von *Rizo Neroulos*, — und *Alexander Souzo's histoire de la révolution grecque*, Paris, 1829, 8. Beide Arbeiten find, wenn fie auch nicht in die Kategorie hiftorifcher Bearbeitungen vom erften Range gehören, doch fehr verdienstlich durch gute Zufammenftellung der vorhandenen Nachrichten und eine fliefsende und blühende Darftellung. — Der gelehrte Gefchichtfchreiber der Kreuzzüge, *Friedr. Wilken*, giebt uns zwey Schilderungen aus der byzantinifchen Gefchichte, in welcher er fo bewandert ist, wie nicht leicht ein Anderer. Im erften Jahrgange wird eine auch bey *Gibbon* und anderen keinesweges genügend aufgehellte Partie fehr klar und gelehrt ins Licht gefetzt. Es ift nämlich ein Auszug aus einer gröfseren akademifchen Abhandlung: *über die Parteyen der Rennbahn, vornehmlich im byzantinischen Reiche*. Der zweyte Jahrgang giebt uns ein gräfsliches Bild aus einer gräfslichen Zeit, die *Geschichte des Kaisers Andronicus Comnenus*. Die Darftellung in beiden Auffätzen entbehrt, wie alle Arbeiten des gelehrten Vfs., durchaus des rhetorifchen Schmucks; indem fie vielmehr fich abfichtlich einer gewiffen Trockenheit zu befleifsigen fcheint, giebt fie uns ein nur um fo treueres Bild der gefchilderten Zeit und der Quellen, nach denen diefelbe gefchildert wird. — Auch *Franz Passow* theilt *Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des 16ten Jahrhunderts* mit: 1) *Hieronymus Wolf's* (geb. 13 Aug. 1516, geft. als Rector in Augsburg 11 Oct. 1580) Jugendleben, und 2) das Leben des jüngeren *Heinrich Stephanus*. Der Quellen, aus denen beide Auffätze gefchöpft find, giebt es zwar eben nicht viele, indeffen genug, um die Eigenthümlichkeit beider Männer im Grofsen erfaffen zu können; — auch find diefe Quellen nicht leicht zugänglich, wefshalb es unftreitig ein grofses Verdienst des berühmten Vfs. ift, in einem fo fchönen Gewande diefelben dem gröfseren Publicum geöffnet zu haben. Wir geftehen gern, dafs wir eben fo fehr durch die Darftellung der Noth und der Leiden, der Zufriedenheit und Kindlichkeit *Wolfs*, wie des unftäten Wanderlebens, des grofsartigen Fleifses und des wirklich tragifchen Ausganges des jüngeren *Heinrich Stephanus*, ergriffen worden find. — Den Schlufs des erften Bandes bildet eine *Rede des Hn. v. Raumer*, welche von ihm in der Eigenfchaft des Rectors der Berliner Univerfität am 16 Nov. 1822 zur Feier der 25jährigen Regierung des Königs von Preuffen gehalten wurde. Sie enthält viel Treffliches, athmet ein edles Selbftgefühl, dem preuffifchen Staate anzugehören, und enthält keinesweges übertriebenes Lob des hochverehrten Monarchen.

Die äufsere Ausftattung beider Tafchenbücher ift fehr anftändig, — doch übertrifft das *v. Raumersche* an Güte und Weifse des Papiers das *v. Hormayrsche*. Das erfte ift mit zwey guten Kupfern geziert, — das letzte enthält 5 Bilder berühmter und angefehener Baiern, Böhmen und Ungarn, fämmtlich äufserft fauber und zart geftochen; vor allen übrigen aber zeichnet fich der treffliche Stahlftich aus, welcher die Züge des jetzigen Kronprinzen von Baiern wiedergiebt, und den wir der Meifterhand *Fleischmanns* verdanken.

Gn.

STUTTGART, b. Löflund u. Sohn: *Der würtembergische Kanzler Ambrosius Volland*, ein Beytrag zur Gefchichte der Herzoge Ulrich und Chriftoph zu Würtemberg, grofsentheils nach ungedruckten Quellen, von *L. F. Heyd*, Stadtpfarrer zu Markgröningen. 1828. 159 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. hat einen beredten Vortrag und eine gute hiftorifche Darftellung. Wo es nöthig ift, und feine Angabe oder Anficht bezweifelt werden könnte, nennt er feine Quellen, und würdigt fie. Sie find meiftens aus Handfchriften, welche früher nicht benutzt waren, und ftellen Leben und Thaten eines würdigen Staatsdieners dar, dem die ariftokratifche Partey unter Herzog Ulrich fehr übelwollte, und manches zur Laft legte, was dem Herzog felbft zugefchrieben werden mufste. Doch gefteht der billige Vf., dafs man *Volland* nicht ganz davon frey fprechen kann, dafs er die Inquifitionen, welche der Herzog nach dem Vergleiche von Blaubeuern wider manche untreue Staatsdiener verhängen liefs, nicht verhinderte, und als herzoglicher Fiskal bey Manchen nicht darauf Rückficht nahm, dafs der Angefchuldigte zwar in des Herzogs, aber auch in der Landfchaft Dienften ftand. Doch fcheinen fie mit den bekannten Gegnern des Herzogs, wenn nicht in landesverrätherifchen, doch wenigftens zu vertraulichen Verhältniffen geftanden zu haben; auch war der damalige Fiskal *Volland* ihr Richter nicht. Ulrich hatte fich die gefährlichften Schritte, als Reichsftand, gegen Nachbaren, Bundesfürften, Kaifer und Reich erlaubt, und felbft im hohen Alter mifstrauete er, als er wieder Regent wurde, feinem edlen Sohn, Herzog Chriftoph, und deffen treuem Heyrath, dem Kanzler *Volland*, der auch erft nach dem Tode Herzog Ulrichs im J. 1550 den 6 Nov.

in sein Vaterland Würtemberg heimkehren und Amtsgeschäfte verwalten konnte. Uebrigens war der Kanzler 1468 geboren und starb 1551 den 4 Juni, mit sehr verringertem Vermögen. Es hatte ihn 1519 der Regentschaftsrath und hernach Herzog Ulrich aus Würtemberg verbannt, und doch setzte er, um seine legitimen Souveräne zu unterstützen, das Vermögen zu, welches er im Dienst anderer Fürsten, als deren vertraulicher Geschäftsführer, während seines langen Exils ausser Würtemberg erworben hatte.

A. H. L.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Nürnberg, im Verlage des Comtoirs der Handlungs-Zeitung: *Allgemeine Handlungs-Zeitung*: mit den neuesten Erfindungen und Verbesserungen im Fabrikwesen, und in der Stadt- und Land-Wirthschaft. Sechs und dreyssigster Jahrgang. 1829. 660 S. in 4. 12 Hefte in gedrucktem Umschlag. (5 Rthlr. 14 gr.)

Diese Zeitschrift, welche so manche ihrer Nebenbuhlerinnen überlebte, erhält sich in ihrem Werthe, wofür schon die geraume Zeit ihrer Existenz spricht. Zwar wird ihrer nur selten in öffentlichen Blättern gedacht; aber wer sie kennt, weiss sie zu schätzen, und selbst der Kaufmann, der wohl einseitig meint, durch sie erfahre er Curse und Preise zu spät, sie könne ihm desshalb nicht nützen, (wir haben diess Urtheil mehrfach vernommen) wird ihr bey genauerer Betrachtung seine Anerkennung nicht versagen, und er dürfte sogar durch seine Correspondenten von manchen Handelsplätzen Nachrichten über gestiegene Preise kaum eher haben, als sie ihm diese Zeitung bringt, wenn er solche durch die Post bezieht. Wenn er aber auch wirklich in dieser Hinsicht ihrer nicht bedürfte, so wird er sie doch bald als ein Repertorium aller in sein Fach einschlagenden wichtigen Nachrichten schätzen lernen, und auch die Preiscourante aller Art, die Curse, werden ihm mit der Zeit in solcher Reihenfolge aufbewahrt willkommen seyn. Denn sie können in der Zusammenstellung mit anderen Zeitereignissen für den umsichtigen und denkenden Speculanten nur an Wichtigkeit gewinnen.

Es enthält aber diese Zeitschrift alle den Handel betreffenden Verordnungen und politischen Ereignisse, Waaren-, Fracht- und Verführungs-Preise, Geld-, Wechsel- und Staatspapier-Curse, Bankerotte, Rechtsfälle, Anzeigen von neuen Handlungen, Verkäufen, der für den Handel und das Fabrikwesen erschienenen neuen Bücher, monatlich die Waarenpreise von Amsterdam, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg und Triest, kurze, aber vollständige Angaben von neuen Erfindungen und Entdeckungen im Fabrikwesen, interessante Miscellen, und giebt dabey gewissenhaft eigenes und nur spedirtes Gut an, während so manche andere Zeitschrift es verschweigt, dass die ausgekramte Weisheit nicht ihre eigene, sondern abgeborgte ist. Dabey ist der Preis bey gutem Papier und gutem, besonders sehr leserlichem Druck billig.

In dem vorliegenden Jahrgange sind viele interessante Aufsätze und Notizen, von denen wir einige namhaft machen wollen. Manche davon finden sich in anderen Zeitschriften, ohne Angabe der Quelle, abgedruckt. S. 4. „Verirrungen.“ Scharfe Aetzlauge, aber wahr. Wir geben nur wenige Worte aus dem Schlusse: „Auffallende Aehnlichkeit: in einem Jahrhundert zwingt man uns zum Besten der Kirche und des ihr dienenden Staates, (hört, hört! möchte man im Rückblick auf Frankreich vor dem Juli 1830 rufen) so und so oft zu fasten, diess und jenes zu essen und nicht zu essen, in einem anderen, angeblich nur zum Nutzen und Frommen aller Gläubigen, nur in dem oder dem Tuche zu gehen, diess oder jenes zu entbehren. Ein bigottes Jahrhundert schleppt die Neger aus Afrika nach Amerika zur Arbeit, um sie aus den Klauen des Heidenthums zu reissen, und mit Gewalt für ihr ewiges Seelenheil zu sorgen: ein aufgeklärtes (!!??) Jahrhundert lässt die christlichen Neger nicht frey, weil die Legitimität des Besitzes geachtet, der Zuckerbau begünstigt werden muss, und weil zu fürchten ist, dass die Neger die Wohlthat der Civilisation wieder vergessen und zu ihrem Unglücke freywillig zur Uncultur herabsinken möchten.“ — S. 7: Bey so vielen Ackerbau- und ähnlichen Gesellschaften würde es ganz anders in unserem Deutschland aussehen, wenn *jede* derselben auch nur *eine* nutzbare ausländische Pflanze bey uns einheimisch gemacht hätte! — Den oben erwähnten Verirrungen schliesst sich ein Aufsatz S. 17 über die französische Handelsuntersuchungs-Commission an. — Wir müssen mehrere andere Aufsätze übergehen, die alle zeigen, wie schädlich Prohibitivsysteme aller Art sind, indem sie eher noch den Nutzen des Auslandes statt den des Inlandes fördern. — Interessant ist folgendes historische Factum. S. 65. „1456 wurde Kölbele, Kramer zu Nürnberg, und Frey von Thalmessingen, der bey ihm zu Herberge gewesen, wegen Fälschen des Safrans und anderer Gewürze, mit sammt der Waare am Freytag nach *Misericordias Domine* lebendig verbrannt, und Elss Pfrangurom von Regensburg, die ihnen dazu geholfen, lebendig begraben am Montag nach Bonifacii.“ — Wie ist doch unsere Zeit duldsam geworden! — S. 109 wird der vollkommenen Gewerbefreyheit, oder mit anderen Worten dem Patentwesen gegen das Zunftwesen stark das Wort geredet. Beide aber haben viel für, auch gar Manches gegen sich. Wir halten den Mittelweg für den besten, können aber hier uns auf weitere Erklärungen nicht einlassen, dazu ist nicht Raum. Im Ganzen glauben wir die Acten über diesen Gegenstand noch nicht geschlossen. Es sind dabey immer gar viele örtliche und auch Rechts-Verhältnisse, Privilegien, die *titulo oneroso* erworben worden, zu berücksichtigen, wenn nicht *summum jus summa injuria* werden soll. Uebrigens geben wir wegen des abgehandelten Punctes dem Vf. allerdings Recht; es gehört diess wie so Manches zu dem *trop regner!* — S. 125 wird ein Aufsatz Hn. *Lenormands* (doch wohl der bekannte Buchhändler in Paris?) über den französischen Buchhandel, der nicht ohne Interesse ist, mit einigen Anmerkungen begleitet, in

deren einer es von den Literaturzeitungen heisst: „Für was sind endlich die Literaturzeitungen da? Sollen sie nicht die guten Bücher empfehlen, vor dem Ankaufe der schlechten warnen? Dass sie diess nicht thun, dass der, welcher ihnen folgt, in der Regel ein grösserer Thor ist, als der, welcher blindlings kauft, ist ihre Schuld, und das Publicum rächt sich dafür (dadurch), dass es sie kaum liest, und sehr wenig achtet." Wir hoffen durch diese unsere gegenwärtige Recension glühende Kohlen auf das Haupt unseres Gegners zu sammeln. — Schreckliche Thatsachen über die Behandlung der Sklaven auf Martinique erfahren wir S. 134. Wenn es *so* auch in St. Domingo war, wer dürfte sich noch über die Grausamkeiten der dortigen Sklaven bey der Revolution wundern! — Hinsichtlich eines Aufsatzes S. 159 — „Wie geht es bey Bücherkritiken zu?" verweisen wir auf das eben von uns Geäusserte. — Viel Wahres über den Nutzen der Patente für Erfindungen, ohne den Schaden zu leugnen, ist gesagt S. 229. — Das Prohibitivsystem mit seiner lächerlichen Foderung, Alles im Lande zu erzeugen, findet S. 415 eine verdiente, sarkastische Abfertigung. — Als erläuternder Commentar zu dieser ist der Aufsatz über deutsche und ausländische Industrie S. 445 zu betrachten. — S. 440 wird der Nachtheil der Taxen gezeigt, und wir geben dem Vf. gern Recht, denn der Nutzen derselben ist wohl sicher nur ein scheinbarer. — Noch sarkastischer als oben wird S. 458 unter der Ueberschrift: „die Sehenden" dem Prohibitivsystem zugesetzt. Wir können den Inhalt nicht besser andeuten als durch folgenden Satz aus dem Schlusse: „Aber sie (die Krähwinkler!) sind so im Zuge, dass sie heute noch die preussische Armee in Sold nehmen, unter der Bedingung, dass sie den Sold in ihren Mauern verzehre, in der Meinung, dadurch wer weiss wie reich zu werden." — Wenige, aber wahre Worte über den Werth wissenschaftlicher Bildung für den Kaufmann und Gewerbetreibenden stehen S. 473. — Ein Beweis für die Nachtheile der Taxen findet sich S. 577. — Die Frage, ob Zollverbände Nutzen schaffen, wird S. 626, wohl nicht mit Unrecht, verneinend beantwortet. Die neuere Zeit wird, denken wir, bald lehren, ob das Anschliessen so mancher Staaten an Preussen, wobey doch noch immer Ausnahmen, d. h. noch Zölle auf einzelne Waaren oder Gegenstände, Statt finden, von so grossem Vortheil ist.

Im Vorstehenden haben wir nur von denjenigen Aufsätzen einige namhaft gemacht, welche als „eigenthümlich" bezeichnet sind, obwohl der Redacteur bescheiden genug ist, Uebersetzungen oder Auszüge aus ausländischen Werken nicht als eigenthümliche Arbeiten aufzuführen, wie er doch mit einigem Rechte könnte. Eben an solchen Bearbeitungen aber ist das Werk sehr reich, wie es denn überhaupt viele und recht interessante Artikel enthält. Nur möchten wir eine genaue Angabe der Schrift, aus welcher Etwas genommen wurde, nach Theil, Seite u. s. w. wünschen, sowie darüber, ob das Mitgetheilte vollständig oder nur ein Auszug ist. Jetzt ist diess nur in wenigen Fällen geschehen, und auch da ist das Original meist nur im Allgemeinen genannt.

Ein Register beschliesst das Ganze, und scheint, so weit wir dasselbe haben prüfen können, vollständig zu seyn. Die folgenden Jahrgänge hoffen wir künftig anzeigen zu können.

—St—ne—

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. 1) *Kiel*, in d. Univers. Buchhandlung: *Ludwig Philipp I von Orleans, König der Franzosen*, ein gedrängter Abriss der merkwürdigsten Ereignisse aus dem Leben dieses Fürsten, nebst dem Geschlechtsregister des Hauses Bourbon seit dessen Erhebung auf den Thron von Frankreich durch Heinrich IV, bis auf die neueste Zeit, und der Protestation des vormaligen Herzogs von Orleans gegen die legitime Geburt des Herzogs von Bordeaux. 1830. 32 S. 8. (6 gr.)

2) *Leipzig*, b. Köhler: *Ludwig Philipp I, König der Franzosen*, eine biographische Skizze nach den sichersten Quellen. 1830. 52 S. 8. (8 gr.)

Der 1773 den 6 Oct. geborne Monarch regiert seit dem 8 Aug. 1830, nachdem Karl X und sein Sohn ihre Ansprüche auf den französischen Thron, zum Vortheil Henry Dieudonné, Herzogs von Bordeaux, aufgegeben hatten, was aber das insurgirte Volk in Frankreich nicht annahm, sondern Ludwig Philipp I als König proclamirte, und zugleich dessen königliche Macht beträchtlich einschränkte. Der Vf. von No. 1 erzählt ziemlich genau die früheren Schicksale dieses Fürsten und seine Lebensbegebenheiten, lobt seine vorsichtige Politik und persönliche Rechtlichkeit. Was ihn aber auch bewogen haben mag, den Thron und nicht die ihm von Karl X übertragene *Lieutenance du Roi* anzunehmen, sein Leben war bis dahin sittlich tugendhaft und politisch-rein. Er nahm keine Partey wider den Hof, daher kaum glaublich ist, dass er die angelegte Londoner Protestation wider die legitime Geburt des Herzogs von Bordeaux 1820 den 29 Sept. ausgestellt haben sollte; auch hat er damals einen Widerspruch dagegen eingelegt. Wenn die Unterschiebung des Herzogs von Bordeaux wahr wäre, so würde das Thronrecht des jetzigen Monarchen klar seyn.

No. 2 ist umständlicher in der Geschichte der Thaten des Jünglings, die ihn als Menschen und als Krieger schmückten, ferner seiner Reisen, während er ausgewandert war, seiner Vorsicht, nicht wider die Republikaner seines Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, der englischen Politik, wodurch er in Spanien kein Commando wider Napoleon erhielt, seiner Vermählung mit der Prinzessin von Sicilien, seiner Rückkehr nach Frankreich im J. 1814. So oft dem jetzigen Monarchen vergönnt war, seine politische Meinung auszusprechen, war sie freysinnig. Als er dem Hofe verdächtig wurde, wanderte er aus nach England, bis man ihn zurückrief. Als Privatmann lebte er sparsam und stets im Schoosse seiner Familie, welche er trefflich erzog. Den 31 Jul. 1830 trugen ihm einige 90 Anwesende der Deputirtenkammer die Stelle eines *Lieutenant-General* des Königreichs an, worauf er den 8 August den Thron bestieg.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1831.

ÖKONOMIE.

Leipzig, in Baumgärtners Buchhandlung: *Allgemeine Encyklopädie der gesammten Land- und Haus-Wirthschaft der Deutschen, mit gehöriger Berücksichtigung der dahin einschlagenden Natur- und anderen Wissenschaften.* — Oder *allgemeiner und immerwährender Land- und Hauswirthschafts-Kalender,* bearbeitet von mehreren Gelehrten und praktischen Landwirthen und herausgegeben von D. *C. W. E. Putsche,* Prediger zu Wenigen-Jena. 13 Bände. 1827—1831. 8.

(Beschluss der in Nr. 237 der J. A. L. Z. abgebrochenen Recension.)

XIX. *Die kleine Viehzucht, oder vollständiger Unterricht, Schweine, Ziegen, Hunde, Kaninchen, alles Hausgeflügel, ingleichen Seidenwürmer zu erziehen.* (Einleitung zur Viehzucht überhaupt 26 S. Schweinezucht mit bes. Titel, 54 S., welche in der Ziegenzucht fortlaufen bis 100, jedoch hat diese einen besonderen Titel; wie auch die Zucht der Seidenwürmer und Maulbeerbäume, worin die S. bis 152, dann wieder in der Federviehzucht, Kaninchenzucht (ohne Titel) bis 210 fortlaufen. Die Hundezucht mit Titel 30 S.) In unserem, vom Buchbinder geordneten Bande steht vorn eine recht gute Einleitung in die Viehzucht überhaupt, deren Vf. nicht genannt ist.

Die *Schweinezucht* ist von Hn. *Dieterichs,* dessen Vortrag wir schon charakterisirt haben, mit etwas „Schweinerey" vermehrt worden. Man höre: „§. 2. Anstalten, worin viele Schweine gezüchtet (Lieblingswort!) werden, nennt man *Sauereyen,* auch *Schweinereyen;* man findet solche bis jetzt noch nicht häufig in einem solchen geregelten Zustande, wie diess mit den Stutereyen der Fall ist, weil, obgleich man den grossen Nutzen des Schweines einsieht, es doch zu gering geschätzt wird, solche Anstalten einzurichten, welche Geringschätzung nicht geschehen sollte; denn die Schweinezucht ist weniger kostspielig, als die Pferdezucht, aber weit einträglicher, als diese." — „Wenn indessen nur Ehrenstellen und einträgliche Aemter dabey zu erhalten wären, oder wenn auch nur Luxusartikel daraus gemacht werden könnten (aus den Sauereyen?), so würden sich bald einflussreiche Personen darum bemühen, und es würde bald förmliche Staats-Sauereyen (*sic!*) geben, so wie es Staats-Stutereyen und Staats-Schäfereyen giebt." — Die *Ziegenzucht* ist von Hn. *Krause,* dem Vf. der Botanik, abgehandelt. Wir bemerken sofort, dass die Cachemirziege nur als Varietät der gemeinen betrachtet wird, und im System den Namen *Capra hircus laniger* führt. Das Werkchen ist übrigens systematischer als die Botanik und in einer Art von poetisirendem Stil geschrieben, wenigstens was die Cachemirziege betrifft; auch ist es vollständig zu nennen. Nur über die Acclimatisirung der gedachten Thiere verbreitet sich der Vf. nicht, und wir glauben mit Recht, denn wir zweifeln an der Möglichkeit.

Den *Seidenbau* hat wieder Hr. *Dieterichs,* auch „nach eigenen Erfahrungen," bearbeitet. Hiezu gehört auch ein Kupfer. Unter den Futtersurrogaten muss noch *Scorzonera hispanica* genannt werden. Das von demselben S. 138 empfohlene Zerschneiden der Blätter taugt nichts. — Die ganze Abhandlung wird für den, welcher sich mit dem Seidenbau vertraut machen will, auf keinen Fall hinreichen, und der Vf. wird sich bey ruhiger Prüfung leicht überzeugen, dass das Werk von *Zinken,* genannt *Sommer,* instructiver, die dort *genau* angegebene Behandlung auch naturgemässer, daher besser ist.

Die *Federviehzucht* ist ebenfalls von Hn. *Dieterichs* geliefert worden. Eben von ihm, als einem Thierarzt, hätte man erwarten dürfen, dass er sich mehr über die Krankheiten dieser Thiere verbreite. So fehlt aber z. B. bey den Gänsen die Charakteristik der Seuche; auch vermissen wir Notizen über das Lahmwerden junger Gänse, welches oft epidemisch herrscht und viele wegrafft. Ein gutes Mittel dagegen (das Uebel wird auch Gicht genannt) besteht in dem Aufritzen der Latschen (Füsse), bis Blut kommt, und Bestreichen der Wunde mit *Balsam. Sulphuris.* — Die *Hühnerzucht* ist ziemlich oberflächlich behandelt. Auch vermissen wir die Angabe eines Mittels, um die Jungen von einer Brut unter einer Mutter zu vereinigen. Es besteht darin, sämmtliche Junge mit Schnaps zu waschen, die Alte wird dann die fremden so gut annehmen, als die ihrigen — Bey richtiger Abwartung der jungen Puter ist das schädliche Eingeben von Pfeffer oder Brantwein gar nicht nöthig. — Die Abhandlung über die *Taubenzucht* ist wenig befriedigend. — Bey der *Kaninchenzucht* ist über die Einrichtung der Ställe gar nichts gesagt; diese Thiere

werden aber, wenn sie nicht eigene Wohnungen bekommen, anderwärts durch ihr Wühlen sehr schädlich. — Eigenthümlich sind die Gesetze, welche in der *Hundezucht*, zur Verhütung des Tollwerdens, vorgeschlagen werden. Die Beobachtungen, die man über wüthende Hunde in Berlin machte, hätten umständlicher, als geschehen, angeführt werden sollen.

Sonderbar nimmt sich die Verstreuung der Monatsgeschäfte in diesem Bande aus, und muss dem Käufer einzelner Zuchten eben so und noch mehr auffallen, als die fortlaufende Seitenzahl.

XX. *Die Teichfischerey* (98 S.). Der Vf. ist mit dem Inhalte des Textes so ziemlich der Anordnung gefolgt, welche die vorkommenden Geschäfte vorschreiben, hat aber ausserdem die eigentlichen Monatsarbeiten gesondert. Es erscheint als ein Mangel an diesem übrigens gut gearbeiteten Werkchen, dass so wenig über die Naturgeschichte der Fische selbst gesagt wird; denn die Zucht eines Thieres ist so sehr auf jene gegründet, dass sich Eines ohne das Andere gründlich nicht abhandeln lässt. In der vorigen Abtheilung ist diess nicht übersehen worden; die Redaction hätte also, schon um der Gleichförmigkeit willen, dafür sorgen sollen, dass diess auch hier geschah. Ja, mit demselben Rechte, mit dem sie eine ökonomische Botanik bestehen liess, musste sie auch der ökonomischen Zoologie eine Abtheilung einräumen. Diese für sich abgehandelt, würde für mehrere Abtheilungen eine gute Grundlage abgegeben haben, und hätte sogar dazu beytragen können, die eigentliche Zucht hie und da umständlicher zu bearbeiten. — Was der Vf. vom Karpfen, namentlich vom Spiegelkarpfen beybringt, gründet sich meist auf die Angaben von Männern, welche nicht Naturforscher waren; denn *Bloch* hat er offenbar nicht benutzt. Trotz *Pohl*, dessen Schwäche in der Naturgeschichte sich schon genügend aus seiner Technologie ergiebt, sind alle Ichthyologen *jetzt* darüber einig, dass der Spiegelkarpfen, der Sattelkarpfen, der Kohlkarpfen nur Varietäten des gemeinen Karpfens sind. Die Naturgeschichte des Letzten hat aber *Hartmann* in seiner helvetischen Ichthyologie, die der Vf. selbst anführt, recht gut abgehandelt. Dass überhaupt der Vf. die systematischen (lateinischen) Namen nicht angiebt, rechnen wir ihm auch als einen grossen Fehler an; denn bey dem Schwankenden der deutschen Namen sind sie unentbehrlich. So ist es z. B. nicht möglich zu entziffern, welchen Fisch der Vf. unter seinem Weissfisch oder Plötze meint. Denn der eigentliche Weissfisch, *Linné's Cypr. Leuciscus*, gehört zu *Cypr. Alburnus*, die Plötze aber ist *Cypr. rutilus*. Der Bley ist wohl nichts Anderes als *Cypr. brama*, der sonst Brachsen, Brachsmen, Blick u. s. w. genannt wird. Der Giebel ist wohl *Cypr. Gibelio*. Der Barsch ist *Perca fluviatilis*. Der Stintz ist *Salmo Eperlanus*, der Schmerl *Cobitis barbatula*, sonst auch häufig Gründling genannt. Wir glauben diesen Tadel wegen der fehlenden lateinischen Namen um so mehr begründet, als der Vf. anderwärts, z. B. S. 61, die Namen der den Teichfischen schädlichen Thiere beybringt, sowie die von allerley Teichpflanzen S. 67. Uebrigens hat der Vf. Unrecht, hie und da *Teich* durch *Deich* zu erklären; das letzte ist bekanntlich ein Damm, wie auch S. 6 angegeben worden.

XXI. *Die wilde Fischerey, oder vollständige Lehre über die dahin gehörigen Fischarten* u. s. w. (60 S.) Die Literatur ist so wenig vollständig, als der Abriss der Naturgeschichte. So ist z. B. bey den Flossen die zur Unterscheidung oft so wichtige Afterflosse nicht genannt. Manches ist auch ganz undeutlich vorgetragen. Z. B.: „Die Zunge ist knorplicht (lich) und bey den sogenannten Raubfischen, wie schon gedacht, mit Zähnen besetzt; bey einigen fehlt sie ganz. Vermöge ihrer (? der Zunge?) scharfen und nach allen Seiten hinzurichtenden Sehkraft (! das *Auge* der Fische ist im Gegentheil wenig beweglich!) wird ihnen die Unbeweglichkeit zwischen Kopf und Rumpf völlig ersetzt. Sie sind mit dem Sinne des Geruchs und Gehörs begabt, und einige von ihnen geben selbst einen verschiedenen (?) pfeifen-, krähen- (!) und grunzenartigen, auch weinenden und zischenden Laut von sich." — Eben so falsch ist es, wenn von „Lünsen" der Fische gesprochen wird; so mag sie wohl ein Fischer nennen, aber in einem Unterrichtsbuch dürfen so unrichtige Ausdrücke nicht vorkommen. Wenn der Vf. den Fink (*Filaria* oder *Ligula*) „eine lange dünne *Made* (!!)" nennt, so zeugt diess nicht von genauen Kenntnissen in der Naturgeschichte; denn Made wird immer nur eine *Insectenlarve* genannt. — Auch die Naturgeschichte und Nomenclatur der Flussfische ist sehr lückenhaft. Besser ist der praktische Theil bearbeitet.

XXII. *Die Lehre von den Bienen.* (210 S.) Die Monatsarbeiten sind auch hier zweckmässig von dem eigentlichen Texte gesondert. Dieser ist weitschweifig, und soll einen gewissen poetischen Schwung haben, der zu einem solchen Gegenstande nicht passt. Das Praktische im Buche ist gut, wenn man es auch aus einer Menge überflüssiger Worte heraussuchen muss; aber in der Theorie ist der Vf. weit zurück, und die Naturgeschichte und Physiologie der Bienen hätte er lieber ganz weglassen sollen. Abermals vermissen wir hier die Zoologie. Wäre diese von einem Sachverständigen im Zusammenhange bearbeitet worden, so hätten mehrere Fehler nicht vorkommen können. Der Vf. sagt z. B. S. 2: „Aber die Nerven und ihre Verbindung, wodurch das (Gefühl der Bienen) möglich wird, liegen im Unsichtbaren, sowohl für das natürliche, als auch für das bewaffnete menschliche Auge." Und doch citirt der Vf. weiter unten *Swammerdam*, der die Nerven schon genau genug beschreibt, wahrscheinlich aber schrieb der Vf. die Stellen aus anderen Werken, nicht aus *Swammerdam* selbst ab. Fast zum Lachen ist Folgendes: „Aber Niemand hat uns weder die Geruchs-, noch die damit ohne Zweifel (!) zusammenhängenden Geschmacks-Nerven aufzuzeigen vermocht (*Swammerdam* z. B. weist 6 zum Munde gehende Nerven nach!). Ja alle haben bisher den Bienen das Organ der Nase (vielmehr des Geruchs) abgesprochen (!). Und obgleich Hr. *Unhoch* mit Hülfe eines Mikroskops an ihnen ein Gebilde, ähnlich einer

Nase (!) gesehen haben will (welches kein anderes, als der untere Theil der sogenannten Stirn; oder richtiger das Untergesicht, *hypostoma*, ist), und uns hievon selbst eine Zeichnung geliefert hat: so scheint doch das gegen ihr Daseyn zu seyn, dass sie von dem allgemeinen Typus abweicht (ist diess nicht auch der Fall mit dem Geruchsorgan der Amphibien, der Fische, ja der Vögel?), und die Oeffnung nicht vorn, sondern in einem Nasenwinkel an der Seite und mit Haaren bedeckt erscheint, was offenbar nicht zweckmässig seyn könnte (die Robben schliessen sie sogar mittelst einer Klappe!)." Ferner: „Sie haben zwey grosse sichtbare Augen (die drey kleinen waren dem Vf. wohl unsichtbar?), und in jedem derselben will (? wirklich?) Hr. *Unhosh* (die schon von *Swammerdam* gelieferte Beschreibung kennt also der Vf. *nicht!*) mehr als zweytausend kleinere, in der schönsten Ordnung und mit dem schönsten Glanz und Licht begabt, gesehen haben." Das ist stark, aber der Vf. verräth noch mehr Kenntnisse, indem er als Gewährsmann für die 284 Knochen des menschlichen Körpers und desselben 600 Muskeln, von denen jeder 10, sage Zehn! unterschiedene Zwecke und Absichten (vgl. *Adelung!*) haben soll, *Galen — de formatione foetus* anführt. — *Hubers* vortreffliche Beobachtungen, *Reaumurs* Geschichte der Bienen, *Ramdohrs* Zergliederungen waren dem Vf. eine *terra incognita.*

XXIII. *Thierheilkunde.* (274 S. 1 K.) Der Vf., Hr. *Dieterichs*, hat sich eine Einleitung über den abnormen Zustand des Organismus, den man Kranksеyn nennt, erspart, und fängt sofort mit der Thierwundarzneykunde an. Da überdiess die Thiere nicht monatweise krank werden, so konnte auch der ganze Band aus fortlaufendem Texte bestehen. Bey dem Verbrennen mit Kalk S. 25 dürfte statt allen Schmierens, wozu der Vf. „schleimige, ölige und fette Dinge(!)" vorschlägt, Essig die besten Dienste thun. Wenn dem Schaden, den z. B. Cantharidensalbe anderwärts anrichten kann, dadurch vorgebeugt werden soll, dass man „etwas Fett oder Oel in der Umgegend der Stelle" aufstreicht, so hat der Vf. vergessen, dass der wirksame Stoff der Canthariden durch Oel in seiner Wirkung verstärkt wird, und dass Kampfer sofort die Wirkung der Canthariden aufhebt. In solchen Fällen kann man sehr häufig chemische Antidote anwenden, die dann besser wirken. Bey allen Wunden, Quetschungen, Verrenkungen ist *Spiritus Arnicae* aus dem Saft der frischen Pflanze (Wurzel, Kraut und Blüthe) mit Weingeist *ã* gemischt bereitet, den man mit etwas reinem Brantwein und vierfacher Quantität Wasser (wenigstens) vermischt, das *beste* Mittel. Es wird danach in den wenigsten Fällen Entzündung (die zur Heilung nöthige ausgenommen) oder gar Eiterung entstehen. Auch die Schmerzen werden danach sich mindern, doch darf die Befeuchtung der Wunde nicht übertrieben werden (z. B. alle Stunden!). — Gegen die Klauenseuche hat uns ein praktischer Thierarzt *Tr. Aloes et Myrrhae aa.* zum Einstreichen empfohlen, ein Mittel, dem wir nicht aus eigener Erfahrung, wie dem vorigen, das Wort reden können. — Bey alten offenen Sattel- und anderen Drücken hat uns die grüne Heilsalbe von *Rohlwes* die besten Dienste geleistet. Im Sommer vermehrten wir, wegen des Fliessens, die festen Ingredienzen in derselben. — Bey einer wohlgenährten Heerde veredelter Schafe von 1400 Stück hatten wir nie Gelegenheit, einen Dreher zu bemerken, wohl aber mehrere Traber, meist altes Vieh, und immer sassen bey diesen Oestruslarven in der Nase, mehrmals auch neben dem *Larynx* unten an der Kehle. Heilversuche haben wir nicht angestellt. Die Thiere wurden geschlachtet, und wenn sich sonst nichts Schadhaftes zeigte, das Fleisch bis auf den Kopf, der weggeworfen ward, verbraucht. — Gegen das Aufblähen hat uns *Petroleum* mit Schnaps vermischt, selbst in fast verzweifelten Fällen, geholfen; wir kamen nie in den Fall, einen Trokar anwenden zu müssen. Diät hinterher ward nicht nothwendig. Wir haben das Aufblähen auch nicht bloss nach Grünfutter, sondern auch ausserdem bey einem Ochsen bemerkt, einem sogenannten Windfänger, fast jedesmal, wenn er beym Ackern *gegen* den Wind getrieben ward. — Bey dem sogenannten Rückenblut S. 147 hat — gegen alle Theorie! — ebenfalls die gegebene Mischung mit *Petroleum* geholfen, die ein alter Schäfer ohne unser Wissen eingegeben hatte. Das Mittel bestätigte sich späterhin auch durch die Erfahrungen Anderer. — Bey der Verhärtung der Euter der Schafe thaten uns die Schmuckerschen kalten Umschläge die besten Dienste, sie sistirten meist gleich den oft eintretenden, schnell um sich greifenden Brand. Bey offenen geschwürigen Stellen, und wenn Maden sich einfanden, leistete *Rohlwes* grüne Salbe die erspriesslichste Hülfe. — Das Kupfer stellt chirurgische und andere Instrumente dar.

XXIV. *Oekonomie, oder die Lehre von den Verhältnissen der einzelnen Theile der Landwirthschaft zu einander und zum Ganzen.* (I. 343 S. II. 280 S. Mehrere Tabellen. 2 Kupf.) Die Vff. haben in dieser Abtheilung wieder den Text von den Monatsarbeiten gesondert, und sich mit jenem so wenig nach der Zeit gerichtet, dass ein recht systematisches, schon der Eintheilung nach erfreuliches Ganzes dadurch hervorgegangen ist. Auch das glauben wir nach der Lectüre dieses Bandes annehmen zu dürfen, dass einer der Vff. (*Koppe?*) zugleich Vf. der eingangserwähnten allgemeinen Einleitung ist. — Im April u. s. w. fehlen die Monatsarbeiten. — Die Vff. haben im ersten Abschnitt alles zur Betreibung der Oekonomie Erfoderliche folgendermassen eingetheilt: 1) Grund und Boden; 2) arbeitende Kräfte; 3) Geräthe und Saaten; 4) Gebäude; 5) Nutzvieh; 6) hinreichendes Vermögen; 7) die mannichfaltigsten Kenntnisse. Im zweyten reden sie von den verschiedenen Arten des landwirthschaftlichen Betriebes. Der dritte lehrt die landwirthschaftliche Buchführung. Im vierten handeln sie von der agrarischen Gesetzgebung in Deutschland und den aus ihr hervorgehenden Hülfsquellen zur Verbesserung und Erweiterung des Landbaugewerbes. (Enthält sehr Beherzigungswerthes!) Der fünfte belehrt über die Aufhebung und Ablösung der Frohndienste und der Naturalabgaben der bäuerlichen Landbewohner und über die Verleihung des Ei-

genthums der Höfe, wo solches noch nicht Statt fand. Eine Abhandlung, die sich unmittelbar an die vorige anschliesst, und zum 6ten Abschnitt, von den Verhältnissen des Landwirthschaftsgewerbes zum Staate, und von dem Standpuncte, den es im Nationalverkehr überhaupt einnimmt, den Uebergang macht, der zugleich das Ganze schliesst. Wir müssen dasselbe für die beste landwirthschaftliche Abtheilung erkennen; einmal wegen der Vollständigkeit, dann aber auch wegen der zweckmäsigen Anordnung und des klaren nicht weitschweifigen Vortrags. Die Tabellen beziehen sich auf Rechnungswesen u. s. w., die Kupfer auf Theilungen.

XXV. *Land- und hauswirthschaftliche Technologie.* (360 S. 4 K.) Bereitung des Traubenweins und anderer, auch künstlicher Weine; Bierbrauen; Brantweinbrennen; Essigmachen; Zubereitung des Flachses und Hanfes; Fabrication der Stärke; Fabrication europäischen Zuckers; Zubereitung der fetten und ätherischen Oele; Seifensiederey; Kalk-, Gyps- und Ziegel Brennen; Bleicherey für den häuslichen Bedarf; Färben; Wäscherey (dabey auch das Waschen der Schafe; das Fleckenausmachen); Bäckerey; Fabrication der Butter und der Käse, des Rauch- und Schnupf-Tabaks und vieles dieser Art wird hier behandelt, und die Kupfer stellen verschiedene Geräthe, die Brantweinbrennerey u. s. w. dar. — Aber trotz des reichen Inhalts vermissen wir doch mehrere, nicht unwichtige Dinge, z. B. die Bereitung verschiedener Syrupe, namentlich des Malzsyrupes, die Verfertigung des Sago aus Kartoffeln, der Suppentafeln, das Trocknen der Früchte und Gartengewächse, die Bereitung der Säfte, Notizen über Kaffee, Thee und ihre Surrogate, über Reinigung des Wassers, über die Bereitung von Kitten, Anstrichen u. drgl., der Wichsen (noch ist nicht *eine* vollkommen brauchbare vorhanden, d. h. die, ohne dem Leder zu schaden, dasselbe wasserdicht macht und Glanz giebt), über die Zubereitung wasserdichter Zeuge, die dem Oekonomen gewiss willkommen wären u. s. w. Ueber den Vortrag brauchen wir Nichts zu sagen; *Hermbstädts* Werke sind ja hinlänglich bekannt; aber auffallend ist es, dass S. 285 das Recept zu einer schwarzen „Tinte von schlechter Art" vorkommt. — Gewiss mit Unrecht ist in dieser Abtheilung der Kalender weggelassen, dessen Wichtigkeit der Vf. nicht hätte verkennen sollen. Wie Manches kann nicht nur zu bestimmten Zeiten eingesammelt werden, um erst später verwendet zu werden, welches man leicht übersieht, und dann zu spät vermisst!

XXVI. *Vollständiges Generalregister* u. s. w. Dieses Register über zwölf so starke Bände, in welchem noch so manche Lücke des Werkes ergänzt, das hie und da Zerstreute vereinigt, das am unrechten Orte Aufgeführte an den gehörigen verwiesen worden, ist eine wahrhaft herkulische Arbeit gewesen. Der Vf. verdient deshalb in vollem Masse Bewunderung und Dank, und es bedarf bey Beurtheilung dieses Bandes der „Nachsicht" nicht, „die ferneres Bestreben mehr belebt, als niederschlägt." Wir sprechen diess mit eben der Ueberzeugung aus, als wir uns genöthigt sahen, den Vf. hinsichtlich seiner Botanik zu tadeln. Einen Hauptfehler hat indessen diess Register, der jedoch keineswegs dem Vf. zur Last fällt, — es ist durchaus nur dann brauchbar, wenn man die Encyklopädie monatsweise, nicht aber nach den einzelnen Scienzen binden lässt. Auch dieses hätte sich vermeiden lassen, wenn letzte Bandnummern bekamen, die etwa in Klammern gesetzt worden wären. Freylich noch eine bedeutende Arbeit, aber auch eine grosse Werthserhöhung. — Diess Register, mit *Webers* Lexikon verbunden (eines ergänzt das andere), werden ein Repertorium für den Landwirth bilden, in welchem er für die meisten Fälle genügenden Aufschluss erhält.

Man wird aus unserer Recension ersehen, wie werthvoll das ganze Werk ist, besonders in praktischer Hinsicht auf die einzelnen, eigentlich landwirthschaftlichen Zweige; wir bergen aber nicht, dass noch Manches zu wünschen übrig bleibt, welches durch einen besseren, besonders aber consequent durchgeführten Plan zu erreichen gewesen wäre.

Zu dem Ende möchten die einzelnen Abtheilungen immerhin, wie sie jetzt sind, bestehen; aber jede müsste in den eigentlichen Text und in den Kalender-Abschnitt zerfallen. In jenem konnte viel, jetzt hie und da bemerkbares Ueberflüssige wegfallen; dagegen musste auf eine geschichtliche Einleitung Rücksicht genommen, auch ein Blick aufs Ausland geworfen werden, um zu zeigen, um wie viel der Deutsche vor- oder zurückstand. Demnächst musste gezeigt werden, wie das Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung steht, wie es diess oder jenes unterstützt, und von anderen unterstützt wird. Dabey musste streng von der *Redaction* darauf gesehen werden, dass kein *Bearbeiter seine* Grenzen überschritt, wie z. B. *Franz* in der Rindviehzucht. Es wäre dadurch viel Raum erspart worden, der noch zu mancher früher und jetzt angegebenen Ergänzung benutzt werden konnte. Die Literatur einer jeden Abtheilung musste genauer, doch mit Auswahl gegeben werden, und zwar in Einer Uebersicht: so ward es leicht, mittelst Abkürzungen im Text darauf zu verweisen, wodurch ebenfalls an Raum gewonnen worden wäre. Alles Ueberflüssige musste vermieden werden, namentlich die wiederholende Weitschweifigkeit (z. B. in der Rindviehzucht), die poetisch seynsollenden Ergiessungen und der pomphafte, unpassende Stil in manchen Abtheilungen, besonders aber das Anführen der Stellen aus alten Schriftstellern. Der Kalender-Abschnitt musste *ganz* für sich bestehen, damit er auch für sich gebunden werden konnte, und hatte auf die Abtheilungen und Capitel des Textes zu verweisen, welche jeder Vf. recht gut im Voraus angeben konnte. Sollten übrigens die einzelnen Scienzen auch als besondere Werke ausgegeben werden, so war eine solche Bearbeitung, wie wir verlangen, um so nothwendiger, ganz unentbehrlich aber ein genaues Inhaltsverzeichniss, noch besser ein Register.

Die Verlagshandlung verdient für gutes Papier, guten Druck, wohl ausgeführte Kupfer und billigen Preis allen Dank.

O. p.

